MITTEILUNGEN AUS DEM VEREIN ZUR ABWEHR DES ANTISEMITISMUS

Verein zur Abwehr des Antisemitismus








Sach-Register 1906.

A

Abickes, Professor in Tübingen, über H. St. Chamberlain 272
Aerzte und Antisemiten in Wien 37
— Besuch franz. Aerzte in Berlin u. d. Antis. 280
Ahlem, israelitische Erziehungsanstalt 183,184. 324,325
Ahlwardt redivivus, gegen Juden u. Jesuiten 69. 91,92
— als Demagoge geschildert v. Abg. v. Gerlach 295
Akademischer Lehrerverein in Frankfurt a. M., antisemitische Tendenz 87,88
Akademische Lesehalle in Berlin, Wahlniederlage d. Antisemiten 385,386
Alliance Israélite Universelle 219
Alsfeld-Lauterbach-Schotten, Reichstagswahlkreis u. das Zentrum 263
Amerika, Juden, Antisemitismus 3. 67,68
— Protestvers. gegen russische Judenmetzeleien 68
— Einwanderungsfrage und Juden 136,137. 285,286
— Kongreßmitglieder, hervorragende Gelehrte, Geistliche treten für die Juden ein 163. 372
— jüd. Soldaten 192
— jüd. Minister 340,341. 351
Amerikanischer Brief 3. 67,68. 100,101. 136,137. 285,286. 372,373
Anarchisten u. Antisemiten 36,37
Antisemitische Abgg. im Reichstage 173
Antisemitische Ausschreitungen, Verurteilungen in Forbach 8, Würzburg 8, München 71, Stolp 192, Breslau 231, Bochum 295, Weinheim 359
— in Stettiner Antisemitenvers. gegen Professor Reißer 83,84. 93,94
Antisemitismus als Mittel Karriere zu machen 14
— und Wissenschaft 91
Aron, Emil, Führer der Freisinnigen Volkspartei in Stettin 359
„Augsburger Postztg.", kathol., über Bialystok 202,203
Australien, Bundesrepräsentantenhaus gegen die russ. Judengreuel 212
Ausweisungen russischer Juden, Gegenstand einer Interpellation im Reichstag 141,142
— im preuß. Abgeordnetenhause 149,150
— Handhabung 162
Automobilsport und Juden 213
Avenarius, Ferd., Herausgb. des „Kunstwart" und Adolph Bartels 227. 231

B

Bade-, Kur- u. Erholungsorte, ganz oder z. T. antis. 192. 208. 230,231. 244. 246,247. 257,258. 271. 282,283. 296
— konfessionelle 215,216
Baden, verkappter Antisemitismus in Heidelberg 86
Bailleu, Geh. Archivrat, greift auf dem Wiener Historikertag d. Presse an 307,308
Balfour, Premierminister, über den Antisemitismus 72
Ballin, antis. Klatschgeschichten 138. 239
Bartels, Adolf, Gegner eines Heine-Denkmals 64. 227,228. 234—236. 242—244. 251 bis 254. 258—261. 269
— über den „verjudeten" Buchhandel 125,126
— über die „Judenpresse" 135,136
— von der „Weimarischen Ztg." in Schutz genommen 236,237
— 1893 gegen den Antisemitismus 281,282
— will eine Nationalbühne für d. deutsche Jugend gründen 290,291. 305,306
— über den „Riß" zwischen konf. und radikaler Weltanschauung 237—339
— Persiflage von Karl Ettlinger 351,352
Bartling, nationallib. Abg., antisem. Aeußerung 6
Barth, Theodor, Dr., auf der Generalvers. des V. z. A. d. A. 73,74. 78,79
„Bayerisches Vaterland" greift den Prinzen Ludwig an 137,138
— gegen Automobilsport der Juden 213
— schimpft auf „Preußen und Juden" 254,255
Bayern, Abgeordnetenkammer, antis. Zwischenfall 245
— antis. Eisenbahnbeamte 255
Beck, Minister, u. d. Antisemiten 179,180. 271,272
Berliner Stadtmission und Stöcker 178,179
Benoit, Geheimrat in Karlsruhe, Vorstandsmitgl. d. V. z. A. d. A. 79. 245
Berg, Lehrer, antisem. Reichstagskandidat für Dt.-Krone in einer Liegnitzer Mittelstands-Versammlung 314,315
Beseler, Justizminister, und die Begnadigung Bücklers 1,2. 22
— über den Fall der antisemitischen Referendare in Breslau 2c. 42,43. 61—63
— ein neuer Kurs? 56. 112
Bethmann-Hollweg, v., Minister des Innern, über d. Ausweis. russ. Juden 149
Bewer, Max, kokettiert mit dem Gedanken einer deutschen Bartholomäusnacht gegen die Juden 38
— Ambitionen auf den Nobelpreis 175. 231
— über Heinrich Heine 268
Bickell, Gustav, Prof., Entlarver antisemitischer Talmudfälscher, gest. 24
Bialystok (Bjelostok), Metzeleien und Prozeß 185, 186. 202,203. 203,204. 209,210. 374.
Bier, Richard, Dr.: mit Prof. von Bergmann zum Sultan berufen 352
Biermer, Prof. in Gießen, antis. Aeußerungen 6. 12
Bismarck, Beziehungen zu Bleichröder 358,359
— über Heine 368
Blasel, Dr., Kaplan, spricht in Grünberg i. Schl. gegen das Ritualmordmärchen 131
Blau, Bruno, Dr., über den Einfluß des Antisemitismus auf die Gestaltung „der Kriminalstatistik" 229,230
Bleichröder, Beziehungen zu Bismarck 358,359
Blind, Karl, gegen Judenhetze 279
Blumenberg, Landgerichtsrat in Beuthen wegen Verbrechens im Amte, Betruges, Unterschlagungen zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt, Prozeß und antis. Presse 33,34
Blumenfeldt, A. W., jüd. Komponist 71
Blutbeschuldigung s. Ritualmord
Böckel, Dr., ehem. antis. Abg. hat den Marburger Wahlkreis den Deutschsozialen „vererbt" 263
Böckler, Abg., Redakteur und Parteisekretär 12. 23
— und Krösell 191,192
Bodeck, Emil, antis. Agitator gest. 221
Bodelschwingh-Schwarzhasel, v., auf der Generalvers. des B. d. L. 50
Böhme, Dr., antisem. Reichstagskandidat f. Marburg 12,13. 23. 30
Börsensaal in Frankfurt a. M. den Antisemiten verweigert 354
Böttcher, Dr., ehem. Redakteur der „Staatsbürgerztg." und Bruhn 138
Bourget, Paul, Antidreyfusard 89
Bulle, Adolf, Dr., gegen das Heine-Pamphlet von Bartels 281,282
Bund der Landwirte und Mittelständler 36. 146
— Generalversammlung 50
— unterstützt Wilhelm Schack 60,61
— und Deutschsoziale 250,251
— und Hessischer Bauernbund 343. 346,347
Brandenstein, v., Abg., über d. Ausweis. russ. Juden 149,150
Breitenbach, Minister, nicht jüd. Herkunft 161,162
Brömel, Abg., über d. Ausweis. russ. Juden 150
Bruhn, Abg., Verteidiger des Adels 111
— gegen Joachim Gehlsen und andere ehem. antis. Freunde 129,130. 138
— u. d. „Wahrheit" 51. 182
Brunetière, Antidreyfusard 89
Brutzkus, Dr. aus Petersburg, in der Berliner Protestvers. gegen die russischen Judenmetzeleien 198
Bryce, James, über den Antisemitismus 72
Buchhandel u. Judentum 125,126
Bulgarien, Ritualmordlüge 147
Bürgerschaftswahlen in Hamburg 358. 389
Bußen, antis., für jüd. Zwecke 344

C

Carmen Sylva, Königin von Rumänien u. d. Juden 158,159
Cassel, Abg. über das Schulunterhaltungsgesetz u. d. Juden 167,168
— gegen den Minister v. Studt 168,169

Cauer, Minna, über Frauenbewegung und Antisemiten 135
Chamberlain H. St., u. d. Jesuiten 264
— beurteilt von Prof. Adickes 272
— von Max Kleinschmidt abgeführt 317,318
— ein „fleißiger Kompilator" 397
Christlichsoziale Partei, Agitationsmethode 174. 192
— Parteitag in Weimar 319
Christentum u. Antisemitismus 220,221
— u. Judentum 344
Clemenceau, Minister v. Antis. angegriffen 350,351
Cohn, Hermann, Prof. in Breslau gest. 296
Cohn, Heinrich, Ehrenbürger von Liegnitz 64
Coudenhove, Graf, Statthalter bei Einweihung der neuen Synagoge in Prag 359,360
Coudenhove, Heinrich, Graf, Antisemitengegner gest. 153
— Schreiben über d. Antisemitismus 184
Cordin, Otto v., über d. Juden 231,232

D

David, Dr., Reichstags- und Landtagsabg, nicht Jude 384
Dernburg, Kolonialdirektor, u. d. Antisemiten 280. 286,287. 294. 388
Derschatta, v., antis. Minister 179,180
Deutsche Burschenschaft, Juden 369,370
„Deutsche Hochwacht" in Stettin über Lessing 23,24
— macht furchtbare Enthüllungen 41,42
— über den Konitzer Mord 88
— entdeckt einen Ritualmord (Posen u. Bromberg), als Schwindel entlarvt 117. 139
— „Judenriecherei" 161
— lügt frech 230,231. 244
— klagt über einen Hohenzollern im Judenhause 286
— „feiner" Ton 311
— deliriert über die „Alliance Israélite Diplomatique" 313,314
— u. d. § 166 des Strafgesetzbuches 321
— Redakteur Th. Hübbe wegen Beleidigung zu 200 Mk. verurteilt 348,349
— über Kolonialdirektor Dernburg 388
„Deutsche Reform" in Dresden greift die Deutschsozialen wegen ihres unlauteren Wettbewerbes an 35
— greift den Abg. Raab an 251
Deutsche Reformpartei im Kriege mit Deutschsozialen 7. 12,13. 30. 35,36. 44,45. 66,67. 86,87. 133,134. 145,146. 177,178. 186,187. 204,205. 213,214. 221,222. 232—234. 244. 245. 250,251. 347. 356,357. 382.
— Parteitag für Ostdeutschland 133,134.
— und Mittelständler 35,36
— Parteitag in Kassel 333,334. 339,340
„Deutsche Volkswacht" in Friedberg (Hessen) liegt mit der „Sachsenschau" in den Haaren 86,87
— und ihre nationalliberalen Gönner 294
„Deutsche Wacht" in Dresden u. Abg. Zimmermann 7
— Bankerott 152. 161. 174,175. 207
Deutscher Verein in Frankfurt a. M. protestiert gegen ein Heine-Denkmal 103
Deutscher Volksbund, sein neues Programm 266
— Bundestag in Berlin 355
„Deutsches Adelsblatt" gegen Gleichberechtigung der Juden 277
„Deutsches Blatt" („Deutschsoziale Blätter") verleumdet 111. 137. 139. 140
— Judenriecherei 161,162
— plumpe Fälschung 192
— rühmt sich der Verbreitung der erdichteten Großrabbinerrede 310
— gegen d. Abg. Erzberger 319
— wegen Vergehens g. § 166 des Strafgesetzbuches u. Beleid. d. Justizrats Fuchs zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt 347,348
— Schwindelnotiz über die früheren Nationalsozialen 357
„Deutsches Volksblatt" in München und die „Großrabbiner-Rede" 5,6
Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband, verurteilt von dem Beirat für Arbeiterstatistik 38,39
Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband u. d. „Schack-Spende" 43,44
— organisiert Sprengkolonnen 111,112. 122
— Agitation in Schlesien 129
— im Wahlkreise Eisenach 134
— Praktiken in Haynau 175, in Berlin 327
— verleumdet den Leipziger Verband deutscher Handlungsgehilfen 207
— dreizehntes Verbandsstiftungsfest in Berlin 286
— begründet einen antisemitischen Kampffonds 289,290
— seine Krankenkassen 299,300. 310.
„Deutschsoziale Blätter" s. „Deutsches Blatt".
Deutschsoziale Partei im Krieg mit der Deutschen Reformpartei 7. 12,13. 30. 35,36. 44,45. 66,67. 86,87. 145,146. 177,178. 186,187. 204,205. 213,214. 221,222. 233,234. 244. 245. 250,251. 347. 356,357. 382
— u. Mittelständler 35,36
— Bündnis mit Konservativen u. Bündlern in Hessen 250,251
— Weihnachts-Hetzflugblatt in Thüringen 370,371
„Deutsch-Südwestafr. Ztg.", antisemitisch 306,307
Dreyfus-Affäre 187—189. 217—219. 228,229 276,277.
Dreyfus, Lucien, in der Wochenschrift „Funken" über Judenmassacres und Judenfrage 256
Drumont, antisemitischer Paaphletist „verjubet" 136
Dühring, Eugen, über das Christentum 221
Duma, russ., u. d. Judenfrage 269,270
Durant, Frhr., im Herrenhause über d. jüdischen Lehrer 222
— u. d. Juden 230. 277

E

Eckardt, J. T. v., über den großen Sanhedrin 399,400
Eickhoff, Abg., verteidigt den Abg. Mugdan 52
— über die Stellung der Juden in Deutschland 98—100
— Reminiszenz an den Reichskanzler Hohenlohe 383
— Einwanderungsverbot russischer Juden, in der Petitionskommission des Reichstages 387,388
Eisenach-Dermbach, Reichstagswahlkreis, Krawall-Prozeß 182
England, jüdische Abgeordnete 8, hohe Beamte 48
Erffa, v., Abg., über die Begnadigung Pücklers 22
Erfurt-Schleusingen, Wahlkompromiß zwischen Antisemiten, Konservativen u. B. d. L. 151
Ernst, Otto, Schriftsteller in Hamburg gegen d. Verdacht des Antis. in Schutz genommen 222
Erzberger, Abg., von d. „Deutschsoz. Blättern" mit Ahlwardt auf eine Stufe gestellt 319
Erzherzog Rainer, liberal 144
Erzherzog Franz Ferdinand und d. Antisemiten 206
Erzbischof (Kardinal) Fischer spricht in Stollberg für den konfessionellen Frieden 222
Ettlinger, Karl, persifliert Adolf Bartels 351,352

F

Finkenschaft f. Studentenschaft
Finnland, Judenfrage 128,129
Flinsch, H., Stadtrat in Frankfurt a. M., Vorstandsmitglied des V. z. A. d. A. 79
Flottenverein und Antisemitismus 277
Förster, Wilhelm, Prof., Geheimrat, Vorstandsmitglied d. V. z. A. d. A. 79
— Paul, Prof., über Christentum 221
— — über den Grafen Pückler 333
„Frankfurter Ztg.", wegen Beleidigung des Glogauer Gerichts (Behandlung Pücklers) verurteilt 311,312
Frankreich, jüd. Professoren 24
— höhere Offiziere 24. 123,124. 176. 287. 336
— Wahlen, Niederlage des Antisemitismus 176
Frauenbewegung und Antisemiten 135
Frauendorfer, v., bayerischer Minister und der Antisemitismus 245
Freimauerloge „Friedrich Wilhelm zur Gerechtigkeit" in Ratibor spendet f. d. russischen Juden 15
Friedberg, Justizminister, u. d. jüd. Richter 148
— Abg., über d. Ausweis. russ. Juden 150
Fritsch, Theodor, Herausgeber des „Hammer", gegen den Kaiser 102
— über germanische u. jüd. Journalisten 318
— agitiert in Thüringen 350
Frölich, antis. Abg., stiftet Reklamepokale 263
Fuchs, Eugen, Dr., Justizrat, Mitglied d. Justizprüfungskommission 56

G

Gehlsen, Joachim, im Streit mit Bruhn 129,130
Geiger, Ludwig, Prof., über Goethe u. d. Juden 278,279
Gerichtsvollzieher u. Antisemiten 264
Gerlach, v., Abg., über den Demagogen Ahlwardt 295
— über Ahlem 324,325
— gegen das Einwanderungsverbot russ. Juden 388
Gerock, v., Oberst in Straßburg, gegen die Beförderung von Juden zu Reserveoffizieren 108
Geschäftsantisemitismus in Berlin 22,23
— sein Niedergang 50,51
— in Frankreich 135,136
Geschäftsreklame, antis. 240
Gesellschaftlicher Antisemitismus 99,100. 105,106 124. 297—299. 311. 374,375
Geschworene u. Schöffen, Zurücksetzung der Juden in Posen 64, in Lippe 255,256
Gehmann, Dr., Abg., und die Anarchisten 36,37
Gneist, Prof., u. d. jüd. Richter 146
Goerth, Albrecht, Schuldirektor in Insterburg, f. Toleranz in d. Schule 276
Goethe und die Juden 278,279
Gotz, Dr., Vorsitzender d. deutschen Turnerschaft gegen Antisemitismus 14. 214. 302. 327
Goldschmidt, Karl, Landtagsabg., nicht Jude 137
Gorki, Maxim, gegen d. Antisemitismus 154
Gothein, Abg., über d. Mittelstand 19—22. 27,28.
Gräf, Oberamtsrichter in Geisa als Reichstagskandidat für Weimar proklamiert 334 342,343
„Grazer Wochenblatt", antisemitische Entgleisung 88
Großherzog von Baden u. d. Juden 296
Großherzog von Hessen befürwortet ein Heine-Denkmal 103,104. 123
„Großrabbiner-Rede", antisem. Fälschung 5,6
— in Rußland als Flugblatt verbreitet 296. 310
Grün, Anastasius, Dichter der Freiheit 127,128
Gruyter de, Dr., in Charlottenburg, Vorstandsmitglied d. V. z. A. d. A. 79
Guérin, Jules, über die „Macher" in Antisemitismus 135,136
Günther, S., Prof., Vortrag in einer Versammlung d. V. z. A. d. A. in München 53
Gyßling, Abg., über Ausweis. russ. Juden 150

H

Hagemann, nationalib. Abg., entwickelt sich nach rechts 69
Hallgarten, Charles L., in Frankfurt a. M. über d. Verwendung d. Hilfsgelder f. d. russischen Juden 24
— Vorstandsmitglied d. V. z. A. d. A. 79
— Vorstandsmitglied jüd. Organisationen 219
„Hallesche Reform", antis. Redakteur Schröber zu 500 Mk. verurteilt 182
„Hammer", antis. Monatsschrift, u. eine nationale Preisaufgabe. 183
Hammer, konserv. Landtagsabg., u. d. Gastwirte 267
Handelsrichter, jüd. 189
Handwerker, jüd. 287
Hartwig, Baumeister, über die Mittelstandsvereinigung 13
„Hauptmann" von Köpenick u. d. Antisemiten 335
„Heimkehr", Skizze 248

Heine, Denkmal-Frage 64. 68. 103,104. 123. 227,228. 234—236. 242—244. 251—254. 258—261. 236,237. 368
— von Stöcker beschimpft 69
— Heine-Straße in Stuttgart 94
— beurteilt von Bewer u. Rich. Wagner 268,269
Helmerich, reform. antis. Reichstagskandidat für Hofgeismar-Rinteln 177,178. 226
Henningsen, Generalsekretär d. Deutschsozialen, gegen ein Heine-Denkmal 103
— agitiert in Thüringen 116
— Hennigsen-Spende 342
Hermann, Georg, Verfasser von „Jettchen Gebert“ 362—364
Herold, Abg., über d. Ausweis. russ. Juden 150
Herzog Georg v. Sachsen-Meinungen, Stellung zum Judentum 139
— deutschsoz. Reichstagskandidat 177,178
Hessischer Bauernbund u. B. d. L. 343. 346,347
„Hessische Rundschau“ in Kassel gegen d. „Staatsbürgerztg.“ 101,102
— gegen die Kandidatur Richthofen in Waldeck 151,152
— über Liebermann von Sonnenberg 258
„Hilfe“, gegen das Heine-Pamphlet von Adolf Bartels 282
Hilfsverein der deutschen Juden 119—121. 219
Hirschel, Abg., als Schrittmacher des Bundes der Landwirte 36
— Prozeß wegen Unterschlagung von Genossenschaftsgeldern 102. 109,110. 334,335
Hilty, Prof. in Bern über Toleranz 8
Hochschulen s. Universitäten
Hofgeismar-Rinteln, Reichstagsersatzwahl 177,178. 186,187. 204,205. 213. 221,222. 225,226. 233,234. 244,245. 250,251
Hohenblum, Reichsritter v., auf der Generalvers. d. B. d. L. 50
Hohenlohe, Fürst, Reichskanzler u. d. Antisemiten 383
— Prinz, Statthalter v. Triest, für die konfessionelle Gleichberechtigung 112
— österreichischer Ministerpräsident, tolerant 143
Holzamer, Wilhelm, üb. „das Heine-Denkmal des Herrn Adolf Bartels“ 227,228. 234—236. 242—244. 251—254. 258—261
Horn, v., bayerischer Kriegsminister, üb. d. jüd. Soldaten 31
„Humpelchen“, Skizze v Reinh. Ortmann 154—156
Hypnose, Suggestion, jüdische 34,35

J

Ibsen und das Judentum 175
„Jettchen Gebert“, Roman von Georg Hermann, Kritik 362—364
Internationalität, Antisemitismus, Judentum 237,238
Jorga, Prof. in Bukarest, Antisemit 304
Josephy, Karl, Dr., Lehrer in Zürich gest. 224
Journalisten, germanische u. jüdische 316
Iskraut, Pastor, ehem antis. Abg., im Konflikt mit seiner Gemeinde in Krössuln 231
Islam und Juden 110,111
Istoczy, Viktor, ehem. ungarischer Reichstagsabg., befürwortet die Gründung einer antis. Partei für Ungarn 128
Italien, jüd. Parlamentsmitgl. 240
— jüd. Minister 264
— jüd. Senator Sanguinetti in Bologna gest. 399
Juden in antis. Beleuchtung 321—323
„Judenreines“ Haus in Oberlauchringen, Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes 70,71
— Schützenverein in Darfeld b. Münster 255. 257,258. 288
Judenriecherei d. Antisemiten 23. 94. 135. 161,162
„Judenpresse“ u. Adolf Bartels 134,135
— in einem antis. Flugblatt 301
Jüdische Organisationen, nationale und internationale 219
„Jüdischer Geist“ u. jüd. Sündenbock 273,274
Juristen-Fakultät in Paris, Verteidigerin der russischen Judenmetzeleien 131,132
Justiz, deutsche, u. d. Antisemiten 239

K

Kaiser Wilhelm II. u. d. Antisemiten 307
Kaiserin, von d. Antisemiten in Anspruch genommen 277
„Kasseler Sonntagsblatt“ gegen d. Kandidatur Richthofen in Waldeck 151,152
Kastenwesen u. Antisemitismus 381
Katholikentag in Essen gegen Rassen- u. Klassenhaß 279
Keller, Gottfried, u. d. Antisemitismus 245
Keruth, Abg., über den Fall der christlichen Referendare in Breslau 63
Keudell, v., Botschafter, über Bismarck u. Bleichröder 358,359
Kindler, Abg., über die Lage der Juden in der Ostmark 123
Kipper, Dr., Generalsekretär d. nationalliberalen Partei, spricht in Flatow gegen Abg. Böckler 12
Kirmß, Pfarrer, in d. Berl. Protestvers. gegen d. russ. Judenmetzeleien 197,198
Kirschner, Rechtsanw. in Posen, über die Zurücksetzung d. Juden b. d. Berufung zu Schöffen oder Geschworenen 64
Kleinschmidt, Max, gegen d. Theorien der Rassenfexe 317,318
Köhler, Abg., als Schrittmacher des B. d. L. 36
— will die Landwirte aus d. Frankfurter Gegend für die antis. „Deutsche Volkswacht“ einfangen 56
— Verurteilung zu 3 Mon. Gefängnis vom Reichsgericht bestätigt 175
— unterliegt bei d. Bürgermstr.-Wahl in Langsdorf 271. 277
Kölner Karneval u. Judenkarrikatur 70
„Kölnische Volkszeitung“ über d. Begnadigung d. Grafen Pückler 9
— über Staatsstellungen u. Judentum 302,303
Kolonien, deutsche, Antisemitismus 306,307
Kolonialskandale u. der jüd. Sündenbock 241,242
Konfession der Zahnärzte 8. 15
— der Hebeammen 8
— im Erwerbsleben 94
— konfessionelle Häuser 288
— konfessioneller Ball 336
— konfessionelle Kunst 361,362. 377—379
König, Dr., kathol. Prof. in Breslau gegen eine Ritualmordbroschüre 147,148
König Friedr. Wilh. IV. u. der jüd. Gasthofbes. 312
Konservative Partei u. Mittelstandsvereinigung 46,47. 238,239
— und Deutschsoziale 250,251
Kornmann, Pastor in Odessa, sammelt f. d. russischen Juden 25,26. 85,86
Koscielski v., Mitgl. d. Herrenhauses, gegen Bartels' Heine-Pamphlet 279,280
„Kreuzztg.“ greift die deutschen Juden an, weil sie für die Deutschen im Auslande nichts übrig hätten. Wird zahlenmäßig widerlegt 120,121
— über die Judenschlächterei in Bialystok 185,186
— alberner Angriff gegen Minister Straus 354
Kriminalität der Juden in Deutschland 74—78
— in Preußen nach dem Religionsbekenntnis 92,93
Kriminalstatistik u. Antisemitismus 229,230
Krösell, Abg., u. d. Sozialdemokraten 38
— in seiner Residenz 53,54
— im „Kladderadatsch“ 86
— Tätigkeit im Reichstage 150,151. 181,182
— Beiträge zu seiner Kampfesweise 169,170
— und Böckler 191,192
— bekommt von der Pyritzer Maurer- u. Zimmerer-Innung einen Korb 214
— hat sich ein Dutzend Beleidigungsklagen zugezogen 263
— u. d. Konservativen 294. 367,368
— allerlei Pikanterien 334
— sucht sich wieder an den B. d. L. anzubiedern 357
— u. die Stargarder Strafkammer 382
Kulturbedeutung der Juden im Urteil Karl Lamprechts 175
Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen u. d. jüd. Soldat 246
Küster, Max, Hannover, Vorsitzender der Mittelstandsvereinigung 30. 46,47 63. 68,69. 130. 161.

L

Lagarde, Paul de, über Christentum 221
Lamprecht, Karl, über die Kulturbedeutung der Juden 175
Landau, M., über „jüdische Päpste“ 375,376
Landwirtschaft und Juden, „Jüd. Gesellschaft zur Förderung des Ackerbaues“ in Chicago 140
— in Australien 163,164
— David Lubin 192
Lopierre, Herausgeber des Pariser antis. Blattes „La Cocarde“, wegen unzähliger Erpressungen und Verleumdungen verhaftet 163
Lasker, Eduard, beurteilt von Karl Schurz 180
Lattmann, Abg., über den Eisenacher Krawall 98
— über die Ausweisung russischer Juden 142
— schüttelt Pückler und Ahlwardt von seinen Rockschößen 142
— agitiert in Weimar 300,301
— Fiasko in einer Versammlung in Kassel 326,327
— parlamentarisches Auftreten 388,389
Lauterer, Ernst, Barde der „Staatsbürgerztg.“ und Wodanprediger 10,11. 26,27
Lehrerinnen, jüd. in Mannheim 122,123
Lenzmann, Abg., Vorstandsmitglied des V. z. A. d. A. gest. 102
Lessing, Gotthold Ephraim, als Judenschützer 23,24
Liebermann v. Sonnenberg, Abg., am 12. Dezember 1905 im Reichstage: „Wer einen Juden totschlägt, beerbt ihn!“ 8
— spricht in Sterzhausen gegen d. „Staatsbürgerzeitung“ 12
— auf der Generalvers. des B. d. L. 50
— u. d. Versammlungsfreiheit 97,98
— ein „kondottierihafter Parteiführer“ 166
— für ein Bündnis mit Konservativen u. Bündlern in Hessen 250,251
— Charakterstudie nach antis. Zeugnissen 258
Lichtenstein, Alois, Prinz über die russische Revolution 18,19
— seine politische Laufbahn 364,365
Lippe, staatsbürgerliche Zurücksetzung der Juden 255,256
Liszt, Franz v., Prof., über den Polnaer Ritualmordprozeß 31,32
— auf der Generalvers. d. V. z. A. d. A. über die Kriminalität der Juden in Deutschland 74—78
— gegen die russischen Judenmetzeleien 194,195
Löffler, v., Oberst, u. die Beförderung von Juden zu Reserveoffizieren 102,103
Lopuchin, Gouverneur, über obrigkeitl. Organisation der Pogrome 341,342
Lourdes und d. Juden 287
Lubin, David, Begr. des Internationalen Landwirtschaftlichen Instituts 192
Lueger, Karl, Bürgermstr. von Wien und der Wiener Wahlschwindel, Lobrede auf den Frhrn. v. Rothschild 55,56
— Siegeszug nach Rumänien 206,207
— u. d. Kaiser Franz Joseph 292
— u. d. Journalisten 307,308
— Erkrankung 327. 329,330
— Rollenwechsel 380
— u. die Zukunft seiner Partei 329,330
Lust, Landgerichtsrat in Tübingen, gegen d. russ. Judenmetzeleien 293,294
Luzzatti, italienischer Minister, Jude 64
— erhält ein Schreiben vom Fürsten Bülow 264

M

Mahr, Dr., Antisemit 92. 357
Marburger Wahlkreis, Ursache des Verlustes an die Freisinnigen 262,263
Marr, Wilhelm, über das Christentum 221
Marti, Prof. in Bern, über Toleranz 8
Martin, Dr., Gymnasialdirektor in Gnesen, Vorstandsmitglied des V. z. A. d. A. gest. 122
May, R. E., Hamburger Statistiker über die Kaufmännischen Krankenkassen 299,300. 310
Mendel, Emanuel, Prof. 350
Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht, Würzburger Universitätsprof., Urteil über d. Schächtfrage 371,372

Mercier, General und Senator, erhält von den Antisemiten den Eselstritt 224
Minister, jüd. 328. 340,341. 351
Mischehen in Deutschland 239,240
Mittelenglische Literatur, interessante Judenstelle 351
„Mittelstand“ des Abg. Kröfell, treibt Ritualmordschwindel 131. 139
— unwahre Berichterstattung 145
— wegen Verleumdung zu einem Monat Gefängnis verurteilt 160,161
— verurteilter Redakteur Weber verduftet 214. 271
— schlägt sich und verträgt sich mit dem „Pyritzer Kreisblatt“ 301
— wie er „berichtigt“ 325,326
Mittelstand, sein Wesen geschildert vom Abgeordn. Gothein 19—21. 27,28
Mittelständler und Antisemiten 35,36
Mittelstandsvereinigung, kryptoantisemitisch 13. 30. 36. 68,69. 87. 130,131. 212,213. 231. 295. 314,315
— u. Konservative 46,47. 238,239
— u. Bund der Landwirte 146
— und die Gastwirte, auf dem Verbandstag der Gastwirte in Essen 266,267
— bei den Reichstagswahlen 401
Mommsen, Theodor, über den Antisemitismus 92
Mosch, Hans v., Hetzrede in Breslau 6,7
— Wahlschulden in Erfurt 69
Münchener Gemeindekollegium, Antrag gegen die Niederlassung russ. Juden abgelehnt 152
Münz, Wilhelm, Dr., Rabbiner in Gleiwitz, Broschüre über d. Judenmetzeleien in Rußland, offener Brief an die Fürsten &c 328

N

Napoleon I. u. der große Sanhedrin 390—392 399,400
Nathan, Paul, Dr., über die Notlage d. russischen Juden 84,85
— über eine Unterredung mit Stolypin 270,271
— über d. russ. Revolution u. d. russ. Juden 398,399
Nathan, englisch-jüdische Familie (Generalstabsanwalt, Artilleriemajor, Gouverneur von Hongkong, Eisenbahningenieur,) 71,72
Nationalbühne, antis., für die deutsche Jugend 290,291. 305,306
„Nationale“ Preisaufgabe u. d. „Hammer“ 183
Nationalliberale Partei u. Antisemiten 92. 294
Nationalsinn, deutscher, u. Antisemitismus 383,384
Naumann, D., Pfarrer, in der Berl. Protestvers. gegen d. russ. Judenmetzeleien 198—200. in Bremen 222.
Neißer, Prof., von Stettiner Antisemiten beschimpft u. von dortiger Aerzteschaft verteidigt 83,84. 102
— im Herrenhause vom Grafen von Oppersdorf u. Prof. v. Bergmann verteidigt 111
Nobilitierung von Juden (Fritz Friedländer, Dr. Caro) u. d. Antisemiten 81,82. 93
„Nordhäuser Allgem. Ztg.“, liberal u. antisemitisch 215
Nußbaum, Arthur, Dr., Rechtsanwalt, über d. Polnaer Ritualmordprozeß 31,32

O

Oberlehrer, jüdische, an den höheren Lehranstalten Preußens 382,383
„Oberschlesische Ztg.“, in Beuthen, antisemitisches Zentrumsblatt, entdeckt einen Ritualmord, als Schwindel entlarvt 117
— wegen Beleidigung verklagt 240
Oertel, Chefredakteur, auf der Generalvers. des B. d. L. 50
Oesterreich, Schilderung d. antis. Bewegung 345,346
Oldenburg, v., Reichstagsabg., über die Ausweisung russischer Juden 142
Oriola, Graf, nationalliberaler Abg., unterstützt pekuniär die antis. „Deutsche Volkswacht“ 294
Ortmann, Reinhold, Skizze „Humpelchen“ 154—156
Ostmark, Judentum, Antisemitismus 47. 219, 220. 302.
Ostmark, im preuß. Abgeordnetenh. am 28. u. 29. März 123
— die Juden u. d. Akademie in Posen 302

P

Päpste, jüdische 375,376
Parlamentsberichterstattung, antisemitische 52
Pauli-Potsdam, Abg., u. d. Gastwirte 267
Pautsch, Otto, über d. preuß. Schulunterhaltungsgesetz u. d. Juden 82,83. 167,168
Peleffier, Georges, Studie über die Gegner von Dreyfus 89,90
Peltasohn, Abg., über die Lage der Juden in der Ostmark 123
— über das preuß. Schulunterhaltungsgesetz u. d. Juden 167,168
Persien, Verfassung u. d. Juden 399
Pfarrhaus und Juden 40
Pobjedonoszew, Judenhasser 89,90
Poddielski-Tippelskirch-Affäre u. d. Antisemiten 278
Pogrom (Bedeutung 216), s. russ. Judenmetzeleien
Pohl, Reichstagsabg., über die Ausweisung russischer Juden 142
Polen und Antisemitismus in Wongrowitz und Abwehrkundgebung 32. 176
Postmeister Michaelsen in Kopenhagen, jüd., verdienstvoll 312
Prabe, antis. Minister 179,180
Preußen u. Juden im „Bayerischen Vaterland“ 254,255
Provinz Posen, Juden 219,220
Pückler, Graf, Begnadigung (Umwandlung von Gefängnis in Festung) 1,2. 9,10. 22
— Antritt der Festungshaft in Weichselmünde 31
— auf Urlaub von Weichselmünde 145
— Kraftleistung in einer Berliner Versammlung 174
— von den „lieben roten Brüdern“ durchgeprügelt 183
— Pückler-Skandal u. Staatshoheit 201,202
— nach Weichselmünde zurückgebracht 214
— u. d. Behörden 263,264
— Kriegskasse verschwunden 301,302
— wegen Uebertretung preßpolz. Vorschriften freigesprochen 320
— in Berlin 18. 10. wegen Aufreizung zu Gewalttätigkeiten zu drei Monaten Gefängnis verurteilt 330—333
— horrende Schmähungen in Berl. Versammlungen 343,344
— von Russen verhöhnt 349
— wegen Anreizung zu Gewalttätigkeiten vor Gericht am 7. 11.; Sache vertagt 357,358
— satisfaktionsunfähig 374
Pudor, Heinrich, über „deutsche Musik“ 369,370
„Pyritzer Kreisblatt“ u. d. Kröfellsche „Mittelstand“ 301
Pyritz-Saatzig, Wahlkreis von Konservativen u. Bund der Landwirte bearbeitet 38

Q

Quidde, Prof., gegen die russ. Greuel 211

R

Raab, Abg., über den Eisenacher Krawall 98
— von der „Deutschen Reform“ angegriffen 251
— über Poddielski 302
— sein Reichstagsmandat angefochten 326. 342 von der Wahlprüfungskommission kassiert 381
Rade, Pastor, Herausgeber der „Christlichen Welt“ gegen die russischen Judenmetzeleien 26. 85,86. 211
Rassenfrage
— Rasse und Genie 32
— geistiger Atavismus 45,46
— beurteilt vom Abg. Graf Reventlow 166,167
— Rasse und Kultur 317,318
— Rassenvorurteile 365—367
— neues Rassengefasel 397,398
Regierungsbeamte, antisem., in Sachsen-Weimar, Prozeß in Eisenach 142,143
„Rheinische Volksstimme“, katholisch, agrarisch, antisem. 15
„Reichsbote“ u. d. „Hebräertum“ 114
— und Goethe 303
Reichstagsauflösung u. Wahlbewegung 393—396. 401—408
Religionsbeschimpfungs-Paragraph (§ 166) und die Antisemiten 321. 347,348
Reserveoffiziere, Wahlverfahren u. Juden 311
Restaurant, antis. 39
Reuther, Th., macht Enthüllungen über die hessischen Antisemiten 346,347
Reventlow, Graf, Abg., Repräsentant einer „minderwertigen Coterie“ 6
— in der Klinik des Prof. Israel 69
— gest., Nachruf 165,166
— und der Rassenhaß 168,167
Richter, Juristen &c., jüdische, beschimpft in Tafellied des Vereins christlicher Referendare in Breslau 14. 42,43 81—63. 66
— Juristen dritter Klasse 28—30. 39
— zwei jüd. Oberlandesgerichtsräte ernannt in Köln und Hamm, und einer zum Kammergerichtsrat 112. 113,114
— und Minister Friedberg 146
Richter, Eugen, Führer der Freisinnigen Volkspartei gest. 87
Richthofen, Frhr. v., Oberlandesgerichtsrat in Jena, antis. Reichstagskand. für Waldeck-Pyrmont 134, 151,152. 214. 381,382
Riehl, Skandalprozeß in Wien u. d. Antisemiten 353,354
Rießer, Gabriel 106—109. 162
Ritualmord in Treysa 7,8
— Polnaer Prozeß 31,32
— von einem Gymnasiallehrer in Drohobycz als Tatsache hingestellt 88. 94,95
— als Schwindel in Posen, Bromberg, Beuthen entlarvt 117. 131. 139,140
— in Bulgarien 147
— Kritik der Broschüre des Dr. Mommert 147,148
— in Kaschau 328
Rodenberg, Julius, Enthüllung einer Gedenktafel in Rodenberg 214,215
Röhl, Hugo, früherer antis. Redakteur in Bütow gest. 320
Roosevelt, Präsident, bestreitet eine ihm zugeschriebene antisemitische Aeußerung 100,101
— gegen die russ. Judenmetzeleien 212
— gegen Rassenhaß 290
Rosenthal, Hermann, Dr., Oberstabsarzt a. D., ein um den V. z. A. d. A. hochverdienter Mann gest. 69,70
Rothschild, Lord, präsidiert einer Protestversammlung gegen die russischen Judenmetzeleien in London 13,14
Royce, Josiah, Universitätsprof. in New Cambridge, über Rassenfragen und Vorurteile 365—367
Rudini, Ministerpräsident, antis. Entgleisung 184.
Ruhland, Prof., Prozeß mit Prof. Biermer 12
Rühl, Prof. in Stettin mahnt zur Beseitigung des Rassenhasses in Turnvereinen 335
Rumänien, Juden 39,40. 158,159
— Antisemitismus 304
Russische Judenmetzeleien 3—5, 26. 95,96. 112. 131,132. 173, 185,186. 202,203. 203,204. 209,210. 223—224. 232. 246. 256. 296. 328. 341,342. 360. 374
— Protestkundgebungen bezw. Versammlungen gegen die Metzeleien in London (Bischöfe, Minister usw.) 13,14. in Amerika 68. 212. Protest der russ. Schriftsteller 121, 122, Versammlung in Berlin 193—200, Artikel der „Nordd. Allgem. Ztg.“ 200, Urteil Tolstois 171—173, Versammlungen in Frankfurt a. M. 208. 211, in Stuttgart 212. 292—294, in Wien 212, in Australien 212, in Hamburg 222, in Kattowitz 256, Holländische Kammer 222, 223
— Hilfsaktion f. d. russischen Juden 13. 15. 24. 25,26. 120,121
Russische Revolution u. d. Juden 18,19. 41,42 288. 319,320. 398,399

Rußland, Lage u. Behandlung d. Juden 84,85. 95,96. 104. 131,132. 160. 240. 269—271. 276. 309. 336. 384. 389,390
— jüdischer Beamter Eliasberg 16
— antisemitisch-reaktionäres Flugblatt 72
— Duma-Wahlen und Juden 146,147. 159,160.

S

„Sachsenschau“ in Magdeburg über den Grafen Pückler 9
— liegt mit der „Deutschen Volkswacht“ in den Haaren 86,87
— über den antis. Bruderkrieg in Hessen 145
— gerissene Geschäftsreklame 240
— versucht den Juden gerecht zu werden 279
— über den „Mittelstandsrummel“ 295
— gegen Deutschsoziale u. B. d. L. 356,357
Sachsen-Weimar, Landtagswahl und Antisemiten 348. 381,382. 386,387
Samuel, Herbert Louis, jüd. Unterstaatssekretär in England 8
Sanchedrin, großer (von Napoleon berufen) 390—392. 399,400
Sauerbrei, Prof. in Gotha, geg. d. antisemitischen Turner 63,64
Schack, Wilhelm, Abg., und die „Schack-Spende“ 43,44. 59—61
— u. d. B. d. L. 60
— u. d. Eisenacher Krawall 97,98
— u. d. antis. Kampffonds 289,290
Schächtfrage, beurteilt vom Würzburger Prof. Albrecht Mendelssohn-Bartholdy 371,372
— Schächtverbot, ungültiges in Marburg 359
Schiemann, Professor, über die Metzeleien von Bialystok 210
Schleiden, H. J. M., Prof., über die Bedeutung der Juden für d. Wissenschaften im Mittelalter 184
Schlicht, Frhr., Militärschriftsteller, Antis. 274,275
Schneider, österreich. antis. Abg., üb. d. allgem. Wahlrecht 118
Schöffen s. Geschworene.
Schönerer, österr. Abg., Niedergang 396,397
Schrader, Reichstagsabg., über die Ausweisung russischer Juden 142.
— präsidiert der Berl. Protestversammlung gegen die russ. Massacres 193,194. 200
Schule u. Antisemitismus in Myslowitz u. Allenstein 138, in Rastenburg 183
— jüd. Schulen u. d. preuß. Schulunterhaltungsgesetz 167,168
— Toleranz in d. Schule 276
Schulunterhaltungsgesetz, preuß., und die Juden 47,48. 71. 82,83. 167,168. 222
Schurz, Karl, gegen die antis. Bewegung 153. 180,181. 267,268
Schwaner, Wilhelm, Herausgeb. d. Blattes „Der Volkserzieher“ üb. russ. Judenexzesse 3—5
Schwarzkopf, Ministerialdirektor, über die jüd. Lehrer 222
Schweden, jüd. General 48
— „verjudet“ 263
Schweiz, Antisemitismus 11,12
Selborne, Lord, über die Judenfrage 303,304
Siemens, Werner, und seine Brüder und die Juden 278
Sinclair, Upton, stellt antis. Gesinnung in Abrede 373
Shdanow, Rechtsanw. aus Moskau, in einer Berl. Versammlung geg. d. russ. Judenmetzeleien 195,196
Soldaten, Offiziere usw., jüdische, zerschossenes Ehrenzeichen in Beuthen 15,16
— in der bayerischen zweiten Kammer 30,31
— Armee, Juden, Antisemitismus 69. 71. 274,275
— jüd. Reserveoff. in Straßburg i. E. 102,103. 138
— in Oesterreich 216
— in Frankreich, höhere Offiziere 24. 123,124. 176. 287. 336.
— in Schweden, ein jüd. General u. Sektionschef im Marine-Ministerium 48
— in Amerika 192
Sonnino, ital. Ministerpräs., jüd. Abst. 64
Sonntagsruhe u. Juden 302
Sozialdemokratie und Judentum 48
Spahn, Reichstagsabg., über die Ausweisung russischer Juden 142
„Sparren“-Antisemiten 89,90
„Staatsbürgerztg.“ treibt Wodan-Kultus 2,3
— von Liebermann v. Sonnenberg beurteilt 12
— antichristlich 17,18
— Verhandlungen wegen Verschmelzung mit der „Post“ 22
— ihre finanzielle Lage 38
wieder christlich 58,59
— Uebergang in den Besitz Stöckers 101,102
— und der Ritualmordschwindel 127,127
— Erfindungskunst 171
— greift Prof. Th. Ziegler an 205,206
— üb. d. Ausgang d. Dreyfus-Affäre 217—219. 228,229
— und Goethe 303
— Niedertracht 361
— Wahrheitsliebe 382
Staatsstellungen und Judentum 302,303
Stade-Bremervörde, Wahlkreis, antis. Agitationen 318,319
Stadtverordnetenwahlen in Breslau 348
— in Frankfurt a. M. 373. 388. 398
— in Dessau 373,374
— in Dresden 379,380
— in M.-Gladbach 388
„Stargarder Ztg.“ v. d. Konserv. angekauft 38
Stein, Ludwig, Prof., in Bern, üb. Toleranz 8
Steinhauer, Wilhelm, Abg., Vorstandsmitglied d. V. z. A. d. A. gest. 183
Stern, Alfred, in Zürich, über Gabriel Rießer 106—109
Stöcker zieht gegen d. Juden los am 19. 1. im V. D. St. 25
— wettert gegen die Judenmacht usw. 58,59
— beschimpft Heine 69
— und d. Berl. Stadtmission 178,179
— üb. d. Dreyfus-Affäre 276,277. 287,288
— u. d. gesellschaftliche Antisemitismus 297—299
— schimpft auf dem Parteitag in Weimar auf d. Juden 319
— und Moses 336
Stollwerk, Kommerzienrat, Gegner des Antisemitismus 102
Stolypin, Ministerpräsident, über die Judenfrage in Rußland 240. 270,271
Straus, Minister in d. Verein. Staaten 340,341. 351
— von d. „Kreuzztg.“ angegriffen 354
Strosser, Abg., üb. d. Fall antisemit. Referendare in Breslau 61,62
Studentenschaft und Antisemitismus.
— Verein Deutscher Studenten und andere antis. Vereine 31. 115,116. 130. 161. 272. 286. 344. 385,386
— Freie Studentenschaft 56. 64. 349,350
— Finkenschaft u. Judenfrage 56
— Allgemeiner Deutscher Burschenbund“ und d. Judenfrage 114—116. 161. 272
— „Akademische Vereinigung Dahlemia“ in Berlin, bezweckt die Abwehr d. Antis. 115
— „Verband deutscher Hochschulen“, kryptoantisemitisch 230,231. 358
— „Ultramontanisierung“ u. „Verjudung“ 274
— „Juden in der „Deutsch. Burschensch.“ 275,276
Studt, v., Minister, antis. Entgleisung 168,169
Suchsland, Prof., über d. Mittelstand 19,20
— Mischmaschkandidat für Erfurt 151
— treibt konfess. Verhetzung in Erfurt 173,174

T

Tews, Lehrer, über das Schulunterhaltungsgesetz u. d. Juden 47,48
Tide, Johann, in Cahlenberge, radiater Antisemit wegen Wechselfälschung verhaftet 69
Toleranz, Vorträge in Bern 8
— Friedhof in Dermbach 216
— Michaeliskirche in Hamburg, ein Wahrzeichen der Toleranz 222
— Einvernehmen zwischen Christen u. Juden im Eisenacher Oberland 303
— Oberrabbiner u. Domherr in London 384
Tolstoi, über die russischen Judenmetzeleien 171—173
Träger, Abg., über d. Ausweis. russ. Juden 149,150
— in einer Berl. Protestvers. gegen d. russ. Judenmetzeleien 196,197
Trenkner, Prof. in Otterndorf, über eine interessante Judenstelle, der mittelenglischen Literatur 351
„Trierische Landesztg.“, Zentrumsblatt, stellt d. russ. Revolution als ein Werk der Juden hin 319,320
Turnerei u. Antisemitismus 14,15. 47. 63,64. 214. 264. 280. 302. 327. 335. 344. 349
Türkei, Juden 24
Tyszkewitsch, Graf, für die Gleichberechtigung d. Juden 240

U

„Ultramontanisierung“ u. „Verjudung“ 274
Unfried, Stadtpfarrer in Stuttgart, gegen d. russ. Judenmetzeleien 292,293
Ungarn, Juden und „Verjudung“ 153. 316,317
— Preßprozeß eines Budapester antis. Blattes gegen einen jüd. Redakteur in Szegedin 153,154
Universitäten, jüdische Korporationen 15. 398
Unterstaatssekretär, jüd., in England 8
Urussow, Fürst, ehem. russ. Unterstaatssekretär, über planmäßige Inszenierung von Pogromen durch russ. Verwaltungsbehörden 203,204

V

Verband Deutscher Handlungsgehilfen, nicht antisemitisch 207. 254
Verhovay, ehem. ungarischer Antisemitenführer gest. 224
Verein für Handlungskommis von 1858 in Hamburg, nicht antisemitisch 368
Verein zur Abwehr des Antisemitismus, Versammlung in München 53
— Generalversammlung in Berlin 73—79
Verein Deutscher Studenten s. Studentenschaft.
Vergani, Antisemitenführer in Wien, kaiserl. Rat 291,292
Verwaltungsbeamte, höhere, u. d. „Halbjuden“ 14
Victorius, Kommerzienrat in Graudenz, verdienstvoller Vertrauensmann des V. z. A. d. A. gest. 47
Viebig, Clara, Arierin 140
„Volk“, Organ Stöckers wärmt Klatschgeschichten auf 137
Volksschulen, jüd. 100
Volkszählung in Preußen u. d. Juden 320. 355,356
„Vorwärts“, soz. Zentralorgan, antisemitische Allüren 52
Vrba, Rudolf, Antisemit, Werk über die Revolution in Rußland 281,262

W

Wagner, Richard, über Heinrich Heine 268,269
Wahlschnorrereien, antisemitische, in Eisenach 43,44
„Wahrheit“, Skandalblättchen Bruhns 51. 182
— gegen Kolonaldirektor Dernburg u. d. Kaiser 294
Wahrmund, Prof., über Christentum 221
Waldeck-Pyrmont, Wahlbewegung 151,152. 263
Waldstein, Emil, über konfessionelle Kunst 377,378
Wangenheim, Frhr., auf der Generalvers. des B. d. L. 50
Wandlungen, antis. 189—191
Warenhaus d. Herzogs v. Pleß 272
Weil, Bruno, Dr., über d. Juden in der Deutschen Burschenschaft 275,278
„Weimarische Ztg.“, Hoforgan, tritt für Adolf Bartels ein 236,237
Weimar-Apolda, Reichstagswahlkreis, antis. Agitation 300,301. 310,311
— Oberamtsrichter Gräf als Reichstagskandidat proklamiert 334. 342,343
Weiskirchner, Dr., Magistratsdirektor in Wien und die Anarchisten 36,37
Weiß, Bernhard, Dr., über konfessionelle Kunst 361,362. 378,379

Wenng, Antisemitenführer in München u. d. Zentrum 327. 343
Wergeland, Hennerik, ein bäuerlicher Vorkämpfer d. Judenemanzipation 245,246
Werner, antis. Abg., über Liebermann v. Sonnenberg 258
— seine Sünden u. d. Deutschsozialen 265,266
— auf dem Parteitag in Kassel 339
Wiemer, Dr., Abg., über die Begnadigung Bücklers 22
Wien als Fremdenstadt u. d. Antisemiten 37,38
— Geschichte der Juden in Wien 283—285
Wiener Brief 18,19. 36—38. 54—56. 79,80 90,91. 118,119. 127,128. 143—145. 157,158. 179,180. 206,207. 261,262. 291,292. 307—309. 329,330. 364,365. 380,381. 396,397
Wilhelmorden u. d. Antisemiten 368
„Wirtschaftliche Vereinigung" im Reichstage wie Kraut und Rüben 130
Witte, Graf, Ministerpräsident, u. d. Hilfsaktion f. d. russischen Juden 13
— u. d. Juden 95,96. 132
Wolf, Simon, jüd. Staatsmann in den Vereinigten Staaten 341
Wolf, Gundrin, General und Sektionschef im schwedischen Marine-Ministerium 48
„Wolken und Morgenrot", Beleuchtung d. antis. Bewegung in Berlin, München, Dresden, Wien 315,316
Wolker, Prof. in Bern, über Toleranz 8
Wucher in Rußland 384
Wunderrabbi von Sabagora u. d. Antisemiten 354

Z

Zeller, antis. Agitator in München, wegen Wuchers, Meineidsverleitung u. Betruges zu Zuchthaus- u. Gefängnisstrafen verurteilt 311
Zentrum und Antisemitismus in München 327. 343
Ziegler, Theobald, Prof. in Straßburg, von der „Staatsbürgerztg." angegriffen 205,206
Zimmermann, Oswald, Abg., Prozeß gegen den Redakteur Herrlein von der „Deutschen Wacht" 7
— auf dem Parteitag für Ostdeutschland 133,134
— kennzeichnet die Stellung d. Antisemitismus unter Wilhelm II. 333
Zionismus u. kons. Kunst 361,362. 378,379.
„Zoller" in Hechingen, kath., über Bialystok 202,203
Zünftler und Bund der Landwirte 36
Zwickmühle, antis., u. d. Juden 249,250
Zwinger-Ressource in Breslau u. Juden 327,328



Orts-Register.

A

Allenstein 138
Alexandrowsk 216
Alsfeld 94
Augustusbad bei Radelberg 246
Augsburg 231

B

Bansin 246
Berlin 22. 50. 193. 280. 286. 327. 385,386
Bern 8
Beuthen 15,16. 33,34. 139,140
Binz 247
St. Blasien (Bad. Schwarzwald) 247
Bochum 295
Bologna 399
Borkum 247. 271
Bozen 247
Braunlage 247
Breslau 23. 42,43. 61–63. 231. 286. 348
Bromberg 131
Bruchhausen (Schwarzwald) 247
Budapest 16
Bukarest 206,207

C

Cabarz 192. 247
Cahlenberge 69
Chiemsee 247
Chicago 140
Cincinnati 372
Cranz 296
Cuxhaven 247

D

Danzig 39
Darfeld (b. Münster) 255. 257. 288
Deraibach 216
Darmstadt 357
Dessau 373,374
Dortmund 287
Dresden 379,380

E

Ebbs und Erl am Inn 247
Einöd (Obersteiermark) 247
Eisenach 47. 142,143
Enger 280
Erfurt 173,174
Eschwege 14
Essen 266,267
Ettlingenweiler (Schwarzwald) 247

F

Finsterbergen bei Friedrichroda 247
Flatow 12
Forbach 8
Frankfurt a. M. 8. 15. 56. 87,88. 103. 120. 208. 211. 354. 373. 388. 398
Freudenstein (Schwarzwald) 247
Friedberg (Hessen) 35
Fürstenblick bei Tambach 247

G

Gaisenstein 247
Garmisch 247
Gehlberger Mühle b. Oberhof in Th. 247
M.-Gladbach 388
Graal 192
Grünberg i. Schl. 131

H

Hahnenklee 247
Haigerloch 71
Hamburg 222. 303. 358. 368. 369
Hameln 100
Harzburg 247
Hassenrode 247
Haynau 175
Heidelberg 86
Heiligenhafen 247
Herzberg am Harz 247
Hildesheim 28–30. 39

J

Janowitz 47
Innsbruck 247
Insterburg 276
St. Johann bei Heiden 247
Johannesburg (Transvaal) 303
Juist 247
Jünkerath 94

K

Karlsbad 247
Karlsruhe i. B. 279
Kaschau 328
Kassel 182. 326,327. 333,334. 374,375
Kattowitz 256
Kaufbeuren 8
Kieferfelden am Inn 247
Kitzbühel 247
Klausen 247
Königsberg 121
Königsfeld (Schwarzwald) 247
Kolmar (Posen) 47
Krössuln 231
Kufstein 247
Kurnik 47

L

Lakolk a. Röm 247
Landeck i. Schl. 247
Langhampfen 247
Langsdorf 271. 277
Leba i. Pommern 247
Liegnitz 314
Ligau bei Dresden 247
Lissa (Posen) 47
London 13,14. 386
Lüneburg 34

M

Mannheim 122,123
Memphis (Tennessee) 163
Metlisalp (Berner Oberland) 247
Mezzolombardo 247
Montavon 247
Mühlenthal (bei Wernigerode) 247
Müllheim (Baden) 247
München 53. 71. 212. 295. 327. 343
Münchweiler 247
Müritz 247
Myslowitz 138

N

Nauheim 282
Neuenahr 192. 230,231. 244. 247
Nürnberg 255

O

Oberaudorf a. Inn 247
Oberbozen 247
Oberlauchringen 70
Oberweiler 247
Odessa 25,26. 85,86
Ostrowo (Posen) 47
Ottilienberg 247

P

Posen 64. 117
Prag 91. 247. 359,360
Pyrmont 247

R

Ramsau 215,216
Rastenburg 183
Ratibor 15
Reichelsheim i. O. 336
Reusch bei Bozen 247
Rodenberg 214
Rogasen 47
Ruhpolding (Oberbayern) 247

S

Salzbrunn 247. 257,258. 271. 282,283
Saßnitz 247. 277
Schärding a. Inn 247
Schierke (Harz) 247
Schönwerder 302
Schreiberhau 247
Schrimm 47
Schroda 47
Schwarzbach (bei Weigandsthal) 247
Sellin 247
Sermione 247
Sielbeck bei Uklei 247
Spindelmühle 208. 247
Sterzhausen 12
Stettin 83,84. 93,94. 212. 335
Stollberg (Rheinprovinz) 222
Stolp 192
Straßburg (Els.) 103. 138
Stuttgart 94. 212. 292. 382

T

Tabarz 247
Thiersee 247
Trautheim (Odenwald) 247
Treysa 7,8

U

Unterriß (Bayern) 247

V

Vilm (Rügensch. Bodden) 247
Volderbad b. Hall (Tirol) 247

W

Walchensee 247
Warnemünde 247
Washington 68
Weener 7
Weichselmünde 31
Weimar 319
Weinheim 359
Wenningstadt auf Sylt 247
Westerland auf Sylt 247
Wien 37. 212. 353,354
Wildbad (Schwarzwald) 247
Wildungen 247
Wongrowitz 32. 176
Worcester (Massachusetts) 163
Wreschen 47. 220
Würzburg 8

Z

Zellerfeld (Harz) 247
Zinnowitz 247
Zürich 224

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 1. Berlin, 3. Januar 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Die Begnadigung des Grafen Pückler.

Die dem Grafen Pückler-Tschirne auferlegte halbjährige Gefängnisstrafe ist auf dessen Gnadengesuch in eine Festungshaftstrafe von gleicher Dauer umgewandelt worden.

Die Erledigung von Gnadengesuchen, vorbehaltlich der Unterschrift des Königs ist Sache des Justizministeriums. Der Justizminister trägt die Verantwortung für alle Begnadigungen seitens der Krone. Die Begnadigung des Grafen Pückler ist *die erste in die Augen fallende Tat des neuen Justizministers Herrn Dr. Beseler.*

Nun ist zu fragen: war die Begnadigung des Grafen Pückler bereits durch den jetzt im Ruhestand lebenden Justizminister Dr. Schönstedt vorbereitet, hat Herr Dr. Beseler sie in den Akten des Ministeriums gewissermaßen als eine *Erbschaft* vorgefunden? Oder ist sie aus seinem *eigenen Vollwillen* hervorgegangen? Im ersteren Falle hätte zwar Niemand und nichts den neuen Justizminister daran verhindern können, sich an den Wunsch seines Vorgängers nicht zu kehren. Glaubte er gleichwohl mit der Erledigung des Gnadengesuches im Sinne des Herrn Schönstedt verfahren zu sollen, — dann trifft ihn ein gut Teil der moralischen Verantwortlichkeit. Sein Verfahren erschiene aber immerhin in einem freundlicheren Lichte, da man eben eine gewisse Pietät gegenüber dem seitherigen „hohen Chef" mit in Rechnung zu stellen hätte. Stellt sich aber die Entschließung des Herrn Justizministers Dr. Beseler als eine *streng persönliche* dar, die in keiner Weise durch Rücksichten aus dem Bereiche der Mandarinenstimmungen heraus veranlaßt worden ist und nur die Anschauung und Auffassung des Herrn Ministers widerspiegelt, — so würde das, insondere auch angesichts der Auffälligkeit des Vorganges als erste öffentliche Amtshandlung des neuen Herrn im Justizministerium sehr zu denken geben.

Das persönliche Schicksal des Grafen Pückler-Kl. Tschirne ist uns gleichgiltig. Das enthebt uns aber nicht der Aufgabe, die Behandlung, die man ihm zu teil werden läßt, vom Standpunkt unserer gesellschaftlichen und Rechtsverhältnisse aus bei diesem Anlasse zu beleuchten.

Entweder man hält den Grafen Pückler für voll *zurechnungsfähig* im strafrechtlichen Sinne, *oder* man hält ihn für *unzurechnungsfähig*. Das Letztere ist aber *nicht* der Fall. *Man sperrt den Grafen nicht ins Irrenhaus. Man nimmt ihn voll, man nimmt ihn ernst* und führt die Anklagen und Gerichtsverhandlungen gegen ihn ernsthaft durch. Da dies geschieht, *so darf der Graf Pückler nicht anders, nicht besser behandelt werden als ein „gewöhnlicher" Mensch.* Er darf um so weniger anders behandelt werden, als er, wie man aus reicher Erfahrung weiß, auf sein Grafentum, auf seine „höhere" Geltung als Graf *pocht* und aus seiner Geringachtung „niedriger" stehender Volksgenossen, z. B. kleinerer und größerer Beamten, kein Hehl macht. Er hat diese Geringschätzung zu den gröbsten Herausforderungen und Beleidigungen unserer Richter verdichtet. Einem Mann aber, der die Staatshoheit untergräbt und verspottet, wie es bei unseren Verhältnissen selbst ein Anarchist nicht wagen würde, wird fortgesetzt der *Glaube* gestärkt, daß in der Tat diese Staatshoheit nicht groß und erhaben genug ist, um *seine* Ehrerbietung fordern und die entsprechende Handlungsweise von ihm erzwingen zu können. *Gerade weil* Graf Pückler in seinen Versammlungen immer den Eindruck zu erwecken sucht, als seien die Staatsgewalten, besonders die Polizei, und er gewissermaßen Ein Herz und Eine Seele — manchmal mögen sie, so sucht er's darzustellen, nicht so können, wie sie wollen, — und gerade weil die Art, wie er mit den Staatsgewalten umspringt, nur einem Unzurechnungsfähigen mild nachgesehen zu werden pflegt oder einem ungezogenen Liebling, — *gerade darum mußte, nachdem das Gericht einmal mit einem scharfen Urteil dareingefahren ist, an diesem Spruch unter allen Umständen festgehalten werden.*

Die Begnadigung sagt mehreres. Sie sagt einmal: Graf Pückler ist *zu hart bestraft* worden. Sie sagt zum zweiten: Graf Pückler muß vor der peinlichen Gefängnisstrafe bewahrt bleiben. Er soll nicht Stein unter Steinen sein, sondern Kamerad unter Kameraden und darum nur die „vornehme" und stellenweise recht vergnügliche Festungshaft abzusitzen haben. Dem Herrn „Kavalier" wird es in keiner Weise als unkavaliermäßig angerechnet, daß er in einer *maßlos gewöhnlichen Sprache* beständig zu Raub, Mord und Totschlag aufzureizen sucht. Es bleibt unberücksichtigt, daß eine Kampfesart, wie sie ihm eigen ist, nichts mit jenen politischen Kampfmitteln zu tun hat, mit denen auch der politisch Bestrafte ein Vollehrenmann bleibt. Es wird dem Rechtsgefühl niemals als gerechtfertigt erscheinen können, daß man politische Redakteure, die vielleicht einmal ein zu scharfes Wort schreiben oder eine nicht erweislich wahre Behauptung aufgestellt haben, durch die sich ein Beamter verletzt fühlen könnte, ins Gefängnis steckt und sie mit Kaffeelesen, Dütenkleben und Federnreißen beschäftigt, — und daß andererseits der Herr Graf, bei dem die Beschimpfung Anderer mit den schärfsten Schimpfworten und

etliches andere eine stehende Gewohnheit bildet, dann, wenn ihn doch einmal die Strafe ereilt, dieser Strafe entzogen wird, um in dem „fidelen Gefängnis“ eines Festungsaufenthalts dem *Schein* einer Bestrafung unterworfen zu werden. Zu der selben Zeit, da man ehrenhafte, wegen Preßvergehen angeklagte und verurteilte Redakteure gefesselt wie gemeine Verbrecher durch die Straßen führte und zu Gericht brachte, durfte der Freiherr von Hammerstein, die bekannte Leuchte des Antisemitismus, aus dem Zuchthause in einer geschlossenen Droschke in tadellosem Gesellschaftsanzuge sich zu einer Zeugenvernehmung zum Gericht begeben. . . .

Ueber diese Dinge kommt der nachdenkliche Mann im Volke, der von der verfassungsmäßigen Gleichheit aller vor dem Gesetz weiß und der auch gehört hat, daß nur auf dem Boden der Gerechtigkeit der Bestand und das Gedeihen des Staats gesichert ist, nicht hinweg. Sie sind wichtige Steine in dem Mosaikbilde der Zeit, die wir zu durchleben haben. Auch aus klein Scheinendem kann sich Großes entwickeln.

* * *

Ihrem Befremden über die Begnadigung des Grafen Pückler hat die linksstehende politische Presse lebhaften Ausdruck gegeben. Den bezüglichen Betrachtungen der „*Liberalen Korrespondenz*“ entnehmen wir folgende Stellen:

Weit deprimierender noch als auf das Volksempfinden, dessen naive Vorstellung, daß Strafen eine abschreckende Wirkung haben sollen, damit gründlich zerstört wird, muß die abermalige Begnadigung auf die *Richter* wirken, die die den Angeklagten ohne Ansehen der Person, nur nach Maßgabe des schweren Delikts nach Recht und Gerechtigkeit verurteilt haben. Welche Empfindungen muß die Begnadigung bei den Mitgliedern des Gerichtshofes austösen, der in seiner Begründung des Urteils das hetzerische Gebahren des Angeklagten treffend also geschildert hat:

„Der Angeklagte hat in seinen Reden einrn Funken auf fruchtbaren Boden geworfen, unter einfache Leute, dir gar nicht die Konsequenzen ziehen können, welch ein Einfluß auf sir einwirkt und zu was sir verleitet werden. Graf *Pückler fordert auf*, dir Gesetzr beiseite zu lassen, sie *zu umgrhen*, also direkten Widerstand gegen Gesetz, Ordnung und Erhaltung des Staatswohles zu leisten. Dir Polizei ist leider in vielen Fällen nicht scharf genug vorgrgangen, um dem Unfug zu steuern. Die *Roheit* in seiner Ausdrucksweise ist um so schärfer zu verurtrilrn, da es sich um rinen gebildeten Mann, rinen Edrlmann handelt. Bei Graf Pückler hat sich der unzähmbarr Haß gegen die Juden bald zu riner fixen Idee ausgrbildet. In seinem Rrden hat der Angrklagte fortwährend Bibelzitate bei der Hand, und zwar in einrr geradezu *gemeinschädlichen Weise*. Graf Pückler spricht in einem Atemzuge von Christus, Nächstenlirbe und „verfluchtrr Bande“, „totschlagen“ und „krepieren“. Das schönr Wort: „Liebet Eure Nächsten“ hat rr bis jetzt noch nie zitiert. Aus diesrn Gründen rrscheint einr *Freiheitsstrafe als angemessene Sühnr, da die bisherige milde Bestrafung nichts geholfen hat, es vielmehr immer schlimmer wird*“.

Wie denken sich die Befürworter des Gnadengesuchs nun das zukünftige Verhalten des Grafen Pückler? Muß nicht die abermalige Begnadigung für einen Mann wie Pückler geradezu einen Anreiz bilden, seine demagogische Hetze fortzusetzen? Eine Autorität der Staatsgewalt erkennt Graf Pückler überhaupt nicht an. Ueber die „Herren in Moabit“, die ihm ausdrücklich seine geistige Zurechnungsfähigkeit bescheinigt haben, hat er sich bisher nur lustig gemacht, oder sie geradezu verhöhnt, in öffentlicher Gerichtsverhandlung vor die Pistole gefordert. Als der Staatsanwalt in der letzten Verhandlung von „Gassenjungen“ und „pöbelhaftem Benehmen“ sprach, ohne damit etwa, wie er selbst sofort einschränkend hinzufügte, den Angeklagten charakterisieren zu wollen, fuhr er ihm wütend in die Parade:

„Ich *verlange*, da dirse Aeußerungen rine schwere Ehrrnkränkung für mich rnthalten, daß der Herr *Staatsanwalt* sofort *revozirrt*, wenn er rin Ehrenmann ist. Wrnn der Staatsanwalt nicht revoziert, behalte ich mir weitere Maßnamen vor. Ich bitte also dringend, den Ausdruck „Gassenjungen“ wieder zurückzunehmen. Ich will wie rin Gentleman drhandelt wrrden!“

Ist die jetzige erhebliche Milderung der Strafe etwa auch nur mit Rücksicht auf den „Gentleman“ erfolgt? Die Justizbehörden werden sich jedenfalls nicht wundern dürfen, wenn in weiten Kreisen des Volkes — nicht nur in der Sozialdemokratie, für die die Begnadigung des Grafen sozusagen ein gefundenes Fressen sein wird — diese Auffassung Platz greift.

Die philosemitische „Staatsbürgerztg.“

Wer lacht da? Aber es ist eine Tatsache, daß von Antisemiten, so z. B. von der „Deutschen Hochwacht“ der „Staatsbürgerztg.“ vorgeworfen wird, sie habe sich vom Antisemitismus losgesagt, ja die Aermste wird bezichtigt, philosemitisch geworden zu sein. Es freut uns zwar, daß die „Staatsbürgerztg.“ nun an sich selbst erfährt, wie leicht man speziell des Philosemitismus, in „staatsbürgerliches“ Deutsch übersetzt, der „Judenknechtschaft“ beschuldigt werden kann, aber wir müssen ihr das Zeugnis ausstellen, daß sie noch immer, „voll und ganz“ und „unentwegt“ antisemitisch ist.

Daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen ist, waren wir wohl die Ersten zu bemerken, und haben darauf in unserem Artikel „Veränderte Taktik“ bereits in Nr. 44 der „Mitteil.“ hingewiesen. Wir haben damals die Bedeutung der Aenderung hinsichtlich des Antisemitismus gleichgestellt der Aenderung in den Namen eines verflossenen und des gegenwärtigen Redakteurs des Blattes: Bachler und Wachler. Die „Staatsbürgerztg.“ kehrt jetzt mehr ihren Ur-Teutonismus als ihren Antisemitismus hervor, und vielleicht hätten jetzt neben dem Judentum auch das Christentum und die ganze moderne Kultur die Ideale der „Staatsbürgerztg.“ zu fürchten. Tatsächlich hätte das bereits der Fall sein müssen, als das Blatt schlechtweg radau-antisemitisch war. Denn man sieht es ja zur Zeit in Rußland, daß man nicht bei den Juden Halt macht, wenn sie auch zuerst und zunächst am gründlichsten vorgenommen werden. Hat aber die Bestie erst Blut geleckt, ist sie erst nach den Lehren des begnadigten Grafen Pückler auf den roten Manasse hinlänglich dressiert, dann verschmäht sie auch andere Leute nicht, wovon unter Anderen die Deutschen in den baltischen Provinzen ja wohl inzwischen ein ergreifend Liedchen zu singen gelernt haben.

Die ehedem nur antisemitische „Staatsbürgerztg.“ kehrt nicht mehr blos Jehowah und Jerusalem den Rücken, sondern will auch von Christus nichts wissen. Selbst zu Weihnachten hat sie nicht das kleinste Artikelchen zu Ehren des Festes gebracht, ja das Fest, wenigstens in dem eigentlichen Blatt, nicht mit einem Wort erwähnt. Das verehrte Blatt kniet nämlich jetzt nur noch vor *Wodan* und macht in von ihrem Propheten selbst um 5000 Jahre zurückdatierter Unkultur. Unter dem Strich nämlich predigt ein Herr Ernst Lauterer in grotesken Sprachverdrehungen, die an die Edda und bald auch an Zarathustra erinnern sollen, die Herrlichkeiten teutonischer Götter und preist der Götter Obersten und nebenbei wird auch gegen alle Errungenschaften der Kultur zu Felde gezogen. So sehnt sich dieser „Staatsbürgerztg.“-Barde u. a. nach der Zeit zurück, da noch das Wort galt und es keine schriftlichen Verträge und Verschreibungen gab, und eifert kurz gegen alles, was „die nichtgermanischen Völker“ Gutes, Nützliches, Unentbehrliches dem deutschen Volke gebracht haben. Nach dem Barden der „Staatsbürgerztg.“ freilich haben diese nichtgermanischen Völker, die mit allerhand ehrenrührigen Titeln bedacht werden, nur des „Wurmes Brut, Untreue und Trug, und Neid und Not“ ins Land gebracht, auch allerlei Götzen.

Nein, die „Staatsbürgerztg.“ ist nicht philosemitisch, allerdings ist sie nicht mehr nur antisemitisch. Sie hetzt jetzt gegen *alle Nicht-Deutschen*. Ginge es nach den Hetzartikeln

der „Staatsbürgerztg.“, die in den letzten Wochen da zu lesen waren, dann befände sich Deutschland zur Zeit im Kriege mit Frankreich, England, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Norwegen, und vielleicht mit noch etlichen Völkern. So ungeniert wie nur Graf Pückler seine lieben Penubrüder, Einbrecher, Roten usw. aufhetzte, die Juden totzuschlagen und sich ihres Eigentums zu bemächtigen, ganz ebenso deutlich und unzweideutig fordert das Wodansblatt die Deutschen auf, sich russisches, österreichisches, türkisches und noch anderer Länder Gebiet zu nehmen.

Zum Glück für Deutschlands Frieden hat die „Staatsbürgerztg.“ noch nicht die internationale Bedeutung, die es daheim als Antisemitenblatt sich erhetzt hat. Das Wachlerblatt setzt aber nur konsequent die Rassenhetze des Bachlerblattes fort.

Amerikanischer Brief.

Sowohl anläßlich der Enrüstungsmeetings als auch anläßlich der Vierteltausendjahrfeier der amerikanischen Juden ist viel gesagt und geschrieben worden, was Kabel und Spezialkorrespondenten bereits gemeldet haben. Aber vielleicht noch bemerkenswerter als das, was hervorragende Persönlichkeiten bei solchen Anlässen sagen und schreiben, ist das, was bei solchen Anlässen gelegentlich und auch von minder hervorragenden Personen gesagt bezw. geschrieben wird. Schließlich ist es ja nur natürlich, daß einer jüdischen Versammlung, die eine patriotische Feier begeht oder zu einem wohltätigen Zweck zusammengekommen ist, Liebenswürdigkeiten gesagt werden.

Interessanter unseres Erachtens und bedeutsamer ist beispielsweise, was in dem von Madison Peters in seinem aus Anlaß der jüdischen Jubelfeier veröffentlichten Werke „Die Juden in Amerika“ in dem Kapitel über „Finanzen“ mitgeteilt wird. Danach hat der verstorbene frühere Mayor von Newyork, Wm. L. Strong, nicht in einer jüdischen, sondern in einer Versammlung von Geschäftsleuten über die Ehrlichkeit jüdischer Geschäftsleute konstatiert: „Ich habe weniger Geld verloren durch Verkaufen an Leute, die nichts hatten, als an reiche Geschäfte. Ich erinnere mich da eines Mannes, der bei mir eine Kiste Ware auf Kredit kaufte. Das war der Anfang. Nach zwei Jahren kreditierten wir ihm bis zu 30 000 Dollars. Es war ein Jude. Nach 16 Jahren teilte er 250 000 Dollars mit seinem Associé. Ich bin selbst ein Vierteljude. Das will sagen, ich habe mehr Vertrauen, daß Juden ihre Schulden zahlen als daß Christen es tun. Wir haben an Christen viel mal so oft verloren als an Juden, und von Juden, die fallieri haben, haben zehn ihre Schulden voll bezahlt, gegen einen Christen“. — Was sagen dazu die deutschen Antisemiten, deren am meisten geglaubter Glaubenssatz ist, daß die jüdischen Geschäftsleute mehr oder weniger unreell sind und betrügerischen Bankerott zu machen belieben? Als wenn es nicht gewissermaßen ein Widerspruch in sich selbst wäre, von Leuten, die hauptsächlich auf Geschäfte angewiesen sind und auch notorisch im Geschäftsleben Erfolge haben, zu behaupten, daß sie der Basis alles Geschäftslebens entbehren, nämlich der Ehrlichkeit und Vertrauenswürdigkeit.

Dabei fällt uns ein, daß eine andere kaum minder geglaubte Behauptung der deutschen Antisemiten dahin geht, daß die Juden Materialisten seien. Nun fügt es sich so, daß die „New York Evening Post“, vielleicht die einzige amerikanische Tageszeitung, die nicht nach nur geschäftlichen, parteipolitischen, sondern nach staatsmännischen Grundsätzen geleitet wird, die eher zum Tadeln als zum Loben hinneigt, jüngst in einem längeren Artikel gerade den Idealismus der Juden hervorgehoben hat. Keine Klasse der so verschiedenartig zusammengesetzten Bevölkerung Amerikas habe dem Lande ein höheres Ideal des Familienlebens gegeben als die Juden. Kein anderer Teil der amerikanischen Bevölkerung sorge so gut und so liberal für seine Kranken, Alten und Angestellte, und kein anderer Teil unterstütze so freigiebig die Armen und Hilflosen anderer Sekten. In den Listen der Geber an die jüdischen Wohltätigkeitsanstalten New Yorks finde man außerordentlich selten christliche Namen, während die sogenannten „christlichen“ Wohltätigkeitsanstalten selten vergebens sich an Leute jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung wenden. Der Wissensdrang, der die städtischen höheren Lehranstalten mit den Söhnen von Juden fülle, die als Zwischendeckpassagiere herübergekommen sind, sei an sich schon der beste Beweis des jüdischen Idealismus.

In Deutschland machen die Antisemiten den Juden diesen Wissensdrang zum Vorwurf und in dem benachbarten Rußland hat man alles mögliche getan, diesen idealen Trieb der Juden unbefriedigt zu lassen. Das genannte Blatt hebt dann noch die Leistungen und Verdienste der Juden um die Wissenschaft und um die städtischen und nationalen Reformen hervor. Was, fragt es, würden unsere Reform- und City-Klubs, unsere Bürgervereinigung gewesen sein ohne die Juden und ihre generöse Unterstützung? Welcher Kulturbewegung haben die Juden ihre Förderung versagt? Niemand in Amerika habe einen höheren moralischen Standpunkt eingenommen oder für einen reineren Idealismus seine Stimme erhoben, als Felix Adler. Niemand habe kräftiger gegen den Krieg, dieses Konglomerat aller Niederträchtigkeiten, gesprochen als Oskar Strauß. Und zu diesen Namen könnte noch eine ganze Schar anderer orthodoxer und nichtorthodoxer Juden hinzugefügt werden, und solchen Leuten schulde Amerika großen Dank. Die „Post“ hebt sodann hervor, daß die außerordentliche Entwickelung des musikalischen Lebens in Amerika zu einem sehr großen Teil den Juden zu verdanken sei. Wenn von irgend jemandem in Amerika die Musik für eine Notwendigkeit angesehen wurde, so sei es von den Juden. Am anerkennenswertesten aber sei die Tapferkeit und Großgeistigkeit, mit welcher die Juden Verfolgungen und Intoleranz ertragen. Alle gesellschaftliche Antipathie hätten die Juden ertragen mit exemplarischer Geduld und Würde, oft mit einer Vornehmheit, die man mit Unrecht eine christliche nenne. Dazu habe sie wie ihre Religion so ihr Idealismus in den Stand gesetzt. Es sei, als wenn sie mit Ruskin in die Noblesse der menschlichen Natur, in die Majestät ihrer Gaben, in die Fülle ihrer Liebe ihr Vertrauen gesetzt, daß sie einmal gerechtfertigt dastehen würden, und der Zuversicht gewesen wären, daß einmal jenes blinde unvernünftige Vorurteil verschwinden werde, unter welchem sie Jahrhunderte hindurch gelitten haben und mit dem sie noch lange zu rechnen haben dürften.

Reflexionen eines Urgermanen.

Herr Wilhelm Schwaner, der Herausgeber des Blattes „Der Volkserzieher“, des Organs des Bundes deutscher Volkserzieher, veröffentlicht in Nr. 25 einen bemerkenswerten Artikel über die russischen Judenexzesse. Er sagt da u. A.:

Das sind nicht Christen, nicht Russen, nicht Menschen, die dergleichen Schandtaten an wehrlosen Frauen, Mädchen, Kindern und Greisen begingen, sondern wilde, blutgierige Bestien. Und wer für dieses sogenannte Gottesgericht über die „revolutionären Semiten“ Verständnis findet, der darf sich auch nicht wundern, wenn in den slavischen Ländern immer heller der Fanatismus gegen den mehr wissenden und mehr besitzenden, zu Ordnung und Sauberkeit erzogenen Deutschen auflodert. Denn das ist's, was überall den (von Polizeispitzeln und Gensdarmen angeführten) Mob gereizt hat; der Besitz, das Geld und Gut der Juden! Die Wut

gegen die jüdischen politischen Aufwiegler bildete überall nur den Vorwand. Man wird der Welt doch nicht vorreden wollen, die Massendemonstrationen vom Januar her bis heute, mit denen die gesamte russische und europäische Intelligenz sympathisierte, auf die die ganze Welt mit hoher und freudiger Erwartung sah, seien von jüdischen Kindern, Mädchen, Frauen und Greisen gemacht. Nicht mal die wehrfähige jüdische Männerwelt hätte dazu gereicht; denn soviele Juden gibts ja überhaupt nicht; soviel Sympathie besitzt der Jude auch nirgends, daß man ihm als Führer gegen eine schlechte Regierung folgte?

Aber selbst, w e n n der intelligente, der studierende Jude — der doch auch sozusagen ein Mensch ist, in der Regel sogar ein hohe Steuern zahlender, also sehr nützlicher Staatsmensch ist! — selbst w e n n der Jude an der Revolte gegen diese meineidige, verlogene, verluderte, gott- und gefühllose Regierung sich beteiligt hätte; was hätte er denn anders getan als die Finnen, mit denen wir seit Jahren sympathisieren? Was täte er anders als die Evangelischen und Deutschen in Oesterreich, die sich von den Römlingen und den vom Tiber aus inspirierten Magyaren, Tschechen und Slaven nicht länger brutalisieren lassen wollen? Was anders als die Buren, die sich gegen die goldgierigen Engländer wehrten und unter unserem i n n e r e n, aber ohnmächtigen Protest erschlagen wurden?! Würden wir, wenn wir in ähnlichen bedrückenden und ehrlosen Verhältnissen aufgewachsen wären, wie die Juden, nicht auch zu den Waffen gegriffen haben gegen diese Massenmörder Plehwe, Bobrikoff, Pobjedonoszew u. a.?! Haben unsere Vorfahren nicht auch gegen die Römer, unsere Großväter nicht gegen die Franzosen Napoleons I. gekämpft? Und würden wir nicht w i e d e r mit Flinte und Säbel, mit Axt und Flegel losgehen, wenn fremde Treiber uns trieben, wie man das Vieh mit Stecken treibt?! Der gebildete russische Jude — der arme Ungebildete, verhält sich schon seinem hündisch-demütigen Wesen nach ruhig, ganz sicher länger ruhig als der halbtierische russische Bauer — und der gebildete Russe überhaupt haben wahrhaftig lange genug geschwiegen und die Faust im Sack geballt! Man mag das erklären aus der horizontalen Gliederung des Landes, aus der Schwerfälligkeit der Regierungsmaschine, aus der Abgeschlossenheit, Abgelegenheit und Vereinsamung der Einzelnen wie ganzer Dörfer, Städte und Völkerschaften; man mag auch Tolstois entnervende Moral als Grund für den politischen Stumpfsinn der Russen ins Feld führen: jedenfalls ist der Mensch, ist j e d e r Mensch seiner angeborenen Würde am nächsten, wenn er die Ketten abschüttelt, die ihm von seinesgleichen oder gar von sittlich Minderwertigen angelegt wurden. Dieses Recht hat auch der Jude; denn er ist ein M e n s c h! Und dieses Unrecht der Geistes-, Seelen- und Leibesvergewaltigung beging die im Blute deutsche, in der Unsitte französische und im Geiste asiatisch-barbarische Russenregierung systematisch seit Jahrhunderten!

Man macht es in gewissen Kreisen den deutschen Juden zum Vorwurf, daß sie jetzt im ganzem Lande, auch bei nicht Glaubensgenossen, für ihre armen gehetzten Stammesbrüder und -schwestern in Rußland Geldsammlungen veranstalten, und behauptet, daß bei ähnlichen Katastrophen in Deutschland die Unterstützungsgelder nicht so reichlich geflossen wären. Nun, zum Gegenbeweise, was wir selber tun, und nichttun, erinnere ich nur an den Brand von Aalesund, das Erdbeben in Italien und an — die Ueberschwemmungen im Weichsel- und Odergebiet! Von verheerenden Feuersbrünsten in eigenen Landen, von den schrecklichen Weberstreiks und dem ganzen Weberland überhaupt zu schweigen! Wo blieb denn da die durchgreifende Unterstützung u n s e r e r Stammes- und Glaubensgenossen aus u n s e r e m Beutel?

Man hat sich auch darüber aufgeregt, daß die jüdische Hochfinanz, die im verflossenen Jahre nach dem Wunsch unserer politisch interessierten Regierung den Russen mit einigen hundert Millionen auf die Beine half, jetzt diesen finanzpolitischen Beistand versagt. Man meint, so könnte dereinst die jüdische Geldaristokratie auch der eigenen Regierung die Unterstützung abschlagen, wenn die nicht so gehe, wie Juda wolle. Nun, man mag über Vaterlandslosigkeit des Großkapitals und über seine nicht immer, ja vielleicht selten einwandfreie Herkunft denken, wie man will, jedenfalls war es ein deutscher Jude, M. A. Rothschild, der den Schatz des Kurfürsten von Hessen rettete; — jedenfalls war es ein Bleichröder, der im deutsch-französischen Kriege und später in seinen Beziehungen zu Bismarck patriotisch handelte! Schließlich hätten sich ja andersrassige und -gläubige Großfinanziers ebenso gut Rückendeckung und Gewinne versichert und dadurch ebenfalls noch mehr Reichtum angehäuft, wie es dieser Jude getan haben soll. Wodurch anders als durch immensen Gewinn aus der politischen Konjunktur ist denn Krupp geworden! Von anderen christlich-deutschen Großkapitalisten gar nicht zu reden! Jedenfalls war es ein Jude, James Simon, der die glänzende Herstellung des Kaiser Friedrich-Museums ermöglichte; ein Jude, Ballin, der den deutschen Weltverkehr dem englischen und amerikanischen gleichwertig an die Seite brachte. „Aber die Wege, die Mittel“ höre ich sagen — nun, das deutsche, das nationale Großkapital plagt sich auch nicht allzusehr mit Skrupeln; sonst gäb's eben überhaupt kein Großkapital!

Ich muß gestehen, wie ich mich schon längst darüber aufgeregt habe, daß das jüdische Großkapital immer noch Million auf Million, Milliarde auf Milliarde nach Rußland fließen ließ, obgleich die Juden in diesem Lande der Scheusale und des blutigsten Schreckens geradezu rechtlos, vogelfrei waren! Wäre ich Jude, — jedenfalls ist es nicht mein Verdienst, daß ich als Germane geboren bin — und wäre ich Millionär, dieser Regierung eines Alexander III. oder Nikolaus II. hätte ich keinen einzigen Papierrubel, keine lumpige Kopeke geliehen! Das ist der Vorwurf, den ich den jüdischen Großkapitalisten mache, daß sie selbst da noch Gelder hingegeben haben, als man längst wußte, welche Schläge gegen Intelligenz, Bürgertum und Judentum geplant waren! Viel e h e r und ü b e r a l l hätte die jüdische Hochfinanz jede Hülfe bei „Restaurierungen“ und „Sanierungen“ solcher Staaten versagen sollen, in denen das Volk nach dem Wunsch und Willen herrschsüchtiger Priester und fürstlicher Despoten in Unwissenheit, Stumpfsinn und Tierheit gewaltsam erhalten wird. Dann würde sie manches gut gemacht haben von dem Bösen und Zweifelhaften, was ihr anhaftet. Dann würde sie Revolutionen, Streiks und selbst Kriege verhindert haben. Denn alle diese Völker- und Volkskarambolagen sind ja nur Kämpfe um Geld und Gut mit Geld und Gut!

Man hört in rabiat antisemitischen Zirkeln und hat sogar in strenggläubig jüdischen Kreisen den Wunsch, die Juden wieder in Palästina anzusiedeln, damit, wie die Pücklerjünger menschenfreundlich sagen, dieser „Beunruhigungsbazillus der Kulturvölker lokalisiert werde und an seinem eigenen Gift zugrunde gehe.“ Nun, ich bin weder politischer Antisemit noch rassiger Zionist und finde trotzdem den Gedanken einer neujüdischen „Eroberung“ Palästinas, falls er überhaupt ausführbar wäre, weder judenfeindlich, noch fanatisch oder gar absurd. Ich könnte mir denken, daß die Türkei gar nicht abgeneigt wäre, um den Preis der entsprechenden Millionen das „heilige“ Land zur autonomem Judenkolonie unter türkischer Oberhoheit und unter Garantie der Kulturmächte herzugeben; ja, ich halte es für möglich, daß Palästina mit Hilfe der Millionen und Milliarden, die zweifellos mit hinwandern würden, ein sozialer Musterstaat würde, vorausgesetzt, daß ihn die Nachbarvölker in Ruhe ließen. Ob aber dann aus den Kulturstaaten verschwände, was man heute spezifisch jüdische Eigenschaften nennt, Eigenschaften, die dem ursprünglichen Jägervolk der Germanen wesens-

fremd und abscheulich waren, das ist zum mindesten zweifelhaft. Ich glaube es nicht. Denn immer werden wir Kulturdeutsche Handel treiben müssen, und immer werden die Träger des Handels auf ihren Vorteil bedacht, gewinnsüchtig, vielfach international gesinnt, nicht selten schmutzig, geizig und treulos, betrügerisch sein. Das sehen wir bei den keltogermanischen Engländern und den Amerikanern; das sehen wir selbst bei unseren engeren Stammesbrüdern in den deutschen Mittelgebirgen, wo die Leute durch die Bodenbeschaffenheit ihrer Heimat gezwungen werden, auf den Handel zu gehen und — „Juden" zu werden. Ich behaupte, daß bei den Juden im allgemeinen nicht so viel und gewiß nicht mehr Bankrott gemacht wird als bei diesen christlich deutschen Handelsleuten. Und ich bezweifle, daß Rassejuden die Lehrmeister dieser unbeschnittenen „Juden" waren.

Vor allem wollen wir als ehrliche Menschen nie vergessen, daß wir Jahrhunderte durch die Juden außerhalb des Gesetzes und der Ordnung gestellt haben. Sie mußten in ihrem abgeschlossenen Ghetto wohnen, durften keinen Grundbesitz erwerben, konnten kein Staatsamt bekleiden, fanden nie gleiches Recht vor der Justiz und dergleichen mehr. Wir selber also haben sie zu Kaufleuten, „Börsenjobbern", Händlern, Trödlern und „Betrügern" gemacht! Wir zwangen sie zu diesem Leben; wir ließen sie darin schuldig werden; wir überließen sie der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden — dieses umgeformte Wort unseres großen deutschen Dichters paßt vielleicht für keinen so treffend, wie für den ungehetzten ungeliebten Stamm der Ahasvere. Genau so wie wir Deutsche, wie die Italiener und Spanier in früheren Jahrhunderten, erzog sich jetzt Rußland systematisch diese „vaterlandslose, revolutionäre, internationale Betrügergesellschaft!" Und dafür schlägt es sie nun tot, nachdem es vorher ihre Kinder, Frauen und Mädchen geschändet hat.

Mit diesem scheußlichen Antisemitismus haben wir Volkserzieher jedenfalls nichts zu tun. Gerade als Germanen nicht. Mein Stolz, meine Selbstachtung, aber auch der Respekt vor fremdem Leben und Besitz hindern mich, etwas zu tun, was Leib und Leben eines friedlichen und wehrlosen Mitmenschen gefährden oder gar vernichten könnte. Schon das echt germanische Gastrecht — man spricht den Juden gegenüber häufig vom Gastrecht — würde mir verbieten, gegen eine heimatlose Völkerschaft oder Religionsgemeinschaft zu hetzen, die unzweifelhaft neben manchem Bösen auch viel Gutes gebracht hat."

Aus dem antisemitischen Lager.

Das „Deutsche Volksblatt" in München zeigt sich wieder einmal als eines der schamlosesten, gewissenlosesten und verlogensten Antisemitenblätter. An der Spitze der Nummer vom 31. Dezember v. J. bringt es einen Artikel, betitelt: „Das politische Programm des Judentums" mit folgenden einleitenden Bemerkungen:

Im Jahre 1880 hat der englische Rabbiner John Readcliff eine Rede gehalten, deren Inhalt nicht blos für die Juden selbst von erheblichem Interesse gewesen ist, sondern mehr noch die nichtjüdischen Kreise interessieren muß. Nachdem gerade gegenwärtig wieder mit Hochdruck daran gearbeitet wird, den jüdischen Einfluß zu verstärken, ist es vielleicht nicht unangebracht, an die Programmrede Readcliffs zu erinnern. Ein Vergleich dieses Programms mit der Art, wie sich das Judentum praktisch betätigt, wird jedermann den Beweis erbringen, daß die Juden mit anerkennenswertem Eifer und sichtlichem Erfolge an der Verwirklichung dieses Programms arbeiten. Wir geben die Rede John Readcliffs in Nachstehendem nach dem Wiener „Deutschen Volksblatt" wieder.

Was für eine Bewandtnis hat es mit dieser Rede des „englischen Rabbiners John Readcliff"?

Die „Antisemitische Korrespondenz" vom 8. Februar **1891** brachte einen Artikel mit der Aufschrift: „Den Mitgliedern des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" als Angebinde!" Die Einleitung dieses Artikels lautet: „Wir lenken die Aufmerksamkeit aller der Herren, die „„wirklich vorkommende Ausschreitungen und Mißstände weder verhehlen, noch entschuldigen wollen"", auf eine Rede, die ein Groß-Rabbiner in einer geheimen Versammlung gehalten hat. Diese Rede wurde einem englischen Werke entnommen, das von John Retcliff unter dem Titel „Rechenschaftsbericht über die politisch-historischen Ereignisse der letzten zehn Jahre" herausgegeben wurde. Dieselbe ist von solcher Bedeutung, daß sie nicht oft genug gelesen werden kann. Sie ist eine Ungeheuerlichkeit sondergleichen und gibt uns einen Maßstab für die endgültigen Absichten der Judenschaft."(!!)

Es folgt nach dieser Einleitung ein Abdruck dieser angeblichen Rede eines Groß-Rabbiners. Allerdings sind darin die ungeheuerlichsten und abscheulichsten Dinge über die Absichten der Juden enthalten. Das Programm dieser angeblichen Rabbiner-Rede ist: Vernichtungskrieg gegen die Christen. Durch die Macht des Geldes sollen die Fürsten und Regierungen beherrscht, der Grundbesitz, die einflußreichsten Stellen in die Hände der Juden gebracht werden. Als Aerzte müßten sie in die intimsten Verhältnisse der Familie eindringen und als solche die Gesundheit und das Leben der Todfeinde, der Christen, in Händen haben. „Sind wir einmal — so heißt es u. a. in dieser angeblichen Rabbiner-Rede — die absoluten Herren der Presse, so können wir leicht die bestehenden Begriffe über Ehre, Tugend und Offenheit des Charakters ändern und den ersten Stoß gegen die geheiligte Institution der Familie führen und deren Vernichtung vollenden." Die Juden müßten sich enthalten, Frauen ihrer heiligen Religion zu Maitressen zu nehmen, für diese Rolle können sie unter den christlichen Jungfrauen wählen usw.

„Das Proletariat — so schließt die ungeheuerliche, freche und widerwärtige „Rede" — werden wir für die Juden in Stimmung erhalten und es jenen unterwerfen, in deren Händen sich Geldmittel befinden. Wir werden dasselbe zu Umwälzungen, zu Revolutionen treiben, und jede solcher Katastrophen bringt uns in unserem Streben um einen großen Schritt vorwärts und nähert uns unserem einzigen Ziele, auf der Erde zu herrschen, wie solches unserem Vater Abraham versprochen worden."

Das Bureau des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" forschte sofort nach: Wer ist denn dieser Groß-Rabbiner? Wie heißt er? Wo hat er gelebt? Wo und wann hat er diese niederträchtige Rede gehalten? Ist er wirklich ein lebendiger Mensch von Fleisch und Blut gewesen?

Nichts von allebem! Diese Rede, die nach Nr. 130 der „Antisem. Korresp." ein Groß-Rabbiner in einer geheimen Versammlung „gehalten hat" (!!), ist nichts als eine widerliche aus der Luft gegriffene Erfindung, aus einem Roman niedriger Gattung, der unter dem Titel: „Gaëta, Warschau, Düppel" in Berlin im Jahre 1868 erschienen ist.

Der Verfasser dieses Romans ist der aus dem Prozeß Waldeck wohlbekannte Zeuge Rechnungsrat Hermann Goedsche, welcher als Romanschriftsteller den Namen John Retcliff führte.

In diesem Roman im ersten Bande befindet sich ein Kapitel „Auf dem Judenkirchhof in Prag." Es wird dort der Verlauf eines erdichteten Sanhedrin geschildert, welches alle hundert Jahre einmal an dem Grabe des Rabbi Simeon Ben Jehuda in der Nacht stattfinden

„soll“. Nach dem Gödscheschen Roman hatten sich dort dreizehn Vertreter eingefunden, als — so heißt es in dem Roman — „der letzte Schlag der Mitternachtsstunde vom Turm her durch die Nacht zitterte und ein gespenstiger blauer Lichtschein aufflackerte, gleichsam aus dem Steinhaufen, dem Grabe des alten Kabalisten, dringend, und die 13 weißen verhüllten Gestalten umdämmerte, die um das Grab her kauerten.“

Die ganze Schilderung der geisterhaften Szene auf dem Prager Judenkirchhofe trägt den Stempel einer phantastischen Erfindung eines erhitzten, fanatischen Antisemiten an sich. Was in der „Antisemitischen Korrespondenz“ als „Rede des Groß-Rabbiners“ mitgeteilt wurde, ist nichts als ein ganz unvollständiger willkürlicher Auszug der Gespräche der erdichteten 13 Geistergestalten.

Belauscht wurde diese Kirchhofsverhandlung, so erzählt der Roman, von einem jüdischen Italiener Lasali und einem deutschen Gelehrten. Der erstere faßt, nachdem er das Gespräch gehört, den Entschluß, seine Stammesgenossen zu bekämpfen. Ihren Götzen, das goldene Kalb, will er in Trümmer schlagen mit der Armut und der Arbeit. Gegenüberstellen will er dem Gelde die soziale Demokratie. Hierin lag die Hauptbeziehung dieses sogenannten „historisch-politischen“ Romans zu der damaligen von Lassalle geführten sozialdemokratischen Bewegung

Das war die Unterlage für das „Angebinde“, das den Mitgliedern des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus gemacht worden war.

Die antisemitische Presse hat trotz dieser authentischen Feststellung noch eine Zeit lang mit der Großrabbiner-Rede gekrebst, bis diese allmählich aus ihren Spalten verschwunden ist. Dem Münchener Blatte ist es vorbehalten geblieben, nachdem 15 Jahre ins Land gegangen, die Fälschung aufzuwärmen. Eine würdige Leistung an der Jahreswende!

B. F. **Nationalliberaler Antisemitismus.** Der nationalliberale Reichs- und Landtagsabgeordnete Bartling-Wiesbaden, für den bekanntlich vor der Wahl antisemitische Agitatoren kräftig arbeiteten, hat diese nach der Wahl offiziell abgeschüttelt. Nichtsdestoweniger suchte, wie die „Kl. Pr.“ erfährt, ein Bartlings Interessen dienstbares Wochenblatt, bei einer Besprechung der russischen Judenverfolgungen die verübten Greuel als

„Explosionen von Haß und Rache des von den Juden systematisch gemarterten Volkes“, als „blutige Auflehnung gegen das harte Joch, dem gegenüber der Zarismus und alles, was drum und dran hängt, wie eine weiche Binde aufliegt“

zu rechtfertigen.

B. F. **Aus Hessen,** 28. Dezember. Professor Dr. Biermer, der Nationalökonom an der Landeshochschule in Gießen, hält seit kurzem in der Aula öffentliche staatswissenschaftliche Vorträge. In seinem letzten Vortrage behandelte er, wie der „Frankf. Ztg.“ geschrieben wird, das Koalitions- und Versammlungsrecht und bemerkte dabei u. a., nachdem er vorausgeschickt, daß man ihn nicht mißverstehen möge, und daß er keines Falles dem Rassenkampf huldige, aber es müsse doch einmal offen gesagt werden, die Juden seien es in den vergangenen Jahrhunderten gewesen, die nicht nur der Revolution gehuldigt, sondern an deren Spitze gestanden hätten, so sei es jetzt wieder in Rußland, und auch bei uns in Deutschland seien es Juden, welche der sozialdemokratischen Bewegung das häßliche, das vergiftende, die Gegensätze verschärfende Gepräge geben. Professor Biermer hätte der Vollständigkeit halber seinen Hörern doch auch die Gründe angeben sollen, warum die Juden in den vergangenen Jahrhunderten mit den revolutionären Bewegungen sympathisiert haben, denn es war doch dies offensichtlich nur der Fall, weil sie den Kampf um ihre Rechte als Menschen und Staatsbürger führten, die man ihnen Jahrhunderte lang vorenthalten hatte. Von den Juden aber, die der Sozialdemokratie angehören, hat wohl keiner die Gegensätze in der heutigen Gesellschaftsordnung schärfer kritisiert, wie z. B. Bebel, und wenn Prof. Biermer wirklich recht hätte, so läßt er wieder außer acht, daß die Gleichberechtigung der jüdischen Mitbürger auch in Deutschland noch nicht völlig durchgeführt ist, was sicher eher ein Grund zur Erbitterung als zur Beruhigung ist. Die „Kleine Presse“ bemerkt zu dieser Mitteilung: „So viel wir wissen, war übrigens Biermers Vater selbst als Student in Würzburg ein Gesinnungsgenosse des jungen Miquel und wurde seinerzeit wegen seiner revolutionären Gesinnung nicht zur Ausübung der ärztlichen Praxis in Bayern zugelassen, was wohl der Hauptgrund war, daß er sich der akademischen Laufbahn zuwandte und der berühmte Professor der Medizin wurde. Das ist vielleicht auch wieder mit der Grund, daß Herr Biermer jun. Universitätsprofessor wurde, und er hätte deshalb eigentlich gar keinen Grund, so sehr böse über Revolutionen und ihre Urheber zu sein. Oder lassen Herrn Biermer die Lorbeeren eines Hans Blum nicht schlafen? Vielleicht hat die Rede Biermers die Folge, daß die Antisemiten im hessischen Landtag, die sogar eine Konkurrenzprofessur für Biermer in Gießen errichtet haben wollten, ihn nach seinem Urteil über das Judentum etwas milder beurteilen als bisher.“

Nach einer „Berichtigung“, die Herr Prof. Biermer der „Frankf. Zeitung“ einsendet, ändert sich nur das angegebene Thema, während die Ausführungen selbst bestätigt werden. Ja, die Tatsache wird noch bekräftigt durch die eigenen Worte Prof. Biermers, der einleitend bemerkt: „Ich bin mir voll bewußt, daß es mir schlecht bekommen wird, was ich jetzt aussprechen will.“

Wir können dem aus eigener Kenntnis hinzufügen, daß seither — trotz der oben wiedergegebenen, mindestens eigenartigen Auffassung der Dinge — die Israeliten in Gießen weder im gesellschaftlichen Verkehr noch sonstwie bislang etwas bemerkt haben wollen, was ihnen Herrn Prof. Biermer im Lichte des Antisemitismus hatte erscheinen lassen.

Abg. Graf Reventlow der Repräsentant einer „minderwertigen Coterie“. Die Obstruktion des antisemitischen Abg. Grafen Reventlow gegen den bulgarischen Handelsvertrag und die Verlängerung des Handelsproviforiums mit England im Reichstag wird in der „Post“ scharf verurteilt. Es seien „unhaltbare Zustände“, wenn der unmotivierte Widerspruch eines querköpfigen Abgeordneten, der weder im Parlament noch im Land eine angesehene Stellung einnimmt, sondern persönlich ohne Bedeutung und Repräsentant einer minderwertigen Coterie ist, genügt, die Erledigung dringlicher Geschäfte aufzuhalten.“

So zu lesen in dem freikonservativen, aber zugleich antisemitischen Blatte.

Hans von Mosch hat kürzlich in Breslau eine Gastvorstellung gegeben und bei dieser Gelegenheit über die Juden und die russische Revolution eine Hetzrede à la Graf Pückler vom Stopel gelassen:

> Es gibt hohe und niedrige Völker, das edelste Volk ist das deutsche. (Der Edelste aber ist Hans von Mosch!) Wir sollten stolz darauf sein, aber leider müssen wir immer international herumduseln; uns fehlt der Nationalstolz(!) Die Buschmänner stehen hoch über dem Judentum, denn sie arbeiten doch wenigstens, während der Jude wie ein Parasit auf den Körpern anderer Völker lebt und sich von diesen ernährt. Warum nehmen wir denn überhaupt die Juden auf? Sie kommen doch nur, um uns auszusaugen, aber nicht um zu arbeiten. . . .

Der russische Bauer ist sonst sehr phlegmatisch, wenn er trotzdem die Holzaxt ergreift und den Juden den Schädel einschlägt, dann hat er auch Grund dazu, denn der Jude hat ihn ausgesogen und betrogen. . . .

„Die Juden haben die Revolution in Rußland angefacht, jetzt kann die Regierung die Juden nicht mehr beschützen. Die Juden treiben das Volk zur Verzweiflung, sie sollen sich nicht wundern, wenn man dann kurzen Prozeß mit ihnen macht. Wenn es die Juden auch in Deutschland so weiter treiben, dann sollen sie sich nicht wundern, wenn die Langmut des deutschen Volkes ein Ende nimmt."

„Nach einem Schlußwort des Herrn v. Mosch wurde die angeregte Versammlung mit einem Hoch auf den Kaiser durch den Vorsitzenden geschlossen" — heißt es in dem Bericht weiter, ohne daß das Kaiserhoch nach dieser Rede als eine Majestätsbeleidigung angesehen würde.

Dem Redakteur der Breslauer sozialdemokratischen „Volkswacht", Löbe, ging im Anschluß an diesen Bericht folgende anonyme Postkarte zu:

Geehrter Herr! Der Name „Löbe" sagt, daß Sie auch einer jener jüdischen Sorte sind, die an der Spitze der „Internationale" steht und mit Macht darnach strebt, das Volk der goldenen Freiheit entgegenzuführen, bis es so weit ist, daß auch Sie „internationaler Jüde" es am eigenen Leibe zu spüren bekommen, wie die Juden im Osten, und das wird und muß kommen! Ihrer Gesellschaft wird es zuerst an den Kragen gehen und Sie brauchen sich über den „Mopp" dann nicht zu beschweren, wenn er in der Verzweiflung die Juden totschlägt, Frauen und Kinder zu den Fenstern hinunter wirft und sich aneignet, was ihm jahrelang gestohlen wurde. Also! Nur so weiter gehetzt, Sie „Sozzi"! Kein Finsterling! Aber ein guter Deutscher und kein Jüd!

Das antisemitische Pückler-Publikum ist sich im Norden und im Süden ganz gleich. Großmäulig und feig zu gleicher Zeit. Es ist dieselbe Menschensorte: die „Schwarzen Hunderte" in Rußland und die Mosch-Garde des Teutonentums.

Die Privat-Beleidigungsklage des antisemitischen Reichstags- und Landtagsabgeordneten Oswald Zimmermann gegen den Redakteur Rudolf Herrlein von der „Deutschen Wacht" wurde am 21. Dezember v. J. von dem Dresdener Schöffengericht verhandelt. Bekanntlich hatte es Zimmermann, der früher selbst Direktor und Chefredakteur der „Wacht" war, im letztverflossenen Sommer durchgesetzt, daß das Blatt als offizielles Parteiorgan fallen gelassen wurde. Zimmermann gab bald darauf ein eigenes Blättchen heraus, das „Deutschsoziale Reform" getauft und an Stelle der „Wacht" Parteiblatt wurde. Diese Verschiebung der Verhältnisse machte die ehemaligen Freunde zu erbitterten Feinden, eine lustige Zeitungsfehde entbrannte, in denen sich die feindlichen Brüder gegenseitig bittere Wahrheiten sagten. Aus der Preßpolemik heraus ist die Privatklage entstanden. Wäre letztere zur Verhandlung gelangt, so wäre aller Voraussicht nach viel schmutzige Wäsche gewaschen worden, so zogen die Herrschaften aber vor, noch vor Eintritt in die Verhandlung einen Vergleich zu schließen. Der Beklagte gab folgende Erklärung ab:

„Nachdem ich mich überzeugt habe, daß ich Herrn Reichstags- und Landtags-Abgeordneten Schriftsteller Oswald Zimmermann zu Unrecht angegriffen, a) er sei offenkundig in das klerikale Lager abgerückt, zu dem ihn schon längst immer stärker werdende Fäden hingezogen hätten; ferner b) er sei ein Schützling des Römlingsblattes (der „Sächsischen Volkszeitung"), was allen bisher blinden Anhängern des ehemals deutsch-völkischen Parteiführers die Augen werde öffnen müssen; damit sei Zimmermann für alle Parteifreunde Sachsens politisch abgethan; endlich c) der Artikel in der „Sächsischen Volkszeitung" vom 26. August 1905 in Nr. 194 überschrieben „Das Fiasko der „Deutschen Wacht", sei von Zimmermann inspiriert, jedenfalls sei er mit seiner Zustimmung geschrieben, nehme ich alle diese Vorwürfe hierdurch mit dem Ausdrucke des Bedauerns zurück und verpflichte mich zur Tragung und Erstattung der Kosten des Verfahrens, insbesondere der dem Privatkläger hieraus erwachsenen nothwendigen Auslagen. Auch ist diese Erklärung in der „Deutschen Wacht" in derselben Schrift und an derselben Stelle des erschienenen Artikels zum Abdruck zu bringen."

Zimmermann zog darauf die Privatklage nebst Strafantrag zurück.

Der „Bruderkrieg" zwischen der antisemitischen Reformpartei und den Liebermann von Sonnenbergschen Deutschsozialen, die sich immer mehr zu einer Hilfstruppe des Bundes der Landwirte entwickeln, ist jetzt in aller Form erklärt, und zwar infolge des „Einbruchs" der mit den Agrariern verbündeten Deutschsozialen in den Wahlkreis Marburg-Kirchhain-Frankenberg, den die Reformer als zu ihrem „Besitzstand" gehörig, reklamieren; vorläufig gehört der Wahlkreis, den der Abg. v. Gerlach vertritt, allerdings noch den Freisinnigen und wird ihnen hoffentlich auch bei den nächsten Wahlen erhalten bleiben. Die Reformpartei, die schon dem Kandidaten des Bundes der Landwirte und der Deutschsozialen, Dr. Böhme, einen Gegenkandidaten in der Person des Kasseler Rechtsanwalts Harmony gegenübergestellt hat, läßt jetzt auch in ihrem parteiamtlichen Organ, der „Reform", erklären: „Den Einbruch in Marburg betrachten wir Reformer als Kriegserklärung und werden die Folgerungen daraus ziehen".

Diese Drohung hat selbstverständlich nur den Zweck, die Zurückziehung der reformerischen Kandidatur in Marburg gegen möglichst große Zugeständnisse des Bundes der Landwirte an die Reformpartei in anderen Wahlkreisen zu verkaufen.

Ein ostfriesischer Graf Pückler. Wir haben uns wiederholt mit dem antisemitischen Arzt Dr. F. aus Weener und seinen antisemitischen Gepflogenheiten, die ihn des öfteren vor den Strafrichter brachten, befaßt. Ueber seine jüngste Leistung gibt ein Eingesandt in dem allgemein angesehenen nationalliberalen „Leerer Anzeigeblatt" zu Leer Kunde, das wir zur Charakterisierung dieses Herrn unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Ein ostfriesischer Graf Pückler.

Weener, im Dezember. Vor kurzem las man in den Zeitungen, daß der bekannte antisemitische Graf Pückler in einer Antisemiten-Versammlung in Berlin die gegen die Juden in Rußland verübten Greueltaten und Abschlachtungen gepriesen und zu ähnlichen Taten in Deutschland aufgefordert habe. Die Lorbeeren dieses Grafen lassen auch einen hiesigen, vielen Liberalen Leers durch sein — agitatorisches, antisemitisches Auftreten bei der Versammlung im Bunde bei der letzten Reichstagswahl bekannten Antisemitenführer Dr. med. nicht schlafen. Dieser Herr, welcher im Laufe des letzten Jahres wegen Beleidigungen von Israeliten viermal gerichtlich bestraft ist und einmal sogar wie der Graf Pückler eine körperliche Mißhandlung und tätliche Beleidigung erlitten hat, hat neulich in einem Wirtshause öffentlich erklärt, er habe eine große Freude erlebt, als er in den Zeitungen von den Judenverfolgungen und Judenmetzeleien gelesen habe. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Arzt, der ohne Humanität seinen Beruf nicht ausüben kann, solche Gesinnung hegt. Hinzu kommt noch, daß der Herr Reserveoffizier ist; bei den Offizieren setzt man noble, ritterliche Gesinnung voraus."

Vermischtes.

Ein „Ritualmord" in Kurhessen. Das sonst so friedliche Städtchen Treysa im Schwalmgrund war jüngst in großer Aufregung. Ein bei einem angesehenen jüdischen Kaufmann bedienstetes Mädchen war plötzlich spurlos verschwunden. Von antisemitischer Seite wurde daraufhin der Vorwurf erhoben, der Dienstherr des Mädchens habe einen Ritualmord begangen, um für das jüdische Osterfest Christenblut zu bekommen (!) Der „Ritualmord" wurde allerdings bald aufgeklärt. Das Mädchen war guter Hoffnung und hatte sich in diesem Zustand in einem Anfall von Schwermut mehrere Tage in einem Strohhaufen versteckt gehalten. Der herbeigerufene Arzt konstatierte denn auch sofort Irrsinn. Das Mädchen wurde in die Irrenheilanstalt zu Marburg überführt und nach acht Tagen entlassen. Es wird noch berichtet, daß man den Juden drohte, mit Gewalttätigkeiten gegen sie vorzugehen, ihre Habe zu vernichten und ihnen das

Schicksal der russischen Juden zu bereiten. Und die Gebildeten? Keiner trat dagegen auf! Das alles klingt unglaublich; aber Treysa gehört zum Wahlkreis des Herrn Liebermann von Sonnenberg, der am 12. Dezember im deutschen Reichstage bedingungsweise erklärt hat: „so würde gegen die Juden nach dem ungeschriebenen Gesetze verfahren werden: wer einen Juden totschlägt, beerbt ihn."

B. F. **Aus Lothringen.** In Forbach ertönten in einer Novembernacht auf der Hauptstraße wüste, antisemitische Schimpfereien. Ein Reisender und mehrere Bergleute schrieen u. a.: „Juden heraus, heraus mit den Juden! Nieder mit den Juden! Auf spitzen Pfählen soll man sie aufspießen!" Dieser grobe Unfug fand seine Sühne in einer Geldstrafe von 60 Mark gegen den Führer und je 15 Mark gegen die übrigen Teilnehmer. Die Radaumacher kamen verhältnismäßig so glimpflich davon, weil die Staatsanwaltschaft wegen der starken Betrunkenheit der Leute zu deren Gunsten annahm, daß sie nicht die ernste Absicht hatten, zu Gewalttätigkeiten aufzureizen. Der § 130 des Strafgesetzbuches wurde daher nicht in Anwendung gebracht.

Würzburg, 11. Dezember. Von recht roher Gesinnung erwies sich am 27. November der Soldat Heinrich Frisch vom 2. Trainbataillon hier. In der Kantine saß der Soldat Th. Sichel beim Briefschreiben, als Frisch zu ihm hintrat und ihm den Schaum seines Bieres ins Gesicht blies. Sichel bat sich Ruhe aus; Frisch wurde aber noch frecher, schüttelte ihm das ganze Bier ins Gesicht und schlug ihm den Steinkrug auf die Nase. Von den anderen Kameraden festgehalten und zur Rede gestellt, antwortete er: „Das schadet nichts, es ist ja nur ein Jud'!" Das Kriegsgericht verurteilte den bürgerlich und militärisch schlecht qualifizierten Frisch zu drei Wochen Gefängnis.

Die Konfession der Zahnärzte. Die „Deutsche Zahnärztliche Wochenschrift", das Organ des Vereinsbundes deutscher Zahnärzte, bringt folgende Notiz aus der Feder eines christlichen Zahnarztes:

„In der Nr. 41 der Wochenschrift befindet sich eine nur zu berechtigte Klage des Kollegen A. E. in B. darüber, daß bei Annoncen, die Stellen offerieren und sogar in der Stellentafel unseres Blattes sich immer wieder in Klammer die Bedingung Christ, Katholik usw. findet. Ich bin fest überzeugt, daß viele Kollegen beim Engagement eines Assistenten viel zu viel Wert auf die Konfession legen. Ich selbst bin Christ, war aber vor etwa 12 Jahren in ausgesprochen jüdischer Praxis als Assistent tätig und habe niemals bemerkt, daß ein Patient danach fragte. Ich bin evangelisch und war bei katholischem Zahnarzt als Assistent und hatte sogar in einem Kloster zahnärztlich zu tun, ohne daß sich die Oberin oder die Nonnen an meinem Glauben stießen. Ich bin seit bald 3 Jahren mit einem Kollegen associiert, der Jude ist und aus frommer jüdischer Familie stammt; ich habe aber niemals gemerkt, daß sich ein Patient darum kümmerte, ebenso wenig wie mich meine christliche Konfession hinderte, hier in Frankfurt a. M., wo doch ein großer Teil der besseren Patienten Juden sind, eine verhältnismäßig große Praxis zu bekommen. Um so sonderbarer hat es mich vor etwa drei Monaten berührt, als ich in einer zahnärztlichen Zeitung eine Annonce eines hiesigen Kollegen, der Jude ist, las, in der er einen Assistenten suchte und als Bedingung hinzufügte „Christ". Ob sich wohl die Patienten dieses Herrn Kollegen nur von einem christlichen Zahnarzt behandeln lassen? Oder traut der Herr Kollege einem Juden nicht die nötige Fähigkeit zu? Oder fürchtet er etwa einen so frommen Juden, wie er wünscht, doch nicht zu finden und sucht deshalb lieber gleich einen Christen? Ob Jud' oder Christ, frag' nicht „was"? sondern „wer" er ist. E. M."

Dazu bemerkt Herr Sch. in Breslau in der Zeitschrift „Im Deutschen Reich":

„Die Offerte, auf welche obige Notiz Bezug nimmt, findet sich in der Deutschen Zahnärztlichen Wochenschrift vom 16. September 1905 und lautet:

Tüchtiger Zahnarzt oder caud. med. dent. (Christ) für seine Praxis sofort als Vertreter auf unbestimmte Zeit gesucht. Off. m. Zeugn. und Gehaltsanspr. und Bild erb. an Feibusch D. D. S. (Frankfurt a. M., Goethestr. 19).

Ein Kommentar erübrigt sich.

Welche Motive für den Kollegen Feibusch zu Frankfurt a. M. bestimmend waren, einen christlichen Assistenten zu suchen, will ich unerörtert lassen.

Hoffentlich hat F. mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet, daß ein Teil seiner jüdischen Patienten die Konsequenzen seines Verhaltens ziehen und sich an jüdische oder solche christliche Kollegen wenden wird, welche philosemitischer gesinnt sind als er, der Jude."

Die Konfession der Hebammen. Im April d. J. wurde in der Stadt Kaufbeuren die Stelle einer protestantischen Hebamme zur Besetzung ausgeschrieben. Es scheint sich niemand gemeldet zu haben, da das Ausschreiben jetzt erneuert wurde. Es geht doch nichts über Parität.

Ein jüdischer Unterstaatssekretär. In dem neuen englischen Ministerium bekleidet ein Jude, Herbert Louis Samuel, das Amt eines Unterstaatssekretärs im Departement des Innern. Er ist 45 Jahre alt, dem Unterhause gehört er seit vier Jahren an; auch sein Bruder ist Parlamentsmitglied. S. hat gegen das Fremdengesetz gestimmt. Trotzdem hat die Regierung ihm, dem Juden und Gegner des Fremdengesetzes, ein Amt anvertraut, in dessen Kompetenz die Ausführung eben dieses Gesetzes fällt.

Vorträge über Toleranz. Auf Anregung des auch in Deutschland sehr wohl bekannten Professors an der Berner Universität Dr. Ludwig Stein wird in Bern zu Gunsten des russischen Juden ein Cyklus von Vorträgen über Toleranz stattfinden. Professor Stein selbst wird einen Vortrag halten über die Toleranz als philosophisches Problem. Ferner werden Vorträge halten Prof. Hitty über die Toleranz in der Rechtsgeschichte, Prof. Marti über die Toleranz in der religiösen Geschichte, Prof. Wolker über die Toleranz in der allgemeinen Geschichte. Ein Komitee von fünfzehn Damen, darunter zwei Ministergattinnen, hatte sich gebildet, die Einlaßkarten unterzubringen; binnen vierundzwanzig Stunden waren alle Billets bis auf das letzte vergriffen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 2. Berlin, 10. Januar 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die **„Mitteilungen“** direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.**

Nachklänge zur Begnadigung Pücklers.

Graf Pückler soll die Absicht haben, seine schon früher in Versammlungen ausgesprochene Drohung wahr zu machen und die Stadt Berlin ihrem Schicksal zu überlassen. Er hat seinen Anhängern gegenüber erklärt, daß er in Berlin vorläufig keine Reden mehr halten und sein Tätigkeitsgebiet demnächst in die Provinz verlegen wolle. Die Stadt Magdeburg wird als erste das Vergnügen haben, den redelustigen Grafen in ihren Mauern zu beherbergen.

Die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau“ ist über diese Ankündigung nicht gerade sonderlich entzückt; sie schreibt ihm zum „Willkommen“:

„Um von vornherein alle Mißdeutungen auszuschließen, stellen wir hiermit ein für alle Mal fest:

Wir Magdeburger Reformer lehnen jede Gemeinschaft mit dem Grafen Pückler ab und ersuchen ihn aufs dringendste, den Mauern Magdeburgs fern zu bleiben, wo er vor mehreren Jahren schon zwei mal gesprochen, aber nicht die geringste Gegenliebe gefunden hat. Wir Reformer wollen keinen Juden totschlagen, sondern straffe Reformgesetze schaffen, welche den sog. weißen Juden in gleicher Weise wie den schwarzen das Handwerk legen. Die anständigen Israeliten, welche sich diesen vernünftigen Gesetzen unterordnen, mögen dann in Ruhe hier bleiben. Den richtigen Juden werden unsere Gesetze schon das Hierbleiben verleiden.

Graf Pückler besitzt durchaus keine Menschenkenntnis und Lebenserfahrung. Sonst würde er wissen, daß die Stadt Berlin wie seinerzeit das große Babel in ihrem eigenen Fette schmoren muß, bis der Braten mit verbrannt ist. Will Graf Pückler ein echter Deutscher sein, so soll er erst seine Festungshaft absolvieren und dann sein Gut ordentlich verwalten und damit den übrigen Deutschen ein gutes Beispiel geben. Nebenbei mag er für Durchbringung vernünftiger Reformgesetze eintreten.

Sollte Graf Pückler wider Erwarten doch in Magdeburg erscheinen, so bitten wir alle unsere Gesinnungsgenossen, einmal diese Radau-Versammlungen nicht zu besuchen und zweitens ganz energisch gegen den Rummel zu agitieren“.

Das Aufgeben seiner Redetätigkeit in Berlin begründete Graf Pückler damit, daß die Berliner zwar eifrig seine Versammlungen besucht und Beifall geklatscht, aber trotz seiner langen Wirksamkeit noch keine männlichen Taten — man kann sich denken, welche „Taten“ der Graf meint — vollbracht hätten. Nun möge Berlin in der „Judennot“ untergehen, er, Pückler, habe seine Schuldigkeit getan. Ein weiterer Grund für den Grafen, den Berliner Staub von den Füßen zu schütteln, sind die ewigen Streitigkeiten mit den Leitern seiner Versammlungen, die ihm niemals radikal genug vorgingen. Er hat in letzter Zeit zu jeder Versammlung einen neuen Leiter suchen müssen und findet wohl keinen geeigneten mehr. Einer der verflossenen Versammlungsleiter hat auch die blutrote Pückler-Fahne mit der Inschrift „Deutschland, Deutschland über alles“ behalten und verweigert die Herausgabe, so daß die Pückler-Armee jetzt ohne Feldzeichen ist. Eingeweihte wollen übrigens wissen, daß nicht diese Gründe allein den Grafen zum Aufgeben seiner Redetätigkeit in Berlin bewogen haben, sondern daß er damit ein Versprechen gegenüber denjenigen Leuten einlöst, die sich für seine Begnadigung verwandt haben.

Es wird sich empfehlen, bei der demnächst im Abgeordnetenhause zu erwartenden Interpellation über die abermalige Begnadigung des antisemitischen Demagogen Grafen Pückler zu Festungshaft an den Herrn Justizminister die Anfrage zu richten, ob diejenige Instanz, die der entscheidenden Stelle die für eine Milderung der Gefängnisstrafe sprechenden Gründe vorgetragen hat, auch das klassische Poem erwähnt hat, das Pückler nach „Abbüßung“ seiner letzten Festungshaft in Weichselmünde in das „goldene Buch“ der Festungsgefangenen eingetragen hat, es lautete nämlich:

„Es gibt kein schön'res Leben,
Als das Festungsleben,
Wie es Bacchus und der Leutnant schuf.
Zu dem Pecki laufen
Und das Geld versaufen,
Ist ein schöner, herrlicher Beruf.
Nieder mit den Juden!
Raus mit der ganzen Bande!
Hoch Deutschland! Hurrah!“

Vielleicht nimmt der neue Justizminister, Herr Beseler, schon jetzt Gelegenheit, sich darüber zu informieren, ob auch dieses Gedicht als „strafmildernd“ in Betracht gezogen ist, damit er nicht in die unangenehme Lage kommt, auf die Interpellation eine ausweichende Antwort geben zu müssen.

Die Presse hat sich im Allgemeinen in ihrer Stellungnahme zu der Begnadigung auf die Wiedergabe der auszugsweise auch von uns mitgeteilten kritischen Auslassungen der „Liberalen Korrespondenz“ beschränkt. Es bleibt nur noch nachzutragen, was die katholische „Köln. Volksztg.“ zu der Begnadigung schrieb:

„Wir haben wiederholt, im Gegensatz zu der Annahme des Moabiter Gerichtes, die Zurechnungsfähigkeit des Dreschgrafen bezweifelt. Dann gehört er als gemeingefährlich in eine Anstalt. Teilt man diese Ansicht nicht, so gehört er gemäß dem Moabiter Urteil ins Gefängnis. Ganz sicher aber gehört dieser merkwürdige Herr nicht in die *custodia honesta* der Festung.“

* * *

Im Anschluß an die oben erwähnte Version, daß die Begnadigung Pücklers erfolgt sei unter der Bedingung,

daß er seine hetzerische Agitation aufgebe, wird uns von geschätzter Seite noch geschrieben:

Als Graf Pückler-Kl. Tschirne im November 1902 wegen der wüstesten Hetzereien zu einer für seine Verhältnisse geringfügigen Geldstrafe verurteilt worden war, da schrieb eines der angesehensten liberalen Blätter, daß dieses Urteil geradezu eine gerichtsgeschichtliche Bedeutung besitze. Graf Pückler hatte in der umständlichsten, genauesten Weise Anweisungen erteilt, in welcher Weise Juden und jüdische Damen zu überfallen und zu mißhandeln seien. Dafür gab es, wie gesagt, eine Geldstrafe. Eine andere Rede des Grafen, die vor dem selben Gerichtshof zur Anklage stand, trug ihm nicht einmal eine Verurteilung zu Geldstrafe ein, sondern brachte ihm die Freisprechung, weil er nach Ansicht des Gerichts die Aufforderung, „die Judenkerle zu zerschmettern", nur „bildlich" gemeint habe. Das Gericht lobte in der Urteilsbegründung des Herrn Grafen „tiefen Glauben in der christlichen Religion", seinen „hohen patriotischen Sinn". Jüngst aber haben andere Richter den Grafen Pückler doch etwas fester angepackt und ihn zu Gefängnisstrafe verurteilt.

Die Genugtuung über das von Rechts wegen Selbstverständliche, nämlich über die Behandlung des Grafen Pückler nach dem für alle geltenden Maßstabe des Strafrechts, hat nicht lange vorgehalten, da der Justizminister die Begnadigung des Verurteilten zu Festungshaft herbeigeführt hat. Es bleibt aller Grund bestehen, in die preußische Rechtsgeschichte ein besonderes Kapitel mit der Aufschrift „Graf Pückler-Kl. Tschirne" und mit äußerst merkwürdigem Inhalt einzustellen. Immerhin würde auf diese Begnadigung ein gewisser verklärender Schimmer fallen, wenn es sich bestätigte, was neuerdings über die Vorgeschichte dieses interessanten Vorganges verlautet. Danach soll nämlich die Begnadigung nur befürwortet und schließlich gewährt worden sein Zug um Zug gegen die feierliche Erklärung des Grafen Pückler, daß er fortan seiner sattsam bekannten Wirksamkeit entsagen, sich aus der Hetzertätigkeit, der er bisher obgelegen, zurückziehen wolle. Es soll ihm ausdrücklich diese Bedingung gestellt worden sein, und er habe sich ihr unterworfen.

Wenn das richtig ist — und mancherlei deutet darauf hin —, dann scheidet also die stärkste Außenkraft des Antisemitismus aus dem Betriebe aus. Auf Stöcker folgte Ahlwardt, auf Ahlwardt folgte Pückler. Die große Garde der kleinen Leute, der Liebermann und Zimmermann, Mosch, Böckler, e tutti quanti, kann in diesem Zusammenhange außer Betracht bleiben. Die „Staatsbürgerztg." pendelt unsicher hin und her; Herr Wilhelm Bruhn läßt auf den Straßen ein Blatt, die „Wahrheit" ausschreien, das in jeder Woche eine andere „Enthüllung" enthält, wenn man dem immer auf dieselbe Weise gestimmten Chorus der Ausrufer glauben will, und das seinen Unternehmer schlecht und recht durch Inseratenspeck ernährt. „Les affaires sont les affaires", und zu der vielberühmten „Rettung Deutschlands aus der Judennot" paßt das jetzige Bruhngeschäft recht eigenartig.

Fragt sich, wer nun die Erbschaft Pücklers antreten wird. Daß ein starkes Publikum — allerdings immer ein und dasselbe — einen Kitzel à la Pückler braucht, das kann nicht bestritten werden. Es sind immer dieselben Tausend oder ein Teil von ihnen, die den sorgfältig auswendig gelernten Pücklereien mit Andacht lauschen. Ein ehemaliger Stöckerianer hat vor etlichen Jahren berichtet, daß das Schimpfen die Hauptursache der Pücklerschen Erfolge sei; — „fanatisiert", so schrieb er, „ist wirklich ein großer Teil der Zuhörerschaft. Eine Masse Männer wie Frauen sind so aufgeregt, daß sie den leisesten Widerspruch gegen die Pücklerschen Aufreizungen, den geringsten Zwischenruf mit wutverzerrten Gesichtern, mit Geschimpf und Prügelandrohung aufnehmen. Ich habe mehr als tausend Versammlungen mitgemacht. Aber nie habe ich so den Eindruck der menschlichen Bestialität erhalten, als in diesem Kreise der gutgekleideten Antisemiten Berlins."

Also Graf Pückler wird diesen edlen Zeitgenossen hinfüro fehlen. Sein Geist lebt; wer aber wird seines Geistes Verkünder sein? Herr Bruhn? Er wäre der nächste dazu. Wie das Bruhnsche Blatt sich dem Gedankengange der Pücklerschen „Schlagfertigkeit" anpaßt, das ergibt folgende sogenannte Briefkastennotiz der jüngsten Nummer: „Levy. — Sie haben die Absicht, uns zu besuchen? Vielleicht geben Sie diesen Gedanken auf, wenn Sie hören, daß unsere Treppen sehr hoch und steil sind und daß eine Unfallstation sich nicht in der Nähe befindet." — Wie er sich räuspert und wie er spuckt! — Indessen der anerkannte Nachfolger des Grafen Pückler-Kl. Tschirne fehlt einstweilen noch. Immer heran, immer heran, meine Herrschaften! Das neue Deutschland, das Land der Dichter und der Denker, das Reich, in dem nicht wenige Leute vermeinen, daß wir an Blüten bester Gesittung und edelster Kultur allen Nationen im Weltenrund überlegen sind, — es muß unbedingt einen Herold haben von der Art des Grafen Pückler, dem sein „hoher patriotischer Sinn" gerichtlich bescheinigt worden ist und dem der Mut in der Brust die Spannkraft gibt zum heißen Kampf gegen die Juden! Auf, auf! das Geld liegt auf der Straße; man ergreife die Sammelteller zur Ernte nach Bänkelsängerart! . . .

Ernsthaft: wir wollen sehen, ob Graf Pückler imstande sein werde, dem gewohnten Genusse dauernd zu entsagen, und wollen sehen, wer in diesem Falle mit seinem Kalbe pflügen werde. Bis dahin sei der politische Nekrolog für den Klein-Tschirner vertagt.

Herr Ernst Lauterer.

In dem „Die philosemitische „Staatsbürgerztg." überschriebenen Artikel in der letzten Nummer der „Mitteil." war von einem Herrn Lauterer die Rede, der als Barde der „Staatsbürgerztg." in dieser seine Wotanspredigten ablagert. Uns wird nicht der bereits gemachte Vorwurf treffen können, daß wir ihn totschweigen. Herr Lauterer ist kein Radau-Antisemit. Das will nicht viel sagen, denn man gehört nicht gern zur sittlich verwahrlosesten Plebs. Aber geistig viel bedeutender ist der Lauterer-Antisemitismus auch nicht. In gewissem Sinne ist dieser sich wissenschaftlich und rassig geberdende Antisemitismus noch widerwärtiger und insofern auch gefährlicher, als er im Gegensatz zum Radau-Antisemitismus durch seinen Phrasenschwulst an sich gute Kerle, aber schlechte Musikanten einzufangen im Stande ist, wenn man nicht den geschwollenen Unsinn seiner wissenschaftlichen und „idealen" Hülle entkleidet.

Herr Lauterer also doziert: „Germanentum und Judentum sind im innersten Wesen so grundverschieden, daß auch der in der Kulturgeschichte beider Völker weniger Bewanderte sich nicht gegen die Einsicht verschließen darf, daß in der Rassenverquickung beider Völker Gefahr liegt." „Dies vor der Oeffentlichkeit auszusprechen, sagt er, ist nicht nur mein Recht, sondern auch meine Pflicht, das Recht und die Pflicht aller, die in der Kultur der Menschheit mehr sehen als einen widerwärtigen Völkerbrei, ohne Originalität, ohne Vitalität, ohne Ideale, ohne Heimatsstolz."

Allerdings hat Jeder das Recht, sich so viel als er will lächerlich zu machen und Unsinn zu schwatzen; die Pflicht das zu tun leugnen wir im Interesse der betreffenden Person, aber auch im Interesse der Hörer und Leser. Wir

bestreiten ferner den Vordersatz, daß Germanenium und Judentum im innersten Wesen so grundverschieden seien. Wir behaupten im Gegenteil, daß Juden sich eher sowohl Norddeutschen als Süddeutschen in allem Wesentlichen assimilieren können und wollen als etwa Sachsen den Pommern. Und daß in der Rassenverquickung eine Gefahr liegen solle, können wir erst recht nicht zugeben. Es widerstrebt uns das näher auszuführen, weil wir uns nur ungern auf den schwankenden und trügerischen, an Irrlichtern so reichen Sumpfboden der Rassentheorien begeben. Wenn aber Herr Lauterer schon von der Vermischung der Juden und Deutschen — allzu zahlreich sind diese Vermischungen ja übrigens noch nicht — als von einem „Völkerbrei" spricht, wie muß er erst von dem amerikanischen Volke sprechen, das Blut von fast allen Völkern der Erde in seinen Adern fließen hat und jedenfalls das gemischteste Volk auf Erden ist. Es wird aber kein Mensch den Amerikanern Originalität absprechen. Von den Idealen der amerikanischen Nation weiß man nur in urteutschen Kreisen nichts, die alle Ideale für sich in Anspruch nehmen. Aber Prinz Heinrich war ehrlich genug schon nach kurzem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten diesen Grundirrtum offen zu bekennen. Der Heimatsstolz der Amerikaner ist nicht nur da, er ist bis zur Krankhaftigkeit ausgeartet; ja es dürfte wenige Völker geben, die so stolz auf ihre Heimat sind. Die Vitalität der amerikanischen Nation freilich ist ein schwacher Punkt; aber wir glauben nicht, daß die mangelhafte Fruchtbarkeit der Amerikaner auch nur das Geringste mit der Völkervermischung zu schaffen hat, sondern daß sie eine Folge ist der Genußsucht, wie sie leider auch in verschiedenen europäischen Ländern verspürt wird, ja auch bei uns in Deutschland zu beklagen ist.

Herr Ernst Lauterer sagt weiter in seinen „Taunusstimmen":

„Es lehnt sich mein ganzes deutsches Empfinden gegen die Anmaßung eines Stammes auf, der doch unsere Gastfreundschaft genoß und alle Rechte eingeräumt erhielt, die wir selbst haben. Im Verhältnis zum eigenen Interesse ist der öffentliche Einfluß des israelitisch-nationalen Volksteils zu groß! Das jüdische Großkapital kämpft zu gewaltig gegen unsere Nationalinteressen. Wir verbrauchen zu viel Kraft, opfern zu viel für die Interessen der jüdisch-nationalen Kulturentwicklung und versäumten dabei unsere nationalen Aufgaben. Es ist auch das keine zufällige Erscheinung, daß die Presse, die Bildnerin der öffentlichen Meinung, in jüdischen Händen ist, daß die breiten Volksmassen im Sozialismus durchweg von Juden geführt werden; deutlich ersehen wir hieraus das Weltmachtstreben der jüdischen Nation. Gegen dieses staats- und entwicklungsgefährliche Wühlen im Sonderinteresse des Judentums richtet sich mein „Antisemitismus" ganz allein."

Fast jedes Wort ist eine Fälschung, eine falsche Darstellung der wirklichen Verhältnisse, wir wollen annehmen, keine bewußte, sondern eine in dem engen Gesichtskreise des edlen Barden begründete.

Es ist bezeichnend, daß in demselben Berliner Antisemitenblatt, in welchem Herr Lauterer seine Wotanweisheit vortragen darf, vor kurzem die naive Beschwerde ausgedrückt wurde, daß in den Vereinigten Staaten noch kein Deutscher zum — Präsidenten gewählt worden ist. Und in Deutschland, wo die Juden es noch nicht einmal bis zum Leutnant bringen dürfen, ist der Einfluß der Juden „zu groß".

Auf die anderen Behauptungen des Herrn Lauterer, die, soweit sie einiges W a h r e enthalten, so und so oft schon e r k l ä r t, und soweit sie u n w a h r, w i d e r l e g t worden sind, wollen wir nicht erst eingehen. Aber wir möchten Herrn Lauterers Gesinnungsgenossen und vor allem ihn selbst die nicht ganz originelle, aber mit großem Behagen in der Nummer der „Staatsbürgerztg." vom 7. Jan. d. Js. von Herrn — Lauterer selbst vorgetragene Lehre des „Sich-in-die-Lage-des-anderen-versetzen-könnens" empfehlen. Mit der Empfehlung seiner eigenen, richtiger, der von ihm anderen nachgesprochenen Lehre wird er doch wohl zufrieden sein. Er sollte nur auch danach handeln.

Ueber den Antisemitismus in der Schweiz.

Hierüber handelt ein Aufsatz von S. Bollay in der „Israel. Wochenschrift für die Schweiz", von dem man zugeben muß, daß er allerdings tatsächlich nur richtiges aussagt. Trotzdem die Emanzipation der Juden in der Schweiz teilweise schon 1848 und vollständig durch die Bundesverfassung von 1874 eingeführt worden ist, wird es in den allermeisten Kantonen nicht vorkommen, daß ein Jude durch Volkswahl in eine gesetzgebende, verwaltende oder richterliche Behörde berufen wird. Im Kantonsrat von Zürich sitzt wohl ein jüdisch-russischer Sozialist, aber er hat vielleicht keinen einzigen Kollegen in der Schweiz. Man bedenke aber, wie gering noch heute die Zahl der Juden in der Schweiz ist, die vor 1848 überhaupt nur an ganz wenigen Orten sich niederlassen durften, und daß leider auch hier dem Worte „Jude" in den Augen der minder gebildeten Bevölkerung noch immer das aus dem Mittelalter herstammende, in erster Linie von der Kirche ihm aufgeprägte und von ihr genährte Stigma anhängt. Da die Wahlen zu öffentlichen Aemtern in der Schweiz fast durchgängig direkte und geheime sind, so macht sich dieses instinktive Vorurteil selbst da geltend, wo die Wähler gar keine Berührung mit Juden gehabt haben; umsomehr, weil die Mehrzahl der Juden doch wohl aus der Fremde stammt. Uebrigens wird es nur ganz selten vorkommen, daß einer der verhältnismäßig wenigen schweizerischen Juden auf ein öffentliches Amt Anspruch erhebt, erst dann könnte es sich zeigen, wie weit in den weiteren Schichten des Volkes das Vorurteil wirklich stärker als der Gerechtigkeitssinn ist. Viel stärker ist der letztere jedenfalls bei den Behörden, wenigstens denen der fortgeschrittenen protestantischen Kantone. Dies zeigt sich darin, daß da wo die Behörden zu entscheiden haben, in erster Linie bei Besetzungen von höheren Lehrstellen die Juden durchaus zu ihrem Recht kommen. Insbesondere im Kanton Zürich ist das der Fall. Hier amtet eine ganze Anzahl von jüdischen Hochschulprofessoren, auch Gymnasiallehrer; ob auch Volksschullehrer (die übrigens vom Volke direkt gewählt werden), ist mir nicht bekannt. Jedenfalls ist in dieser Richtung dem Israeliten in der Schweiz ein freieres Feld gewährt, als in Deutschland, insbesondere in Preußen, wo es notorisch selbst für hervorragende Gelehrte immer ein „belastendes Moment" ist, wenn sie von jüdischen Eltern stammen und diesen Makel nicht durch Taufwasser abgewaschen haben. Nur das in seinen höheren Schichten größtenteils noch recht „fromme" Basel scheint hierin eine Ausnahme zu machen. Dem Schreiber dieses sagte ein jüdischer Kandidat, der sich dort beim Universitätspedell wegen der Promotionsbedingungen erkundigte, daß Juden nicht zum Doktorexamen zugelassen würden. Ganz selbstverständlich steht hiervon nichts in den Universitätsstatuten, und ganz sicher würden die meisten der Baseler Professoren, wenn nicht alle, die Anschuldigung des Antisemitismus mit Entrüstung ablehnen, aber jener Ausspruch des Pedells muß doch irgend welche tatsächliche Grundlage haben.

Auch die durch die Kantonsräte (nicht durch das Volk!) erfolgenden Naturalisationen von fremden Juden sind in den protestantischen Kantonen häufig genug, nur aus dem Kanton Bern erinnere ich mich, daß der Große Rat (der eben meist aus Bauern besteht) vor einigen Jahren alle jüdischen Bewerber um das Bürgerrecht und nur diese durchfallen ließ.

So viel ist sicher: irgend auffallenden, geschweige denn gröberen Aeußerungen des Antisemitismus begegnet man in der Schweiz nicht; schon daß sich hier fast jedermann desselben direkt schämen würde, ist denn doch ein erfreulicher Zustand gegenüber dem, was man in dieser Richtung in Deutschland, teilweise auch nach in Frankreich erleben muß; doch existiert immerhin im „gemeinen Volke", teilweise auch unter Gebildeten eine große latente Abneigung gegen die Juden, die ja z. B. in Italien und England ganz verschwunden ist und sich in Nordamerika nur ganz ausnahmsweise zeigt. Wäre nicht die fortwährende Infektion mit Antisemitismus insbesondere von Deutschland her, so würde die Schweiz sicher sehr bald nicht mehr davon wissen, als die letztgenannten Länder. L.

Aus dem antisemitischen Lager.

Im Wahlkreise Schlochau-Flatow, den der antisemitische Reichstagsabgeordnete Böckler vertritt, wird von den Liberalen eine eifrige Werbetätigkeit entfaltet. Gestützt auf den liberalen Verein in Konitz, dem in der Mehrzahl Anhänger der entschieden liberalen Richtungen angehören, hat der Generalsekretär der nationalliberalen Partei, Herr Dr. Kipper im Wahlkreise eine Reihe von Versammlungen abgehalten und liberale Ortsgruppen gebildet. In Flatow beleuchtete er die bisherige parlamentarische Tätigkeit Böcklers und bemerkte dabei:

„Böckler hat hier im Wahlkreise versprochen: „Jeder Landmann, der ihn wählen würde, würde von ihm zu der einen Kuh, die er habe, eine zweite bekommen, und wer gern Schnaps trinke und ihn wähle, der werde bald erfahren, daß der Schnaps billiger werde. Nun, ich denke, im nächsten Wahlkampfe wird Böckler an seine Versprechen erinnert werden. Wir aber hoffen, daß der Wahlkreis die Schmach, durch einen Antisemiten vertreten zu sein, von sich abschütteln wird. Das ist der Zweck der Einigung der Liberalen und ihrer Vereinsarbeit im Wahlkreise Schlochau-Flatow: Es soll unmöglich gemacht werden, daß je wieder ein Antisemit hier gewählt werde."

Der antisemitische Abg. Böckler ist von Anfang des neuen Jahres an als Parteisekretär des Landesvereins der Deutschen Reformpartei im Königreich Sachsen an Stelle des Herrn Dr. Gerhardt getreten und infolgedessen aus der Redaktion des Kröfellschen Blattes „Der Mittelstand" ausgeschieden. Als verantwortlicher Redakteur zeichnet jetzt Herr Kröfell. Das „Pyritzer Kreisblatt" bemerkt hierzu:

„Der Reichstags-Abgeordnete Otto Heinrich Böckler, der knapp 4 Monate Redakteur des hier erscheinenden „Mittelstand" war, ist wieder von hier geschieden, um zum 1. Januar eine Stelle als Parteisekretär des Landesvereins der Deutschen Reformpartei im Königreich Sachsen anzutreten und seinen Wohnsitz nach Dresden zu verlegen. Als Herr Böckler nach fünfmonatiger Stellenlosigkeit Ende August v. Js. sich dazu bewegen ließ, für ein geradezu klägliches Gehalt die Redaktion des „Mittelstand" zu übernehmen, da wurde den „geehrten Lesern" diese Tatsache mit großen Lettern an der Spitze des „Mittelstand" verkündet. Jetzt verläßt er sang- und klanglos seinen Posten, ohne daß man im „Mittelstand" auch nur eine Zeile davon liest."

Prof. Biermer und die Antisemiten. Im antisemitischen Lager herrscht eitel Freude über die angebliche politische „Umkehr" des von ihnen früher wegen seiner scharfen antiagrarischen Stellungnahme mit glühendem Hasse verfolgten Gießener Nationalökonomen Prof. Biermer, weil er, wie wir mitgeteilt haben, in einem staatswissenschaftlichen Vortrage über das Koalitionsrecht einige Bemerkungen über den Anteil der Juden an der russischen revolutionären Bewegung einfließen ließ, die der Agitation der Antisemiten als Stütze dienen können. Uebrigens wird man auch billigerweise den authentischen Wortlaut seines demnächst im Druck erscheinenden Vortrages abwarten müssen, ehe man sich ein abschließendes Urteil wird bilden können. Daß Biermer eine solche Aeußerung getan haben sollte, wie von einem Frankfurter Blatt angedeutet wird, um sich bei den Agrariern und Antisemiten lieb Kind zu machen, welche im hessischen Landtage mit der Absicht umgehen, eine Konkurrenzprofessur gegen Biermer in Gießen zu beantragen, halten wir für ausgeschlossen.

Im Uebrigen ist ja auch der zwischen Biermer und dem bekannten „Sachverständigen" des Bundes der Landwirte, Prof. Ruhland schwebende Beleidigungsprozeß noch immer nicht zum Abschluß gebracht. Wie erinnerlich, hat Biermer vor mehr als drei Jahren eine Broschüre: „Ruhland-Köhler-Langsdorf & Co." geschrieben, in der er die fachwissenschaftlichen und moralischen Qualitäten der wissenschaftlichen Leuchte der Agrarier und des hessischen antisemitischen Abgeordneten erbarmungslos unter das Sezirmesser nahm. Diese Broschüre hat ihm damals eine Beleidigungsklage Ruhlands zugezogen, die noch immer schwebt und noch einen weiteren Preßprozeß gegen den gleichfalls sattsam bekannten agrarischen Experten Dr. Manke im Gefolge hatte. Da die Antisemiten und Bauernbündler in Hessen jetzt so ostentativ Herrn Professor Biermer zu seiner „besseren Erkenntnis" beglückwünschen, wäre es für weitere Kreise recht interessant, einiges Nähere über den Fortgang dieses z. Zt. von der gesamten agrarisch-antisemitischen Presse sehr eingehend erörterten Beleidigungsprozesses zu erfahren.

Der „Bruderkampf" der Liebermänner und Zimmermänner im Wahlkreise Marburg liefert einen interessanten Beitrag zu dem Kapitel antisemitischer Verträglichkeit.

Die „Deutsche Reform" des Abg. Zimmermann spricht von „Intrigen", „die von bekannter Seite ausgehen." Sie würde wohl etwas deutlicher werden, wenn ihr bekannt wäre, daß Herr Liebermann von Sonnenberg mit Herrn Dr. Böhme, dem Kandidaten der Deutschsozialen und des Bundes der Landwirte, vor Weihnachten im Marburger Kreise gemeinsam Versammlungen abhielt. Und zwar fand bezeichnenderweise die erste am Tage nach der Marburger bündlerischen Vertrauensmännerversammlung, in der Herr Dr. Böhme als Bundeskandidat proklamiert wurde, statt.

Trotzdem Herr v. Liebermann sichtlich bemüht war, die Reformer nicht vor den Kopf zu stoßen, entflohen dem Gehege seiner Zähne doch immerhin einige recht interessante Liebenswürdigkeiten gegen die reformerischen Brüder. Mit sichtlichem Behagen sprach er, nach dem Bericht der „Hess. Landes-Ztg.", deren Redakteur in der Versammlung zugegen war, von der „immer kleiner werdenden Reformpartei", und in Sterzhausen begann er einen Satz mit den Worten: „Die „Staatsbürgerzeitung," die Gottseidank nicht mehr Organ der Reformer ist . ." Bedeutend ungeschickter als der redegewandte Herr von Liebermann war Herr Dr. Böhme in seinen Ausfällen gegen die Reformer. In einer früheren Erklärung der Reformparteileitung war gesagt, daß Herr Dr. Böhme auf Anraten eines reformerischen Vertrauensmannes den Kreis schleunigst verlassen habe. Diese Aeußerung bezeichnete in der Versammlung zu Sterzhausen Herr Dr. Böhme in einem Zwischenruf gegenüber dem nationalsozialen Diskussionsredner als „erlogen." Er erhob also den Vorwurf der Lüge gegen die Leitung einer Partei, von der er unterstützt sein will. In Wetter erklärte Dr. Böhme: „Herr Zimmermann verlangte, daß ich der Reformpartei

beitreten solle, ich habe das aber abgelehnt, weil diese Partei mit Pückler zusammengeht und in Radauantisemitismus macht."

Daß die Gegenseite mit ähnlichen Liebenswürdigkeiten zu dienen weiß, zeigen die Kraftstellen in der reformerischen Kriegserklärung. So wenig interessant die antisemitischen Zänkereien auch sind, so ist es doch Pflicht, von ihnen Kenntnis zu nehmen, um der Wählerschaft zu zeigen, wie hoch die Antisemiten selbst sich gegenseitig einschätzen.

Die verkappt antisemitische Mittelstands-Vereinigung hat, wie man weiß, auch im Königreich Sachsen eine rege Agitation entfaltet und vor einigen Wochen einen „sächsischen Mittelstandstag" arrangiert, auf dem sich die Mittelstandsvereinigung für Sachsen endgültig organisierte. Selbstverständlich fehlt auch bei dieser Gelegenheit die Phrase nicht, daß die Mittelstandsvereinigung alle Klassen des Mittelstandes umspannen sollte, außer den Handwerkern, also beispielsweise auch die Privatbeamten und die Hausbesitzer. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die nach allen Richtungen auseinandergehenden und einander bekämpfenden Interessen des sogenannten Mittelstandes gar nicht unter einen Hut gebracht werden können und daß die Mittelstandsvereinigung nichts weiter will, als für einen beschränkten Kreis von Personen auf Kosten der anderen Sondervorteile herauszuschlagen. Bemerkenswert ist nun eine Charakteristik, die der bekannte antisemitische Baumeister Hartwig in seiner „Dresdner Bürger-Zeitung", dem Organ des Allgemeinen Hausbesitzervereins zu Dresden, aan den Agitatoren der sagenannten Mittelstandvereinigung entwirft. Es heißt in dem Artikel:

Es war nicht ein altehrwürdiges, nerviges, gradeblickendes Handwerkertum, das sich dort zeigte, sondern ein „modernes", sozial angekränkeltes, den Blick nach „oben" richtendes, und nicht die Männer der Tat, sondern des Wortes waren es, die da viel geredet und viel schöne Worte gemacht, aber dem „Handwerk" blutwenig genützt haben. Denn diese „modernen" Handwerker schämen sich ihres ehrlichen Handwerkernamens und nennen sich „vornehmer" Gewerbtreibende. Weil aber auch das noch zu sehr nach ehrlicher Arbeit klingt, so hat man einen neuen Namen erfunden: „Mittelstand". Das ist so ein Begriff, unter dem man alles mögliche verstehen kann, so ein rechter Mischmasch-Begriff, prächtig geeignet, die ganze ehrenwerte „Mittelmäßigkeit" zu bezeichnen: mittelmäßige Vermögen, mittelmäßige Bildung und — mittelmäßige Charaktere. Dieser „Mittelstand" ist der Sammelpunkt der nicht reichen und der nicht armen Leute, der sozialen Vielwisser und der Nichtswisser, der Universal-Handwerker und der Pfuscher, der Männer mit der „Milch der frommen Denkungsart", der „olten ehrlichen Seemänner".

Diese Charakteristik ist, wie gesagt, doppelt wertvoll, weil sie von dem Antisemiten Hartwig herrührt. Er besitzt eine genaue Kenntnis der Leiter der Mittelstandsvereinigung und ist daher wohl in der Lage, das Urteil über die mittelmäßigen Charaktere zu fällen.

Die Mittelstandsvereinigung hat bekanntlich auch versucht, die Haus- und Grundbesitzervereine sich politisch dienstbar zu machen. Der 27. deutsche Haus- und Grundbesitzertag war jedoch nach einem Referat seines ersten Vorsitzenden Küster — desselben smarten Herren, dessen Geschäftspraktiken in Hannover wir kürzlich gekennzeichnet haben — über den Antrag zur Tagesordnung übergegangen, weil er der Ansicht war, es hier mit einer politischen Partei zu tun zu haben.

Es wird nun in den Kreisen, die da meinen, daß Hausbesitzervereine der Deutschen Mittelstandsvereinigung beitreten sollen, die Behauptung aufgestellt, die Mittelstandsvereinigung sei keine politische Partei. Diesen Anschauungen tritt das „Grundeigentum", Organ und Eigentum des Bundes der Berliner Grundbesitzervereine, in einem sehr sachlich gehaltenen Artikel entgegen, in dem näher auf das eigentliche Wesen, die Zwecke und die Ziele der Mittelstandsvereinigung, sowie auf die inneren Ursachen, die zu ihrer Gründung geführt haben, eingegangen wird. Es wird ausgeführt, „daß die Mittelstandsvereinigung sich in einem Gegensatz zu den bestehenden bürgerlichen Parteien stelle und daher tatsächlich eine politische, und zwar vom Bund der Landwirte abhängige und mit ihm alliierte Partei sei, daß sie die Geschäfte des Bundes in der Stadt besorgt und in demselben agrarisch-antisemitischen Fahrwasser segelt, allerdings unter einer anderen Flagge. Der Bund der Landwirte dürfte in den Städten nicht mehr recht zugkräftig wirken; mit dem Namen Mittelstandsvereinigung läßt sich eher etwas erreichen. Die Ziele und Zwecke aber sind bei beiden dieselben; beide bekämpfen den Fortschritt; beide wollen der fortschreitenden Entwickelung einen Hemmschuh in den Weg legen. Den wahren Interessen des Mittelstandes ist eine derartige Verbrüderung mit dem Bunde der Landwirte nur schädlich; sie ist auch etwas durch und durch Unnatürliches. Es sei nur an die die Lebensmittel und die Rohmaterialien der Gewerbetreibenden verteuernde Zollpolitik des Bundes der Landwirte erinnert, obwohl der Kleingewerbetreibende zu seinem Vorwärtskommen auf möglichst billigen Einkauf von Rohmaterialien angewiesen ist, und ebenso wird gerade zum Schaden des Kleingewerbtreibenden wie des Kaufmannes durch die Agrarpolitik die Kaufkraft der Massen empfindlich geschwächt."

Vermischtes.

Die Hilfsgelder für die russischen Juden werden in den Dienst der russischen Revolution gestellt — so aerkünden schon seit Wochen die antisemitischen Blätter. Wasser auf ihre Mühlen lieferte nun eine Zuschrift aus Odessa in Nr. 17 der „Köln. Ztg.", in der es hieß:

Es hatten sich mehrere Hilfskomitees gebildet, um die schwer geschädigte jüdische Bevölkerung zu unterstützen. Auch aus dem Auslande sind namhafte Summen eingelaufen; leider sind die Spenden nicht dazu verwandt worden, wofür sie bestimmt sind; sicher ein Viertel der Gelder ist zur Bewaffnung der Mitglieder des sozialistisch-revolutionären Vereins „Bund" und auch zur Anfertigung von Bomben verwandt worden. Mögen die Spender, namentlich in Deutschland, vorsichtig sein und nur solchen Komitees Geld senden, die wirklich die armen Juden unterstützen und nicht die Revolutionsparteien!

Hierzu erhielt das Blatt vom Hilfsverein der deutschen Juden die Mitteilung, daß die von ihm nach Rußland geschickten Gelder ganz ausschließlich im humanitären Interesse verwandt werden und daß jede Unterstützung der Revolutionäre ganz und gar ausgeschlossen sei. Das Komitee in Odessa bestehe durchweg aus reichen und angesehenen Personen und es könne gar nicht in Frage kommen, daß diese die ihnen übergebenen Gelder zur Unterstützung der Revolution verwendeten. Von derselben Seite erhielt die „K. Z." die Nachricht, daß eine jüdische Abordnung, die vor einigen Tagen von derartigen Gerüchten gehört hatte, sich direkt zum Ministerpräsidenten Grafen Witte begeben hat, um gegen die Anschuldigungen Einspruch zu erheben. Graf Witte antwortete den Herren folgendes: Es handelt sich hier um ein lächerliches Mißverständnis und ich bedaure, daß der uneigennützigen und nützlichen Tätigkeit der jüdischen Hilfskomitees im Auslande auf solche Weise Schwierigkeiten bereitet werden.

Ueber eine Protestversammlung gegen die russischen Judenmetzeleien in London wird der „Frankf. Ztg." von dort unter dem 9. Januar gemeldet:

An 3000 Personen füllten gestern Abend die Queens Hall, um gegen die russischen Judenmetzeleien zu protestieren. Lord Rothschild führte den Vorsitz. Auch der

Bischof von Ripon, der katholische Erzbischof von Westminster, Lord Milner, der Lord Mayor der City und Lord Glenesk redeten zur Versammlung. Von Premierminister Campbell-Bannerman, Balfour, Chamberlain, dem Herzog von Devonshire, dem Lord-Oberrichter und dem Bischof von London waren zustimmende Schreiben eingelaufen. Bei der Verteilung der Karten zur Versammlung wurden die Juden nicht bevorzugt. Großen Enthusiasmus erweckte Rothschild, als er in seiner Rede sehr ruhig sagte: „Wir können sicherlich nicht den Zaren für diese Scheußlichkeiten verantwortlich machen, den Zaren, der Urheber dieser Reformen war. Was wir sagen können, ist dies: diese Scheußlichkeiten haben stattgefunden, und die Urheber derselben sind nicht bestraft worden.“ Die Versammlung verstand diese Anklage gegen die russische Regierung und brach darum in einen Sturm von Beifall aus.

Breslau, 8. Januar. In Sachen des antisemitischen Tafelliedes des Vereins christlicher Referendare in Breslau erfährt die „Breslauer Zeitung“ authentisch, daß der Justizminister den Oberlandesgerichtsrat Ackermann mit der disziplinarischen Voruntersuchung betraut hat. Das Verfahren richtet sich gegen den Landgerichtsrat Hoffmann, als vermeintlichen Verfasser des Liedes, eventuell auch gegen den Vereinsvorstand, nicht aber gegen alle Vereinsmitglieder. Eine Entscheidung ist noch nicht ergangen.

Der Antisemitismus als Mittel, Karriere zu machen. In der Nummer 45 der in Berlin erscheinenden „Alldeutschen Blätter“ veröffentlichte ein Mitglied des „Alldeutschen Verbandes“, Lanz-Liebenfels, einen Artikel „Morgenrot des Ariertums“, in dem der Verfasser unverblümt den freundlichen Rat erteilte, „daß man von den Jesuiten lernen solle, arische Abiturienten zu versorgen.“ Einem anderen Verbandsmitglied war dieser Zynismus denn doch zu arg; Herr Oberlehrer Dr. Heinrich Römheld in Eschwege veröffentlichte an derselben Stelle eine Entgegnung, in der es heißt: „Gesetzt, wir haben an einem hessischen Gymnasium 20 Abiturienten, von denen 18 nicht jüdisch sind — die jüdischen können schon heute in Staatsstellen nicht eintreten —, welche von den 18 sind nun Arier? Nur die blonden? oder die Langschädel? — Oder bezieht sich das nur auf die Grenzgebiete? Dort dürfte aber die Frage wohl noch schwieriger zu beantworten sein. Wie bequem wäre es aber für die rasseechten Germanen, zu Brot zu kommen. Ihre Leistungen würden nicht mehr von Belang sein“.

Je mehr wir in Deutschland dazu gelangen, den Taufschein oder den Nachweis der arischen Rassenechtheit als ein Anrecht auf Versorgung durch ein staatliches Amt anzusehen, desto bequemer werden naturgemäß die Bevorrechtigten werden, desto minderwertiger ihre Leistungen und sonstigen Qualitäten. Schon jetzt macht sich in vielen studentischen Kreisen vielfach das Bestreben geltend, die nationale Flagge einfach dazu zu gebrauchen, fähigere Mitbewerber rücksichtslos zu verdrängen.

Die „Halbjuden“ unter den höheren Verwaltungsbeamten. Das Organ des Bundes der Landwirte gibt eine Zuschrift des Herrn Kurt v. Strantz wieder, die sich mit dem Vorbereitungsdienst der höheren Verwaltungsbeamten beschäftigt, dessen Reformbedürftigkeit nachgewiesen wird. Hauptsächlich ist es dem Verfasser aber wohl darum zu tun, auf eine „ernste Gefahr“ hinzuweisen, die nach seiner Ansicht in dem starken Prozentsatz des getauften jüdischen Elementes, besonders der Halbjuden, unter den höheren Verwaltungsbeamten liegen soll. Wir hätten nicht nur Minister, sondern auch Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Landräte solcher Herkunft gehabt. Auch das Offizierkorps sei leider nicht ganz verschont geblieben.

Die konservative Partei wird in ihren Spitzen von dieser „fürchterlichen Musterung“ eigenartig berührt werden. Sie weiß, wie viel sie „getauften Juden und Halbjuden“ zu verdanken hat, und hat nicht ohne Grund Stahl durch eine im Sitzungssaal des Herrenhauses aufgestellte Büste geehrt. In einem Punkte hat der Verfasser der Zuschrift recht. Er schreibt: Den glaubenstreuen (Juden) weist man zurück, den getauften nimmt man skrupellos auf. „Gleiches Recht für alle!“ Das ist es ja auch nur, was die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens fordern.

×× **Turnerisches.** Der Vorsitzende der deutschen Turnerschaft, Dr. Goetz, leitet den neuen Jahrgang der „Deutschen Turnzeitung“ mit einem Rückblick auf die Entwickelung der Deutschen Turnerschaft im letzten Jahre ein und gedenkt dabei auch der antisemitischen Machenschaften in Oesterreich, die schließlich zu einer Spaltung im deutsch-österreichischen Turnlager führten.

„Daß wir“, führt er aus, „beim Abschluß des alten Jahres auch mit einer gewissen Wehmut daran denken, daß es das erste war, in welchem der ausgeschiedene Kreis „Deutsch-Oesterreich“ getrennt von uns seine Bahn zog, ist ja nach dem langen ungestörten brüderlichen Zusammenleben selbstverständlich. Trösten muß uns der Gedanke, daß wir nicht die Schuld an der Trennung tragen, nachdem der deutsche Turntag durch Schaffung eines neuen Kreises ein Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Richtungen möglich gemacht hatte; trösten muß uns auch die Tatsache, daß — während in Oesterreich ein Turnbund besteht, der auf Schönerer schwört, ein Kreis Deutsch-Oesterreich, der zu Wolf, dem Todfeinde Schönerers, steht und ein Kreis XVb, dessen deutsch-freiheitliche Turner zu uns halten — im Deutschen Reiche die Deutsche Turnerschaft mit fast 7500 Vereinen und fast 800000 Mitgliedern in Frieden und Eintracht und in strammer Turnarbeit vereint den Beweis liefert, daß deutsche Turner und Männer trotz verschiedenster Anschauungen dem einen Ziel gegenüber einig sein können.“

Die antisemitischen österreichischen Turner geben sich bekanntlich fortwährend die größte Mühe, den deutsch-freiheitlichen Turnern etwas am Zeuge zu flicken. So wurden auch vor einiger Zeit mit gehörigem Tamtam einige der großen Turnerschaft angehörige Turner denunziert, weil sie an einem tschechischen Turnfeste teilgenommen haben sollten. Der Grund für diese Denunziation lag klar auf der Hand. Den antisemitischen Turnern kam es nur in zweiter Linie darauf an, dafür zu sorgen, daß deutsche Turner sich nicht an tschechischen Festen beteiligen. Der Hauptgrund war für sie vielmehr der, die deutsch-freiheitlichen Turner in der Meinung der deutschen Oesterreicher herabzusetzen. Trotzdem leitete der Kreisturnrat eine strenge Untersuchung ein und fand bei den angeführten Fällen allerdings etwas zu tadeln. Infolgedessen erkannte er auch in dem einen Falle auf einen Verweis, im anderen auf Auflösung einer schuldigen Fußballriege, während er die Stellung eines Turnlehrers, der gleichfalls nicht den Satzungen gemäß gehandelt hatte, kündigte. Der Ausschuß der Deutschen Turnerschaft nahm zu diesen Erkenntnissen Stellung und erklärte offiziell: „Im letzten Falle, der einen reichsdeutschen Turnlehrer betrifft, scheint das Vorgehen des Vereins sogar zu streng zu sein. Hoffentlich hören übrigens die Veranlassungen, vor allem aber auch die wiederholten öffentlichen Denunziationen in gegnerischen Blättern endlich auf. Sie sind jedenfalls noch unwürdiger als die gerügten

Vergehen es sind. Die Schreiben, die an den Ausschuß unter Namensnennung gerichtet werden, werden stets ihre Erledigung finden. Beim Hinaustragen in die Oeffentlichkeit ist nicht die Abstellung des Uebels der Zweck, sondern die Bloßstellung des Gegners. Sittliche Momente spielen dabei keine Rolle."

× × **Jüdische Korporationen an deutschen Hochschulen.** Die jüdischen Korporationen haben sich zu zwei großen Verbänden zusammengeschlossen, dem K. C., dem „Kartellverband der Tendenzverbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens" und dem „Bunde jüdischer Korporationen". Die erste jüdische Korporation wurde im Wintersemester 1884/85 in Würzburg aufgetan, es ist die freie Verbindung Salia. Im Sommer 1889 wurde der Verein jüdischer Studenten in Breslau gegründet, im Juli 1892 die Thuringia in München, im Juli 1892 noch eine jüdische Verbindung in Breslau. Die meisten jüdischen Vereine sind aber erst in den letzten Jahren begründet worden. Im August 1896 schlossen sich die schlagenden jüdischen Korporationen zu dem bereits erwähnten Kartellverband zusammen. Dieser Verband zählt zurzeit 9 Vereine, und zwar bestehen diese an den Hochschulen zu Berlin, München (2), Bonn, Breslau, Freiburg, Darmstadt, Straßburg, Heidelberg. Alle diese Verbindungen geben unbedingte Satisfaktion, lehnen aber Bestimmungsmensuren ab. Sie ähneln darin sehr den A. D. B.-Burschenschaften, den sogenannten „Reformburschenschaften". Der „Bund jüdischer Korporationen" trat erst am 18. Januar 1901 ins Leben. Ihm gehören akademische Vereine in Berlin, Breslau, München, Freiburg, Königsberg und Straßburg an. Der B. J. K. überläßt die Entscheidung in Satisfaktions-Angelegenheiten vollständig den einzelnen Mitgliedern. Im ganzen gibt es augenblicklich zwanzig jüdische Korporationen, von denen 17 an Universitäten und drei an technischen Hochschulen bestehen. Drei jüdische Korporationen nebeneinander gibt es zurzeit in Berlin, München und Breslau. An den anderen Hochschulen ist stets nur eine vertreten.

Bedeutend zahlreicher sind natürlich die Verbindungen, in denen jüdische Kommilitonen in starken Prozentsätzen oder in der Majorität vertreten sind. Vor allem ist da die Freie Wissenschaftliche Vereinigung zu nennen und noch verschiedene andere wissenschaftliche Vereine. Aber auch mehrere farbentragende Burschenschaften und schlagende Verbindungen haben zahlreiche jüdische Mitglieder. Das gleiche gilt von den organisierten Finkenschaften.

„Wir sind im wahren Christentum". Unter diesem Stichwort schreibt die in Köln erscheinende sozialdemokratische „Rheinische Zeitung" folgendes: Die für Christentum, hohe Fleischpreise und noch höhere Brotzölle schwärmende katholisch-agrarische „Rheinische Volksstimme" schreibt in dem obligaten Weihnachtsartikel: „Glücklich das Volk, für das es noch ein Christfest gibt im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Fest, an dem Christus seinen Einzug hält in die Seelen. Gewiß, es ist noch in manchen Orten so. Am Weihnachtstage kann man von nah und fern die Gläubigen zur Messe eilen sehen. Das Gotteshaus im Glanz seiner Lichter ist so traulich und schön; in heiliger Andacht betet der Christ. Und wenn das Meßopfer zu Ende ist, drängen sich endlose Reihen zum Tisch des Herrn, um den menschgewordenen Gottessohn in der Kommunion zu empfangen. Gottes Frieden tragen sie aus der Kirche mit in ihre Häuser, für sie wird es wirklich ein „Glückseeliges Christfest". In der gleichen Nummer schimpft das fromme Blatt mordsjämmerlich über die Juden und Judengenossen. Für die in Südafrika kämpfenden deutschen Soldaten seien nur wenig Mark zusammengekratzt worden, umsomehr aber für die russischen Juden. „Da steckte es freilich anders; die Hunderttausende flogen nur so zusammen. Echt baitsch! Für die eigenen Landeskinder mit Ach und Krach ein paar Pfennige, für das verlauste und verkommene Judengesindel rotes Gold. Es sind ja Ausländer, vor denen liegt der Deutsche bekanntlich in Ehrfurcht ersterbend auf dem Bauche. Daß selbst diesem elenden Gesindel der Boden zu heiß wurde, weil selbst der russischen Schafsgeduld die Wühlereien der Bande zu dumm wurden, macht nichts — der echte deutsche Mann estimiert sie deswegen doch als Märtyrer. Und stopft dem Pack, dem es nicht verschlägt, die ganze Welt in Brand und Aufruhr zu setzen, zum Dank dafür noch die Taschen voll, während die eigenen Söhne im glühenden Sonnenbrand verschmachten und verdursten. „Du stolzes Deutschland schäme Dich!' — Die allerbarmende und allumfassende Liebe des Christentums findet in diesen Sätzen eine herrliche Offenbarung, die um so stärker wirkt, wenn sie in Vergleich gestellt wird mit dem oben wiedergegebenen Abschnitt aus der Festbetrachtung. Uebrigens: Wird sich Kardinal Fischer freuen, der für „das verlauste und verkommene Judengesindel" ebenfalls Geld gespendet hat!

Die Freimaurerloge „Friedrich Wilhelm zur Gerechtigkeit" in Ratibor übersandte dem Vorsitzenden des dortigen Hilfskomites für die russischen Juden, Herrn Rabbiner Dr. Dienemann, einen Betrag, begleitet von folgendem Schreiben: „Die in jüngster Zeit von Verblendeten und Betörten an den in Rußland lebenden Juden verübten entsetzlichen, jeder Menschlichkeit Hohn sprechenden Gewalttätigkeiten müssen jeden gesitteten Menschen mit Abscheu und Entrüstung erfüllen. Unbeschreibliches Elend ist durch diese Greuel unter Ihren Glaubensgenossen angerichtet worden, und wir teilen aus vollem Herzen Ihre Betrübnis. Dem vornehmsten Gebote der Freimaurerei folgend, dem Nächsten ohne Unterschied des Glaubens zu helfen und beizustehen, will auch die hiesige Freimaurerloge ein Scherflein zur Linderung des Jammers beisteuern und bittet Sie, beifolgenden Betrag annehmen zu wollen."

Die Konfession der Zahnärzte. Zu der mit dieser Spitzmarke versehenen Notiz in Nr. 1 der „Mitt." wird uns das „Frankf. Israel. Familienblatt" zugesandt, welches folgende Erklärungen enthält.

In der letzten Nr. d. Bl. befindet sich eine Diskussionsäußerung und eine Anzeige, die der von mir redigierten „Dtsch. Zahnärztlich. Wochenschau" entnommen sind. Die Wiedergabe dieser Anzeige, die den Namen desjenigen jüdischen Zahnarztes enthält, der im redaktionellen Teile meiner Zeitschrift aus richtigem Taktgefühl ungenannt blieb, veranlaßt mich zu der Erklärung, daß die Anzeige am 14. Sept. d. J. während einer schweren Erkrankung desselben aufgegeben, am 27. desselben Monats nach Erscheinen der erstmaligen Anzeige von ihm zurückgezogen worden ist. Daß sie dennoch am 7. Oktober erschien, ist auf einen Irrtum der Druckerei zurückzuführen.

Zahnarzt Stieren.

Das in der „Deutschen Zahnärztlichen Wochenschrift" erschienene Inserat, einen christlichen Vertreter betreffend, ist während meiner schweren Erkrankung irrtümlicherweise ohne mein Wissen und Zutun schematisch aus der Stellentafel abgeschrieben und aufgegeben worden und wurde, als es zu meiner Kenntnis kam, sofort von von mir zurückgezogen.

Dr. chir. dent. Carl Feibusch,
Zahnarzt.

Ein zerschossenes Ehrenzeichen. Durch verschiedene Zeitungen machte die Mitteilung die Runde, daß Kaiser Wilhelm I. einst einem Krieger das in der Schlacht zerschossene Eiserne Kreuz selbst habe reparieren lassen. Man war der Ansicht, dieses Eiserne Kreuz sei das einzige, das im Kriege beschädigt worden sei. Dem ist nicht so, wie das Organ der deutschen Kriegervereine, „Die Parole"

mitteilt. Sie berichtet folgendes: Der Grenadier Siegfried Karfunkelstein erhielt für bewiesene Tapferkeit bei Rezonville das Eiserne Kreuz. Am 30. Oktober in der Schlacht bei Le Bourget wurde nach damaligen Berichten der Fahnenträger immer zuerst weggeschossen. Da stürzte Siegfried Karfunkelstein hervor, ergriff die Fahne, stürzte jedoch bald durch die Brust geschossen tot nieder. Die Kugel streifte das Eiserne Kreuz und bog es unten völlig nach oben. — Das Kreuz hängt heute, so beschädigt wie es war, im jüdischen Gotteshause in Beuthen in Oberschlesien, dem Heimatsorte des Siegfried Karfunkelstein.

Der Antisemitismus ersten Grades. In Budapest entstanden unter den Hörern des Polytechnikums konfessionelle Zwistigkeiten. Einer der Hauptbetzer war der rigorosierende Ingenieur Akos Goorik, der an die Tür des Zeichensaales die folgende Erklärung affichirte: „Es ist an diesem Orte bekannt, daß ich für die von mir gebrauchten Ausdrücke Satisfaktion gegeben habe. Zur Vermeidung von Mißverständnissen muß ich erklären, daß der mir angeborene Antisemitismus ersten Grades es mit sich bringt, daß ich mich behufs Ahndung der von seiten Israels gegen mich gerichteten Injurien an das Strafgericht wende, während, wenn ich beleidige und Israel die Regeln der Ritterlichkeit kennt und einhält, ihm ritterliche Genugtuung gebe." Auf diese provozierende Erklärung schrieben mehrere Techniker jüdischen Glaubens, namentlich Viktor Bernstein, Moritz Pik, Desider Petletz, Michael Badas und Andor Lang dem Goorik, daß sie ihn anfangs der öffentlichen Verachtung preisgeben wollten, doch da sie ihn der ritterlichen Satisfaktionsleistung nicht für fähig halten, erachten sie ihn nicht für würdig, sich mit ihm weiter zu beschäftigen. In Folge dieses Briefes belangte Akos Goorik die genannten Techniker wegen Ehrenbeleidigung beim Strafbezirksgerichte. Die Angeschuldigten erhoben die Widerklage. Der Verhandlungsrichter sprach aber sämtliche Parteien frei. Goorik wurde freigesprochen, weil in seiner Erklärung weder hinsichtlich der Juden im Allgemeinen, noch der angeschuldigten Techniker im Besonderen eine Ehrenbeleidigung enthalten war. Der tendenziöse und von Großsprecherei zeugende Ton der Erklärung war jedoch geeignet, in den zur jüdischen Religion gehörigen Angeschuldigten eine so hochgradige Erbitterung hervorzurufen, daß sie in ihrer in selbstbewußtem Tone gehaltenen Erklärung den Goorik ein Individuum nennen durften, welches sie nach seinem Benehmen nicht für würdig erachten, sich mit ihm zu befassen und den sie nach seinen geäußerten Grundsätzen nicht für fähig halten, ritterliche Statisfaktion zu geben oder zu nehmen. Da nun diese Erklärung der Angeklagten wenn auch beleidigend, entsprechend dem Punkte 5 des § 263 St.-G.-B. im Interesse des Wahrung eines berechtigen Interesses erfolgt, müßte sie im Sinne des letzten Absatzes des zitierten Paragraphen die Straflosigkeit der Angeschuldigten zur Folge haben. In Folge der Appellation Goorik gelangte diese Angelegenheit vor den Appellationssenat des Strafgerichtshofes, welcher das freisprechende Urteil der ersten Instanz aus den Motiven desselben bestätigte.

Der russische Finanzminister über einen jüdischen Beamten. Großes Aufsehen erregt in Petersburg ein Nachruf, den der gegenwärtige russische Finanzminister Iwan Schipow einem seiner in diesen Tagen verstorbenen Untergebenen, Herrn Jakob Isajewitsch Eliasberg, in den Petersburger Blättern widmet und den er mit seinem vollen Namen unterzeichnete. Ist es schon an sich ein Novum, daß ein russischer Minister einem Untergebenen einen Zeitungsnekrolog hält, so ist in diesem Falle der Nachruf Schipows um so bemerkenswerter, als der verstorbene Eliasberg Jude war.

Der schlichte und ergreifende Nachruf lautet wörtlich folgendermaßen:

„Amtskollegen und Freunde haben dem verblichenen Jakob Isajewitsch Eliasberg die letzte Ehre erwiesen. Mit ihnen trauerten sicherlich auch alle jene, die der Zufall, sei es auch nur ein einzigesmal, mit diesem wahrhaft guten, sympathischen Menschen zusammenführte. Und groß ist fürwahr die Zahl derer, die ihn gekannt haben. Nach Absolvierung der juristischen Fakultät an der Universität in Odessa widmete sich Eliasberg, der den Grad eines Kandidaten des Rechtes erlangt hatte, in der Zeit von 1883 bis 1899 dem Dienst im Obersekretariat des zivilen Kassationsdepartements, wo jeder, der in diesem Departement zu tun hatte, mit ihm bekannt wurde. Im Jahre 1899 trat er in den Dienst des Finanzministeriums über, wo er als Beamter für besondere Aufträge dem Amte der Jurisconsulenten zugeteilt ward. Gründliche juristische Bildung, welche durch die Erfahrungen seiner langjährigen Tätigkeit in einem der schwierigsten und wichtigsten Departements ergänzt, erweitert und bereichert wurde, machte ihn zu einem für das Finanzministerium höchst wertvollen Rechtskonsulenten bei vielen gesetzgeberischen Arbeiten, Prozessen und Verwaltungsfragen. Die Frucht der genauen Kenntnis von der Praxis des Senates, die der Dahingeschiedene sich erworben hatte, war sein im Jahre 1900 erschienenes Werk „Die Ostseepraxis des regierenden Senates für die Zeit von 1891 bis 1899", worin die komplizierten Fragen des Lokalrechtes der Ostseeprovinzen erläutert und besprochen werden. Eliasberg war ein vortrefflicher Jurist, jedoch kein einseitiger Fachmann; denn noch vor seinem Eintritt in die juristische Fakultät besuchte er einen Kurs in der chemisch-technischen Abteilung des Rigaer Polytechnikums und überdies interessierte er sich während seines ganzen Lebens unablässig für exakte Wissenschaften, so daß er auch auf diesen Gebieten seine Kenntnisse stets bereicherte. In Eliasberg war umfassende, vielseitige Bildung harmonisch mit großem Geist und einem guten Herzen vereint. Allen, die ihn kannten, wird sein kindliches Gemüt, sein zuvorkommendes, rücksichtsvolles Benehmen gegen seine Umgebung, seine Schlichtheit im Verkehr, seine Bereitwilligkeit, jedem hilfreich beizuspringen und ihn durch seine Erfahrungen und sein ausgedehntes Wissen zu unterstützen, unvergeßlich bleiben. Eben dieser seltenen Eigenschaften wegen liebten und achteten ihn alle, die ihn kannten und jetzt beweinen. Sein Andenken wird mit Verehrung bewahrt werden!"

Es ist charakteristisch, daß dieser Nekrolog auch in der antisemitischen „Nowoje Wremja" abgedruckt wurde.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 3. Berlin, 17. Januar 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Die antichristliche „Staatsbürgerzeitung".

Wir haben unlängst die „Staatsbürgerzeitung" vor dem Vorwurf in Schutz nehmen müssen, daß sie sich zu einem philosemitischen Blatte entwickelt habe. Aber nicht zu leugnen ist, daß sie sich zu einem stark ausgesprochen antichristlichen Blatt entwickelt hat, und die Zeit ist nicht mehr fern, daß Herr Stöcker und die „Kreuzzeitung" die „Staatsbürgerzeitung" mit derselben Entschiedenheit bekämpfen werden, wie wir sie seit jeher bekämpft haben. Zugestanden muß allerdings werden, daß die Entwickelung eine durchaus konsequente ist. Wir, und mit uns einsichtige christliche Geistliche, am meisten katholische Prälaten, am wenigsten leider die protestantische Geistlichkeit in Deutschland, wo sogar der Hofprediger Stöcker die antisemitische Führung übernommen hatte, haben von vornherein mit Nachdruck betont, daß „antisemitisch" gleichbedeutend sei mit „unchristlich".

Wiederholt haben wir auf die Wotanspredigten in der „Staatsbürgerzeitung" aufmerksam gemacht. Aber das waren nur indirekte Angriffe. Jetzt hat man die Courage gefunden, die Maske ganz abzuwerfen und wider das Christentum zu Felde zu ziehen. Und man zieht die Gelegenheit förmlich bei den Haaren herbei, um es nur tun zu können.

In Nummer 2. der der „Frauenwelt" (!) gewidmeten Sonntagsbeilage der „Staatsbürgerzeitung" lasen wir eine Besprechung, die wir dem Hofprediger a. D. Adolf Stöcker und den frommen Herren der „Kreuzzeitung" dringend zur Lektüre empfehlen. Da finden sich in einem Referat über „Taten Jesu in unseren Tagen" von P. Martin Hennig folgende Stellen:

Weshalb das, was unser Volk an Edeltaten erzeugt, „Taten Jesu" sein sollen, kann nur dem erfindlich sein, der die gottgegebenen, wirkenden Kräfte des deutschen Volkes zur Verherrlichung eines edlen Juden preiszugeben vermag. Mit demselben antinationalen Rechte kann man auch davon sprechen, daß lediglich Taten Jesajas, Buddhas, Konfutses, Mohammeds, des Sokrates, des Seneca oder anderer edler Menschen, die die Nächstenliebe gelehrt haben, im deutschen Volk und durch dasselbe wirken. Ein reindeutsches Bewußtsein freilich würde keine Angehörigen fremder Völker als Paten für seine Schöpfungen wählen, sondern entweder Edeldeutsche, wie Luther, Goethe, Schiller oder — falls durchaus ein „göttliches" Siegel nötig ist — eine der symbolischen Gestalten, die für unsere Vorfahren als der verkörperte, göttliche Helferwille galten: Also beispielsweise Thor oder Donar, der ausgesetzt auf Taten ausgeht, um das Uebel in der Welt zu bekämpfen, und nicht eher ruht, und glücklich sein kann, bis alles Böse vernichtet ist.

Wie es möglich ist, daß selbst edelstrebende Deutsche der Gegenwart in der Gestalt eines edlen Juden, der vor 2000 Jahren gelebt hat, den leibhaftigen Gott zu erblicken vermögen, ist nur dem verständlich, der die Völkergeschichte und die bezwingende Macht der Suggestion kennt. Möchten unsere Nachkommen wegen dieses verhängnisvollen Irrtums einst nicht zu sehr mit ihren blindgemachten Vätern ins Gericht gehen! Jedenfalls ist nicht der Jude Jesus für das deutsche Volk maßgebend, sondern der wahre Gott, zu dem auch Jesus als zu einem Gott aufsah, betete und flehte. Dieser Gott hat aber dem deutschen Volk sein Schicksal und seine Mission in die eigene Hand gelegt, und uns wird Wohl oder Wehe zuteil, je nachdem wir die ewigen göttlichen Naturgesetze befolgen oder nicht. Wer aber, — wie es leider aus manchen Stellen des genannten Buches hervorgeht — sich der Notleidenden nur annimmt „um Jesu willen", nicht aber um „der Notleidenden willen", weil er im Drange seines Liebewillens helfen muß, der denkt und handelt noch nicht als Edeldeutscher und würde, falls Jesus nicht gelebt hätte, also nicht wohltun; der arbeitet als ein armseliger und dazu noch betörter Lohnknecht und wirbt um die Gunst eines Herrn, der nicht die Macht hat, ihn dereinst seinen Erwartungen gemäß zu belohnen.

In einer Besprechung des Buches „Diakonissenleben" von Thusneda von Saldern in derselben Nummer heißt es u. a.:

Ohne Zweifel birgt die Diakonie manche erhabene Freude und Schönheit, und wer wirkliche Neigung zu diesem Beruf in sich fühlt, wird in ihm sicherlich seine Befriedigung finden. Auch ohne Jesus, ja, dann vielleicht erst vollkommen, weil sein Tun nicht in der Erwartung irgend einer Belohnung im Jenseits seitens des „Himmelsfürsten" Jesus geschieht, sondern aus innerem Bedürfnis und daher die Glückseligkeit bereits in sich trägt. Verse, wie: Denn unser Herr Jesus Christus spricht: Was wir an den Blinden und Krüppeln getan, das seh' ich als mir gegeben an," können doch nur auf geistig-religiös Unmündige anspornend wirken. Der Edeldeutsche heilt und hilft ohne Rücksicht darauf, ob Jesus überhaupt gelebt hat oder nicht. So haben unsere germanischen Urväter gehalten und uns vorgelebt, die glücklicherweise noch keine Kunde vom „sündenablaßwirkenden Verdienst des Lammes" hatten.

Wir übergehen, daß auch der „Edeldeutsche" Goethe, der hier als Pate für deutsche Schöpfungen empfohlen wird, als Semit schon abgestempelt worden ist. Wer weiß auch, wie lange die Antisemiten noch von Jesus als einem Juden sprechen werden, nachdem sie einen Abraham schon längst als Schacherjuden, einen Moses als Betrüger rc. gebrandmarkt haben. Müssen übrigens Vollblut-Antisemiten, nachdem sie so und so oft gehört

haben, daß an den Juden im Allgemeinen und an jedem Juden im Besondern kein gutes Haar sein könne, in der Verbindung „Edler Jude" eine contradictio in adjecto finden? Aus diesem Grunde hatte man ja den freilich mißglückten Versuch unternommen, Jesus zu einem Germanen zu machen.

Und dergleichen Lesefrüchte finden die deutschen Frauen in demselben Blatte, das Zeter und Mordio schreit, wenn ein jüdischer Krämer im Scheunenviertel die Takt- und Geschmacklosigkeit besetzt, für sein Geschäft mit einem Weihnachtsengel oder dergl. Reklame zu machen. Wenn diese Pröbchen in der sogenannten „Judenpresse" gestanden hätten! Was hätte Herr Stöcker dazu gesagt!

Wiener Brief.

IV.

(Das goldene Wiener Herz. — Die christlichsozialen Arbeiter. — Die Intellektuellen. — Judenplage.)

Wien, den 14. Januar 1906.

An ihren Taten kann man die christlichsoziale Partei erkennen oder eigentlich nicht wieder erkennen. Dieselben Leute, die einst in den Tagen ihrer politischen Maienblüte den Mund voll einschmeichelnder volksbeglückender Pläne hatten, die das „goldene Wiener Herz" durch ihre sozialpolitischen Verheißungen zu fesseln wußten, spielen jetzt den trockenen, gefühllosen Knicker, wenn die Not der Massen an ihre Tür pocht. Schon vor Jahren hat ein Redakteur der „Arbeiter-Zeitung" Herr Max Winter großes Aufsehen erregt, als er mit seiner realistischen Schilderungsgabe das Elend und die Verzweiflung jener Deklassierten aufzeigte, die ihm bei seinen Wanderungen durch die großstädtischen Jammerquartiere — die Kanäle, Ziegelöfen usw. — begegnet sind. Im vorigen Jahre wirbelte auch ein Vortrag viel Staub auf, der in der Wiener „Urania" über die Unterschlupfstätten der Aermsten, der Wohnungslosen, gehalten wurde. Ein Gerichtssekretär und ein junger Schriftsteller waren den Spuren Winters gefolgt und der eine führte nun in Blitzlichtbildern, die an Ort und Stelle aufgenommen wurden, die erbärmlichen, meist unter der Erde befindlichen Lagerstätten der Unglücklichen vor Augen, während der andere durch das gesprochene Wort die Eindrücke wiederzugeben versuchte. Diese Schattenbilder von der „Insel der Glücklichen" — wie Dr. Lueger Wien so gern nennt — zogen den Unwillen der Rathausherren auf sich und der Bürgermeister machte seinen Einfluß auf die von der Kommune unterstützte „Urania" geltend, um wenigstens die Streichung der krassesten Vortragsstellen zu erreichen. Auf der Bühne der Urania war das Elend verwischt, in Wirklichkeit aber bestand es fort. Das veranlaßte den liberalen Gemeinderat Dr. Hein im Juni v. J. den Antrag zu stellen, daß von der Gemeinde Notquartiere in Form von Baracken zu errichten seien, in denen die Obdachlosen ein Asyl finden können. Erst jetzt, also nach einem halben Jahre, befaßte sich der christlichsoziale Stadtrat mit dieser Anregung und das Ergebnis war die Ablehnung derselben. Die „hohen Kosten" dieser Holzbauten, die Belastung des Gemeindebudgets und die Erwägung, daß der Umgebung der Baracken volkswirtschaftliche Nachteile erwachsen würden — als ob auf dem riesigen Wald-, Wiesen- und Feldkomplex Wiens nicht genug Raum vorhanden wäre — veranlaßte den antisemitischen Referenten Dr. Krenn, die Einsargung des humanen Vorschlages zu beantragen. Geringschätzig meinte er, daß die Verhältnisse nicht gar so schlimm sein können, da der Gemeinde jährlich nur 4000 Obdachlose von der Polizei überstellt werden. Wie groß das Elend in Wien aber in Wirklichkeit ist, erfährt man aus den Mitteilungen des privaten „Wärmestuben- und Wohltätigkeitsvereines". Die sechs Lokale dieses Vereines haben in der letzten Woche allein tagsüber 75 000, während der Nacht 4500 Personen aufgesucht; unter ihnen befinden sich 384 Personen, die von der Polizei zur Nachtzeit überstellt worden sind. Das eine private Obdachlosenasyl im III. Bezirke wurde in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember v. J. von 108 000 Männern, 22 700 Frauen und 3126 Kinder (!!) frequentiert. Dabei ist die Zahl derer, die wegen Raummangels abgewiesen werden mußten, sehr beträchtlich. Doch das „goldene Wiener Herz" der Rathausherren wird durch diese Elendsstatistik nicht gerührt, der Gemeindevertretung fällt es gar nicht ein, ihre Pflicht zu erfüllen und den obdachlos Umherirrenden ein Asyl zu öffnen. Wie viele Menschen könnten dadurch auch moralisch gerettet werden! Allein zur Sozialpolitik ist immerhin Geld erforderlich und das kann Dr. Lueger nicht aufbringen. Nämlich nicht für diesen Zweck. Der von einigen steinreichen Aristokraten für das Jahr 1908 vorbereiteten „Jagdausstellung" wurde aber eine Subvention von 300 000 Kronen bewilligt! Also geschehen unter der Herrschaft des christlichen Sozialismus!

Die innere Einheit der antisemitischen Partei geht immer mehr verloren. Vor einigen Tagen hielten die christlichsozialen Arbeiter einen Parteitag ab und man war sehr erstaunt darüber, daß sie mit den hinter verschlossenen Türen gefaßten Beschlüssen nicht herausrücken wollten. Nun kennt man die Ursache der rührenden Bescheidenheit. Die von dem Gemeinderat Kunschak geführte Arbeitergruppe der Christlichsozialen kann sich den „Spießer"-Interessen der maßgebenden Parteifaktoren doch nicht bedingungslos anschließen. Dazu würde sich das Häuslein der allergetreuesten, das von der antisemitischen Arbeiterpartei übrig geblieben ist, nicht mißbrauchen lassen. So mußte Herr Kunschak die Festlegung einer sechsmonatlichen beziehungsweise einjährigen Seßhaftigkeitsfrist bei der Wahlreform verlangen, obgleich Dr. Lueger an der fünfjährigen Karenzzeit festhält. Diese Meinungsverschiedenheit wollte man verbergen und deshalb hüllten sich die Arbeiterdelegierten in eine Verschwiegenheit, die ihrem Wesen keinesfalls entspricht.

Mit undankbarer Gleichgiltigkeit hat die christlichsoziale Partei das Ausscheiden Dr. Wesselskys aus dem Gemeinderate hingenommen, ja sie wollte nicht einmal die Verlesung seines Abschiedsschreibens im Gemeinderat zulassen. Dr. Wesselsky legte seine Würde nieder, weil ihm die Partei nicht mehr antisemitisch genug ist, insbesondere scheint sie ihm durch die Anlehnung an den Klerikalismus Schaden zu nehmen. Dr. Wesselsky war immer ein wunderbarer Kauz und es ist nicht erstaunlich, daß sein Brief an den Bürgermeister eine ziemlich krause Argumentation enthält. Doch das eine mußte man ihm lassen: Er gehörte zu den ganz wenigen unter den christlichsozialen Führern, die in der Literatur Bescheid wissen und zu einer Diskussion über volkswirtschaftliche Themen zu brauchen sind. Aber gerade diese Eigenschaft mußte ihm in politischer Hinsicht gefährlich werden, denn sie isolierte ihn allmählich von der Partei, die unter die Leitung der Bücherverächter geriet. So kam der Tag, an dem Dr. Wesselsky nicht mehr die christlichsoziale Partei und diese nicht mehr ihn verstand. Sein Rücktritt war den Leuten à la Bielohlawek ganz willkommen, denn der „Studierte", der sich über Marx oder Smith zu sprechen vermag, ist nun kaltgestellt. Als letzter Wissenschaftler bleibt wohl Prinz Alois Liechtenstein im Trosse der Wiener Rathausherren. Auch er hat viel gelernt und gelesen, aber wenig verstanden. Schon vor zwei Jahrzehnten spottete der ihm damals politisch verwandte Volkswirt Rudolf Meyer über den „sozialpolitischen Dilettanten" und seither ist der Verstand Seiner Durchlaucht nicht nur nicht schärfer geworden, sondern er hat unter dem Einfluß der Umgebung gelitten. Man höre nur, wie diese

Leuchte antisemitischer Parteiwissenschaft jüngst in einer Versammlung des „Christlichsozialen Vereins“ im XVI. Bezirk über die russische Revolution sprach:

„Das wichtigste Ereignis der letzten Vergangenheit ist die Niederwerfung der sozialistischen Revolution in Rußland. Seltsamerweise sprechen die Judenblätter liberaler Färbung wenig davon; sie gleiten über diese Entscheidung mit kühlem Gleichmut hinweg. Wie ist das erklärlich? Es sind nur arme, leichtgläubige, verführte Arier, die ihren sozialistischen Gleichheits- und Freiheitswahn auf den Moskauer Borrikaden mit ihrem Blute und mit ihrem Leben bezahlen. Die Juden, die sie in den Tod gehetzt haben, überlassen sie ihrem Schicksal. Ist doch der einzige und alleinige Zweck der mit dem Gelde der goldenen Internationale besoldeten Revolution, die Judenemanzipation erreicht. Der Judenherrschaft in Rußland steht nichts mehr im Wege.“ . . .

Prinz Alois Liechtenstein ließ vor Jahren ein Büchlein erscheinen, in dem er den römisch-jüdischen Großkapitalismus für den Untergang Roms verantwortlich machte. Das Schriftchen ist wenigstens geistreich geschrieben und die Irrtümer sind durch die mißverstandene Lektüre der Quellenwerke erklärt. Wie aber kann Seine Durchlaucht über Vorgänge, die er gleichsam miterlebt, in so unsinniger, tendenziöser Weise sprechen? Ist des jüdischen Blutes noch nicht genug geflossen, sind die Judenmetzeleien die Beweise der Judenherrschaft in Rußland? Wirklich, der Prinz muß bedauert werden! Er ist schon weit über die Jahre hinaus, die der Jugendeselei gehören; bei ihm ist die Rede ein Zeichen der Senilität, des geistigen Verfolles, oder eines skrupellosen Demagogenehrgeizes, um den der nahe Verwandte des kaiserlichen Hauses sicherlich nicht beneidet werden kann.

Ueberhaupt: Was würden unsere Christlichsozialen ohne die russische Revolution tun? Der Feuereifer, mit dem sie aus dem Kampfe gegen den Zarismus Kapital schlagen, läßt darauf schließen, daß sie eines außerordentlichen Mittels zur Aufpeitschung des urteilsunfähigen Wiener Spießers dringend bedurften. Geschäft ist Geschäft und die Christlichsozialen verstehen es meisterhaft, alle Regungen des Gefühles zurückzudrängen. Heute fragt das „Deutsche Volksblatt“ die Regierung, was sie zu tun gedenke, um das Zuströmen der russischen Flüchtlinge nach Wien hintanzuhalten. Und für die russischen Juden, von denen das Blatt Wien bereits überschwemmt sieht, hat es nur die Trostesworte: „Mob“, „Judenpack“, „Gesindel“. Es ist nämlich eine Ehre, von Herrn Vergani so genannt zu werden. —rm.

Mittelstand.

Die Antisemiten sämtlicher Schattierungen in Deutschland legen in ihrer politischen Propaganda neben der Bekämpfung des Judentums den Hauptnachdruck auf die Vertretung sogenannter mittelständlerischer Forderungen. Jedes dritte Wort ist bei ihnen „Mittelstand“, wobei zu bemerken ist, daß über den Begriff des Wortes jeder seine eigene Meinung hat. Angeekelt durch die demagogische Ausnutzung dieses hohlen Schlagworts hat, wie erinnerlich, Professor Förster s. Z. seinen Austritt aus der antisemitischen Reichstagsfraktion erklärt zugleich mit einer an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Verwahrung gegen den „Mittelstandsschwindel und den oberflächlichen Radau mit verbrauchten Schlagworten“. Diese Charakteristik hat in der Zwischenzeit an innerem Wert nicht nur nichts eingebüßt, sondern je mehr sich der „Mittelstandsschwindel“ noch in die Breite ausgedehnt hat, an durchschlagender Kraft noch gewonnen. Vielleicht das Beste jedoch, was bisher gegen die Mittelstandspolitiker geschrieben worden ist, enthält eine in diesen Tagen erschienene Broschüre des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Georg Gothein über „Mittelstand und Fleischnot“ (Verlag des Wahlvereins der Liberalen, Berlin SW., Dessauerstr. 1).

Die geistvollen, oft durch humoristische Beispiele, die einer jahrelangen praktischen Beschäftigung mit diesen Fragen entnommen sind, gewürzten Ausführungen verleihen dieser Broschüre nicht nur einen hohen propagandistischen Wert im Kampfe gegen reaktionäre und zünftlerische wirtschaftliche Anschauungen, sondern machen das Werkchen auch zu einer ungemein reizvollen Lektüre.

Wir geben in Folgendem einige besonders interessante Kapitel wieder.

Was ist der Mittelstand?

Der Spezialgelehrte des Bundes der Landwirte, Professor Dr. Suchsland, hat es unternommen, eine wissenschaftliche Definition für den Mittelstand zu geben. Nach ihm ist der Mittelstand aller selbständigen Existenzen mit einem mittleren Einkommen, und als solches bezeichnet er das von M. 600.— bis M. 9500.—. Was darüber ist, das ist vom Uebel. Die Spannung ist keine ganz kleine, sie verhält sich nahezu wie 1 : 16. Vielleicht wird in manchen ärmeren Gegenden der kleine Häusler, der im eigenen Häuschen wohnt und auf 2 bis 3 Morgen Spatenwirtschaft betreibt und dabei ein kümmerliches Dasein führt, dann, wenn er seine Wohnung mit 80 bis 100 Mark einschätzt, sich noch zum Mittelstand rechnen. Die große Masse der selbständigen Bevölkerung, die ein Tageseinkommen von zwei Mark hat, gehört sicher zum Proletariat; ja in den größeren Städten und in den westlichen Industriebezirken wird ein selbständiger Handwerker, der das doppelte und dreifache davon verdient, sich wahrscheinlich auch noch dem Proletariat zuzählen. Anderseits aber würde auch der verschuldete Rittergutsbesitzer, der sich seine Equipage und Reitpferde hält, der vielleicht zu den Festlichkeiten, die er gibt, seine Gäste in einem Extrazug der Bahn kommen läßt, zum Proletariat gehören; denn bekanntlich gibt es darunter solche Steuerkünstler, die es verstehen, sich ein Minuseinkommen auszurechnen, wie es bei einem bekannten Führer des Bundes der Landwirte in Pommern der Fall war. Ueberhaupt ist es doch ein sehr mißliches Ding, gerade bei denjenigen Leuten, deren Einkommen mit der Konjunktur und der Geschäftstüchtigkeit außerordentlich schwankt, das Einkommen zum Maßstab der Zugehörigkeit zu einem Stande zu machen. Wer heute 9499 Mark Einkommen hat, der ist Mittelstand, und wenn er sparsam ist und vielleicht auf 10 000 Mark kommt, so wird er aus diesem ehrsamen Stande hinausgeworfen. Er gehört zum verhaßten Großkapital, und wenns Geschäft vielleicht im nächsten Jahr schlecht geht, dann wird er wieder in Ehren aufgenommen. Er wird in seiner Zugehörigkeit zum Mittelstand in des Wortes verwegenster Bedeutung eine unsichere Existenz.*)

Herr Professor Suchsland rechnet zum Mittelstande alle diejenigen Existenzen, die in ihrem Einkommen nicht von dem Willen eines Einzelnen abhängig sind. Also würden — das Einkommen von 600—9500 Mk. vorausgesetzt — dazu alle Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte und Offiziere gehören; von den Privatbeamten freilich nur solche, denen nicht vom Brotherrn ohne weiteres gekündigt werden kann; von den Angestellten von Aktiengesellschaften

*) Ein Flugblatt der Deutschen Mittelstands-Vereinigung, Ortsgruppe Charlottenburg sagt: „Mittelstand“ ist Alles, was im ordentlichen Zusammenwirken an der Erhaltung des Staates und der Gesellschaft arbeitet“. Die Phrase ist so hohl und sinnlos, daß ein Eingehen darauf nicht verlohnt.

und Genossenschaften nur die, welchen nicht vom Einzelvorstand, sondern nur durch Vorstandsbeschluß oder durch Beschluß des Aufsichtsrats oder der Versammlung gekündigt werden kann, oder welche nicht auf eine Reihe von Jahren fest angestellt sind. Schon diese Differenzierung zeigt, wie unmöglich es ist, bezüglich der Privatbeamten festzustellen, wer nach Suchslands Formulierung zum Mittelstand gehört, wer nicht. Leute mit völlig gleichen Funktionen, völlig gleichem Einkommen, gleicher Vorbildung würden verschiedenen Ständen angehören.

Zum Mittelstand würden dann die Unteroffiziere, Sergeanten, Feldwebel, Zahlmeister und Offiziere bis zum Obersten aufwärts gehören, notabene wenn sie nicht etwa Schulden wie ein Major haben. Aber auch hier würde wieder derjenige Teil, der neben seiner Gage noch ein Renteneinkommen aus eigenem Vermögen oder dem der Gattin bezieht, das ihn über die Höchstgrenze von 9500 Mk. bringt, vom ehrsamen Mittelstand ausgeschlossen sein; von Rechtswegen dürften die anderen Kameraden mit ihm nicht mehr verkehren, was übrigens zur Einschränkung des Luxus im Offizierkorps vielleicht ganz dienlich wäre, aber mit der Kameradschaftlichkeit schlecht in Einklang zu bringen ist.

Genau so ist es bei den Beamten. Da es Gehälter unter 600 Mk. einschließlich Wohnungsgeld-Zuschuß unter den Beamten wohl nicht mehr gibt, würde der ganze Beamtenstand unterhalb des Regierungspräsidenten und der Chefs der Provinzialverwaltungen dazu gehören, wieder vorausgesetzt, daß sie nicht aus Privatvermögen Nebeneinkünfte haben.

Gewerblicher Mittelstand.

Nun hat aber Herr Professor Suchsland innerhalb des Mittelstandes noch eine weitere schöne Unterabteilung gemacht, er hat den Begriff des gewerblichen Mittelstandes wie folgt festgestellt:

„Der gewerbliche Mittelstand besteht aus der Gesamtheit aller wirtschaftlichen Einzelheiten, deren jede durch die Verbindung eines an sich zum Lebensunterhalt nicht ausreichenden Kapitals mit einer fachmännisch ausgebildeten Arbeitskraft entstanden ist und ihrem physischen Träger neben erwünschter Selbständigkeit des Handelns ein um den Unternehmergewinn höheres Einkommen ermöglicht, als die Summe aus seinen Kapitalszinsen und der ortsüblichen Entlohnung einer entsprechenden gewerblichen Hilfskraft darstellt".

Wir müssen alle Leser bitten, über diesen Satz nicht rasch hinwegzulesen, sondern, wenn ihnen der tiefe Sinn desselben beim erstmaligen Lesen noch nicht aufgegangen sein sollte, sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, ihn noch ein zweites Mal zu lesen. Und da er nicht lang ist, so ist die Zumutung wohl nicht zu groß, wenn wir sie bitten, ihn ein drittes Mal zu lesen, wenn sie ihn nach zweimaligen Lesen noch nicht verstanden haben sollten. Hat aber auch das nicht geholfen, so bitten wir sie freundlichst, sich mit uns trösten zu wollen, denen es ebenso gegangen ist. Nun könnte man uns für verstockte Bösewichte halten, die den guten Herrn Suchsland partout nicht verstehen wollen, aber er hat das Pech, daß ihn auch seine Mittelstandsfreunde nicht verstehen können; so schreibt die antisemitische „Sachsenschau" (wie die „Mitteil." s. Z. ebenfalls erwähnt haben. D. R.) zu dieser Erklärung, daß sie wenigstens das eine für sich habe, daß sie außer ihrem Verfasser niemand verstehen könne. Und die „Sachsenschau" macht sich auch weiter noch über die schönen Mittelstands-Definitionen des Herrn Professors lustig, der weiter zwischen einem proletarischen und einem kapitalistischen Mittelstand unterscheidet und meint, daß jemand auf seiner Visitenkarte den Titel führen müsse: „Beinahe Meister gewordener, proletarischer Mittelstand" oder „Prokurist gewesener kaufmännisch-kapitalistischer Mittelstand" usw., solch schönen Titel könne die Gattin doch für die Steuern verlangen, die der Mann bezahlen müsse.

Wenn der selige Zumpt noch lebte, so würde er als neue Regel sicher die aufstellen: „Was man nicht definieren kann, das spricht als Mittelstand man an." Eins ist aber sicher, kein Mensch weiß, wer der Mittelstand ist, wo er anfängt, wo er endet; kein Mensch weiß, wer dazu gehört, wer nicht dazu gehört; kein Mensch weiß, wie man sein Standesbewußtsein heben soll und welche gemeinsamen Interessen er hat. Aber wenn man das nicht weiß, so ist es für unklare Politiker ja nur um so schöner, wenn sie von einem Mittelstand mit gemeinsamen Interessen reden können, wenn sie sagen: Schließt Euch zusammen, Mittelstandsbrüder, d. h. Ihr alle, die Ihr über das, was der Mittelstand ist, ebenso unklar seid, wie wir, und wenn Ihr vielleicht verschiedene Interessen unter Euch habt, so müßt Ihr still und ruhig über diese sein, denn nur durch Einigkeit könnt Ihr etwas erreichen; aber wenn Ihr einig seid, so werdet Ihr eine Macht bilden, von der schon der Dichter sagte, daß selbst Götter dagegen vergebens kämpfen.

Wie man zuerst dem Handwerke helfen wollte.

Wie sollte nun dem Handwerk geholfen werden? Zunächst war es das Unglück des Handwerks, daß die Leute in den Läden das von Kaufleuten kauften, was sie früher vom Handwerker bezogen hatten, Waren, die der Kaufmann vielleicht von der Fabrik bezog. Da kam man denn auf den schlauen Gedanken, Waren, welche handwerksmäßig erzeugt werden, dürften nur vom Erzeuger selbst feilgehalten werden. Das war freilich gegen den anderen Teil des Mittelstandes, gegen die Kaufleute, recht wenig freundlich gedacht; aber denen wollte man ja damals gerade an den Kragen; die hatte man damals noch nicht in den Mittelstand aufgenommen. Indessen auch in Handwerkerkreisen erregte der Vorschlag, als man sich ihn näher besah, einen Sturm der Entrüstung: Da kamen die Uhrmacher und sagten: Wir sollen keine Uhren mehr verkaufen dürfen? Wir machen ja die Uhren gar nicht selbst, wir beziehen sie, wenns Taschenuhren sind, aus der Schweiz, wenns Wanduhren sind, aus dem Schwarzwald, wo sie in Fabriken oder in der Hausindustrie hergestellt werden oder aus Freiburg i. Schl., wo sie in Fabriken und Genossenschafts-Unternehmungen gefertigt werden. Wir selbst machen die Reparaturen und handeln mit Uhren.

Ganz ähnlich gings dem Gold- und Silberarbeiter. Er sagte: Wenn ich blos das verkaufen soll, was ich selbst mache, so kann ich ja gar keine Auswahl haben und kein Lager halten. Ich muß fremde Sachen beziehen. Wegen eines einzigen Stückes kann man doch nicht immer gleich eine Zeichnung machen, zumal ich gar nicht weiß, ob ich das Stück verkaufen werde. Der Klempner sagte: Ein gut Teil der Blechwaren, die ich führe, mache ich nicht selber, sondern beziehe sie aus den Fabriken, ebenso die Lampen, mit denen ich handle, und emaillierte Blechwaren kann ich überhaupt nicht herstellen. Meine Arbeit besteht hauptsächlich in der Bauklempnerei und in Reparaturarbeiten; ihr macht mir ja mein Ladengeschäft tot, wenn ihr solch törichte Bestimmungen hereinbringt. Der Wurstmacher wollte nebenbei doch auch eine pommersche Gänsebrust führen oder eine Straßburger Gänseleber-Pastete oder neben der selbst fabrizierten auch eine Braunschweiger Cervelatwurst oder eine Rügenwalder. Der Handschuhmacher erklärte, er könne nicht alle Sorten Handschuhe, die er führe, selbst machen, er wollte auch mit gekauften handeln und nebenbei gekaufte Krawatten führen. Und der Schlosser sagte: Die Schlösser kaufe ich in Velbert, wo sie in Fabriken und in der Hausindustrie hergestellt werden, und die Beschläge von den Grossisten, die sie aus der märkischen Klein-Industrie beziehen. Ich schlage die Sachen an und mache sie zurecht. Und so ging es fort, bis man schließlich einig war, so fördert man das Handwerk nicht,

so schädigt man es. Freilich beim Schneiderhandwerk dauerte es noch etwas länger. Da ging der Kampf des „christlich konservativen Schneidermeisters" gegen das „jüdische Maßgeschäft", das gleich die Tuche mitführte, bis schließlich die christlich konservativen Hauptwortführer einsahen, daß es am klügsten sei, selber Maßgeschäfte zu gründen und das Tuch, das sie verarbeiteten, dem Kunden selber zu verkaufen. Und so ist denn dieser schöne Rummel in der Versenkung verschwunden.

Verdrängung des Handwerks durch die Industrie.

Aber dem Handwerk mußte doch nun einmal geholfen werden; und es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß es dem Handwerk vielfach schlecht ging, daß die moderne industrielle Entwickelung manchem Handwerker das Brot nahm. Der Nagelschmied, der früher eine wenn auch ärmliche Existenz geführt hatte, wurde durch die Fabriken, welche die Drahtstifte und die anderen Nägel mit Maschinen herstellten, tot gemacht. Freilich, für die Gesamtheit war es ein Vorteil, daß die Nägel nur noch einen Bruchteil des früheren Preises kosteten. Der Weißbättcher, der früher den Haushalt mit Fässern, Schäffern und Wannen zum Aufwaschen und für die Wäsche versorgt hatte, bekam wenig zu tun, weil solche Wannen aus emailliertem Eisenblech billiger und viel dauerhafter hergestellt wurden. Noch schlimmer erging es dem Töpfer, dessen Waren zum größten Teil von den emaillierten Kochgeschirren verdrängt wurden. Aber für die Gesamtheit der Leute mit mittlerem Einkommen war das ein großer Vorteil. Der Tuchmacher, der früher mit einigen Gesellen das Tuch selbst gewebt hatte, sah sich durch die großen Fabriken und mechanischen Webstühle verdrängt. Aber das Tuch und damit der Rock und die Hose wurden billiger. Und wenn früher kleine Mühlen mit lokaler Kundschaft mit primitiven Einrichtungen und unregelmäßiger Triebkraft bestanden, so wurde denen der Boden entzogen, als die Eisenbahnen den größeren Mühlen, die mit fortgeschritteneren Einrichtungen ein besseres Mehl mahlen konnten und die über ständige Betriebskraft verfügten, ihr Mehl überall hin transportieren konnten; ein Vorgang, der dadurch verstärkt wurde, daß in vielen Gegenden mit der dichteren Besiedelung und den steigenden Preisen von Milch, Butter, Käse, Eiern, Geflügel, Gemüse, Fleisch, Obst anstelle des Baues von Brotgetreide der bäuerliche Kleinbetrieb trat, der weit vorteilhafter das gebaute Getreide in der eigenen Wirtschaft für das Vieh verwertete, als wenn er es zum Markt oder zur Mühle gebracht hätte. Auch die mittelständlerischste Gesetzgebung hätte einen solchen Vorgang, der das Verschwinden von vielen tausenden von Mühlen zur Folge hatte, von kleinen Wassermühlen mit ungenügender Wasserkraft und von kleinen Windmühlen mit unregelmäßiger Triebkraft nicht aufhalten können, oder wenn sie es vermocht hätte, nur dadurch, daß wir wirtschaftlich hinter allen anderen Ländern zurückgeblieben wären, daß wir unseren Menschenzuwachs zur Auswanderung genötigt hätten. Das sind eben Wachstumsschmerzen, die für den Einzelnen sehr unangenehm sein können, die sich aber nun einmal nicht aufhalten lassen.

Es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß das Handwerk vielfach unter ungenügender technischer und kaufmännischer Ausbildung litt und infolgedessen oft mit dem Großbetriebe nicht mitzukommen vermochte; schließlich hat auch die Maschine, die nun einmal für den Großbetrieb wesentlich besser auszunützen ist, in vielen Fällen dem Kleinbetrieb im Handwerk schwere Konkurrenz bereitet, auch da, wo im Großbetrieb der ausgebildete Handwerker unentbehrlich ist. Aber wie man immer einen Prügeljungen finden muß, auch hier. An allem Unglück des Handwerkes sollte nur schuld sein die Gewerbefreiheit, nach der jeder das fertigen darf, wozu er Lust hat, auch wenn er es nicht ordnungsmäßig, das heißt handwerksmäßig erlernt hat. Dem Handwerk sollte nur zu helfen sein, wenn man den Befähigungsnachweis einführte.

Der Befähigungsnachweis.

Der Befähigungsnachweis im Handwerk ist das Verlangen, daß jemand handwerksmäßig eine Ware nur dann herstellen darf, wenn er das für deren Anfertigung zuständige Handwerk in der vorgeschriebenen Lehrzeit bei einem Innungsmeister dieses Handwerk erlernt hat, seine Gesellenprüfung bestanden, als Geselle in diesem Handwerk mindestens die vorgeschriebene Zeit gearbeitet und nach dieser darin eine Meisterprüfung abgelegt hat. Dann erst soll er selbständig die Arbeiten ausführen dürfen, für die das betreffende Handwerk zulässig ist.

Im allgemeinen ist anzunehmen, daß jemand die Sache am besten verstehen wird, die er am besten gelernt hat. Wer ein Bergwerk technisch und betrieblich leiten will, wird das Bergfach praktisch und theoretisch erlernt haben müssen. Wer ein Hüttenwerk oder eine Maschinenfabrik leiten will, wird für dieses Fach ausgebildet sein müssen. Aber freilich manche der größten und bahnbrechendsten Erfindungen sind von Leuten gemacht worden, die solche regelmäßige Vorbildung nicht genossen hatten. Werner von Siemens war ursprünglich Offizier und wurde doch der bahnbrechendste Geist auf dem Gebiete der Elektrotechnik. Henry Bessemer sowohl wie Gilchrist.Thomas, auf deren Erfindungen die moderne Eisen-Industrie beruht, waren gar keine Hüttenleute von Fach. Und so ließe sich noch mancher Zeuge dafür anführen, daß es nicht darauf ankommt, was der Mensch ordnungsmäßig gelernt hat, sondern darauf, was er erfann. Darauf deutet ja auch der alte Handwerksspruch hin: „Meister, wer was erfann, Geselle wer was kann, Lehrling jedermann."

Indessen man kann einwenden, das Beispiel solcher bahnbrechender Meister beweise nichts für die große Masse, und wir wollen den Einwand einmal gelten lassen. Aber wie es unter den Maschinen-Ingenieuren, wie es unter den Architekten hervorragende Meister gegeben hat und noch heute gibt, die die vorgeschriebenen Prüfungen nie abgelegt haben, so wenig man diesen das Recht zur Betätigung ihrer Kraft versagen wird, so ist doch auch nicht einzusehen, warum gerade der Handwerker partout nur das machen darf, was er zunftmäßig erlernt hat. Eines der Gewerbe, das von jeher ganz besonders schwierige Kenntnisse erfordert hat, der Schiffsbau, ist nie zunftmäßig mit Prüfungen organisiert gewesen, man kannte darin keine Zünfte, keine Innungen, keine Prüfungen, er war eine freie Kunst.

Aber auch die Anforderungen, die die einzelnen Konsumenten an das Handwerk stellen, sind so verschieden, daß der Umstand, daß Jemand das Handwerk zunftmäßig erlernt hat, in keiner Weise Gewähr dafür gibt, daß die Ware den Konsumenten befriedigt. Der Dorfschneider oder der des kleinen Landstädtchens, der für kleine Handwerker, Landarbeiter und Gesinde die Röcke, Westen und Hosen schneidert, kann vielleicht die volle Zufriedenheit dieser seiner Kundschaft haben. Und wenn er für einen königlichen Kammerherrn, für den Herrn Landrat oder für die Krone der Schöpfung, einen königlich preußischen Regierungs-Referendar, einen Frack bauen soll, so werden diese Herren vielleicht die Arbeit für eine Pfuscharbeit erster Sorte erklären, trotzdem der Meister das Handwerk ordnungsmäßig erlernt und alle feine Prüfungen bestanden hat. Genau so wird es dem Schuster gehen, der vielleicht einen Bauernstiefel ganz vorzüglich fest und wasserdicht und bequem sitzend macht, der aber an dem Lackstiefel für den Herrn Baron elend scheitern würde. Und so ist es fast bei jedem Handwerk. An Bettstatt, Tisch, Stuhl, Schrank werden vom Kleinbauern oder Arbeiter eben ganz andere Ansprüche ge-

stellt, als an die Kunsttischlerarbeit, die der Schloßherr oder der reiche Groß-Industrielle verlangt und die uns die künstlerische Entwickelung des Handwerkes verbürgen.

Nun sagt man: Der Staat verlangt ja auch, daß seine Beamten, daß Lehrer und Geistliche den Befähigungsnachweis erbringen; er schreibt ihnen ihre Vorbildung und ihre Prüfungen vor. Ja das muß der Staat tun, weil sonst die Gefahr vorliegen würde, daß die Beamtenstellen lediglich nach Gunst und Willkür, nach Vetternschaft vergeben würden, wie das ja früher ziemlich allgemein war und wie es jetzt nicht nicht ganz selten selbst bei den Examinierten noch vorkommen soll. Von dem Richter, dem Verwaltungsbeamten, der die Gesetze anwenden soll, muß der Staat aber auch doch die Ueberzeugung haben, daß diese das Recht und die Gesetze kennen, und er kann auch nicht aufs Geradewohl den Unterricht Leuten übertragen, von denen er keine Gewißheit hat, daß sie die Sache, die sie den Schülern lehren sollen, selbst nicht kennen. Hier handelt es sich um öffentliche Interessen, aber ob der Rock oder der Schuh mehr oder minder elegant sitzt, das ist kein allgemeines Interesse, kein Staatsinteresse; wen der Schuh drückt und wen der Rock kneift, der wird eben das nächste Mal zu einem anderen Schuster oder Schneider gehen. Und wer sich ein Möbelstück gekauft hat, wo die Tür nicht schließt, der Kasten klemmt oder die Stücke aus dem Leim gehen, der wird auf den Tischler räsonnieren und ihm kein Geld mehr zu verdienen geben. Der Handwerker, der schlechte Ware liefert, wird selbst merken, daß er damit nicht auf einen grünen Zweig kommt und entweder etwas anderes ergreifen oder sich mehr Mühe geben. Wo die mangelhafte Ausführung des Handwerkes aber eine Schädigung weiter Kreise bedeutet, da wird man ruhig den Befähigungsnachweis verlangen können. Alle Parteien waren z. B. darüber einig, daß das beim Hufbeschlag geschehen müsse, weil ein schlechter Hufschmied das Tier, daß er beschlägt, vollständig ruinieren kann. Der Maschinen- und Kesselwärter muß mit der Handhabung von Maschinen und Kesseln vertraut sein und das nachgewiesen haben, weil er andernfalls nicht nur sein Leben und seine Gesundheit gefährdet, sondern auch die vieler anderer Menschen. Aber ob der Töpfer den Topf gut oder schlecht glasiert, das schädigt nur ihn und schließlich den Abnehmer der Ware ein einziges Mal.

Sicher läßt sich auch darüber reden, ob man für gewisse Bauten, die, wenn eine Gefährdung des Lebens und der Gesundheit der Bauarbeiter dabei nicht eintreten soll, einen höheren Grad technischer Kenntnisse voraussetzen, einen Befähigungsnachweis vorschreiben soll. Diesen aber ganz allgemein für das Bauen zu fordern, würde ein Unding sein. Der kleine Landwirt baut sich ein einfaches Stallgebäude, wohl auch einen Backofen selber oder mit Hilfe eines älteren, erfahrenen Maurers. Der letztere setzt ihm wohl auch seinen Stubenofen; das sind bei diesen einfachen Verhältnissen meist Dinge, bei denen die Forderung der Ausführung durch einen geprüften Maurermeister oder Architekten eine ganz unnötige Erschwerung und Verteuerung bedeuten würde; sie hat auch gar keinen Sinn, denn zu solchen kleinen, unbedeutenden Bauten auf dem Lande würde der Maurermeister bestenfalls einmal im Anfang und einmal zur Abnahme kommen. Bei allen schwierigeren Bauten könnte aber die Bau-Polizeibehörde, die ja doch den Bauplan zu prüfen hat, vorschreiben, daß die Ausführung durch einen Bausachverständigen erfolgen muß, wenn sie für den betreffenden Fall als genügend vorgebildet erachtet. Das ist keine Parteifrage, das sind Fragen, die von allen Seiten sachlich erwogen werden und einem prinzipiellen Widerstand in keiner Partei begegnen Im übrigen aber soll der Mensch das machen, was er versteht.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Begnadigung des Grafen Pückler und der Justizminister Dr. Beseler. Bei der ersten Beratung des Etats im preußischen Abgeordnetenhause verlangte der konservative Abgeordnete v. Erffa ein schärferes Vorgehen gegen die Sozialdemokratie und meinte: „Wenn Graf Pückler bei seiner Agitation, die wir gerade so verurteilen wir jede andere Partei, mit einem halben Jahr Gefängnis wegen Aufreizung zum Klassenhaß bestraft wird, so sollten die Herren Staatsanwälte gegen die Sozialdemokraten ebenso energisch und entschieden vorgehen".

Der Hinweis auf den Grafen Pückler in diesem Zusammenhange ist wirklich der Gipfel der Naivetät. Die Sozialdemokraten würden froh sein, wenn sie eine solche Behandlung erführen, wie der Dreschgraf. Und gar eine Begnadigung bezw. die Umwandlung einer Gefängnisstrafe in Festungshaft ist ihnen noch niemals zu Teil geworden.

Am zweiten Tag der Etatsdebatte brachte der freisinnige Abg. Wiemer die Begnadigung Pücklers zur Sprache, in dem er bemerkte:

> Auf das Konto des Herrn Schönstedt ist wohl auch die Begnadigung des antisemitischen Grafen Pückler zu setzen, der wegen Aufreizung zu Gefängnis verurteilt ist. Herr v. Erffa, der gleichfalls das Auftreten verurteilt hat, wird mit uns der Ueberzeugung sein, daß die Begnadigung zu Festungshaft nicht gerechtfertigt ist. Ich hoffe, daß der neue Minister, der für die gerechte Handhabung der Gesetze eingetreten ist, zu einer derartigen Begnadigung nicht die Hand bieten wird.

Die Antwort des Justizministers Dr. Beseler erfolgte in der nächsten Sitzung (16. Januar). Sie lautete:

> Der Abg. Wiemer hat gestern auf einen Fall der Begnadigung angespielt und hat dabei angedeutet, daß dieser Erlaß wohl noch unter die Verantwortlichkeit meines Vorgängers falle; ich möchte ihm darauf antworten, daß **die Verantwortung hierfür lediglich von mir übernommen worden ist.**

Nun ist der Schleier gelüftet, der neue Justizminister scheint die Wege des Herrn Schönstedt wandeln zu wollen.

Verschmelzung der „Staatsbürgerztg." mit der „Post"? Der bisherige Herausgeber der „Staatsbürgerztg." Hans Freytag wird nach der „Täglichen Rundschau" von seinem Amte zurücktreten. Es seien Verhandlungen vorhanden, die „Staatsbürgerztg." am 1. April mit der „Post" zu vereinigen.

Geschäftsantisemiten. Antisemitische „Volksversammlungen" à la Pückler, zu denen „deutsche Männer und Frauen in Massen" eingeladen werden, scheinen jetzt in Berlin Mode zu werden. Offenbar handelt es sich dabei nur um raffinierte Geschäftsmanipulationen einiger Radauantisemiten, die ein wenig aufs Trockene geraten sind, und die der bare Ertrag der Pücklerschen Zweigroschen-Meetings lüstern gemacht hat. Eine derartige „Protestversammlung" war dieser Tage nach den Arminhallen einberufen. Auf den Einladungsplakaten waren große Dinge angekündigt. Dem deutschen Volke sollten von dem Redakteur Berger und dem be — kannten Arbeiter Weißenborn aus Berlin endlich einmal die Augen geöffnet werden. Tatsächlich fanden sich auch viele Neugierige in dem Lokal zusammen, die aber sehr erstaunt waren, als auf der Bühne sich nur zwei blutjunge Bürschchen zeigten, die, mit weinerlicher Stimme mitteilten, daß Herr Berger aus Dresden — wohl eine Phantasiefigur — sich wegen — Heiserkeit entschuldigen lasse und daß auch Herr Weißenborn nicht zu erscheinen wage, da mehrere Arbeiter gedroht hätten, ihn jämmerlich zu verprügeln. Um wenigstens etwas für die zwanzig Pfennige Eintrittsgeld zu bieten, begannen nun die beiden

Helden einige Fragmente aus alten Bücklerreden vorzulesen, bis die Entrüstung der enttäuschten Versammlungsbesucher sich in tumultarischer Unruhe Luft machte. Als nun einige Wütende gar auf die Bühne zu stürzen drohten, um mit den „Leitern" der Versammlung eine persönliche Besprechung abzuhalten, lösten diese schleunigst die Versammlung auf und verschwanden durch die Hintertür, die Kasse hatten sie vorher in Sicherheit gebracht.

Dieser Fall von skrupelloser Nepperei soll nicht allein dastehen.

Die Uebersiedelung des antisemitischen Reichstagsabgeordneten O. H. Böckler von Pyritz nach Sachsen hat noch eine kleine Auseinandersetzung zwischen dem Pyritzer Kreisblatt, dem Organ der Konservativen, und dem Kröf ll'schen „Mittelstand" zur Folge gehabt. Auf den in der letzten Nummer der „Mitteil." erwähnten „Abschiedsgruß" des konservativen Blattes antwortet das Kröfellsche Blatt mit einer zornigen Epistel, in der es zum Schluß heißt:

Es blieb dem „Pyritzer Kreisblatt" wieder einmal die Taktlosigkeit vorbehalten, eine an sich völlig nebensächliche Redakteur-Gehaltsfrage an die Oeffentlichkeit zu zerren. Wir haben nie darnach gefragt, und es ist uns auch gleichgültig, was Backes Friedrich für ein Gehalt bezieht, und wieviel Kaufhold von den Großgrundbesitzern dafür bezahlt bekommt, daß er in Kreis und Stadt Pyritz möglichst viel Lärm schlägt und möglichst oft daneben haut. Die Hochkonservativen müssen doch derartige Taktlosigkeiten zu ihren Parteizielen für notwendig halten, sonst würden sie Kaufhold nicht andauernd mit solchen Dingen beauftragen. In Sachsen ist es den Konservativen gelungen, den gesamten Mittelstand ins Lager der Sozialdemokraten zu treiben. Angewidert und verbittert durch das Verhalten der Konservativen haben die Mittelstandsleute in Sachsen den Schluß gezogen, ehe wir solche Leute wählen und unterstützen, wählen wir lieber sozialdemokratisch. — Was wir Mittelstandsleute hier in Pyritz-Saatzig in den letzten drei Jahren haben erleben müssen, und was uns noch andauernd geboten wird, würde hier genau zu demselben Ergebnis führen, — wenn hier die Mittelstandspartei nicht so kräftig und nicht so selbständig geworden wäre, wie sie es ist. Die Mittelstandspartei steht hier sicher und fest auf königstreuem und christlichem Grund und Boden, steht darauf so fest, daß sie sich durch das Gebahren der Hochkonservativen in nichts mehr beirren läßt. Mögen die Hochkonservativen sich benehmen, wie sie wollen, mögen sie ihre Macht ausnützen so rücksichtslos, wie sie wollen, sie werden den Mittelstand von seinem klar erkannten Wege nicht um eine Linie mehr abbringen! Eins aber haben für uns Mittelstandsleute die letzten drei Jahre deutlich zur Erkenntnis gebracht: Der Staat hat im Kreise Pyritz-Saatzig keine so schädlichen Feinde, keine Leute, die dem Ansehen des Staates soviel Schaden zufügen, wie die Hochkonservativen!

Das Kreisblatt wiederum revanchiert sich für diese Anrempelei durch die Konstatierung der unanfechtbaren Tatsache, daß Herr Kröfell selber seine Wahl in den Reichstag nur der Unterstützung durch die Sozialdemokratie zu verdanken hat; die Gegenleistung wurde bekanntlich in Stettin gegeben, wo die Antisemiten in der Stichwahl für den Sozialdemokraten und gegen den freisinnigen Abgeordneten Broemel stimmten.

Marburg, 16. Januar. Die „Hess. Landesztg." berichtet: Herr Dr. Böhme, der von den deutschsozialen Antisemiten und Bündlern proklamierte Reichstagskandidat zieht es vor, jetzt meistens nur unter den schützenden Fittichen seiner Parteigrößen zu reden. Nachdem er vor Weihnachten mit Herrn von Liebermann auftrat, hält er jetzt mit dem Abgeordneten Amtsrichter Lattmann gemeinsam Versammlungen ab. Für seine Person, die ja als Kandidat hier in Betracht kommt, ist das allerdings alles andere als günstig. Neben den „Größen" nimmt sich Herr Dr. Böhme besonders klein aus, und das Manko an sachlichem und rednerischem Können sucht er durch persönliche Kampfesweise auszugleichen. Gestern abend fand im Turnergarten eine Versammlung statt, die in überwiegender Mehrzahl von Studenten, namentlich vom Verein Deutscher Studenten, dessen alter Herr Herr Dr. Böhme ist, besucht war. Herr Lattmann sprach zunächst über die Steuerfragen und entwickelte dabei Gedanken, die ähnlich erst kürzlich auch unser Reichstagsabgeordneter Herr von Gerlach hier vertreten hat. Er rechtfertigte sodann die von seiner Richtung vertretene Zollpolitik. Ausführlich verbreitete er sich dann über Handwerkerfragen, Beamten- und Arbeiterfragen, in denen er zum Teil Ausführungen machte, denen auch der nationalsoziale Diskussionsredner dann zustimmen konnte. Der Judenfrage widmete er im Gegensatz zu seinem Parteiführer Liebermann kürzlich in Wetter nur ein kurzes Kapitel, behauptete einen unsittlichen Einfluß des Judentums; er verurteile den „minderwertigen Radauantisemitismus". Freilich tut er daran in einer städtischen Versammlung nur klug. Seine Ausführungen waren sehr sachlich und entsprachen bis dahin durchaus der Meinung, die wir von ihm bisher hatten. Nach ihm kam Herr Dr. Böhme und entwickelte „sein Programm". Er meinte ja später, daß er, wenn er Programmreden halte, immer dieselben Punkte berühren müsse. Für denjenigen, der ihn aber öfters hört, entbehrt es nicht eines komischen Reizes, immer auch denselben Sätzen und Redewendungen wieder zu begegnen. Herr Dr. Böhme brachte es fertig, uns Nationalsozialen in der üblichen Manier Mittelstandsfeindlichkeit vorzuwerfen. Die antisemitischen Redner hatten zusammen $2^1/_2$ Stunden gesprochen. In der Diskussion beschränkte man die Redezeit dem nationalsozialen Redakteur Nuschke auf eine halbe Stunde, was naturgemäß die Wirkung einer gegnerischen Ausführung sehr beeinträchtigen muß.

Auch sonst waren die Antisemiten in der Diskussion nicht mehr sachlich, sie bedienten sich der oberflächlichsten Mätzchen und Witzchen. Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß es in der Natur des Antisemitismus liegt, zum Radau und zur Unsachlichkeit auszuarten. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Für alle aber, die eine Wiederkehr vornehmer Form im politischen Kampfe wünschen, ist es unabweisbare Pflicht, die antisemitischen Parteien zu bekämpfen.

Vermischtes.

Die Judenriecherei der antisemitischen Presse und ihrer gesinnungsverwandten Organe aus den konservativen Parteien treibt zuweilen possierliche Blüten. Für die immer mehr dem Jargon der Pückler'schen Antisemiten sich anpassende „Post" unterlag es keinem Zweifel, daß der in Breslau vorige Woche zu 1 Jahr Gefängnis verurteilte sozialdemokratische Redakteur Löbe „ein jüdischer Genosse" ist. Die von christlicher Wahrheitsliebe überfließende „Kreuzztg" hat flugs, um die jüdische Abstammung auch in dem Namen kenntlich zu machen, durch eine kleine Korrektur — Geschwindigkeit ist keine Hexerei — den Verurteilten in den Genossen „Löb" umgewandelt. Merkwürdig nur, daß dem in Bezug auf Namen und Abstammung so mißtrauischen Hauptorgan der von dem Juden Stahl gegründeten Partei noch nicht der Argwohn gekommen ist, daß vielleicht auch Herr von Loebell, der Vertrauensmann der konservativen Partei bei dem Herrn Reichskanzler, einen nicht ganz rassenreinen Stammbaum aufzuweisen hat. — Zur Beruhigung können wir übrigens den Herrschaften verraten, daß Löbe weder Jude noch jüdischer Abstammung ist.

Wie Gotthold Ephraim Lessing sich zum „Judenschützer" entwickelte, dafür hat die „Deutsche Hochwacht", das Organ des antisemitischen „Deutschen Volksbundes" folgende ingeniöse Erklärung gefunden:

„Lessing mag infolge seiner (im väterlichen Pastorenhause gewonnenen) Neigung zur Toleranzelei und zur Judenverehrung zunächst auf den Gedanken gekommen sein, dieses herrliche, auserwählte Volk in Schutz zu nehmen. So schrieb er seine „Juden", worin er in absoluter Unkenntnis des Judentums sich einen Phantasiejuden ersann, der ein Ausbund von prächtigen Eigenschaften ist. Hier

kommt er zu dem Schlusse, daß das auserwählte Dogmenvolk seines Vaterhauses zwar betrügt, oder nur als Entgelt dafür, daß es von den „Christen“ vorher betrogen worden sei. Immerhin eine schwache Ehrenrettung seines auserwählten Volkes! Und nun ist der Anfang gemacht — eine böse Tat gebiert fortzeugend Böses, und wer vom Juden ißt, stirbt daran; in diesem Falle ein moralischer Tod. Er sieht den Erfolg, man belobhudelt ihn, man protegiert ihn, man setzt ihm den Floh von seiner eigenen Gottähnlichkeit ins Ohr! So kommt er von dem einen Schwindel in den andern, bis ihm schließlich, auch wenn er inzwischen gemerkt haben sollte, daß er auf Abwegen sei, die sittliche Kraft fehlt, die Brücke abzubrechen und sein Nichts einzugestehen. So fällt er, wird immer frecher und tatsächlich schlecht.“

Merkwürdig, daß die Antisemiten alle Schlechtigkeiten, die sie selbst verüben oder deren sie fähig sind, auch anderen zutrauen. Sollte dem Artikelschreiber bei dieser „natürlichen Entwickelung“ nicht eher so manche antisemitische Geistesgröße vorgeschwebt haben. Das Andenken Gotthold Ephraim Lessings, der dem deutschen Volke das hohe Lied der allgemeinen Menschenliebe geschenkt hat, gegen diese Anwürfe verteidigen, hieße ihn beleidigen.

Professor Gustav Bickell, der in Wien am 15. Januar verstorbene katholische Theologe und Orientalist, hat sich durch Entlarvung antisemitischer Talmudfälscher ein Verdienst erworben. Er hob seinerzeit hervor, daß sich in dem jüdischen Schrifttum, das nur einer kleinen Zahl von Gelehrten zugänglich sei und deshalb auch nur von wenigen Juden in seinen Quellen studiert werde, wegen der Schwierigkeit der Kontrolle der Schwindel gelehrter Industrieritter besonders breit mache. Er ersuchte auch, den Prof. Rohling nicht als Sachverständigen im Prozeß Rohling gegen Bloch zu bestellen, da er sich gegen Rohling aussprechen müsse, was ihm bei ihrer langjährigen Freundschaft peinlich sei. Und den Dr. Ecker in Münster, eine andere „Talmudautorität“ brandmarkte Prof. Bickell als „Industrieritter“.

Gegen die Behauptung, daß die für die russischen Juden bestimmten Hilfsgelder zu revolutionären Zwecken verwendet würden, richtet sich auch die folgende Zuschrift des Vorsitzenden des Frankfurter Hilfskomitees, des Herrn Charles L. Hallgarten:

„Donnerstag und Freitag der vergangenen Woche hat, wie bekannt, hier eine Konferenz der hervorragenden jüdischen Korporationen über die Behandlung des russischen Hilfswerkes stattgefunden. Bei dieser Gelegenheit waren zwei der Vorsitzenden des Odessaer Hilfskomitees anwesend, und aus deren Berichten konnte entnommen werden, und ich bestätige dies ausdrücklich, daß von all den Geldern, die in die Hände des dortigen Hilfskomitees gelangen (sowohl aus Rußland wie aus Deutschland und dem Ausland überhaupt), keine anderen Ausgaben als die für Unterstützung und Hilfe der von den Unruhen Betroffenen gemacht werden. Es sind durch diese Vermittelung gar keine Summen an den „Bund“ gelangt, und keine zur Anfertigung von Bomben verwendet worden, und es ist ganz sicher, daß eine andere Anwendung der Mittel als die für Hilfszwecke ausgeschlossen ist.“

Konstantinopel. Auf ein Gesuch des Oberrabbiners Moise Halevy in Konstantinopel erteilte der türkische Justiz- und Kultusminister Abdul Rahman im Auftrage des Sultans den folgenden Bescheid:

„In Angelegenheit der Sammlung, die Sie nach dem Muster der Sammlungen in den andern Ländern mittels einer aus israelitischen Notablen zusammengesetzten Spezialkommission unter Ihren Glaubensgenossen im Reiche zu veranstalten wünschen, um Geldmittel für die Unterstützung der durch die Judenmassacres in Odessa und in andern russischen Städten heimgesuchten Familien aufzubringen, bringe ich zur Kenntnis, daß gemäß einer Mitteilung des Großvezirs das Premiersekretariat des Palastes davon Nachricht gibt, daß mit Rücksicht auf die große Treue, durch welche die Israeliten sich unter den ottomanischen Untertanen auszeichnen, die beantragte Vollmacht durch kaiserliche Irade bewilligt worden ist. Da es Menschenpflicht ist, den erwähnten Familien Liebe und Freundlichkeit zu erweisen, so steht auch dem nichts im Wege, daß sich Mitglieder anderer Glaubensgemeinschaften an dieser Sammlung beteiligen. Ein Teil der ausgegebenen Zeichnungsbillets wird Sr. Kais. Majestät unterbreitet werden; Instruktionen betreffs der Ausführung dieser ganzen Verordnung sind dem Ministerium des Innern übermittelt worden“.

Juden in Frankreich. Nicht ohne Interesse ist folgende kleine Zusammenstellung von Auszeichnungen, die im Verlauf weniger Tage französischen Juden zu Teil geworden sind. Das Offizierskreuz der Ehrenlegion erhielten Oberstleutnant Auscher, Oberst der Genietruppen in Briançon und Fregattenkapitän Terquem. Zu Rittern der Ehrenlegion wurden ernannt Bataillonschef Lévy vom 140. Infanterieregiment, Alexandre, Kapitän im 27. Artillerieregiment und Oberstabsarzt Keim vom 142. Infanterieregiment. Hertz ist zum Professor der Philosophie am Lyceum zum Douai, Blum zum Professor der deutschen Sprache am Lyceum zu Tourcoing und Dreyfus zum Professor der deutschen Sprache am Gymnasium zu Epinal ernannt worden. Zur selben Zeit sind die Herren Jaques Weill und Louis Schmoll zu Richtern ernannt und Leutnant Samuel Meyer ins Kriegsministerium berufen worden. Deutschland mit seiner viel größeren jüdischen Bevölkerung weist in so viel Jahren als Frankreich in Tagen nicht so viele Ernennungen von Juden auf, ganz abgesehen davon, daß von jüdischen Offizieren in Deutschland überhaupt keine Rede ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W. Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 4. | Berlin, 24. Januar 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Aml 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Der alte Stöcker.

Der Verein Deutscher Studenten beging am 19. d. M. sein 25. Stiftungsfest, und da fühlte der Reichstagsabgeordnete Hofprediger a. D. Stöcker sich gemüßigt den jungen Leuten zu zeigen, daß er noch immer der alte Stöcker sei, der nichts zugelernt hat. Er ging den jungen Leuten um den meist noch nicht vorhandenen Bart, indem er die Behauptung aufstellte, daß, wenn sich einst die Kabalisten den Kopf zergrübeln werden, was 1 und 8 und 8 und 1 zu bedeuten habe, sie endlich darauf kommen werden, daß in diesem Jahre der Verein Deutscher Studenten gegründet worden sei. Wir glauben Herrn Stöcker versichern zu können, daß die Kabalisten, so sehr sie auch sich mit kleinen und unnützen Grübeleien zu beschäftigen lieben, doch über die genannten Ziffern sich nicht den Kopf zerbrechen werden, und, wenn sie es doch tun sollten, ganz gewiß nicht in der Gründung des Vereins Deutscher Studenten des Rätsels Lösung finden werden.

Herr Stöcker glaubte sich wieder einmal mit der von ihm inaugurierten Berliner Bewegung brüsten zu dürfen. Es gehört ein besonderer Mut dazu, an diese in der Hauptsache im Sande verlaufene Bewegung zu erinnern in dem Augenblicke, nämlich unmittelbar vor dem Demonstrations-Sonntag, da man in ganz Deutschland, glücklicherweise mit Unrecht, die Sozialdemokratie fürchten zu müssen glaubte, die Herr Stöcker besiegen zu wollen, „sich gerühmt in vermessener Prahlerei". Was ist aus der Stöcker'schen Bewegung, und was aus der Sozialdemokratie seit 1881 geworden! Es kam wohl aber Herrn Stöcker dabei in der Hauptsache darauf an, seine alte unwahre Behauptung mit der ihm eigenen Zähigkeit des Hasses zum so und so vielen Male zu wiederholen, „daß damals drei Juden Berlin regierten". Herr Stöcker ist um die Regierenden offenbar besorgter als diese selbst. Als seiner Zeit der Kaiser Herrn Zelle zu der Wahl als Oberbürgermeister von Berlin beglückwünschte und dazu bemerkte, die Wahl hätte keinen Würdigeren treffen können, da rief Herr Stöcker in öffentlicher Versammlung aus: „Was soll man dazu sagen!" Dieser Ausruf kennzeichnete beiläufig schon den künftigen Verfasser des „Scheiterhaufenbriefes". Man sieht, Herr Stöcker beehrt seine politischen Gegner mit geradezu satanischem Haß, auch wenn sie nicht Juden sind. Der Antisemit in dem Hofprediger a. D. ist mächtiger als der Monarchist. Es ist nur selbstverständlich, daß Herr Stöcker sich die Beschuldigung zu eigen machte, daß die Juden die Urheber der russischen Revolution seien, ja er verstieg sich — Haß macht eben blind und ungerecht und töricht — zu der Behauptung, die Juden nähmen sich heraus, „die Welt in Brand setzen zu wollen." Diese schlechten Juden und diese arme Welt!

Wir können nicht umhin auch noch kurz auf die vom stud. jur. Kormann auf dem Stiftungsfest gehaltene Rede zurückzukommen. Er hob hervor, daß die Bewegung mit einem bewußten Gegensatz gegen das übergreifende Judentum begonnen habe. Inzwischen sei der gesellschaftliche Antisemitismus Gemeingut der meisten Gebildeten geworden. Wir leugnen letzteres entschieden und hoffen, daß, wenn der Herr Studiosus sich als Richter oder als sonstiger Beamter entpuppt haben wird, er mit der Wahrheit nicht so leichtfertig umspringen und nicht ohne solidere Unterlage Behauptungen in die Welt schicken wird. Die Streber und von Brotneid angefressenen jungen Herren der Studentenwelt und etliche alte Herren in Amt und Würden, die nichts vergessen und nichts zugelernt haben, bedeuten noch lange nicht die gebildete Welt. Das bestandene Examen und das Mitessen aus der Staatskrippe machen noch lange nicht die Bildung aus. Im Uebrigen haben sich Studierende sonst der Fortschritte in der Wissenschaft und nicht der Fortschritte im Haß gerühmt. Das mindeste, was man von den studierenden Herren verlangen kann, ist, daß sie in ihren Jahren und so kurz nachdem sie die Schulbank verlassen haben, nicht schon das Wort vergessen haben sollen, das vor mehr als 2000 Jahren der griechische Dichter die Antigone sagen läßt: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da. Wie singen doch die Studenten: O tempora, o moresi und O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!

Christliche Barmherzigkeit an Juden in Rußland.

Von Herrn Kornmann, Pastor der reformierten Kirche in Odessa, erhielt der Herausgeber der „Christlichen Welt" folgende zwei Briefe:

Odessa, 12. Dezember 1905.

Ich lese soeben in der Christlichen Welt, daß Sie Spenben sammeln für die ermorbeten unb beraubten Juben in Rußlanb. Da ich mich seit dem 24. Oktober der Arbeit an den unglücklichen Opfern der blutigen Oktoberhetze gewidmet habe, wäre ich Ihnen recht dankbar, wenn Sie mir von den gesammelten Geldern einen Teil zukommen ließen.

Ich habe im ganzen über 300 Juden beherbergt, gekleidet, genährt und in neue Wohnungen, mit einem kleinen Hausrat versehen, installiert. Jetzt möchte ich die Armen durch den Winter bringen. Aber die Mittel gehen aus. Der projektierte Mittagstisch

mußte aufgegeben werden wegen Mangel an Geld und weil durch den Poststreik ich von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten war. Von den 300 Menschen habe ich bereits 100 ausscheiden und die Anderen auf Kohle, Brot, Tee und Zucker herabsetzen müssen.

Es wäre gut, daß nicht alles in Deutschland gesammelte Geld durch Judenhände, sondern der Hauptsache nach durch Christenhände ginge. Wir haben die Pflicht zu sühnen. Gott wird helfen.

Odessa, 22. Dezember 1905.

Ich habe über meine Arbeit in der hiesigen Deutschen Zeitung berichtet und die einzelnen Nummern an christliche Männer in Deutschland geschickt. Von A und B bekam ich keine Antwort. Von C bekam ich Antwort nach einigen Wochen — als ob die Menschen wochenlang hungern könnten! — und zwar, daß 7—800 000 Mk. gesammelt worden wären und mein Brief nach Berlin abgeschickt worden sei.

Ich habe am 24. Oktober 47 Flüchtlinge in der leeren Wohnung der englischen Judenmission aufgenommen, welche Zahl am nächsten Tag auf 67 stieg. Mehr konnte der Raum nicht fassen. Diese 67 wurden gebadet (8 Tage waren sie nicht aus den Kleidern gekommen), gekleidet (denn sie hatten nur, was sie auf der Flucht mitgenommen hatten in der Eile), genährt und beherbergt. Wir kauften Matratzen, Decken, Kissen und gaben Morgens und Abends Tee, am Mittag eine kräftige Suppe, zweimal in der Woche koscheres Fleisch. Die Jüdinnen bereiteten selbst die Mahlzeit. Ferner wurden die alten Wohnungen aufgesucht, das Brauchbare ausgebessert und zur Installierung der Familien in neue Wohnungen geschritten. Ich kaufte ihnen einen kleinen Haushalt, bescheiden, aber gediegen, also die nötige Anzahl Bettstellen, Matratzen, Kissen, Decken; dann Stühle, Tische, dann Hausgeräte. Ich bezahlte die Miete auf einen Monat, kaufte Kohlen, kurz, tat Alles, was Liebe zum Geschlagenen mich tun hieß. So installierte ich nach und nach über 70 Familien mit mehr als 300 Personen. Sobald die Einen in ihr neues Heim eingezogen waren, wurden ebensoviel wartende Obdachlose aufgenommen usw.

Diese Arbeit hat natürlich sehr viel Geld in Anspruch genommen; ist aber auch dem zu erreichenden Ziel recht nahe gerückt.

Nun gilt es diese Menschen durch den Winter zu bringen.

Ich habe einen warmen Mittagstisch geplant; er mußte aufgegeben werden, weil mir die Mittel ausgingen. Ferner mußte ich etwa 100 Menschen ausschließen — besonders Erwachsene — weil ich unmöglich Brot schaffen konnte. In den letzten Tagen habe ich etwas Geld bekommen, sodaß ich täglich rund 275 Menschen nähre, ohne die Vielen, Vielen, die nur Brot bekommen. Ich brauche in der Woche 1400 Pfund Brot!

Es ist recht traurig, lesen zu müssen, daß ca. 10 Millionen Mark gesammelt worden sind, während ich keinen Groschen erhalten kann für meine Aermsten.

Ich habe mein ganzes Vertrauen für die Zukunft auf Gott gesetzt. Er hat uns bisher treulich geholfen. Er wird auch weiter helfen.

Freilich Judenmission treibe ich nicht, obgleich ich gern das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erkläre. Aber ich halte es für unrecht, die bittere Not armer Menschen zu benützen, um auf ihre religiösen Ueberzeugungen im Sinne eines Religionswechsels einzuwirken. Es ist ja leicht, wenn der Körper friert und der Magen leer ist. Aber im Sinne Christi ists sicher nicht. Außerdem steht der jüdische Pöbel auf ausschließlich niedriger sittlicher Stufe.

Tote hatten wir in Odessa etwas über 300 Juden und etwa 200 Christen. An Verwundeten Tausende. Ich hatte im Pastorat einen Verbandpunkt eingerichtet vom 18. Oktober ab; hatte 8 Verwundete, worunter ein blutjunger Student, der seinen Wunden erlag. An Obdachlosen rechnen wir rund 25 000 Menschen, wovon ich über den hundertsten Teil aufnahm, von den 10 Millionen aber keinen Pfennig bekam.

Wenn Sie in der Lage sind etwas für meine Armen zu tun, schicken Sie an . . .

Ich sende Ihnen heute einige Zeitungen. Tausend Dank für Ihre rasche Antwort. Auch das geringste Zeichen der Teilnahme gibt neuen Mut zu der schweren Arbeit.

Hieran schließt der Herausgeber der „Christlichen Welt", Pastor R a d e folgende Bemerkungen:

„Ich gestehe, daß die Briefe des Pastors Kornmann und seine Berichte mich in eine große Verlegenheit brachten. Er wollte Christengeld von mir: denn Christen müssen hier sühnen. Er, der die „russischen Juden" aus nächster Nähe kennt, empfand den unter die Mörder gefallenen gegenüber nicht anders, als ich es in Nr. 50 d. v. J. ausgesprochen habe. Aber soll ich nun doch für sein Werk *bitten*, nachdem ich schon damals eine *Bitte* an unsere Leser unterlassen habe? Aus dem Grunde, der sich inzwischen als durchaus richtig erwiesen hat: daß nämlich für diese Unglücklichen genug Geld zusammenkommen werde ohne unser *besonderes* Eintreten? Ich schreibe also an Pastor Kornmann, daß er getrost die Unterstützung des deutsch-jüdischen Komitees annehmen soll: es ist doch unter diesen Hunderttausenden immerhin eine gute Summe auch von Christen. Aber wem der Sühnegedanke auf Herz und Gewissen geht, der schickt mir vielleicht doch noch eine Extragabe für Kornmann und sein Asyl.

Ich möchte nicht schließen, ohne mich zu der weitverbreiteten Meinung zu äußern, daß von den milden Sammlungen für die russischen Juden ein Teil des Geldes zur Stärkung der russischen Revolution verwandt werde. Die „Kölnische Zeitung" brachte eine ganz bestimmt lautende Meldung darüber gerade aus Odessa. Der Vorsitzende des Frankfurter Hilfskomitees hat in der „Frankfurter Zeitung" 7, Abendblatt, dieser Meldung zugleich im Namen zweier Vorsitzenden des Komitees für Odessa energisch widersprochen. Meines Ermessens liegt die Sache ganz einfach. Daß in einem Lande mit dieser Judenpolitik Juden sich mit ihrem Gelde und mit ihrer Person für die Revolution einsetzen, ist das Natürlichste und Selbstverständlichste von der Welt. In welchem Maße, mit welchem Recht und Unrecht, können wir nicht ermessen. Aber daß das für die Opfer der Oktobermetzeleien gesammelte Geld, zumal das in Deutschland gesammelte, anders als seiner Bestimmung gemäß verwendet werden sollte, halten wir für völlig ausgeschlossen. Es ist ja auch genug Elend zu lindern! Wir sind gewiß alle entsetzt über die Schrecken, durch die unsre baltischen Deutschen hindurchmüssen. Aber eine so massenhafte nackte Not, wie unter den Juden, ist doch dort nicht. *Das Abscheulichste aber an diesen Judenmassacres bleibt für uns ihre einheitliche obrigkeitliche Leitung über das ganze weite Land hin. Es ist heute klargestellt: die Ausschreitungen brachen in 301 Orten an demselben Tage und fast zu derselben Stunde aus, vielerwärts unter offener Beihilfe der Polizei. Ganz wie einst in Armenien. Aber diesmal in einem — christlichen Lande!*"

Noch einmal Herr Ernst Lauterer.

Herr Ernst Lauterer fühlt sich veranlaßt eine sehr lange Epistel an uns als den Verfasser des in den „Mitteilungen (Nr. 2) veröffentlichten ihn betreffenden Artikels zu richten und in einem Vorwort gewissermaßen zu dieser mehrspaltigen Epistel auch der Expedition der „Mitteilungen" vorzuwerfen, daß diese ihm nicht die „Besprechung" eingeschickt, obwohl er das Buch „Taunusstimmen" der Redaktion vor einigen Jahren eingesandt habe.

Wir, d. h. der Verfasser des von Herrn Lauterer beanstandeten Artikels, fühlen uns verpflichtet zunächst die Expedition zu entlasten. Die Redaktion der „Mitteilungen" wird das Buch seinerzeit ihrer Bibliothek als schätzbares Material einverleibt oder einem anderen in Redaktionen unentbehrlichen Behälter als minder schätzbare Leistung überantwortet haben. Jedenfalls hatte sie keine Ahnung mehr davon, daß sie das Buch vor Jahren einmal erhalten haben sollte und sich um so weniger verpflichtet gefühlt, dem Verfasser die betreffende Nummer der „Mitteilungen" zu

übersenden, als der Artikel ja gar nicht eine Besprechung des Buches war. Wir haben, nachdem wir uns mit den in der „Staatsbürgerztg." veröffentlichten Wotanspredigten des Verfassers beschäftigt hatten, zu seiner Charakterisierung nur einige von seinem überaus wohlwollenden Kritiker zitierte Sätze benutzt. Besser konnte er ja gar nicht fahren. Wenn er trotzdem mit schätzenswerter Selbsterkenntnis sagt, daß wir mit diesen Sätzen die „Mitteilungen" „beschmutzt" haben, dann sollte er sich doch am wenigsten wundern, daß wir nicht noch mehr zitiert haben; wir würden ja aus den „Mitteilungen" einen ganzen Müllhaufen gemacht haben. Wir wühlen aber nicht gern in Schmutz, ohne jedoch darum von unserem Reinlichkeitsbedürfnis, wie Herr Lauterer von dem seinigen, großes Aufhebens zu machen; die Reinlichkeit versteht sich von selbst. Also ist der Herr Lauterer mit Unrecht gegen die Leiter der „Mitteilungen" losgezogen; sie haben das „Ehr- und Anstandsgefühl" durchaus nicht verletzt.

Herr Lauterer scheint überhaupt ein sehr übelnehmerischer Herr und rasch fertig mit Wort und Urteil, dabei von rührender Unbefangenheit zu sein. Es paßt ihm nicht, daß wir von „einem Herrn Lauterer" gesprochen haben. Da er uns auch dem Rufe nach gänzlich unbekannt ist, konnten wir ihn nicht wie eine Berümtheit kurzweg Lauterer nennen. „Herr Lauterer" würde auch noch eine gewisse Bekanntschaft voraussetzen lassen, während wir noch nie etwas von ihm gehört haben. Wenn Herrn Lauterer aber der unbestimmte Artikel nicht paßt, dann wollen wir, falls wir noch einmal Gelegenheit haben sollten, uns mit ihm zu beschäftigen, ihm entgegenkommen und ihm den bestimmten Artikel bewilligen. Zwei Stühle soll er sich nehmen, wenn einer seiner Würde und seinen Ansprüchen nicht genügt.

Alsdann ist der empfindliche Herr entrüstet darüber, daß wir nach Zeitungsbrauch „Wir" schreiben. Der Herr ahnt gar nicht, daß dieser Plural nicht blos der pluralis majestatis, sondern auch der pluralis modestiae ist. Das „Ich" klingt viel anmaßender und die von Herrn L. gewünschte Nichtanonymität eines Referenten kann für einen Autor, dem eine ungünstige Besprechung zuteil werden muß, manchmal von geradezu vernichtender Bedeutung sein. Die Anonymität ist viel eher ein Schutz für die Besprochenen als für den Besprechenden. Nun beruft sich gar der Herr Lauterer, obwohl er, nach seinen mehrfach erwähnten Wotanspredigten zu schließen, nichts weniger als ein Anhänger Schopenhauers ist, da es ihm gerade so paßt, auf Schopenhauer. Er rät uns mit Schopenhauer „Nenne Dich Schuft, oder schweige!" Darauf zunächst die Bemerkung: Quod licet Schopenhauer, non licet Lauterer. Mit unendlich mehr Recht als der Herr Lauterer uns, die wir nach Brauch anonym schreiben, „Feigling" und „Schuft" nennt, könnten wir ihn „Erpresser" nennen. Aber wir lassen uns niemals etwas abpressen, und vielleicht gar hat Herr Lauterer allen Grund uns dafür dankbar zu sein.

Herr Lauterer beehrt uns mit seiner Feindschaft, wir können ihm damit nicht dienen. Es hat uns sehr gefreut, daß er von dem Antisemitismus als einem „Stigma" spricht und zwar in der „Staatsbürgerztg." Das hätten wir dort nie zu wege gebracht. Wir glauben auch nicht so recht an den Aerger des Herrn Lauterer über unseren Artikel, sondern aus fast jeder Zeile seiner langen Epistel lesen wir ein gewisses Behagen heraus, mit welchem er sich auslassen konnte. Wir gönnen ihm die Zustimmung im Briefkasten der „Staatsbürgerztg." die auch Abonnenten für seine Wotanspredigten sammelt. Das sind doch Freuden für Herrn Lauterer, der so sehr über die Anerkennung der Dichter blos durch Denkmäler jammert. Blumen, nichts als Blumen, seufzt Kalchaos, der sie doch noch lebend erhält.

Mittelstand.

Aus der in voriger Nummer der „Mitteilungen" auszüglich reproduzierten Abhandlung des Abg. Gothein über Mittelstand und Mittelstandspolitiker sei noch folgendes ausgezeichnete Kapitel über die Abgrenzung der verwandten Handwerke von einander wiedergegeben:

Von liberaler Seite ist der Befähigungsnachweis vor allem immer auch aus dem einen Grunde bekämpft worden, daß es gar nicht möglich sei, die einzelnen Handwerke von einander fachgemäß abzugrenzen. Auf dem Dorfe muß der Schmied gleichzeitig Stellmacher- und Schlosserarbeiten ausführen, ja er muß unter Umständen sogar einmal dem Tischler ins Handwerk pfuschen. Und selbst in der kleinen Stadt, ja vielfach auch in der größeren, werden manche Arbeiten sowohl vom Schlosser wie vom Schmied verrichtet. Wo ist die Grenze zwischen Bäcker und Konditor? wo die zwischen Drechsler und Tischler? wo die zwischen Bautischler und Zimmermann? Das Wesen des Befähigungsnachweises ist es aber doch, daß der Handwerker nur das ausführen darf, und nur darin Lehrlinge ausbilden darf, was er zunftmäßig erlernt hat.

In Oesterreich hat man seit einigen Jahrzehnten den Befähigungsnachweis wieder eingeführt und geht es denn dort dem Handwerk gut? Ganz im Gegenteil, nirgends sind die Klagen des Handwerks so groß, und nirgends die Streitigkeiten unter den einzelnen Handwerkern so lebhaft, wie dort. Da zanken sich der Bäcker und der Konditor, ob ersterer auch den gewöhnlichen Streußel- oder Napfkuchen (Kugelhupf) oder Stollen backen darf, oder ob das blos dem Konditor zukommt; ob letzterer auch Weißbrot backen darf, oder nicht. Und darüber müssen dann die Schiedsgerichte die schwierigsten Entscheidungen treffen, die aber auf dem Lande, wo es blos den Bäcker und keinen Konditor im Dorfe gibt, wieder nicht Geltung haben, die in der einen gelten und in der andern wieder nicht. Da zanken sich Sattler und Riemer und die höchste Instanz hat entschieden, daß der Sattler wohl Sättel und Kummete, aber nicht das dazugehörige Riemenzeug machen darf. Das darf nur der Riemer. Die Satteltaschen darf aber weder der Riemer noch der Sattler machen, sondern das darf bloß der Täschner. Und die Schneider zanken sich mit den Handschuhmachern, wer von beiden lederne Reithosen machen darf; und der Wagenbauer darf nur die Hälfte vom Wagen machen, er darf das Lederzeug nur zum kleinsten Teil machen, er muß den Schmied und den Sattler und den Lackierer zu Hilfe rufen; der Korbmacher darf die Körbe nicht lackieren und wenn er Kinderwagen aus Korbgeflecht macht, darf er auch die Räder dazu nicht machen, um den Wagen fertig zu machen und darüber ist das Handwerk gegenüber der Großindustrie, die sich Meister und Gesellen für alle diese Arbeiten anstellen kann, immer mehr ins Hintertreffen gekommen.

Die Agitation für den Befähigungsnachweis hatte denn auch mit der Zeit große Kreise des Handwerkes ergriffen und da die, welche die Gesetzgebung ändern wollen, immer am fleißigsten bei den Wahlen sind, so hatten sie denn auch bei einer großen Reihe von Handwerkskammern ihre Vertrauensmänner in die Mehrheit gebracht, und die Vereinigung der deutschen Handwerkskammern, der deutsche Handwerkertag, mußte sich wiederholt mit der Frage des Befähigungsnachweises beschäftigen. Das Für und Wider wurde eingehend erörtert und gesetzgeberische Vorschläge hin und her beraten. Schließlich setzte man auf dem vorletzten Handwerkskammertage in Magdeburg eine Kommission nieder, die nun einmal die Gesetzes-Paragraphen formulieren sollte, durch die der Befähigungsnachweis wieder einzuführen wäre. Dessen Gegner waren nun so klug, nur überzeugte Anhänger hineinzuwählen, damit ihnen dann nicht der Vorwurf ge-

macht werden konnte, daß sie daran schuld seien, wenn diese Kommission nichts Rechtes zustande gebracht hätte. Und was hat die Kommission, in der die Zünftler unter sich waren, wo sie alle ihre Herzenswünsche undeschränkt zum Ausdruck bringen konnten, was hat die für einen Beschluß gefaßt? Sie erklärte, daß Jeder, der ein Handwerk zunftmäßig erlernt habe, alle anderen Handwerke ausüben und Lehrlinge darin ausbilden dürfe,*) d. h. der Barbier darf Kamine fegen und Rinder und Schweine schlachten, der Schuhmacher darf auch Haare schneiden, barbieren und backen. Der Fleischer darf Schlosser- und Schmiedearbeiten verrichten und malen und anstreichen. Der Schlosser darf Brot und Kuchen backen und tapezieren. Der Konditor darf schneidern und tischlern. Der Klempner darf Schuh und Stiefel fabrizieren und die Wohnungen dekorieren. Diese Spottgeburt von Dreck und Feuer ist das, was die Zünftler nach jahrelangen Beratungen ausgeheckt haben, das ist das, was die zünftlerische Siebener-Kommission dem Handwerkskammertage in Köln vorgelegt hat zu ihrer eigenen Blamage und zum Hohngelächter der ganzen Welt. Kann man sich einen größeren Anreiz zum Pfuschertum im Handwerk denken, als daß man ausdrücklich jeden Handwerker ermächtigt, jedes andere Handwerk auszuüben, oder meint man wirklich, daß, wer das Schornsteinfegerhandwerk ordnungsmäßig erlernt hat, besser imstande ist, das Fleischergewerbe zu betreiben, als derjenige, der kein Handwerk zunftmäßig gelernt hat, der aber seine Kenntnisse in einem Fabrikbetrieb dieser Art erworben hat?

So viel Verstand und gesunden Sinn hatte Gott sei Dank der Handwerkskammertag, daß er diesen Hohn auf das Handwerk mit gewaltiger Mehrheit ablehnte und damit das seine tat, um den Befähigungsnachweis zu begraben. Man wollte sich doch nicht zum Gelächter der ganzen Welt machen.**)

Für uns, die wir den Befähigungsnachweis immer bekämpft haben, die wir immer erklärt haben, daß eine Abgrenzung der einzelnen Handwerke von einander nicht möglich sei, ist der Beschluß der Siebener-Kommission ebensowohl wie der ihn verwerfende des Handwerkskammertages die glänzendste Rechtfertigung. Nun kann doch Niemand mehr den Vorwurf gegen uns erheben, daß wir Feinde des Handwerks seien, wenn dieses in seiner berufenen Vertretung sich selbst gegen den Befähigungsnachweis wehrt. Die Leute, die mit Pathos versicherten, daß wir den Pulsschlag des deutschen Handwerks nicht zu fühlen vermöchten, sie sind vom deutschen Handwerke selbst aufs gründlichste desavouiert worden und die Volksbeglücker, die dem Handwerk jahrzehntelang blaue... immer aufs neue gesagt haben: Euch ist nur durch den Befähigungsnachweis zu helfen, sie sind heute die Blamierten. Freilich reden sie sich jetzt damit heraus, daß man solange für den Befähigungsnachweis im Handwerk habe eintreten müssen, als es selbst ihn verlangt habe. Aber der ist doch nicht mein wahrer Freund, der, wenn ich eine Dummheit zu machen im Begriff bin, mir zuredet, die Dummheit, die mich schädigen würde, nur ja zu machen, sondern der ist es, der mich ernstlich davor warnt. Wenn jemand am Unterleibs-Typhus erkrankt ist und in den ersten Anfängen der Genesung ist, wo sich ein starker Appetit einstellt und er sagt zu seinem Arzt: Herr Doktor, ich habe riesigen Appetit auf Erbsen, Leberknödel, Bratwurst und Sauerkraut, so wäre der Arzt, der ihm sagte: „Lieber Freund, wenn Sie darauf Hunger haben, ist es Ihnen gewiß sehr gesund, essen Sie es man ruhig“, der schlimmste Kurpfuscher, den man sich denken könnte. Solch ein Mann paßt eben nicht zum Arzt, der müßte sich das Lehrgeld zurückgeben lassen, der wirkt gemeingefährlich. Und so wirkt auch der Politiker gemeingefährlich, der törichten Wünschen eines notleidenden Gewerbes nachgibt.

Das Verlangen nach dem Befähigungsnachweis ist aber weit weniger aus dem Handwerk selbst herausgekommen, als daß es ihm von draußenstehenden Handwerksbeglückern eingeredet worden ist. Charakteristisch dafür ist, daß die Hauptvertreter des Befähigungsnachweises auf dem Handwerkskammertage in Köln die Handwerkskammersekretäre von Wiesbaden und Hildesheim waren und daß es gerade die Handwerksmeister waren, die ihn in zum Teil glänzenden Reden bekämpften, so der Klempnermeister Derlien aus Hamburg, der Metzgerobermeister Falk aus Mainz, der Schneidermeister Jakobslötter aus Erfurt u. a. m.

Es gibt ja allerdings auch heute noch Leute, es gibt sogar noch Handwerker, die trotz dem Beschluß des Handwerkskammertages in Köln sagen, wir bestehen weiter auf dem Befähigungsnachweis. Es gibt eben in allen Ständen Leute, die nicht alle werden. Aber es gibt auch superkluge Politiker, die sich sagen: Ich will es weder mit den Angehörigen des Befähigungsnachweises im Handwerk, noch mit den Handwerkern verderben, die dessen Gegner sind, denn ich will mir nicht die Stimmen der einen und auch nicht die der andern bei den Wahlen verscherzen. Und die sind dann so klug und sagen: „Lieber Mittelstand im Handwerk, erst müßt ihr einig werden über die Frage des Befähigungsnachweises. Beratet darüber ruhig weiter und wenn ihr einig seid, so werden wir das, was ihr wollt, gesetzgeberisch vertreten. So lange aber müßt ihr diese Frage vertagen, denn sie stört die Einigkeit unter euch. Wenn aber dem Mittelstand geholfen werden soll, so müßt ihr einig sein. Nur keinen Streit im Mittelstand, immer nur Einigkeit.“

Wie sie selbst zur Frage des Befähigungsnachweises stehen, das hüten sie sich aber wohl zu sagen. Es sind solche mutigen Leute wie der, der erst die konservative und dann die freisinnige Wahlversammlung besucht hatte und als ihn Jemand fragte, was er denn meine und wie er wählen würde, vorsichtig sagte:

„Ich kann so sagen, ich kann aber auch so sagen. Ich sage aber, ich werde weder so sagen, noch werde ich so sagen, damit man mal nicht von mir sagen könnte, ich hätte so gesagt oder ich hätte so gesagt.“

Nun, wer ein ehrlicher Politiker ist, der geht nicht auf solchen Stimmenfang aus, sondern sagt, was er für nötig und nützlich hält. Wie aber soll man einen Mann wählen, der nicht den Mut einer Meinung hat! Der taugt doch zum Führer nicht, der nicht weiß, welchen Weg er führen soll.

*) § 15 c des Entwurfs der Siebener-Kommission lautet: „Wer die Befähigung für ein Handwerk nachgewiesen hat, ist berechtigt, ohne besonderen Befähigungsnachweis auch andere Handwerke zu betreiben.“

**) Wie gering übrigens das Bedürfnis ist, nicht ordnungsmäßig vorgebildete Personen vom Handwerk fern zu halten, geht am Besten daraus hervor, daß nach Erhebungen der Reichsregierung von den ein Handwerk Ausübenden nur $3^1/_2$ pCt. dasselbe nicht ordnungsmäßig erlernt hatten.

Juristen erster bis dritter Klasse.

Als Nachtrag zu der Aera Schönstedt geht der „Frankf. Ztg.“ eine interessante Reminiszenz aus der Feder von Dr. Conrad Marcus zu über die während der Amtsperiode des verflossenen preußischen Justizministers beliebte „reinliche Scheidung“ im preußischen Richterstand nach Herkunft und Konfession:

„In der Provinz Hannover, wie überhaupt in ganz Deutschland, besteht unter den jungen Juristen die Neigung, sich korporativ zusammenzuschließen: ein an sich berechtigtes Streben, das seine Entstehung auf die Vorliebe zurückführt, die täglichen Erlebnisse in der scholastischen Begriffswelt zu reproduzieren, die ein Erdteil des fremden Rechts ist. Den Mittelpunkt dieser Gespräche und geselligen

Zusammenkünfte bildet eine Tischgesellschaft, an der gelegentlich auch ältere Fachgenossen teilnehmen. Die Aufnahme in den Kreis kann jeder Jurist vom Referendar aufwärts beanspruchen; daß sie jemals verweigert worden wäre, ist vor dem hier erwähnten Fall nicht bekannt geworden: ein Referendar wurde von der Aufnahme ausgeschlossen, weil er Jude war. Der junge Mann führte wegen der beleidigenden Zurücksetzung Beschwerde bei den gemeinsamen Vorgesetzten, und diese verfügten die Versetzung der Beteiligten, deren unerhörtes Betragen die Entrüstung weitester Kreise erregt hatte. Nun meint der Reichsgerichtsrat Daubenspeck in einem seiner trotz mehrfacher unwürdiger antisemitischer Mätzchen hochangesehenen Bücher über den Vorbereitungsdienst, daß die Strafversetzung von den Referendaren, die ohnehin Jahre lang von Ort zu Ort ziehen, nicht als Strafe angesehen wird — eine sehr richtige Auffassung, die von der Justizverwaltung höchstwahrscheinlich geteilt wird. Es kann deshalb unentschieden bleiben, ob die Maßregel wirklich als Strafe wegen einer sehr ernsthaften Taktlosigkeit und nicht vielmehr nur als eine formelle Rüge wegen des unliebsamen Aufsehens beabsichtigt war, das der Fall hervorrief. Jedenfalls ist der Antisemitismus unter den Juristen durch sie keineswegs eingedämmt worden, und es muß heute festgestellt werden, daß die Ausschließung der jüdischen Juristen vom „commercium und connubium" vollendete Tatsache ist. Die Hartnäckigkeit, mit der man diesem kläglichen Ziel nachging, möge dadurch illustriert werden, daß die jungen Juristen in der betreffenden Landgerichtsstadt seit jenem Vorfall auf den geradezu genialen Gedanken verfallen sind, einen oder mehrere Nichtjuristen in die Gesellschaft aufzunehmen; da zur Aufnahme neuer Mitglieder Einstimmigkeit erforderlich ist, so werden die Nichtjuristen angewiesen, gegen die Aufnahme der Juden zu protestieren; beschwert sich dieser bei der Verwaltung, so ist diese machtlos, denn sie hat natürlich kein Recht, gegen andere Personen als ihre Beamten disziplinarisch vorzugehen. Der Gewährsmann dieses niedlichen Kulturbildes, glaubwürdig, weil uninteressiert — ihm kann man keine jüdische Verwandtschaft nachweisen — versicherte dem Verfasser, daß der gleiche Trik fast in der ganzen Provinz Hannover üblich sei; wer dort Referendar gewesen ist, kann bezeugen, daß noch ganz andere Mittel angewendet werden, das soziale Niveau der jüdischen Juristen herabzudrücken. Das Schlimmste und wahrhaft Erschütternde aber ist, daß dem Einzelnen durch die Ausschließung Unrecht geschieht; es wird das gelegentlich offen zugegeben: gewiß, die jüdischen Kollegen müssen die Zurücksetzung als unverdiente Kränkung empfinden, aber man kann nichts dagegen machen, es ist nun einmal so! Merkwürdige Resignation; merkwürdige Kollegialität; merkwürdiger Zufall, daß diese Dinge gerade von dem Gerichtssprengel ausgehen mußten, dessen Leitung Herr Schönstedt niederlegte, als er an die Spitze der Justizverwaltung berufen wurde; am allermerkwürdigsten aber, daß eben diese Resignation das einzige Argument war, das Herr Schönstedt der bekannten Interpellation Peltasohn über die Benachteiligung der jüdischen Juristen entgegenzustellen hatte! Unbefangene Beobachter haben sich damals der Schlußfolgerung nicht entziehen können, daß hinter dem systematischen Vorgehen gegen die jüdischen Juristen ganz andere Kräfte tätig sein mußten, als urbi et orbi verkündet wurde, und daß die Jagd einem weit zahlreicheren Wild galt als den paar hundert Juden in der preußischen Justiz. Dieser Eindruck wird zur Ueberzeugung, wenn man beachtet, daß die Bewegung, wäre sie Selbstzweck gewesen, mit der jetzt vollzogenen Isolierung der Angegriffenen hätte beendet sein müssen. Das ist indessen durchaus nicht der Fall, denn unter dem von der jüdischen Konkurrenz um die Staatsämter gänzlich befreiten juristischen Nachwuchs haben sich seinerseits Klassen gebildet, was doch ganz zweckwidrig, unlogisch und historisch unbegründbar sein müßte, wäre die Ausscheidung der jüdischen Juristen das Ziel und nicht bloß eine Etappe auf dem Wege gewesen!

Da ist zunächst die erste Klasse: die Klique. Ihre erste Ordnung besteht aus denjenigen, welchen ein Einkommen von 3000 Mark aufwärts zur Verfügung steht. Ihre Begabung für die Jurisprudenz ist sehr bedeutend, denn im „feinem", d. h. teuren Korps lernt man bekanntlich Formen, und der Jurist, der sie „korrekt" zu wahren weiß, hat immerhin schon etwas Verdienstliches geleistet. Sie tragen sich nach der Mode, zeigen Zurückhaltung und Würde und vergessen nie, was sie ihrem Stande schuldig sind. Da der Herr Korpsbruder, wenn er Soldat gewesen ist, das Recht hat, jährlich einmal in der Uniform des Reserveleutnants spazieren zu gehen, so hat seine Haltung etwas Straffes, Zugeknöpftes; und der Herr Kamerad schließt sich mit seines Gleichen zu einer Art Oberklique zusammen, die sich wieder nach der „Feinheit", d. h. Kostspieligkeit der Regimenter, nüanziert. Trotz allen Getues schaut ihm der Parvenü aus jedem Knopfloch. Etwas unter der Oberklique stehen die Beamtensöhne, die Herren aus den sogenannten „guten, alten Familien". Da der Vater meistens auf sein Gehalt angewiesen ist, so mußte der Sohn dem teuren Korpsleben fernbleiben; wer besonders ehrgeizig ist, war im Verein Deutscher Studenten „aktiv"; das ist patriotisch und billig zugleich, also doppelt nützlich. Unter sich ist die Klique scharf gespalten, da alle Konkurrenten sind; nach außen tritt man solidarisch auf. Mit der Politik ist es ein eigen Ding; aber nenn man im Café neben einen Herrn zu sitzen kommt, der sich ein sozialdemokratisches Blatt bringen läßt, so zahlt man und geht. „Skandal, daß so 'was gedruckt werden darf." Daß der „Simplizissimus" in dem harten Kampfe gegen die offizielle Heuchelei das Gewissen des Volkes vertritt, ist ganz undenkbar; doch die Zote schlürft man mit Behagen. Individualität ist Unsinn, Originalität „einfach unglaubliches Benehmen". Die jüdischen Kollegen sind der Klique, was dem ihr unbekannten Zarathustra der Affe: „Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham." Im Beratungszimmer kann man ihnen nicht ausweichen, aber auf der Straße übersieht man sie.

Die zweite Klasse besteht aus den Bürgerssöhnen, den jungen Leuten aus dem Mittelstand. Sie sind nicht bemittelt genug, um an den Vergnügungen der ersten Klasse teilnehmen zu können, fühlen sich gedrückt, arbeiten fleißig ohne Streberhaftigkeit, stellen geringe Ansprüche an das Leben und bestehen meistens das Assessorexamen beim ersten Mal, was unter der Klique nicht die Regel ist. Ihre Zahl ist leider gering. Die dritte Klasse bilden die Juden. Auch unter ihnen gibt es Bürgersöhne und „Kavaliere". Die Bürgersöhne, zumeist nicht bemittelt, halten Kameradschaft mit der zweiten Klasse; die Kavaliere sind nicht mehr wert als die Klique, die sie kopieren.

Nach dem Assessorexamen divergieren die Wege weiter. Aus der Klique gehen die „wohlwollenden" Verwaltungsbeamten, die „schneidigen" Staatsanwälte hervor; später wird man Geheim- und Regierungsrat oder Landgerichtsdirektor und Gerichtspräsident. Die zweite Klasse wird Amtsrichter in Tirschtiegel und stirbt als Landgerichtsrat; wer ganz arm ist, wird Anwalt oder geht zur Kommunalverwaltung. Für die Juden haben Staat und Stadt nichts übrig; sie werden Rechtsanwälte und rächen sich gelegentlich an der Klique, indem sie ihr keinen Antrag, keine Beschwerde schenken.

Das Bild ließe sich leicht weiter ausführen; einzelne Gruppen, wie die Diplomaten, die Polen, die katholischen Juristen und die Klassenlosen sind nicht berücksichtigt; Aus-

nahmen gibt es in großer Zahl, aber es muß auch gesagt werden, daß manche charakteristische Anekdote verschwiegen wurde, um das Gesamtbild nicht zu beeinträchtigen. Das Ganze sind unerfreuliche, ja höchst bedenkliche Zustände; die Justizverwaltung trug an ihnen insofern die Schuld, als sie nichts tat die Kliquenbildung zu verhindern. Im Gegenteil, dieser Vorgang schien ihr bisher nicht unerwünscht zu sein, denn wie wäre es anders zu erklären, daß der Justizminister Schönstedt nicht gegen die Treibereien gegen die jüdischen Juristen eingeschritten ist? Da er öffentlich im Landtage erklärt hat, kein Antisemit zu sein, was man ihm aufs Wort glauben darf, so bleibt nur der Schluß übrig, daß die Kliquenbildung, die Züchtung einer gesellschaftlichen Exklusivität als Selbstzweck betrachtet wurde. In der Tat ist es so, und die Triebfeder ist auch hier die blasse Angst vor der Sozialdemokratie: ihr wirtschaftliches Programm hat man durch die sozialpolitische Gesetzgebung paralysieren wollen, ihren politischen Forderungen sucht man durch eine Staffelung des Volkes nach Ständen zu begegnen. Sicher ist es so; das lehrt die Beobachtung auch anderer Gebiete des öffentlichen Lebens. Wir wollen nicht versuchen, die Folgen auszumalen, die der Sieg dieses reaktionären Gedankens nach sich ziehen würde. Es wäre nur zu wünschen, daß nach dem Personenwechsel im Justizministerium auch hier eine Wandlung einträte."

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Bruderkrieg der Antisemiten in Marburg ist auf der ganzen Linie entbrannt und wird schon in den Anfangsstadien mit dem schärfsten Geschütz geführt. Die „Deutsche Reform", das Organ der Reformpartei veröffentlicht eine Zuschrift aus dem Kreise, in der es u. a. heißt:

„Wir haben bisher alles getan, um friedliche Verhältnisse zwischen den verschiedenen antisemitischen Richtungen zu erhalten. Wenn gewisse Deutschsoziale (keineswegs alle!) es anders wollen, nun, wir werden den uns aufgezwungenen Kampf im Bewußtsein guten Gewissens ruhig aufnehmen. Nach unsrer Meinung freilich bietet Deutschland soviel Raum, um gegen Judentum, Freisinn und Sozialdemokratie zu kämpfen, daß das Hineintragen künstlichen Zwiespalts in den Marburger Kreis nicht nötig war. Sollte und wollte Herr Dr. Böhme uns unbekannter Verdienste wegen durchaus einen Kreis mit seiner Reichstagskandidatur beglücken, so mußte es unter 397 Kreisen grade nicht Marburg sein, für das er der denkbar ungeeignetste Bewerber ist. . .

Herr Dr. Böhme selbst hat sich inzwischen Ausfälle gegen die Reformpartei geleistet, die von einer überraschenden politischen Unreife und Unkenntnis zeugen. Nach einem uns zugegangenen Bericht erklärte er in Wetter: er habe den Beitritt zur Reformpartei abgelehnt, weil „diese Partei mit Pückler zusammengeht und in Radau-Antisemitismus macht." — Diese Erklärung, Herr Dr. Böhme, ist eine grobe Verleumdung! Sie sollten und müßten wissen, daß Graf Pückler nie der Reformpartei angehört hat, daß diese Partei schon vor Jahren auf ihrem Parteitage in Eisenach scharf die Grenze gegen Pückler gezogen hat. Positive, praktische Arbeit ist seit Anbeginn das Ziel der Reformpartei, das hat sie in jahrelangem Ringen bewiesen. Wer einer solchen „gesinnungsverwandten" Partei den Vorwurf des „Radau-Antisemitismus" macht, der verdient wohl Ehrenmitglied des Abwehrvereins, aber nimmermehr Vertreter des Marburger Wahlkreises zu werden!"

Die Deutschsozialen, deren Kandidat in boshafter Weise dem Wohlwollen des Abwehrvereins empfohlen wird, antworten hierauf jedoch sehr kühl im „Deutschen Blatt" mit der Feststellung, daß fast sämtliche Organisationen der rechtsstehenden Parteien des Wahlkreises sich für die Kandidatur Böhme erklärt haben.

„Es ist in dieser Beziehung festzustellen, daß die Vertrauensmänner des Bundes sich in allen drei Kreisen für ihn erklärt haben, daß die Antisemiten der Kreise Kirchhain und Frankenberg dieselbe Stellung einnehmen, daß dasselbe auch für Marburg, mit Ausnahme einiger städtischer 'Antisemiten' gilt. Die Konservativen im Kreise Frankenberg stehen ebenfalls geschlossen hinter Dr. Böhme und es darf erwartet werden nach Aeußerungen der einflußreichsten Konservativen der beiden übrigen Kreise, daß nunmehr in nächster Zeit auch die gesamte konservative Partei ihre Zustimmung erklären wird.

Nicht unwichtig ist es auch, daß die antisemitischen Führer des hessischen Bauernbundes, die Abgeordneten Köhler-Langsdorf und Hirschel sich für Dr. Böhme erklärt haben. Ebenso hat unter Würdigung aller dieser Momente und in dem Bestreben, Herrn v. Gerlach zu beseitigen, auch Herr Dr. Böckel, der frühere Abgeordnete des Kreises, sich bereit erklärt, nach seinen Kräften die Kandidatur Böhme zu unterstützen und seinen alten Freunden zu empfehlen.

Hiernach und nach der Meinung aller Kenner der Verhältnisse war die Kandidatur Böhme für die Gewinnung des Wahlkreises die aussichtsvollste und wurde deshalb auch von den Deutschsozialen unterstützt."

Daß selbst der frühere radikale Antisemit Hirschel und Dr. Böckel die Kandidatur Böhme unterstützen, wird allerdings der Reformpartei sehr fatal sein und muß ihre Stichwahlchancen in der Tat empfindlich beeinträchtigen.

Die Mittelstandsvereinigung soll schon ihrer Auflösung entgegengehen.. Der „Voss. Ztg." wird nämlich aus Hannover geschrieben:

Der erste Vorsitzende der Mittelstandsvereinigung, Architekt Max Küster, hat unter dem 12. Januar ein Rundschreiben an die Vorsitzenden der Ortsgruppen gerichtet, in welchem er darauf hinweist, daß er persönlich seinerzeit die Mittel vorgeschossen habe, welche zu dem Ausbau der Organisation nötig gewesen seien. Er habe das in der selbstverständlichen Voraussetzung getan, daß die Ortsgruppen, sobald sie konstituirt waren, die satzungsgemäßen Beiträge nach Hannover abführen und ihn damit finanziell entlasten würden. Leider sei das nicht geschehen. Die Kosten der Agitation hätten sich inzwischen durch die Einrichtung eines Bureaus, die unbedingt notwendige Anstellung eines Generalsekretärs und die Herstellung zahlreicher Drucksachen erheblich vermehrt, während nur ganz wenige Ortsgruppen Beiträge gezahlt hätten; die große Mehrheit überhaupt nicht. Alle diesbezüglichen an die Ortsgruppen gerichteten Bitten und alle Vorstellungen seien vergebens gewesen, ja, zum Teil nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden. Er, Küster, sei nun weder Willens, noch in der Lage, die Kosten einer so großen Organisation zum größten Teil auf seine Schultern zu nehmen. Wenn nunmehr binnen 14 Tagen seitens der Mehrheit der Gruppen keine oder eine ablehnende Antwort einlaufen sollte, so werde er den Zentralvorstand einberufen und demselben mitteilen, daß der geschäftsführende Vorstand mit ihm, dem Vorsitzenden, an der Spitze seine Aemter niederlege. Dann würde das Bureau in Hannover und damit der Generalsekretär seine organisatorische, journalistische und sonstige Tätigkeit einstellen und jede einheitliche Leitung fortfallen.

Der hier mitgeteilte Inhalt des Rundschreibens dürfte authentisch sein, bisher ist jedenfalls, obwohl der Brief schon vor acht Tagen durch die Presse veröffentlicht worden ist, der Inhalt von der Mittelstandsvereinigung nicht abgeleugnet worden. Für Herrn Küster mag als Hauptgrund seiner Resignation noch hinzugekommen sein die peinliche Bloßstellung in der von uns in die Oeffentlichkeit gebrachten Hannoverschen Submissionsaffaire.

In der bayerischen zweiten Kammer sagte in der Sitzung vom 11. d. Mts. der klerikale Abgeordnete Schönleben u. a.:

„Bedauerlich ist das Einschleichen des jüdischen Geistes in die Armee. Die Triebfeder dazu ist der Reserveoffizier. Auch jüdische Armeelieferanten sind sehr unnötig. Die Soldaten sollen in bayerische Wolle gesteckt werden und sollen bayerisches Hammelfleisch essen. Ich habe das schon früher gesagt und bin dann als „fränkischer Hammel im bayerischen Landtag" bezeichnet worden. (Allgemeine Heiterkeit.) Bei einem Münchener Kavallerieregiment sind 28 Pferde, die von jüdischen Händlern herstammen, an der Seuche krepiert. Ich glaube, wenn schon Justiz, Kunst, Presse usw. von den Juden beschandelt werden, so sollten wir wenigstens die Armee reinhalten."

Ihm traten die sozialistischen Abgg. Müller und v. Vollmar sowie die liberalen Abgg. Goldschmitt und Häberlein entgegen. Letzterer erklärte:

„Ich kann nicht umhin, in meinem und meiner Partei Namen unser Erstaunen darüber auszudrücken, daß der Kriegsminister in seinen Ausführungen keinerlei Worte der Abwehr gegenüber der

Rede Schönlebens gefunden hat; ich meine die Stelle, in der Schönleben geglaubt hat, den Militäretal vom Standpunkt des Antisemitismus aus betrachten zu müssen und von einem immer mehr zunehmenden jüdischen Geist der Zersetzung in unserem Heere gesprochen hat, und wo er den Kriegsminister ausdrücklich warnte, unsere Armee durch Juden verschandeln zu lassen. Der Kriegsminister muß doch auf Grund seiner langjährigen militärischen Laufbahn wissen, daß der jüdische Soldat genau so viele Militärpflichten erfüllt wie der Christ und genau so im Ernstfall Gut und Blut für das Vaterland opfern muß, und da glaube ich, es haben die jüdischen Mitglieder der Armee als gleichberechtigte Staatsbürger die Berechtigung zu verlangen, daß sie gegenüber derartigen unberechtigten und unbegründeten Angriffen, wie sie der Abgeordnete Schönleben machte, von autoritativer Stelle verteidigt werden. Ich muß im Namen meiner Fraktion das Bedauern darüber aussprechen, daß dies nicht geschehen ist."

Nun erst fand sich der Kriegsminister v. Horn veranlaßt, falgende Erklärung abzugeben:

„Ich erkläre hiermit unumwunden, daß der Kriegsverwaltung seitens der einzelnen Kommandobehörden irgendwelche Klagen israelitischer Soldaten darüber nicht vorgekommen sind, daß ihnen von den Angehörigen der anderen Glaubensbekenntnisse in einer nennenswerten Weise Hindernisse in den Weg gelegt worden sind. Mir ist es gleich, ob einer Katholik, Protestant oder Israelit ist, wenn er nur ein guter Soldat ist."

Graf Pückler hat seine sechsmanatige Festungshaft in Weichselmünde angetreten.

×× **Studentisches.** Besonderer Beliebtheit bei den Berliner Universitätsbehörden scheint sich der „Verein Deutscher Studenten" zu erfreuen, denn die allgemeine Einladung zu seinem Stiftungsfeste prangt mitten unter den amtlichen Anzeigen auf einem schwarzen Brette, das am Kapf die Bezeichnung „Sekretariat" führt. Wie kommen, sa fragt eine Zuschrift aus christlichen studentischen Kreisen an uns, die Priaatanzeigen des V. D. St. an diese sa exklusive Stätte, auf der sanst nur streng amtliche Verfügungen Sr. Magnifizenz zu finden sind? Wallen die Hachschulbehärden damit für den V. D. St. Propaganda machen?

Im Kyffhäuserverband sind jetzt 25 Vereine Deutscher Studenten an den Universitäten und Hachschulen des Deutschen Reiches vereinigt. Diesen 25 antisemitischen Vereinen gehären in diesem Semester 445 Aktive und 650 andere studierende Angehärige an. Der stärkste Verein ist der an der Berliner Universität, der 91 Mitglieder zählt. Der nächststärkste ist der V. D. St. in Leipzig.

×× **Ein netter Bundesbruder.** Eine wundersame Geschichte, die auf die moralischen Qualitäten gewisser urteutschen Bundesbrüder des „Vereins Deutscher Studenten" ein eigentümliches Licht wirft, berichtet die „Bohemia" aus Prag im Rahmen einer Gerichtsverhandlung.

An einem Festkammerse des „Vereins Deutscher Studenten" nahm auch der damalige Vikar Spanut aus Saaz in Oesterreich, ein „alter Herr" des Berliner V. D. St. teil. Im Verlauf des Gespräches sall er sich einigen anderen Bundesbrüdern gegenüber schwere Beleidigungen des bischöflichen Vikars Lippert in Seltsch zu schulden haben kommen lassen. Diese Aeußerungen trug nun ein anderer „alter Herr" des Verbandes Dr. O(pitz) aus Berlin weiter, sa daß sie schließlich dem Beschuldigten zu Ohren kamen, der in Prag Klage anstrengte.

Der als Kranzeuge fungierende Dr. M. Opitz hatte inzwischen auch noch, um van dem Spanut einen schriftlichen Beweis darüber zu erlangen, daß dessen Aeußerung bei dem Kommerse in Berlin sich auf den bischöflichen Vikar P. Lippert bezagen habe, an Spanut einen Brief nach Saaz gerichtet, in welchem er unter Berufung auf die Bundesbruderschaft und die gemeinsame Zugehörigkeit zum Verbande der Deutschen Studenten in Berlin, Spanut ersuchte, falls ihm noch weitere Verfehlungen kathalischer Priester wie jene auf dem Kammerse geschilderten bekannt seien, sie ihm (Opitz) zur entsprechenden Verwertung mitzuteilen. Dieser Brief blieb unbeantwortet.

Am 12. Januar fand nun die Hauptverhandlung in dieser Klagesache statt. Das Ergebnis war ein freisprechendes Erkenntnis, weil der Beweis darüber, daß die klagsbehauptete Aeußerung seitens des Angeklagten geschehen sei, nicht erbracht worden sei und weil die einzige belastende Aussage des Zeugen Dr. Max Opitz, welcher als Bundesbruder und Angehöriger des Verbandes Deutscher Studenten in Berlin das Vertrauen eines anderen Bundesbruders zu erlangen trachtete, um diesen, wenn es gelungen wäre, auf das Eis zu führen, keinen vallen Glauben verdiene.

Vermischtes.

Ueber den Polnaer Ritualmordprozeß veröffentlicht der Berliner Rechtsanwalt Dr. Arthur Nußbaum demnächst eine umfassende kriminalpsychologische Untersuchung auf aktenmäßiger Grundlage. Praf v. Liszt widmet dem Buche folgendes Varwort:

„Zu dem Geleitsworte, das ich der Schrift mit auf den Weg geben möchte, bestimmt mich einerseits die Eigenart des in ihr behandelten Falles, andererseits der wissenschaftliche Gehalt der Darstellung. Das Strafverfahren gegen Leopold Hilsner wegen Ermordung der Agnes Hruza in Polna ist bisher das erste, das, unter dem Gesichtspunkte des Ritualmordes eingeleitet, zu der Verurteilung des durch die Volksstimme Bezichtigten geführt hat. Die aktenmäßige Darstellung dieses Strafverfahrens ist dahier für die Kulturgeschichte des ausklingenden 19. Jahrhunderts eine Urkunde von einzigartiger Bedeutung. Allerdings hat die Staatsanwaltschaft in der erneuten Schwurgerichtsverhandlung zu Pisek (1900) die Annahme eines Ritualmordes mit Entschiedenheit abgelehnt; aber die ursprüngliche Beweisaufnahme und die erste Verhandlung vor dem Schwurgericht in Kuttenberg (1899) stand unter dem herrschenden Zeichen der Blutbeschuldigung. Dieses dem Strafprozeß gegen Hilsner von allem Anfang an gegebene Gepräge hat die Staatsanwaltschaft ihm nicht wieder zu nehmen vermocht. Indem sie das Motiv des Ritualmordes preis gab, beraubte sie sich der Möglichkeit, die dem Angeklagten zur Last gelegte Tat psychologisch zu erklären; für die Annahme eines Lustmordes, auf die sich die Anklage in Pisek stützte, fehlte es an jeder ausreichenden Grundlage. Und dennoch die Verurteilung wegen Mordes! Und zwar wegen Doppelmordes. Denn als im Oktober 1898 ein Skelett gefunden wurde, das man der im Juli dieses Jahres verschwundenen Marie Klima zuschrieb, folgerte die Staatanwaltschaft aus der angeblichen Uebereinstimmung des Leichenbefundes mit dem im Falle Hruza, daß dem Angeklagten auch diese Tat zur Last gelegt werden müsse, und die Geschworenen sprachen auch in diesem Falle ihr „Schuldig". Als Ritualmordprozeß wird der Fall Hilsner in der Kulturgeschichte fortleben. Die Ueberzeugung des Volkes, daß Christenblut zu jüdisch-rituellen Zwecken beschafft werden sollte, hat den Verdacht auf Hilsner gelenkt; von dieser Ueberzeugng ist die private Untersuchungskommission ausgegangen, als sie, neben dem behördlichen Verfahren, das Belastungsmaterial gegen den Beschuldigten zu gewinnen suchte; von dieser Ueberzeugung sind die Aussagen der Zeugen getragen; in ihr liegt auch die Erklärug für den sonst kaum begreiflichen Wahrspruch der Geschworenen. Diesen Fall in seinem ganzen Verlauf, vom ersten Auftauchen des Verdachts bis zur Rechtskraft des Urteils, aktenmäßig dargestellt und damit der Nachwelt überliefert zu haben, ist das erste Verdienst des Verfassers. Aber nicht nur dem Kulturhistoriker, sondern auch dem Kriminalisten bietet der Prozeß Hilsner ein außergewöhnliches Interesse. Er liefert einen Beitrag zur Psychologie der Aussage, der alle theoretischen

Auseinandersetzungen über dieses Tema und alle experimentellen Untersuchungen in den Schatten stellt. Der Verfasser hat es verstanden — und das ist sein zweites Verdienst — auch diese Bedeutung des Falles in das richtige Licht zu setzen. In anschaulichster Weise zeigt er uns an der Hand der Akten die Macht der Suggestion: wie aus dem Volksaberglauben heraus die Phantasiebilder in den Zeugenaussagen entstehen, wie sie immer festere Gestalt gewinnen, anschaulicher werden und zahlreichere, kennzeichnende Einzelheiten aufnehmen; wie nach langen Monaten neue Zeugen sich melden und unter ihrem Eide über entscheidende Tatsachen berichten, die sie bis dahin unbegreiflicherweise bei sich behalten haben; wie die Maschen des Netzes immer enger werden, das sich über dem Verdächtigen zusammenzieht. Die „Kriminalistik", das Wort im Sinne von Hans Groß genommen, kann reiche Belehrung und vielfach neue Anregung aus dem Buche schöpfen. Und so möchte ich das gründliche Studium der Schrift den Gebildeten aller Kreise, ganz besonders aber unsern deutschen Strafrechtspraktikern, wärmstens empfehlen. Es ist keine Tendenzschrift, was der Verfasser uns geliefert hat, sondern eine nüchterne, streng wissenschaftliche, überall auf dem Akteninhalt fußende Darstellung eines der interessantesten und lehrreichsten Prozesse aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts."

Wongrowitz. Im Wanskischen Saale in Wongrowitz hat am 10. Dezember v. J. eine von etwa 600 Personen besuchte polnische Versammlung stattgefunden, die durch den Rittergutsbesitzer von Grabowski-Zbiata eröffnet und von dem Reichstagsabg. von Janta-Polczynski geleitet wurde. Die „Wongrowitzer Zeitung" betont, daß für den Verein „Straz" Propaganda gemacht wurde, und berichtet dann weiter: „Besondere Erwähnung verdient die Rede des Pfarrers Zoch aus Schokken. Wie kein polnisches Geld in deutsche Hände gelangen dürfe, so müßte es besonders vermieden werden, es an Juden zu verausgaben. Früher habe kein polnischer Adliger ohne jüdischen Faktor bestehen zu können vermeint, jetzt könnten polnische Arbeiter nicht an jüdischen Kneipen vorübergehen. Die Juden nützen die Polen aus, indem sie ihnen Geld zu niedrigen Zinsen abborgen und zu hohem Zinsfuß wieder an Polen verleihen, indem sie ihnen unter falschen Vorspiegelungen minderwertige Waren aufschwatzen usw." Die Redaktion bemerkt hierzu: „In der Tat hat wohl noch kein Diener der Kirche in krasserer Weise den Materialismus verherrlicht und ihn mit Gottesgaben verwechselt wie Herr Probst Zoch." Bald darauf wurde im Anzeigenteil der „Wongrowitzer Zeitung" Nachstehendes veröffentlicht:

Zur Abwehr!

Die Vorgänge der jüngsten polnischen Versammlung im Wanskischen Saale fanden durch die „Wongrowitzer Zeitung" Erörterung und Verbreitung. Der Bericht ergibt, daß

Herr Probst Zoch aus Schokken

die Juden unreeller Geschäftsmanipulationen zur Ausnutzung der Polen beschuldigt.

Die Praxis, für bestimmte Zwecke Beschuldigungen gegen die Juden zu schleudern, ist nicht neu. Indeß halten wir es für unsere Pflicht, derartigen allgemeinen, unbewiesenen Verdächtigungen entgegenzutreten. Es liegt uns fern, solche Vorkommnisse ganz bestreiten zu wollen, möchten aber doch Herrn Probst Zoch fragen: „Wo ist das Volk ohne Fehl und Tadel, bei dem im Handel und Wandel kein Uebel vorkommt? Steht denn die Geschäftsmoral im eigenen Lager durchweg auf höherem Niveau? Warum den Juden in der Allgemeinheit zum Vorwurf machen, was hier und da ein Einzelner begeht?"

Wir haben derartige Bezichtigungen von unseren polnischen Mitbürgern im Orte, mit denen wir bislang in gegenseitiger Achtung verkehren, zum gemeinsamen Vorteil in gegenseitigen friedlichen Geschäftsverkehr stehen, noch nie gehört. Sie würden auch nicht angebracht sein, weil wir räudige Schafe auch auf der anderen Seite zu gleicher Zahl bezeichnen können. Warum also den Frieden stören? Wohin aber ungerechtfertigtes Herabsetzen von Bevölkerungsklassen in ihrer Gesamtheit, besonders aus dem autoritativen Munde des Priesters führen kann, haben die grausen Vorgänge im Nachbarstaate gezeigt.

Wongrowitz, den 15. Dezember 1905.

D. Freudenthal, Rentier. J. Förder. L. Mode. J. Becher. R. Lewin. S. Brodziak.

Genie und Rasse. Seit einigen Jahren macht sich eine Richtung bemerkbar, die den Rassenglauben, mit allerlei wissenschaftlichem Aufputz versehen, zu verbreiten versucht. Ihr oberstes Dogma ist die Lehre, daß der germanischen Rasse ein Kulturmonopol zukomme. Sie allein habe selbst dort, wo sie unter fremden Rassen eine Minorität bilde, wahre Kulturwerte geschaffen. Mit Eifer bemühen sich die „Gelehrten" jener Richtung festzustellen, daß die Genies aller europäischen Nationen Rassenmerkmale aufweisen, die ihren germanischen Ursprung anzeigen. Als solches untrügliches Merkmal genügt ihnen einer der Züge, aus denen sich das Idealbild des Germanen zusammensetzt: Blondes und welliges Haar, blaue Augen, lichte Hautfarbe, hohe Statur, schmaler Schädel. Sie nehmen ferner das Vorhandensein einer niedrigeren Rasse an, die in ganz Europa verbreitet, die entgegengesetzten Merkmale aufweise und deren Minderwertigkeit gegenüber den Germanen feststehen soll. Es ist nun nicht uninteressant, auf die neuen Studien des bekannten Beethoven-Forschers Frimmel hinzuweisen, deren Resultat ist, daß die äußere Gestalt des größten musikalischen Genies in jedem einzelnen Punkte von jenem Idealbild des Germanen abweicht. Beethoven war klein und häßlich, sein Schädel breit, sein Haar schwarz und von mehr spröder Struktur, seine Gesichtsfarbe sehr dunkel, wie auch seine Augen. Leider haben wir bisher nur von wenigen großen Männern genaue zweifelsfreie Personalbeschreibungen. Immerhin wissen wir, daß Goethe dunkelhaarig war, daß viele der größten Genies besonders ausgesprochene Rundköpfe besessen haben. So Luther, Schiller, Bismarck, Napoleon, Laplace, Raphael, Schopenhauer, Leibnitz, Kant. Eine große Zahl von Genies war kleiner als mittelgroß. Selbst Woltmann, der gegenwärtige Hauptvertreter der anthropologischen Rassentheorie, betrachtet*) als Mischlinge des germanischen und des „vorarischen" dunklen Typus z. B. Luther, Goethe, Beethoven, Michelangelo, Raphael, Dante, Shakespeare. Trotzdem behauptet er, „daß die ganze europäische Zivilisation auch in den slavischen und romanischen Ländern eine Leistung der germanischen Rasse sei" und daß „Dante, Raphael, Luther, usw. Genies sind, nicht weil sie, sondern trotzdem sie Mischlinge sind. Ihre geniale Anlage ist das Erbteil der germanischen Rasse". Kurz vorher behauptet Woltmann, daß die germanische Rasse durch die Mischung mit dem brünetten Typus in physischer Hinsicht entschieden verschlechtert werde, was auch eine geistige Herabdrückung bedeute. Uns will scheinen, daß, wenn die Mischung die germanische Rasse nicht tiefer herabdrückt, als auf das Niveau Beethovens und Goethes, ihr keine besondere Gefährlichkeit beizumessen sei. Die Zuversichtlichkeit, mit der die Rassengläubigen selbst dort, wo ihre Diagnosen nicht zutreffen, alles Hervorragende auf germanischen Einschlag, alles Minderwertige auf fremde Einwirkung zurückführen, kann natürlich wissenschaftlich nur als Beweis der Minderwertigkeit ihres eigenen Denkens gewürdigt werden.

Briefkasten.

Das Sachregister für 1905 wird der nächsten Nummer der „Mitteilungen" beigelegt.

M. Der an Stelle des Dr. Max Hirsch gewählte Landtagsabgeordnete im 1. Berliner Wahlkreise Dr. Gerschel ist Jude.

*) In seiner „Politischen Anthropologie".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 5. Berlin, 31. Januar 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Arnolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Blumenberg.

Der Landgerichtsrat Blumenberg zu Beuthen in Oberschlesien ist vom dortigen Landgericht wegen Verbrechens im Amte, Betruges, Unterschlagung zu fünf Jahren Gefängnis und vier Jahren Ehrverlust verurteilt worden. Die Gerichtsverhandlung gegen diesen verlorenen Sohn des Richterstandes hat eine ganze Reihe von Tagen gedauert und traurige Bilder eines zerrütteten Innenlebens, des selbstverschuldeten Sinkens eines Mannes gezeigt, der in verhältnismäßig jungen Jahren hoch aufgestiegen war und nicht vermochte, jenen großen Lockungen des Lebens zu widerstehen, denen eben nur der folgen kann, der es dazu hat.

Der Prozeß gegen den gefallenen Richter bietet keineswegs Anlaß zu einer grundsätzlichen Erörterung. Schuld und Fehle gibt es in allen Kreisen der Gesellschaft. Mit Recht konnte der Gerichtsvorsitzende aussprechen, daß in Richterkreisen solche Vorkommnisse wie diejenigen, die zu dem Blumenbergprozesse geführt, mit der Laterne zu suchen wären. Gewiß! Wäre es anders, so wäre es traurig. Das Volk muß verlangen und erwarten können, daß die Richter, die berufen sind, über Freiheit, Ehre, Lebensglück der Bürger zu entscheiden, makellose Männer sind. Es muß im Interesse einer Rechtspflege, die von dem Ideal des Rechts erfüllt ist, angenommen werden, daß nicht Richter über uns sitzen, die in der Unrast eines zügellosen Genußlebens oder gar unter den Peitschenhieben der Gewissensbisse, die ihnen ein heimliches Abirren vom Wege des Rechts verursacht, ihres hohen Amtes walten.

Bei dem Landgerichtsrat Blumenberg war es leider so; aber man darf ruhig annehmen, daß das eine außerordentlich selten vorkommende Ausnahme bedeutet hat. Herr Blumenberg hat den sittlichen Halt verloren und ist schließlich völlig unterlegen. Wäre es ihm möglich gewesen, ein ihm gebotenes Verheiratungsgeschäft — es muß leider dieser unschöne Ausdruck auf mancherlei Fälle von Verheiratungen angewendet werden — rechtzeitig zum Abschlusse zu bringen, so konnte er seine Schulden bezahlen, alle Schwierigkeiten beseitigen und wäre der gestrenge, gefürchtete, erhabene Kadi geblieben, obwohl seine Hand mit Verbrechen befleckt war. Der Zusammenbruch kam etwas zu früh für ihn, nicht zu früh für die bürgerliche Gesellschaft, die auf brave Richter rechnet und nicht auf Schuldige im Richtertalare.

Die strafbaren Verfehlungen des Landgerichtsrats Blumenberg standen zwar im engen Zusammenhange mit seinem richterlichen Amte. Denn er war um des schnöden Mammons willen, den er niemals in dem ihm wünschenswerten Maße bekommen konnte, Parteien gefällig und hat sein Amt mittelbar dazu benutzt, sich persönlichen Vorteil zu verschaffen. Aber die Hauptsache waren nicht diese Fälle, sondern Unterschlagungs- und Betrugsfälle, die aus dem schrankenlosen Luxusbedürfnis des Landgerichtsrats hervorgegangen sind. Das Typische an dem Verschulden Blumenbergs ist die so häufig zu bemerkende Unfähigkeit sonst scharf denkender, die Größe ihres gesellschaftlichen, bürgerlichen Verantwortlichkeitsgefühles kennender Leute, sich nach der Decke zu strecken und nicht arg über das wirtschaftliche Können hinaus zu leben.

Frauen und Reisen und sonstige höhere und höchste Lebensfreuden in Hülle und Fülle forderten Mittel, über die der Landgerichtsrat nicht verfügte. Nun ist es zwar richtig: Qui non habet in nummis, nutzt nich, daß er frumm is." Aber es ist eben so richtig: Wer etwas R chtes vorstellt, oder wer es nur richtig versteht, recht viel aus sich zu machen, dem fliegt der Kredit zu, und Hinz und Kunz machen sich eine Ehre daraus, dem schillernden Falter zu huldigen und zu borgen, während würdigere, aber bescheidenere oder ungeschicktere Kreditbedürftige wegen Kreditmangels zu Grunde gehen können. Nur ist die Sache die, daß mit der Leichtigkeit der Gewinnung der Mittel für einen über Gebühr kostspieligen Lebenswandel die Versuchung zu immer höherer Steigerung der Lebensansprüche wächst und der Uebergang vom Leichtsinn zum Vergehen und Verbrechen sich gewissermaßen spielend vollzieht.

Natürlich finden sich die Hilfskräfte in solchen Fällen leicht ein, die aus Leichtsinn und Notlage ihren Gewinn ziehen und indem sie zu helfen und zu stützen scheinen, den Sinkenden nur immer tiefer hinabgleiten lassen, bis kein Halt mehr da ist.

Man vergleicht den Fall Blumenberg vielfach mit der Angelegenheit des Professors Meyer und seiner jungen Gattin, die vor anderthalb Jahren in Berlin viel von sich reden machte. Auch hier waren es das leben weit über die Verhältnisse hinaus, der schließlich fast bis zum Wahnwitz gesteigerte Luxus, die grenzenlose Bequemlichkeit in der Erlangung von Kredit, die schließlich innerlich längst morschen Existenzen den schandevollen Zusammenbruch brachten.

Daß sie diesen Fall Meyer jetzt mit dem Fall Blumenberg in einen, wenn auch nur sehr losen, lediglich theoretischen Zusammenhang bringen können, das ist der Trost jener liebwerten Gemütsmenschen, die, trotz des Namens Blumenberg, mit diesem Prozeß nichts für ihre antisemitischen Zwecke anfangen können. Herr Alfred Blumenberg gehörte als Referendar zu jenem Breslauer

Juristennachwuchs, in dem die Blüten antisemitischer Denkweise besonders gut gedeihen. Er hat, um eine bei seinem Namen nahe liegende Verkennung zu bekämpfen, sich stets höchst demonstrativ als christlichen und antisemitischen Blumenberg bezeichnet, wie jener Bürger der Halleschen Torbezirke zu Berlin, der sich stets als den „christlichen Blumenthal" vorstellte und mit Feuereifer der Stöckerpartei diente.

War also für die Antisemiten aus der Blume des Blumenbergprozesses kein Honig zu saugen, so warf sich ihr Eifer auf die Tatsache, daß mit dem Rat Blumenberg auch ein gewisser Abraham verurteilt worden ist. Nun, Herr Blumenberg war in seinen schweren Geldnöten so vorurteilslos, Hilfe und Geld aus Judenhänden nicht nur nicht zu verschmähen, sondern mit heißen Bemühen zu erstreben, und neben dem christlichen Zuchthäusler Just war es der Jude Abraham, der in eine Verbindung mit dem hochmögenden Herrn Landgerichtsrat kam, die schließlich diesem Abraham zum Unheil ausschlug. In einer antisemitisch gerichteten Betrachtung über den Prozeß ist die Rede von den „typischen Erscheinungen im Stile des Itzig in Gustav Freytags „Soll und Haben". Worauf zu erwidern ist, daß gerade in diesem Prozesse sich wieder einmal das Bühnenwort bestätigt zeigt: „Ob Christian oder Itzig, das Geschäft bringts mal so mit sich." Gewiß kein sauberes Geschäft. Aber der unsauberste unter dem Unsauberen dieses Blumenbergschen Zusammenbruches war doch der Herr Landgerichtsrat, der es bis zu der stolzen Höhe seines Amtes hatte bringen können, weil er auf der hohen Stufe einer Denkart stand, die den eben nur minderwertigen jüdischen Juristen fehlt. —

Unter dem Schleier der Maja.

„Unter dem Schleier der Maja" lautet die Ueberschrift eines Aufsatzes, den Roderich Stoltheim in Nr. 87 des „Hammer" veröffentlicht. Die Ueberschrift ist das einzig zutreffende an dem Artikel; denn der ihn schrieb, muß verblendet sein, und nur an Verblendete kann er gerichtet sein. Wir haben selten etwas verblendeteres gelesen, und das ist ein mildes Urteil. Glaubt ja der Verfasser, oder gibt er sich nur den Anschein zu glauben, daß „irgend welche geheimnisvollen Mächte den erkennenden Sinn vor manchen Wissensgebieten zurückscheuchen," „daß die freiesten Denker durch Rücksichten verhindert werden, über manche Dinge die volle Wahrheit zu sagen." ? Die „Wissensgebiete" und „manchen Dinge" sind die Juden, die nach einer andern Hypothese des Verfassers auf die ganze Welt hypnotisierend und suggerierend einwirken.

Der Verfasser beruft sich auf Heine, der, selbst von jüdischer Abkunft, gesagt habe, die Juden seien noch jetzt wie im Mittelalter „ein wanderndes Geheimnis." Wir möchten Heine ergänzen und sagen, sie werden es auch überall und immer sein, wo und so lange man sie durch Gesetze oder gesellschaftlich in Ghettos eingesperrt oder sonst mehr oder weniger abgesperrt hält. Wo sie frei mit den Andern verkehren dürfen und gleich den Andern behandelt werden, sind sie nicht im geringsten „ein Geheimnis."

Alsdann beruft der Verfasser sich auf Stellen in Disraelis Romanen. Nun ist es immer eine heikle Sache, Auslassungen in Romanen oder Dramen so zu sagen realpolitisch ernst zu nehmen. Von Disraeli weiß man zufällig, daß er, um sich persönlich Bahn zu brechen, es für das praktischste hielt, seine jüdische Abstammung möglichst zu glorifizieren und schließlich hat er sich in diese Glorifikation so hineingeredet und hineingeschrieben, daß sie bei ihm gewissermaßen zur fixen Idee geworden ist, wenn er nicht es für vorteilhaft gehalten hat, die Maske konsequent bis an sein Lebensende durchzuführen. Die Engländer, die klüger sind als Herr Stoltheim, haben über Disraelis „asiatisches Mysterium" gelächelt, gar auch gelacht und es für vorteilhaft gehalten, nicht nur die von Herrn Stoltheim so gefürchteten Auslassungen, sondern auch ihren Autor nicht zu fürchten, haben ihn wiederholt zu ihrem Minister, selbst zum Premierminister gemacht und sind dabei so wenig schlecht gefahren, daß sie den toten Staatsmann noch immer feiern.

Uebrigens sind sehr viele in seinen Romanen aufgestellte Behauptungen Disraelis nicht stichhaltig. „Die Professorenstühle von Deutschland" sind noch niemals auch nur annähernd von Juden „monopolisiert" gewesen, und die ihm von Herrn Stoltheim untergeschobene Prophezeiung, daß die Juden die akademischen Lehrstühle monopolisieren werden, ist, wie männiglich bekannt, auch nicht in Erfüllung gegangen. Herr Stoltheim freilich behauptet, die Juden seien heute „nicht nur im Begriff, die Diplomatie und die Wissenschaft zu monopolisieren, sie hätten auch die öffentliche Presse und das Theater so gut wie monopolisiert." Alles dies ist nicht wahr. Selbst die am öftesten gehörte Behauptung, die Juden hätten die Presse so gut wie monopolisiert, ist eine trotz ihrer häufigen Wiederholung durchaus unwahre Behauptung, was ein kurzer Ueberblick zur Genüge erhärtet. Die konservative, die offizielle, die offiziöse, die Zentrums-Presse, die unparteiische ist frei von jedem jüdischen Einfluß und die antisemitische doch wohl auch. Es kann also nur ein Teil der liberalen Presse mehr oder minder unter jüdischem Einflusse stehen, und der kann doch, nach den Zahlenverhältnissen der parlamentarischen Fraktionen zu schließen, nicht über das ganze deutsche Volk sich erstrecken.

Sehr drollig ist es, daß der Verfasser Lessings Nathan verantwortlich macht für „die Hypnose des modernen Geistes", und er unterstellt dabei, daß Lessing diese Hebräer-Verherrlichung „vielleicht auch aus ein wenig Liebedienerei gegen seinen jüdischen Freund und Geldgeber Moses Mendelssohn geschrieben hat." Dabei ist nur merkwürdig, daß im Vaterlande Lessings es den Juden lange nicht so gut geht, wie in verschiedenen andern Kulturländern, in welchen nur Literaten Lessings Nathan kennen. Also würde der deutsche Dichter mit seinem Werke mehr telepathisch gewirkt haben. Interessant ist jedenfalls der Eselstritt, den ein Teutscher einem der deutschesten Deutschen, dem guten Lessing, abgeschwächt allerdings durch ein „vielleicht" versetzt. Aber etwas soll wohl hängen bleiben.

Das Allerdrolligste aber ist, was der Verfasser von dem bezaubernden, bezw. hypnotisierenden jüdischen Kaufmann, vom Trödler bis zum Warenhausbesitzer, sagt, wobei er auch zu verstehen gibt „daß hier der in alten Religionen so bedeutsame „Blutzauber" eine Rolle spielen könnte." Er schreibt:

> „Tatsächlich übt der Hebräer durch Blick und Gebärde und durch seinen sinn-verwirrenden Redeschwall auf viele schwachen Gemüter, besonders auf Frauen, eine betörende Wirkung aus, die sich oft bis zur völligen Willenslähmung steigert. So manche Frau, die von ihrem Manne Vorwürfe darüber erhält, daß sie einem jüdischen Hausierer eine Menge nutzloser und minderwertiger Waren abgekauft und ihr Geld bis zum letzten Groschen ausgegeben hat, weiß zu ihrer Rechtfertigung nichts weiter zu sagen als: — ich kannte nicht anders — ich mußte dem Manne die Sachen abkaufen! — Und in Warenhäusern ist es ein ähnlicher Zauber, der schwache Frauen nicht nur zum sinnlosen Kaufen, sondern sogar — zum Stehlen verführt." —

Das ist doch wohl das non plus ultra jüdischer Niedertracht, daß der Jude die Frauen so bezaubert, daß sie ihn bestehlen.

Beiläufig möchten wir bemerken, daß beispielsweise in den beiden größten Berliner Warenhäusern die Chefs so gut wie unsichtbar für das Publikum sind, daß das Verkaufspersonal fast durchweg nicht jüdisch ist, daß nirgends so wenig das Publikum von den Verkäufern zum Einkauf beeinflußt wird wie in den Warenhäusern.

Der Verfasser benutzt die Gelegenheit, da er von dem Einfluß der jüdischen Kaufleute auf das weibliche Geschlecht spricht, auch van der „unheimlichen Macht des Hebräers über das weibliche Naturell“ in delikateren Dingen zu faseln und das Hebräertum als „einen äußerst gefährlichen Feind für das soziale wie für das sittliche und leibliche Wohlergehen unseres Valkes“ zu denunzieren. Es ist dies eine Umschreibung der früheren antisemitischen Behauptung, daß die ganze deutsche Frauenwelt sich den Juden preisgebe. Früher, als die Antisemiten noch ungenierter waren, machte man das jüdische Geld verantwortlich für die Käuflichkeit der deutschen Frauen. Jetzt, da der Antisemitismus es liebt sich ein fadenscheiniges wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, zieht man es vor, von Hypnase, Suggestion, Schleier der Maja und sonstigem faulen Zauber zu sprechen.

Da laben wir uns doch den ollen ehrlichen Dreschgrafen, der seine kanfusen Reden nicht wissenschaftlich verbrämte, und nur roh, nicht direkt widerwärtig war. Aber es ist dies, wie wir schon wiederholt zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, die neueste antisemitische Richtung. Wotan und Maja und was der mißbrauchten Namen mehr sind!

Reformer, Deutschsoziale und Mittelständler.

Aus Friedberg in Hessen wird mehreren antisemitischen Blättern gemeldet: „Die diesjährige Hauptversammlung des Landesverbandes der Deutschen Reformpartei für Südwestdeutschland tagte am 21. d. Mts. hier. Auch die Landtagsabgeardneten Bär, Hirschel und Köhler waren erschienen. Der Bericht über die Tätigkeit in den letzten Jahren brachte van allen Seiten Beschwerden über die Vernachlässigung Hessens durch die deutsche Reformpartei. Der wichtigste Punkt der Tagesordnung war der Antrag Meyer-Frankfurt: „Der Landesverband der Deutschen Reformpartei für Südwestdeutschland möge seinen Austritt aus der Refarmpartei vollziehen und sich der Deutschsozialen Partei anschließen“. Nach ausführlicher Begründung äußern sich zu dem Antrage eine ganze Anzahl Herren, sämtlich in zustimmendem Sinne. Der Antrag wurde dann einstimmig angenommen. Damit scheidet der Landesverband für Südwestdeutschland aus der Deutschen Reformpartei aus und schließt sich der Deutschsozialen Partei an.“

Die in Frankfurt erscheinende „Deutsche Volkswacht“ glaubt diese Nachricht „berichtigen“ zu müssen, indem sie erklärt: „Einen hessischen Bauernbund gibts ja überhaupt nicht mehr, also kann derselbe auch keine eigenen Kandidaten aufstellen. In Friedberg hat eine Versammlung des bisher in Frankfurt bestandenen „Landesverbandes der deutschsozialen Partei“ stattgefunden, die sich allerdings auch mit Wahlfragen beschäftigt hat“.

Hierzu wird uns geschrieben:

„Die deutschsoziale Partei, die sich so gern Mittelstandspartei nennt, beschäftigt sich nicht nur mit den Wahlen, vielmehr, wie Herr Henningsen in einer am 22. Januar in Frankfurt abgehaltenen Versammlung ausdrücklich erklärte, ist sie eine politische Partei, die für ihre Sanderinteressen der Allgemeinheit Ausnahmegesetze aufhalsen möchte. Herr Henningsen, der Mittelstandssekretär, hat wohlweislich die Namen der Parteiabgeordneten nicht genannt, wenn er auch wiederhalt betonte, daß die „Vertreter der Mittelstandspartei energisch und rücksichtslos in den Parlamenten für ihre Forderungen eintreten werden.“ Er kennt jedenfalls sein Publikum und weiß, daß selbst der mittelständigste Antisemit es mit seinen jüdischen Kunden nicht verderben darf. Die ganze Parteikomödie ist — man weiß das — von den bauernbündlerischen Antisemiten inszeniert, nachdem ihnen das Fiaska ihrer Agrarbestrebungen auf dem Lande draht. Herr Henningsen erteilte vor seinem beifallsfreudigen Publikum den verschiedenen Parteien Zensuren. Die Liberalen sind zu verjudet, die Sozialdemokraten scheiden natürlich für die teutschen, königstreuen Männer ganz aus, und die Nationalliberalen könnten nur in Betracht kommen, wenn sie rückschrittliche, wirtschaftliche Farderungen auf Grund van Rassenerwägungen stellen würden. Die antisemitische Partei hat Herr Henningsen als vorsichtiger Mann nicht genannt. Eine begeistert aufgenammene Erklärung lautete: „Wir Mittelständler stehen fest und treu zur Regierung, aber nur dann, wenn die Regierung unsere Forderungen erfüllt“.

Die „Deutsche Reform“, das Organ der so schmählich behandelten „Bruder“-Partei faucht die Deutschsazialen wegen ihres unlauteren „Wettbewerbes“ ganz gehörig an; sie gibt nämlich zu dem Friedberger Beschlusse folgenden Kommentar:

„Da sich die Frankfurter Herren, so weit sie dem dortigen „Deutschen Verein“ angehören, schon seit längerer Zeit zur Partei des Herrn v. Liebermann rechnen, so war es etwas selbstverständliches, daß dieselben Herren in Friedberg dasselbe beschlossen, was sie s. Zt. in Frankfurt beschlossen hatten. Und da auch Herr Hirschel seit Jahren in einem Abhängigkeits-Verhältnis zum Bund der Landwirte steht, so ist damit nichts neues, sondern nur Klarheit geschaffen, und wir können dem deutschsozialen „Deutschen Blatt“ nur zustimmen, wenn es schreibt: „Die Bahn ist jetzt frei für eine gedeihliche Weiterentwickelung unserer Bewegung im Hessenlande.“ Jede beider Richtungen weiß nun, auf wen sie keine Rücksicht mehr zu nehmen hat. Und das kann gerade für die Reformpartei nur nützlich sein, der in diesem südlichen Teil Hessens nichts mehr geschadet hat als das Vorhandensein von untätigen und unzuverlässigen Platzhaltern. Denn wenn als Begründung des Antrags Meyer die Behauptung aufgestellt worden ist, die Reformpartei habe in Hessen-Nassau in den letzten Jahren überhaupt nicht die geringste Arbeit geleistet, so wird jeder ehrliche Kenner der Verhältnisse diesen Vorwurf als unwahr zurückweisen müssen. Abg. Bruhn ist zum Vortrag in Frankfurt gewesen, desgleichen noch jüngst im Marburger Wahlkreise. Der Vorsitzende der Reformpartei, Abg. Zimmermann hat wegen Abhaltung eines hessischen Parteitages sowie wegen Abhaltung eines allgemeinen Parteitages in Hessen wiederholt vor Jahr und Tag nach Frankfurt geschrieben, hat gedrängt, daß man an die Sache herangehe, ohne nur Antwort von den Frankfurter Vereinsmitgliedern zu erhalten. Abg. Böckler ist nach Rücksprache mit dem 2. Parteivorsitzenden am 25. März v. J. nach Frankfurt gefahren, hat dort den Vereinsvorsitzenden Herrn Laaß aufgesucht und mit einer Anzahl der bekanntesten Herren eine Besprechung gehabt, in der er sich erbot, falls erwünscht, im Arbeitsgebiete der Frankfurter Vorträge zu übernehmen. Die Herren Laaß und Genossen verhielten sich jedoch trotz persönlicher Liebenswürdigkeit so zugeknöpft, daß Abg. Böckler, wenn er etwas hätte tun wollen, es direkt gegen den Willen des „Verbandes für Südwestdeutschland“, in dem übrigens lebhaft über Arbeitsunlust der einzelnen hessischen Herren geklagt wurde, hätte tun müssen. Die Beschwerden über Untätigkeit fallen sonach auf diese selbst zurück. Besonders kurios aber ist das Verhalten der Herren Abgg. Köhler und Hirschel. Sie waren ja doch die Führer der dortigen Reformer. Warum haben sie denn nichts getan? Sie hätten ja rührig arbeiten können. Oder meinen sie, daß die Partei von außerhalb her für sie alles machen und bezahlen solle?! Gegen diese beiden, jetzt also deutschsozialen Abgeordneten treffen die Vorwürfe der Untätigkeit allerdings vollauf zu. Merkwürdigerweise beschweren sie sich auch, die Reformpartei sei vor den Wahlen 1903 viel zu spät gekommen! Herr Köhler war selbst Abgeordneter und Kandidat. Warum ist er denn nicht rechtzeitig gekommen? Und Herr Hirschel war Obmann für diesen Teil Hessens! Wem will er einen Vorwurf daraus machen, wenn „viel zu spät“ mit der Arbeit begonnen ist? Die „wackeren Vorkämpfer Hirschel und Köhler“, wie sie das „Deutsche Blatt“ jetzt nennt, sind sonach doch wohl selbst schuld, wenn um ihre Mandate nicht mit der nötigen Energie gekämpft worden ist. Ob sie unter deutschsozialer Flagge „wackerer“ kämpfen werden, muß doch erst abgewartet werden. Und so erfreulich es vom rein menschlichen Standpunkt auch ist, wenn sich Männer, deren frühere direkte Gegnerschaft so bekannt ist, wie die der Führer der Deutschsozialen und der Herren Hirschel und Köhler, nun als „wackere Vorkämpfer“ derselben Partei begrüßen, so können wir uns doch des Gedankens nicht erwehren, ob den Herren Hessen das Experiment gut bekommen wird. Uns fällt da die Geschichte ein von dem blinden Maulwurf, der den Igel in seinen Bau aufnahm, um dann die Erfahrung zu machen, daß neben seinem stachlichen Gast für ihn selbst kein Raum mehr im eigenen Hause blieb.“

In derselben Tonart liest die Magdeburger „*Sachsenschau*“ den hessischen unzuverlässigen Kantonisten Hirschel und Köhler die Leviten:

„Die *Schrittmacher des Bundes der Landwirte* welcher indirekt durch die Deutschsozialen festen Fuß zu fassen sucht, sind die früheren Führer der hessischen Reformer, die Abgg. Hirschel und Köhler, welche seit mehreren Jahren in das Lager des Bundes der Landwirte hinübergegangen sind und im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen führende Stellen bekleiden. Die armen hessischen Bauern haben natürlich keine Ahnung von den weitgehenden sozialpolitischen Gesetzen, mit denen die Deutschsozialen die freie Erwerbstätigkeit knebeln wollen. Und die Geschäftsleute in den Städten haben noch nicht bemerkt, wie der *Bund der Landwirte* durch sein ausgebreitetes Genossenschaftswesen die selbständigen *Gewerbebetreibenden an die Wand drückt* und wie die Deutschsozialen durch ihre Verstaatlichungspläne dem Zukunftsstaate vorarbeiten und alles freie Gewerbe ruinieren werden.“

Trotz der intimen Beziehungen, die zwischen der reaktionären Mittelstandsvereinigung und dem Bund der Landwirte bestehen, wollen jedoch die *Handwerker*, auch die zünftlerisch angehauchten, von dem Bunde nichts wissen. Der „*Deutsche Handwerker-Bund*“, Abteilung Hannover, erläßt durch seinen Provinzial-Vorsitzenden *Heinemann-Lüneburg* diese Erklärung:

Zur Abwehr.

„Nach den Berichten unserer Vertrauensmänner und Bezirksvorsitzenden bereist ein *Wanderredner des Bundes der Landwirte* mit Namen Anders augenblicklich die Provinz Hannover im Auftrage der Provinzialverwaltung des Bundes der Landwirte, Hannover. In den bisher stattgefundenen Versammlungen des Bundes der Landwirte erlaubte sich dieser Herr, ohne irgend welche Gründe und ohne von uns irgendwie angegriffen zu sein, den Deutschen Handwerker-Bund und die Führer desselben zu bekämpfen. Wir erklären hiermit, daß die Behauptungen dieses Herrn vollständig unwahre sind, daß der betreffende Herr entweder falsch unterrichtet ist oder wissentlich die Unwahrheit sagt. Wir bedauern das Auftreten dieses Herrn um so mehr, da unser bisheriges gutes Einvernehmen mit den hannoverschen Landwirten hierdurch gestört werden muß, und ersuchen die hannoverschen Handwerker, diesem Störenfried, wo er auftreten sollte, gebührend zu begegnen. Wir nehmen an, daß die Leitung des Bundes der Landwirte dem Treiben dieses Herrn fernsteht, können jedoch nicht umhin, unseren Freunden zu raten, bis zur völligen Klärung dieser Angelegenheit Beziehungen zu dieser Organisation zu vermeiden.“

Die mißlichen *finanziellen Verhältnisse* der *Mittelstandsvereinigung* werden übrigens durch antisemitische Blätter bestätigt, allerdings mit dem Beschwichtigungsversuch, daß auch durch den eventuellen Rücktritt des Herrn Küster von der Leitung des Vereins, der bekanntlich nach seiner eigenen Aussage dem Verein nicht unbeträchtliche Summen vorgestreckt hat, da die Ortsgruppen ihre Beiträge nicht ablieferten, die Existenz der Mittelstandsvereinigung nicht gefährdet sei. Es seien neuerdings inzwischen Schritte eingeleitet, die die *sofortige Deckung des Defizits* in der Kasse der Mittelstandsvereinigung verbürgen und es sei dann auch zu erwarten, daß Herr Küster, auf ausdrücklichen Wunsch der beteiligten Kreise, seinem Amte erhalten bleibt. — Abwarten!

In *Sachsen* ist die Vereinigung, da sich die dortige Reformpartei ihr gegenüber zuerst etwas spröde gezeigt hatte, jetzt vollständig *unter die konservativen Fittiche* genommen worden. Der Gehilfe des konservativen Parteiführers Mehnert, der bekannte Herr Fahrenbach, Redakteur der konservativen „Politischen Nachrichten“, wird als *Generalsekretär* der neubegründeten Geschäftsstelle die *Mittelstandsretterei en gros* betreiben.

Die Magdeburger antisemitische „Sachsenschau“, die bekanntlich dem ganzen „Mittelstandsklimbim“ ziemlich skeptisch gegenübersteht, bedauert es neuerdings, daß die „Staatsbürgerztg.“ „dem *Esel von Mittelstand* nicht zu Gemüte führt, daß er selbst durch seine *Dummheit, Faulheit und Gleichgiltigkeit* sich diese Behandlung (durch die Gesetzgebung. D. R.) redlich verdient. Wer dumm ist, erhält Prügel, und wer noch dazu faul ist, erhält die doppelte Ration. Das Schreien des Mittelstandes nach Staatshilfe ist *albern* und *töricht*.“

Wie gesagt, es ist kein liberales, sondern ein *antisemitisches* Blatt, das sich so despektierlich über die Mittelstandsbewegung ausspricht.

Wiener Brief.

V.

(Die loyalen Anarchistenfreunde. — Das Los der Landärzte. — Wien als Fremdenstadt.)

Wien, den 27. Januar 1906.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, vom Patrioten, vom kaisertreuen Bürger, das die antisemitische Presse anstimmt. Das „Gott erhalte“, die Kaiserhymne, ertönt in den christlichsozialen Versammlungen und die Herren Dr. Lueger, Geßmann und Liechtenstein spielen sich mit Vorliebe als die einzigen Oesterreicher auf. Man wäre fast versucht, den Patriotismus der Wiener Rathaus-, Landtags- und Reichsratsgrößen ernst zu nehmen, wenn nicht ab und zu die wahre Gesinnung der Edelsten und Besten des Habsburgerstaates enthüllt würde. War da unlängst eine Gerichtsverhandlung, die ein nettes Bild christlichsozialer Agitationsarbeit entrollte. Als Angeklagte hatten sich der berüchtigte „Unterrichtsminister“ von Niederösterreich, der Reichsratsabgeordnete und Landesausschuß Dr. Geßmann, sowie der Direktor des Wiener Magistrats Dr. Weiskirchner zu verantworten, die von dem ehemaligen Gewerbeinspektor Malek auf Zahlung eines Betrages von 1800 Kronen verklagt worden waren. Herr Malek, ein ziemlich konfuser Mensch, gab vor einem Jahre eine anarchistische Zeitschrift heraus, die den Titel: „Sozialdemokratischer Arbeiterbund“, führte, aber kurz: die „grünen Hefte“ genannt wurde. Zwischen dem Anarchisten und den Christlichsozialen bestand nun ein inniges politisches Geschäftsverhältnis, das in der Verhandlung vor dem Wiener Landesgerichte klar zu Tage trat. Herr Malek erzählte:

„Ich ging zu Dr. Lueger und berichtete ihm, daß ich ein Blatt herausgeben will, in dem ich den Terrorismus der Sozialdemokratie bekämpfen werde. Er fand die Idee, daß die Sozialdemokraten aus ihrem eigenen Lager, also Arbeiter durch Arbeiter bekämpft werden, vorzüglich. Ich sagte, daß ich das aber nur tun könne, wenn ich Geld dazu bekäme. Lueger versprach mir, daß ich Geld bekommen werde und wies mich an Dr. Geßmann als den Agitator und an Dr. Weiskirchner als den Kassierer der christlichsozialen Partei. Dr. Geßmann erklärte mir nun, als ich mein Programm entwickelte: „Da muß man *mehr* tun. Sie müssen sich mit den *Anarchisten* ins Einvernehmen setzen. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie allein ohne andere Thesen wird *nichts* nützen. Machen Sie sich mit dem *Anarchisten* Prisching in Graz bekannt.“ Dr. Geßmann wies mich an Dr. Weiskirchner, mit dem ich folgende Vereinbarung schloß: Solange das Blatt nicht 1000 zahlende Abonnenten hat, bekomme ich monatlich 300 Kronen. Dr. Lueger und Dr. Geßmann waren damit einverstanden. Ich war jeden dritten oder vierten Tag im Rathause und vor der Gemeinderatswahl in Floridsdorf (XXI. Bezirk) sagte mir Dr. Weiskirchner: „Von den nächsten Nummern müssen Sie zu Agitationszwecken 4000 bis 5000 Exemplare machen lassen. Ich werde die Schleifen im Wahlkataster herstellen lassen. Sie bekommen sie rechtzeitig zugestellt.“ Ein Gemeindediener hat mir dann die Schleifen gebracht. Dr. Weiskirchner sagte mir auch, ich solle den *Anarchisten* Harrich aus Urfahr herbringen.“ — Hier unterbrach der

Vorsitzende Landesgerichtsrat Dr. Liyeski den Kläger mit der Frage: „Glauben Sie denn, daß ein Anarchist für die Christlichsozialen agitieren wird?" — Darauf antwortete Malek: „Das nicht, aber er agitiert gegen die Sozialdemokraten und damit handelt er im Interesse der Christlichsozialen."

Der Gerichtshof wies die Klage des ehemaligen Gewerbeinspektors ab, da aus ihr nicht hervorging, daß Dr. Geßmann und Dr. Weiskirchner, die im Ganzen 400 Kr. für die „grünen Hefte" vorgeschossen hatten, eine rechtsbindende Verpflichtung eingegangen waren. Doch mit diesem Freispruch ist der Fall noch lange nicht abgetan. Man darf nicht vergessen, daß es sich nicht um gleichgiltige Personen, sondern um Männer handelt, die hohe Aemter bekleiden. Dr. Lueger hat als Bürgermeister von Wien eine ungeheuer einflußreiche Position. Dr. Weiskirchner ist der höchste städtische Beamte und Dr. Geßmann der Referent für das niederösterreichische Unterrichtswesen im Landesausschusse. Dazu kommt noch die ungebührliche Benutzung des — in Wien nicht öffentlich zugänglichen — Wahlkatasters für Parteizwecke und die Beschäftigung von kommunalen Hilfskräften. Allein die Antisemiten haben die Bevölkerung während ihres zehnjährigen Regimes an so starken Tabak gewöhnt, daß dieses gewiß sehr bezeichnende und empörende Vorkommnis ohne jede Gemütserregung hingenommen wurde.

Ein anderer Zwischenfall hat wieder die Sozialpolitik der Herren von Wien und Niederösterreich grell beleuchtet. Die niederösterreichischen Landgemeindenärzte haben für den 1. Februar mit dem Streik gedroht. Die elende Bezahlung und die unerhörte Behandlung durch den Landesausschuß Prälat Dr. Scheicher veranlaßte die Landgemeindenärzte zur öffentlichen Besprechung ihrer traurigen Lage. In einem an die niederösterreichische Stadthalterei, an die Landesämter und Gemeinden gerichteten Zirkulare wurden die unhaltbaren Verhältnisse folgendermaßen veranschaulicht: „Der niederösterreichische Landesausschuß zahlt 1) für die Impfung des Menschen und die dazugehörenden Schreibgeschäfte 20 Heller per Impfung, während der Tierarzt für die Impfung des Schweines 80 Heller (40 Heller von der Partei und 40 Heller vom Lande) bekommt; 2) für die ärztliche Untersuchung eines polizeilichen Schützlings 30 Heller, während der Friseur für das Haarschneiden eines Zigeuners 40 Heller erhält; 3) bei der Findlingsbehandlung entfallen nur 50 Heller für die Visite. In Steiermark aber wird dafür 1 Krone vergütet . . . Das Anzeigen der Infektionskrankheiten wird derzeit überhaupt nicht honoriert . . ."

Also die Eingabe. Man sieht daraus, wie die christlichsozialen Herren, denen die autonome Landesverwaltung Niederösterreichs überantwortet ist, mit graduierten Männern umspringen, mit Doktoren, die nach achtzehnjährigem Studium die Befähigung erlangt haben, den Menschen im Kampfe mit der Krankheit beizustehen. Fast möchte man glauben, daß die Antisemiten zwischen „Kräutlerin" und dem Mediziner wirklich keinen Unterschied zu machen wissen und daß die von Haß und Geringschätzung diktierten Reden der christlichsozialen Agitatoren gegen die Männer der medizinischen Wissenschaft nicht nur gewissenlose „Versammlungsschlager" sind, sondern der innersten Ueberzeugung der Bildungsfeinde entsprechen.

Herr Bielohlawek tut allerdings sehr entrüstet. In seinem Blatte: „Oesterreichische Volkspresse" geht er mit den Landärzten furchbar ins Gericht und bemüht sich darzutun, wie großartig die Landärzte gestellt seien. Ihr Einkommen setzt sich aus dem Ertrag der Privatpraxis, aus der Landessubvention, aus den Beiträgen der Gemeinden und aus den Zulagen zusammen, die sie als Bezirksarmenärzte empfangen. Durch recht umständliche Berechnungen findet nun die antisemitische „Oesterreichische Volkspresse", daß die 257 Landärzte an Landessubvention 200 000 und an Gemeindezulagen 150 000 Kronen erhalten. Mit den Beiträgen des Bezirksarmenrates beläuft sich der Verdienst des Arztes ohne die Erträgnisse der Privatpraxis auf 1,500 Kronen (!) jährlich. Man darf nun nicht vergessen, daß die Privatpraxis in den Landgemeinden außerordentlich wenig abwirft und daß nicht jeder Arzt alle Funktionen, die in den 1,500 Kronen inbegriffen sind, auszuüben Gelegenheit hat, um die Klagen ihrer vollen Berechtigung nach zu würdigen. Herr Bielohlawek jedoch, der ehemalige „Greisler", der sich heute eines glänzenden Einkommens erfreut, höhnt: „Sollten die Herren Landärzte bei aller Hochachtung vor ihrem Stande und ihrem Wirken die passive Resistenz (Streik) wirklich durchführen, so könnten ja deren Forderungen — bezüglich der im Zirkulare gewünschten Erhöhung des Impfgebührs usw. — erfüllt, dafür aber die Landessubventionen gestrichen werden". Der Witz ist gut. Doch warum sollte man nur das kärgliche Einkommen der Landärzte verringern, warum nicht auch die fetten Pfründen, die der Bücher haßende Gemeinderat Bielohlawek als „Schriftsteller", als Herausgeber der durch Riesenannoncen der Gemeinde Wien und der unter antisemitischer Leitung stehenden Institute unterstützten „Volkspresse" und als Landesausschuß bezieht. Herr Bielohlawek hätte wenigstens die Genugtuung, daß er viel weniger als achtzehn Jahre dem Studium gewidmet hat.

Seit der Herrschaft der Christlichsozialen verlor Wien als Fremdenstadt ungemein. Ueber diese bedauerliche Tatsache wurde in der letzten Zeit eine lebhafte Diskussion geführt, die durch einen Artikel des Münchener Klinikers Prof. Max Gruber in der „Neuen Freien Presse" angeregt worden war. Prof. Gruber meinte, der Wiener solle seine Vaterstadt im Auslande nicht so sehr herabsetzen, wie dies in den letzten Jahren geschehen sei, und die antisemitischen Blätter griffen diese Bemerkung gierig auf. Mir scheint, daß das Ausland die Verhältnisse in Wien in der Tat nicht ganz richtig auffaßt und daß vor allem falsche Schlüsse gezogen werden. Das ist sehr zu beklagen, denn unter der Abnahme des Fremdenstromes leidet nicht so sehr der kleine Mann, der „dumme Kerl von Wien", als die Geschäftsleute und Interessenkreise, die meistenteils dem Fortschritte ergeben sind. Gewiß, die Kaiserstadt hat viel an Gemütlichkeit, an dem Reiz heiterer Friedlichkeit verloren, aber der politisch-kulturelle Kampf tobt nicht mehr, wie in den Neunzigerjahren in allen Gassen. Man kann in Wien noch immer viel des Guten, des Schönen sehen und genießen, wenn man sich nicht gerade für die Fragen der Kommunalpolitik, der Landesverwaltung und des Parteilebens interessiert. Eine köstliche Anekdote läßt einen bekannten Wiener Theaterkritiker im Eisenbahncoupee mit einigen Ausländern zusammentreffen und die Frage aufwerfen, ob die Herrschaften schon in der Donaustadt waren. „Nein", lautet die Antwort. „Was sollen wir dort machen? Kein Theater, kein Kunststreben, nichts was zum Besuche reizen könnte." „Aber wer sagt Ihnen das", fragt der Wiener erstaunt. „Nun wir lesen es ja. Der Sp . . . schreibt es." — Der Sp . . . war aber niemand anderes als der neugierige Wiener Kritiker. Ich möchte nicht, daß man dieses Bonmot mißversteht. Wir Wiener müssen uns mit Händen und Füßen gegen die Versimpelung wehren, die alle Gebiete geistigen Schaffens ergriffen hat. Wir müssen auch mit aller Kraft gegen ein politisches System anstürmen, das die Verrohung und Verdummung der Massen fördert, das die Stadt der fröhlichen Geselligkeit mit Haß und Hader erfüllt. Darunter haben wir, die wir in der von Weihrauch geschwängerten dumpfen Atmosphäre jahrein, jahraus leben müssen, schwer zu leiden. Der fröhliche Durchzügler aber, der die Dinge nur an der Oberfläche kennen lernt, kann noch

immer genußreiche Stunden am Fuße des Wienerwaldes verleben, der, wie ein slavischer Dichter schrieb, die Fremden wie eine schöne Kokette anzieht und nach wenigem Genießen wieder losläßt. rm.

Aus dem antisemitischen Lager.

Max Bewer, der Bismarckbarde der Antisemiten, kokettiert mit den Gedanken einer deutschen Bartholomäusnacht gegen die Juden. Damit sei die „beste Abwehr" gegeben gegen ein Eindringen der jüdischen Umsturzbestrebungen aus Rußland. Der Gemütsmensch Bewer denkt sich die Sache folgendermaßen:

In Rußland schlägt man zu spät hier und da einige hundert Hebräer tot; man hat die giftigen Wühler zu spät erkannt. In Deutschland richte sich rechtzeitig die gesamte Front des Volkes gegen das revolutionäre Judentum. Wenn schon einmal Blut fließen soll, so ist es kulturell, sittlich und ästhetisch tausend Mal besser, daß einige tausend nichtswürdige Juden in die Luft fliegen, als ein einziger deutscher Fürst, Bürger oder Arbeiter, die sich über ihr soziales Glück ohne Juden leicht und einträchtig verständigen können. Wenn der Jude sieht, daß das Volk einmütig gegen ihn Stellung nimmt, wird er feige die brennende Revolutions-Lunte aus der Hand fallen lassen; darum schwört:

Russisch will man mit euch sprechen,
Deutsche seid auf eurer Hut!
Denn es waten schon die frechen
Juden tief in Rußlands Blut;
Aber eh ein Tropfen deutschen
Blutes unsre Erde tränkt,
Sei zuerst der Jude Singer
In die deutsche Luft gesprengt;
Eh' ein Fürstenschlaß der Erde
Auch bei uns wird gleichgemacht,
Schwört, daß erst die Synagoge
In die freien Lüfte kracht!

Es ist Zeit, daran zu erinnern, daß, als Bismarck zu Hans Blum sagte: „das richtige Wanzenmittel gegen die Juden sei noch nicht gefunden", ihm zugleich der fragende Gedanke durch das Haupt strich: „Bartholomäusnacht?" Er hielt diesen Ausgang einer Hebräernacht zwar nicht für wahrscheinlich, auch damals nicht für denkbar, aber es sind in der Weltgeschichte schon viele Dinge möglich, ja notwendig geworden, die man für ganz unwahrscheinlich hielt. Halten die Juden den ungeheueren Volksfrevel für möglich, wie in Rußland so auch in Deutschland die bürgerliche Gesellschaft in Schutt und Asche degraden zu können, so gebe Jeder, der es mit den Deutschen gut meint, gegen die freche Parole „Russisch reden" von Mund zu Mund die Gegenparole weiter „Mit den Juden deutsch reden!"

Herrn Bewer, der offenbar an Verfolgungswahn leidet, raten wir ernstlich mit einem Psychiater Rücksprache zu nehmen.

Im Wahlkreise Pyritz-Saatzig, dem Sitze des Reichstagsabgeordneten Kröſell, wird von den Konservativen und dem Bunde der Landwirte schon jetzt alles Mögliche aufgeboten, um den Wahlkreis, den bekanntlich der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Frhr. v. Wangenheim in jahrelangem Besitz gehabt, wieder zurückzuerobern. Die bisher gemäßigt liberale „Stargarder Ztg." ist in aller Stille von einem konservativen Konsortium aufgekauft worden und wird seit dem 1. Januar mählich in das konservative Fahrwasser übergeführt. An der Spitze dieses Konsortiums steht neben dem ersten Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, Herrn v. Wangenheim, auch der Landrat des Kreises, von Loos. Das neue Konsortium überschwemmt nun behufs Propaganda für das Blatt den Kreis mit Zirkularen, die neben den Unterschriften der beiden Genannten noch die von etwa einem halben Dutzend konservativer Notabler des Kreises trogen.

Von den anderen Herren hebt die „Deutsche Reform" als besonders interessant hervor Graf v. Schlieffen und Landrichter Hoffmann. Ersterer war zum bis 1. Oktober Landrat des Kreises Pyritz und wurde von den dortigen Konservativen als derjenige bezeichnet, der 1908 Kröſell verdrängen soll, während Landrichter Hoffmann wieder von anderer Seite als deutschsozial-konservativer Kompromißkandidat genannt wurde, zu dessen Gunsten Abg. Kröſell zum Abdanken gezwungen werden soll.

Das Organ Kröſells, der „Mittelstand", hatte vor einigen Tagen, wohl in der Hoffnung, daß inzwischen die Sache in Vergessenheit geraten sei, die bei den letzten Reichstagswahlen mit einigen sozialdemokratischen Vertrauensmännern getroffene Vereinbarung, der Kröſell einzig und allein seine Wahl verdankt, dreist und gottesfürchtig abgeleugnet. Nun meldet sich aber im „Pyritzer Kreisblatt" „ein einfacher Mann aus dem Mittelstande", der offenbar damals einen Blick hinter die Kulissen hat tun dürfen, und schreibt dem Blatt:

„Es haben sich seinerzeit die Sozialdemokraten öffentlich gerühmt, wenn sie nicht Herrn Kröſell in der Stichwahl gewählt hätten, dann wäre er nicht Reichstagsabgeordneter geworden, was mit mir wohl viele gehört und bezeugen können, und diesem Zeugnis, das allein wahr und stichhaltig ist, wird Herr Kröſell nicht, wie eine Katze um den heißen Brei gehend, sich widersetzen können, sondern als ehrenhaft und wahr denkender Mann zustimmen müssen. Tut er das nicht, dann werden sich viele, die ihn zum ersten Male gewählt haben, hüten, dies zum zweitenmal zu tun, dessen kann er sicher sein und sich gesagt sein lassen. Nur möge er sich in Zukunft hüten, in seinem Blatte Artikel erscheinen zu lassen, die den direkten Tatsachen widersprechen. Im übrigen bezeugen hiermit „Freunde" des Mittelstandes, daß der „Freund" des „Kreisblattes" recht und wahr gesprochen hat in bezug auf „Pyritzer Parteikomitee" bei der Stichwahl, und das ist und bleibt festgenagelt, wenn Herr Kröſell auch sich dagegen sträubt, was von ihm unrecht ist."

Die „Staatsbürgerztg." teilt an der Spitze ihres Blattes mit, daß Herr Hans Freytag, der noch dem Abgange von Bruhn Herausgeber der „Staatsbürgerztg." geworden war, jetzt aus dieser Stellung ausgeschieden ist. An seine Stelle tritt Herr Erich Kammer, der bereits längere Zeit Redakteur des Blattes gewesen ist. Ueber das vollständige Eingehen bezw. über die beabsichtigte Verschmelzung mit einer anderen Zeitung zum 1. April dieses Jahres äußert sich die „Staatsbürgerztg." nicht. Ihre Abonnenten wissen aber aus den ihnen häufig zugehenden Jammerbriefen schon genügend Bescheid über die finanzielle Lage ihres Organs.

Ueber den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, die Vereinigung der antisemitischen kaufmännischen Angestellten, hat kürzlich der Beirat für Arbeiterstatistik ein vernichtendes Urteil gesprochen.

Wie innerlich, hat der Beirat, der aus Vertretern des Bundesrats und des Reichstags besteht, vor einiger Zeit Erhebungen über die Lage der Kontorangestellten bewirkt, schriftlich und mündlich. Wie es bei solchen Vernehmungen naturgemäß stets der Fall ist, haben die Antworten auch der Angestellten verschieden gelautet; auch die deutschnationalen Handlungsgehilfen waren untereinander nicht durchweg einig über die an eine etwaige Gesetzgebung zu stellenden Anforderungen. Mit einer Naivetät, die ihresgleichen sucht, hat nun der deutschnationale Verband, um die Aufmerksamkeit von dem Zwiespalt in den eigenen Reihen abzulenken, seinerseits dem Beirat für Arbeiterstatistik Vorwürfe der schlimmsten Art gemacht, die dieser aber nicht stillschweigend hingenommen hat. Wie die „Kaufm. Rundschau" aus den Drucksachen des Beirats feststellte, hat der Geheimrat Dr. Fischer als Referent erklärt, der Deutschnationale Verband erhebe Anschuldigungen gegen den Beirat, die dessen Mitglieder verdächtige. Er werfe ihm Parteilichkeit und Unzuverlässigkeit vor; die Deutschnationalen hätten sogar die Berichte über die Verhandlungen, die durch stenographisch festgelegt und gedruckt worden seien, als Fälschung bezeichnet. Hiergegen legte Herr Fischer entschieden Verwahrung ein. Auch dagegen protestiert der

Referent, daß in den deutschnationalen Drucksachen von einer Vernehmung des „Juden Robinow aus Hamburg“ gesprachen werde. Der Verband sei dazu nicht im geringsten berechtigt. Man sei dach nicht im Mittelalter und auch nicht in Rußland, daß nicht der Jude ebenso viel gelte, als der Christ. Geheimrat Fischer wies alsdann auf die Tonart hin, in der die „Deutsche Handelswacht“, das Organ des Deutschnationalen Verbandes, gehalten sei und bemerkte, man finde in dieser Zeitschrift überall, in einer jeden Nummer, die Bekämpfung der anders denkenden und das Herabsetzen anderer kaufmännischer Vereine. Verdächtigungen aufzubringen, scheinen das Prinzip und der Ton dieser Zeitschrift zu sein, die jetzt einmal mit dem Beirat anzubinden suche. Schließlich schlug Herr Fischer var, über die in ganz ungehöriger Form gemachten Ausstellungen der Deutschnationalen zur Tagesardnung überzugeben.

Ebenso äußerte sich Geh. Oberregierungsrat Neumann aus dem preußischen Ministerium des Innern, der feststellte, daß die Behauptung der „Handelswacht“ vam 1. August 1905, daß dem Vertreter des Verbandes „die freie Meinungsäußerung nach allen Regeln der Kunst beschnitten worden sei, andere Herren kannten dagegen vorbringen, was ihnen gerade einfiel,“ direkt „der Wahrheit widerspreche.“

Aehnlich wie dieser Redner äußerten sich auch die andern Mitglieder des Beirats. Insbesandere herrschte nur eine verurteilende Stimme über die Haltung der „Deutschen Handelswacht“, des Organs der Deutschnationalen. Der württembergische Staatsrat v. Schicker beispielsweise meinte, er könne nur den Verband bedauern, der ein salches Organ habe, und er könne ferner nur bedauern, daß der Verband sich salchen Wortführer erkoren habe. Er verzichte auf die Hochachtung und Sympathie van Leuten, die sich nicht entblöden, den Mitgliedern des Beirats solche Unterstellungen zu machen, wie es geschehen sei; damit sei für ihn die Sache erledigt. Abg. Schmidt-Elberfeld erkärte: Es sei widerwärtig, zu lesen, mit welcher Selbstgefälligkeit dieser Verband in seiner Zeitschrift sich selbst labe, wie er alles darauf zuschneide, zu zeigen, daß nur sein Verein der wahre Kenner von sazialpalitischen Dingen wäre, während alles andere Urteil durch Unkenntnis ader Bäswilligkeit diktiert werde. Es hieße zu viel Ehre erweisen, wenn man sich mit diesen Dingen nach weiter befassen würde. Selbst Abg. Hitze verwahrte sich gegen die Anschauung, als ob er die Art der Agitatian des Verbandes und seines Organs in Schutz nehmen wolle. Er habe nur gewisse Verdienste des Verbandes anerkennen wollen, dagegen verurteile er die gegen den Beirat gerichteten Angriffe ebenso scharf wie die übrigen Mitglieder. Der Beirat solle zum Zeichen, wie er die Angriffe einschätze, hierüber schlechthin zur Tagesardnung übergehen. Der Vorsitzende stellt darauf fest, daß der entsprechende Antrag einstimmig angenammen wurde.

Mit Recht fragt die „Kaufmännische Rundschau“, ob der Deutschnationale Verband, der var einiger Zeit ein Flugblatt mit der Ueberschrift „Wie urteilt die Oeffentlichkeit über den Deutschnatiaualen Handlungsgehilfenverband?“ verbreitet hat, nun auch das Urteil der Mitglieder des Beirats der Oeffentlichkeit zur Kenntnis bringen wird.

Antisemitische Gelehrsamkeit. Im Reichstag sprach kürzlich der antisemitische Abgeordnete Raab über die Steigerung der Bodenpreise. Er meinte dabei, der Reichskanzler habe sich auch auf ein Buch des Professors Cohen berufen. Auf den berichtigenden Zuruf: Cohn! antwartete er: „Im Stenogramm steht Cohen. Es ist aber ganz gleich, es kammt auf dieselbe Rasse hinaus.“ (Gelächter.) — Warum soll auch ein antisemitischer Abgeardneter, der über wirtschaftliche Fragen spricht, wissen, wie ein so bekannter deutscher Professor der Valkswirtschaftslehre heißt.

Vermischtes.

Mit Bezug auf den Artikel „Juristen erster bis dritter Klasse“ wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben, daß der dart erwähnte Vorfall in Hildesheim sich nicht in der Aera Schönstedt ereignet hat. Präsident des Oberlandesgerichts Celle war damals der mittlerweile verstorbene Herr Bardeleben. Minister war Herr Schelling.

Antisemitisches Restaurant. Das „Berliner Tageblatt“ hat falgende Zuschrift erhalten:

Auf einer Studienreise durch Ost- und Westpreußen besuchte ich vor einiger Zeit auch Danzig. Nach Beendigung eines längeren Spazierganges kehrte ich eines Abends in das am Holzmarkt gelegene Restaurant „Bieberstein“ ein, welches durch ein schon von weitem sichtbares Schild meine Aufmerksamkeit erregte. Nachdem ich mich meines Ueberziehers, Hutes und Schirmes entledigt hatte, nahm ich an einem unbesetzten Tische Platz. Bald erschien ein Kellner, der mir ohne jeden Auftrag die „Staatsbürgerztg.“ brachte und auf meinen Wunsch, mir ein Glas Bier zu bringen, antwortete, ich befände mich in einem antisemitischen Restaurant, in welchem Juden — für einen solchen hielt er mich — nichts verabreicht erhielten. Ich ließ mir den Wirt kommen, einen Mann, den ich eher für einen Viehhändler als für einen Gastwirt gehalten, und fragte ihn, ob das Verhalten des Kellners von ihm veranlaßt sei. Er bestätigte dies. Ich erklärte ihm, daß ich die weiteren Schritte gegen ihn unternehmen würde, und verließ dies Antisemitenlokal, auf dessen Wirt die Antisemiten stolz sein können.

Da ich am nächsten Morgen abreisen mußte und erst nach längerer Zeit in meine Heimat zurückkehre, konnte ich einstweilen weitere Schritte wegen dieser unverschämten Beleidigung nicht unternehmen. Vielleicht bewirkt aber die Bekanntgabe des Vorfalles, daß sich die zuständigen Behörden in Danzig im Interesse des guten Rufes der Stadt der Angelegenheit annehmen. Was mir begegnet ist, kann ja jedem Bürger Danzigs begegnen, konnte zum Beispiel auch englischen Offizieren, die in Zivil gehen, begegnet sein, obwohl, wie mir gesagt wurde, die Danziger das antisemitische Lokal kennen. Sollten nicht die Antisemiten mindestens wünschen, daß an dem Hause ein großes Schild angebracht wird:

Antisemitisches Restaurant
von
August Bieberstein,
Antisemit und Gastwirt in Danzig,
6 Holzmarkt 6.

Dann weiß jeder Fremde und Einheimische, von welcher Art das Restaurant ist, und wird sich keiner Unverschämtheit des Wirtes auszusetzen haben, mit dem vor Gericht sich auseinanderzusetzen, nicht jedermann Zeit und Neigung hat. Vielleicht nehmen namentlich die Danziger und andere größere Zeitungen von obigem Notiz und helfen den Antisemiten in Danzig ihr Ziel erreichen. Daß übrigens Herr August Bieberstein ein Urarier ist, kann nicht bezweifelt werden. Daß man aber als anständiger Mensch im 20. Jahrhundert aus einem größeren Restaurant einer Großstadt des Deutschen Reiches hinausgewiesen werden könne, wenn man nach Ansicht des Wirts ein Jude ist, hätte ich mir nicht träumen lassen.

William Wood, Dr. phil., London.

Die Juden in Rumänien. Jüngst war von der Ausweisung von „Wucherern“ aus Rumänien berichtet worden. Diese an sich einfache Natiz, die dem flüchtigen Leser keine größere Bedeutung zu besitzen schien, ist indessen für den Kenner rumänischer Verhältnisse von großer Wichtigkeit. Dem „Berl. Tagebl.“ wird nämlich hierzu aus Rumänien geschrieben:

Vor einigen Jahren hat der rumänische Kassationshof entschieden, daß die rumänischen Juden, das heißt diejenigen, die rumänische Untertanen sind, aus Rumänien nicht ausgewiesen werden können. Diese Entscheidung, die

das Los einer Viertelmillion Menschen bestimmte, war unbedingt notwendig, da bis dahin die Regierung jeden rumänischen Juden, welcher ihr oder ihren Anhängern nicht paßte, ohne den geringsten Grund ausgewiesen hat. Nun hat die jetzige Regierung auf Drängen mehrerer ihrer Parteimitglieder, welche die hohen Schulden ihrer Herren Söhne nicht bezahlen wollten, acht jüdische Bankiers, die rumänische Untertanen sind, trotz der obigen Entscheidung des Kassationshofes aus Rumänien ausgewiesen. Als Grund der Ausweisung wird von der Regierung „Wucher" angegeben. Es gibt aber bis jetzt in Rumänien kein Wuchergesetz; ein solches wird von der Regierung zurzeit erst vorbereitet und wird erst im Laufe dieses Jahres zur Beratung im Parlament gelangen. Der Grund, den die Regierung angibt, ist also ein ungesetzlicher. Ja die Regierung würde, auch wenn das Wuchergesetz in Kraft getreten wäre, einen rumänischen Untertanen nicht ausweisen können, da das geplante Wuchergesetz nicht von Ausweisung spricht. Die Regierung hat durch diese willkürlich erlassene Verfügung einen Präzedenzfall geschaffen, der die rumänischen Juden ungeheuer schwer trifft, da sie jetzt wieder kraft des von der Regierung verfügten Erlasses ausgewiesen werden können. Das führt aber in die Zeit zurück, wo die rumänischen Juden zu Fuß aus Rumänien auswandern mußten, was die Entrüstung des ganzen Auslandes gegen die rumänische Regierung hervorrief. Zieht man in Betracht, daß bei der Unmöglichkeit, andere Berufe als den kaufmännischen auszuüben, die Juden nunmehr jederzeit unter dem Vorwande des Wuchers ausgewiesen werden können, so erscheint der statuierte Fall als ein erneuter Vorstoß zur Entrechtung der rumänischen Juden, die, nebenbei gesagt, absolut keine Rechte haben.

Eine Erinnerung!

[Nachdruck verboten.]

„Sie kaufen bei Goldberg? Hab' ich wirklich recht gehört?"

„Aber natürlich. Warum auch nicht? Goldberg ist ein durchaus solides Geschäft; ich werde da stets gut bedient — also. — "

„Ja, aber man kauft doch nicht bei Juden, wenn man's vermeiden kann. Ich kaufe nur in christlichen Läden. Mein Mann — na, da könnt' ich ankommen, wenn ich ein jüdisches Geschäft beträte ohne Not."

Ach so, deshalb! Nun war die Entrüstung der Frau Oberpfarrer, die ich erst garnicht begreifen konnte, erklärt. Ich war eben immer noch nicht an das Boykottieren jüdischer Geschäfte gewöhnt. Zu „meiner Zeit", wie man die Zeit der eigenen Jugend so gern nennt, blühte der Antisemitismus noch nicht. In meiner kleinen Heimatstadt lebten damals Juden und Christen in friedlicher Eintracht neben- und miteinander. In unserer höheren Privat-Töchterschule waren die meisten sehr strebsamen, begabten Judenmädchen genau so gut angeschrieben, als wir Christenkinder. Weder Lehrer noch Mitschülerinnen kannten einen Unterschied und gar gern ließen wir uns „Matzen" mit einem anderes Gebäck, dessen Namen mir entfallen, eine Art mit Mohn bestreuter Kuchen von den Töchtern jüdischer Familien mitbringen und verspeisten diese Speisen mit bestem Appetit. Im geselligen Verkehr der gebildeten Kreise fragte man nicht nach dem Bekenntnis, sondern eben nur nach dem Bildungsgrad. Zur „Gesellschaft" gehörten verschiedene Judenfamilien, die zur Bildung des Verkehrs wesentlich beitrugen. Es ergaben sich aus diesem Zustand keinerlei Schwierigkeiten.

Meine Mutter kaufte alle Schnittwaren in einem jüdischen Geschäft, dessen Besitzer, drei Brüder, hochachtbare Männer waren, die nur ihren Vorteil nicht genügend verstanden. Sie kamen nicht in die Höhe, vielleicht auch, weil für drei Familien der Gewinn zu gering war. Es ging abwärts, und zuletzt blieb der Rest des Geschäfts in der Hand des einen Bruders, der es im Kleinen weiter betrieb und dabei mit Mustern und Stoffen aufs Land ging. Vor diesem Juden mit dem schönen ernsten Gesicht, dem dunklen Bart und den melancholischen Augen, aus denen doch so viel Güte sprach, hatte ich stets großen Respekt. Er erschien mir mit seinem Apostelkopf wie die Verkörperung der Jünger Jesu. Sein ganzes Wesen atmete nur unendliche Milde, und in seiner Ausdrucksweise lag etwas Feines, Gewinnendes und Würdiges. Noch heute denke ich gern an ihn.

Ein furchtbares inneres Leiden packte ihn, als er noch in den besten Mannesjahren stand. Unter entsetzlichen Schmerzen und Qualen zwang er sich doch noch zur Arbeit, um möglichst für seine Familie zu sorgen, da er wußte, er würde es nicht mehr lange können. Unvergeßlich ist's mir, wie der Aermste, während ihm vor Schmerzen die Zähne aufeinanderschlugen und er bisweilen ein leises Wimmern nicht zu unterdrücken vermochte, mit gewaltsamer Beherrschung noch seine Kunden im Laden bediente. Ein Märtyrer wahrlich!! Als er noch seine Landgänge machte, brachte er mir einmal Grüße aus einem befreundeten Pfarrhaus, und dabei leuchteten seine ernsten Augen auf. „Ich war vor ein paar Tagen dort", so berichtete er mir, „und habe wieder einmal die Güte der Frau Pfarrer erfahren. Das ist eine Frau! In dem Haus ist man aufgenommen, wie ein geehrter Gast, nicht wie ein hausierender Jude. Das tut einem so wohl! Chokolade kocht mir die Frau Pfarrer und an den warmen Ofen schiebt sie mir einen Stuhl, und dann setzt sie sich zu mir und fragt nach meiner Frau und nach den Kindern, als wär' ich ihresgleichen. Und wenn der Herr Pfarrer dazukommt, so hat er auch immer ein freundliches Wort für mich und unterhält sich gern mit mir über Handel und Wandel. Aus dem Haus geh' ich jedes mal mit dankbarem Herzen, auch wenn ich nicht hab' gemacht ein Geschäft."

Warum ich diese kleine Episode hier erzähle? Nun, ich meine, es kann nicht schaden, die Erinnerung an eine Zeit aufzufrischen, da man in christlichen Pfarrhäusern noch eine Gesinnung fand, wie sie der Handelsjude mir schilderte, fern von Unduldsamkeit gegen das Judentum, fern vom Rassenhaß. Das war echter Christengeist, reines Menschentum!

Ob es auch heute noch da und dort solche Pfarrhäuser gibt?

B. R.

Briefkasten.

Dr. K. in Frankfurt a. M. Besten Dank, aber für diese Nr. zu spät.

Der heutigen Nummer der „Mitteilungen" ist das Sach- und Ortsregister für 1905 beigelegt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 6. | Berlin, 7. Februar 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14,** und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Genott, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Das Judentum in der russischen Revolution.

Motto: „Hört Ihr Leute die Geschicht' . ."

Alle Welt war, wie man weiß, ungemein überrascht von der Wucht, mit welcher die russische Revolution aufgetreten ist und von den furchtbaren Verheerungen, die sie im ganzen Ri senreiche angerichtet hat. Man wird weniger überrascht sein, wenn man jetzt erfährt, daß sie sehr, sehr lange schon vorbereitet worden ist, und zwar von einem in der Weltgeschichte als außerordentlich klug bekannten Manne, nämlich von keinem Geringeren als von dem jüdischen Könige Salomo, ausgerechnet im Jahre 929 ante Christum natum.

Wir würden uns an unseren Lesern in unverzeihlicher Weise versündigen, die doch in diesen ernsten Zeiten das Bedürfnis nach Aufheiterung gar sehr empfinden, wenn wir ihnen auch nur ein Wörtchen von der Enthüllung vorenthielten, die in der „Deutschen Hochwacht" vom 4. Februar zu lesen ist.

Schreibt die „Deutsche Hochwacht":

„In der Petersburger Gesellschaft kursiert die Broschüre eines anonymen Freundes: „Die Wurzel unseres Unglückes". Der Autor des Buches ist auf irgendwelche rätselhafte Art in die tiefsten Geheimnisse des jüdischen Freimaurertums eingedrungen und hat es fertig gebracht, mit einem Teile der geheimsten Protokolle dieser Organisation bekannt zu werden. Eine opferfreudige Dame hat sogar das Haupt dieser Freimaurer geheiratet und von ihm die Protokolle zum Durchlesen herausgelockt. Es erweist sich, daß der Plan, der jetzt von den jüdischen Freimaurern zur Ausführung gebracht wird, im Jahre 929 v. Chr. von Salomo entworfen worden ist. Salomo war ein Prophet. Er hat die politischen Ereignisse in Rußland und die Unbequemlichkeiten der Ansiedlungszone für die jüdische Bevölkerung vorausgesehen. Die Zwecke der Freimaurergesellschaft sind anschaulich durch die Bewegungen einer symbolischen Schlange dargestellt, welche, die Menschen auffressend, aus einem Lande ins andere kriecht. Der Kopf der Schlange war Anno 429 v. Chr. in Griechenland, Anno 69 v. Chr. in Rom, im XVI. Jahrhundert in Madrid, 1700 in Paris, 1814 in London, 1871 in Berlin (wohl bis zur Berliner Bewegung) und ist jetzt seit 1880 in St. Petersburg. Die Aufgabe der Schlange ist die, die Staaten durch „Liberalismus" und wirtschaftlichen Ruin zu untergraben, und ihr weiterer Weg führt sie nach Moskau, Kiew, Odessa, Konstantinopel und zurück nach Jerusalem. (Ach wenn sie doch erst dort wäre! D. Schr.) Wenn der Kopf der Schlange bis zu Zion herangekrochen sein wird, wird das jüdische Königreich hergestellt werden und der König der Juden sich die ganze Welt unterwerfen. Die Rothschilds werden bekanntlich nicht die Könige der Juden sein, weil sie lieber die Juden der Könige sind; immerhin ist von letzteren zu ersteren nur ein Schritt. Das Buch ist nicht in Kapitel, sondern in „Protokolle" eingeteilt. Jedes Kapitel führt den Titel „Noch ein Protokoll" und in allen diesen Protokollen wird mit wollüstiger Schadenfreude nachgewiesen, wie mächtig die Juden sind und wie viel Schaden sie zu stiften vermochten. In einem Protokolle heißt es, daß die Moral nicht anzuerkennen ist. Im nächsten, daß alles Unmoralische in der Welt mit Stolz den Verfassern der Protokolle zuzuschreiben ist: Wir haben Könige gerichtet, wir haben die Gesellschaft demoralisiert, wir haben dieses oder jenes Volk ruiniert, wir haben die europäischen Staaten in verderbliche Kriege hereingezogen usw., wir haben das auserwählte Volk für die jahrhundertelange Unterdrückung gerächt und werden wieder das stolze Zionvolk sein.

Die Sache sieht wie eine „plumpe Satire auf das jüdische Freimaurertum" aus. Als hätte der anonyme „Entdecker" der Protokolle sich mit der Leichtgläubigkeit der Gesellschaft einen Scherz geleistet. Dem ist aber — nicht so. Die „Protokolle" existieren. Und wir freuen uns, sie kennen gelernt zu haben".

Wir auch, und wir können der „Deutschen Hochwacht" nur bestätigen, daß die Protokolle existieren, nämlich in der erwähnten Broschüre.

Da die Sache nun doch einmal bekannt ist, stehen wir nicht an, die Enthüllung zu ergänzen.

Man erinnert sich, daß ein Mann, „der dem ersten Reichskanzler sehr nahe stand", in der „Kreuzztg." erzählte, daß Fürst Bismarck schon in den achtziger Jahren, „was über Rußland jetzt gekommen ist, als unvermeidlich angesehen hat". Es hieße nun den Fürsten Bismarck gewaltig überschätzen, wenn man annehmen wollte, er sei zu dieser Ansicht nur aus staatsmännischer Ueberlegung gekommen. Vielmehr war er in „das tiefste jüdische Geheimnis" eingeweiht worden, und zwar von Herrn von Bleichröder.

„Mein lieber Bismarck, sagte dieser eines schönen Abends zu ihm, Sie sind ja ein verhältnismäßig ganz gescheiter Kopf, so werden Sie die Vorteile meines Vorschlages einsehen. Selbstverständlich, mein lieber Bismarck, Diskretion Ehrensache."

„Ganz gewiß, Herr von Bleichröder, mein sehr verehrter Gönner".

„Also hören Sie. Das Deutsche Reich, mit dessen Gründung Sie sich so abgerackert haben, wird ja doch keinen Bestand haben. Nur das Judentum ist ewig, ist allmächtig. Wenn wir uns aus verschiedenen Ländern haben hinaustreiben lassen, dulden, daß man uns in den meisten Ländern en canaille behandelt, so liegt das in unserem Plane. Wir müssen uns erniedrigen lassen, damit wir um so sicherer erhöht werden. Also in Anbetracht, daß Sie ein leiblich

verständiges Menschenkind sind und mir manches gute Geschäft zugewiesen haben, will ich Ihnen garantieren, daß Ihre Nachkommen im jüdischen Reiche, das bald errichtet werden wird, — wir sind schon von Griechenland über Rom, Madrid, Paris, London, Berlin nach Petersburg vorgedrungen und haben also nur noch die lumpigen Stationen Moskau, Odessa, Kiew, Konstantinopel zurückzulegen, um unseren Einzug in Jerusalem zu halten — hier seufzte Herr v. Bleichröder: „ach, wenn wir doch erst dort wären" — Anstellungen mindestens als Zollbeamte, oder an der Börse, auch im Tempel aber, wenn sie es vorziehen, als Botschafter erhalten sollen, wofür Sie sich verpflichten, daß in Deutschland mindestens drei Staatssekretäre, fünf preußische Minister, zwei Feldmarschälle, sieben Generale und 7000 Leutnants Juden sein müssen. Sollten so viele jüdische Anwärter nicht vorhanden sein, dann verpflichten Sie sich die fehlende Anzahl aus dem Auslande zu importieren oder die entsprechende Anzahl Germanen zum Uebertritt zum Judentum zu veranlassen.

Fürst Bismarck, Realpolitiker wie er war, erkannte alsbald die außerordentlichen Vorteile dieses Abkommens für sein Haus und schlug ein. Hierauf weihte Herr v. Bleichröder den Fürsten Bismarck in „das tiefste jüdische Geheimnis" ein, wobei es dem Fürsten, der ja nicht mehr der Jüngste war, bald kalt, bald heiß überlief.

Aus dem Pakte ist aber nichts geworden. Die Hofkamarilla und die Militärpartei setzten alle Hebel in Bewegung, um Bismarck einen Strich durch die Rechnung zu machen. Um das Mißtrauen, das seitdem gegen ihn von Tag zu Tag zunahm und schließlich, wie bekannt, in seinem Sturze gipfelte, zu entkräften, gab sich Fürst Bismarck antisemitische Allüren, und sprach sogar von einer „Bartholomäusnacht gegen die Juden" zu einem Schwätzer in der sicheren Erwartung, daß dieser es ausplaudern werde und die Antisemiten für ihn, Bismarck, eintreten werden.

Neben dieser, so zu sagen, aufs Ganze gehenden jüdischen Kabale gab es noch massenhafte andere, doch wollen wir nur eine noch enthüllen. Die heimtückischen Juden ließen den Freiherrn von Hammerstein von dem besten Pistolenschützen in Europa unterrichten, um durch ihn den halben deutschen Adel in Duellen über den Haufen schießen zu lassen. Der Plan wäre auch geglückt, wenn auch im Zivilverhältnis der Duellzwang herrschte. Das war aber nicht der Fall, und daran scheiterte auch diese nichtswürdige Kabale. Aus Aerger darüber schickten sie ihm eine jüdische Sirene auf den Hals, die denn auch wirklich seinen Untergang herbeiführte. Wenn sogar das Haupt der jüdischen Freimaurer sich von einer Delilah zu einer Ehe einfangen läßt, was Wunder, daß ein biederer deutscher Edelmann einer jüdischen Sirene ins Garn ging und sich zu einem nur illegitimen Verhältnis verleiten ließ!

Aus all dem ersieht man die furchtbare Macht und die weit ausschauenden Pläne der Juden. Nicht weniger als 2634 Jahre arbeiteten die jüdischen Wühler an den Vorbereitungen zur russischen Revolution!!

Der Justizminister Beseler und die Vereinigungen antisemitischer Referendare.

Aus Anlaß des bekannten Breslauer Falles war in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses der neue Justizminister interpelliert worden, wie er sich der Gründung von Referendar-Vereinigungen gegenüberstelle, die die Aufnahme von Juden grundsätzlich ablehnen. Die Antwort, die der Minister hierauf gab, war in der Presse zunächst unvollständig wiedergegeben. Danach sollte Herr Beseler dem Interpellanten kühl bedeutet haben, „daß er mit Rücksicht darauf, daß jeder Beamte sich seinen Umgang selbst wählen könne", nicht in der Lage sei, einzuschreiten. Die antisemitische Presse triumphierte: „Bravo! Das ist mannhaft gesprochen", jubelte die „Deutsche Hochwacht". Das superkluge Hamburger „Deutsche Blatt" betrachtet jeden als einen Dummkopf erster Klasse, der etwa eine andere Antwort erwartet hatte:

„Etwas anderes konnte man auch von vornherein nicht annehmen. Was brauchten die Juden ihren langen Rüssel auch in eine Angelegenheit zu stecken, die in einem geschlossenen Kreise sich abspielte?"

Die „Neue Bayerische Landesztg." hatte flugs die kühne Schlußfolgerung gezogen:

„Danach war die kürzlich von den jüdischen Blättern gebrachte Meldung über die Maßregelung antisemitischer Referendare und Richter in Breslau der Ausfluß eines talmudischen Wunsches".

Die übrige Presse verhielt sich zunächst reserviert, und mit vollem Recht, da es auf der Hand lag, daß die Antwort nur unvollständig wiedergegeben sein konnte. Gleichzeitig veröffentlichte die Presse folgendes Telegramm aus Breslau:

„Wegen des antisemitischen Festliedes, das im Verein christlicher Referendare gesungen worden war, erkannte das Disziplinar-Gericht gegen den Verfasser, Landgerichtsrat Hoffmann, auf Verweis. Im Aufsichtswege sind auch die Mitglieder des Vereins-Vorstandes durch den Oberlandesgerichts-Präsidenten Vierhaus mit Verweis bestraft worden".

Zwei Tage später wurde denn auch der Inhalt der Interpellation und die darauf erfolgte Antwort des Justizministers von einem parlamentarischen Korrespondenzbureau in folgender erweiterter Fassung wiedergegeben:

„Dem betreffenden freisinnigen Abgeordneten gab der bekannte Breslauer Fall die Anregung dazu, die Verhältnisse in verschiedenen größeren und mittleren Städten zur Sprache zu bringen. Er führte an, daß in derartigen Städten Vereine oder auch nur lose Vereinigungen existieren, die teilweise vermöge ausdrücklicher Statutenbestimmungen den Ausschluß jüdischer Referendare bedingen, daß ferner teilweise durch stillschweigende Uebereinkunft oder Tradition derselbe Effekt erreicht wird, in einigen Fällen auch durch Bestimmungen, daß Einstimmigkeit zur Aufnahme notwendig ist, die Aufnahme jüdischer Referendare als ausgeschlossen gilt. Hieran schloß der freisinnige Abgeordnete die Anfrage, ob der Minister geneigt sei, in dieser Beziehung nähere Recherchen anzustellen und, wenn die Tatsachen richtig seien, gegen diese Ungebührlichkeiten einzuschreiten. Er verwies dabei darauf, daß es ja zweifelhaft sein könnte, ob der Minister in der Lage sei, Vorschriften über gesellschaftliche Zusammensetzungen oder den Verkehr der Referendare untereinander zu treffen, daß es ferner nicht anfechtbar sei, wenn in einzelnen Fällen mißliebige Personen gesellschaftlich ausgeschlossen würden, daß es aber nicht angängig ist, ganze Klassen von Referendaren nur wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft zu boykottieren. Der Minister ging näher auf den Breslauer Fall ein, indem er erklärte, er habe Gelegenheit genommen, die Disziplinaruntersuchung zu veranlassen; sie sei auch eingeleitet und habe seines Wissens bereits zu einem erstinstanzlichen Urteil geführt. Er werde auch in jedem einzelnen Falle, der ihm dazu Veranlassung gebe, einschreiten; er sei aber nicht in der Lage, im allgemeinen Untersuchungen anzustellen und die Referendare in der Wahl ihres Umganges zu beschränken."

Das klang schon anders, wenn auch die jüdischen Justizanwärter auf Grund dieser Erklärung des Justizministers noch keineswegs, wie die antisemitische Presse behauptet, Jubelhymnen anzustimmen berechtigt gewesen wären. Immerhin waren Blätter vom Schlage der

„Staatsbürgerztg.“ und die „Deutsche Ztg.“, die eben noch Herrn Beseler wegen seiner „korrekten“ Haltung belobt hatten, mit einem Male tief beunruhigt. Sie „bedauerten“ diesen Ausgang „lebhaft“. Es sei neu, „daß ein preußischer Minister es für seine Aufgabe hält, in dieser Weise einer Parteiauffassung zuliebe in das gesellschaftliche Leben und die privaten Neigungen seiner Beamten einzugreifen. Das stimme schlecht mit der Erklärung im Abgeordnetenhause. In die Privatsphäre des Beamten solle der Vorgesetzte nicht eingreifen, soweit die Achtung und Würde des Standes, dem der betreffende angehört, nicht verletzt wird. Jüdische Sonderwünsche dürfen für die Dienstbehörde nicht bestimmend sein“. — Wie weit der Justizminister gerade solchen persönlichen Eingriffen abhold ist, wird später noch erörtert werden.

Etwas vorsichtiger war die Kritik der „Kreuzztg.“, die hierzu bemerkte:

„Ein Boykott jüdischer Referendare im amtlichen und halbamtlichen Verkehr kann selbstverständlich von der vorgesetzten Behörde nicht geduldet werden, weil er den Dienst schädigen würde. Ueberall wo jüdische richterliche Beamte mit christlichen Amtsgenossen in amtlicher Eigenschaft verkehren, also auch in dem halbdienstlichen gesellschaftlichen Verkehr bei den Vorgesetzten, haben sie allen Anspruch auf die ihrem Amte gebührende Achtung und Höflichkeit. Eine Behörde hat gewiß auch das Recht und die Pflicht, den privaten Verkehr ihrer Beamten zu überwachen; sie wird den nicht standesgemäßen gesellschaftlichen Verkehr jüdischer Referendare mit gewissen Kreisen ihres Stammes ebenso mißbilligen wie die allzu große gesellschaftliche Herablassung christlicher Referendare. Innerhalb der eigenen Gesellschaftssphäre aber untersteht, wie der Justizminister richtig sagte, die Wahl des Umganges nicht der Kontrolle der vorgesetzten Behörden, und wenn die Referendare von dieser Freiheit einen Gebrauch machen, der einigen jüdischen Kollegen unangenehm ist, so ist weder auf dem Wege der Gesetzgebung noch durch Verwaltungsmaßregeln Abhülfe möglich. Die gesetzliche Gleichberechtigung haben die Juden durchgesetzt, obwohl sie unter uns Fremdlinge sind und bleiben wollen; die gesellschaftliche Anerkennung läßt sich nicht erzwingen, sie muß verdient werden, und das ist Sache jedes einzelnen Juden, nicht der buntscheckigen Judenschaft als solcher“.

Wenn man's so hört, möcht's vom antisemitischen Standpunkt aus leidlich scheinen, steht aber doch schief darum, wie die „Köln. Ztg.“, noch bevor ihr die Expektorationen des konservativen Blattes zu Gesicht gekommen waren, recht anschaulich dargelegt hat. Das nationalliberale Blatt macht nämlich zu der Erklärung des Justizministers folgende Bemerkung:

„Diese Antwort ist, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, zu bedauern, denn es ist nicht erwünscht und für eine politische und kulturelle gemeinsame Arbeit nicht ersprießlich, wenn der Versuch einzelner Beamtenklassen, die ihren jüdischen Standesgenossen gewährten staatlichen Rechte der gesetzlichen Gleichberechtigung durch Mittel anderer Art, so in diesem Falle gesellschaftlicher Art, aufzuheben, von dem vorgesetzten Minister nicht mißbilligt wird. Es handelt sich bei den Referendarvereinen nicht um Vereinigungen beliebiger gesellschaftlicher Art, es handelt sich vielmehr um Vereinigungen auf der Basis der Standesgenossenschaft: alle, die dem Stande an dem bestimmten Orte angehören, sind ohne weiteres Mitglied des Vereins. Während sonst eine Nichtaufnahme in einen beliebigen Verein nur als ein entgehender Vorteil aufgefaßt werden kann, ist hier der gesellschaftliche Boykott eine direkte Schmälerung der zustehenden gesellschaftlichen Rechte, die um so schlimmer wirkt, wenn man sich die Verhältnisse in mittleren und kleineren Städten vergegenwärtigt, in denen alle Kreise, die mit den Justizbeamten, den Verwaltungsbeamten und Offizieren verkehren, einfach gezwungen werden, die jüdischen Referendare auszuschließen, wenn sie nicht selbst boykottiert werden sollen. Aber darüber hinaus ist die gesellschaftliche Zurückhaltung, weil sie eben die Standesgenossen trifft, auch eine Degradation der Betroffenen in ihrem Charakter als Mitglieder des Juristenstandes, sie werden damit nicht allein gesellschaftlich, sondern auch als Justizbeamte zu Standesgenossen zweiter Klasse heruntergedrückt. Niemand wird nun billigerweise von dem Minister verlangen, daß er den ihm unterstellten Beamten die Grundsätze vorschreibe, nach denen sie ihren Umgang zu wählen hätten; aber an dieser Verwahrung vermissen wir die ergänzende Bemerkung, daß auch er es bedaure, wenn seine jüdischen Standesgenossen durch das Verfahren der Referendarvereine gesellschaftlich und amtlich aufs schwerste benachteiligt würden. Wenn irgend jemand, dann ist der Minister die berufene Stelle, zu verhüten, daß die den Juden von dem Gesetz verliehene Gleichberechtigung durch gesellschaftliche Boykottmaßnahmen gegen jüdische Beamte beeinträchtigt wird.“

Ganz unsere Meinung. Uebrigens hat sich, woran die „Königsb. Hart. Ztg.“ erinnert, schon einmal im preußischen Abgeordnetenhause eine lebhafte Debatte über diesen Punkt entsponnen, als eine Tischgesellschaft von Referendaren zu Hildesheim den Referendar Meyer-Bensey abwies, obwohl dieser, wie der nationalliberale Abg. Sattler erklärte, einer der verdienstvollsten älteren hannoverschen Familien angehörte. Damals erklärten sich alle Parteien des Hauses außer der Rechten, am lebhaftesten die Nationalliberalen und das Zentrum — letzteres hatte allerdings einen Außenseiter —, gegen ein derartiges Vorgehen. Und das gewichtigste Wort in der Debatte fiel vom Ministertische, „daß unter allen Umständen auf außeramtliche Kollegialität gesehen werden müsse“. Der es sprach, war der damalige preußische Justizminister von Schelling.

Wie uns übrigens unmittelbar vor Schluß der Redaktion aus parlamentarischen Kreisen mitgeteilt wird, ist auch die zweite „berichtigte“ Wiedergabe der Erklärung des Herrn Justizministers in der Kommission nicht ganz korrekt; in Wirklichkeit lautete sein Verdikt über das Verhalten der antisemitischen Referendare noch weit schärfer.

Antisemitische Wahlschnorrereien.

Aus Eisenach wird uns geschrieben: Die antisemitische Finanzwirtschaft bei den Wahlen ist wirklich der größten Beachtung wert. Die Herren um Liebermann von Sonnenberg, die sich immer so vornehm gerieren und über jüdische Krämerseelen spotten, verschmähen es, sobald es ihr Vorteil erheischt, absolut nicht, sich in Spekulationen zu ergehen, vor denen sich der gerissenste jüdische Winkelspekulant hüten würde. Die im November vorigen Jahres in Eisenach stattgehabte Reichstagsnachwahl, die mit dem Wahlsieg des Vorstehers der deutschnationalen Handlungsgehilfen endete, ist hierfür ein illustres Beispiel. Das Zustandekommen der Wahl des Herrn Wilhelm Schack ist satisam bekannt und auch an dieser Stelle gründlich erörtert worden. Nur ganz Eingeweihte haben aber erfahren, mit welchen Mitteln diese Wahl ausgefochten wurde.

Der deutschnationale Handlungsgehilfenverband, dessen amtliches Charakteristikum in Nr. 5 der „Mitteil.“ enthalten ist, fischte schon lange nach einem Sitz im Reichsparlament. Zwischen Liebermann von Sonnenberg und Wilhelm Schack waren für 1908 bereits Abmachungen getroffen worden, als der plötzliche Tod des Mandatinhabers von Eisenach die Perfektuierung des Handels, früher als man angenommen, verwirklichen sollte. Wilhelm Schack hatte sich nämlich, auf seine deutschnationalen Hintermänner fest vertrauend, erboten, die Kosten der Wahl ganz aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Zunächst wurde daher von Hamburg aus unter den Vertrauensmännern der deutschnationalen Handlungsgehilfen ein genial ersonnener Riesenpump angelegt, den man mit dem ominösen Namen „Schackspende“ belegte. Aber als die Wahl begonnen hatte, und als es galt ca. 30 Personen 5 Wochen lang für Wilhelm Schack wirken zu lassen, ein großes Wahlreklamebureau zu unterhalten, Bücher, Flugzettel und Broschüren, Plakate und Drucksachen in Massenauflagen herzustellen und zu versenden, Zettelverteiler und Schlepper für den Wahltag zu engagieren, war die „Schackspende“

bei weitem nicht ausreichend. Damals wandte man sich mit Erfolg an den „Bund der Landwirte“, der, wenn es auch die „Deutsche Tageszeitung“ bestreitet, inoffiziell in die Tasche griff und die deutschnationalen Wahlstreiter momentan aus der Finanzklemme befreite. Der Sieg im ersten Wahlgang erforderte neue pekuniäre Opfer für die Stichwahl. Hatte man sich doch für diesen Tag einen plumpen Trick ersonnen, um den sozialdemokratischen Gegner noch in letzter Stunde zu Fall zu bringen. Da der echt antisemitische Handstreich, der erst jetzt, lange nach der Wahl bekannt geworden, in Eisenach gelungen ist, und die Annahme berechtigt erscheint, daß ihn die Antisemiten bei späteren Wahlen wieder anzuwenden versuchen, sei er zur Belehrung hier mitgeteilt.

Am 16. November, einen Tag vor der Stichwahl verweigerten die antisemitischen Veranstalter einer Wahlversammlung einer großen Anzahl Wähler, die sie vorher durch Einlaßkarten brieflich eingeladen hatte, den Eintritt in den Versammlungssaal. Die hierdurch entstandene Erbitterung wurde durch das Nichterscheinen der antisemitischen Redner und des Wahlausschusses verstärkt und mit großer Befriedigung konnten Herr Wilhelm Schack und seine Getreuen in ihrem antisemitischen Sammelquartier, dem „Thüringer Hof“ konstatieren, daß die Gegner in die Falle gegangen waren und die Lärmszenen sich auf der Straße fortsetzten. Noch in der Nacht wurde ein Feldzugsplan entworfen. Man fertigte Plakate mit Riesenlettern und ebensolche Flugzettel an, in Eisenach sei die Revolution ausgebrochen, die Sozialdemokraten würden morgen Thron und Altar stürzen. Diese Waschzettel wurden am Morgen des Stichwahltages durch Radfahrer und Expreßboten bis in die entlegensten Ortschaften des Wahlkreises verbreitet und taten denn auch ihre beabsichtigte Wirkung. Inzwischen war einer der aus Hamburg herbeigeeilten antisemitischen Wahlmacher nach Weimar gefahren und beim Minister v. Wurmb vorstellig geworden, das Antisemitenhäuslein in seinem Wahllokal vor den Insulten der Menge zu schützen, da es sonst zu Mord und Totschlag kommen würde. Kurios ist es nun, daß dem Scharfmacher im Ministerium geglaubt wurde, denn der Herr Minister ordnete selbst an, daß die Gendarmerie von Weimar und Eisenach zusammengezogen und der Karlsplatz, auf dem sich der „Thüringer Hof“ befindet, von 7 Uhr ab abgesperrt werden. Ein weiterer blinder Revolutionsseher aus Antisemitenkreisen hatte inzwischen in der Kaserne in Eisenach ausgewirkt, daß ein Bataillon Soldaten, mit scharfen Patronen versehen, für den Abend in Bereitschaft stand. Der Herr Minister v. Wurmb schaute mit dem Eisenacher Bezirksdirektor von dem Balkon eines Hotels am Karlsplatz, wohin er sich expreß von Weimar begeben hatte, den Dingen entgegen, die sich nun ereignen würden. In der Stadt hatte der gleichfalls von der allgemeinen Nervosität angesteckte Oberbürgermeister die Aufruhrparagraphen anschlagen lassen und so wurde in Eisenach die „Revolution“ erwartet; die Schrecken des Bürgerkriegs, von antisemitischen Taschenspielern als „fette Ente“ fabriziert. Der ganze komisch wirkende Apparat war also eigens in Bewegung gesetzt worden, weil es den Antisemiten so in den Kram paßte.

Dieser Schwindel wird, an dieser Stelle zum ersten Mal an den Pranger gestellt, bei künftigen Reichstagswahlen hoffentlich Fiasko machen. — Als nun so gegen 11 Uhr Abends der Wahlsieg des Herrn Schack definitiv sicher war, wurde im „Thüringer Hof“ eine tolle Champagnerfête gefeiert, bei der man die hereingefallenen Sozialdemokraten weidlich verhöhnte. Aber das Siegesfest und die Revolutionsmache hatten dem armen Wilhelm Schack viel Geld gekostet. So mußte man sich denn von neuem an die Opferwilligkeit der gleichen Handlungsgehilfen wenden, über deren „schlechte Lage“ man seit Jahren in Wort und Schrift jammert.

Der „Eisenacher Tagespost“ ist kürzlich folgender Beleg hierfür zugegangen. In den vertraulichen Mitteilungen für die Vertrauensmänner des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes für Januar 1906 findet sich folgende:

Herzliche Bitte!

„Der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Schack hat als unangenehme Folge seiner Wahl noch für die Deckung von 2000 Mark Wahlschulden zu sorgen. Er möchte diese Deckung nicht irgendwo beantragen, wo ihm Verpflichtungen irgend welcher Art daraus erwachsen könnten. Andererseits muß die Sache in diesem Monat aber doch Anfang Februar aus der Welt geschafft sein, wenn nicht üble Nachreden entstehen sollen. Wir Handlungsgehilfen sind es unserem Führer doch wohl schuldig, neben der Ehrung durch die Schackspende auch diese Summe Geldes aufzubringen und wir bitten unsere Freunde daher ebenso herzlich wie dringend, sich nur nicht einer auf den andern zu verlassen, sondern aus jeder Stadt etwas zur Tilgung der Schuld nach Hamburg einzusenden, damit die Sache in den nächsten Tagen erledigt werden kann, bevor unserem Führer Wilhelm Schack größere Unannehmlichkeiten erwachsen. Kleinere hat er ohnehin dadurch schon in den Kauf nehmen müssen.

Der Ausschuß.

J. A.: Rich. v. Pein. A. Zimmermann.“

Hoffentlich bringt die Schnorrerei etwas ein, damit der arme Herr Schack vor dem Gerichtsvollzieher bewahrt bleibt.

Die Stimme von der Wartburg.

Vom antisemitischen Kriegsschauplatz in Hessen.

Der Kampf zwischen den feindlichen antisemitischen Brüdern tobt in unverminderter Schärfe fort. Die Reformpartei hat als Antwort auf die Kriegserklärung der Deutschsozialen in allen früher von ihr vertreten gewesenen Kreisen schon jetzt ihre Kandidaten für die nächsten Wahlen proklamiert. In Alsfeld-Lauterbach-Schotten, welchen gegenwärtig der als Kompromißkandidat aller Liberalen gewählte Kreisarzt Dr. Wallau vertritt, der allerdings seit einem Jahr sich dem Bunde der Landwirte angeschlossen hat, ist von den Antisemiten wiederum der frühere Vertreter des Kreises, Maler Bindewald aufgestellt, den die „Antis. Korresp.“ s. Z. bei Beratung der lex Heinze als „Hans Pinsel“ verspottet hat. Auf der jüngsten Parteikonferenz in Kassel hat man sich nach der „Deutschen Reform“ über die Agitation im Kreise verständigt. Mit deutlicher Spitze gegen den Bund der Landwirte und die Deutschsozialen wird drohend hinzugefügt:

„Das kann heute schon mit Bestimmtheit gesagt werden: die Reformpartei wird unter allen Umständen und gegen jedermann den Kreis verteidigen, in welchem das letzte Mal nahezu 6000 Stimmen im ersten Wahlgange auf ihren Kandidaten abgegeben worden sind.“

In Gießen haben die Deutschsozialen jetzt den bisher der Reformpartei nahestehenden früheren Abgeordneten des Kreises Köhler-Langsdorf aufgestellt. Das „Deutsche Blatt“ berichtet im Anschluß an die Aufstellung der Kandidatur:

„Herr Bürgermeister Köhler war selbst zugegen und bedankte sich für die Aufstellung, versprach auch kräftig mitarbeiten zu wollen. Aus der Versammlung wurde besonders darauf hingewiesen, daß der Wahlkreis bei genügender Arbeit und mit genügenden Geldmitteln das letzte Mal sicher nicht verloren gegangen wäre. Beide Dinge seien von der Reformpartei nicht in genügender Weise zur Verfügung gestellt worden. Jetzt müßte gleich mit einer gründlichen Organisations- und Versammlungsarbeit eingesetzt werden.“

In der „Deutschen Reform“ erfolgte hierauf prompt die Antwort:

„Die Parteileitung darf sich dadurch nicht am selbständigen Vorgehen beirren lassen. Köhler ist der ungeeignetste Mann für Gießen. Bei den letzten Wahlen haben auf den vielen Dörfern die Bauern sich der Wahl enthalten, weil der Kandidat ihnen nicht

päßie, Antisemiten haben aus gleichem Grunde i. J. 1903 sogar nationalliberal gewählt. Bei kräftiger Agitation bleibt der Kreis Gießen der Deutschen Reformpartei erhalten. Er wäre auch 1903 nicht verloren gegangen, hätten die Herren Köhler und Hirschel das Geringste getan. Damals lag die ganze Wahlarbeit auf den Schultern weniger Gießener Herren. Oeffentliche Versammlungen fanden nicht statt. Herr Landtagsabg. Hirschel war Wahlredner für die nationalliberalen Kandidaten Becker (Offenbach) und Haas (Bensheim), hatte demgemäß keine Zeit für die eigene Partei. Das sind die „wackeren Vorkämpfer", wie sie jetzt von den Deutschsozialen gefeiert werden".

Im Sprechsaal des genannten parteioffiziellen Organs der Reformpartei wird alsdann die Polemik unter der Spitzmarke „Der Krieg in Hessen" also fortgesetzt:

„Also wieder Krieg. Heidi, wie wird da das Herz des alten Offiziers jubeln! Zwar ist es ein Bruderkrieg wie anno „66", aber es ist doch wenigstens Krieg, und ohne denselben kann eben das Soldatenherz des alten Soldaten nicht leben! Nun, wir in Leipzig haben durch die Kriegslust des „alten Soldaten" Zeiten erlebt, die ich keinem wünsche, durchleben zu müssen; auch den Hessen, die jetzt auf einmal umschwenken wollen, wünsche ich es nicht! Aber, „muß man sich fragen", welchen Zweck verfolgt Herr v. L. damit, daß er jetzt auf einmal die „Rodebeuler" an sein Jesuiten-freundliches, und die immerhin „demokratischen" d. h. volkstümlichen Hessen an sein „aristokratisches" Herz zu ziehen bemüht ist? . . .

Herr Köhler war eigentlich der „Hauptsündenbock!" Daß er jetzt wieder in Gnaden aufgenommen werden soll, hat jedenfalls seine Gründe, aber für Köhler günstige werden es kaum sein. Die Sache liegt wohl so: Herrn Zimmermann hat man nicht hindern können, in den Reichstag wieder einzuziehen. Um aber den „volkstümlichen Antisemitismus", den man in Zimmermann treffen wollte, zu vernichten, sucht man zunächst das hessische Gebiet an sich zu ziehen. Man wird da bald oder ganz adelige Kandidaten aufstellen, vorläufig werden die Hessen gute Laune zum bösen Spiel machen, und wenn sich die Herren genügend festgesetzt haben, dann kann Herr Köhler mit seinen Freunden gehen. Wenn Herr v. L. es mit der Not des Volkes wirklich gut meinte, so wird er diesen neuen Streit vermieden haben, der Liberalismus erhebt kecker denn je sein Haupt, über die östlichen Grenzen strömen tausende und abertausende in unser Land, Leute die kein Mensch, viel weniger ein Antisemit wünschen kann. In dieser schweren Zeit sucht Herr v. L. Streit mit Leuten, die in andrer Form dasselbe erstreben wie seine Anhänger. Ja mich jammert des Volks! Aber wenn der Bruderkrieg ganz und gar nicht zu vermeiden ist, dann kann es nur eine Parole geben: einen reformerischen Kandidaten in Kassel!"

Kassel wird bekanntlich z. Z. von dem deutschsozialen Antisemiten Lattmann vertreten und Herrn Liebermann von Sonnenberg, dem Parteichef der Deutschsozialen, wird hier nicht zum ersten Male ein Einbruch der Reformpartei in den Wahlkreis Kassel angedroht.

Man sieht, das offizielle Parteiorgan der Reformpartei will noch nicht die letzte Brücke der Verständigung abbrechen und hofft immer noch, daß der „Bruderkampf" bei den Wahlen sich vermeiden lassen werde. In dem inoffiziellen Organ der Reformpartei, der „Sachsenschau" werden dagegen ungleich kräftigere Töne angeschlagen. Das Blatt macht zu der Mitteilung, daß in Gießen Herr Köhler als gemeinsamer Kandidat des Bundes der Landwirte, der Konservativen und der Deutschsozialen aufgestellt ist, folgende bissige Bemerkungen:

„Als Schrittmacher und Makler fungieren natürlich wiederum die Deutschsozialen. Von blinden Hessen wurde auch hier der Reformpartei der Vorwurf gemacht, daß sie nicht genügend Mittel für die letzte Wahl zur Verfügung gestellt habe. Die Reformpartei besitzt allerdings nicht das große Portemonnaie des Bundes der Landwirte und der konservativen Großgrundbesitzer. Außerdem waren die Hessen so blind, daß sie niemals begriffen haben, daß zur politischen Kriegführung Geld gehört. Beiträge wurden dort fast garnicht gezahlt".

Und an einer andern Stelle derselben Nummer des Blattes heißt es:

„Die Bahn ist jetzt frei, aber überall, und was an uns ist, so soll der Bund der Landwirte bald spüren, mit wem er angebandelt hat.

Das eigentliche Karnickel ist nämlich der Bund der Landwirte, der sich in warme Nester setzen will. Die Deutschsozialen, die früheren Todfeinde Liebermann, Hirschel und Köhler geben nur die Makler bei dem Handel ab.

Das Antisemitenblatt bestätigt hiermit nur, was längst bekannt, von beteiligter Seite freilich immer hartnäckig bestritten wurde, daß nämlich die Liebermann'sche antisemitische Gruppe nur der bezahlte Schrittmacher des Bundes der Landwirte ist.

Geistiger Atavismus.

Wir haben die antisemitische Bewegung stets und mit allem Nachdruck und aus vollster Ueberzeugung als eine barbarische bezeichnet. Man hat uns wohl hier und da Uebertreibung vorgeworfen, als wir von Antisemiten wie von Barbaren sprachen. Wir wollen zeigen, daß wir nur zu recht hatten und noch mehr jetzt recht haben. Denn anfänglich mochte es doch manchem scheinen, als habe man es bei der antisemitischen Bewegung nur mit einem Rückfall in mittelalterliche Rohheit zu tun. Wir freilich sagten uns, daß, wer im 19. und gar im 20. Jahrhundert eine Gemeinschaft, welche, nehmt alles nur in allem, keinem anderen im Lande hinsichtlich der geistigen und sittlichen Bildung im Durchschnitt nachsteht, nur wegen ihrer Religionszugehörigkeit oder Abstammung beleidigen, mißhandeln und entrechten zu dürfen glaubt, ein Barbar ist, und wenn er es noch nicht ganz sein sollte, so notwendig zur schlimmsten Barbarei sinken muß, wie man, wenn keine hemmende Gewalt es verhindert, auf einer schiefen Ebene immer weiter hinabgleiten, in einen tiefen Sumpf immer tiefer hinabsinken muß. Die Russen, die Juden morden, die Marokkaner, die sie gegen eine geringe Geldentschädigung zu ermorden gestatten, sind ja tatsächlich weniger zu verurteilen, denn sie haben sich nie einer Schulbildung zu erfreuen gehabt, wie die deutschen antisemitischen Agitatoren auch wenn sie noch so wenig gelernt haben.

Der Antisemitismus ist nicht eine bloße schamhafte Uebersetzung der mittelalterlichen Judenfeindschaft, er ist ein viel, viel weiter zurückgreifender geistiger Atavismus.

Nicht bis zum Mittelalter nur mit dessen Judenverfolgungen, Judenvertreibungen, Judenplünderungen, Judenverbrennungen greifen die Antisemiten zurück, sondern bis auf die vorchristliche Zeit, in welcher die Deutschen noch nichts vom Monotheismus wußten. Sie suchen ihr Heil in Wotan, nicht in Christus, von dem sie am liebsten nichts hören, dem sie die Vernichtung der urteutonischen „Kultur" zum Vorwurf machen. Und noch viel weiter fallen sie in der Zeiten Schoß zurück. Nicht etwa nur den Juden, sondern den Polen gegenüber, allerdings auch gegenüber den anderen „subgermanischen Rassen" empfiehlt einer von ihren Leuten den Bildungskorb höher zu hängen, ja im Interesse der Germanisation, „eine Kultur- und Blutverschmelzung" mit den Deutschen nach Möglichkeit zu verhindern.

Also in die Anfänge der römischen Zeit sollen wir zurück und das Konnubium verbieten. Aber man glaube ja nicht, daß die Germanen nur den „subgermanischen Rassen" gegenüber so wählerisch sein sollen. „Leute von starkem Rassenbewußtsein, lesen wir im „Hammer," mißbilligen den Gedanken, daß aus einer Unterschicht von ländlichen Arbeitern jemals ein vollwertiges herrschendes Geschlecht emporwachsen könnte". Also auch mit diesen kein Konnubium.

Sehr charakteristisch ist, wie sich selbst einer nicht „auf so hoher Stufe des Rasse-Bewußtseins" stehender Herr ausläßt. Er schreibt:

„Wenn beispielsweise die außerehelichen Kinder der Großstädte gesammelt würden, um sie aufs Land zu bringen, so würde doch sicher — zumal wenn man eine gewisse Auslese übte — mancher Tropfen Blutes aus den herrschenden Klassen, also aus dem heutigen „Herren-Geschlechte" mit durchgesickert sein und in die junge Aufzucht gelangen. So-

weit also in den oberen städtischen Klassen noch edles „Herrenblut“ vorhanden ist, würde es auch in einem Teil der illegitimen Sprößlinge sich wiederfinden. Die neuen Kinderheime und Zucht-Kolonien brauchten also solchen Edelblutes nicht zu entbehren. Und von dort würde tüchtiges Blut sich rascher empor arbeiten als minderwertiges und so die Verjüngung des Volkstums von unten auf beschleunigen — auch wenn es erst „in Knechtsgestalt“ seinen Weg suchen müßte.

Oder meint unser Freund, daß edles Blut an Güte verliere, wenn es zu derber ländlicher Arbeit herangezogen würde — wenn es „dienen“ müßte? Das würde allen modernen züchterischen Anschauungen widersprechen.“

Sollten die Herrschaften, die nebenbei den Mittelstand verteidigen, nicht lieber gleich den Edelsten das „jus primae noctis“ zurückgeben?

Man hat den sozialdemokratischen Zukunftsstaat mit einem Zuchthaus verglichen. Mit noch viel mehr Recht könnte man den antisemitischen Rassen-Idealstaat mit einem — Schweinestall, allenfalls mit einem Gestüt vergleichen. Es wird einem ja ganz übel, wenn man diese Schweine- und Pferdezucht-Redeblüten auf die menschliche Gesellschaft angewendet findet.

Ein anderer in der antisemitischen Literatur nicht ganz unbekannter Herr — Hentschel heißt der Mann — empfiehlt „die *polygame Hochzucht*“. Er „*weiß*“ heute, „daß die arische Rasse ihre Gestaltung der Gunst einer wahrscheinlich durch Jahrtausende wirkenden Hochzucht verdankt“. Es soll nicht verschwiegen werden, daß ein anderer dazu bemerkt: „Ich behaupte, Hentschel weiß von der Entstehung der Rassen so viel wie ich, und ich so viel wie Hentschel — nämlich nichts.“ Der Mann hat ja so recht! Im übrigen aber steht auch dieser Herr durchaus auf der Höhe. Nach ihm sollte die *Liebe* „füglich bei einer ernsthaften Erörterung der Ehefrage gänzlich aus dem Spiele bleiben.“ Der „völlig verschwommene Begriff der Liebe“ ist nach diesem Herrn — er heißt Vogel — „ausschließlich ein Produkt moderner Sentimentalität, entstammt der dreimal verfluchten Bücherschmökerei und ist ein phantastisch ekelhaftes Zerrbild der natürlichen, gesunden Empfindung, die, wenn die Zeit gekommen, Gleiches zu Gleichem gesellt.“

„Es ist — so fährt dieser nach seinem eigenen Geständnis von Entstehen der Rassen nichts wissende Arier fort — ein unverbrüchliches, in diesem Fall möchte ich sagen: *heiliges* Naturgesetz, dem wir uns nur zu unserem eigenen Verderben entziehen können, daß der Geschlechtstrieb nur *Art-Genossen* zusammenführt. Denn nur dieses Gesetz sichert den Bestand, die Reinheit und die Eigenschaften der Art, auf denen ja letzten Endes ihre Dauer beruht. Wer diesem Gesetz widerstrebt, beweist damit nur, daß er *entartet* ist, er versündigt sich an seiner Art; und seine sogenannte „*Liebe*“ ist *pervers*! Wenn Hause also schreibt: „Ueber alle Menschen-Gesetze und Rassen-Theorien geht die Liebe“, so heißt das: die Dinge auf den Kopf stellen. Die Liebe weiß nichts von Rassen-Theorien; wenn sie aber die echte, naturgemäße ist, so folgt sie instinktiv dem immanenten obersten Naturgesetz der Zeugung, dem selbst jedes Tier gehorcht.“

Und ein anderer Recke, der Amtsrichter ist, und u. a. das Vorhandensein „dekadenter Erscheinungen in der Bureaukratie“ auf „das Eindringen des Judentums oder auf die allgemeine Entartung der gesamten gebildeten Schichten unseres Volkes“ zurückführt, ist der Meinung, „daß man „*schamlose Ehen*“ zwischen *Deutschen* und *Jüdinnen* auf jede Weise verhindern soll, gegebenenfalls auch nicht zaudern darf, Nachahmer durch Bezeigung von Verachtung zurück zu schrecken! „Jedenfalls dürfen wir uns von der Befolgung der Grundsätze der Rassenlehre auch nicht durch Schlagworte, wie „Liebe“ und „Erziehung zur Natur“ abdrängen lassen.“

Doch genug von der edlen Zunft der Rassenverbesserer, die von Rassen nichts wissen und nichts wissen können. Wir wollten nur zeigen, wie herrlich weit deutsche „Reformatoren“ es nach rückwärts gebracht haben. Das edelste, sublimste, von den besten Geistern aller Völker am meisten verherrlichte Gefühl soll dem Tiertrieb weichen, die Menschen wieder Bestien werden. Von dem Barbarismus zur Bestialität ist eben nur ein Schritt, den viele Antisemiten ohne große Ueberwindung getan haben.

Auch auf geistigem Gebiete kennt man wie auf physiologischem Atavismen, Rückbildungen, die oft in unendliche Fernen zurückgreifen. Liegt es an der Zeit, daß auf so vielen Gebieten atavistische Rückbildungen so häufig sind? Schicksaltragödien werden epidemisch; in der Malerei, in der Mode greift man auf Ideen primitiver Völker zurück; man tritt für Polyandrie und für das „Mutterrecht“ ein. Ist das Zeitalter krank, und ist der Antisemitismus auch nur eine epidemische Krankheit, wie es deren im Laufe der Jahrtausende so viele gegeben hat? Gleichviel, gegen den Rückfall in die noch vorhistorischen Zeiten müssen die Gebildeten, gegen die von der geistigen Seuche Ergriffenen müssen alle Gesunden zusammenhalten. Die Antisemiten sind keineswegs nur Feinde der Juden, sie sind gefährlich auch für das Christentum, wenigstens ihm feindlich gesinnt, sie sind Feinde unserer Kultur, unserer Sitten, des Volkes, des Menschengeschlechts. Und darum machen sich die den Antisemitismus bekämpfen, nicht blos um die Juden, sondern um die ganze Welt verdient. Auch geistige Seuchen bekämpft man am besten durch rücksichtslose Befolgung des Satzes: Principiis absta!

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Mittelstandsvereinigung erhält jetzt auch von den *Konservativen* den Laufpaß, vermutlich, weil gewisse Führer die Bewegung allzusehr kompromittiert haben. Die „Konf. Korresp.“ schreibt nämlich in einer Betrachtung über die in der Vereinigung eingetretene Krise:

„Die Mittelstandsvereinigung scheint an einem kritischen Punkte angelangt zu sein. Es wird berichtet, daß der Vorsitzende der Vereinigung mit Niederlegung seines Amtes gedroht habe, sofern nicht für reichlicheren Zufluß von Mitteln gesorgt werde. Wohl sollen schon Schritte eingeleitet sein, um die sofortige Deckung des Defizits zu bewirken, auch soll die Mittelstandsvereinigung einen so kräftigen Boden namentlich in Sachsen gefunden haben, daß ihr Fortbestand auch nach dem etwaigen Austritt des derzeitigen Vorsitzenden außer Frage stände. Aber wir glauben gleichwohl zu der Wiederholung unseres früheren Urteils berechtigt zu sein und aussprechen zu dürfen, daß eine *solche Bewegung*, wie alle bisherigen Erfahrungen gelehrt haben, eine *Gewähr* für ihren Bestand *nicht in sich trägt* und daß sie mehr zur *Zersplitterung* der dem Mittelstande dienstbaren Kräfte führt, als zu einer Zusammenfassung der dem Mittelstande Angehörigen. Je mehr besondere Interessentengruppen entstehen, die auf die Wahlen Einfluß ausüben wollen, destomehr werden die Chancen derjenigen positiven Parteien verschlechtert, auf welche sich bis jetzt schon der Mittelstand zuverlässig stützen konnte und die nach wie vor die Interessen des Mittelstandes vertreten, und destomehr wird der notwendige Zusammenschluß gegen die schlimmsten Feinde des Mittelstands, die Sozialdemokraten, erschwert.“

Zu der Mitteilung, daß der Vorsitzende, Herr Küster gedroht habe seinen Vorsitz niederzulegen, wenn die Ortsgruppen nicht ihre Beiträge entrichten, bemerkt die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau“:

„Also ist an der Sache doch etwas Wahres gewesen. Wir haben ja auch vorausgesagt, daß die Mittelstandsvereinigung aus eigener Kraft nicht existieren kann. Die *Mittelständler* sind *nicht gewöhnt*, *Beiträge zu zahlen*, Zeitungen zu halten oder gar zu lesen. Wer den Mittelständer organisieren will, der muß das Geld dazu und womöglich die Zeche *für die Versammlungsbesucher noch mitbringen*.

Wenn die Mittelstandsbewegung im Königreich *Sachsen* größeren Erfolg als im Reiche hat, so *erklärt* sich „das daraus, daß in Sachsen die großen sozialdemokratischen Konsumvereine die Mittelständler etwas mehr aus ihrer Ruhe aufscheuchen, vor allen

Dingen aber daraus, daß Herr Th. Fritsch, der Leiter der sächsischen Mittelstandsbewegung, ein größeres Portemonnaie als der Architekt Küster hat."

Herr Fritsch, der Führer der Deutschsozialen in Sachsen, ist bekanntlich auch einer der Hauptmacher des Bundes der Landwirte in Sachsen; daß er das „größere Portemonnaie" für politische Propaganda besitzt, wie das Magdeburger Antisemitenblatt behauptet, wäre daher sehr erklärlich.

×× **Turnerisches.** Die antisemitischen Turnbündler machen gern hin und wieder den Versuch in die Bezirke der „Deutschen Turnerschaft" einzudringen; freilich ohne jeden Erfolg. Ueber einen solchen „Husarenritt" berichtet die „Deutsche Turnzeitung" folgendes: „Der Deutsche Turnerbund auf dem Bauernfang. So ist ein Bericht in der „Gothaischen Zeitung" über eine Versammlung in Schnepfenthal überschrieben, in der antisemitische Turnbündler aus Eisenach den Versuch machten, Vereine der Deutschen Turnerschaft durch Herabwürdigung der letzteren und verlogene Behauptungen in ihr Lager hinüberzuziehen. Treue Turngenossen, Gauvertreter Lindig und Professor Sauerbrei aus Eisenach, traten den Hetzern energisch entgegen und zwangen sie zu dem Bekenntnis, daß der Antisemitismus ihre Hauptsache sei — die Turnerei Nebensache. Die Versammlung bedeutete eine tüchtige Niederlage für die Herren Judenfresser."

Ostmarkenpolitik und Antisemitismus. Es ist eigentümlich, aber bezeichnend, daß die Begriffe, Ostmarkenpolitik und Antisemitismus gar nicht mehr zu trennen sind. Seit Einsetzung der Germanisierungsbestrebungen im Osten unseres Vaterlandes, seitdem die preußische Beamtenschaft dort zahlreicher geworden ist, hat eine stille, aber tiefgehende antisemitische Hetzarbeit dort eingesetzt. Welchen Schaden diese Wühlarbeit der von der Regierung inaugurierten Politik zufügt, lehren wiederum beredt die bisher bekannt gewordenen Zahlen der Volkszählung von 1905. Zu denselben bemerkt das „B. T." mit Recht:

„Die Provinz Posen, an welcher von Seiten der Behörden seit ihrer Einverleibung in den preußischen Staat herumkuriert wird mit dem Ziele, die eingeborenen Polen und die seit Jahrhunderten eingewanderten, das deutsche Element repräsentierenden Juden zu verdrängen, gibt jetzt wieder den deutlichen Beweis dafür, daß offene und auch versteckte Gewaltmaßregeln nicht geeignet sind, das gewollte Ziel zu erreichen ..... Die folgende Liste zeigt den Zuwachs und die Abnahme der Bevölkerung in einer Reihe von Posener Kleinstädten und Flecken von der Volkszählung 1900 bis zu der 1905. Sie ist keine tendenziöse Auswahl, sondern ist dadurch nur ein Bruchstück, daß uns das Zählungs-Material nur in diesen Grenzen zugängig war:

	Evangelische	Katholiken	Juden
Kolmar	+ 848	+ 527	— 50
Wreschen	+ 821	+ 727	— 180
Stadt Schrimm	+ 567	+ 378	— 73
Kreis Schrimm	+ 829	+ 1109	— 168
Kurnik	48	+ 47	— 57
Janowitz	+ 78	+ 277	— 31
Ostrowo	+ 270	+ 1105	— 46
Schroda	+ 67	+ 603	— 10
Lissa	+ 992	+ 936	— 168
Kreis Wongrowitz	+ 3551	+ 277	— 130
Kreis Strelno	— 139	+ 3848	— 148
Rogasen	— 7	+ 395	— 67

Von wesentlicher volkswirtschaftlicher Bedeutung ist die Abwanderung der Juden. Daß diese nur unter dem Zwange der für sie traurigen Erwerbsverhältnisse stattfindet, bedarf keines Beweises; denn gerade den östlichen Juden zieht nicht der Glanz des Großstadtlebens von seiner alten Scholle fort; er ist viel zu nüchtern und neigt viel zu wenig zum Uebermut, als daß er sich entschließen könnte, ohne Not einen Ort zu verlassen, an dem Eltern und Ureltern ihr Auskommen gefunden haben. Zwischen ihnen und den eingeborenen Christen besteht, nirgends so wie in unserer Provinz, ein vertrautes geschäftliches Verhältnis zum Nutzen beider Teile, sodaß es keinem Juden beikommen wird, das sichere Brot in der alten Heimat gegen das unsichere in der Ferne zu vertauschen, wenn er nicht eben gezwungen ist, auszuwandern. Das konzentrierte Kesseltreiben aller protestantischen Behörden richtete sich zunächst gegen die akademischen jüdischen Berufe, dann durch das staatlich unterstützte Genossenschaftswesen gegen die jüdischen Handwerker und Kaufleute. Und der Erfolg? Das Ergebnis der Volkszählung von 1905! Und welches ist das Resultat aus dem Opfer aller der immensen Summen, welche vom Staate nach dem Osten geworfen worden? Das rapide Erstarken der polnischen Banken! Die Regierung ist mit ihrer Polenpolitik gescheitert, weil der weitsichtige Mann fehlt, welcher dem untergeordneten Beamten, dem Landrat und Assessor, klar vor Augen führt, daß man die Ostmarken nur dann sichert, wenn man einen schaffenskräftigen Bürgerstand erhält, nicht aber auskommt mit den drei bisher beliebten Programmpunkten: Schimpfen auf die Polen, materielle Verdrängung der Juden und Hurra-Hoch bei deutschen Festen! Die neueste Geschworenen-Liste in Posen weist keinen einzigen Juden als Geschworenen auf! Nur harmlose politische Kinder glauben an das blind waltende Los."

Vermischtes.

Durch den Tod des Kommerzienrats Victorius in Graudenz hat auch der Verein zur Abwehr des Antisemitismus einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der Dahingeschiedene, der einer der aufopferungsvollsten Mitglieder unseres Vereins in Westpreußen war und dem erweiterten Vorstand angehörte, war Seniorchef der am 1. Juli 1862 von ihm mitbegründeten Fabrikfirma Herzfeld u. Victorius (Eisengießerei und Emaillierwerk) in Graudenz, die jetzt in ihren Fabriken gegen 450 Arbeiter beschäftigt. Durch verschiedene Stiftungen für seine Arbeiter wie für die Wohltätigkeitseinrichtungen seiner Heimatstadt hat er sich ein dauerndes Andenken gesichert. Die Handelskammer in Graudenz, deren ältestes Mitglied Victorius war, sowie Magistrat und Stadtverordnetenversammlung widmen ihm ehrenvolle Nachrufe. In dem letzteren heißt es:

Der Dahingeschiedene hat mehr als drei Jahrzehnte hindurch seine Kräfte in uneigennützigster und selbstlosester Weise in den Dienst der Stadt gestellt und als Mitglied der Stadverordnetenversammlung in der Zeit von 1874 bis 1898 und des Magistrats von 1898 bis zu seinem Tode zur Förderung des Gemeinwohls und zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwickelung der Stadt durch sein Verständnis für die Aufgaben des Gemeinwesens und seine im gewerblichen Leben gewonnenen reichen Erfahrungen wesentlich beigetragen. Seine vornehme, vorurteilsfreie Gesinnung, sein menschenfreundliches Wesen und seine stets hilfsbereite Hand machten ihn zum Freunde der gesamten Bürgerschaft und sichern ihm ein dauerndes Andenken in allen Kreisen unserer Stadt.

Ueber die Benachteiligung der Juden im neuen preußischen Schulunterhaltungsgesetz spricht sich in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem in den „Mitteil." — entwickelten Standpunkt, der bekannte Berliner Lehrer Tews, in einer soeben erschienenen Broschüre (die preußische Schulvorlage, eine Abwehr. Verlag des Wahlvereins der Liberalen Berlin SW., Dessauerstr. 1.) folgendermaßen aus:

„Eine besondere Behandlung erfahren die jüdischen Schulen und die jüdischen Kinder in dem § 24 des Entwurfes, und diese Regelung steht zu den übrigen konfessionellen Bestimmungen in einem so schroffen Gegensatz, daß man begierig darauf sein könnte, wie dieser Unterschied in

der Behandlung der Konfessionen zu rechtfertigen gesucht würde. Die Begründung aber läßt den Fragenden an solchen Punkten konsequent im Stich, denn sie beruft sich auf die Verfassung, auf frühere Gesetze oder auf bestehende Verhältnisse, je nachdem es für die betreffenden Bestimmungen des Entwurfes am vorteilhaftesten erscheint. So werden zur Begründung der Bestimmungen über die jüdischen Schulen das Gesetz vom 23. Juli 1847 und die in den neueren Landesteilen in Geltung befindlichen früheren oder späteren Gesetze herangezogen, ohne daß untersucht wird, ob sie mit der Verfassung in Einklang zu bringen sind oder nicht. Den Schulverbänden wird überlassen, die vorhandenen öffentlichen jüdischen Volksschulen zu erhalten oder bei der Schulaufsichtsbehörde ihre Auflösung zu beantragen. Dagegen ist keine Gemeinde berechtigt, irgend eine andere konfessionelle Schule aufzulösen, es sei denn, daß die Schulaufsichtsbehörde bezw. der Kreisausschuß, der Bezirksausschuß und in letzter Instanz der Provinzialrat besondere Gründe zur Errichtung von gemeinsamen Schulen anerkennen. Desgleichen bleibt den Schulverbänden überlassen, unter Zustimmung der Schulaufsichtsbehörde ausschließlich für die jüdischen Kinder lediglich mit jüdischen Lehrkräften zu besetzende öffentliche Volksschulen zu errichten. Hier wird also den Schulverbänden das sonst der Konfessionsschule gegenüber nirgends zugestandene selbständige Vorgehen eingeräumt. Dieselben Gemeinden können durch 60 bezw. 120 konfessionelle Interessenten jederzeit zur Errichtung von christlichen Konfessionsschulen gezwungen werden, und gegen dieses Verlangen gibt es kein gesetzliches Abwehrmittel, denn das Recht der evangelischen und katholischen Väter auf Errichtung besonderer Schulen ist nach der Begründung des Gesetzentwurfes ein unbedingtes. Den Schulverbänden bleibt es weiterhin überlassen, da, wo es bisher geschehen ist, für den Religionsunterricht der jüdischen Kinder zu sorgen. Irgend ein Zwang soll also nicht bestehen. Dagegen haben dieselben Gemeinden für evangelische und katholische Kinder einen besonderen Religionsunterricht einzurichten. Dieselbe Imparität besteht in der Zulassung der Rabbiner zu den Schuldeputationen und zu den Schulvorständen. Die dem Dienstrange nach vorgehenden oder dienstältesten evangelischen oder katholischen Geistlichen gehören der Schuldeputation an, ob in der Gemeinde Schulen ihrer Konfession vorhanden sind oder nicht. Sie bedürfen auch keiner Bestätigung durch die Schulaufsichtsbehörde, nur kann ihre Zurückweisung dann erfolgen, wenn sie die Ordnung der Schule gestört haben. Der jüdische Rabbiner dagegen soll nur dann in die Schuldeputation aufgenommen werden, wenn in der Gemeinde öffentliche jüdische oder jüdisch-christliche Schulen sich befinden und der Rabbiner am Orte wohnt. Besuchen also die jüdischen Kinder die am Orte bestehende evangelische oder katholische Konfessionsschule oder eine Schule mit evangelischen und katholischen Lehrern, so hat der Rabbiner keinen Anspruch auf einen Sitz in der Schuldeputation, mögen in dem betreffenden Orte auch Hunderte von jüdischen Kindern vorhanden sein. Der Rabbiner bedarf auch der Bestätigung durch die Schulaufsichtsbehörde. In den ländlichen Schulvorständen ist dem Rabbiner dieselbe Ausnahmestellung den christlichen Geistlichen gegenüber zugedacht. Nicht in diesen Bestimmungen an sich liegt der Grund zum Einspruch, sondern in der abweichenden Behandlung der jüdischen Bevölkerung. Wenn der Entwurf für alle Konfessionen dieselben Bestimmungen, wie für die Juden, enthalten würde, so würde er den Ansprüchen, die an ein Schulunterhaltungsgesetz in dieser Hinsicht zu stellen sind, weitaus mehr entsprechen, als in seiner jetzigen Gestalt. So aber sind diese Bestimmungen eine praktische Anwendung der Lehre vom „christlichen Staat" aus einer früheren geistverwandten Periode preußischer Geschichte, die der bürgerlichen Gleichheit offenbar ins Gesicht schlägt".

Jüdische Abgeordnete in England. Die englischen Blätter konstatieren die Tatsache, daß die Zahl der ins Parlament gewählten Abgeordneten jüdischer Konfession höher ist als zuvor. Sie beträgt 16 unter 670. Bei der vorigen Wahl kamen 12 Juden ins Unterhaus. Es waren diesmal 31 jüdische Kandidaten aufgestellt, 15 auf konservativer, 16 auf liberaler Seite. Von den Konservativen sind zu nennen: Walter Rothschild, der älteste Sohn von Lord Rothschild und der Physiker Sir Philip Magnus, unter den Liberalen Herbert Samuel, der Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und Rufus Isaacs, ein bekannter Anwalt.

Ein Rabbinerssohn — General. Wie dem „Prager Tagblatt" aus Stockholm berichtet wird, ist der Schiffskapitän Gundrin Wolf mit dem Titel eines Generals zum Sektionschef im Marineministerium ernannt worden. Der neue General ist der Sohn des früheren Rabbiners von Stockholm, Dr. Ephraim Wolf, der ein berühmter Talmudist war und einer Prager Familie entstammte.

Sprechsaal.

Judentum und Sozialdemokratie.

Im Abendblatt vom 20. Januar berichtet die „Tägliche Rundschau", daß in Berlin und Umgegend 31 sozialdemokratische Versammlungen abgehalten werden sollen und daß von den Rednern in denselben 10 Juden seien. Daran knüpft sie die Bemerkung, daß man daraus wieder den revolutionär-vergiftenden Einfluß des Judentums ersehen könne.

Hierzu muß zunächst bemerkt werden, daß die revolutionären Juden gewöhnlich dem Judentum ebenso den Rücken gewandt haben, wie die revolutionären Christen dem Christentum. Warum also bloß immer die Juden allein brandmarken? Oder soll das Messen mit zweierlei Maß das Kennzeichen höherer Kultur sein? Darf denn nur ein Christ nach politischer Besserstellung streben?

Und ferner: Sind die revolutionären Elemente strafbar, so strafe man sie, seien sie Juden oder Christen, aber man mache die Gesamtheit nicht immer verantwortlich für einzelne. Die Antisemiten haben alle Ursache ein solches Verfahren zu scheuen; denn auf sie angewendet, würden sie genug Unangenehmes zu hören bekommen. Im übrigen weiß jeder, der nicht antisemitisch voreingenommen ist, daß die Juden nur einen verhältnismäßig geringen Anteil an der Sozialdemokratie haben. Das Judentum steht heute wie allezeit auf dem Standpunkte: „Fürchte Gott und den König, mein Sohn, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen" (Spr. Sal. 24,21). Darum wurde und wird der Jude in der Treue gegen König und Vaterland von niemand, auch von keinem Antisemiten, übertroffen, obgleich er wenig Dank dafür erntet; denn er ist es gewohnt, Unrecht zu leiden, und er leidet es lieber, als daß er es tut. Es hat keiner das Recht, die loyalen Juden für etwaige Revolutionäre verantwortlich zu machen. Im übrigen sind wir der Meinung, daß niemand in höherem Maße revolutionär-vergiftend wirkt, als die Antisemiten; denn sie mit ihren leichtfertigen Beschuldigungen, sie mit ihren ruchlosen Verallgemeinerungen, sie mit dem Bestreben die Juden zu entrechten, sie sind es, die so manchen Juden der Sozialdemokratie in die Arme treiben! Es wäre Zeit, daß sie endlich einmal darüber nachdächten, welche Früchte ihr Gebahren zeitigen muß.

Dr. K. in Frankfurt a. M.

 Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 7. Berlin, 14. Februar 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbureau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3678.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Bonait, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **4. März, vormittags 11½ Uhr**, findet in **Berlin** im **Architektenhause, Wilhelmstraße 92, Saal C** die diesjährige ordentliche

General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch eingeladen werden.

Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. Vortrag des Geheimen Justizrats Prof. **Franz v. Liszt** über „Die Kriminalität der Juden in Deutschland."

III. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Berlin und Frankfurt a. M. im Februar 1906.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

J. A.:

Dr. Th. Barth. Geh. Rat Prof. **Wilhelm Förster.** Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte.

Der Bund der Landwirte hat am 12. d. M. im Zirkus Busch seine 13. Generaloersammlung unter der gewohnten Massenbeteiligung von Landwirten, insbesondere aus der nächsten Umgebung Berlins, abgehalten. Die Versammlung bedeutet insofern einen Merkstein in der Geschichte des Bundes, als zum ersten Male, nachdem zwischen dem Reichskanzler und den Agrariern das denkbar herzlichste Einvernehmen hergestellt ist, die üblichen scharfen Angriffe gegen die Regierung, die die „Würze" der früheren Generalversammlungen bildeten, in Wegfall kamen. Dafür entschädigten die Bundesredner das Publikum vielfach durch Angriffe gegen die Juden und antisemitische Mätzchen.

Herr v. *Wangenheim* versicherte zwar in der Pose eines Biedermanns:

„Ich liebe es nicht, in Antisemitismus zu machen. Es kommt *gewöhnlich dabei nicht viel aus.* Aber die Arbeiter und gewerblichen Stände sollten sich doch klar machen: „Wer sind die Führer auf dem Wege zur Revolution nicht nur in Rußland, sondern auch bei uns? (Stürmische Zurufe: *Juden! Juden!!*) Das internationale Judentum ist es!"

Auf denselben Ton gestimmt war die Begrüßungsansprache des österreichischen Agrarführers *Reichsritters von Hohenblum*, der sich als ein gelehriger Schüler Georg von Schönerers und seiner alldeutschen Kumpanei erwies; er sagte u. a.:

„Eine *goldene Internationale* richtet ihr Denken und Fühlen darauf, uns unseeen Boden abzuschwindeln und dann selbst agrarisch zu werden. (Großes Gelächter.) Die goldene und die rote Internationale gehen straum zusammen. Wie bei Ihnen, steht auch bei uns an der Spitze der roten Internationale (Ruf: die Juden!) das *internationale Judentum.* (Minutenlanger dröhnender Beifall.) Unsere grüne Internationale unteescheidet sich wesentlich von der goldenen Internationalen, denn sie kämpft für den nationalen Besitz. (Lebh. Beifall.) Ein Hurra dem Bund der Landwirte in Berlin. (Großer Beifall, Hochrufe und Hutschwenken.)"

Als antisemitischer Spaßmacher macht schon seit einigen Jahren der Chefredakteur der „Deutschen Tagesztg.", Herr Dr. *Oertel*, auf den Generalversammlungen des Bundes Herrn Liebermann von Sonnenberg ernste Konkurrenz; seine breite selbstgefällige Sprechweise ist der Psyche des agrarischen Auditoriums vorzüglich angepaßt. Der geistige Leiter der Organes des Bundes der Landwirte ist, vom Reichstag aus, in den er zu seinem Leidwesen nicht wiedergewählt worden ist, bekannt als ein gewandter Debatter, der gern auf Zwischenrufe mit „witzigen" Impromptus antwortet. So auch diesmal, als er gerade die Zigarretiensteuer behandelte:

„Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergeube; für Zigarretten habe ich wenig übeig, sie komaten mir etwas unmännlich (Sehr richtig!), etwas *undeutsch* vor (Stürmischer Beifall. Zuruf: *Orientalisch*). Sie riechen nicht so kräftig, wie deutsche Pfeife, sie riechen etwas widerlich süßlich und der Herr, der mir das eben zurief, hat nicht ganz unrecht, sie haben einen *Stich* in das *Orientalische* hinein." (Lebhafter Beifall und Händeklatschen).

Selbstverständlich ist Herr Dr. Oertel auch ein begeisterter Freund einer Erhöhung der *Börsensteuer.* Wenn das Wort „Börse" in den Generaloersammlungen des Bundes fällt, huscht über die Gesichter der Tausende von Anwesenden ein vergnügtes Schmunzeln. Man weiß aus früheren Versammlungen, daß dieses Stichwort das Signal bildet für eine fröhliche Judenhatz. Herr Dr. Oertel machte denn auch aus seinem Herzen keine Mördergrube; sein Witz ist vielleicht in der Form weniger plump und brutal, aber gerade durch die feine Herausarbeitung der Spitzen um so stachlicher und aufreizender, wie folgende Kostprobe zeigen mag:

„M. H., die Börsensteuer ist eine der besten Steuern, die empfohlen weeden können. Die müheloseften, die größten, die volkswirtschaftlich schädlichsten Gewinne werden an der Börse gemacht. Nun sagt man: wenn Ihr die Böesensteuer immee wieder eehöht, dann wird das Geschäft an der Börse leiden. Ja, meine Herren, wir sind nach und nach etwas hartköpfig und mißtrauisch gewoeden. Vor ein paar Jahren, als es sich auch um Erhöhung der Börsensteuer handelte, da sagte ein Börsenblatt: Wenn das Gesetz durchgeht, dann können die Börsenherren gar nicht mehr bei *Dressel* und *Uhl* oder wie diese Gastwirtschaften heißen, speisen, sondern sie müssen mit einem Margarinebrödchen im Stehen füelieb nehmen. (Heiterkeit.) Wir haben, meine vereheten Herren, die Steueen erhöht: und wenn Sie an den schönen Scheiben der genannten Restaurants heute vorübergehen, so werden Sie die Leute nach wie vor sitzen sehen, bei denen aus dem *ganzen Exterieur* und dem zutage tretenden *Interieur zu schließen* ist, daß sie der Börse mit Leib und Seele, Haut und Haaren angehören. (Stürmischer Beifall.) Wenn wir auch die Börsensteuern jetzt wieder erhöhen, ich bin überzeugt, die Heeeen werden nicht um einen Zentimeter magerer und ihre *goldenen Ketten* nicht um einen Millimeter schmäler. (Große Heiterkeit.)"

Wozu nur das Eine zu bemerken wäre, daß in den Tagen der „landwirtschaftlichen Woche" ein biederes bäuerliches Mitglied des Bundes der Landwirte, das vielleicht gerade aus dem Zirkus Busch kommt, bei solchen Studien über die Physiognomien der Besucher von Dressel, Uhl und ähnlicher erstklassiger Berliner Weinrestaurants sehr oiele bekannte Gesichter aus seiner Heimat finden würde.

Als ein fanatischer Judenfresser produzierte sich Herr v. *Bodelschwingh-Schwarzhafel*, der seit einem Jahre eine gewisse Rolle im Bunde spielt. Er erklärte nämlich:

„... So lange erlangen wir keine Rückkehr zum sozialen Frieden, *ehe* nicht alle Deutschen, sie stehen hoch oder niedrig, *ihre Stellung zum Judentum einer gründlichen Revision unterziehen!* (Stürmischer Beifall.)"

Aus *Liebermann oon Sonnenbergs* Rede, die früher immer den Gipfelpunkt des Entzückens der antisemitischen Zuhörerschaft bildete, klang diesmal eine gewisse satte Behaglichkeit, die nicht mehr nötig hat, sich in besondere rednerische Unkosten zu stürzen:

„Ich nehme auch nicht gerne antisemitische Schlagworte in den Mund, und Gott sei Dank habe ich es auch *nicht mehr nötig.* (Große Heiteekeit.) Die *Saat*, die ich habe mit aussäen helfen, ist *aufgegangen* und in allen Berufsständen, die redlich, im Schweiße ihres Angesichts um ihr Brot ringen, gibt es keinen mehr, der nicht wüßte, wo der Feind steht. In zwei Jahren sind *Wahlen* zu erwarten. Zu Wahlen gehört ein Kriegsschatz; es gehöeen dazu geeignete Kaadidaten. Den Kriegsschatz wollen wir beeeiten; geeignete Kandidaten sind zu finden an allen Orten des deutschen Landes. Aber zu Wahlsiegen gehören auch gute Alliancen und feste Bündnisse. Und so habe ich Ihnen die Grüße der wirtschaftlichen Vereinigung des Reichstages zu überbringen." (Lebhaftes Bravo.)

Herr Liebermann von Sonnenberg kann in der Tat oon sich und seiner Partei mit Genugtuung sagen: „*Es ist erreicht.*" Die „gute Alliance" mit dem Bund der Landwirte enthebt ihn für die zukünftigen Wahlen aller finanziellen Sorgen und eröffnet ihm die Aussicht auf eine vielleicht nicht unbeträchtliche Vermehrung der Zahl der Mandate seiner Partei auf Kosten anderer rechtsstehender Parteien.

Der Niedergang des Geschäftsantisemitismus.

Wie oft im Laufe der Jahre das nunmehr ganz bestimmte, unfehlbar sichere *Wiederaufleben der „Berliner Bewegung"* angekündigt worden ist, das können wir in diesem Augenblicke nicht mit Zahlen belegen. Man hat sich mit der Zeit an diese regelmäßige Verkündigung gewöhnt, die niemandem nützt, niemandem schadet

und manch einem ein Lächeln entlockt, was in dieser ernsten Zeit immerhin sein Gutes hat. Hinter den Kulissen der durch das Verschwinden des Grafen Pückler in der Versenkung ihrer letzten Paradekraft beraubten antisemitischen Schaubühne wußte man's längst, daß diese ständigen Ankündigungen eines neuen Frühlings eitel Schein und Schimmer sind.

Es ist mit dem Geschäftsantisemitismus abwärts gegangen, immer weiter abwärts. Man kennt die weniger erbauliche als beschauliche, weniger erweckliche als erschreckliche Ruhe, die in die spezifischen Parteibetriebe eingezogen ist, auch in jene, in denen zugleich die antisemitischen Heilslehren und Branntewein und Biere verzapft werden. Man wußte insbesondere, daß im Hause der „Staatsbürgerztg." längst das Gespenst umging und der „Dalles", der Gerechte und Ungerechte heimsucht, verheerend gewütet hat im Lager der „Erretter Deutschlands aus der Judennot". Die „Staatsbürgerztg.", die in den Achtziger und Neunziger Jahren ganz gute Tage gesehen hat, war mälig wieder in jene Finanzlage geraten, in der sie sich befand, als sie zu ihrer Rettung den Sprung vom freisinnigen ins antisemitische Lager machte. Die Ratten verließen das sinkende Schiff, und zuletzt schwebte als Geist über den Wassern ein Herr Kammer, dessen Erstlingsleistungen am Trapez der politischen Oeffentlichkeit Feinschmeckern des Humors in lebhafter Erinnerung geblieben sind.

Daß die „Staatsbürgerztg." das zweite Vierteljahr des Jahres 1906 nicht mehr erleben wird, mindestens nicht als das geschäftlich selbständige Tagesorgan der Berliner Antisemiten, das war Kundigen längst nicht zweifelhaft. Nun kann man ihr zwar mit den Worten des von ihren Leuten gewiß „hochgeschätzten" Dichters Heinrich Heine zurufen: „Besser hat es sich gewendet, das Geschick, das dich bedroht . ." Denn sie geht anscheinend nicht ein, sondern ihr Titel und etliches andere von ihr soll noch fortgeführt werden. Aber das Wie der Forterxistenz ist noch dunkel. Die Zeitung „Die Post", von der man vor nicht langer Zeit gleichfalls sagte, sie solle oder wolle sterben, hat das Kammerkummerblatt angekauft und will sie, wie es scheint, weiter erscheinen lassen. Ob als schärfere Ausgabe des von Herrn von Zedlitz-Trützschler politisch geleiteten Hauptblattes der sogenannten freikonservativen Partei, ob als Ablagestätte für den scharfen Antisemitismus, der für die „Post" nicht mehr vornehm genug ist, ob nur als volkstümliche Aufmachung für „Post"-Politik, das kann abgewartet werden.

Jedenfalls hat die „Staatsbürgerztg." ihre Rolle ausgespielt, und dieser Schluß wäre schon eher eingetreten, wenn nicht eine wenig ziemliche Neugier oder ähnliche Triebkräfte auf Seiten eines Teiles des jüdischen Publikums viel dazu beigetragen hätten, ihr die Existenz zu fristen. Derselbe Mangel an politischer Erziehung, der sich in der mittelbaren Förderung der „Staatsbürgerztg." durch jüdische Leser und Inserenten gezeigt hat, kommt zur Erscheinung in der Art, wie vielfach gerade jüdische Herren das in jedem Betracht wertlose Bruhnsche Wochenblättchen „Die Wahrheit" unterstützen, indem sie es kaufen.

Als Herr Bruhn von der „Staatsbürgerztg." weggekommen war, lag ihm daran, die süße Gewohnheit des Daseins eines Zeitungspolitikers, der, durch Verantwortliche gehörig gedeckt, von sicherem Orte her zu der Mitwelt zu reden vermag, irgendwie fortsetzen zu können. Die „Staatsbürgerztg." hatte es unter seiner glorreichen Leitung just auch nicht weiter zu bringen vermocht; sein Reichstagsmandat aber hatte er weg; und so war mit vielem Gelde wenigstens etwas erreicht. Herr Bruhn gibt also jetzt ein Wochenblättchen heraus, das sich höchst naheliegender Weise „Die Wahrheit" nennt und in seiner Art einen noch klareren Beweis für den Rückgang des Geschäftsantisemitismus liefert, als selbst die „Staatsbürgerztg." Das mag ein Widerspruch scheinen — denn „Die Wahrheit" wird fleißig ausgebrüllt und vielfach gekauft —, ist aber doch keiner.

Denn „Die Wahrheit" kann mit Judengeschelte so wenig machen, daß sie eben nur so, wie es dem Geschmack des Herausgebers und den Instinkten jener Gesellschaft, die den Zirkus Pückler zu füllen pflegte, entspricht, bei Gelegenheit irgend etwas Widriges und Niedriges mittelbar mit dem Beiwort „jüdisch" versieht, es aber durchaus unterläßt, dem Inhalt des Blattes und der Ausruferei das Gepräge antisemitischen Skandals zu geben. Läßt dies darauf schließen, daß man in der rohesten Form des Geschäftsantisemitismus ein dickes Haar gefunden hat, — so ist die Entwickelung des Herrn Bruhn als Geschäftsmann, wie sie uns in und mit seinem Blättchen gegenübertritt, sehr interessant und bezeichnend. Nehmen nicht diese Herren, besonders dann, wenn es den Mittelständlerfang gilt und gegen die „verjudeten" Warenhäuser und dergleichen geht, den Mund voll und übervoll von Redensarten zur Lobpreisung „christlich-germanischer" Geschäftsmoral gegenüber „jüdischer Unreellität"? Nun, die Art des Vertriebes der „Wahrheit" schlägt allem ins Gesicht, was redliche und wahrheitsgemäße Geschäftsführung heißt. Nach einer und derselben, also vorher gegebenen Formel rufen die Verkäufer und Verkäuferinnen die einzelnen Nummern der „Wahrheit" aus: „Große Enthüllungen" über dies, „große Enthüllungen" über das, „vollständige Aufklärung" über jenes — und der gutgläubige Käufer bekommt dann irgend eine abgestandene Mitteilung aus der Tagespresse mit einer allgemeinen mitteleuropäischen Moraltunke vorgesetzt und sieht sich nach Enthüllung und Aufklärung vergebens um.

Nach der Art der Skandalblätter letzter Ordnung legt „Die Wahrheit" großen Wert darauf, Familien-, Personenfälle, die die Oeffentlichkeit an sich wenig oder gar nichts angehen, auf die Straße zu zerren. Wer fürchterliche „Enthüllungen" über den Selbstmord einer Dame erwartete, deren Namen die Verkäufer ausschrieen, legte nach dem Kauf des Blattes es bald enttäuscht zur Seite, wenn er sah, daß die „Enthüllungen" in der pathetischen Frage bestanden: „Was ist Wahrheit?" und einem inhaltslosen Drum- und Rumgerede dazu. Wer „Enthüllungen" über das „Treiben in Warenhäusern" erwartete, der fand einen nichtssagenden, künstlich fabrizierten Brief einer Warenhausverkäuferin über alltägliche, harmlose Dinge, die niemanden, am allerwenigsten die größere Oeffentlichkeit näher interessieren. Diese Anpreisung von Enthüllungen, die keine sind, Anpreisungen zu dem Zweck, Käufer zu gewinnen, streifen nahe an ein Gebiet, auf dem hinter der Enttäuschung der Getäuschten das Strafgesetz steht. Aber — was macht das? Der Geschäftsantisemitismus nimmt das nicht so genau. Man kann sein Geschäft als Nutznießer des Skandals und der Gutgläubigkeit derer, die nicht alle werden, betreiben und dann doch den Leuten weit da draußen im Licht eines Erzfeindes aller Unreellität und sonstigen Dinge erscheinen, die man als Geleiterscheinungen des Lebens und Treibens der Juden hinstellt.

Das mag ja noch eine Weile gehen; es mag auch sein, daß die Art, wie die Antisemiten bei ihrem politischen Werben im Lande bald dies, bald jenes Mäntelchen um die Schultern nehmen, dem politischen Antisemitentum noch etliche Zeit das Leben fristet; — vom gesellschaftlichen Antisemitismus reden wir in diesem Zusammenhang nicht. Daß es aber mit dem Geschäftsantisemitismus heftig bergab geht, das ist eine Tatsache, an der nicht zu zweifeln ist, und für die das Sinken der „Staatsbürgerztg." und die Art, in der „Die Wahrheit" Geschäfte zu machen sucht, einen besonders augenfälligen Beleg liefert. Wenn aber demnächst wieder einmal die programmäßige Ankündigung des nunmehr ganz bestimmten Wiedererwachens der „Berliner Bewegung" erfolgen sollte, — dann wird es ein helles Gelächter geben.

Antisemitische Parlaments-Berichterstattung.

Manche konservative und antisemitische Preßorgane wetteifern förmlich in der Unehrlichkeit der Berichterstattung. Ein typisches Beispiel hierfür bieten die „Stimmungsbilder" der „Kreuzztg.", „Staatsbürgerztg." und der „Deutschen Tagesztg." über die Reichstagsverhandlung, in der der Abgeordnete Eickhoff von der Freis. Volkspartei Veranlassung genommen hatte, die antisemitische Kampfesweise eines sozialdemokratischen Redners gegen seinen Fraktionsgenossen Dr. Mugdan an den Pranger zu stellen. Was destilliert aber das genannte einander würdige Preßtrifolium aus der entschiedenen Verwahrung des Abg. Eickhoff gegen die Herabwürdigung der Parlamentstribüne auf das Niveau von Pückler-Versammlungen?

Nach den nur in der Schnoddrigkeit des Tones abgestuften, aber sonst in den beiden ersten Blättern übereinstimmenden Resumés müssen die Leser glauben, daß der Abg. Eickhoff, weit entfernt seinen Fraktionskollegen Dr. Mugdan gegen diese antisemitischen Anspielungen in Schutz zu nehmen, in denselben antisemitischen Ton verfallen ist. Nach der „Kreuzztg." hätte der Abg. Eickhoff in seiner Rede „gefunden, daß von Karl Marx bis zu Artur Stadthagen und Rosalie Lübeck das jüdische Element wie ein roter oder vielmehr schwarzer Faden die Geschichte der Partei durchziehe. Wer genau zusähe, dem könne nicht entgehen, daß im „Vorwärts" ein jüdischer Geist weht und jüdische Anschauungen sich breit machen".

Die wegen Abonnentenschwundes in den letzten Zügen liegende „Staatsbürgerztg." treibt die Fälschung noch toller. Danach hätte der „plötzlich antisemitisch gewordene Freisinnsmann" zur Widerlegung des in der jüdischen Abstammung des Abg. Dr. Mugdan liegenden „Vorwurfes" auf die jüdischen Abg. der Sozialdemokratie verwiesen und dabei gesagt: „Man braucht sich z. B. nur Arthur Stadthagen anzusehen!!" — Ueberflüssig zu bemerken, daß eine solche geschmacklose Aeußerung dem Abg. Eickhoff auch nicht entfernt in den Sinn gekommen ist.

Das Organ des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tagesztg.", suchte bei dieser Gelegenheit „witzig" zu werden, was dem Schreiber des „Stimmungsbildes" allerdings wohl schlecht bekommen wird. Er bezeichnete nämlich den genannten Parlamentarier spöttisch als den „Oberschulmeister der freis. Volkspartei" und im Bezug auf die Schlußbemerkung des freisinnigen Redners, daß er nach wie vor „die treue Wacht am rothen Meere" halten werde, als „den Nachtwächter am roten Meer". Der Chefredakteur der „Deutschen Tagesztg.", Dr. Oertel, der bis zu seinem Eintritt in die Redaktion des agrarischen Blattes denselben Beruf wie Herr Prof Eickhoff angehört hat, wird sich diese geschmacklose Hineinziehung seines früheren Berufs bei dem Schreiber dieses „Stimmungsbildes" jedenfalls sehr entschieden verbeten haben. Am nächsten Tage leistete sich jedoch der Parlamentskorrespondent desselben Blattes, um wieder einen solchen antisemitischen „Witz" anbringen zu können, eine große Fälschung. Danach sollte der Abg. Fräßdorf folgende „geschmackvolle" Wendung gebraucht haben: „Falls ein Gesetz über die Beschneidung der Selbstverwaltung der Krankenkassen kommen würde, so müsse man es „Lex Mugdan" nennen." Eine solche Aeußerung wäre nun an sich ganz unverfänglich; nur ein geistesarmer Antisemit könnte hierin eine boshafte Anspielung finden. In Wirklichkeit hat der Abg. Fräßdorf aber keinen der fraglichen Ausdrücke gebraucht. Nach dem sicherlich authentischen Bericht des „Vorwärts" hat der sozialdemokratische Redner gesagt: „Es sind vom Abg. Dr. Mugdan Vorschläge zur Beseitigung der Selbstverwaltung der Krankenkassen gemacht worden. Sollten einmal gesetzliche Aenderungen in dieser Richtung kommen, so würde ich diese Lex Mugdan nennen und sie neben die Lex Heinze stellen."

Wir sind auf diese Vorgänge, die auch in der übrigen Presse zum Teil eingehend erörtert worden sind, etwas ausführlicher eingegangen, als sie es vielleicht verdienen würden, weil sie an einem typischen Beispiel die verlogene Berichterstattung der antisemitischen Presse recht sinnfällig darstellen. Das Blamabelste für die genannten Blätter ist freilich dabei, daß ihre eigenen ausführlichen Parlamentsberichte, die die Verhandlungen objektiv wiedergeben, die Verfasser dieser tendenziösen „Stimmungsbilder" selbst am besten Lügen strafen.

Wir lassen nunmehr die in Frage kommenden Ausführungen aus der Rede des Abg. Eickhoff nach dem stenographischen Bericht folgen:

„Nachdem mein verehrter Freund Herr Dr. Mugdan vor einigen Tagen von dieser Seite des Hauses in heftigster Weise persönlich angegriffen worden ist, halte ich es für eine ritterliche, eine Ehrenpflicht, diese Angriffe mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Meine Herren, am vergangenen Montag hat nach Ausweis des stenographischen Berichts der Herr Abgeordnete Stücklen folgendes ausgeführt. Er sprach, wie Sie sich erinnern werden, von einem Artikel des „Vorwärts" betitelt „Des Erlösers Geburt" und sagte dann mit Bezug auf diesen Artikel folgendes:

Sie finden in dem ganzen Artikel auch nicht eine Zeile, die auf eine Verhöhnung der christlichen Religion hinauslaufen könnte. Aber meine Herren, genau so wenig wie die Kunst auf den polizeilich geeichten Normalmenschen zugeschnitten werden kann, ebenso wenig kann man in der Politik Rücksicht nehmen auf besonders zart besaitete christliche Gemüter. Der Verfasser des Artikels hat zweifellos nicht an Herrn Dr. Mugdan gedacht; sonst wäre er vielleicht noch viel vorsichtiger gewesen. Daß Herr Dr. Mugdan sich so verletzt fühlt durch den „Vorwärts"-Artikel über den Erlöser, das begreife ich; es erklärt sich das aus dem Reiz der Neuheit, den das Christentum auf den Herrn Dr. Mugdan ausübt. (Heiterkeit und sehr gut bei den Sozialdemokraten).

Wenn noch einige Jahre vorüber sind, wenn der Reiz der Neuheit verflogen sein wird, dann werden Sie vielleicht ganz anders über derartige Urteile denken.

Meine Herren, Sie werden mir alle zugeben, etwas Neues hat der Herr Abgeordnete Stücklen mit diesen Worten nicht gesagt. Deshalb frage ich: was hat er denn mit dieser Aeußerung bezweckt? Ist er vielleicht nach Ahlwardtscher Manier der Meinung, daß man eine Behauptung damit beweisen könne, daß man sie mehrmals wiederholt? Das kann doch auch nicht möglich sein; denn die Tatsache, daß mein verehrter Freund Dr. Mugdan von jüdischer Abkunft und vor vielen Jahren zum Christentum übergetreten ist, diese Tatsache steht fest; sie ist den meisten Mitgliedern dieses hohen Hauses bekannt, genau wie ihnen von vielen anderen hochangesehenen Männern des öffentlichen Lebens bekannt ist. Was bezwecken also solche antisemitischen Scherze allergewöhnlichster Art aus Ihrem Munde? Aus dem Munde eines Mitgliedes der Partei, die die Religion ausdrücklich als Privatsache erklärt hat? Glauben Sie wirklich mit derartigen Ausdrücken hier irgend welchen Eindruck zu erwecken, oder wollen Sie damit vielleicht die Schwäche Ihrer Beweisgründe verschleiern? Meine Herren, und merken Sie denn gar nicht, wie eigenartig sich solche Scherze gerade in Ihrem Munde ausnehmen, in dem Munde einer Partei, die zahlreiche Mitglieder jüdischen Glaubens, von Herrn Carl Marx an bis zu Herrn Arthur Stadthagen herunter (Heiterkeit), in Ihren Reihen zählt (Unruhe bei den Sozialdemokraten) und auch zahlreiche Mitglieder, die wie mein Freund Dr. Mugdan zum Christentum übergetreten sind, aus Gründen, die ich nicht kenne, über die ich deshalb auch nicht das Recht habe, den Stab zu brechen?

Meine Herren, der Herr Graf v. Posadowsky hat hier vor einigen Tagen ein schönes Wort gesprochen, das man nach meiner Ansicht gut täte in die Wände dieses Saales einzugraben — mit goldenen Lettern. Der Herr Graf v. Posadowsky hat gesagt: auch in der Politik ist strengste Wahrheitsliebe und strengste Gerechtigkeit die beste Taktik"..."

Eine Abwehr-Versammlung in München.

Mitte Dezember fand in München eine vom dortigen Verein zur Abwehr des Antisemitismus einberufene Versammlung unter dem Vorsitz des Herrn Dannhauser statt, in welcher Prof. S. Günther, Mitglied des Gesamtvorstandes des Vereins, einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag hielt. Es wird uns nachträglich darüber berichtet:

Der Redner begann mit einer allgemeinen Erörterung der Tatsache, daß der Antisemitismus im wesentlichen auf die weit verbreitete Neigung der Menschen zurückzuführen sei, sich feindlich zu Allem zu stellen, was von der eigenen Denkart und von den eigenen Gewohnheiten abweiche. Beispiele dafür, die nicht gerade diese spezielle Form der Rassenverhetzung tragen, ließen sich in großer Anzahl anführen, wie denn der berühmte Engländer Macaulay erzähle, daß ein richtiger englischer Landedelmann aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gegen Franzosen und Schotten, Katholiken und religiöse Dissidenten, Hofleute und Oppositionelle – kurz gegen Alle, die nicht seines Standes und Schlages waren — die gleiche Abneigung empfunden habe. In letzter Linie beruhe auch die heute zu solchen Dimensionen gelangte Rassenverhetzung auf diesem Unvermögen Vieler, eine andere Eigenart als die eigene überhaupt für berechtigt und möglich anzuerkennen, also auf einer viel mehr unbewußten denn klar erkannten Intoleranz, die sich dann einzelne klarer denkende Führer für ihre unlauteren Zwecke zu nutze zu machen wüßten.

In einer kurzen historischen Einleitung zeigte der Vortragende, daß sich zur Römerzeit Christen und Juden genau in dem gleichen Falle befunden und gleichmäßig, weil sie in Grundfragen anders als das herrschende Volk dachten, dessen Haß auf sich gezogen hätten, wie das aus einer Aeußerung des Namatianus im IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung deutlich hervorgehe. Es wurde bemerkt, daß in Deutschland, wohin Karl der Große jüdische Handwerker in richtiger Erwägung für das Volkswohl aus Italien verpflanzte, anfänglich gar keine Gegnerschaft gegen das neue Element sich geltend gemacht habe, und daß auch der erste gelehrte Antisemit der späteren Zeit, der Bischof Abogard von Lyon, mit seinen Bestrebungen zunächst nichts ausrichtete. Erst die Kreuzzüge, durch welche alle „Ungläubigen", auch im eigenen Lande, geradezu proskribiert wurden, hätten den Umschwung zum Schlimmeren herbeigeführt, und in ihrem Gefolge seien dann fast über ganz Europa jene furchtbaren Judenverfolgungen heraufbeschworen worden, denen nur gelegentlich erleuchtete Obrigkeiten — übrigens auch weit häufiger aus nationalökonomischen als aus humanitären Gründen — entgegentraten. Es wurde konstatiert, daß in letzter Linie hierauf die Invasion der Israeliten in die östlichen Länder zurückzuführen sei, die dort noch immer als die einzigen Träger der deutschen Sprache dastehen, und daß ebenso in der Türkei jene Niederlassungen der „Sephardim" entstanden, welche in keiner Weise ihre Herkunft von der Pyrenäischen Halbinsel verleugnen.

Zur Neuzeit übergehend, warf der Redner noch einen Blick auf die Emanzipationskämpfe in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und auf das siegreiche Durchdringen des Gleichberechtigungsgedankens — wenigstens in der Theorie. Es wurde dabei der großen Verdienste gedacht, welche sich in der bayerischen Kammer der Bayreuther Rechtsanwalt Arnheim um die Sicherung der bürgerlichen Stellung seiner Religionsgenossen erworben hat.

Gestreift wurde hierauf der anscheinende Gegensatz zwischen Rassen- und Religionsantisemitismus. Wie verwerflich und dem wahren Geiste des Christentums zuwiderlaufend gerade dieser letztere sei, betonte der Redner, der ausdrücklich angab, keineswegs auf einem religiös indifferenten Standpunkte zu stehen, sondern überzeugter Protestant zu sein. Völlig sinnlos sei freilich auch die Hervorkehrung des Rassenprinzipes, weil heutzutage, wie die Völkerkunde längst festgestellt habe, von einer reinen Rasse überhaupt nicht mehr die Rede sein könne, sondern allüberall die stärksten Rassenvermischungen stattgefunden hätten. Im Grunde freilich liefen die verschiedenen judenfeindlichen Tendenzen nur allzu häufig unter den entwürdigenden Formen des Geschäftsantisemitismus in einander. Solchem Treiben entgegenzuwirken, sei die Pflicht Aller, die es mit Gesetzlichkeit, Freiheit und Nächstenliebe ernstlich meinten.

Selbstverständlich sei aber auch von den jüdischen Mitbürgern zu verlangen, daß sie die Abwehrarbeit der Feinde des Antisemitismus durch ihr Verhalten nach Kräften unterstützen. Der Jude, der gegenwärtig in Deutschland wohnt, dürfe nichts anderes sein wollen, als ein deutscher Staatsbürger mosaischer Religion! Unter diesem Gesichtspunkte wurde gegen den Zionismus entschieden Stellung genommen. Zweifellos sei nichts einzuwenden, wenn man jüdischen Auswanderern, die sich vor Nachstellungen und Bedrückungen in ihrer augenblicklichen Heimat durchaus nicht mehr behaupten können, die korporative Ansiedlung in einem fremden Lande ermögliche; niemals aber dürfe der deutsche Jude, weil er gerechte Ursache habe, mit manchen Dingen in seinem Vaterlande unzufrieden zu sein, deshalb den Feinden den Gefallen tun und sich nun selbst außerhalb des Deutschtums stellen. Sprache und Wille, nicht Konfession und ursprüngliche Abstammung seien das maßgebende Moment; gar vielen Abkömmlingen hugenottischer Refugiéfamilien sehe man auch in der Jetztzeit noch den Franzosen deutlich an, und trotzdem seien sie die besten und eifrigsten Deutschen geworden. So sei auch der Zusammenschluß junger Juden zu „nationalen" Studentenverbindungen an sich zu mißbilligen; allerdings, so wurde erläuternd hinzugefügt, könnten solche Korporationen darin ihre Rechtfertigung finden, daß ihre Angehörigen nirgendwo sonst als gleichberechtigte Mitglieder aufgenommen würden, was aber auch als ein trauriges Zeichen der Zeit angesehen werden müsse.

Zum Schluß des Vortrages bildete ein Appell an die deutschen Israeliten, Schulter an Schulter mit der noch immer großen Zahl der Anhänger voller staatsbürgerlicher Gleichberechtigung Aller zusammenzuwirken und den Antisemiten nicht durch Separationsgelüste Wasser auf deren Mühlen zu leiten. Auf die Dauer würde sich auch in Deutschland der Sieg der reinen Menschlichkeit über die dunklen Mächte, von denen die Rassenverhetzung betrieben wird, nicht aufhalten lassen.

Aus Kröfells kleiner Residenz.

Der Zufall brachte mich in diesen Tagen nach Pyritz. Schon in Stargard wurde mir zu Gemüt geführt, daß ich den Wahlkreis Stargard-Pyritz, das Gebiet des Expastors Kröfell betreten. Denn unter den Blättern, die der Bahnhofs-Zeitungshändler feilhielt, prangte obenan in fetten Buchstaben der „Mittelstand," jenes Blatt, welches die schwankende papierne Basis für die Existenz des Herrn Kröfell bildet, seitdem er sich beeilen mußte, den Talar auszuziehen, ehe er durch kirchlichen Machtspruch dazu gezwungen wurde.

Erwartungsvoll begab ich mich vom Bahnhof zur Stadt. Das also ist Kröfells Residenz! Klein, aber niedlich! In kurzer Zeit hat man die ganze Stadt durchpilgert. Die wenigen Tausend Einwohner verteilen sich auf ein paar Straßen. Nicht lange wandere ich, da fallen meine Blicke auf ein großes Schild. „Der Mittelstand, Blatt für die Mark und Pommern" ist darauf zu lesen. Natürlich reizt es mich, mir den „Betrieb" etwas näher anzusehen. Du meine Güte! Erbärmlich genug sieht's aus. Links von der kleinen Tür des einstöckigen Häuschens befindet sich ein

Schaufensterchen. Mit den ausgestellten Druckproben und Ansichtskarten macht es den Eindruck, als gehöre es einem armseligen Buchbinder, der für seine Schaufenster-Auslagen nicht viel riskieren kann. Rechts von der Tür sind ein paar unverhängte Fenster, durch die man in eine Stube blickt, in der sich eine kleine Buchdrucker-Quetsche befindet. Das ist die ganze Herrlichkeit! Hier also ist Herr Expastor Kröfell „Direktor von's Janze"! Wer Herrn Kröfell gesehen und gehört hat, wer da weiß, wie voll er den Mund nimmt mit seinem tönenden Pathos, wie er sich mit seinem „Mittelstand" als Erretter aus aller Not aufspielt, der kann sich angesichts dieses Zwergbetriebes eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Leid tun Einem die Gläubigen, die an „ihrem" Pastor hängen, und leid können Einem auch die Gläubiger und die Du — zende tun, die ihr Geld in dieses Unternehmen gesteckt haben.

Daß ein solches Blatt keine Ueberschüsse abwerfen kann, ist erklärlich. Es ist stadtbekannt, daß Kröfell dabei nichts erübrigt. Das einzige, was er sich bisher zugelegt hat, ist das zweite „l", das sein Vater noch nicht in seinem Namen führte. Stadtbekannt ist aber auch seine Genügsamkeit, die soweit gehen soll, daß manche sie als „Knickrigkeit" bezeichnen. Vielleicht liegt aber da der Knüppel beim Hunde. Wie traurig es mit des Herrn „Direktors" und seines Blattes Finanzen bestellt sein muß, geht wohl am besten daraus hervor, daß der Reichstagsabgeordnete Böckler, der eine Zeitlang den Redakteur-Posten des „Mittelstand" inne hatte, dafür ein Gehalt von — sage und schreibe! — 75 Mk. monatlich erhalten haben soll. Aber schließlich mögen 75 Mk. für den Monat dem Abgeordneten Böckler, der zu jener Zeit völlig erwerbslos war, immer noch lieber gewesen sein, wie gar nichts. Beschämend aber ist es doch, zwei deutsche Reichstagsabgeordnete auf solche Weise ihr Leben fristen zu sehen. Sie sind aber unter den Antisemiten nicht die einzigen dieser Art.

Erklärlich ist nun auch, warum Herr Kröfell, von dem seine Wähler nach seinen Drohungen, Versprechungen und dauernden Wahlreden erhofften, er würde im Reichstage mindestens eine Erlöserrolle spielen, sich dort überhaupt nicht sehen läßt. Seit Wochen und Wochen sitzt der Herr Abgeordnete in Pyritz und rührt sich nicht aus dem Bau. Böse Zungen behaupten, er warte nur auf den Moment, wo es Diäten im Reichstage gäbe, und noch bösere meinen, besonders bei Anwesenheitsgeldern würde er nie in Pyritz, sondern im Reichstage anwesend sein.

Von Kröfell wird in Pyritz natürlich viel gesprochen. Ist er doch ein Pyritzer Kind! Aus der Art geschlagen ist er zwar ein bischen. Sein Vater, ein biederer Schuster, war ein Demokrat vom reinsten Wasser. Scherzhaft ist jedenfalls auch, daß Kröfell das, was er geworden ist, z. T. jüdischem Gelde verdankt — wenn auch nur indirekt. Seine Schwester, die ihm während seines Studiums vielfach unterstützt hat, nahm zu jener Zeit eine gut dotierte Stellung bei einer hervorragenden Berliner jüdischen Familie ein.

Als Pyritzer Stadtkind ist es bei ihm nicht verwunderlich, daß er auch gern Pyritzer Stadtvater werden wollte. Bei den letzten Stadtverordnetenwahlen ist ihm das auch gelungen. Vielleicht aber dauert die Herrlichkeit nicht allzu lange. Auch darüber kursiert eine nette Geschichte, wie es über Kröfell überhaupt eine Masse Geschichten gibt.

Stadtverordneter ist auch ein Halbbruder von ihm, ein Schuhmachermeister, der während des Reichstagswahlkampfes besonders bei den Handwerkern sein Schrittmacher war Nun dürfen bekanntlich Brüder nicht gleichzeitig Stadtverordnete sein. Um sein gefährdetes Mandat zu retten, gab Kröfell in einer Stadtverordnetensitzung eine intime Familiengeschichte preis, die wieder einmal zeigt, daß er zur Erreichung seines Zweckes vor keinen Mitteln zurückschreckt. Bisher galt es in Pyritz als eine feststehende Tatsache, daß der Pastor und der Schuster zwar denselben Vater gehabt hätten, daß aber des Schusters Mutter des Pastors Tante gewesen sei, die aber nicht des Vaters Frau war. Kröfell erzählte nun in jener Sitzung, daß sein Vater ihm gegenüber stets bestritten hätte, des Schusters Vater zu sein, und die Tante könne ja nicht gezwungen werden, den Urheber von des Schusters Dasein anzugeben. Der Schuster wäre also nicht sein Bruder, und er selbst könne somit Stadtverordneter bleiben. Natürlich wird diese Geschichte aus dem Hause Kröfell an allen Biertischen in Pyritz erzählt; aber der Herr Expastor scheint gar kein Verständnis dafür zu haben, wie blamabel und kompromittierend so etwas für ihn und seine Familie ist.

Trotz aller Blamagen, trotz der traurigen Rolle, die er vor Gericht und im Reichstage, sofern er dort gewesen, gespielt hat, besitzt Kröfell noch immer seine Anhängerschaft, wenngleich es unverkennbar ist, daß deren Scharen sich etwas bedenklich gelichtet haben. Die Pyritzer Bauern aber halten noch treu und fest zu ihm. Sie sind auch seine Geldgeber, und nicht nur für sein Blatt, sondern auch für ihn persönlich, wie folgendes Geschichtchen beweist. Als Kröfell, um der Verhaftung zu entgehen, ähnlich wie der Dreschgraf Pückler, mit echt germanischer Tapferkeit ins Ausland, nach Malmö in Schweden, entflohen war, sandten ihm zwei Bauern vom Pyritzer Weizacker 100 M nach, damit er auch zu leben habe. Und Kröfell nahm sie an. Man sieht, Herr Kröfell hat ein „einnehmendes" Wesen. Vielleicht schwärmen auch seines Wesens wegen die Damen so für ihn. Oder sollte er durch gewisse Prozesse eine besondere Berühmtheit erlangt haben? E. B.

Wiener Brief.

VI.

(Eherechtsreform. — Der Wiener Wahlschwindel. — Rothschilds Bewunderer. — Die Judenbank.)

Wien, den 11. Februar 1906.

Der politische Kampf in Oesterreich zeitigt oft sonderbare Bilder. Seit Jahr und Tag tobt im heiligen Lande Tirol ein erbitterter Streit zwischen den konservativen Klerikalen und den Christlichsozialen. In Tirol spielt die Judenfrage eine ganz untergeordnete Rolle, denn die Zahl der semitischen Bewohner ist recht gering. Die Christlichsozialen können sich also nicht auf die gewohnten Schlagwörter verlassen, die bei dem biederen Bauernvolk in den Alpentälern wenig Verständnis finden würden. Sie müssen mit einem praktischen Reformprogramm herausrücken, demokratische Forderungen aufnehmen und vertreten. Dadurch gerät die christlichsoziale oder auch jungklerikal genannte Bewegung in einen offenen Gegensatz zur erbgesessenen klerikalen Partei, die ihre Direktionen aus der bischöflichen Kanzlei in Brixen holt. Eben jetzt sind die beiden Gegner hart aneinander gestoßen, denn die bevorstehende Erweiterung des Landtagswahlrechtes und die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für den Reichsrat erweckt in den Christlichsozialen Tirols die Hoffnung, daß sie nunmehr an die Stelle der Bischofspartei vorrücken werden. Der Zeitungskrieg der von den Organen der beiden Gruppen geführt wird, ist höchst ergötzlich. Er gewinnt aber erst den rechten Reiz, wenn man gleichzeitig die Wiener klerikale und antisemitische Presse betrachtet und die holde Eintracht sieht, in der die Waffengegner von Tirol in der Donaustadt leben. Gegenwärtig wird zu einem gemeinsamen Feldzug wider den Fortschritt gerüstet. Die klerikalen und christlichsozialen Zeitungen rufen ihre Leser zu einer imposanten Protestkundgebung gegen die Modernisierung des Eherechtes auf — eine Reform, die vorläufig von der Regierung noch gar nicht geplant, sondern nur von dem aufgeklärten Teil der Bevölkerung stürmisch verlangt wurde. In erster Linie kommt die Beseitigung des berüchtigten § 111 des Bürgerlichen Gesetzbuches in Betracht,

der folgendermaßen lautet: „Das Band einer giltigen Ehe kann zwischen katholischen Personen nur durch den Tod des einen Ehegatten getrennt werden. Ebenso unauflöslich ist das Band der Ehe, wenn auch nur ein Teil zur Zeit der geschlossenen Ehe der katholischen Kirche zugetan war". Vor einigen Jahren hat sich nun ein Verein der geschiedenen Eheleute gebildet, der sich die Beseitigung dieses mittelalterlichen Paragraphen zum Ziel setzte. Da die drakonischen Bestimmungen bezüglich der Unauflösbarkeit der Ehe fast ausschließlich die Katholiken treffen, so muß nicht erst betont werden, daß der Kampfverein einen durchaus „arischen" Anstrich hatte. Ebenso selbstverständlich ist es indes, daß der antisemitische Schwarm seine schwersten Geschütze gegen den „Judenverein" abfeuerte. Einige Zeit später veranstaltete die „Kulturpolitische Gesellschaft" eine Enquete, in der die Anhänger der verschiedensten Parteien und Weltanschauungen über das Ehereform-Problem einvernommen wurden. Da das Ergebnis dieser Veranstaltung eine Verdammung der bestehenden Zwangsvorschriften war, hatte die Enquete auf keine Gnade in den Augen der Antisemiten zu rechnen. Aber auch die Bevölkerung, soweit sie modernen Prinzipien zugänglich ist, mußte sich sagen, daß die Regierung aus Furcht vor dem Unwillen der Klerikalen davor zurückschrecken werde, aus der Enquete die entsprechenden Lehren abzuleiten. Zwar hat das Bürgerliche Gesetzbuch für Oesterreich das ehrwürdige Alter von fast hundert Jahren erreicht; seine Reformbedürftigkeit wird allgemein anerkannt und es wurde auch eine Kommission zur Durchführung der Vorarbeiten für die Reform eingesetzt, aber aus dem Komplex des Reformwerkes ist von allem Anbeginn das Eherecht ausgeschieden worden. Um nun das öffentliche Gewissen nicht zur Ruhe kommen zu lassen, wird jetzt eine Massenpetition an das Parlament vorbereitet, die den reaktionären Elementen sehr unangenehm zu sein scheint. Die Bischöfe erlassen Hirtenbriefe, in denen sie den Gläubigen die Unauflösbarkeit der Ehe als heiligste Institution der Kirche vor Augen führen und die Abkehr von dieser Einrichtung als Attentat gegen die Dogmen des christlichen Glaubens verpönen. Diese Propaganda kann den Kirchenfürsten schließlich nicht verübelt werden; sie sehen es ja als ihre Aufgabe an, den Einfluß der Kirche zu wahren. Allein die Art und Weise, in der die Christlichsozialen in den Kampf eingreifen, verdient doch ein Wort der Abwehr. Natürlich sind es die Juden, die den teuflischen Plan ausgeheckt haben. Selbst der christlichsoziale Abgeordnete Dr. von Bächle, der sonst nicht zu den wüsten Polterern gehört, sprach unlängst in einer von den Klerikalen und Antisemiten gemeinsam einberufenen Versammlung, von dem Ansturme „der verbündeten Juden, Freimaurer und Sozialisten". Das, obgleich eine Frage in Diskussion steht, die die Juden nur als Staatsbürger, die Katholiken aber auch im Privatleben auf das allerinnigste berührt.

An die Regierung, der es um das Wohlwollen der Klerikalen und ihrer christlichsozialen Freunde sosehr zu tun ist — Dr. Klein, der Leiter des Justizministeriums machte seinen ersten Besuch nach seiner Ernennung dem Fürsterzbischofe von Wien — wurde in den letzten Tagen das Ansinnen gestellt, dem Bürgermeister von Wien ein wenig auf die Hände zu sehen. Die Vertreter sämtlicher freisinnigen, bürgerlichen Parteien der Residenz- und Reichshauptstadt Oesterreichs sprachen beim Ministerpräsidenten und Minister des Innern vor, um wegen der Berücksichtigung Wiens bei der Wahlreform bestimmte Vorschläge zu unterbreiten, gleichzeitig um die Abstellung des oft beklagten „Wiener Wahlschwindels" zu verlangen. Die Anfertigung der Wählerlisten und die Leitung der Wahlen obliegt dem Wiener Magistrate. Erst vor einigen Monaten ist eine durchaus sachliche Arbeit über den „Wiener Wahlkataster" erschienen, die von dem Bezirksrat Weil — Jude Weil! schreibt das „Deutsche Volksblatt" — unter Mitwirkung des Universitätsprofessors Zabl und des Hofrates Freiherr von Hock verfaßt wurde. In diesem Buche wurden die technischen Mißstände des magistratischen Wahlapparates aufgedeckt und die Berliner Einrichtungen als vorbildlich hingestellt. Es war daher nur recht und billig, von der Regierung zu verlangen, daß sie dem unter dem hohen Protektorate der Rathausherren geübten Wahlschwindel steuere, der bei der Anlegung der Wählerlisten, die in Wien alphabetisch und nicht nach Häusern geordnet erfolgt, beginnt und beim Akt der Stimmenabgabe fortgesetzt wird. Doch Dr. Lueger, der durch die Möglichkeit gelegentlicher Glückskorrekturen das Heft erst recht in die Hände bekommt, will von der Reorganisation des Apparates nichts wissen. Die von den Liberalen geschaffenen Einrichtungen, die einstens allerdings von einem anderen Geist erfüllt waren, sind dem Herrn von Wien heilig geworden; an ihnen darf nicht gerührt werden. So dachte Dr. Lueger nicht immer. Als er noch der Führer einer kleinen Partei war, da legte er jede Wahlniederlage mit großem Geschrei den Liberalen zur Last und er erfand damals das Wort „Wiener Wahlschwindel". Mehr als einmal hat sein Anhang die Regierung bestürmt, den Liberalen die Leitung der Wahlen in der Donaustadt zu entziehen. Das war „Notwehr"; heute soll derselbe Vorgang ein Verrat an der Autonomie Wiens sein! Tempora mutantur! Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Ansichten Dr. Luegers.

Freitag wurde im Wiener Gemeinderat wegen des Empfanges der freiheitlichen Vertreter der Bevölkerung beim Minister des Innern interpelliert. Herr Schwer, der traurige Regiechef des Polnaer Ritualmordprozesses, war neugierig zu erfahren, weshalb der Minister die Abordnung nicht scharf abgewiesen, sondern die Prüfung der Beschwerden zugesagt habe. Dr. Lueger las zur Beantwortung dieser Anfrage einen Magistratsbericht vor, in dem sich der Magistrat selbst das Zeugnis größter Unparteilichkeit ausstellt und die Vorwürfe wegen der Amtsführung ohne Widerlegung der Einzelbeschuldigungen als „abscheuliche Behauptung" zurückweist. Der Bürgermeister selbst fügte hinzu: „Wenn der Minister sagt, er werde die Sache prüfen, so heißt das soviel, wie wenn er sagen würde: „Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie sich aus." Die christlichsozialen Gemeinderäte können also ruhig sein. Der Minister denkt und spricht, aber Dr. Lueger entscheidet.

Der Antisemit Dr. Lueger! Da hat vor kurzem ein niederösterreichisches Lokalblatt, der „Bote von der Ybs" durch seine Geschwätzigkeit eine nette Geschichte angerichtet. Er plauderte nämlich ein interessantes Ereignis aus. Vor einiger Zeit wurde der Durchschlag des Gebirgsstollens für die zweite Wiener Hochquellenwasserleitung durch eines der üblichen Festessen in Göstling gefeiert. Und da bei solchen Gelegenheiten das Essen lecker und der Wein gut ist, fuhren viele Gemeinderäte auf „Regimentsunkosten", wie man in Wien sagt, nach dem Gebirgsdorfe. Bei dem Bankette hielt Dr. Lueger erst einen Toast auf den Kaiser, dann eine Lobrede auf den Freiherrn von Rothschild, „der durch sein chevalereskes Benehmen" als Gutsherr im Steinbachtal den Stollenbau ermöglicht hat. Dafür gebührt ihm „der wärmste Dank, an dem sich alle anwesenden Gemeinderäte ohne Rücksicht auf die politische Parteistellung beteiligen". Mit einer scharfen Spitze gegen das Stift Heiligerkreuz fügte der Bürgermeister hinzu: „Nicht überall haben wir ein solches Entgegenkommen gefunden". Man sieht: Dr. Lueger, der einst seine Philippika gegen das „Rothschildmilitär" in den Parlamentssaal donnerte, kann auch vernünftig sprechen. Leider werden die in Augenblicken der Erleuchtung gefallenen Aeußerungen immer totgeschwiegen. Das „Deutsche Volksblatt" und die „Deutsche Zeitung" ließen sich von ihren Spezialberichterstattern wohl schildern, wie animiert das Fest verlief, an die Lobrede auf

Rothschild vergaßen aber die beiden Blätter. Vielleicht wird auch Dr. Lueger heute nicht mehr gerne daran erinnert.

Zum Schlusse sei noch eines Vorkommnisses gedacht, das sich in der letzten Generalversammlung der „Oesterreichungarischen Bank" zutrug: Diese Bank, deren Aktien sich in Privatbesitz befinden, ist das Noteninstitut der Habsburger Monarchie. Als solches steht es unter besonderer Staatsaufsicht und sein Einfluß auf das Finanzwesen im Reiche ist außerordentlich bedeutend. Seit Jahren entspinnt sich in den einstens so friedlichen Generalversammlungen ein regelrechter politischer Kampf, weil die Tschechen einen Sitz im Verwaltungsrate erobern wollen. Heuer wurde nun auch die antisemitische Note angeschlagen. Einem Polen war es vorbehalten, mit den „Argumenten" und mit der Terminologie des Antisemitismus hervorzurücken. Die Bank unterstütze in Galizien die „jüdischen Wucherer" und benachteilige dadurch die „Christen". Allein diese Behauptungen stimmen nicht. Auch wenn man die Brille des Antisemitismus aufsetzt, kann man nicht finden, daß die Oesterreichisch-ungarische Bank „verjudet" wäre. Ueberdies steht an ihrer Spitze der Pole Dr. Bilinski, der seine Nationalgenossen gewiß nicht verkürzen wird. Die Angriffe sind mithin nur ein Beweis für die Leichtfertigkeit, mit der Vorwürfe manchmal erhoben werden. rm.

Aus dem antisemitischen Lager.

B. F. **Vereinigte Landwirte, Antisemiten u. A.** Man schreibt uns aus Frankfurt a. M.: In der kürzlich in der „Harmonie" stattgefundenen Hauptversammlung der „Vereinigten Landwirte von Frankfurt und Umgegend" ging es nicht gerade sehr einig und harmonisch zu. Recht lebhafte Auseinandersetzungen ergaben die Vorstandswahlen und am Schluß der angeregten Sitzung kam der Landtagsabgeordnete Köhler zu Wort. Er empfahl u. a., die in Friedberg erscheinende „Deutsche Volkswacht" in eine Tageszeitung umzuwandeln. Ueber die hierzu erforderlichen Geldmittel sprach man insofern, als man eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung als opportun erwog. Daß etwas mit Beschränktheit bei solcher Sache ist, braucht nicht zu verwundern. So beschränkt werden aber die hessischen Bauern und Landwirte nicht sein, daß sie nach den Erfahrungen, die sie beim Böckel'schen „Reichsherold" seligen Angedenkens gemacht haben, auch bei der neugeplanten Gründung ihr Geld wieder nutzbringend anlegen werden. Die Böckel'schen Schuldscheine aus jener Gründerzeit sollen heute noch — trotz allem angeblichen Anwachsen des Antisemitismus in Hessen — etwas „unter pari" zu haben sein.

×× **Akademisches.** In der A. D. B.-Zeitschrift, dem Organe des Deutschen Burschenbundes, wird in längeren Ausführungen die „Finkenschaftsbewegung" behandelt. Die Stellung der Finkenschaft zur „Judenfrage" auf den Hochschulen wird darin folgendermaßen dargelegt: „Wenn die Finkenschaft", heißt es da, „jeder Zeit ihren vermeintlichen Anspruch auf die Vertretung aller Nichtinkorporierten versucht geltend zu machen, so muß doch ihr zeitweiliges Verhalten z. B. den jüdischen nichtinkorporierten Kommilitonen gegenüber recht befremden. Ich gebrauche hier absichtlich den Ausdruck „Kommilitonen"; denn der jüdische Student ist von der Stunde der Immatrikulation an vor den Behörden auf unseren deutschen Hochschulen genau dasselbe, wie jeder andersgläubige Student deutscher Angehörigkeit. Ein jüdischer Student hat der Universität gegenüber die gleichen Pflichten und Rechte wie jeder andere Studierende. Die Finkenschaft will nun satzungsgemäß angeblich alle nichtinkorporierten Studenten in allen allgemeineren akademischen Angelegenheiten vertreten. Warum sollen da die jüdischen Studenten ausgeschlossen werden? Gewiß wird das von Finken-Seite aus energisch in Abrede gestellt werden. Mit gewissem Stolze wird man auf die Berliner Finkenschaft hinweisen, von der die Finken anderen Orts nicht ungern sagen, sie sei „verjudet". Aber die Vorgänge an der Münchener Universität im verflossenen Sommersemester lassen doch die Strömung in der Finkenschaft gegen die jüdischen Studenten genug erkennen. Der Beirat der Münchener freien Studenten hielt es nämlich für unangebracht, daß Juden im Ausschusse sitzen. Die antisemitische Strömung in der Münchener Finkenschaft selbst war dann so groß, daß sie neben der „Freien Studenschaft" die neue „Freie Vereinigung Münchener Finken" erstehen ließ. Auch in Leipzig, wo man einige Jahre mit großem Stolz die Finkenschaft als „judenrein" bezeichnete, war man in großer Verlegenheit, als von der Berliner Finkenschaft ein jüdisches Ausschußmitglied kam und in Leipzig wieder die Zugehörigkeit zum dortigen Ausschuß anstrebte. In der Frage der Stellung zum Antisemitismus ist also der Standpunkt der Finkenschaft keineswegs klar".

So weit die Ausführungen des A. D. B.-Angehörigen, die ja unzweifelhaft bei aller beabsichtigten Objektivität doch den „überlegenen" Standpunkt des Burschenschafters gegenüber dem Finken nicht verkennen lassen. Der Verfasser generalisiert Einzelfälle, die doch keineswegs immer typisch sein müssen und es auch hier durchaus nicht sind. Die Stellung der Finkenschaft zum Antisemitismus ist keineswegs unklar. Sie ist so bestimmt, wie nur möglich. Die Finkenschaft, die sich auf modernen Grundsätzen aufbaut, denkt garnicht daran dem Antisemitismus irgend welche Konzessionen zu machen. Und das ist die Hauptsache, daß die große Organisation der Finkenschaften an den deutschen Hochschulen diesen Grundsatz als maßgebend ansieht. Wenn dann und wann hin und wieder einmal an irgend einer Universität oder anderen Hochschule in irgend einem Jahre ein antisemitischer Klüngel sich auch unter den freien Studenten zusammenfindet, so ist das von keiner Wichtigkeit. Und man tut durchaus unrecht, wenn man die antisemitischen Absonderungsgelüste einer kleinen Gruppe der ganzen Organisation zum Vorwurf macht. Die antisemitische Finkenpartei in München wird nur solange bestehen, wie die Rufer im Streit, die die Spaltung verursacht haben, in Isarathen sich breit machen. Sind sie gegangen, dann wird auch der Friede in der Münchener Finkenschaft wieder hergestellt werden.

Vermischtes.

Ein neuer Kurs? Justizrat Dr. Eugen Fuchs in Berlin wurde zum Mitglied der Justizprüfungskommission ernannt. Er ist einer der angesehensten und gesuchtesten Rechtsanwälte am Kammergericht und gehört auch dem Vorstande der Anwaltskammer an. Er ist auf fachwissenschaftlichem Gebiet vielfach hervorgetreten, insbesondere sind seine Arbeiten über Grundbuchrecht allenthalben als meisterhaft anerkannt. Sein Kommentar zu den grundbuchrechtlichen Normen des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist in zwei Bänden erschienen; der erste, der das materielle Recht darstellt, ist von Fuchs allein, der zweite, über das formelle Recht, von ihm in Gemeinschaft mit Dr. Hugo Arnheim verfaßt. Es ist gegenwärtig das bedeutendste Werk der grundbuchrechtlichen Literatur.

Justizminister Beseler hat, ohne es zu wollen, eine blutige Satire auf seinen Vorgänger geschrieben. Denn gibt es eine beißendere Kritik, als daß er einen Mann, den Herr Schönstedt noch nicht des Notariats würdig fand, zum Mitglied der höchsten Staatsprüfungskommission beruft? Ob diese Ernennung wirklich einen neuen Kurs in der Justizverwaltung inauguriert, bleibt abzuwarten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) **vierteljährlich** bei der Post.

Nr. 8. **Berlin, 21. Februar 1906.** **16. Jahrgang.**

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **Sonntag, den 4. März, vormittags 11½ Uhr,** findet in **Berlin** im **Architektenhause, Wilhelmstraße 92, Saal C** die diesjährige ordentliche

General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch eingeladen werden.

Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. Vortrag des Geheimen Justizrats Prof. **Franz v. Liszt** über „Die Kriminalität der Juden in Deutschland."

III. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Berlin und Frankfurt a. M. im Februar 1906.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

J. A.:

Dr. Th. Barth. Geh. Rat Prof. **Wilhelm Förster.** Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

Die wieder christliche „Staatsbürgerzeitung“!

Vor kurzem erst brachten wir einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Die anti-christliche „Staatsbürgerztg.“, jetzt ist das Blatt wieder sehr christlich, d. h. christlich im Stöckerschen Sinne. Vor kurzem herrschte Wotan in den Spalten des einst nur judenfeindlichen Blattes. Wenn Herr Stöcker damals die „Staatsbürgerztg.“ gelesen hat, dann muß ihm manchmal übel geworden sein. Jetzt hat Herr Stöcker die „Staatsbürgerztg.“ angekauft und schreibt für das Blatt, das verbrennen muß, was es vor wenigen Tagen angebetet hat, und anbeten, was es verbrannt hat. Es kommt nichts über die Gesinnungstüchtigkeit und über das, was einer gewissen Sorte germanischer Leser alles geboten werden kann, nämlich germanischen Antisemiten. Denn gegen die Juden ging es in der nur antisemitischen, in der wider-christlichen und geht es jetzt auch in der wieder christlichen „Staatsbürgerztg.“ her.

Herr Stöcker ist wieder auf dem Kriegspfade. Er hat nichts vergessen und nichts hinzugelernt, und wie wir sehen, wird er nichts mehr lernen. Der Artikel „Auf zum Kampf!“ in der Sonntagsnummer der „Staatsbürgerztg.“, der von dem ehemaligen Hofprediger nicht nur geschrieben, sondern auch voll unterzeichnet ist, zeigt das in vollster Deutlichkeit.

Herr Stöcker will die alte Berliner Bewegung wieder entfachen, von der er sich einbildet, daß sie etwas in seinem Sinne genutzt hat, und daß sie wieder entfacht werden kann. O sancta simplicitas, könnte man ausrufen, wenn man nicht ganz genau wüßte, daß bei diesem Gottesmanne von Einfalt, gar heiliger Einfalt nicht die Rede sein kann. Darin hat er recht, daß er von dämonischen Mächten behauptet, sie entwickelten sich schnell. „Wer hätte — schreibt er — vor fünf, ja noch vor drei Jahren denken können, daß im Bereich europäischer Zivilisation — denn dazu gehören die Ostseeprovinzen noch — Menschen an offenem Tageslicht gemordet werden könnten, nur weil sie deutsche Edelleute und evangelische Pastoren seien?“ Das „nur“ des Herrn Stöcker ist ja nicht ganz wahrheitsgemäß. Es sind in den Edelleuten und Pastoren die Unterdrücker, die Fremden, gegen die von der russischen Regierung seit langer Zeit gehetzt worden ist, und etliche wohl auch im Eifer des Gefechts, aus persönlicher Rache 2c. gemordet worden. Aber wer hätte drei, fünf Jahre vor der Stöckerschen Bewegung denken können, daß im Königreich Preußen, von dem man nicht erst in einer Parenthese zu sagen nötig hat, daß es im Bereich der europäischen Zivilisation liegt, daß in Berlin, der „Metropole der Intelligenz“, Menschen verhöhnt, beleidigt, verfolgt werden könnten, entrechtet werden sollten, bloß weil sie einer anderen Religion angehörten, nicht von germanischer Abstammung waren? In der Tat, Herr Stöcker hat Recht; dämonische Kräfte entwickeln sich schnell, und erwecken den Glauben an Ritualmorde und an sonstige Unheilsmärchen von neuem.

Herr Stöcker traut einem Sozialdemokraten natürlich nicht über den Weg, einem Juden auch nicht, einem jüdischen Sozialdemokraten gar erst recht nicht. Wenn aber eine jüdische Sozialdemokratin behauptet — Rosa Luxemburg ist von ihm gemeint — daß „ihre Partei die Fäden der Revolte in Rußland in der Hand hat“, dann glaubt er ihr ohne weiteres. Es mag sein, daß die deutsche Sozialdemokratie bei der russischen Revolution irgend welche Rolle auch spielt. Aber Fürst Bismarck hat doch bereits in den achtziger Jahren, als die deutsche Sozialdemokratie noch nicht entfernt die Drei-Millionen-Partei war und an eine Revolutionierung Rußlands denken konnte, die Revolution vorausgesehen, wozu es beiläufig keines Bismarckschen Geistes bedurfte, weil es eine altbekannte Sache ist, daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis der Henkel bricht, und daß von ewig her jede Mißwirtschaft einmal ein Ende, gewöhnlich auch ein Ende mit Schrecken nimmt.

„Der Staatssekretär des Innern, schreibt Herr Stöcker in seinem „Auf zum Kampf!“-Artikel, fragte kürzlich im Reichstag, wie es nur komme, daß in Deutschland trotz seiner weitgehenden, allen Völkern voranstehenden Sozialpolitik der Umsturz die größte Verbreitung habe. Ich habe ihm geantwortet, einer der Gründe sei die Judenmacht, das Judengeld, die Judenpresse in Deutschland“.

Herr Stöcker scheint sich auf diese Antwort sehr zu gut zu tun. In der Tat verdient für einen Antisemitenhäuptling eine gewisse Anerkennung, daß er nicht gesagt hat, es sei dies der einzige Grund, die Juden allein hätten an der Verbreitung der Sozialdemokratie in Deutschland Schuld. Vielleicht hat sich Herr Stöcker, als er dies sagte, noch rechtzeitig besonnen, daß er nicht in einer Bierkneipe, nicht zu einem antisemitischen Publikum, sondern vor einer erleuchteteren Gesellschaft sprach. Aber auch so ist die Antwort eine nur für die Dümmsten geeignete. Herr Stöcker spricht von einer Judenmacht, die in Deutschland nicht einmal ein Leutnantspatent erwirken, in so und so vielen Ländern nicht die grauenerregendsten Judenmetzeleien verhindern kann. Er spricht von Judengeld, von dem es auf derselben Seite der „Staatsbürgerztg.“ unter dem Strich heißt, daß es wie die konservativen Gegner des Reichstagswahlrechts die Wahlen zu beeinflussen sucht — dabei beiläufig nicht einmal einen einzigen nicht zur Sozialdemokratie gehörenden jüdischen Abgeordneten durchsetzen kann. Endlich soll auch die Judenpresse wieder der Sündenbock sein, von der wir erst kürzlich gesagt, daß sie quantitativ keinen Vergleich aushalten kann mit der offiziellen, offiziösen, konservativen, klerikalen usw. Presse.

Herr Stöcker fordert also zum Kampf auf nicht gegen Windmühlen, sondern gegen Gespenster, die nur in seinem Hirn und dem seiner Gesinnungsgenossen oder der Einfältigen, denen er es durch stete Wiederholung suggeriert hat, existieren und herumspuken. Herr Stöcker klagt in demselben Artikel auch, daß der Katholizismus an Einfluß stark gewachsen sei. Ist dafür auch einer der Hauptgründe die Judenmacht, das Judengeld, die Judenpresse? Und wenn also etwas wachsen kann ohne Hinzutun der Juden, warum in aller Welt müssen sie durchaus schuld sein an dem Wachsen der Sozialdemokratie, an dem Umsichgreifen der Revolution in Rußland? Wir werden es Herrn Stöcker, Mitarbeiter der gestern noch widerchristlichen und heute wieder christlichen „Staatsbürgerztg.“ — wie sagt doch Schmock? Kann schreiben rechts, kann schreiben links — verraten: weil er und Seinesgleichen das Bedürfnis nach einem Sündenbock haben und das deswegen, weil sie entweder zu kurzsichtig sind, die eigene Schuld zu sehen, aber zu wenig ehrlich, sie zu gestehen. Und ganz genau so haben es die russischen Machthaber gemacht, als sie das Volk auf die Juden hetzten. Nur daß bei den russischen Machthabern weniger von Kurzsichtigkeit als von spitzbübischer Niedertracht die Rede sein kann. Es ist Herrn Stöckers Hoffnung, „daß selbst in der Arbeiterwelt, wenn man ihr die russischen Resultate, die doch besonders die arbeitenden Klassen bedrücken werden, vor die Augen stellt, ein Rückgang der sozialdemokratischen Stimmung eintreten wird.“ Ob die russischen Resultate wirklich die arbeitenden Klassen bedrücken werden, ist noch sehr die Frage, und es wäre überaus traurig, wenn es der Fall wäre. Die ganze zivilisierte Welt hofft das Gegenteil. Jedenfalls war es sehr unklug, im höchsten Grade unvorsichtig von Herrn Stöcker, von den russischen Resultaten einen Rückgang der sozialdemokratischen Stimmung zu erhoffen. Daß von den bereits eingetretenen russischen Resultaten, welche die ganze zivilisierte Welt mit Empörung erfüllt haben, die Antisemiten mit Herrn Stöcker an der Spitze etwas lernen werden, wagen wir nicht zu hoffen.

Was ein richtiger Antisemit ist, der liebt das Lernen nicht. Der schreit einfach drauf los: Der Jude wird verbrannt.

Ob die „Staatsbürgerztg", die als demokratisches Organ Schiffbruch gelitten, als antisemitisches sich und die Stadt Berlin in Verruf gebracht hat und trotz Bruhn und Pückler auf keinen grünen Zweig gekommen ist, und kurze Zeit als Organ des heiligen Wotan sich lächerlich gemacht hat, unter christlich-antisemitischer Flagge es weit bringen wird, möchten wir bezweifeln. Herr Stöcker, der das Berliner „Volk" verloren und das „Reich" nicht hoch gebracht hat, kann es sich ja leisten, ein verkrachtes Antisemitenblatt in sein Schlepptau zu nehmen, aber die Zeiten des ehemaligen Hofpredigers Adolf Stöcker sind, wie wir glauben, hin; tempi passati!

Wahrheit und Unwahrheit bei den Antisemiten.

Man schreibt uns aus Eisenach:

Wie ja nicht anders zu erwarten war, haben die Freunde des antisemitischen deutschnationalen Handlungsgehilfenführers Schack eine Ehrenrettung ihres Leiters und eine Qualifikation ihrer „Wahlschnorrereien" versucht. Es wäre auch gar zu gewagt gewesen, wenn man sich gegenüber den durch die permanenten Bettelbriefe zu Wahlzwecken beunruhigten Handlungsgehilfenkreisen, besonders in Süddeutschland, noch weiter das Odium der „Allzudiskreten" gegeben hätte. Anstatt aber nun, ohne Vorbehalt, die „Wahrheit" zuzugeben und sich nach dem sattsam bekannten antisemitischen Schema zu verteidigen, greift man zu einer ganz veralteten Taktik zurück, nach dem Spruch: Was man nicht widerlegen kann, das gibt man keck als Lüge an. Man windet sich mit antisemitischer Skrupellosigkeit um die Wahrheit herum und bestreitet alles. Dann kommt man zu dem Endresultat: Wir Antisemiten sind nach wie vor tugendhaft und politisch sauber, nur die bösen Gegner, die uns immer in die Karten schauen und uns beschuldigen, hinter dem offiziellen politischen Spielplatz Mogeleien zu treiben, sind Charlatans. So hat der Katzenjammer anläßlich des „Dalles", der in der Kasse der Antisemiten nach der Eisenacher Reichstagswahl ausgebrochen ist, den deutschnationalen Handlungsgehilfenverband nicht abgehalten, den Versuch zu unternehmen, die blamable Wahlschuldengeschichte des Herrn Schack und seines Anhanges abzuschwächen. Ja — Herr Wilhelm Schack selbst schickt an die „Mitteilungen a. d. V. z. A. d. A." eine sogenannte Richtigstellung, in der er ein feines Unterscheidungsvermögen zwischen „Wahrheit" und „Unwahrheit" in seiner Auffassung zu entwickeln versucht.

Zunächst bestreitet Herr Schack, sich erboten zu haben, „die Kosten der Wahl, auf seine deutschnationalen Hintermänner fest vertrauend, aus eigenen Mitteln zu bestreiten." Daß er die Wahl nicht aus seiner Tasche bestreiten konnte, glaubt man ihm gern, aber diese aus dem Zusammenhang losgelöste Behauptung klingt absolut nicht absurd, wenn sich Herr Schack vier Monate zurückerinnert. Damals hat er zunächst, nachdem er den Wahlkampf mit dem vom deutschnationalen Handlungsgehilfenverbande für seine eigenen Zwecke angestellten Beamtenapparat aus Hamburg, den Herren Henningsen und Kettembeil an der Spitze, eingeleitet, je nach Bedarf aus den Ortsverbänden der größeren Städte Beamte zur Verstärkung nach Eisenach gezogen, so den Verbandsleiter Eugen Clauß aus Mannheim, den Verbandsleiter aus Leipzig u. s. f. Er hat zurzeit, auf seine deutschnationalen Hintermänner, die ihm die teilweise in Henningsens Verlag gedruckten Drucksachen und Reklamen besorgten, fest vertrauend, den Kampf aus „eigenen Mitteln" d. h. denen des deutschnationalen Verbandes führen wollen. Daß er damit nicht weit kam, ist klar. Will nun etwa Herr Schack abstreiten, daß im Herbst vorigen Jahres für die Reichstagswahl in Eisenach bei den einzelnen Ortsgruppen gesammelt wurde? — Nun, so müssen wir seinem Gedächtnis etwas nachhelfen. Schacks Organ, die „Handelswacht" hat selbst für eine derartige Sammlung im Oktober Stimmung gemacht. Solche Sammlungen sind ja in den Organen dieses antisemitischen Verbandes auch gar nichts neues.

Es ist also leicht möglich, daß den antisemitischen Führern das Gefühl für diese Schnorrereien nachgerade abhanden gekommen ist. Es soll hier nur an die famose 2 Mark-Sammlung erinnert werden, zu der jeder antisemitisch fühlende Handlungsgehilfe sein Scherflein beitragen mußte, damit Herrn Schack in Hamburg ein großes Dienstgebäude geschafft werden konnte. Klappern gehört nun mal zum eisernen Inventar der Antisemiten.

Noch einleuchtender dürfte jedoch Herrn Schack und Genossen eine Zuschrift vom 25. November 1905 der „Ortsgruppe Mannheim des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes" an die Redaktion des „Mannheimer Generalanzelger" sein, deren Schlußpassus wörtlich lautet:

„Dagegen haben Freunde und Verehrer Schacks **im Lande herum** freiwillige **Spenden für seine Wahl gesammelt!"**

Merkwürdig — daß Herr Schack Glauben machen will, hieroon nichts gewußt zu haben, daß er angesichts solcher schwerwiegenden Offenherzigkeiten seines Verbandsunterleiters die erst nach eingehender Orientierung wiedergegebenen Tatsachen und Wahrheiten des Artikels in Nr. 7 der „Mitteilungen" für opportun hält, sans façon als „unwahr" zu bezeichnen. Man darf es dem unbefangenen Politiker getrost überlassen, zu konstatieren, auf welcher Seite die „Unwahrheit" zu finden ist. Man beachte nur, wie man in den Kreisen der „deutschnationalen Handlungsgehilfen" über Wilhelm Schack und seine antisemitische Verbandspolitik urteilt. Auch hierüber kann Herr Schack — falls er es noch nicht gewußt hat — an dieser Stelle aufgeklärt werden.

In einer Zuschrift vom 24. November 1905 eines dem Schackschen Verbande angehörenden Mitgliedes über die Wahl in Eisenach, die in mehreren süddeutschen Blättern Aufnahme fand, heißt es wörtlich:

„Ich kann Sie versichern, daß es hier (in Süddeutschland. D. Verf.) eine große Anzahl von Verbandsangehörigen gibt, die mit diesem Vorgehen absolut nicht einverstanden sind. Man kann die Freude über Schacks Sieg wohl begreifen, aber was der Verband als solcher, mit seinem ganzen Beamtenapparat, dabei zu tun hatte, ist nicht zu verstehen, es müßte gerade sein, daß die Verwaltung, jetzt, nach der Wahl Schacks eine Satzungsänderung vor hat. Ich für meine Person möchte aus alter Anhänglichkeit an den Verband wünschen, daß er sich in Zukunft jeder politischen Tendenz fernhält, was ihm jedenfalls nur zum Segen gereichen kann."

So urteilt man in den Mitgliederkreisen des Schackschen Verbandes vielfach, wenn auch infolge des „deutschnationalen Terrorismus" nicht immer mit der Offenheit, wie es hier geschehen. Daß man angesichts solcher Erbitterung über die Mißwirtschaft und politische Irreleitung des Verbandes, nach wie vor die von Herrn Schack abgeleugneten, von seinen Ortsgruppen aber bestätigten und bitter empfundenen Schnorrereien zu Wahlzwecken fortsetzt, ist für die Führung des Verbandes bezeichnend und beweist, daß ihr die Auffassung für solche Handlungsweise abgeht. Die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. In Frankfurt a. M. haben sich mehrere hundert Handlungsgehilfen in einer Resolution gegen die Bezeichnung Schacks als Handlungsgehilfenvertreter ausgesprochen. Daß sich die Berufsgenossen eines Reichstagsabgeordneten von diesem lossagen, ist eigentlich das schlimmste, was einem Parlamentarier passieren kann. Wie kann dann ein Reichstagswahlkreis seinem Vertreter vertrauen, wenn sich die Standesgenossen gegen

die Bezeichnung ihres Kollegen als Vertreter ihres Berufes verwahren? — Ob Wilhelm Schack auch diese Wahrheit, nach seiner Auffassung, in das Gegenteil ummodelt, bleibt abzuwarten.

Nicht die „Mitteilungen“ haben ferner die „Schackspende“ als Geldspende erwähnt, sondern in dem Bettelbrief, in dem die armen Handlungsgehilfen aufgefordert werden, die Schackschen Wahlschulden zugunsten des Grafen- und Baronenbundes zu bezahlen, ist von der „Schackspende“ die Rede und zwar mit der Wendung:

„Wir Handlungsgehilfen sind es unserem Führer doch wohl schuldig, neben der Ehrung durch die Schackspende auch diese Summe Geldes aufzubringen.“

Das heißt doch wohl bei Leuten, die es mit deutscher Ehrlichkeit und klarer Ausdrucksweise genau nehmen, daß die Schackspende auch einmal eine Summe Geldes war. Ist sie schon vor der Reichstagswahl in Eisenach in eine andere Form gekleidet worden, so ändert das nichts an der Tatsache, daß dieselben Handlungsgehilfen, die schon einmal für den Antisemiten Schack tüchtig blechen mußten, jetzt erst recht, zugunsten der Reaktion, also zu volksfeindlichen Zwecken, „freiwillig“ in den Beutel greifen sollen. Im übrigen bleibt es eine nicht wegzuleugnende Blamage für diese angeblich „nationale“, tatsächlich „bündlerisch-antisemitische“ Gesellschaft, daß sie nicht imstande war, auf die gewöhnliche Art ihre Wahlschulden zu bezahlen.

Wenn man selbst von der sonderbaren sog. Schackspende absehen würde, ist es Tatsache, daß der Wahlkreis Eisenach mit ungeheuerlichen Geldmitteln bearbeitet worden ist, und daß, trotz der Beisteuern der Großagrarier, trotz der reichlichen Unterstützungen aller reaktionären Organisationen, trotz der Beihilfe des bekannten Verbandes gegen die Sozialdemokratie und ähnlicher Geister, es nicht möglich war, die Warenhausreklame und die sonstigen Wahlschulden für Schack zu decken.

„Unwahr“, so schreibt Herr Wilhelm Schack „berichtigend“ weiter, ist die Angabe, daß der Bund der Landwirte inoffiziell in die Tasche gegriffen hätte.“ Heißt das —, daß er es offiziell getan hat? Der Antisemit Schack leugnet ja überhaupt jede Gemeinschaft mit dem Grafen- und Baronenbund. Auch herin kann man seinem Gedächtnis etwas nachhelfen durch die Wiedergabe eines vertraulichen Flugblattes an die Herren Vertrauensmänner des Bundes der Landwirte im II. Reichstagswahlkreise des Großherzogtums Sachsen-Weimar. Dieses vom 28. September v. J. datierte Schreiben lautet wörtlich:

„Die am 23. d. Mts. in Eisenach und am 24. d. Mts. in Dermbach abgehaltenen Vertrauensmännerversammlungen des „Bundes der Landwirte“ beschlossen, für die auf den 7. November in unserem Reichstagswahlkreise angesetzte Ersatzwahl die Kandidatur des Herrn Wilhelm Schack in Hamburg, Vorsitzender des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, zu unterstützen. Herr Schack ist mithin offizieller Bundeskandidat. Herr Schack, welcher sich für den Fall der Wahl der Wirtschaftlichen Vereinigung anschließen wird, hat erklärt, daß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Bestrebungen des Bundes der Landwirte vertreten werde. Ausdrücklich wird noch darauf hingewiesen, daß unser Kandidat zu den ältesten Mitgliedern des Bundes der Landwirte gehört, welchem er alsbald nach seiner Gründung beigetreten und bis heute treu geblieben ist.

Die Herren Vertrauensmänner bitte ich, von vorstehenden Tatsachen den Mitgliedern ihrer Ortsgruppe baldmöglichst Kenntnis zu geben. Auch füge ich eine Anzahl Plakate bei, in denen die Kandidatur Schack angeregt wird. Ich bitte, die Plakate an geeigneten Stellen Ihrer Ortsgruppe öffentlich anzukleben, um so auch weiteren Kreisen unseren Kandidaten bekannt zu machen. Sollte es uns gelingen, Herrn Schack zum Siege zu verhelfen, so würden wir zweifellos einen vorzüglichen Vertreter für unseren Reichstagswahlkreis in den Reichstag senden, und wir würden dabei die Gewißheit haben, daß unser Abgeordneter ein trefflicher Vorkämpfer für unsere Bundessache sein wird. Die Voraussetzung zu unserem Wahlsiege bildet aber die eifrige Mitarbeit aller unserer Mitglieder. Insbesondere wende ich mich an die Herren Vertrauensmänner des Bundes der Landwirte und bitte Sie, mit allem Eifer für die Kandidatur des Herrn Schack, unseren offiziellen Bundeskandidaten, wirken und werben zu wollen.

Mit Bundesgruß

von Boyneburgk.

Vorsitzender des Bundes der Landwirte
für den Reichstagswahlkreis Eisenach-Dermbach.“

Dieses Dokument spricht Bände und der Bettelbrief für Schack, in dem der Passus vorkommt, „er möchte die Deckung (der Wahlschulden. D. Verf.) nicht irgendwo beantragen, wo ihm Verpflichtungen irgend welcher Art daraus erwachsen könnten“, wird jetzt in ein ganz neues, eigenartiges Licht gerückt.

„Unwahr“, meint Herr Schack weiter, ist die Darstellung der Eisenacher Lärmszene, zumal die Behauptung, daß einer Anzahl Wähler, die vorher durch Eintrittskarten eingeladen worden seien, der Eintritt in die Wahlversammlung verweigert worden sei.“

Dem Agrarierzögling Schack ist bei dem Versuch, die Unwahrheit von der Wahrheit zu sondern, das Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen, sodaß er jetzt in der Tat die Begriffe verwechselt. Dafür, daß sich die Lärmszene genau so, wie sie hier geschildert war, abgespielt hat, bürgen die Berichte einer großen Anzahl Thüringer Zeitungen, wir nennen hier nur das „Gothaische Tageblatt“, das „Jenaer Volksblatt“, das „Koburger Tageblatt“, die „Eisenacher Tagespost“ und die „Erfurter Tribüne“. Die erbärmliche Kampfesweise und die maßlosen Hetzereien der Antisemiten bei der Reichstagswahl in Eisenach wurden auch am Freitag, den 16. Febr., also noch vor wenigen Tagen im Weimarischen Landtag zur Sprache gebracht. Landtagsabg. Hauwede ging besonders auf den Wahlkrawall in Eisenach ein, der von Antisemiten verschuldet worden ist. Abg. Baudert sagte: Bei der letzten Reichstagswahl in Eisenach habe man vonseiten der Antisemiten und Bündler gegen die Gegner, besonders gegen den freisinnigen Kandidaten Kühner gekämpft, wie es bei den Sozialdemokraten nicht vorkomme. Das Verhalten des neugewählten Reichstagsabgeordneten Schack und die Art der Begleichung seiner Wahlschulden seien charakteristisch für den ganzen Antisemitismus. So urteilt das Weimarische Parlament, jetzt, fast vier Monate nach der Wahl; gewiß ein Maßstab für die Erbitterung, die in ganz Thüringen über die systematische Verhetzung der Bevölkerung durch die Antisemiten herrscht.

Daß weiter Herrn Schack die Sache mit den Eintrittskarten unangenehm ist, ist verständlich. Er hat ja auch — da infolge des vielen Karteninhabern verweigerten Einlasses, wie leicht verständlich, Lärm entstand —, die Versammlung überhaupt nicht eröffnet. Die Karten, die von dem Bureau des Herrn Schack planlos verschleudert wurden, sind wahre Muster für die „Warenhausagitation“ der Antisemiten. Trotzdem sie Herr Schack verleugnet, sind sie noch heute in unbegrenzter Zahl in Eisenach aufzutreiben. — Es ist auch nicht weiter verwunderlich, wenn Herr Schack zum Schluß bestreitet, bei der Wahl-Siegesfeier Champagner getrunken zu haben. Nußdachwasser ist es jedenfalls nicht gewesen. Aber es soll konstatiert werden, daß Wilhelm Schack nach Verkündigung seiner Wahl, nachdem er seinen Busenfreund und Lehrmeister Liebermann von Sonnenberg umarmt und geküßt hatte — nach seiner Auffassung — Selterwasser getrunken hat.

* * *

Gerade zur richtigen Zeit ist dem Schreiber dieses die Januarnummer der „Lotteriepost“ zugesandt worden. In dieser Zeitschrift wird darauf hingewiesen, daß eine von dem Schackschen Verbande am 1. April ausgeschriebene „Hauslotterie“ nicht stattfindet, den Käufern der Lose aber das Geld im Betrage von

100 000 Mark nicht zurückgegeben wurde, sondern von Herrn Schack erklärt wird:

„Wir sind davon überzeugt (!), daß unsere Mitglieder die Lose gekauft haben, nicht um einen Gewinn zu erzielen, sondern um unseren Hausbauschatz auffüllen zu helfen, und daß es unseren Freunden ganz gleichgültig ist, ob sie nun dabei die Aussicht (!) auf einen Gewinn gehabt haben, oder nicht."

Das ist der Antisemit Schack. Kommentar gänzlich überflüssig.

Weiter ist die Erwartung ausgesprochen, daß die Käufer der Lose auf eine Rückgabe des Kaufpreises verzichten. Wer aber so frei ist, sein Geld zurückzufordern, der bekommt nicht etwa sein Geld gegen Rückgabe des Loses von demjenigen zurück, der ihm in seiner Ortsgruppe dies Los verkauft hat, sondern er muß der Verbandsleitung (also Herrn Schack) das Los unter Angabe seiner Adresse und Mitgliedsnummer einsenden.

Die Stimme von der Wartburg.

* * *

Die antisemitische „Hessische Rundschau" in Kassel, der eine ähnliche „Berichtigung", wie uns, zugegangen war, macht zu der Mitteilung in dem Bettelzirkulare, daß doch unter allen Umständen vermieden werden müsse, daß die Tilgung der Wahlschulden Schack eine gewisse Verpflichtung gegenüber der Stelle auferlege, welche subsidiär hierfür eintrete, folgenden interessanten Zusatz:

„Unsere Glosse sagte wörtlich: „Schack dürfe, so heißt es in dem Schreiben, nicht in die Lage gebracht werden, die Deckung dieses Betrages bei einer Stelle zu beantragen, wo er dafür Verpflichtungen irgend welcher Art eingehen müsse." Darin ist, wie man sieht, nichts „entstellt" wiedergegeben. Das Schreiben ist in der angegebenen Fassung in einer ganzen Anzahl von Tageszeitungen abgedruckt und bis auf den heutigen Tag von dem „Deutschen Blatt", dem offiziellen Organ der deutschsozialen Partei, nicht dementiert worden; das „Deutsche Blatt" wird, wie wir zugeben müssen, sehr mangelhaft redigiert, aber zur Kraftleistung eines Dementis hätte es sich bei Aufbietung aller Kräfte am Ende aufschwingen können. Ist aber der zitierte Wortlaut authentisch, was sollen dann die „Verpflichtungen irgend welcher Art" bedeuten? Solche geschraubten Wendungen braucht man doch nicht, um die einfache Tatsache auszudrücken, daß man eine Darlehnsverbindlichkeit eingeht, wenn man einen Pump macht. Nur an politische Verpflichtungen war nach dem ganzen Text des Schreibens zu denken. Ist aber dieser Text etwa schon in den Tageszeitungen unrichtig wiedergegeben, so bitten wir um Veröffentlichung.

Herr Schack schreibt, noch niemals habe der Bund der Landwirte den Versuch gemacht, irgend einem deutschsozialen Abgeordneten seine Politik vorzuschreiben. Woher weiß er das? Glaubt er, daß seine Kollegen ihm die Geschichte ihrer sämtlichen Liaisons erzählen? Glaubt er, daß Zumutungen dieser Art materiell protokolliert werden? Daß ihm persönlich gegenüber solcher Versuch gemacht worden sei, haben wir nicht behauptet; wir haben vielmehr die Hoffnung ausgedrückt, daß er nie in die Lage kommen werde, derartiges über sich ergehen lassen zu müssen. Nach alledem können wir nicht finden, daß er irgend einen Satz unserer Glosse berichtigt hätte. Daß er den Versuch dazu gemacht hat, das ist zu loben, schon weil es angenehm von dem Verhalten eines anderen deutschsozialen Abgeordneten absticht, der einen schweren und erweislich wahren Vorwurf ruhig in der Hoffnung einsteckt, daß die Zeit über alles Gras wachsen läßt."

Nochmals der Justizminister Beseler und die Vereinigungen christlicher Referendare.

Das mehrfach erwähnte Breslauer Vorkommnis ist jetzt auch im Plenum des Abgeordnetenhauses bei Beratung des preußischen Justizetats in der Sitzung vom 17. d. M. zur Verhandlung gekommen; und zwar wurde der Minister hierüber von dem Breslauer konservativen Abgeordneten Major a. D. Strosser interpelliert. Außer dem Minister ging noch der Danziger freisinnige Abgeordnete Keruth auf den Fall näher ein. Wir lassen die Reden nach dem stenographischen Bericht folgen:

Major a. D. **Strosser:** Ich komme zum Schluß nun noch auf eine Angelegenheit, die sich in meinem Wahlkreise Breslau zugetragen hat, und die bereits in der Budgetkommission zur Sprache gekommen und auch vom Herrn Minister beantwortet worden ist. Sie betrifft den Verein christlicher Referendare in Breslau. Ich will den Tatbestand hier kurz rekapitulieren. Dieser Verein feierte kürzlich sein 25jähriges Stiftungsfest durch ein Essen. Es war zu diesem Zwecke ein Saal in einer Restauration gemietet worden, sodaß dieses Essen in einem vollständig geschlossenen Raum stattfand. Bei dieser Gelegenheit ist nun ein Tischlied mit antisemitischer Tendenz gesungen worden. Ich will dieses Lied in keiner Weise verteidigen; weder meine politischen Freunde noch ich wollen uns damit irgendwie identifizieren; ob es gut oder schlecht war, spielt hier nach meiner Ansicht auch gar keine Rolle. Dieses Lied ist auf eine bisher ganz unaufgeklärte Weise in die Hände des israelitischen Rechtsanwalts Mamrath in Breslau gelangt, und dieser hat es, Beschwerde führend, ich weiß nicht genau, ob an den Herrn Minister oder an den damaligen Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten, weitergesandt. Wie dies Lied in die Hände dieses Rechtsanwaltes gekommen ist, ist, wie gesagt, unaufgeklärt. Wie ich aber heute durch einen Brief aus Breslau erfahren habe, soll der betreffende Rechtsanwalt erklärt haben, daß ihm ein Kellner den Brief gegeben habe. (Hört, hört! rechts) Wodurch derselbe dazu veranlaßt ist, entzieht sich vollständig unserer Kenntnis. (Hört, hört! rechts) Jedenfalls ist so viel sicher, daß dieses Lied nur durch groben Vertrauensbruch in die Hände eines anderen gelangen konnte.

Es ist in der Budgetkommission vom Herrn Abg. Peltasohn angefragt worden, ob der Herr Minister bereit sei, aus Anlaß des in Breslau vorgetragenen Gedichtes eine Untersuchung anzustellen, ob und inwieweit auch in anderen Städten Referendarvereine oder -Vereinigungen prinzipiell jüdischen Referendaren den Eintritt nicht gestatten, oder ob, falls tatsächlich Unterlagen vorhanden sind, er dagegen vorgehen wolle. (Hört, hört!) Der Herr Minister hat nach dem Protokoll folgende Antwort gegeben. Er erklärt, daß er in seiner früheren Eigenschaft als Oberlandesgerichtspräsident in dem speziellen Falle in Breslau das Disziplinarverfahren veranlaßt habe, (hört! hört! rechts) da dieses Gedicht nicht von einem Referendar, sondern von einem Richter verfaßt worden ist. Es soll auch bereits eine erstinstanzliche Entscheidung erfolgt sein; er werde in jedem einzelnen Falle, der ihm dazu Veranlassung gebe, einschreiten, er sei aber nicht in der Lage, im allgemeinen Untersuchungen darüber anzustellen und die Referendare in der Wahl ihres Umganges zu beschränken. Nach meinen Nachrichten ist das Verfahren, das sowohl gegen den Verfasser des Liedes, einen Landgerichtsrat Hoffmann in Breslau, eingeleitet ist, wie gegen denjenigen Referendar, der bei dieser Tischgesellschaft den Vorsitz führte, in erster Instanz bereits beendet. Es ist das Disziplinarverfahren eingeleitet worden, und der Herr Oberlandesgerichtsrat Hoffmann hat einen Verweis bekommen, (hört, hört!) während der betreffende Referendar eine dienstliche Mahnung erhalten hat. (Hört! hört! rechts)

Ich möchte fragen, ob die Behandlung dieses Falles eine solche ist, wie wir sie — sagen wir einmal — für richtig und zutreffend halten können.

Es ist bereits im Jahre 1891 ein ähnlicher Fall in Hildesheim vorgekommen. Es handelte sich damals um einen Tisch von Referendaren, die einen jüdischen Kollegen nicht aufnehmen wollten. Die Folge war, daß seitens des Oberlandesgerichtspräsidenten sämtliche an dieser geschlossenen Tischgesellschaft beteiligten Referendare strafversetzt wurden. (Hört, hört! rechts) Die Sache ist damals hier im Landtage zur Sprache gebracht worden. Da haben sich Mitglieder ziemlich aller Parteien auf den Standpunkt gestellt, daß es in keiner Weise Sache der Behörden sei, sich darum zu kümmern, welchen Umgang die Referendare haben wollten und welchen nicht. (Sehr richtig! rechts)

Meine Herren, ich scheide jede antisemitische Tendenz aus. Ich frage nur: Haben die Referendare das Recht, sich in Kreise zusammenzuschließen, wie es ihnen gefällt, oder haben sie dieses Recht nicht? Es haben Mitglieder auch der linken Parteien dieses Hauses damals zu der Frage Stellung genommen. Ein Mitglied der nationalliberalen Partei, der damalige Abgeordnete Lubrecht, sagte:

> Auf der anderen Seite muß ich von meinem Standpunkte aus und auch vom Standpunkt meiner Fraktionsgenossen aus verlangen, daß das Recht einer geschlossenen Gesellschaft gewahrt werde, und daß in dieselben nicht hineingegriffen werde, von welcher Seite es auch komme. Ich verlange für eine geschlossene Gesellschaft das Recht, daß sie sich ihre Mitglieder sucht und aufnimmt, wo sie will und wen sie will, daß sie sie ablehnen kann auch ohne Angabe von Gründen.

Meine Herren, auch ein freisinniger Abgeordneter, der eine große Rolle in der freisinnigen Partei gespielt hat, dessen Autorität Sie also

auch nicht bezweifeln werden, der damalige Abgeordnete Munckel, hat hier in diesem Hohen Hause gesagt:

> Von einem Vorrecht jüdischer Referendarien, einzutreten in Gesellschaften, die sie nicht haben wollen, hat der Herr Justizminister ja nicht gesprochen und ich würde ein solches Vorrecht selbstverständlich nach keiner Seite hin billigen. Wenn es sich also darum allein gehandelt hätte, hier den Beschluß einer unabhängigen Gesellschaft von Referendarien zu rektifizieren, dann würde das Verfahren entschieden haben gemißbilligt werden müssen.

Ich glaube, meine Herren, der Fall liegt hier ganz ähnlich. Damals haben Vertreter der Rechten dieses Hauses gesagt, man solle Referendarien nicht behandeln wie Tertianer auf der Schulbank, sie seien Männer, die sich zusammenschließen können, wie sie wollen; und ich bitte deswegen, diese Frage lediglich von diesem Standpunkt aus zu betrachten und zu erwägen, ob es angezeigt ist, in dieser Weise wie geschehen einzuschreiten.

Nun sagt man freilich: ja, zusammenschließen können sie sich; aber ein solches Lied dürfen sie nicht singen. Ja, meine Herren, welche Lieder hinter verschlossenen Türen gesungen werden — ich meine, darum sollte sich überhaupt keine Staatsbehörde bekümmern, (sehr richtig! rechts) wenn junge Leute im überschäumenden Jugenddrange auch einmal ein Lied singen; und, meine Herren, ich frage Sie: wer von Ihnen hat denn in seinen jugendlichen Jahren nicht einmal ein solches Lied gesungen, das er heute sicherlich nicht mehr singen würde! (Lebhafte Zustimmung rechts und Heiterkeit) Also, meine Herren, wenn Referendarien bei einer solchen Gelegenheit nun einmal etwas tun, was nicht die Billigung von allen Herren dieses Hohen Hauses findet, so sollte man doch eine solche Sache nicht gleich so außerordentlich tragisch nehmen, und es wäre deswegen meiner Ansicht nach besser gewesen, man hätte den Referendar vollständig unbehelligt gelassen.

Nun aber weiter: was ist denn dies eigentlich für ein Verein? Ist er ein so gefährlicher antisemitischer Verein, der es wirklich verdient, daß die Regierung sich mal ernstlich mit strengem Auge um ihn bekümmert und da einmal mit dem Besen auskehrt?

Meine Herren, ich will vorher noch eins sagen: Mitglied dieses Vereins bleibt jeder, der einmal darin gewesen ist, sein ganzes Leben lang, und fast in sämtlichen Ministerien sitzen heute noch seine Mitglieder und in allen möglichen Verwaltungen und Richterstellen des Landes. Dieser Verein ist ein reiner Privatverein Die Satzungen des Vereins christlicher Referendare lauten in ihrem § 1:

> Der Verein christlicher Referendare mit dem Sitz in Breslau bezweckt eine gesellige Vereinigung seiner Mitglieder. Mitglied des Vereins kann jeder Breslauer christliche Referendar werden.

Ist denn nun, meine Herren, wie in den Zeitungen gleich wieder behauptet ist, jeder christliche Referendar ohne weiteres Mitglied dieses Vereins? Durchaus nicht! Der Verein hat sich zusammengetan oder ist gegründet worden mit der Bestimmung, nur solche Elemente aufzunehmen, die in jeder Beziehung in diese Vereinigung passen. Darum hat er für die Aufnahme die allerschwersten Bedingungen gestellt, und der § 14 der Statuten lautet:

> Die Aufnahme kann erst erfolgen, nachdem der angemeldete Referendar an zwei Vereinsabenden anwesend gewesen ist. Von dieser Vorschrift kann die Generalversammlung Befreiung gewähren. Zur Aufnahme desselben ist Einstimmigkeit erforderlich.

Also ein einziger, der widerspricht, kann ohne weiteres die Aufnahme verhindern.

Meine Herren, auch die Zwecke und Ziele des Vereins interessieren ja wohl bei dieser Gelegenheit, und da darf ich mir wohl gestatten, den § 15 noch vorzulesen, der lautet:

> Jedes Vereinsmitglied ist verpflichtet, auch nach außen hin das Wohl des Vereins zu fördern und die Interessen seiner Mitglieder zu wahren. Zwistigkeiten der Mitglieder unter einander sind tunlichst nur innerhalb des Vereins zum Austrag zu bringen. Es ist insbesondere keinem Vereinsmitglied gestattet, bei Ehrenhändeln einem anderen Vereinsmitgliede eine Forderung zu stellen oder zu überbringen.

Meine Herren, Sie ersehen daraus, daß der Verein tatsächlich im großen und ganzen ein harmloser ist, der lediglich gesellige Zwecke verfolgt, weiter nichts, und daß es auch Sache der Referendarien ist, ihre Privatfeste in geschlossenen Räumen zu feiern, wie sie es für richtig halten. Ich meine deswegen, man sollte nicht gleich aus einer solchen, vielleicht nicht ganz harmlosen Feier, bei der man solche Lieder singt, ein crimen laesae majestatis machen, wie man das tatsächlich hier getan hat.

Was nun den Herrn Verfasser des Liedes, Herrn Landgerichtsrat Hoffmann, anlangt, so ist das Verfahren, welches gegen ihn schwebt, noch nicht abgeschlossen, und ich will es deshalb bei dieser Gelegenheit unerörtert lassen, ob es richtig war, in der scharfen Form, wie man es getan hat, gegen ihn vorzugehen. Ich für meine Person möchte ja bei dieser Gelegenheit die Frage aufwerfen: Ist dieser Landgerichtsrat Hoffmann wirklich ein so gefährlicher Mann, wie es nach allen Zeitungsnotizen und nach dem Lärm, der über die Sache gemacht ist, erscheinen könnte? Der Landgerichtsrat Hoffmann besitzt die Rettungsmedaille, weil er mit eigener Lebensgefahr einen jungen Mann aus der Oder vom Tode gerettet hat. Im allgemeinen ist ein Mann, der die Rettungsmedaille besitzt, als braver Mann zu bezeichnen; aber ich möchte noch eins hinzusetzen. Dieser selbe Landgerichtsrat Hoffmann hat die Rettungsmedaille dafür bekommen, daß er einen jüdischen jungen Mann (große Heiterkeit) vom Tode gerettet hat. Also, meine Herren, ist er doch wohl erst recht ein braver, ein Ehrenmann, dem man nicht gleich wegen eines solchen angeblichen Vergehens an den Kragen gehen sollte. Und ich meine, gerade die jüdischen Mitbürger unseres Landes könnten ihm nur sehr dankbar sein, daß er einen der ihrigen aus den Fluten mit eigener Lebensgefahr gerettet hat. (Große Heiterkeit und lebhaftes Bravo.)

Justizminister Beseler: Der Vorfall in Breslau hat sich in mancher Hinsicht etwas anders zugetragen, als man dem Herrn Abg. Strosser berichtet hat. (Hört, hört! links.) Zunächst bin ich als Oberlandesgerichtspräsident bei der Sache nicht beteiligt gewesen, sondern habe davon erst amtlich Kenntnis bekommen, als ich mich in meiner gegenwärtigen Berufsstellung befand, und ich möchte nur kurz wiederholen, was ich in der Kommission gesagt habe, und was sich im wesentlichen mit dem deckt, was der Herr Abgeordnete als den richtigen Standpunkt hingestellt hat. Ich habe gesagt — und ich bleibe dabei —, daß ich garnicht daran denke, den Justizbeamten irgendwelche Vorschriften zu machen, wie sie sich ihren außeramtlichen Verkehr wählen sollen Ich würde es für verkehrt halten, wollte man einen Zwang ausüben. Was sollte daraus werden? (Sehr richtig!) Dadurch würde kein freundschaftlicher Verkehr, leicht aber Zwiespalt und Unheil hervorgerufen werden. (Sehr richtig!) Etwas anderes ist es, wenn einzelne Beamte diejenige Rücksicht außer acht lassen, die sie ihren Mitarbeitern und denen, mit denen sie in amtliche Berührung kommen, schuldig sind. Jener Verein — er nennt sich Verein christlicher Referendare; ich habe bisher keine Veranlassung gehabt, mich mit ihm zu beschäftigen — feierte ein Fest, an dem, wie mir gesagt ist, etwa 90 Herren teilgenommen haben; es waren großenteils nicht Referendare, sondern ältere Herren. Das Lied, das man gesungen hat, wird von keiner Seite gebilligt. Man hat es gesungen auf Veranlassung des Landgerichtsrats Hoffmann, eines etwa 50 jährigen Mannes, der es gedichtet hat, soviel ich weiß, der es einem der Referendare gegeben hat, damit es gesungen werde. Dieser Referendar hat zunächst Bedenken geäußert; aber er hat sie fallen lassen, weil der Landgerichtsrat Hoffmann ihm sagte, es werde gehen. Das Lied ist gedruckt, verteilt und von den 90 Herren gesungen worden.

Mit der Abgeschlossenheit ist es bei einem derartigen Vorgehen nicht so einfach. Wenn in einem Wirtshaussaale 90 Herren etwas singen, nachdem die Lieder unter sie verteilt sind, da ists es mit der Geheimhaltung etwas bedenklich. (Sehr richtig!) Nun war eine ganze Anzahl von Exemplaren liegen geblieben und, wie mir gesagt ist, hat ein Kellner nachher einem Herrn eins davon gegeben. — So ist es allgemein bekannt geworden. Daß es so kommen konnte, lag doch nahe. Daraufhin hat man keineswegs — das betone ich hier besonders dem Herrn Abg. Strosser gegenüber — dem Verein der Referendare irgendwie zu nahe treten wollen. Er ist heutigen Tages gerade so unbehelligt wie früher. Es ist auch nicht richtig, wenn gesagt ist: man wäre disziplinarisch gegen die Referendare eingeschritten. Ich glaube, das ganze Einschreiten gegen die Referendare hat sich darauf beschränkt, daß man dem, der den Vorsitz hatte und auch das Lied singen ließ, gesagt hat: sein Verhalten wäre nicht richtig gewesen. Wenn gesagt ist, daß früher, ich glaube in Celle, ähnliches vorgekommen wäre, daß man dort eine disziplinarische Untersuchung eingeleitet hätte, so bemerke ich, daß ich nicht weiß, was damals geschehen ist. Jedenfalls ist von einem disziplinarischen Einschreiten gegen die Referendare in Breslau weiter keine Rede. Der Landgerichtsrat Hoffmann aber hatte Anlaß zu großer Verstimmung in weiten Kreisen Breslaus gegeben. Diese Auffassung wurde keineswegs bloß von Herren jüdischen Glaubens geteilt, sondern auch von vielen anderen. Was liegt näher, als daß man die Sache untersuchen läßt; und dazu eignet sich ein Verfahren im Dienstaufsichtswege wenig! Dabei erfahren wir nicht alles, was vorgekommen ist in dem Maße, als wenn man die Aufklärung in den bestimmten Formen eines gesetzlichen Verfahrens sucht. Der einzige Weg, um nach jeder Seite die Sache klar zu stellen, war der, daß man den Landgerichtsrat Hoffmann vor seinen Standesgenossen, die zur Entscheidung berufen sind, die Sache aufklären ließ und das Ergebnis abwartete. (Sehr

richtig!) Jetzt schwebt die Untersuchung. Anders konnte von der Justizverwaltung nicht verfahren werden.

Ich kann nur meine Auffassung dahin wiederholen: ich störe niemanden in seinem Verkehr. Ich kann aber nicht zulassen, daß irgend welche verletzende Aeußerungen und kränkendes Verhalten innerhalb der Kreise der Justizbeamten geduldet werden. Das geht nicht. Wir müssen einen vornehmen Ton unter uns wahren (sehr richtig!); derartige Verstöße, wie sie vorgekommen sind, dürfen nicht sein. (Sehr richtig!) Daß der Landgerichtsrat Hoffmann verdienstvoll gehandelt hat, als er das Kind rettete, wer wollte das mehr anerkennen als ich? Daß das Kind zufällig jüdischer Abstammung war, ist mir heute zum ersten Male mitgeteilt worden. Aber selbst, wenn ich es gewußt hätte, hätte ich nicht anders verfahren können, als es geschehen ist. In dem Moment, als Hoffmann das Kind rettete, wird übrigens auch er über dessen Herkunft nichts gewußt haben. (Sehr richtig! und große Heiterkeit.)

Ich kann mich dahin resümieren: Von der Störung eines freien Vereins kann nicht gesprochen werden, aber taktloses Verhalten, das hie und da immer vorkommen kann, muß zur Untersuchung führen. Das geschieht, die Justizverwaltung hat nichts getan als ihre Pflicht. (Beifall.)

Abg. Keruth: Selbstverständlich stehen meine politischen Freunde auch heute noch auf dem Standpunkt, daß man niemandem, auch nicht einem Beamten, sei es einem älteren, sei es einem jüngeren, vorschreiben darf, wo er außerdienstlich seinen Umgang wählen solle und wolle. Es muß vollständige Freiheit nach dieser Richtung herrschen. Allerdings halte ich es nicht gerade für empfehlenswert, daß innerhalb derselben Beamtenkategorie sich Sondervereine nach politischen oder konfessionellen Rücksichten bilden, (sehr richtig! bei den Freisinnigen) die die Andersdenkenden ausschließen, weil dadurch die Arbeitsfreudigkeit und die Lust am Zusammenarbeiten, die doch schließlich die Voraussetzung für die Ersprießlichkeit der Arbeit ist, entschieden leiden müssen. (Sehr richtig! bei den Freisinnigen.) Und vollends für beklagenswert und verwerflich halten wir es, wenn aus Veranlassung der Gründung solcher Vereine Mißstimmung und Beunruhigung in das Publikum, in die große Bevölkerung durch irgendwelche Ausschreitung getragen wird. (Sehr richtig! bei den Freisinnigen.) Wenn daher gegen solche Ausschreitungen die Justizverwaltung ihrerseits Stellung nimmt und im geordneten Rechtswege die etwa Verantwortlichen zur Verantwortung zieht, so können wir das unsererseits nur billigen. (Sehr richtig! bei den Freisinnigen.) Im übrigen möchte ich mir aber gestatten, da der Herr Kollege Strosser Aeußerungen unseres Parteigenossen, des verewigten Munckel, aus der Sitzung vom 1. Mai 1891 angeführt hat, auch dem Hohen Hause vorzutragen, wie sich der damalige Justizminister Herr v. Schelling aus Anlaß des praktischen Falles in Hildesheim geäußert hat; das trifft nämlich genau das, was meine politischen Freunde meinen. Er hat gesagt: Was meine Stellung zu der Sache betrifft, so nehme ich keinen Anstand, im Prinzip dem Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten zuzustimmen. Ich muß von den Referendaren verlangen, daß sie ihren Kollegen gegenüber ein kollegialisches Verhalten ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses beobachten, (hört, hört! bei den Freisinnigen) und ich betrachte es als eine Aufgabe der Justizverwaltung, jeder Betätigung unkollegialischen Verhaltens gegenüber jüdischen Referendaren entgegenzutreten. (Hört, hört! und sehr richtig! bei den Freisinnigen) Wir würden uns sehr freuen, wenn der Herr Justizminister diese Grundsätze seines Herrn Vorgängers auch zu den seinigen machen wollte.

Mit der Stellungnahme des *Ministers*, soweit sie die persönliche Seite des Falles anlangt, wird man sich im allgemeinen einverstanden erklären können. Weniger überzeugend und vor allen Dingen der logischen Konsequenz entbehrend waren dagegen seine allgemeinen Ausführungen über die *konfessionellen Absonderungsbestrebungen* in der Justiz.

Gewiß ist es vollkommen korrekt, wenn der Justizminister sich jeglicher Vorschriften an die Beamten seines Ressorts enthält, mit wem sie außerhalb des Dienstes verkehren wollen. Mit Recht betonte der Minister auch, es sei *ganz etwas anderes*, wenn Einzelne die Rücksichten außer Acht lassen, die sie ihren Kollegen gegenüber, mit denen sie in amtlichen Beziehungen stehen, schulden. Das ist in der Tat der springende Punkt. Der Minister hat daraus aber leider nicht die logische Konsequenz gezogen, daß unter diesem Gesichtspunkt schon die Bildung einer Vereinigung *christlicher* Referendare mit deutlicher Spitze gegen ihre andersgläubigen Kollegen als eine grobe *Verleugnung* der kollegialischen Rücksichten erscheinen muß. Schon die Tatsache des Ausschlusses der jüdischen Kollegen aus einer solchen Vereinigung von Berufsgenossen muß provozierend und auf die Ausgeschlossenen verbitternd wirken.

Der Minister hätte deshalb sich persönlich und seiner prinzipiellen Stellungnahme nichts vergeben, wenn er zum wenigsten das *Bedauern* darüber ausgesprochen hätte, daß in Breslau — und vielleicht auch anderswo — *Vereinigungen* von Justizbeamten bestehen, die den Kollegen, die einer anderen Konfession angehören, gebührende Achtung gröblich verletzen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Herr Küster, der Vorsitzende der verkappt antisemitischen Mittelstands-Vereinigung, hat in dem Prozeß anläßlich bekannten unsauberen Submissions-Affaire sehr schlecht abgeschnitten. Er hatte, wie erinnerlich, seinerzeit als Mindestbietender den Rathauskuppelbau zur Ausführung bekommen. Im Herbst vorigen Jahres wurde nun ruchbar, daß es bei der Submission nicht einwandfrei zugegangen war und zwar zum Nachteil der Stadt. Küster, der auch Mitglied des Bürgervorsteher-Kollegiums ist, wurde von diesem zur Rede gestellt, ob es wahr sei, daß er, Küster, und der Maurermeister Heeren, die den Bau gemeinsam ausführen, den zurückgetretenen Bewerbern 10 000 Mark als *Entschädigung* gezahlt hätten. Küster leugnete ganz entschieden; eine solches Verfahren widerspreche seiner Ehre. Von den 10 000 Mark wisse er nicht das mindeste. Allerdings habe er an einen der Submittenten 2500 Mark gezahlt, aber als schuldige Leihgebühr. Seine ursprüngliche Forderung habe er, wie er zugeben müsse, ermäßigt, aber lediglich infolge von ihm getroffener technischer Verbesserungen. Das Bürgervorsteher-kollegium traute aber dem Mittelstandshäuptling nicht, sondern gab ihm auf, gegen seine angeblichen Verleumder die Beleidigungsklage anzustrengen. Die Befolgung dieses Rates ist dem Gewaltigen zum Verderben geworden. Vor dem Schöffengericht *räumte* Herr Max Küster nun *ein*, daß er und Heeren an die Mitsubmittenten 10 000 Mark als Entschädigung gezahlt haben. Von dem Gericht wurde ferner festgestellt, daß Küster seine um 43 000 Mark *höhere Forderung* auf Veranlassung der städtischen Baukommission ein klein wenig *unter* die eines anderen Submittenten *ermäßigte*. Der vermeintliche Verleumder wurde *freigesprochen* und Herr Küster zahlt die Kosten.

Man darf einigermaßen gespannt sein, ob Herr Küster nach dieser empfindlichen Bloßstellung, die für die Mittelstands-Vereinigung sehr peinlich sein muß, noch weiterhin den Vorsitz in einer Vereinigung behalten wird, die den Kampf gegen unlauteren Wettbewerb als einen Hauptpunkt in ihrem Programm führt.

×× **Turnerisches.** Gegen den in Nr. 6 der „Mitteilungen" wiedergegebenen Bericht der „Deutschen Turnzeitung", in welchem dem antisemitischen Turnbunde übelster Bauernfang vorgeworfen wird, wenden sich die betreffenden antisemitischen Turner mit einer „Berichtigung" an die „Deutsche Turnzeitung", indem sie die Behauptung zurückweisen, der Turnbund habe „verlogene Behauptungen" gegen die Deutsche Turnerschaft vorgebracht. Wahr sei nur, daß die Turnbündler darauf aufmerksam gemacht hätten, daß die Deutsche Turnerschaft „nur" turnerische Ziele verfolge und keine völkischen. Auch gegen die Titulatur „Hetzer" glauben sich die Herren Antisemiten verwahren zu müssen. — Professor Dr. *Sauerbrei* aus Gotha führt die famose Berichtigung ad absurdum, indem er u. a. hervorhebt, daß die Be-

hauptungen der Turnbündler tatsächlich unwahr seien. Er ist aber entgegenkommend genug anzunehmen, daß die Herren nicht wissentlich diese Unwahrheiten publiziert haben. Es male sich eben in einem antisemitischen Kopfe manches anders aus, als wenn man sich die Unbefangenheit in der Beurteilung der Judenfrage noch gerettet habe. Jedenfalls hätten die Herren selbst zugegeben, daß ihr Bestreben darauf ausgegangen war, die Deutschen Turnerschaftler für den antisemitischen Turnbund zu gewinnen. Uebrigens sei es zwecklos mit solchen Herren zu debattieren; denn man werde einen Mohren nicht weiß waschen und einem überzeugten Antisemiten seine Befangenheit nicht nehmen.

×× **Studentisches.** Zu bedauerlichen Zwistigkeiten ist es in einer großen liberalen Korporation an der Berliner Universität wegen der „Judenfrage" gekommen. Die couleurtragende Korporation, die auch mehrere jüdische Kommilitonen zu Mitgliedern zählt, hat infolgedessen die Hälfte ihrer aktiven Angehörigen verloren.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Zum Artikel „Akademisches" in Nr. 7 der „Mitteil." bemerke ich, daß die Münchener Freie Studentenschaft (antis.) bereits am Anfang dieses Semesters ihre Wiedervereinigung mit der „jüdischen" Freien Vereinigung vollzogen hat, so daß die Spaltung, die hauptsächlich durch die Agitation eines Dr. Pönzgen in die Münchener Finkenschaft zur Trennung geführt hatte, nur ein Vierteljahr ca. gedauert hat."

Vermischtes.

Das Heine-Denkmal in spe verwirrt unseren Germanen ganz und gar die Köpfe. Nach Adolf Bartels prosaischer Poesie wäre das Heine-Denkmal nichts mehr und nichts weniger als „ein deutlich Zeichen, daß jetzt aan unserm deutschen Volk die guten Geister weichen." Ja, an dem Heine-Denkmal würde „man allerwegen merken, daß unser blindes deutsches Volk dem Judentum erlegen." Wie doch gerade die Hauptgermanen das deutsche Volk unterschätzen!

Wir halten, nachdem in den letzten Jahren eine förmliche Denkmalsepidemie geherrscht, nicht mehr viel von Denkmälern, die im Kurse ganz bedeutend gesunken sind, und Heine hat ein Denkmal Gott sei Dank nicht nötig. Er hat sich in Herz und Gemüt des deutschen Volkes wie wenige deutsche Dichter hineingesungen und durch seine Gedichte sich selbst ein Denkmal errichtet.

Die frommen Zeloten und die Erbpächter des deutschen Patriotismus sind außer sich darüber, daß Heine ein Denkmal gesetzt werden soll. Die ersteren, weil Heine gottlos gewesen sein soll. Dennoch sagt er selbst in seinem Testament:

„Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt, und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung."

Auch den Erbpächtern des deutschen Patriotismus möchten wir eine Stelle aus Heines Testament zitieren. Sie lautet:

„Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unserer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüber zu führen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann."

Wir wüßten nicht viele deutsche Patrioten vom Schlage derer, die sich über das Heine-Denkmal entrüsten, die mit gutem Gewissen feierlich von sich dasselbe sagen dürften.

Ueber die Zurücksetzung der Juden in der Stadt Posen bei der Berufung zu Schöffen oder Geschworenen hat der Rechtsanwalt Kirschner in der jüngsten Sitzung der Posener Stadtverordneten lebhaft Klage führen müssen, er sagte:

„Ich kann die auf mich gefallene Wahl nur mit schwerem Herzen annehmen. Keine Arbeit ist so unangenehm wie die nutzlose. In dem Ausschuß zur Wahl der Schöffen und Geschworenen, in den Sie mich schon seit einigen Jahren deputierten, werden mit großer Mühe und strengster Objektivität ohne Ansehen der politischen, nationalen oder konfessionellen Stellung alle die Personen zu Geschworenen vorgeschlagen, die nach ihrem Charakter und ihrer Intelligenz geeignet erscheinen. Jedes Ausschußmitglied, auch der mitwirkende Vertreter der Staatsverwaltung, bemühen sich in gleicher, unbefangener Weise. Zu den vorgeschlagenen Personen gehören selbstverständlich neben Protestanten und Katholiken auch eine große Anzahl jüdischer Bürger. Umfaßt doch der Landgerichtsbezirk außer der Großstadt Posen noch eine ganze Anzahl Städte, wie Schwersenz, Schrimm, Schroda, Rogasen, Gostyn, Wronke, Stenschewo, Obornick, Pinne, Samter, in denen geeignete jüdische Elemente zahlreich vertreten sind. Aber von dieser erheblichen Schar von Kandidaten bleibt merkwürdig wenig übrig, wenn die höhere Instanz ihre nachprüfende Tätigkeit entwickelt hat. Sie wissen ja, daß die Geschworenen nach einem gewissen Filtriersystem ausgewählt werden. Erst die Urliste der Gemeindevorstände, dann die Vorschlagsliste des Ausschusses, hernach die vorsichtig gesiebte Jahresliste des Landgerichtspräsidiums, endlich die ausgeloste Liste für die einzelne Periode. Die jüdischen Bürger beobachten es mit steigendem Unwillen, wie die Zahl der jüdischen Geschworenen, die auf die Liste der einzelnen Schwurgerichtsperioden kommen, immer geringer wird. Und es ist nicht nur in jüdischen Kreisen aufgefallen, daß die Liste der ersten diesjährigen Session unter ca. dreißig Namen auch nicht einen Juden aufwies. Es ist selbstverständlich, daß ich und andere jüdische Mitbürger des Ausschusses über diese auffallende und beklagenswerte Erscheinung häufig interpelliert werden, und man könnte vielleicht glauben, daß die Mitglieder des Ausschusses nicht sorgfältig genug arbeiten. Dies ist aber, wie ich schon bemerkte, keineswegs der Fall. Der Ausschuß präsentiert eine möglichst vollständige Liste. Die Lücken werden erst in einem späteren Stadium hineingerissen. So glauben die jüdischen Mitbürger, daß sie auch auf diesem Gebiete hintangesetzt werden, und weitere Volkskreise müssen zu der gewiß unberechtigten Meinung kommen, daß Juden zu Geschworenen ungeeignet sind. Dies ist das bedauerliche Ergebnis. Der Posener Ausschuß wird sicher nach wie vor unbefangen seine Pflicht tun. Möchten die Justizbehörden aber dafür sorgen, daß das beklemmende Gefühl verletzender Behandlung von den jüdischen Bürgern genommen werde!"

Liegnitz, 19. Februar. Die städtischen Körperschaften verliehen das Ehrenbürgerrecht einstimmig dem Stadtverordnetenvorsteher Heinrich Cohn, der 30 Jahre Stadtverordneter ist.

Briefkasten.

W. Der neue italienische Ministerpräsident Sonnino, der Protestant ist, entstammt einer jüdischen Familie. Luzzatti, der schon zum vierten Male einen Ministerposten bekleidet, ist Jude.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 9. | Berlin, 28. Februar 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **Sonntag, den 4. März, vormittags 11½ Uhr**, findet in **Berlin** im **Architektenhause, Wilhelmstraße 92, Saal C** die diesjährige ordentliche

General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch eingeladen werden.

Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. Vortrag des Geheimen Justizrats Prof. **Franz v. Liszt** über „Die Kriminalität der Juden in Deutschland."

III. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Berlin und Frankfurt a. M. im Februar 1906.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

J. A.:

Dr. Th. Barth. Geh. Rat Prof. **Wilhelm Förster.** Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

Stellung verpflichtet.

Wie viel auch schon über die Vereinigungen christlicher Referendare gesprochen und geschrieben worden ist, das wirklich Treffende ist noch nicht gesagt worden. Man hat so getan, als wollten die jüdischen Referendare sich unter allen Umständen den christlichen aufdrängen, und als müßte das Recht geschlossener Gesellschaften gewahrt werden. Davon ist aber in Wirklichkeit gar nicht die Rede. Wenn beispielsweise Referendare einen Tennisverein, einen Verein zur Einübung von Choralgesängen oder zum Studium von Bier- oder der Nilquellen bildeten, dann würde es keinem jüdischen Referendar auch nur im Traume einfallen, über seine Nichtaufnahme in einen solchen Verein sich zu beschweren. Selbst wenn solche Vereine sich christliche nennten, würde man darin noch keine Zurücksetzung der jüdischen Kollegen, keine Spitze gegen sie finden. Man würde höchstens darüber lächeln, daß ein Tennisklub sich christlich nennt, oder wenn man ernster veranlagt ist, in der Bezeichnung eines Spiel- oder gar Trinkklubs als „christlich" eine Profanierung sehen. Man würde auch nichts darin finden, wenn evangelische, lutherische, protestantische, katholische, orthodoxe und dergl. mehr Vereine von Referendaren sich bildeten; höchstens und sogar wahrscheinlich würden der Staat, die Regierung, die Justizverwaltung ein Haar in solchen Vereinsbildungen finden, und zwar mit Recht.

Vereine christlicher Referendare zu keinem speziellen Zweck, nur zur Förderung kollegialischer Geselligkeit haben ganz zweifellos eine Spitze gegen die jüdischen Kollegen und zwar nur gegen diese und stempeln sie in den Augen aller Welt, sollen sie wahrscheinlich sogar stempeln als gesellschaftlich minderwertig. Und das ist nicht nur unkollegialisch, das ist schädlich dem Ansehen der Justiz, das ist gegen das Interesse des Staates und zuletzt auch der christlichen Juristen selbst.

Unwillkürlich schließt das Publikum, daß die Herren Juristen, die schon in vergleichsweise gleichgiltigen Dingen unberechtigte und gehässige Unterschiede machen, auch in Rechtssachen, zumal wenn es sich um für Existenz, Ehre, Freiheit entscheidende Fragen handelt, nicht ohne Ansehen der Person urteilen möchten.

Die Stellung juristischer Beamten und wenn es sich auch nur um jugendliche Referendare, gewissermaßen erst die Korporale der Justiz, handelt, bringt es unseres Erachtens mit sich, daß sie ganz besonders darauf achten müssen, und zwar auch außerhalb des Gerichtssaales, daß nicht nur keine groben Verbrechen und Vergehen, sondern auch keine der unfaßbareren, aber doch nicht minder empfundenen Verletzungen nicht von ihnen selbst verübt werden. Es bedarf nicht des tausendsten Teils des Scharfsinnes, der zur Ausfindigmachung des dolus eventualis erforderlich ist, um herauszufinden, zumal in unserer antisemitisch infizierten Zeit, was die christlichen Referendare mit ihren Vereinen tatsächlich wollen. Alle juristischen Spitzfindigkeiten, alle parteipolitischen Verkleisterungen helfen da nicht; man merkt die Absicht und man wird verstimmt, wenn man nicht selbst schon antisemitisch angesteckt ist.

Die Referendare sind die künftigen Richter und Anwälte. Darf man sich da wundern, wenn Juden und die Anwälte der Juden vor Gericht Richter ablehnen, von denen sie wissen, daß sie als Referendare christlichen Vereinen angehört haben, in welchen antisemitische Lieder gesungen zu werden pflegen? Dürfte sich der Landgerichtsrat Hoffmann wundern, wenn Juden ihn grundsätzlich stets als befangen ablehnten? Er konnte wohl mit Gefahr seines Lebens einen Juden retten, denn er wußte ja nicht, wie Justizminister Beseler richtig bemerkte, daß er einen Juden rettete. Aber vor Gericht sieht er und erfährt er, ob die Person, über deren Wohl und Wehe er zu entscheiden hat, ein Jude ist, und der Jude mag dann — mit Recht oder Unrecht ist ganz gleichgiltig — sehr wohl besorgt sein, ob er dem Dichter antisemitischer Lieder sein Schicksal anvertrauen darf. Solche Erwägungen aber schaden dem Ansehen der Justiz.

Für uns handelt es sich bei dieser Frage ausschließlich um das Ansehen der Justiz, um das Wohl des Staates. Beide werden durch das Bestehen von Vereinen christlicher Referendare aus oben angegebenen Gründen geschädigt. Die Referendare sind aber durch ihre Stellung als Vertreter des Rechts und als Beamte des Staates verpflichtet, beide zu fördern, nicht aber zu schädigen. Heute verpflichtet weniger der Adel, desto mehr die staatliche und gesellschaftliche Stellung.

Vom antisemitischen Kriegsschauplatz in Hessen.

Der Kleinkrieg zwischen den Reformern und den Deutschsozialen in Hessen wird von seiten der ersteren in allen ihnen zur Verfügung stehenden Preßorganen geführt. Die eigens zu diesem Zwecke gegründete „Hessische Rundschau" bringt in den verschiedensten Rubriken offene oder versteckte Angriffe gegen die Reformpartei, bezw. boshafte Reminiszenzen gegen einzelne Führer der Partei.

Dem deutschsozialen Abgeordneten für Kassel, Herrn Lattmann wird von einem „Handwerker" der Laufpaß gegeben, weil er sich wiederholt gegen die Einführung des allgemeinen Befähigungsnachweises ausgesprochen hat, obwohl sich der Innungsausschuß und die Vollversammlung der Kasseler Handwerkskammer einstimmig dafür ausgesprochen hätten. Auch andere berechtigte Forderungen des Handwerks, namentlich einen größeren Schutz der Meister gegen frivole Streiks, Werkstattsperren, Streikpostenstehen usw. erkenne Herr Lattmann nicht an. Für die Handwerker bleibe also nur die „volkstümliche" antisemitische Partei der Reformer übrig.

In einem andern Artikel werden die Vorzüge „bodenständiger" Kandidaten auseinandergesetzt zu Ruhm und Preis des geborenen Hessen Ludwig Werner; da aber Herr Oswald Zimmermann, um sich für den Fall eines Durchfalls in seinem sächsischen Wahlkreise zu sichern, bei der nächsten Wahl auch in Hessen kandidieren soll, so muß es natürlich auch rühmliche „Ausnahmefälle" geben. Bei Männern, wie Zimmermann und Reventlow, die „jedem Wahlkreis zur Zierde gereichten", mache eine frei denkende Bevölkerung gern Ausnahmen. Daran schließt sich folgende niedliche Bosheit gegen Liebermann von Sonnenberg und Herrn Böhme, der für die Deutschsozialen und den Bund der Landwirte in Marburg kandidieren soll:

„Schwerer aber ist es einzusehen, weshalb irgend ein lieber Durchschnittsmann, der weder Land noch Leute kennt und nur zur Wahlzeit hierherkommt, um unsere Gaue vierzehn Tage lang auf einem gepumpten Automobil zu durchrasen, absolut in einem hessischen Wahlkreise gewählt werden soll, und geradezu böhmisch kommt es uns vor, daß hessischen Bürgern und Bauern zugemutet wird, einen Mann zu wählen, der kein anderes Verdienst hat, als erstens der Sohn eines Oberförsters von der russischen Grenze zu sein, und zweitens im Bureau des Bundes der Landwirte gegen auskömmliche, wenn auch nicht gute Bezahlung mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt zu werden".

Auf den Bund der Landwirte sind die Herren Reformer z. B. überhaupt höllisch schlecht zu sprechen. Anläßlich der Generalversammlung des Bundes widmet ihm die „Hess. Rundschau" folgenden lieblichen Stammbuchvers:

„Besonders geschickt ist seine Führung in der Kunst, gefügige Anhängsel zu werden, die unter anderem Namen dieselben Geschäfte besorgen. Aber trotz der Mitgliederzahl, des

Kassenbestandes und der klugen Taktik sind die Tage seiner Herrlichkeit dahin". . . .

„Die mittleren und kleineren Landwirte, deren Masse die Stärke des Bundes ausmacht, haben auf die Dauer keinen Grund, sich in den politischen Fragen der Führung des extremsten Flügels der konservativen Partei unterzuordnen". . . .

„Daß die Landwirte sich eine machtvolle Organisation geschaffen haben, ist erfreulich; daß diese Organisation den politischen Interessen ganz enger, in jedem Sinne des Wortes beschränkter Adelskreise folgt, wird auf die Dauer unmöglich sein".

In letzter Zeit ist die Stimmung in der Reformpartei noch gereizter geworden, da man einem großen Komplott, das auf die vollständige Verdrängung der Reformpartei abzielt, auf der Spur zu sein glaubt. Die „Hess. Rundschau" schreibt nämlich:

„Nun erfahren wir von bestunterrichteter Seite, daß ein in Berlin unter Führung der Deutschsozialen bestehendes Konsortium, das sich zur Aufgabe macht, den mitteldeutschen Landschaften unerwünschte und unbekannte Kandidaten aufzudrängen, schon damals das Marburger Mandat wie saures Bier ausbot. Nachdem ein Stadtrat aus Charlottenburg die zweifelhafte Ehre abgelehnt hatte, sich als Sturmbock gegen die Reformpartei gebrauchen zu lassen, verfiel man auf einen Bureaubeamten des Bundes der Landwirte — den von der russischen Grenze stammenden „volkswirtschaftlichen Schriftsteller" Dr. Carl Böhme.

Bald nach dem Auftauchen dieses Herrn befragten einige reformerische Vertrauensmänner in Kassel Herrn Amtsrichter Lattmann über seine Stellungnahme zu diesen Treibereien. Er versicherte ihnen unter seinem Ehrenwort, er wie seine Partei habe mit dieser Kandidatur nichts zu tun. Diese Nachricht brachten wir in unserer Nummer vom 20. Januar. Sie ging in verschiedene Tageszeitungen über. Herr Lattmann hat sie stillschweigend bestätigt. Doch das gehört nicht mehr zu den Geburtswehen der Kandidatur Böhme, sondern zu den Todeswehen einer anderen Kandidatur".

Das soll heißen, daß die abermalige Kandidatur Lattmann in Kassel bei der nächsten Wahl eine Totgeburt sein wird. Das von Lattmann bezüglich des Wahlkreises Marburg gegebene Ehrenwort ist schon wiederholt gegen ihn ausgespielt worden.

Die deutschsoziale Partei hat sich diesen Angriffen gegenüber in der Presse vollständig passiv verhalten, z. T. wohl auch deshalb, weil sie nicht viel Stichhaltiges zu erwidern wußte. Auf eine ziemlich hochnäsige Notiz des „Deutschen Blattes", daß es den Deutschsozialen „wichtiger erscheine, positive Arbeit zu leisten", erwidert die „Sachsenschau":

„Die Reformer werden ebenfalls organisieren, zugleich aber auch dafür sorgen, daß alle die Machenschaften in die breiteste Oeffentlichkeit gelangen. Und dann werden wir sehen, wer den Daumen oben behält. Unsere näheren Gesinnungsgenossen aber wird es interessieren, daß auch der Gastwirt Laaß, der Besitzer des „Kölner Hofes" in Frankfurt a. M. eine bedeutende Rolle bei der Ueberführung der Hessen ins gegnerische Lager gespielt hat".

Hat somit die Reformpartei in Hessen einen schweren Stand gegen die mit der klingenden Unterstützung des Bundes der Landwirte organisierte Bruderpartei, so eröffnet sich ihr jetzt in Sachsen wieder ein kleiner Lichtblick. Die „Deutsche Wacht", das ehemalige offizielle Organ der Reformpartei war, wie erinnerlich, auf Betreiben Zimmermanns in Acht und Bann erklärt worden; da jedoch nicht alle Vereine der Reformpartei sich von dem Blatt lossagten, so war hier der „Bruderkrieg" in den Reihen der eigenen Partei ausgebrochen. Diese Differenzen scheinen aber demnächst beigelegt werden zu sollen. Die „Deutsche Wacht" verkündet nämlich voller Freuden, daß es zwischen ihr und dem Dresdner Reformverein zu einer völligen Einigung gekommen sei. Ob aber auch Herr Zimmermann sein Placet dazu geben wird? Sein eigenes Organ, die „Deutsche Reform" müßte dann jedenfalls zu Gunsten der „Deutschen Wacht" ihr nur kurzes Dasein beschließen.

Amerikanischer Brief.

Die Presse beschäftigt sich überall unverhältnismäßig viel mit den Juden. Nirgends hat das so viel Berechtigung wie in Amerika und ganz besonders in New-York. Sind ja die Juden in solchen Massen in den Vereinigten Staaten eine neue Erscheinung, und in New-York soll die Zahl der Juden innerhalb weniger Jahre auf über eine Million angewachsen sein. Genau läßt sich die Zahl nicht angeben, weil viele Juden als Deutsche, Ungarn etc. registriert werden, und mit dem Registrieren es in dem freien Amerika überhaupt nicht so genau genommen wird. Wenn man bedenkt, wie die tapferen Teutonen, die sich so gern als die Herrenmenschen par excellence ansehen und Niemand fürchten, gejammert haben, als Berlin noch nicht 70 000 Juden zählte, dann muß man billig staunen, wie gleichmütig man es in Amerika hinnimmt, daß allein die Hauptstadt des Landes etwa doppelt so viele jüdische Einwohner zählt als das ganze Deutsche Reich. Die Amerikaner wundern sich höchstens, daß die Juden einen ihrer Anzahl nicht entfernt entsprechenden politischen Einfluß haben, ja beanspruchen, daß sie sich nicht wie die Iren organisieren und den ihrer Anzahl entsprechenden Anteil an der Stadtregierung sich sichern. Man entsetzt sich aber auch keineswegs vor dem Gedanken, daß New-York ebenso einmal unter einem jüdischen Stadtoberhaupt stehen könnte wie London bereits wiederholt gestanden hat. Welche Krämpfe wohl die deutschen Antisemiten befallen würden, wenn die Berliner Stadtvertretung sich einfallen ließe, einen jüdischen Oberbürgermeister zu wählen, was ja auch nicht gleichbedeutend wäre mit seiner Bestätigung, die unter den jetzigen Verhältnissen in Deutschland wohl ausgeschlossen ist.

Allseitig wird anerkannt, daß schon die Kinder der eingewanderten Juden sich vollständig assimiliert haben. Wer sich in Amerika nicht assimiliert, das sind die Chinesen, die Italiener und einige andere Volksstämme. Die „New-York Tribune" hebt hervor, welche Rolle die Juden in dem New-Yorker Baugewerbe allein spielen. In Amerika ist man nicht in dem Wahn befangen, die Juden könnten und wollten nicht mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen. Sind ja, wie wir dem genannten Blatte entnehmen, von den in New-York eingewanderten 500 000 russischen, rumänischen etc. Juden etwa 350 000 gelernte Handwerker und ungelernte Arbeiter. Aber man war bis vor kurzem mehr gewöhnt die Juden, als Schneider, Kürschner u. dgl. beschäftigt zu finden, und man ist einigermaßen verwundert jetzt zu sehen, daß sie auch alle zum Häuserbau erforderlichen Arbeiten verrichten können, daß sie als Bauhandwerker in dem großen New-York eine allen in die Augen fallende Erscheinung bilden. In ganzen Quartieren werden lange Häuserreihen vom Grund- bis zum letzten Dachstein von Juden erbaut und mit allem Beiwerk, wie Klempnerarbeiten, Glaser-, Maler-, Stukkatur- usw. Arbeiten versehen. Da die meisten von diesen jüdischen Arbeitern noch streng religiös sind und am Sabbath nicht arbeiten wollen, werden sie von christlichen Bauherren natürlich nicht gern in Dienst genommen; so sind denn jüdische Bauherren eingesprungen, die von ihren Glaubensgenossen Bauten ausführen lassen und ihnen den Sabbath gönnen.

Indessen kann wohl nur von den beschränktesten Dummköpfen, von unerfahrenen oder böswilligen und verlogenen Antisemiten behauptet werden, daß die Juden nicht arbeiten können oder wollen. Dieses Vorurteil ist vielleicht nur in Deutschland zu finden. Es soll aber hier auch ein anderes Vorurteil widerlegt werden, das verbreiteter aber darum nicht minder unbegründet ist. Dem Juden wird eines der natürlichsten Gefühle, die Vaterlands-, die Heimatliebe abgesprochen. Ein russischer Schriftsteller hat einmal geschildert, in wie rührender Weise sich ihm die Heimatliebe eines jüdischen Verbannten in Sibirien ge-

äußert. Aber schließlich wird man sagen, es will nichts bedeuten, daß ein Mensch, daß auch ein Jude sich unter dem Druck der sibirischen Oede und Kälte mit besonderer Innigkeit in die Heimat zurückversetzt und für die allergewöhnlichsten Vorgänge und Zustände daheim ein besonderes Interesse an den Tag legt. Daß aber Juden in dem freien Amerika, wohin sie sich vor russischen Räubern und Mördern, die unter dem Schutz der hohen Obrigkeit Juden schlachteten, mit knapper Not gerettet, nach der russischen Heimat, wo sie selbst in ganz ruhigen Zeiten einem unerträglichen Druck ausgesetzt waren und auch ohne Revolution Metzeleien zu fürchten hatten, zurücksehnen könnten, das scheint doch von Juden ganz unglaublich zu sein. Dennoch ist es eine von zuständiger, wissenschaftlicher Seite festgestellte Tatsache, daß im Durchschnitt jeden Tag bei den jüdischen Wohltätigkeitsanstalten in New York Bittgesuche eingehen um Rückbeförderung nach Rußland. Nichts vermag diese Bittsteller von ihrem Wunsch abzubringen, weder die Schilderung der Notlage, in welche sie sich freiwillig zurückbegeben, noch die Mitteilung, daß neue Judenmetzeleien stattgefunden haben oder bevorstehen. Sie kennen keinen sehnlicheren Wunsch als zurück in die Heimat, der sie eben entflohen, zurück in dieselben Städte, in welchen die fürchterlichsten Judenmetzeleien stattgefunden haben, zurück in die Ortschaften, wo ihnen fortwährend Tod und Verderben droht, wenn sie nur wieder die heimatliche Erde betreten, die heimatliche Luft atmen, das Laub der Heimat sehen, den Gesang der heimatlichen Vögel hören können.

Es handelt sich, wie gesagt, nicht um vereinzelte Ausnahmefälle, sondern um tagtäglich sich wiederholende Erscheinungen. Von Simulation kann keine Rede sein, denn diese brächte bestenfalls nichts ein, als eben die Unterbringung auf einem nach Rußland segelnden Schiffe. Es ist keine Simulation, denn der angestellte Arzt, Dr. Maurice Fishberg, der diese Mitteilungen macht, untersucht die Bittsteller und findet, daß sie, was die Patienten meist selbst nicht wissen, an Heimweh leiden. Die Bittsteller wissen in der Regel nur zu sagen, daß sie die amerikanische Luft nicht vertragen, daß sie nicht essen, nicht schlafen, nicht arbeiten können usw. und daß sie nach Rußland zurück möchten. Und oft genug endet das Heimweh der russischen Juden, die so wenig Ursache haben ihre russische Heimat zu lieben, wenn ihnen aus irgendwelchen Gründen die Heimbeförderung versagt wird, in Melancholie, Hypochondrie, Selbstmordmanie und Wahnsinn. Allerdings spielt bei dem Heimweh der Juden auch die Familienanhänglichkeit eine große Rolle, was daraus hervorgeht, daß die meisten Bittgesuche gegen Ostern eingehen, um welche Zeit die Juden das größte Familienfest, das Passahfest feiern.

In Deutschland wehren sich seit Jahren namentlich auch die Frommen im Lande gegen die Aufstellung eines Heinedenkmals. Amerika hat bekanntlich ein Heinedenkmal. Darum ist es interessant, daß ein Geistlicher, der Pastor der Ersten Presbyterianerkirche in Washington, Dr. Donald Mc. Leod jüngst in einer Massenversammlung zum Proteste gegen die russischen Judenmetzeleien zur Illustrierung der Verdienste der Juden aus der neueren Zeit drei Juden nannte: Mendelssohn, Neander und — Heine. Es muß für einen Mann wie Stöcker, der natürlich auch nichts von Heine wissen will, besonders schmerzlich sein, den bösen Heine neben dem frommen Neander stehen zu sehen. Die Juden, fuhr Pastor Mc. Leod fort, haben der Welt mehr gutes geleistet als sie von ihr empfangen haben. Die Behandlung der Juden ist der schwarzeste Fleck auf dem Wappenschilde der Christenheit.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Fall Küster und die Mittelstandsvereinigung. Herr Küster hat zwar gegen das bereits mitgeteilte Urteil des Hannoverschen Schöffengerichts Berufung eingelegt, seine politische Rolle ist jedoch, selbst wenn die zweite Instanz seinen Gegner wegen formaler Beleidigung zu einer geringfügigen Geldstrafe verurteilen sollte, ausgespielt. Die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau“ widmet den Ergebnissen des Prozesses folgende Betrachtungen:

„Damit ist der Fall — und allerdings auch Heer Architekt Küster selbst als Vorsitzender der Mittelstandsvereinigung erledigt. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß Herr Küster den Vorsitz in der Mittelstandsvereinigung nicht mehr behalten kann. . . .

Heer Küster wollte allen ein Führer sein. Führer müssen mit reinem Brustlatz dastehen, dürfen vor allen Dingen nicht den Schmutz selbst auf ihrer Weste haben, gegen den sie wettern und agitieren. Oder sie machen sich und die von ihnen vertretene Sache lächerlich. Herr Küster hätte nach dem, was durch das Gericht festgestellt worden ist, weder das Amt eines Bürgervorstehers annehmen, noch sich zu der Führerrolle im Kampfe gegen die Mißstände im Submissionswesen drängen sollen.

Der Prozeß hat den Gegnern an der Mittelstandsvereinigung eine Blöße gezeigt, auf die sie im Wahlkampfe immer wieder mit Erfolg zeigen werden. Mit Hohn und Spott wird man den Mittelständern immer wieder das Wort vorhalten: „So das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?“

Heer Küster hat damit der von ihm vertretenen Sache mehr geschadet als genützt. Es wird sich kaum ein Mann von Namen finden, der bereit wäre, das Erbe anzutreten. Auch die Mitglieder werden den Mut sinken lassen.“

Sonderbar ist das Verhalten des Herrn Küster freilich ja von jeher gewesen. Bekanntlich hat er sich öffentlich gerühmt, der Vater der neuen Bauordnung in Hannover zu sein, durch die die Geschäftsräume auf das Parterre und erste Stockwerk beschränkt werden, und trotzdem hat er einem Kaufmann, der in Hannover ein Warenhaus zu errichten beabsichtigte, Dispens von dieser Bauordnung, die übrigens damals noch garnicht eingeführt war, zu erwirken versprochen, falls der Bau ihm übertragen würde. Wie wir hören, ist Herr Küster auch deswegen zur Rede gestellt worden und hat erklärt, daß er die Verhandlungen mit dem betreffenden Kaufmann abgebrochen habe, weil er sich „inzwischen“ von der Schädlichkeit der Warenhäuser überzeugt habe. Dem Kaufmann sind aber, wie wir erfahren, lediglich Anerbietungsschreiben bekannt, und der letzte ihm von Herrn Küster zugegangene Brief schließt mit den Worten: „Ich hoffe gern, mit der Ausführung Ihres Neubaues betraut zu werden und sichere im voraus prompteste und solideste Arbeit zu“. Als Herr Küster den Bau dann nicht zur Ausführung erhielt, waren ihm, wie dem Fuchs in der Fabel, die Trauben zu sauer.

In Sachsen hat bekanntlich vor einigen Monaten der dortige Landesverband der Gastwirte in einer merkwürdigen Verirrung sich der reaktionären Mittelstandsvereinigung angeschlossen. In der Versammlung des Gastwirtsverein für Oschatz und Umgegend kam dieser Tage ein Gastwirt auf den durch die Presse gegangenen Fall zu sprechen, daß ein Agitator des Bundes der Landwirte in der Oschatzer Gegend mangels anderer Mitglieder die Gastwirte durch Boykottdrohungen zum Beitritt für den Bund der Landwirte pressen wollte. Dieses Verhalten erregte mit Recht große Entrüstung und man bedauerte deshalb den korporativen Anschluß des Gastwirteverbandes an die Mittelstandsvereinigung. Der in der Versammlung anwesende Leiter des Gastwirtsorgans bemerkte nach der „Zittauer Morgenzeitung“ hierzu, daß die Haltung der Mittelstands-

vereinigung zur Fleischnotfrage und den Steuervorlagen allerdings nicht geeignet sei, ihr das Vertrauen des Gastwirteverbandes zu erwerben, und daß im Verbandsvorstande bereits der Austritt aus der Mittelstandsvereinigung erwogen sei und der Austritt auch wahrscheinlich bald erfolgen werde.

Stöcker über Heine. Mit dem Thema „Ist Heine eines Denkmals wert?" beschäftigte sich eine am 23. Febr. abgehaltene Versammlung der christlichsozialen Partei. Als Referenten fungierten Lic. Mumm und Abg. Stöcker. Aus Herrn Stöckers Schimpfleistungen seien folgende Proben wiedergegeben:

„Ein Schmutzfink ist er, ein Lump, so muß man den Mann auffassen," rief der Hofprediger a. D. und alles jauchzte Beifall, ausgenommen ein kleiner Teil der Versammlung, der aus Neugierde oder des Ulkes wegen gekommen war, etwa wie man in eine Jahrmarktsbude geht. Von diesen Besuchern konnten einige ein „Bravo!" nicht unterdrücken, als aus Heines Werken manches kräftige Sprüchlein vorgelesen wurde. Voller Wut rief Stöcker diesen Bravorufern zu: „So gehen Sie doch hinaus, und stellen Sie sich neben einen Haufen Mist, dann haben Sie Ihr Denkmal für Heine!"

Ein dröhnendes Lachen aus der Versammlung erfolgte, als Stöcker in heller Wut ausrief: „Dieser Lumpenkerl hat unsere deutschen Farben verglichen mit den Farben, die der Affe am Steiß hat."

Heine sei ein perverser Mensch gewesen; in seinen Gedichten wollte er die Frauen aus dem Grabe herausholen, um mit ihnen geschlechtliche Missetaten zu treiben. Ein Prediger der freien Liebe sei er.

Der Mann habe große Talente gehabt, es hätte etwas aus ihm werden können, aber „die heiligsten Gedanken werden zu Dreck", wo er sie bearbeitet; seine Gotteslästerungen seien himmelschreiend! „Nur verblendete Juden, sittenlose Deutsche, vaterlandslose Sozialdemokraten wünschen ein Denkmal für Heine."

Man mag über Heine denken, wie man wolle; aber diese Unzucht der Sprache in dem Munde eines Geistlichen übersteigt doch wirklich alles Maß.

Militär und Politik. Zu einem Stiftungsfest, das kürzlich ein Berliner konservativer Verein abhielt und bei dem Herr Stöcker Hauptredner war, erschien u. a. auch der aktive Hauptmann v. Stülpnagel, um die Grüße des Kommandeurs des Gardefüsilierregiments, Obersten v. Eberhard, und des Offizierkorps dem Vereine zu überbringen.

Bisher war es in Deutschland nicht Sitte, daß aktive Angehörige der Armee sich an politischen Veranstaltungen beteiligten. Das Beispiel Frankreichs und anderer Länder, wo das Militär in den politischen Parteistreit nicht mit hineingezogen wird, reizt nicht gerade zur Nachahmung.

Der antisemitische Reichstagsabgeordnete Graf Reventlow hat sich in dieser Tagen in der Klinik des Professors Israel einer schweren Nierenoperation unterziehen müssen. Wie die „Leipz. Neuest. Nachr." mitzuteilen wissen, hat sich der Reichskanzler Fürst Bülow in überaus courtoisievoller Weise bereits mehrfach angelegentlich nach dem „Befinden des Patienten erkundigt, und ihm ein in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben gesandt. Auch Prinz Heinrich von Preußen fragte sofort an, um von dem Befinden seines holsteinischen »Gutsnachbarn zu hören."

Aus Thüringen. Im Wahlkreise Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück wollen bei der nächsten Reichstagswahl die Antisemiten, wie die Erfurter „Wohnungsmieter-Zeitung", deren Verleger der antisemitischen Richtung angehört, behauptet, einen Kandidaten nicht aufstellen. Im Jahre 1903 wurden in diesem Wahlkreise 4313 antisemitische Stimmen abgegeben neben 15 260 sozialistischen, 6687 nationalliberalen, 5424 konservativen und 1163 Zentrumsstimmen.

Der Verzicht der Antisemiten auf eine eigene Kandidatur hat seine Ursache vielleicht auch darin, daß sich der derzeitige nationalliberale Vertreter des Wahlkreises ,Landgerichtsrat Hagemann' seit der Wahl immer mehr nach rechts entwickelt hat. Im Wahlkreise glaubt man schon längst bemerkt zu haben, daß Herr Hagemann, um bei der nächsten Wahl von vornherein die Stimmen der Konservativen und Antisemiten auf sich zu vereinigen und sich dadurch die Stichwahl mit dem Sozialdemokraten zu sichern, mit den rechtsstehenden Parteien Fühlung sucht. Im Reichstag hat er kürzlich einen so reaktionären Standpunkt vertreten, daß ihn die „Köln. Ztg." ihn, wie man allgemein annahm, im parteioffiziellen Auftrage, sehr energisch von den Rockschößen der Partei abschüttelte. Er schien nämlich, was den Antisemiten in seinem Wahlkreise besonders imponiert haben mag, die Forderung aufstellen zu wollen, daß alle Liberalen auf das Christentum vereidigt würden.

Nicht unmöglich ist es, daß für die Antisemiten des Wahlkreises noch ein anderes realpolitisches Moment hinzukommt, das sie dazu bestimmt, von der kostspieligen eigenen Kandidatur Abstand zu nehmen. Die „Thür. Ztg." macht nämlich zu der Schnorrerei der Antisemiten im Nachbarwahlkreise Eisenach folgenden interessanten Zusatz: „Vielleicht könnten die Anhänger des Herrn Schack auch die Wahlschulden bezahlen, die sein Gesinnungsgenosse Herr von Mosch z. B. noch bei der „Thüringer Ztg." von 1903 her hat."

Ahlwardt ist wieder da! Der lange Zeit von der politischen Schaubühne verschwundene „Rektor aller Deutschen" tritt jetzt wieder in die Oeffentlichkeit und zwar beabsichtigt er nicht mehr und nicht weniger als eine große neue Partei zu gründen, die alle übrigen antisemitischen Gruppen verdrängen soll. Im „Agitationsverband für nationale Politik „Allzeit voran" entwickelte Ahlwardt, wie mehrere Blätter berichten, im „Hackerbräu" sein neues Programm. Hervorzuheben ist daraus vor allem, daß Ahlwardt jetzt den Kampf gegen die Juden aufgeben will und dafür den Kampf gegen die Jesuiten predigt. Im Gegensatz zu seiner früheren Lehre verkündet er, daß nicht das Judengeld den Mittelstand unterdrücke, sondern die Macht der Jesuiten. Die Berliner Warenhäuser und Großbanken, aber auch die großen christlichen Spezialgeschäfte wären von Jesuiten geleitet, die jüdischen Inhaber seien nur vorgeschobene Personen. Sogar die nationalliberalen Grubenbesitzer im Ruhrrevier sind nach Ahlwardt nur Angestellte der Jesuiten. Die drei Hauptforderungen des Ahlwardtschen Programms sind: 1. Rechtsfähigkeit aller Vereine. 2. Umwandlung der Reichsbank in ein nationales Kreditinstitut und 3. Entfernung des Religionsunterrichts aus den Schulen. In großen öffentlichen Versammlungen will Ahlwardt demnächst Anhänger für seine „neue Partei" werben. (??)

In Calenberge ist, wie wir der „Neuhaus-Ostener Ztg." entnehmen, der Glaser Johann Tide wegen Wechselfälschung verhaftet worden. Tide ist ein rabiater Antisemit. Auf der vorjährigen sehr stürmisch verlaufenen Versammlung, die Freunde unserer Abwehrbestrebungen in Otterndorf veranstaltet hatten, war Tide, wie uns mitgeteilt wurde, einer der ärgsten Skandalmacher.

Vermischtes.

Der Oberstabsarzt a. D. Dr. Hermann Rosenthal, ein um den Verein zur Abwehr des Antisemitismus hochverdienter Mann, zuletzt Mitglied des Vorstandes desselben, ist in Rom im Alter von 82 Jahren gestorben. Bei seinem vor einiger Zeit erfolgten Weg-

gange von Magdeburg haben wir Veranlassung genommen, die hervorragenden Verdienste Rosenthals um die Gesundheitspflege im Allgemeinen und die hygienischen Einrichtungen seiner Vaterstadt im Besonderen zu würdigen. Ehre seinem Andenken!

Streiflichter auf den Kölner Karneval. In dem in Köln erscheinenden „Israel. Gemeindeblatt" lesen wir: „Jüngst ist in einer größeren Gesellschaft behauptet worden, zu den Lichtseiten des Karnevals gehöre an erster Stelle die Aufhebung sämtlicher Klassenunterschiede. Fürwahr ein großes Wort gelassen ausgesprochen! Hier ist nicht der Ort zu konstatiren, weshalb die „Oberen" sich zur Faschingszeit leutselig zu den „Unteren" gesellen, auch nicht, aus welchen Gründen den „Unteren" der Zutritt zu den sog. besseren karnevalistischen Veranstaltungen sozusagen unmöglich gemacht ist; wir wollen an dieser Stelle lediglich auf den antisemitischen Unfug hinweisen, der sich jedes Jahr hier und dort breit macht und der direkt verstößt gegen die Devise des Kölner Karnevals: „Allen wohl und Niemand weh!"

Während wir das ganze Jahr hindurch, öffentlich wenigstens, von antisemitischen Allüren verschont werden, glauben leider Viele, unter dem Schutze der Immunität karnevalistischer Witze, oder solcher, die es sein sollen, ihren judenfeindlichen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Die große Menge zollt derartigen, meist geistlosen Darbietungen, stets frenetischen Beifall, und, was vielleicht das tragisch-komische dabei ist: am heftigsten applaudiren meistens die Juden selbst, die sich unter dem Publikum befinden. Solche Elemente glauben ihr Judentum verbergen zu können, wenn sie in den allgemeinen Jubel miteinstimmen, und bedenken nicht, daß es ihre Pflicht wäre, sich dagegen aufzulehnen und an maßgebender Stelle die Unterdrückung beleidigender Scherze für die Folge zu verlangen. Seit dem letzten Jahre ist es in einigen Gesellschaften streng verboten, in irgend einer Weise auf das Judentum anzuspielen. Dieser löbliche Grundsatz sollte überall unbedingt zum Prinzip erhoben werden. Hier ist ein Feld, auf welchem sich der Leiter jedes Vereins betätigen kann, denn er ist für die Vorkommnisse in seiner Gesellschaft verantwortlich. Unterbleibt dieses einfache Gebot der schuldigen Rücksichtnahme gegenüber den gleichberechtigten Mitbürgern, dann ist eben klar erwiesen, daß alle Worte, die die Karnevalspräsidenten gerade in diesem Jahre über die Wendung zum Guten im Kölner Karneval gesprochen haben, nichts anders als leerer Schwall gewesen sind, die dem sehenden Kritiker Sand in die Augen streuen sollten. Ein jeder Jude aber, der Zeuge antisemitischer Remontaden ist, sollte es für seine heilige Pflicht erachten, nach Kräften an der Beseitigung dieses Uebelstandes mitzuwirken, und nicht in der Art Kuk'scher Selbstironie zu brüllen, wenn die Wölfe heulen.

Noch krasser bekundet sich der Judenhaß auf den Maskenbällen. Hier scheinen die Gestalten jedem konventionellen Zwange enthoben, ein jeder Charakter bietet sich, vom Geiste des seeligmachenden Alkohols umweht, in seiner Urform willig dar. Trotz Maske und Kostüm kommt der wahre Charakter des Individuums zur Geltung, ein betrübendes Bild für den ernstdenkenden Beobachter. Hier tollt sich ein junger Spanier mit einer feschen Wienerin umher. Harmlos ist der jungen Leute Spiel; erhitzt vom langen Tanz, eilen sie zum Buffet. Da stehen die wartenden Menschen in drangvoll fürchterlicher Enge beisammen. Sachte suchte das Kind des Südens seinem „Madel" etwas zu erhaschen, da bringt ein Wort „Jübbejung" an sein Ohr, gerade als er im Begriff ist, etwas für seine Holde zu erstehen. Eine brennende Röte steigt dem jungen Manne ins Antlitz und instinktiv ballt er seine Faust. „Pah! es ist ja Fastnacht", denkt er dann und eilt mißgestimmt zu seinem Walzerkind zurück. Aber die Stimmung ist verflogen, und bald darauf verläßt er sinnend das heitere Ballokal, während die lustigen Weisen der einschmeichelnden Musik noch lange in seinen Ohren tönen.

Da ist die Stube des Photographen. Durch die enge Tür drängt sich ein maskirtes Paar, um die Erinnerung an einige gemeinsam verlebte vergnügte Stunden im Bilde festzuhalten. Hinten auf dem Tische sitzt eine Gruppe Wartender; sie eilen, damit nicht andere zuvorkommen! Doch kaum sitzen die Beiden, als es ihr Nachbar für geboten erachtet, der vorgerückten Stunde gemäß, sie würdig zu begrüßen. „Frecher Judenkerl, mach, das Du fortkommst", brüllt er in seliger Weinlaune seinem Nebenmann zu. Sofort kommt der Photograph herbei und schnell ist die Ruhe wiederhergestellt. Den beiden jungen Menschenkindern aber ist für den Abend die Laune verdorben, und sie hatten sich doch mal ordentlich austoben wollen, sie wollten doch das Leben einmal bis zum frühen Morgen genießen — — —!

Solche Situationen sind auf den Maskenbällen leider etwas Alltägliches. Hier kann kein Präsident oder sonst Jemand helfen; in der Weinlaune tritt eben bei Vielen erst der wahre Charakter zu Tage und da offenbart sich gar oft eine erschreckende Rohheit der Gesinnung, die im ganzen übrigen Jahre sich unter dem Mäntelchen der Anständigkeit geschickt zu verbergen weiß. Das ist für den wahren Volksfreund sicherlich sehr betrübend, aber leider ist daran nichts zu ändern. Wollen Juden solchen peinlichen Zwischenfällen aus dem Wege gehen, so müssen sie schon solche Vergnügungen meiden. Jedenfalls ist aber, namentlich den jungen jüdischen Leuten, eine weise Zurückhaltung bei allen karnevalistischen Veranstaltungen nicht dringend genug ans Herz zu legen. Verlangen müssen wir aber auch von ihnen eine gewisse Selbstachtung und Selbstwürde, die ihnen manchmal absolut abhanden gekommen zu sein scheint. So waren auf einem großem Maskenball der letzten Woche 4 aufdringlich ordinäre jüdische Masken zu sehen und die Träger dieser Masken waren — Juden. Solche Taktlosigkeiten, von Juden selbst ausgehend, können nicht scharf genug gegeißelt werden Im Uebrigen wird die Fastnacht nicht früher auf ein anständiges und harmloses Niveau zu bringen sein, bis es jedem Einzeln Ernst ist, sich anständig zu betragen, und hierzu gehört auch, in heiterer Stimmung Frivolitäten jeglicher Art zu unterlassen! Solange dies nicht erreicht wird, ist aller Lärm vergebens".

„Judenreines Haus". Der Gastwirt Jakob Albiez in Oberlauchringen (Baden) hatte, wie wir s. Z. berichteten, früher an seinem Gasthaus ein Schild mit der Aufschrift „Judenreines Haus" und später ein solches mit der Aufschrift „Judenfreies Haus" angebracht. In beiden Fällen legte ihm das Gr. Bezirksamt Waldshut die Verpflichtung auf, diese Aufschrift bei Zwangsvermeiden zu beseitigen, weil ein ordnungswidriger Zustand im Sinne des § 30 P.-St.-G.-B. vorliege. Die gegen die betr. Verfügungen erhobenen Klagen wurden vom Verwaltungsgerichtshof mit Urteilen vom 16. September 1902 und vom 29. September 1904 als unbegründet abgewiesen.

Nunmehr hat Albiez seinem Wirtsschild mit der Bezeichnung „Gasthaus zum Wutachtal" den Zusatz beigefügt: „Jüdischer Besuch höflichst verbeten". Das Gr. Bezirksamt Waldshut hat jedoch mit Verfügung vom 2. November 1905 die Beseitigung auch dieses Zusatzes binnen 14 Tagen bei Zwangsvermeiden verlangt, da auch hierin eine Ordnungswidrigkeit im Sinne des § 30 P.-St.-G.-B. zu erblicken sei.

Albiez hat gegen diese Verfügung erneute Klage beim Verwaltungsgerichtshof in Karlsruhe ergriffen und nach der „N. Bayer. Landesztg." folgendes obsiegende Urteil erwirkt:

„Die Ordnungswidrigkeit hat der Gerichtshof in den früheren Fällen in der Verunglimpfung und Verächtlichmachung der Juden als vollberechtigter Volksklasse und Angehörige einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft gefunden. In der Fassung der jetzigen Aufschrift liegt eine solche Behandlung der Israeliten nicht, es wird hier dem Wortlaut nach rein sachlich und in anständiger Form kundgegeben, daß der Kläger die Einkehr von Juden in seinem Gasthaus nicht haben will und solche Gäste evtl. zurückweisen würde. Es kann zugegeben werden, daß es die Angehörigen der israelitischen Religionsgemeinschaft unangenehm berührt, wenn sie um dieser Eigenschaft willen unterschiedslos vom Besuch dieses Gasthauses ausgeschlossen werden, und es mag auch sein, daß der Kläger mit der Aufschrift zugleich seiner antisemitischen Gesinnung überhaupt Ausdruck geben will, allein objektiv liegt in den gewählten Worten nichts Beleidigendes oder Beschimpfendes und auch die Kundgebung des Uebelwollens bildet an sich keine derartige Verletzung des öffentlichen Interesses, daß dagegen polizeiliches Einschreiten erfordert würde. Dem friedlichen Zusammenleben der Angehörigen verschiedener Religionsgemeinschaften mag die Handlungsweise des Klägers nicht gerade förderlich sein, aber eine unmittelbare Anreizung zu einem die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdenden Vorgehen oder auch nur zu einer gehässigen und verächtlichen Behandlung der Israeliten liegt in der formell korrekt gefaßten Aufschrift nicht. Nach der Feststellung des Gr. Bezirksamts Waldshut ist der hier angefochtene Zusatz auf dem Wirtsschild mit erheblich kleinerer Schrift geschrieben, als die Bezeichnung des Gasthauses und er kann von der Eisenbahn aus nur schwer und eigentlich nur von Personen gelesen werden, die den Inhalt desselben kennen. Es kommt also auch in der Gestaltung der fraglichen Kundgebung nicht zum Ausdruck, daß es dem Kläger in erster Linie darum zu tun ist, die Juden etwa der Mißachtung des reisenden Publikums preiszugeben und letzteres für den Antisemitismus zu gewinnen. Hiernach fehlt es sowohl hinsichtlich des Inhalts als der Form der angefochtenen Aufschrift an den entscheidenden Momenten, die das Vorhandensein der letzteren als einen ordnungswidrigen Zustand im Sinne des Gesetzes erscheinen ließen. Wie das Verfahren des Klägers vom Standpunkt des Taktes oder des Geschmackes zu beurteilen ist, damit hat sich der Gerichtshof nicht zu befassen, zur Berechtigung der Polizeibehörde, in der stattgehabten Weise gegen den Kläger vorzugehen, fehlt es an den Voraussetzungen des § 30 P.-St.-G.-B. und es war deshalb die ergangene bezirksamtliche Verfügung aufzuheben".

Ein Jubilar jüdischen Glaubens. Es gilt ja wohl bei den Antisemiten selbst minder strenger Observanz als unbedingt feststehend, daß ein Jude nicht deutsch fühlen kann. Gar noch militärisch fühlen und diesen deutschen und militärischen Gefühlen den besten musikalischen Ausdruck zu geben, müßte nach antisemitischer Auffassung einem Juden gänzlich versagt sein. Dennoch hat der in Berlin wohnende jüdische Komponist A. W. Blumenfeldt, der am 28. Februar seinen achtzigsten Geburtstag feiert, im Jahre 1866 den „Berliner Einzugsmarsch" und 1871 den „Deutschen Triumphmarsch" komponiert, die auch zum ersten Male beim Einzuge der siegreichen Truppen in Berlin gespielt wurden. Kaiser Wilhelm I. hat die Widmung beider Märsche angenommen. Im Jahre 1888 komponierte Blumenfeldt nach dem Tode Kaiser Wilhelms auch den Trauermarsch „All-Deutschlands Klage", dessen Widmung Kaiser Friedrich III. angenommen hat.

Der Geist des preußischen Volksschulunterhaltungsgesetzes. Man schreibt uns: Von dem Geiste, unter dessen Einfluß das neue preußische Volksschulgesetz entstanden ist, zeugt folgender Vorfall:

Das Städtchen Haigerloch in Hohenzollern zählt unter 1300 Einwohnern etwa 800 Katholiken, 300 Israeliten und 200 Protestanten. Während die Katholiken als in der Mehrzahl eine öffentliche Volksschule haben, hatten die Israeliten eine israelitische Konfessionsschule, zu welcher der Staat einen Beitrag leistete, die Protestanten eine aus eigenen Mitteln unterhaltene Privatschule.

Vor Jahresfrist wurde nun von protestantischer Seite der Antrag gestellt, die Stadt solle die evangelische Privatschule als öffentliche Volksschule übernehmen. Dem Antrag wurde stattgegeben und das Kultusministerium erteilte seine Zustimmung. Daraufhin stellte die israelitische Gemeinde denselben Antrag und auch er wurde von den bürgerlichen Kollegien einstimmig angenommen. Aber der Mensch denkt, und das Kgl. Pr. Kultusministerium lenkt. Wohl wurde der Stadtverwaltung Haigerloch erlaubt, die Kosten für die israelitische Volksschule zu übernehmen, aber als „öffentliche Volksschule" durfte sie nicht erklärt werden; das darf, nach der Erklärung des Pr. Kultusministeriums nur bei christlichen Volksschulen geschehen. Also bendt sich das Kgl. Pr. Kultusministerium die Ausführung des Gesetzes vom 3. Juli 1869, das allen Staatsbürgern ohne Unterschied der Konfession die gleichen Rechte gewährt.

München. Unter der Ueberschrift „Ein akademisch gebildeter Antisemit" berichtete kürzlich das „Münchener Tageblatt": „Am 4. Juli v. J. nachts 11 Uhr ging der Kaufmann Lehmann an einer Gruppe norddeutscher Studenten vorüber, von denen einer ihm auf seine jüdische Abstammung bezügliche Schmähworte zurief, die er sich verbat. In dem Augenblick versetzte ihm einer der „Herren" mit der Hand und dem Spazierstock einen kräftigen Schlag ins Gesicht. Lehmann erstattete gegen den Betreffenden, den cand. med. Wilhelm Westerhoff, einen Rheinländer, Anzeige wegen Körperverletzung. Das Schöffengericht verurteilte den Beklagten zu 100 Mk. Geldstrafe eventuell 20 Tagen Gefängnis."

Ueber eine auffällige Pensionierung in der bayerischen Armee lesen wir in der „Münchener Post": „Unter den Pensionierungen fällt uns besonders jene eines gewissen Hauptmannes auf. Wir kannten den Herrn dienstlich wie außerdienstlich persönlich und wissen, daß er ebenso tüchtig und pflichteifrig war wie andere Offiziere, die es bis zum Major gebracht haben. Dabei war er ein sehr guter Kamerad. So verzichtete er z. B. zugunsten eines kränklichen Offiziers auf einen sehr angenehmen Posten. Eine „Eigentümlichkeit" hat er allerdings an sich: er ist nämlich Jude. Schon lange waren wir darauf gespannt, ob dieser Herr an die Spitze eines Bataillons gestellt würde. In der preußischen Armee werden Juden nicht einmal zu Reserveoffizieren ernannt. Als Gemeine, Unteroffiziere und Feldwebel aber müssen sie im Kriegsfalle ihre Knochen genau so zu Markte tragen, wie die Katholiken und Protestanten. Die bayerische Armee hat sich, abgesehen von einigen Offizieren, vom Antisemitismus ziemlich frei gehalten. Es ist dringend zu wünschen, daß sie sich auch hier nicht von Preußen anstecken läßt. Die Pensionierung des bewußten Hauptmanns mahnt jedoch sehr zur Wachsamkeit."

Eine anglo-jüdische Familie. Man mißgönnt in Deutschland den Juden die bescheidensten Aemter, andererseits wirft man ihnen wieder vor, daß sie mit besonderer Vorliebe sich großen Gewinn abwerfenden Beschäftigungen widmen. Die anglo-jüdische Familie Nathan möge den letzteren Vorwurf bis zu einem gewissen Grade wiederlegen und gleichzeitig den deutschen Regierungen den Beweis liefern, daß sie dem Vaterlande viele bedeutende Kräfte entziehen, wenn sie den Juden Staatsämter verschließen. Nicht weniger als sechs von sieben Brüdern Nathan haben ihre Dienste dem britischen Vaterlande gewidmet. Sir Nathaniel Nathan, der älteste der Brüder, hat nach einer längeren Laufbahn

als Richter und Generalstaatsanwalt in Westindien sich bereits aus dem Staatsdienste zurückgezogen und lebt in London. Der zweite Bruder ist der Artillerie-Major F. L. Nathan, der seit 1899 Direktor der Königlichen Pulverfabrik in Waltham Abbey ist. Der dritte ist Sir Matthew Nathan, der, nachdem er es in der Armee bis zum Major gebracht hat, in verschiedenen Kolonien Gouverneur war und zur Zeit Gouverneur von Hongkong ist, in welcher Eigenschaft er vor kurzem den Prinzen Adalbert von Preußen empfangen hat. Der vierte Bruder William Nathan ist als Eisenbahningenieur im indischen Zivildienste angestellt. Der fünfte, Robert Nathan, scheint zu einer besonders glänzenden Laufbahn ausersehen, denn er war von dem kürzlich zurückgetretenen Vizekönig von Indien Lord Curzon zum Privatsekretär ausgewählt worden. Der fünfte, Major Walter Nathan, hat an dem Burenkriege und an dem Birmanischen Grenzkriege teilgenommen und befindet sich jetzt in leitender Stellung in Tientsin. Der jüngste, George Nathan, ist der einzige, der an einem Privatgeschäft beteiligt ist; er ist Teilhaber der bekannten Verlagsfirma Constable. Sechs Brüder, Juden, die obendrein Nathan heißen, als Offiziere und Verwaltungsbeamte im englischen Staatsdienste, und England besteht noch!

Zwei hervorragende Engländer über den Antisemitismus. Anläßlich der Feier des 250. Jahrestages, an welchem der große Cromwell dem jüdischen Gemeindehaupt Manasse Ben Israel die Rückkehr der Juden nach England gestattet hat, richtete der frühere Premierminister Lord Balfour an den Vorsitzenden der feiernden Versammlung ein Schreiben, in welchem er bedauert, an der Feier nicht teilnehmen zu können, und da n fortfährt:

Wenn der europäische Kontinent dem Beispiel gefolgt wäre, das England ihm seit 250 Jahren gegeben, dann würde seine Geschichte nicht durch so viele Verbrechen und Ungerechtigkeiten befleckt worden sein, die jetzt als eine dauernde Schmach für die christliche Zivilisation verzeichnet sind. Daß es in unserem Vaterlande keine Judenfrage gibt, daß man hierzulande von Rassen- und religiösen Vorurteilen, die in anderen Ländern eine so verhängnisvolle Rolle in der gesellschaftlichen Organisation spielen, nichts hört, das sei in nicht geringem Maße der Tatsache zuzuschreiben, daß die Juden sich ganz und gar würdig gezeigt haben der Rechte und Privilegien, die sie als Bürger dieses Landes genießen, und daß diese Rechte und Privilegien ihnen in vollem Maße gewährt worden sind. Lange mögen diese Zustände herrschen; lange mögen sie alle die guten Früchte tragen, die sie so reichlich in der Vergangenheit hervorgebracht haben.

Der berühmte James Bryce sagte in seinem Toaste auf die anglo-jüdische Gemeinde, die jüdische Geschichte datiere weiter zurück als jede andere und habe den Lauf der Dinge mehr beeinflußt als die Geschichte jeder anderen Nation, während die westlichen Nationen nur Gebilde von gestern seien. Die Geschichten der Literatur und der Religionen seien die mächtigsten Faktoren im Leben der Welt. Keine Literatur habe die große Masse der Menschheit so beeinflußt wie die hebräische, und die Engländer wären in der Tat Toren, wenn sie nicht Interesse nähmen an ihrer Erhaltung. Man empfinde in England Genugtuung darüber, daß die Juden in England sich voller Freiheit erfreuen. Die Juden haben England mit vielen großen Männern versehen. Sie haben allerdings dem Lande keinen großen Philosophen, keinen großen Musiker, keinen großen Philologen geschenkt, aber sie haben dem Vaterlande in Disraeli einen großen Staatsmann, in Sylvester einen großen Mathematiker und eine Anzahl großer Rechtsgelehrter gegeben. Das englische Volk müßte das letzte sein, das nicht neue Ankömmlinge willkommen hieße. Das englische Volk sei bereits eine sehr gemischte Rasse, und es gewinne durch jede neue Zufuhr frischen Blutes. Er hoffe, daß die gegenseitige Freundschaft und Achtung, die das Verhalten Englands zu der anglo-jüdischen Gemeinde charakterisiert habe, fortdauern und daß die beiden Völker stets zusammen arbeiten werden, wie sie es in der Vergangenheit getan haben.

Der Krieg, die Juden und die Reaktion. In der neusten Nummer der „Russischen Corresp." lesen wir: Es gibt keine noch so unmögliche Gelegenheit, die unsere geschäftstüchtigen Antisemiten vorüberließen, ohne ihr Kapitälchen daraus zu schlagen. Da gerade nichts anderes bei der Hand war, mußte in der letzten Zeit die Erinnerung an den Jahrestag des Kriegsanfanges dazu herhalten, um ein antisemitisch-reaktionäres Flugblatt in die Welt zu setzen, dessen Inhalt zur Charakteristik der antisemitischen Kriegführung hier mitgeteilt sei. Es lautet:

„Christenbrüder! Der 9. Februar ist der Tag, an dem der tückische Feind auf das Drängen der Judenschaft uns in den Gewässern des fernen Ostens überfallen hat.

Oder gibt es noch einen Menschen, der es nicht wüßte, daß schon lange vor Ausbruch des Krieges von den Juden, mit Unterstützung ihrer Banken, und besonders der eigens zum Zweck dieser Propaganda gegründeten zionistischen überall im Auslande eine rege Agitation gegen Rußland und alles russische geführt worden ist?

Gibt es noch einen, der nicht weiß, daß die Judengesellschaft erst sämtliche Staaten Europas und Amerikas, und dann, mit deren Hilfe auch Japan gegen Rußland und alles russische aufgehetzt hat, bis dieser Feind, die Kenntnisse und Hilfsbereitschaft der Juden ausnutzend, uns plötzlich überfiel und unersetzlichen Schaden zufügte?

Wer weiß es nicht, wie dann dieses selbe Judengesindel mitsamt ihren Mitläufern den Revolutionären, die ganze Mandschurei überschwemmt und dort alles ausspioniert und die Soldaten gegen die Regierung aufgehetzt hat, wodurch der Mut und die Disziplin unserer bis dahin so ruhmreichen Armee gesunken ist?

Wem ist es denn noch immer nicht klar, daß es eben diese verfluchten Juden mit Hilfe eben dieser Judenbanken gewesen sind, die Rußland in einen Haufen von Trümmern und Asche verwandelt haben?

Wie unendlich viel Kummer, Schmerzen und Tränen hat doch dieses Judenpack und seine Mitläufer dem russischen Volke während der Streiktage zugefügt! Die blinden Russen, die den revolutionären Juden nachliefen, haben ihre Strafe empfangen. Aber wo stecken nun die Judenkerls — die sieht man ja garnicht. Versteckt haben sich diese Kerls. Sie lachen uns von weitem aus. Ihr wildes, teuflisches Lachen hört Rußland wohl, aber sie selbst sind für die Gerechtigkeit unerreichbar.

Wie sollten wir jetzt, am Jahrestage des Ausbruches des unglückseligen Krieges nicht auch der Schuldigen gedenken, die das entsetzliche Unglück des Volkes heraufbeschworen haben? Wie sollten wir ruhig bleiben angesichts der Tatsache, daß diese Juden unser heiliges Rußland in einen Haufen von Trümmern und Asche verwandelt haben? Wie können wir dabei vergessen, daß diese Juden es sind, die mit ihren Bomben und Mordwaffen die Besten unseres Volkes vernichten? Und endlich, wie können wir vergessen, daß diese Juden Rußland für die kommenden fünfzig Jahre in Armut und Elend gestürzt haben?

Nein, niemals werden wir das vergessen können! Solche Tatsachen vergißt man nicht!

Brüder! Wie lange noch wollt Ihr unter dem jüdischen Joche keuchen? Haltet Ihr es noch nicht an der Zeit, den höllischen Teufelsspuk abzuschütteln? Je länger wir es dulden, um so schlimmer wird es für uns werden. Jeden Tag wird die Last unerträglicher. Versammelt Euch denn am 9. Februar am Volkshause, um auf ein gegebenes Signal endgültig die Frage der Abschiebung der christusverräterischen Juden zu lösen.

Nieder mit den Hetzern! Nieder mit den Peinigern des russischen Volkes! Nieder mit den Christusfeinden! Fort mit den Juden aus Rußland! Es leben alle friedfertigen Nationalitäten in Rußland!"

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 10. | Berlin, 7. März 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die **„Mitteilungen“** direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Senoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Unsere Generalversammlung.

Seit einigen Jahren pflegt der große, über alle Teile des Reichs sich ausbreitende Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus einige Stunden vor Beginn der Generalversammlung zu einer geschäftlichen Sitzung zusammenzutreten, in der die organisatorischen und taktischen Fragen, die sich zur Erörterung in öffentlicher Versammlung weniger eignen, besprochen und manche wertvolle Anregungen für die vielverzweigte Tätigkeit des Vereins ausgetauscht werden. Dieser Modus der Teilung des Beratungsmaterials zwischen erweitertem Vorstand und Generalversammlung, der sich übrigens vortrefflich bewährt hat, verleiht jeder einzelnen dieser beiden Sitzungen ihr besonderes Gepräge.

In der **Vorstandssitzung** wird ein detaillierter Rechenschaftsbericht über die Gesamttätigkeit des Vereins erstattet, wird das Rüstzeug für den Kampf gegen den Antisemitismus auf seine Haltbarkeit geprüft und eventl. ergänzt. In der **Generalversammlung** überwiegen die großen allgemeinen Gesichtspunkte, die einem jeden, der es mit dem kulturellen Fortschritt ernst meint, die Stellungnahme gegen Rassen- und Klassenhaß zur sittlichen Pflicht machen. Die große **Spezialfrage**, die im Mittelpunkte der Verhandlungen der diesjährigen Generalversammlung stand, die „**Kriminalität der Juden in Deutschland**“ bildete nur scheinbar eine Ausnahme von dieser Arbeitsteilung; sie gewann überdies schon dadurch, daß eine auf kriminalistischem Gebiet so hervorragende Autorität, wie unser Vorstandsmitglied Herr Geheimer Justizrat Prof. von Liszt, der gefeierte Berliner Strafrechtslehrer, das Referat übernommen hatte, ein außergewöhnliches Interesse.

Die herzlichen Sympathiekundgebungen, die im Verlauf der beiden Sitzungen dem Verein nicht nur aus dem Kreise der Mitglieder, sondern auch von hervorragenden Vertretern nach dem gleichen Ziele strebender Organisationen bereitet wurden, werden ihm ein Ansporn mehr sein, seine Tätigkeit auf dem eingeschlagenen Wege weiter fortzusetzen.

Der Vorsitzende des Vereins, Herr Dr. **Theodor Barth**, eröffnete die Verhandlungen der Generalversammlung, indem er etwa folgendes ausführte:

„Unser Verein hat sich bekanntlich die Erringung der vollen konfessionellen Gleichberechtigung in Deutschland zur Aufgabe gestellt. Zwar wird der Gedanke der konfessionellen Gleichberechtigung in der Verfassung und in unseren Gesetzen oft genug ausgesprochen, aber wenn auch auf dem Papier dieser Grundsatz klar zum Ausdruck gelangt ist, so ist er in der Verwaltung, insbesondere in Preußen, keineswegs zum Durchbruch gekommen. Die antisemitische Krankheit hat allerdings ihren akuten Charakter verloren, aber sie ist jetzt in das Stadium einer chronischen Krankheit getreten, und die chronischen Krankheiten sind ja, wie Sie wissen, häufig viel gefährlicher als die akuten. Nur zu oft haben wir feststellen müssen, daß sich die Leute an diesen unnormalen Zustand, wie er bei uns in Deutschland und speziell in Preußen herrscht, zu gewöhnen anfangen, — an den Zustand, daß die verfassungsmäßigen Grundsätze und die Rechtsgrundsätze, die wir besitzen, einfach nicht durchgeführt werden. Wir erleben es ja alle Tage, daß z. B. in der Justizverwaltung Preußens die Juden zurückgesetzt werden; wir erleben es, daß in der ganzen preußischen Armee bei der Wahl von Offizieren, z. B. auch bei der Wahl von Reserveoffizieren, das jüdische Element planmäßig zurückgesetzt wird. Dieser Zustand kann unsererseits nach gar keiner Richtung hin geduldet, auch nicht entschuldigt werden.

In dem letzten Jahre hat sich ein Fall ereignet, der sehr zu denken gibt. Ein jüdischer Amtsrichter wandte sich an uns, um einen Aufsatz in unsern „Mitteilungen“ zu veröffentlichen, in dem er den verflossenen Justizminister Schönstedt dagegen in Schutz nahm, daß er den Grundsatz konfessioneller Rechtsgleichheit in seiner Verwaltung nicht voll zur Durchführung gebracht hat. Er plädierte gewissermaßen auf mildernde Umstände für den Minister. Wir haben seiner Zeit, als dieser Brief an uns gelangte, uns überlegt, ob wir ihn in den „Mitteilungen“ zum Abdruck bringen sollten. Ich habe mich damals entschieden dafür erklärt, daß er abgedruckt werde, allerdings gleichzeitig mit einer Erwiderung, die vielen von Ihnen vielleicht bekannt geworden ist, in der das Gefährliche einer solchen Toleranz zum Ausdruck gebracht wurde. Wenn so etwas am grünen Holze — denn ein jüdischer Amtsrichter ist in diesem Zusammenhange wohl als ein grünes Holz zu bezeichnen — geschieht, was mag dann wohl an anderen Stellen geschehen, die nicht offen herausrücken mit ihrem Antisemitismus, die aber sehr damit einverstanden sind, wenn das, was sie offen nicht bekennen mögen, tatsächlich durchgesetzt wird.

Ich meine, dieser toleranten Gleichgiltigkeit dem Grundgedanken der konfessionellen Gleichberechtigung gegenüber können wir nicht nur sondern müssen wir immer wieder zurückgehen auf den Grundgedanken unserer Vereinsbestrebungen, daß wir uns an keiner Stelle im Staatsleben gefallen lassen können, daß dieser Grundgedanke der konfessionellen Gleichberechtigung verletzt wird. (Sehr richtig!) In dieser Beziehung irgend welche Konzessionen zu machen, etwa aus opportunistischen Rücksichten, würde das denkbar Verfehlteste sein. Wir können mit diesem Grundsatz nur in seiner vollen Schroffheit siegen. Wir können uns nichts, auch nicht das Allergeringste, von diesem Grundsatz abhandeln lassen. Meines Erachtens ist garnichts gewonnen, wenn man etwa an zehn Stellen im Staatsleben den Grundsatz durchgeführt hat, und wenn er dann an der elften Stelle offen verletzt wird. Wenn wir es erleben möchten, daß auf dem Gebiete der Justizverwaltung oder auf dem Gebiete der allgemeinen Verwaltung die Zurücksetzung der Juden aufhört, und wenn sie dann doch in der Armee fortbesteht, so wäre, glaube ich, diese Zurücksetzung in der einen Region des Staatslebens vollständig ausreichend, um unseren Kampf gegen diese Ungerechtigkeit mit aller Entschiedenheit weiterzuführen. (Sehr wahr!) Es kann nicht darauf ankommen, daß man hier einen Teil dessen was man als Ganzes verlangen muß, erringt; hier heißt es: Alles oder Nichts!

Ich nehme an, daß die Herren damit durchaus einverstanden sind, daß wir als Vorstand von diesem Grundsatz ausgehen und deshalb die Geschäfte des Vereins in durchaus radikalem Sinne führen. (Lebhafte Zustimmung). Wir haben uns auch im vorigen Jahre

bemüht, nach dem Maße der verfügbaren Kräfte und Mittel diese radikalen Grundsätze zur Vertretung zu bringen.

Sie wissen ja, daß wir im wesentlichen angewiesen sind auf die Mittel der Aufklärung. Wir haben ein eigenes Organ, die „*Mitteilungen*", das allwöchentlich bemüht ist, aufklärend zu wirken, aufklärend nach zwei Richtungen hin: einmal indem die Grundsätze, die unser Verein vertritt, immer mit voller Klarheit und Unzweideutigkeit zum Ausdruck gebracht werden, und dann nach der Richtung, daß zahllose Vorurteile, auch gesellschaftlicher Natur, die dem Judentum gegenüber noch immer in Deutschland herrschen, ebenfalls bekämpft werden. Wir haben allwöchentlich genug zu tun, um auf diesen weiten Gebieten unsere Schuldigkeit zu erfüllen, und wir werden selbstverständlich bemüht bleiben, in derselben Form weiter tätig zu sein. Daneben unterstützen wir alle Publikationen, die darauf gerichtet sind, das antisemitische Unkraut aus der öffentlichen Literatur zu beseitigen und es zu ersetzen nicht durch philosemitischen Inhalt — das kann unsere Aufgabe nicht sein —, sondern durch einen anständigen Inhalt, der mit den Grundsätzen der Humanität und Toleranz besser verträglich ist. Wir haben insbesondere auch, wie Sie wissen, versucht, auf die *Kalender*, die ja für die Volkslektüre von ganz beträchtlicher Bedeutung sind, in diesem Sinne einzuwirken. Wir haben endlich auch durch Herstellung eines besonderen *Antisemitenspiegels* uns bemüht, das Material im Kampfe gegen den Antisemitismus in einer übersichtlichen Weise zu sammeln. Schließlich unterstützen wir noch durch Vorträge von eigenen Rednern, die uns zur Verfügung stehen, den Kampf gegen den Antisemitismus. Da wir ein Kampfverein sind, so liegt es in der Natur der Dinge, daß wir, wo es sich ermöglichen läßt, auch in allen politischen Kämpfen, an denen ein Antisemit beteiligt ist, nach dem Maß unserer Kräfte und Mittel mit eingreifen.

Es ist etwas dürftig, was ich Ihnen über die Tätigkeit unseres Vereins hier vorgetragen habe, aber Sie müssen entschuldigen, daß ich nicht eingehender werde, denn weil wir eben ein Kampfverein sind, können wir in einer öffentlichen Versammlung, wie es diese ist, nicht alle Karten aufdecken, sondern wir müßten von unsern Freunden in der Generalversammlung verlangen, daß sie glauben, wir tun unsere Schuldigkeit. (Zustimmung)

Wir haben seit einigen Jahren einen sehr ausgedehnten *Vorstand von einigen 80 Mitgliedern*, der ganz paritätisch zusammengesetzt ist, zur *Hälfte* aus *Juden*, zur *Hälfte* aus *Christen* besteht, und mit dem wir die ganze Geschäftsführung besprechen. Wir haben gerade eben eine zweistündige Sitzung hinter uns, in der der engere Vorstand dem erweiterten Vorstand alles mitgeteilt hat, was Bezug hat auf unsere Arbeiten in dem verflossenen Jahre, und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich mitteile, daß sich der erweiterte Vorstand mit unserer Geschäftsführung in allen Einzelheiten einverstanden erklärt hat. Also, wenn Sie uns Ihr Vertrauen weiter schenken wollen, müssen Sie es schon in der Weise tun, daß Sie sich mit diesen wenigen Aeußerungen zufrieden geben. Sie werden ja beim dritten Punkte der Tagesordnung, wo es sich um die Neuwahl des Vorstandes handelt, darüber zu entscheiden haben, ob Sie die bisherige Geschäftsleitung belassen wollen oder nicht.

Nach diesen paar einleitenden Bemerkungen möchte ich nun zunächst über den *Kassenbericht* die Verhandlungen eröffnen und Sie auch hier bitten, sich mit einigen Andeutungen begnügen zu wollen. Der erweiterte Vorstand hat auch in Bezug auf die Kassenführung ganz genauen Einblick bekommen."

Als *Kassenprüfer* lobte Herr *Sallnger* die exakte Kassenführung des Bureaus und beantragte, dem Vorstande Entlastung zu erteilen. Die Decharge wurde erteilt.

Herr Dr. Barth schlug vor, eine Generaldiskussion erst nach dem zweiten Punkte der Tagesordnung eintreten zu lassen, und erteilte deshalb zunächst Herrn Geheimen Justizrat Dr. *Franz von Liszt* das Wort zu seinem Referate über „*Die Kriminalität der Juden in Deutschland*". Herr Prof. von Liszt führte folgendes aus:

Zu meinem lebhaften Bedauern ist es mir nicht möglich gewesen, durch selbständige Untersuchungen den Vortrag, den ich jetzt vor Ihnen halten soll, mit jener Gründlichkeit vorzubereiten, die erforderlich gewesen wäre, um Ihnen neue, bisher nicht bekannte Tatsachen zu bieten oder aus den bekannten Tatsachen neue Schlußfolgerungen abzuleiten. Ich habe pflichtschuldigst von diesem meinem Bedenken unserm Vorsitzenden Mitteilung gemacht und gebeten, die von mir gegebene Zusage zu prolongieren, bis zum nächsten Jahre etwa; aber meine Vorstellungen haben die Gegenliebe unseres Herrn Vorsitzenden nicht gefunden, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie um Nachsicht zu bitten, wenn ich mich darauf beschränken muß, die alten, vielleicht doch nicht allen von Ihnen im einzelnen bekannten Tatsachen nochmals übersichtlich zur Darstellung zu bringen und noch einmal aus diesen Tatsachen jene Schlüsse abzuleiten, die von so vielen vor mir bereits abgeleitet worden sind. Vielleicht gelingt es mir, ein individuelles Moment hineinzutragen in den Vortrag und ihn dadurch ein klein wenig fruchtbar zu gestalten, indem ich diese Einzelfrage hineinstelle in den größeren Zusammenhang der allgemeinen Fragen, die, insbesondere auch in methodologischer Beziehung, unsere Strafrechtswissenschaft bewegen.

Es wäre ja garnicht möglich gewesen, das Problem zu stellen: „die Kriminalität der Juden im Deutschen Reich", wenn nicht unsere moderne Strafrechtswissenschaft im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen wesentlichen Fortschritt noch vorwärts gemacht hätte, wenn sie nicht erkannt hätte, daß neben die reine juristische Betrachtung von Verbrechen und Strafe, neben die *logisch-technische* Analysierung dieser Begriffe, die soziologische Betrachtung von Verbrechen und Strafe zu treten habe, die soziologische Betrachtung, die in Verbrechen und Strafe gesellschaftliche Erscheinungen erblickt — in dem Verbrechen eine antisoziale, gegen die Lebensinteressen der Gesellschaft gerichtete Handlung und in der Strafe eine gesellschaftliche Reaktion gegen jene Handlung. Die Strafe können wir hier bei Seite lassen. Wir beschränken uns auf die gesellschaftliche Betrachtung des Verbrechens. Und da ist es klar, daß eine solche Betrachtung eine doppelte Aufgabe sich stellen muß: sie muß erstens beschreiben, und sie muß zweitens erklären, kausal zu begreifen sich bemühen.

Sie wird zunächst *beschreiben* müssen, sie wird als deskriptive Wissenschaft uns den Stand und die Bewegung der Kriminalität zu schildern, anschaulich zu machen haben. Sie hat uns einmal den *Stand* der Kriminalität in einem gegebenen Augenblick zu beschreiben, das ist die sogenannte statische Betrachtung, also etwa die Gesamtziffer der in einem bestimmten Jahre im Deutschen Reiche begangenen strafbaren Handlungen. Es wird diese Beschreibung aber eine ganz unvollkommene sein, sie wird uns ein deutliches Bild garnicht bieten, wenn wir uns nicht bemühen, die Gesamtziffer, die wir bekommen, zu zerlegen. Diese Zerlegung der Gesamtziffer ist nach gewissen Richtungen hin notwendig und wünschenswert, freilich nicht nach allen Richtungen hin möglich. Wir werden uns fragen, welche Ziffer innerhalb der Gesamtziffer ergibt sich für dieses oder jenes Verbrechen. Wir werden dann nach anderen Richtungen hin unsere Verteilung vornehmen, die Gesamtziffer analysieren. Wir fragen uns, wenn das und das die Gesamtziffer für das Deutsche Reich ist, wie steht es dann in Sachsen, in Bayern, in Preußen usw., und dann gehen wir weiter: wie steht es in den einzelnen Gebietsteilen, Provinzen, Regierungsbezirken, wie mit der Männerkriminalität und der Weiberkriminalität; wie steht es, wenn wir die verschiedenen Altersstufen ins Auge fassen, die Verheirateten, Ledigen, Verwitweten usw.? Freilich finden wir eine bestimmte Grenze, die man nicht überschreiten kann. Wenn wir bei einer solchen Zerlegung der Ziffern auf ganz kleine absolute Ziffern kommen, dann ist jeder wissenschaftliche Wert dieser ganz kleinen Ziffern von vornherein ausgeschlossen. Der Kriminalstatistiker wird sich immer fragen müssen, wie stellt sich das Bild bei einer größtmöglichen Zerlegung der Gesamtziffern.

Wir bewegen uns dann immer noch in dem Gebiete des beschreibenden Teiles dieser soziologischen Wissenschaft, wenn wir neben dem gegenwärtigen Stand der Kriminalität die *Bewegung* der Kriminalität in den verschiedenen Jahren, Jahreszeiten und Monaten ins Auge fassen, wenn wir z. B. die Kriminalität des Jahres 1904 vergleichen mit der vorausgegangener Jahre, wenn wir also eine dynamische Betrachtung der Kriminalität anstellen. In dieser Beziehung hat gerade die moderne Kriminalstatistik einen wesentlichen Fortschritt gemacht über die älteren Kriminalstatistiker hinaus. Ich möchte nebenbei hervorheben: die Kriminalstatistik ist eigentlich erst etwa 100 Jahre alt, aber in ihren ersten Grundlagen können wir sie zurückführen bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Etwa um 1660 herum taucht zum ersten Mal der für die ganze kulturelle Entwickelung so außerordentlich wichtige Gedanke auf, daß es möglich sein müsse, die quantitative Bestimmung, die doch im ganzen Gebiet der Naturwissenschaften durchgeführt ist, auch zur Anwendung zu bringen im Gebiet der Geisteswissenschaften oder der artes liberales, wie man es damals nannte. Es tauchte zunächst der Gedanke auf, ob es nicht möglich sein könnte, scheinbar zufällige Ereignisse im gesellschaftlichen Leben, etwa Geburt und Tod ziffernmäßig zu bestimmen und durch fortgesetzte quantitative Bestimmung zur Aufstellung von gewissen Gesetzen zu gelangen.

Dann ist man einen Schritt weitergegangen. Man dachte daran, eine gewisse Gesetzmäßigkeit auch bei den scheinbar willkürlichen Handlungen der Menschen nachzuweisen. Da griff man zunächst einige besonders in die Augen fallende Willensäußerungen heraus: Selbstmord, Eheschließung usw., und suchte auch hier die quantitative Bestimmung, um die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen nachzuweisen. Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts setzte das systematische Bestreben ein, diese Betrachtungsweise auszudehnen auf die Kriminalität, durch quantitative Bestimmung die Gesetzmäßigkeit ihres Standes und ihrer Bewegung zu prüfen. Als dann 1826 die mustergiltige französische Kriminalstatistik einsetzte, war das offizielle Zahlenmaterial gegeben, und so entwickelte sich seitdem die Kriminalstatistik, als deren berühmtester Vertreter der belgische Astronom Quetelet bezeichnet werden kann. Dieser war erstaunt über die Uebereinstimmung der Ziffern, die sich bei der Betrachtung von einem Jahr zum andern und der verschiedenen Jahre untereinander ergab, über die erschreckende Regel-

mäßigkeit (régularité effrayante), die sich darstellt, wenn man die Zahl der Diebstähle, Morde usw. ins Auge faßt. Wir sind heute über diesen Standpunkt hinausgekommen. Wir sehen heute gerade — und speziell gilt das für die Kriminalstatistik des Deutschen Reiches — eine ganz merkwürdige Bewegung in den Ziffern. Das, was uns heute interessiert, was uns heute vielleicht erschreckt, ist die aufsteigende Bewegung der Kriminalitätsziffern. Nicht die Uebereinstimmung mit den vorangegangenen Jahren, sondern die Verschiedenheit ist es, die uns heute am meisten entgegentritt, und die uns ohne weiteres zu der Fragestellung zwingt: Wie kommt es denn, daß eine solche Zunahme oder Abnahme konstatiert werden kann?

Wenn wir uns vom statischen und dynamischen Standpunkte aus Stand und Bewegung der Kriminalität klarmachen wollen, werden wir uns gewisser Hilfsmittel bedienen müssen. Wir werden einmal die sogenannten Relativzahlen berechnen müssen. Wenn man findet, daß in einem gewissen Zeitraum die Kriminalität um 10% gestiegen ist, so hilft uns das garnichts für die Erkenntnis, ob die Kriminalität zugenommen hat oder nicht. Hat sich in derselben Zeit die Bevölkerungsziffer auch um 10% vermehrt, so ist von einer Zunahme oder Abnahme nicht zu sprechen, und wäre die Bevölkerung in dem gleichen Zeitraume um 20% gestiegen, so würde eine Zunahme um 10% in Wirklichkeit eine Abnahme der Kriminalität bedeuten. In Bezug hierauf unterscheidet sich unsere Reichskriminalstatistik sehr vorteilhaft von denjenigen anderer Länder. Es ist notwendig, die absoluten Zahlen der Verurteilten in Beziehung zu setzen zu der Bevölkerungsziffer, die kriminell in Betracht kommt. Wir werden insbesondere die Zahl der Kinder unter 12 Jahren außer Betracht lassen müssen.

Wir werden uns ferner die Beschreibung dadurch erleichtern können, daß wir kartographische Darstellungen machen. Wir werden, wenn etwa die Ziffer der Kriminalität in die Höhe geht, uns das durch eine bestimmte Kurve darstellen können usw. Immer bewegen wir uns dann noch auf dem Gebiete der rein beschreibenden Wissenschaft.

Aber nun drängt es uns doch über diese bloße Darstellung des Gegebenen, über die bloße Beschreibung hinaus. Wir wollen erkennen, verstehen, begreifen, d. h. kausal verstehen; wir wollen die Ursachen, den kausalen Zusammenhang feststellen.

Und da fragt es sich nun: Können wir überhaupt auf dem Wege unserer kriminalistischen Zahlenreihen zu einer kausalen Erkenntnis der Kriminalität kommen? Es ist dies eine alte, vielerörterte Frage. Ich will meinen Standpunkt dieser Frage gegenüber möglichst klar hervortreten lassen. Nach meiner Auffassung können wir durch die Zahlenreihen der Kriminalstatistik wohl auf die mehr oder weniger starke Vermutung gebracht werden, daß ein Kausalzusammenhang vorhanden ist, den Kausalzusammenhang selber müssen wir aber auf anderem Wege erforschen. Wir müssen neben die systematische Massenbeobachtung durch die Statistik die systematische Einzelbeobachtung, die Beobachtung einzelner Fälle setzen. Aber immerhin, die Vermutung, daß ein Zusammenhang besteht, kann sich aus den Zahlenreihen der Statistik ergeben. Z. B. wir verfolgen statistisch eine bestimmte gesellschaftliche Erscheinung. Wir können beliebige Beispiele herausgreifen: etwa die Getreidepreise oder die Preise der Nahrungsmittel, oder die Höhe des Arbeitslohnes oder die Prozentziffer der Arbeitslosen usw. Wir stellen uns dieses gesellschaftliche Ereignis etwa auch dar in einer Kurve, die uns die auf- und absteigende Bewegung zeigt. Dann zeichnen wir uns die Kurve der Kriminalität, des Verbrechens überhaupt oder einer bestimmten Gruppe des Verbrechens. Wenn wir nun sehen sollten, daß diese beiden Kurven bis ins kleinste Einzelne hinein vollkommen parallel laufen, werden wir auf die Vermutung kommen, da muß ein kausaler Zusammenhang bestehen. Finden wir umgekehrt, daß die Kurven gar keine Beziehung haben, dann ist die Annahme eines Zusammenhanges ausgeschlossen. Ob aber der Zusammenhang wirklich existiert, das können uns die Zahlen der Statistik, die von allen konkreten Ereignissen ja absehen, niemals zeigen. Da müssen wir auf dem Wege einer Enquete feststellen, die sich danach als systematische Beobachtung einer möglichst großen Anzahl von Einzelfällen darstellt.

Wir müssen nun allerdings gestehen, soweit es sich um diese kausale Erklärung der Kriminalität handelt, sind wir heute noch in den allerersten und bescheidensten Anfängen wissenschaftlicher Erkenntnis. Es sind mehr Vermutungen, was wir da aufstellen, als wissenschaftlich feststehende Tatsachen.

Aber immerhin können wir für unsere weiteren Betrachtungen von einem heute fast allgemein anerkannten Satze ausgehen: Wir sind heute davon überzeugt, daß jedes Verbrechen, mithin auch die Gesamtzahl der Verbrechen bedingt ist durch zwei Faktoren: Der eine ist uns gegeben in der Eigenart, in der Individualität des Täters; der zweite liegt in den äußeren Verhältnissen, unter denen er handelt. Das Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Verbrechers und den ihn umgebenden äußeren Verhältnissen. Auch jede indifferente Handlung wird ja bestimmt durch die individuelle Art und Weise, wie jemand reagiert auf äußere Eindrücke, was seine Persönlichkeit ausmacht, und auf der anderen Seite durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen heraus die Anregung zur Tat an ihn herangetreten ist. Nur muß ich für unsere Zwecke betonen: wir überzeugen uns mehr und mehr davon, daß die gesellschaftlichen Faktoren von weitaus größerer Bedeutung sind, als der individuelle Faktor, wenigstens dann, wenn wir über den Augenblick, in dem die Tat begangen wird, zurückgehen auf die in der Vergangenheit gegebenen Ursachen. Der Mann, der heute mit 23 Jahren ein Verbrechen begeht, ist, was er heute ist, im Laufe der Jahre geworden; und einer der Faktoren, der sein Werden bestimmt hat, ist die äußere Umgebung. Der zweite Faktor ist wieder individueller oder anthropologischer oder anatomisch-physiologischer Natur: das ist das Erbteil, das er seiner Zeit mit ins Leben von seinen Eltern übernommen hat, das, was auf dem Wege der Vererbung an Eigenart dem Keime mitgegeben worden ist. Wiederum sehen wir bei einer weiteren Betrachtung, daß das, was die Eltern gewesen sind im Augenblick der Zeugung, bestimmt ist durch den Werdegang ihrer Eltern und ihr Werdegang ist wiederum beeinflußt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse. War die Zeugungskraft etwa geschwächt durch Entbehrung oder Ausschweifung, so wird dieser Gesellschaftsfaktor auch auf die Leistungsfähigkeit des Kindes einwirken. So stehen wir auf dem Standpunkt, daß wir die beiden Faktoren, den individuellen — vielleicht darf ich ihn als den anthropologischen bezeichnen — und den gesellschaftlichen, nebeneinander stellen, aber das Uebergewicht der gesellschaftlichen Momente betonen.

Diese von mir vertretene Auffassung steht im Gegensatz zu zwei extremen, die sich auch in der heutigen Literatur noch finden. Die eine Auffassung knüpft an den Namen von Cesare Lombroso an, der als einzigen bestimmenden Faktor den anthropologischen bezeichnet, wo der homo delinquens lediglich als eine besondere Art der Gattung homo sapiens gilt und das Milieu durchaus keine Rolle spielt. Der andere extreme Standpunkt wird neuerdings besonders durch die orthodoxen Marxisten vertreten. Bei Karl Marx selbst ist dieser Gesichtspunkt nur angedeutet. In der jüngeren marxistischen Generation tritt er mit Schärfe hervor. Die Amsterdamer Juristenfakultät hatte vor einigen Jahren einen Preis ausgeschrieben für die Bearbeitung des Themas, welchen Einfluß die wirtschaftlichen Verhältnisse auf das Zustandekommen von Verbrechen ausüben. Unter den Preisschriften ist von besonderem Interesse die von Bonger, der vom streng marxistischen Standpunkt aus sagt, das Verbrechen wachse nur aus den wirtschaftlichen Verhältnissen heraus: Schafft die kapitalistische Produktionsweise ab und das Verbrechen wird schwinden! Bloß die wirtschaftlichen Faktoren sollen also ausschlaggebend sein.

Meine Ansicht steht in der Mitte mit einer stärkeren Betonung der gesellschaftlichen Faktoren, unter welchen die wirtschaftlichen eine große, aber nicht die alleinige Rolle spielen.

Wenn wir nun an die Betrachtung unseres Themas herantreten, so sehen wir sofort, es ist die Fassung des Themas: „Kriminalität der Juden im Deutschen Reich“ durchaus nicht wissenschaftlich einwandfrei. Wir werden sofort bedenklich gegen die Stellung des Themas selbst. Man verlangt, daß wir die Gesamtziffer der Kriminalität teilen. Das ist ein durchaus berechtigtes Verlangen. Aber nach welchen Gesichtspunkten sollen wir diese Teilung vornehmen? Die Christen, evangelische und katholische, sollen wir auf die eine, die Juden auf die andere Seite stellen. Was ist nun aber ein Jude im Sinne der Kriminalstatistik? Der Angehörige der jüdischen Religionsgesellschaft? Mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit hat unser Kaiserlich Statistisches Amt in den betreffenden Abschnitten der Jahrgänge der Reichskriminalstatistik immer und immer wieder betont: wir müssen davon ausgehen, daß die monotheistischen Religionen ungefähr denselben Stamm an ethischen Vorstellungen und ethischen Normen haben, und es kann daher die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Religion überhaupt kein Faktor der Kriminalität sein. Es wird dieser Erwägung weiter hinzugefügt werden müssen, daß die Religion, d. h. die Religiosität, als ein für die Kriminalität wichtiger, weil abhaltender Faktor angesehen werden muß, daß aber dieser Faktor, dieses innere Erfülltsein von ethisch-religiösen Vorstellungen, sich statistisch überhaupt nicht erfassen läßt. Es wird also auch die Kriminalität der Juden nicht abgeleitet werden dürfen von der Zugehörigkeit zur jüdischen Religion. Dieser gesellschaftliche Faktor, der uns durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten religiösen Gruppe gegeben wird, scheidet also aus.

Es bleibt nur die Möglichkeit, den Begriff der Juden im kriminalstatistischen Sinne individuell, anthropologisch zu nehmen und zu sagen: welches ist die Kriminalität der Juden als Rasse? Also nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion, die der freien Willkür des Einzelnen überlassen bleibt, sondern die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, in die man hineingeboren wird, soll das Entscheidende sein. Auch gegen die Auffassung des Themas in diesem Sinne ließen sich schwere Bedenken geltend machen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wäre es nicht unmöglich, daß die Kriminalität der jüdischen Rasse gewisse Eigentümlichkeiten darbietet. Aber kriminalstatistisch können wir diese jüdische Kriminalität, das Judentum als Rasse betrachtet, überhaupt nicht feststellen. Derjenige, der gestern noch Jude war, von unzweifelhafter jüdischer Abstammung, und der sich heute taufen läßt, wird morgen bei der Volkszählung oder wenn er eine strafbare Handlung begeht, als Christ und nicht als Jude erscheinen. Wir sind also garnicht in der Lage, selbst wenn wir von der Annahme ausgehen sollten, es beständen bestimmte Eigentümlichkeiten der jüdischen Rasse, die sich kriminell be-

merkbar machten, es wissenschaftlich durch die Statistik nachzuweisen. Aber selbst wenn wir einen solchen anthropologischen Einfluß der jüdischen Rasse auf die Kriminalität nachweisen könnten, so dürfen wir doch nie das Uebergewicht vergessen, das die gesellschaftlichen Faktoren auf die Gestaltung der Kriminalität ausüben, wenn nicht in der einen Generation, so doch in den vorausgegangenen Generationen.

Wenn es uns also möglich ist, auf Grundlage der gesellschaftlichen Faktoren zu einer Erklärung derjenigen Erscheinungen zu kommen, die uns bei der Betrachtung der jüdischen Kriminalität aufstoßen, so würde es wissenschaftlich jedenfalls ein viel sicheres Ergebnis sein, als das an sich nicht unmögliche, aber kaum nachweisbare Zurückgreifen auf die Rasseneigentümlichkeiten.

Ich habe zunächst die Aufgabe, Ihnen die Ziffern vorzuführen, und muß von vorn herein bitten, sich einmal die Einrichtung unserer Kriminalstatistik einigermaßen zu vergegenwärtigen.

Ich habe zu diesem Zwecke Ihnen zunächst die folgende Tabelle vorgelegt:

Spalten	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	Spalten
Jahrgang	Verurteilte überhaupt	Auf 100000 der strafmündigen Zivilbevölkerung	Verurteilte Jugendliche	Vorbestrafte auf 1000 Verurteilte	Delikte gegen Staat, Religion, öffentl. Ordnung	Delikte gegen die Person	Delikte gegen das Vermögen	Gewalt und Drohung gegen Beamte	Hausfriedensbruch	Unzucht mit Gewalt, an Kindern usw.	Beleidigung	Gefährliche Körperverletzung	Nötigung und Bedrohung	Einfacher Diebstahl; auch im Rückfall	Betrug; auch im Rückfall	Sachbeschädigung	Jahrgang
1882	329 968	1040	30 719	249	51 623	107 398	189 334	11 948	13 826	2852	38 971	38 291	3 623	91 132	11 969	11 639	1882
1883	330 128	1034	29 968	259	51 684	112 237	164 590	11 853	13 306	2738	39 911	40 933	4 021	89 120	12 387	11 153	1883
1884	845 977	1080	31 342	264	56 082	125 299	162 898	12 462	15 353	2756	42 616	48 118	5 243	86 158	12 890	12 379	1884
1885	343 087	1062	30 704	274	56 387	127 865	157 275	12 507	14 855	2864	40 859	51 449	5 820	80 516	12 618	12 812	1885
1886	353 000	1080	31 513	281	80 456	134 019	156 932	13 127	15 983	3188	42 586	53 759	6 493	79 785	13 609	12 798	1886
1887	356 357	1081	33 113	289	62 348	137 745	154 745	13 447	15 969	3134	44 084	55 821	6 602	76 198	14 560	13 099	1887
1888	350 665	1048	33 069	293	61 806	134 669	152 652	12 387	14 851	3044	42 959	55 223	6 279	75 245	14 978	12 239	1888
1889	369 644	1087	86 790	318	62 817	139 639	185 621	12 718	16 244	3171	43 600	57 191	6 995	82 966	16 848	12 880	1889
1890	381 450	1105	41 003	328	63 748	148 096	168 107	13 133	17 104	3254	45 351	60 948	7 813	81 928	17 364	13 959	1890
1891	391 064	1124	42 312	340	61 994	149 750	177 835	13 268	17 031	3295	44 809	61 896	8 011	86 739	18 949	13 839	1891
1892	422 327	1202	46 496	347	66 392	157 928	198 437	13 985	17 725	3452	46 458	65 666	8 802	95 526	20 711	14 768	1892
1893	430 403	1212	43 776	352	73 107	172 096	183 645	15 151	18 229	3805	50 424	72 919	9 571	83 719	20 583	15 969	1893
1894	446 110	1244	45 554	869	76 527	181 977	186 016	16 297	19 391	4098	52 721	77 401	10 306	82 941	21 923	16 719	1894
1895	454 211	1249	44 384	379	79 681	187 834	185 243	16 063	20 095	4156	53 192	80 096	11 092	81 558	22 392	16 258	1895
1896	456 999	1244	44 275	389	81 864	194 582	179 136	16 578	20 595	4477	53 968	85 032	11 345	79 407	21 775	17 485	1896
1897	463 585	1246	45 329	396	82 696	195 762	183 797	16 547	21 535	4177	54 143	86 624	11 450	82 035	23 075	17 486	1897
1898	477 807	1257	47 986	402	82 208	203 298	190 955	16 083	22 207	4505	55 988	90 826	11 910	84 758	24 198	18 213	1898
1899	478 139	1236	47 512	—	81 231	207 332	188 260	17 148	22 601	4594	55 514	94 657	12 379	81 104	24 169	18 858	1899
1900	469 819	1198	48 657	—	77 254	203 177	188 088	16 120	22 218	4760	52 883	93 079	12 130	82 979	23 374	18 261	1900
1901	497 310	—	49 875	413	83 093	213 447	199 428	17 030	22 822	5143	55 752	98 110	12 351	88 324	25 255	19 077	1901
1902	511 975	—	50 966	—	86 036	215 811	208 786	17 080	23 479	4799	58 091	97 243	12 239	89 427	26 584	19 707	1902

Unsere Reichskriminalstatistik umfaßt alle Verbrechen und Vergehen gegen die **Reichsgesetze**. Sie enthält also durchaus nicht die sämtlichen Delikte, wegen deren eine Aburteilung stattgefunden hat. Alle Uebertretungen scheiden aus. Bloß die Verbrechen und Vergehen, und auch diese nur insoweit als sie gegen Reichsgesetze sich richten, sind hier enthalten. Landesrechtlich verpönte Handlungen erscheinen in diesen Ziffern nicht. Ferner erscheinen hier nur diejenigen Urteile, die von den bürgerlichen Gerichten gefällt sind, also nicht die von den Militärgerichten gefällten. Unsere Reichskriminalstatistik, die im Jahre 1882 einsetzte, ist in Bezug auf die Technik ihrer Erhebungen und auf die Sorgfalt bei der Verarbeitung dieser Erhebungen als durchaus mustergiltig zu bezeichnen. Sie leidet nur an dem Mangel, daß sie unvollständig ist. Im Jahre 1882 setzt sie ein, sodaß wir im Jahre 1901 bereits die Ziffern von zwei Dezennien vor uns haben. Gerade die Ziffern für diese beiden Dezennien bieten nun eine außerordentlich wichtige Unterlage für unsere Betrachtungen.

Daß nach der Tabelle die absolute Zahl der Verurteilten ganz beträchtlich gestiegen ist, erscheint durchaus noch nicht als ein Zeichen für die Zunahme der Kriminalität. Wir müssen die absoluten Zahlen vielmehr in Relation setzen zur Bevölkerungsziffer, und zwar zu der Zahl der strafmündigen Zivilbevölkerung. Die dann gefundenen Zahlen ergeben sich aus der zweiten Spalte dieser Tabelle. In den Spalten 5, 6, 7, 8 sind dann die vier großen Hauptgruppen der Verbrechen unterschieden.

Nun fragt es sich, wie stellt sich innerhalb dieser Gesamtziffern die jüdische Kriminalität dar? Ich habe für diesen Zweck eine besondere Tabelle zusammengestellt:

3. **Uebersicht** (a bedeutet den Durchschnitt 1882/91, b den Durchschnitt 1892/1901). Auf 100 000 strafmündige Zivilpersonen der gleichen Religionsgemeinschaft kommen Verurteilte:

Strafbare Handlungen	Verurteilte					
		Ueberhaupt	Evangelische	Katholische	Christen	Juden
Ueberhaupt	a)	1031	963	1153	1030	784
	b)	1207	1122	1361	1206	1030
1. Hauptgruppe. Straftaten gegen Staat, Religion, öffentliche Ordnung	a)	124	124	124	124	104
	b)	169	169	164	167	234
2. Hauptgruppe. Straftaten gegen die Person	a)	403	359	477	401	330
	b)	522	461	634	528	382
3. Hauptgruppe. Straftaten gegen das Vermögen.	a)	499	476	546	500	346
	b)	512	489	559	518	410
4. Straftaten im Amt	a)	5	5	5	5	5
	b)	4	4	4	4	3

Wenn wir die strafbaren Handlungen überhaupt ins Auge fassen, so sehen wir, daß die Kriminalität der Christen im ersten Dezennium 1030 betrug gegenüber 963 bei den Evangelischen und 1153 bei den Katholiken und 784 bei den Juden. Es zeigt sich also eine wesentlich ungünstigere Stellung der Katholiken und eine wesentlich günstigere Stellung der Juden. Im nächsten Dezennium finden wir bei den Christen überhaupt 1206 Fälle, bei den Katholiken 1361, bei den Juden 1030. Verteilen wir nun diese Gesamtziffern auf die vier Hauptgruppen, so sehen wir sofort eine ganz auffallende Erscheinung bei der ersten Hauptgruppe, und zwar ist im ersten Dezennium die jüdische Kriminalität mit 104 geringer als die der Christen mit 124. Für das zweite Dezennium springt die Ziffer der jüdischen Kriminellen beträchtlich in die Höhe auf 234, während die Ziffer bei den Christen bezüglich dieser Delikte 167 beträgt, — zweifellos eine ganz merkwürdige Erscheinung. Bei den übrigen Hauptgruppen ist überall die jüdische Kriminalität eine bessere.

Es bringt uns dies sofort auf die Frage, wie es denn mit den einzelnen Jahren in diesen beiden Dezennien gewesen ist. Es ergibt sich dann folgende Uebersicht:

2. **Uebersicht.** Auf 100 000 strafmündige Zivilpersonen der gleichen Religionsgesellschaft kommen Verurteilte:

Jahr	Ueberhaupt	Evangelische	Katholische	Christen	Juden
1882	998	944	1078	991	844
1883	986	925	1087	982	809
1884	1023	953	1145	1021	799
1885	1005	926	1147	1104	740
1886	1022	947	1160	1022	767
1887	1023	948	1161	1023	762
1888	992	924	1117	992	764
1889	1043	977	1167	1044	792
1890	1065	997	1194	1066	793
1891	1073	1011	1190	1074	799
1892	1146	1082	1268	1148	862
1893	1156	1088	1281	1156	978
1894	1195	1125	1321	1194	1027
1895	1202	1134	1326	1201	1104
1896	1197	1122	1332	1195	1051
1897	1204	1126	1341	1202	1076
1898	1219	1131	1376	1217	1038
1899	1201	1104	1375	1200	1018
1900	1184	1065	1339	1163	1033
1901	1223	1117	1412	1222	1053

Wir sehen hieraus, daß die Kriminalität der Christen ziemlich gleichmäßig steigt. Die Kriminalität der Juden zeigt eine andere Bewegung. Sie setzt mit 844 ein — das ist eine ziemlich hohe Ziffer — sinkt dann auf 809, hält sich dann ungefähr auf dieser Höhe und beträgt am Schluß des ersten Dezenniums 799. Im folgenden Jahrzehnt steigt sie zunächst stark an, um dann ziemlich stationär zu bleiben.

Wenn wir uns die prozentuale Vermehrung der Kriminalitätsziffern bei den Christen und bei den Juden berechnen, so haben wir bei den Christen überhaupt eine Zunahme im zweiten Dezennium gegenüber dem ersten von 17,1%, bei den Juden von 31,4%. Es ist das zweifellos eine auffallende Zunahme. Nun möchte ich nebenbei nur ein kleines Beispiel liefern, wie verschieden es ist, welche Zahlen man zu einander in Relation setzt: Wenn man 1882 vergleicht mit 1901, so ergibt sich merkwürdigerweise, daß, die Zahl der Kriminalität für 1882 gleich 100 gesetzt, die Kriminalität der Juden 1901 124, die der Christen 123,4 beträgt. Setzen wir also das Jahr 1882 in Relation zu dem Jahre 1901, so ergibt sich ein wesentlich günstigeres Bild, als wenn wir die beiden Dezennien untereinander in Vergleich setzen.

Wir konstatieren also allgemeine Zunahme der Kriminalität, nicht bloß absolut, sondern auch relativ sowohl im Deutschen Reich, also auch mit verstärkter Intensität, bei der jüdischen Bevölkerung. Wir schließen daran sofort die weitere Frage, wie stellt sich das Verhältnis, wenn wir die Ziffern der Hauptgruppen, die wir vorhin kennen gelernt haben, noch weiter zerlegen? Die Reichskriminalstatistik enthält hierüber eine sehr interessante Zusammenstellung, welche zunächst diejenigen Delikte umfaßt, bei denen die Zahl der verurteilten Juden zu der Zahl der gleichzeitig verurteilten Christen mindestens dreimal so groß ist:

1. Uebersicht. Die Zahl der im Durchschnitt der Jahre 1892 bis 1901 verurteilten Christen verhält sich bei den verzeichneten Delikten zu der der Juden wie 100 zu:

1400 strafbarer Eigennutz,*)
1300 Wucher,
1100 Vergehen gegen das geistige Eigentum,
890 betrügerischer Bankrott,
730 verbotene Beschäftigung von Arbeiterinnen und Jugendlichen,
680 Sonntagsruhe und Ladenschluß,
610 Konkursdelikte auß. Bankrott,
580 Viehseuchen,
490 Hehlerei im Rückfall,
470 Nahrungsmittelfälschung,
400 gewerbs- und gewohnheitsmäßige Hehlerei,
360 Zweikampf,
340 Unterdrückung von Urkunden,
330 Verletzung fremder Geheimnisse.

Außerdem ergibt sich aus der Reichskriminalstatistik eine Zusammenstellung derjenigen Delikte, bei denen die Zahl der verurteilten Christen mindestens dreimal so groß ist wie die Zahl der verurteilten Juden:

33 schwerer Diebstahl,
33 gefährliche Körperverletzung,
30 Gewalt und Drohung gegen Beamte,
24 einfacher Rückfallsdiebstahl,
24 Sachbeschädigung,
23 Widerstand gegen die Staatsgewalt,
22 schwerer Rückfallsdiebstahl,
21 Blutschande,
21 Raub und räuberische Erpressung,
20 fahrlässige Eisenbahngefährdung,
18 Brandstiftung,
18 Amtsverbrechen,
16 schwere Körperverletzung,
13 Befreiung von Gefangenen.
2,9 Jagd- und Fischereivergehen.

In der ersten dieser beiden Tabellen fällt besonders auf die Zahl der zum Zweikampf verurteilten Juden, die zu der wegen des gleichen Delikts verurteilten Christen wie 360:100 verhält. Hierzu ist zu bemerken, daß hieraus nicht auf eine besondere Tapferkeit der Juden geschlossen werden muß. Zweikampf ist ein Delikt, das vorzugsweise in akademisch gebildeten Kreisen begangen wird. Unter diesen sind die Juden mit einem viel stärkeren Prozentsatz beteiligt. Dazu kommt, daß der Reserveoffizier, der den Zweikampf begeht, in der Tabelle überhaupt nicht vorkommt; er steht in den Tabellen der Militärgerichtsbarkeit: und die Juden sind unter den Reserveoffizieren selten anzutreffen.

Ich möchte die mitgeteilten Ziffern noch nach einigen Richtungen ergänzen. Zunächst möchte ich diejenigen Delikte anführen, bei denen in den ganzen 20 Jahren überhaupt kein Jude verurteilt wurde, und die in der mitgeteilten Statistik nicht enthalten sind. Ich gebe unserm Kaiserlichen Statistischen Amte im allgemeinen recht, wenn es sagt, es handelt sich hierbei zum großen Teil um Delikte, bei denen überhaupt nur sehr wenig Verurteilungen vorkommen, die absoluten Ziffern also sehr gering sind, so daß das Nichtbeteiligtsein der Juden nichts beweist. So ganz „nichts beweisend" ist es aber doch nicht, wenn wegen bestimmter Delikte im ganzen Deutschen Reiche in den 20 Jahren nicht ein Jude verurteilt wurde. Es handelt sich hier um: Hoch- und Landesverrat, Androhung eines gemeinen gefährlichen Verbrechens, Unzucht unter Mißbrauch eines Vertrauensverhältnisses, Mord (ein Jude ist in den 20 Jahren wegen Totschlag verurteilt worden, keiner wegen Mord), Kindestötung, Aussetzung, Schlägerei, Vergiftung, Raub und Entführung, vorsätzliche Gefährdung eines Eisenbahntransportes, Sprengstoffdelikte und endlich die passive Bestechung.

Wir sehen, unsere erste Uebersicht schließt mit der Ziffer 360. Ich habe nun noch diejenigen Delikte herausgeholt, bei denen die jüdische Bevölkerung immer noch stärker beteiligt ist als die christliche, aber diese stärkere Beteiligung unter dem Dreifachen zurückbleibt. Es stellt sich da heraus, daß die jüdische Bevölkerung ungünstiger steht bei einer ganzen Anzahl von Verletzungen der Gewerbeordnung nach den verschiedensten Richtungen hin und in Bezug auf eine Reihe anderer Delikte, die sich in ähnlicher Richtung bewegen, dann bei Münzvergehen, bei Meineid, fahrlässigem Falscheid, bei unternommener Verleitung zum Meineid und bei der gelungenen Verleitung zum Falscheid, ferner bei den Delikten: Kuppelei, Erregung eines öffentlichen Aergernisses. Beleidigung, Erpressung, Betrug, Untreue, Urkundenfälschung, einfacher Bankrott und aktive Bestechung. Günstiger stellt sich das Verhältnis der Juden, ohne bis auf ein Drittel herunterzugehen bei den Delikten: Majestätsbeleidigung, Hausfriedensbruch, Arrestbruch, widernatürliche Unzucht, Unzucht mit Gewaltandrohung, Nötigung und Bedrohung, einfacher Diebstahl, Unterschlagung, Begünstigung, einfache Hehlerei, Verletzung fremder Gebrauchsrechte, fahrlässige Brandstiftung usw.

Die Gesamtziffer löst sich so auf, und die Elemente, aus denen sich diese Ziffer zusammensetzt, sind ganz ungleichartiger Natur. Zwischen den Extremen 1400:100 und 0,00:100 bewegt sich die jüdische Kriminalität, und sie beweist damit ganz charakteristische Eigentümlichkeiten. Es fragt sich jetzt, in welcher Weise haben wir diese Eigentümlichkeiten zu erklären? Da möchte ich noch etwas weiter theoretisch ausholen. Eigentlich erst in den allerletzten Jahren sind wir als Kriminalstatistiker zu der klaren Erkenntnis gekommen, daß das Verbrechen nur erklärt werden kann aus dem normalen gesellschaftlichen Leben heraus, als eine Erscheinung der Atrophie aber der Hypertrophie des normalen gesellschaftlichen Lebens. Wir müssen die Kriminalität als eine Erscheinung im gesellschaftlichen Leben betrachten, die ihren Grund entweder haben kann in einem Verfall, einem Rückgang der gesellschaftlichen Betätigung, in einer Atrophie, oder in einer besonderen Steigerung der Lebensbetätigung. Dann aber ist das Verbrechen, da wir das gesellschaftliche Leben erfassen als das Leben der gesellschaftlichen Gruppen, eine Krankheitserscheinung in der normalen Lebensbetätigung der einzelnen Gruppen. Wir werden nun ohne weiteres sagen, wenn eine solche gesteigerte Lebensbetätigung zwischen Gruppen mit entgegengesetzten Anschauungen sich entwickelt, so muß die Kriminalität in die Höhe gehen. So finden wir auch z. B. bei einer Reichstagswahl, wo die verschiedenen Parteien gegeneinander gestellt sind, einen Anlaß zur Erhöhung der Kriminalität. Ich möchte also auf einen doppelten Gesichtspunkt aufmerksam machen: einmal müssen wir die Kriminalität anknüpfen an die Lebensbetätigung bestimmter Gruppen; dann aber dürfen wir aus einer Steigerung der Kriminalität nicht ohne weiteres auf einen Verfall dieser Gruppen schließen, es kann sich auch um eine besonders gesteigerte, energische Lebensbetätigung handeln.

Können wir uns nun die Eigenart der jüdischen Kriminalität, soweit sie ziffernmäßig festzustellen ist, aus demjenigen Gruppenleben, das heute das intensivste ist, erklären, aus der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Erwerbsberufe? Ist nicht diese scheinbare Rassenkriminalität in Wirklichkeit eine Gruppenkriminalität? Ein sehr gewandtes Mitglied unserer Berliner Kriminalpolizei, Assessor Dr. Lindenau, hat in der Zeitschrift für Strafrechtswissenschaft diesen Gesichtspunkt, daß das Verbrechen eine Erscheinung des Berufslebens sei, mit besonderer Eindringlichkeit darzustellen versucht. Ich hebe hier im Anschluß an die Tabelle nur einzelne Erscheinungen hervor. Wir unterscheiden die folgenden Gruppen:

1) Land- und Forstwirtschaft.
2) Industrie, Bergbau.
3) Handel und Verkehr mit Einschluß des Gast- und Schankgewerbes.

Dabei unterscheiden wir weiter zwischen den Selbständigen und den Gehilfen. Wenn dann die ziffernmäßig zu erwartende Beteiligung der Gruppe an der Kriminalität gleich 1 gesetzt wird, so würde 0,50 als wirkliche Beteiligung an der Kriminalität ein sehr günstiges, 250 ein sehr ungünstiges Verhältnis bedeuten. Da stellt sich denn heraus, daß jeder Beruf seine besonderen Delikte hat, und daß dabei vielfach ein ganz großer Unterschied zwischen den Selbständigen und den Gehilfen vorhanden ist. Bei der Landwirtschaft sind die häufigsten Verbrechen sowohl bei den Selbständigen als bei den Gehilfen:

*) Veräußerung von Lotterielosen usw. gegen Teilzahlungen, Uebervorteilung Minderjähriger, Vorenthaltung des Rechnungsauszuges bei Geld- und Kreditgeschäften und andere Fälle.

Meineid, Körperverletzungen und Brandstiftungen; die Gesamtkriminalität beträgt bei den Selbständigen 0,67, bei den Gehilfen 1,21. In der Industrie mit Einrechnung des Bergbaus finden wir sehr stark vertreten bei den Selbständigen den Meineid (1,80) und den Wucher (2,16); Gesamtkriminalität 1,14, also ungefähr normal. Dem gegenüber zeichnen sich die Gehilfen der industriellen Bevölkerung, also die gewerblichen Arbeiter, durch ganz andere Delikte aus: Gewalt und Drohung gegen Beamte 2,78, Unzucht mit Gewalt 2,55, Körperverletzung 2,43; Gesamtkriminalität 1,78.

Nun komme ich zur dritten Gruppe: Handel und Verkehr mit Einschluß der Gast- und Schankgewerbe. Hier weisen die Selbstständigen eine sehr hohe Kriminalität mit 2,48 auf. Es ist dies die höchste Kriminalität der Selbstständigen, die wir überhaupt in der Kriminalstatistik finden. Handel und Verkehr sind also in ihren selbständigen Gewerbtreibenden etwa 2,5 mal so stark beteiligt, als nach ihrem Anteil an der Bevölkerungsziffer anzunehmen wäre. Das tritt am schärfsten hervor beim Wucher: 26,00; also 26 mal so stark als wir erwarten dürften, sind die selbstständigen Handeltreibenden beteiligt. Ferner bei Meineid 3,09, Hehlerei 2,96, Betrug 3,65. Ganz anders bei den Gehilfen: Diese sind hauptsächlich an der Unterschlagung und teilweise auch am Betrug stärker beteiligt. Wucher, Meineid, Hehlerei, Betrug sind also ganz spezifische Handelsdelikte. Es sind aber auch dieselben Delikte, bei denen die jüdische Bevölkerung stark vertreten ist. Es waren nun tätig von der Gesamtbevölkerung

in der Landwirtschaft	34,19%
darunter Juden	1,38%
in der Industrie	34,15%
darunter Juden	18,80%
in Handel und Verkehr	9,64%
darunter Juden	54,56%

d. h. also, es ist über die Hälfte der jüdischen Bevölkerung überhaupt im Handel beschäftigt, und es ist die jüdische Bevölkerung sechsmal so stark am Handel beteiligt wie die christliche. Es ist daher klar, daß die jüdische Kriminalität all die Züge aufweisen muß, die bezüglich der Kriminalität dieser Gesellschaftsgruppe eigentümlich sind, und daß, wenn die jüdische Bevölkerung bei diesen Delikten sechsmal so stark beteiligt wäre wie die christliche, das überhaupt nur ihrer ziffernmäßigen Beteiligung entsprechen würde.

Ich möchte die Sache aber noch weiter verfolgen. Wir könnten sagen, unter denjenigen gesellschaftlichen Faktoren, die auf die Gestaltung der Kriminalität von großem Einfluß sind, haben wir auch Wohlstand und Bildung zu berücksichtigen und zwar weniger, weil dadurch die Gesamtzahl der Delikte herabgedrückt wird, sondern in erster Linie, weil die Delikte dieser Gruppe anderer Art sind als diejenigen, die von den weniger Wohlhabenden begangen werden. Mit Wohlstand und Bildung treten die Delikte: Gewalt, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Notzucht, Raub usw. zurück, und die feineren Delikte, insbesondere Betrug und Urkundenfälschung, treten in den Vordergrund. Wiederum können wir sagen: da im allgemeinen die jüdische Bevölkerung in Bezug auf Besitz und Bildung günstiger gestellt ist, muß auch ihre Kriminalität diese Züge aufweisen. Und weiter: die Kriminalität ist in der Stadt, wenigstens scheinbar, größer, weil in der Stadt die strafmündige Bevölkerung in großen Massen zusammenströmt. In den Städten findet sich aber auch eine ganz andere Art der Kriminalität. Die Körperverletzung wird zurücktreten, während umgekehrt die Kuppelei usw. eine ganz andere Rolle spielt, und von der Verletzung des geistigen Eigentums auf dem Lande kaum die Rede sein wird. Die jüdische Kriminalität wird also die Züge der städtischen Kriminalität aufweisen müssen usw.

Ich komme zum Schluß. Das Ergebnis ist zunächst ein rein negatives. Eine spezifische jüdische Kriminalität gibt es für den Kriminalstatistiker nicht. Selbst wenn es eine solche hinter den Zahlen der Kriminalstatistik geben sollte, können wir sie nicht feststellen. Der Kriminalstatistiker muß vielmehr sagen, es handelt sich um eine Berufskriminalität.

Ich möchte eine kurze Schlußbemerkung hinzufügen: Mit 54 und mehr Prozent ist die jüdische Bevölkerung an Handel und Verkehr im weitesten Sinne beteiligt, und die Kriminalität des Handels ist an sich eine wenig günstige; sie ist im Laufe des letzten Dezenniums immer ungünstiger geworden. Zum Teil wird sich das daraus erklären, daß zu diesen Handeltreibenden zahlreiche Kleinladenbesitzer, kleine Gast- und Schankwirte gehören, also Personen, die unter den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen schwer leiden, sich nur schwer durchzusetzen vermögen. Nun will ich meinen, es wäre eine Ehrenpflicht der im Handel numerisch so stark beteiligten jüdischen Mitbürger, dieser Erscheinung ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen, ihrerseits etwa Nachforschungen zu veranlassen, Enqueten zu veranstalten, durch welche sich genauer ergibt, welche Untergruppen innerhalb dieser außerordentlich weiten Gruppe des Handels und Verkehrs an der Kriminalität beteiligt sind, welche Untergruppen es eigentlich sind, die unter den gegebenen Verhältnissen zum Verbrechen geführt werden, und was sich dagegen machen läßt. Es wäre eine Ehrenpflicht, läge zugleich aber auch in dem eigenen Interesse der jüdischen Mitbürger, wenn sie sich bemühen, alle die zu dieser Gruppe gehörenden Personen den geänderten wirtschaftlichen Verhältnissen möglichst anzupassen. Wenn das geschehen würde, wenn durch die im Handel und Verkehr stehenden jüdischen Mitbürger diese Verhältnisse klargelegt und womöglich beseitigt würden, dann würden die antisemitischen Angriffe, jene verleumderischen Angriffe, nicht bloß denjenigen, denen sie schaden sollen, zum Segen gereichen, sondern neben den jüdischen auch den christlichen Mitbürgern und schließlich allen Schichten unseres deutschen Volkes! (Lebhafter Beifall.)

Herr Dr. Barth sprach Herrn Professor v. Liszt den herzlichen Dank der Versammlung für die meisterhafte Klarheit aus, mit der er in seinem Vortrage ein dunkles und schwieriges Gebiet behandelt hat. (Wiederholter lebhafter Beifall)

In der nunmehr eröffneten Diskussion gab Herr Bankprokurist Paul Jaffé ebenfalls seinem Danke für den Vortrag Ausdruck und machte Vorschläge, wie zur Förderung der Vereinsbestrebungen die „Mitteilungen“ noch viel weiter verbreitet werden könnten. Seiner Anregung wurde Folge gegeben.

Herr Dr. Barth betonte ebenso wie der Vertreter der Redaktion, Herr Curt Bürger, das ernsteste Bestreben des Vereins, den Inhalt der „Mitteilungen“ in möglichst weite Kreise bringen zu lassen. Nachdem Herr Rentier Salinger auf die Notwendigkeit hingewiesen hatte, daß zu einer noch kräftigeren Vereinsbetätigung auch erheblich höhere Mittel durch ausgedehnte Mitgliedergewinnung erzielt werden müßten, hob Herr Dr. Barth noch besonders den interkonfessionellen Charakter des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus hervor, der in der Zusammensetzung des gegenwärtigen erweiterten Vorstandes einen prägnanten Ausdruck bekommen habe. Gerade dieser interkonfessionelle Charakter ermögliche es dem Verein, seinen Kampf recht nachdrücklich zu führen und manches durchzusetzen, was die rein jüdischen Organisationen, mit denen der Verein in bester Freundschaft lebt, nicht zu erringen vermögen. Justizrat Dr. Horwitz sprach als Vorsitzender des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens seine volle Sympathie mit den Bestrebungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus aus und hofft, daß sich seine Glaubensgenossen sämtlich von der Verpflichtung erfüllt fühlen werden, diesen Verein zu unterstützen. Es würde als ein Unglück für die Juden angesehen werden müssen, wenn sich der Verein zur Abwehr des Antisemitismus nicht weiter ausbreiten sollte. (Bravo!)

Herr Dr. Blau wies darauf hin, daß es möglich sei, die Ergebnisse der Kriminalstatistik noch weiter zu zergliedern und insbesondere alle diejenigen Straftaten herauszuziehen, bei denen sich eine Steigerung der Kriminalität der Juden ergeben hat. Es handele sich hierbei nämlich um die Zuwiderhandlungen gegen die Gewerbeordnung, die eigentlich garnicht in die Kriminalstatistik hineingehören, weil sie hauptsächlich in Uebertretungen bestehen. Die Vermehrung dieser Vergehen gegen die Gewerbeordnung falle zudem in die zweite Periode (von 1892—1901), also in die Zeit nach der Einführung des Gesetzes betreffend die Sonntagsruhe. Wenn man bei Christen und bei Juden diese Vergehen ausscheidet, so ergibt sich, daß die Ziffer für die Juden sogar niedriger als diejenige für die Christen sein würde. Eigenartig verhalte es sich damit, daß die Juden beim Wucher 13 mal so häufig bestraft sein sollen wie die Christen. Die absolute Ziffer im Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre betrage für die Juden nämlich — 7; diese kleine Ziffer ist dann allerdings 13 mal so groß wie die entsprechende Zahl bei den Christen. Aehnlich verhalte es sich auch bei anderen Delikten.

Herr Schiff regte an, daß der Verein zur Abwehr des Antisemitismus ähnlich wie der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens häufiger Mitgliederversammlungen veranstalten möchte, um das Vereinsleben reger zu gestalten. Herr Dr. Barth sagte zu, in Erwägungen darüber eintreten zu wollen, ob sich eine häufigere

Berufung des Vereins aus Anlaß besonders charakteristischer Vorfälle empfehle.

Zum Schluß erfolgte auf Antrag des Herrn Geheimrat Boas die Neuwahl des Vorstandes durch Akklamation. Es wurden Dr. Th. Barth, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Förster-Berlin, Geh. Baurat a. D. Benait-Karlsruhe, Dr. de Gruyter-Charlottenburg, Stadtrat H. Flinsch und Charles L. Hallgarten-Frankfurt a. M. wieder in den engeren Varstand gewählt und der aus mehr als 80 Personen, bestehende erweiterte Varstand bestätigt.

Herr Dr. Barth wies darauf hin, daß der bisherige Vorstand, in den aus allen Teilen Deutschlands Männer van Ansehen koaptiert worden sind, sich vielfach durch seine bloße Existenz als wirksames Propagandamittel bewährt habe, weil dadurch weitere Kreise überzeugt wurden, daß der Verein einen starken Boden in der Bevölkerung besitze. Mit einem Dankeswort des Vorsitzenden an die Erschienenen wurden die Verhandlungen geschlossen.

Wiener Brief.

VII.

(Herrn Hrabas Ehre. — Die Christlichsozialen und die Wahlreform. — Alldeutsches. — Kritik.)

Wien, den 4. März 1906.

Wer einen tückischen, entarteten Gegner bekämpfen will, wird mit Sittensprüchlein wenig ausrichten. Wer einer Partei gegenübersteht, die jedes Programmes bar, einzig und allein in der Verunglimpfung von Persanen ihre Stärke sieht, der darf nicht davor zurückschrecken, statt der gegnerischen Handlungen die Gegner selbst aufs Korn zu nehmen. Unter den Christlichsozialen hat Herr Hraba etwa den Rang eines Generals inne. Er ist Gemeinderat, Stadtrat, Kommandant des Deutschmeisterschützenkorps und vor allem der „Finanzminister" der Stadt Wien. Mit ihm hat sich die Oeffentlichkeit in der letzten Zeit mehr als üblich beschäftigt. Herr Hraba wurde ein interessanter Mann, doch die Art und Weise, in der dies geschah, war für ihn durchaus gegen nicht schmeichelhaft. Der Busenfreund Dr. Luegers hatte gegen den Bürgerschuldirektor Kreibich wegen einiger ehrenrühriger Vorwürfe geklagt und die Geschwarenen fanden, daß der Wahrheitsbeweis für die Behauptung „Hraba ist ein schamlaser christlichsozialer und patriotischer Heuchler und Verleumder" erbracht warden sei. Nur wegen eines nebensächlichen Anwurfs wurde Herr Kreibich schuldig gesprochen und zu einer Geldstrafe von 100 Kronen verurteilt. Man kann sich kaum eine unglücklichere Figur als die varstellen, die der „Finanzminister" Wiens im Gerichtssaale machte. Ein förmliches moralisches Strafgericht ging über ihn nieder und versetzte seiner Reputation einen argen Stoß. Wer aber meint, daß Herr Hraba die Konsequenzen gezogen hätte, der hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Partei, die einen Mittermayer lange hindurch stützte, kann einen Hraba in ihrer Mitte dulden. Fast täglich bestätigt jetzt ein anderer christlichsozialer Verein, daß die Gemeinderatsleuchte ein wahrer Musterknabe sei, und so wird der Makel wegzuwischen versucht, der seit dem fatalen Ehrenbeleidigungsprozeß an dem Würdenträger klebt.

Ueber die Umgangsfarmen eines antisemitischen Führers konnte man im Gerichtssaale erbauliche Dinge hören. Ein Zeuge meinte: „Stadtrat Hraba trinkt ja sehr gerne, das ist doch bekannt". Der übergroße Durst erklärt vieles, auch Vorfälle, wie etwa diesen: Der Herr „Finanzminister", kam mit einer Gesellschaft in ein Gasthaus, wo er die Mitglieder eines Gesangsvereins antraf. Bald begann ein Streit. Einen Sängersmann nannte der Gemeinderat einen „gemeinen Kerl"; dem anderen bot er ein „paar Watschen" (Maulschellen) an; für einen dritten hatte er die freundliche Mahnung: „Waschens Ihnen erst, bevar Sie mit mir reden". Hier nahm die Auseinandersetzung ein verhältnismäßig glimpfliches Ende. Schlimmer erging es Herrn Hraba ein andermal. Er war mit seinem Gesinnungsgenossen, dem Reichsratsabgeordneten Ernst Schneider, in ein Restaurant gegangen, um die ohnehin fidele Stimmung zu heben. Im Nebenzimmer fand eine Hochzeitsfeier statt und die beiden Hanoratiaren wurden eingeladen, mitzuhalten. Unglücklicherweise hatte einer der Gäste die Idee, Herrn Hraba zu einem Toast aufzufordern. Doch da kam er schön an: „Auf die tepperte (dumme) Sau bring ich kan Toast aus, de hat eh schon sieben Kinder". Kaum war dieses Wort entschlüpft, fielen schon tüchtige Hiebe auf den unvorsichtigen Redner und ein Hinauswurf aus dem Lokal war die weitere Folge. Im Gerichtssaale entschuldigte sich der Gemeinderat mit dem Geständnis, daß er weder das Vergnügen hatte, die Braut noch den Bräutigam zu kennen. Der Herr „Finanzminister" war wieder einmal das Opfer seiner guten Laune gewesen. Allein die Bevölkerung Wiens hat das Recht, von ihren Repräsentanten ein gewisses Maß von Ernst und Würde — auch außer dem Rathause zu fordern. Wenn man bedenkt, daß die Antisemiten verbiente Männer wegen jeder Kleinigkeit in der schamlosesten Form angreifen, niemanden schonen und selbst das Privatleben ihrer Gegner politisch ausbeuten, dann wird man begreifen, daß die Details des zweitägigen Sensationsprazesses eifrigst gesammelt wurden.

Die Christlichsozialen haben in der letzten Zeit ihre ursprüngliche Feindschaft gegen die Wahlreform für das Abgeordnetenhaus aufgegeben und die Forderung nach der Bestimmung einer fünfjährigen Seßhaftigkeitsfrist zurückgestellt. Aber sie entschädigen sich in anderer Weise. Die Regierung hat — um die Stimmen der Lueger-Partei zu gewinnen — die Mandatsverteilung in Niederösterreich so vorgenommen, daß die „sozialdemokratische Gefahr" für die Wiener Rathausherren abgewandt scheint. Bisher hatte Niederösterreich — Wien ausgenommen — in der Städtekurie fünf Wahlkreise mit 265 000 Einwohnern; die Regierungsvarlage des Herrn von Gautsch sieht sechs städtische Wahlkreise mit 327 000 Einwohnern var. Bisher kam somit ein Abgeordneter der Städtekurie auf 53,000 Bewohner, während in Zukunft 54 550 Städter einen Vertreter ins Parlament entsenden sallen. Anders verfuhr der Ministerpräsident bei der Einteilung der ländlichen Wahlkreise. Heute gibt es acht Wahlbezirke, die acht Abgeordnete wählen. Die Bevölkerung dieses Gebietes weist 1 146 000 Seelen auf, es entfallen sonach 143 000 Einwohner auf einen ländlichen Abgeordneten. Das sall in Zukunft anders sein. Die Regierung will 21 Landgemeindenbezirke für 984 000 Einwohner mit 21 Mandaten schaffen, so daß 46 800 Bewohner einen Abgeordneten wählen würden. Kurz: die Städtemandate werden um einen Sitz, die Landgemeindenmandate um 13 Sitze vermehrt. Das scheint im ersten Augenblick ganz widersinnig zu sein, wird aber bei näherer Ueberlegung vollkammen verständlich. Man muß die Erklärung nur auf dem Gebiete der Politik suchen. Die Städte kommen schlecht weg, weil diese den Christlichsozialen keine Chancen bieten. Sie werden teils den freisinnigen Bürgerparteien, teils den Sozialdemakraten zufallen. Auf dem Lande aber fühlen sich die Antisemiten sicher; hier haben sie — vorläufig wenigstens — die Gegner nicht allzusehr zu fürchten. Deshalb die vielen neuen Mandate; die Getreuen Dr. Luegers dürfen auf keinen Fall zu kurz kammen. Gegenüber den niederösterreichischen Landgemeinden ist auch Wien verkürzt worden. Hier haben die Rathausherren in einzelnen Bezirken einen sehr schweren Stand, in anderen stoßen sie auf unbedingt überlegene Gegner. Also lieber eine Vermehrung der fast sicheren Landgemeindenmandate,

als der teilweise gefährdeten Wiener Mandate. Wien mit einer fast fünfmal so starken Bevölkerung wie Prag hat 28 Sitze zugewiesen erhalten, die Hauptstadt Böhmens aber 14! Gefälligkeiten mußte Herr von Gautsch den Christlichsozialen wohl oder übel erweisen, denn er bedarf ihrer Mithilfe bei der Einführung des allgemeinen, direkten Wahlrechtes und diese ist für Oesterreich zur Existenzfrage geworden. Allerdings ging der Ministerpräsident in seinem Entgegenkommen zu weit.

Die Christlichsozialen haben jetzt die Demokratisierung des Staates nicht mehr zu fürchten, sie sind sicher gestellt. Umso schlechter geht es ihren antisemitischen Gesinnungsfreunden, den Alldeutschen. Die Schönerianer betreiben die Judenhetze mit „wissenschaftlichen" Argumenten. Die „mehrwertige" Rasse sucht den schädlichen Einfluß der minderwertigen Rasse vom Germanentum fernzuhalten. Ohne den Christlichsozialen ein Kompliment zu machen, muß man doch sagen, daß die Alldeutschen in Oesterreich womöglich noch verächtlicher erscheinen als sie. Die Rathausherren sind — bis auf 2, 3 Wüteriche — Geschäfispolitiker, die wenigstens etwas von dem Wiener Humor, von der Wiener Weichheit an sich haben und Dr. Lueger ist immerhin ein kluger Kopf. Die Schönerianer aber sind blinde Fanatiker, brutale Drauflosgänger, die ihre Roheit hinter täuschenden Kulturphrasen verbergen zu können glauben. Sie verteidigen nicht die Würde ihrer Nation, sie vertreten einen krankhaften Nationaldünkel. Vor einigen Jahren war die alldeutsche Bewegung mächtig erstarkt. Im Jahre 1901 zogen die Schönerianer als gefürchtete Partei ins Parlament ein. Der Abgeordnete Wolf hatte damals den Wahlkampf zu ihren Gunsten entschieden. Zum Danke dafür wurde er einer abscheulichen Hetze ausgesetzt, deren Ausgangspunkt die Eifersucht Schönerers war. Das Talent des jungen Wolf schien ihm gefährlich, er fürchtete verdunkelt zu werden. Seitdem Wolf aus der alldeutschen Partei hinausgedrängt worden ist, geht es mit ihr rapid abwärts. Sie sieht einer vollständigen Niederlage entgegen, denn das allgemeine Wahlrecht wird ihr Tod sein. Darum sträuben sich die Alldeutschen mit der Verzweiflung von Todeskandidaten gegen die Verjüngung Oesterreichs, die nach Herrn Schönerers Meinung nur den „Juden und Slaven" nützen würde.

Zum Schluß möchte ich zeigen, welch wunderliche Blüten der Antisemitismus in der Kunstkritik Wiens treibt. Eine Wochenschrift macht sich den Spaß, die Beurteilung einer neuen Operette im „Deutschen Volksblatt" dem Referate einer objektiv urteilenden Zeitung gegenüberzustellen. Bemerkt muß werden, daß die Librettisten Juden sind; der Komponist gehört der katholischen Konfessiou an.

Das „Deutsche Volksblatt" schreibt:

. . . Vor allem aber gibt er (der Komponist) sich als vornehmer Musiker, der, was Farbenpracht der Instrumentation betrifft, keinen Konkurrenten zu scheuen braucht . . . Wie konnte er aber nur die Torheit begehen, sich ein derartig *armseliges Libretto* anhängen zu lassen. In der Verurteilung dieses kläglichen humor- und witzenlosen Machwerkes war gestern das ganze Publikum ebenso einig wie im Lobe der Musik. . . .

Die „Wiener Allg. Zeitung" urteilt:

. . . Um diesem jungen völlig theaterfremden Herrn den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen, führten ihn zwei *bewährte Theaterarchitekten*. . . . Der Komponist ist unfertig, seine Technik hat noch die Unbeholfenheit des Anfängers zu überwinden. . .

rm.

Der A. D. B. und die „Judenfrage."

Der „Allgemeine Deutsche Burschenbund", der in den achtziger Jahren gegründet wurde und dem an den verschiedenen Universitäten und Technischen Hochschulen des Reiches etwa 15 farbentragende Korporationen angehören, ist bekanntlich der einzige größere kouleurtragende Verband, der dem Antisemitismus gegenüber eine direkt abweisende Stellung einnimmt. Diese pointierte Stellung trug seinen Burschenschaften von seiten der „alten" Burschenschaften, die im A. D. C. vereinigt sind, den Ehrennamen „Reformburschenschaften" ein und es liegt klar auf der Hand, daß die Gründung der ersten Burschenschaft des A. D. B., der Berliner „Neogermania" eine wirkliche Reform auf kouleurstudentischem Gebiete bedeutete. Die liberalen Elemente der Studentenschaft, die sich damals zu Beginn der achtziger Jahre durch das skrupellose verhetzende Treiben der pronunziert antisemitischen Vereine Deutscher Studenten in ihrem akademischen Freiheitsempfinden verletzt fühlten, faßten den Gedanken einer solchen „Reformburschenschaft", der in einer öffentlichen Akademikerversammlung ausgesprochen wurde, der an die liberalen Burschenschaftstraditionen vergangener Tage erinnerte, mit heller Begeisterung auf und strömten in Schaaren der neuen Korporation zu.

Jahre sind dahin gegangen, der A. D. B.-Gedanke breitete sich aus. Die Zahl der Korporationen, die sich ihm anschlossen, wuchs, bis jetzt in den letzten Jahren eine Art Stagnation in seiner Weiterentwickelung eingetreten zu sein scheint. Denn allzu oft kommt die Kunde von irgend einer Hochschule, daß eine Burschenschaft den A. D. B.-Prinzipien untreu geworden ist. Wenn auch durch Neueintritt von Korporationen in den Verband er bisher auf der alten Höhe erhalten geblieben ist, so muß doch sicherlich in diesem periodischen Ab- und Zufluten ein ungünstiges Moment erblickt und die Befürchtung erweckt werden, daß der A. D. B.-Gedanke seine werbende Kraft verloren hat. Denn die dem Verbande neu sich anschließenden Verbindungen tun das — das wird niemand leugnen — zunächst meist nur aus lokalen Opportunitätsgründen. Auch die Konflikte, die in verschiedenen Korporationen über die „Judenfrage" entstehen, sind ein bedenkliches Zeichen. Sie haben ihren Grund wohl darin, daß man, um die Korporation zu „stärken", oft Füchse aufnimmt, die nach reichlich genossenen Biermengen nach Band und Mütze lechzen und mit den A. D. B.-Prinzipien nicht so recht vertraut gemacht worden sind. Man sollte nicht so darauf verpicht sein, jedweden Mulus, der sich bei der Kneiptafel einfindet, nun auf Tod und Leben zu „keilen", sondern vielmehr darauf, daß er wirklich auf dem offiziellen A. D. B.-Standpunkt steht, und man sollte einen Stolz darein setzen, zu sagen: Jawohl, wir haben auch Juden unter unseren Mitgliedern, weil wir liberal denkende Menschen sind! und nicht, wie leider manche A. D. B.-Korporationen dies tun, diese Tatsache der Oeffentlichkeit gegenüber schämig verschweigen. Nur dann kann der A. D. B. die Aufgaben erfüllen, die seine Gründer ihm gestellt haben. Findet sich keine einzige Korporation unter den 15, die eine Reform der Reformburschenschaften anbahnen will? Man ist im A. D. B. viel zu „allgemein" studentisch geworden. Mit Raufen und Saufen ist es heutzutage nicht getan. Damit imponiert man langzöpfigen Backfischen und eitlen Müttern, aber nicht modern denkenden deutschen Studenten. Wodurch ist die Finkenschaft auf den deutschen Hochschulen zur Geltung gekommen, die vielgehaßten und geschmähten „freien Studenten"? Weil sie sich sozial betätigen in Arbeiterlehrkursen und öffentlichen Diskussionen, weil sie vorurteilsfrei an jede Frage herantreten. Ist die „Kouleur" zu vornehm dazu? Wenn sie sich auf *den* Standpunkt stellt, wird sie in wenigen Jahren auf demselben Niveau stehen, wie die S. C.-Korps und die A. D. C.-Burschenschaften, d. h. sie wird froh sein müssen, wenn jede ihrer Korporationen 3 bis 4 Mitglieder zähit.

XX

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 11. Berlin, 14. März 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die „ausgezeichneten" Juden.

Das Terenzische Mark- und Merkwort für das Banner der Ungerechtigkeit: "Duo cum faciunt idem, non est idem — wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe" ist die Quelle jener Marke der Ethik, die des Antisemitismus unbestrittenes Eigen. Wenn zwei dasselbe tun, so ist's doch nicht dasselbe: der Christ, der Arier ist ein Edel- und Ehrenmann, wenn er edel und ehrenfest handelt; der Jude ist ein Mann, der Neben- und Hintergedanken hat, Reklame machen will, irgend etwas erstrebt, wenn er ein gutes Werk tut. Der Christ, der Arier ist ein Verführter oder sonstwie entschuldbar, wenn er Uebles tut, — der Jude „wird verbrannt", der Jude ist von Natur der Schädling und Bösewicht.

Nun ja, das sind olle Kamellen. Aber nicht blos wenn zwei dasselbe tun, ist es vom Standpunkte des Antisemitismus nicht dasselbe, je nachdem ein Jude mit in Frage kommt; — auch wenn zweien dasselbe getan wird, ist es nicht dasselbe. Wenn ein Staatsbürger eine Auszeichnung seitens der Krone oder der Regierung erfährt, so ist seitens der Vorfänger der Stöckerschen und Pücklerschen nichts dazu zu sagen, als allenfalls Ja und Amen. Ist aber ein Staatsbürger jüdischen Glaubens oder auch nur jüdischer Abstammung der also Geehrte, — dann lockern sich diesen Stützen christlich-germanischer Staatsordnung sofort die Bande frommer Scheu vor dem Throne, und es setzt ein Sticheln und Stacheln ein, ein Schmälen und Schmähen, als ob nicht just in diesen Kreisen die byzantinische Phrase immer ihre beste Pflegestätte gehabt hätte.

Man erinnert sich der Zucht- und Zügellosigkeit der Sprache der Antisemiten in den neunundneunzig Regierungs- und Leidenstagen des Kaisers Friedrich, der „hinreichend verdächtig" war, in den jüdischen Staatsbürgern Menschen mit demselben Menschenrecht zu sehen, wie es die anderen besitzen. Man erinnert sich des bösen Hechelns und Tuschelns über den Kaiser Wilhelm II., so oft einmal besonders klar erkennbar wurde, daß er sich hinsichtlich seiner Gesellschaft, seines Umganges, seiner Stimmungen und Gesinnungen den und jenen Juden gegenüber nicht nach dem Konzept und nicht nach dem Rezept des Herrn Stöcker und des Dreschgrafen richtete.

Es ist die Bezeichnung Ballinismus geprägt worden für den schlichten Tatbestand, daß der Kaiser sich mit klugen, technisch hervorragend leistungsfähigen, kenntnisreichen und weitblickenden Kaufleuten jezuweilen lieber unterhält als mit eingerosteten Bureaukraten und altadelig-agrarischen Optimaten. Man sprach von einer allmäligen Zurückdrängung des alten Grundadels bei Hofe zu gunsten des neuen Industrie- und Geldadels und wollte sogar eine neue Aera kommen sehen, in der die „altpreußischen Traditionen" zu einer Aschenbrödelstellung würden verurteilt sein. Es hat diese Kritiker und Propheten nicht die Tatsache gestört, daß in der Wirtschaftspolitik die Interessen des agrarischen Grundadels dieselben geblieben sind, daß in der Staatsgewalt, in der Armee die alten Vorurteile unerschüttert ihr Herrschaftsrecht behauptet haben. Der gesellschaftliche Geschmack des Kaisers und Königs ist sein gutes Recht, in das ihm niemand hinein zu reden hat, und äußert sich dieser gesellschaftliche Geschmack gelegentlich auch darin, daß er auch „Juden" im Sinne des Antisemitismus in seinen Verkehrskreis zieht, so ist das eine gewisse menschliche Unbefangenheit des regierenden Herrn, ist aber belanglos für die Staatspolitik und für jene sogenannten Imponderabilien des Staatslebens, zu denen auch die Zurückstellung und Zurücksetzung der jüdischen Staatsbürger in vielen, allzuvielen Beziehungen gehört.

Jetzt wieder braust ein Orkan des Grimmes und Grolles durch die antisemitische Presse, weil der König von Preußen bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit den Herren Fritz Friedländer und Dr. Caro den Adel verliehen hat, Männern von jüdischer Abstammung, von denen einer längst den katholischen Glauben angenommen hat. Es ist ergötzlich zu beobachten, was die in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Antisemiten aus dem Anlaß der königlichen Huldverweisungen zusammenrasen. Das Blatt des Herrn Liebermann von Sonnenberg malt bereits als Folge der welterschütternden Tatsache, daß man fortan von Herrn von Friedländer und von Herrn Dr. von Caro zu reden hat, die Republik an die Wand.

Nun muß man aber sich einmal den allerliebsten Widerspruch vor Augen halten, daß dieselben Leute, welche die Königstreue in Erbpacht genommen zu haben meinen, denselben König, vor dem sie sonsten sonstwie wedeln, mittelbar des Umsturzes des Königtums bezichtigen, den er mit der Adelsverleihung an „Juden" vorbereiten soll. Mit Verlaub — wie denkt man sich denn das? Wer soll die Streitaxt schwingen wider das Königtum? Kein Zweifel: der Adel, so verfügt Herr v. Liebermann, der Adel wird sich das Judentum vom Leibe halten müssen. Wozu sich jeglicher ergänzen mag, was sich aus dem unserseits aus strafgesetzlichen Gründen unmöglich wiederzugebenden Artikel deutlich genug ergibt: es werden sich Adel und Bürgertum empören um der „Juden" willen, und das Ende ist die Republik. Nun weiß man's oben also und mag sich danach richten; — discite, moniti — lernet, Ihr seid gewarnt!

Dieser Tonart entsprechend ist auch das Wutgeschrei in den Antisemitenblättern über die Aussicht, daß in das Offizierkorps „Juden" eindringen könnten. Man scheint sehr ernst mit dieser Möglichkeit zu rechnen oder stellt sich wenigstens so und behauptet zu dickerer Unterstreichung, daß die Offiziere schon genug haben an den vielen „Halbjuden", die, trotz ihrer Adelstitel, ihre mütterliche Abstammung nicht verleugnen könnten. Tragikomisch wirkt bei dieser Abwehr eines Schemens, der nicht zu einem faßbaren Körper werden wird, der Hinweis darauf, daß ohnedies schon die Juden im parlamentarischen Leben und in der Aerzte- und Anwältewelt eine gar so große Rolle spielen. Was das parlamentarische Leben anlangt, — so kann man die Erfindungskraft bewundern, die dieser Behauptung zu Grunde liegt. Was Aerzte und Anwälte anlangt, so wissen jene Herrschaften recht gut, welche Umstände die gebildeten Juden just in diese Berufe hineintreiben. Einen Haupttrumpf glaubt der Hetzapostel auszuspielen mit dem Hinweise darauf, daß nur „deutsche" Adlige, nicht aber die „Makkabäer" den König mit dem eigenen Leibe schützen könnten. Das ist aber im Jahre 1906, just hundert Jahre nach Jena, hundert Jahre nach Hohenlohe, nach der elenden Kapitulation auf offenem Felde bei Prenzlau, nach der bodenlosen Feigheit des Adels Napoleon gegenüber, nach der Preisgabe des Königs und des Vaterlandes durch die Adligen, — das ist im Jahre 1906 wirklich sehr gewagt! . . .

Item, — die antisemitischen Zionswächter des unverfälschten, ungewässerten christlich-arischen Staats, sie mögen sich nur gesagt sein lassen, was man im Jahre 1870 reimte: „Ei, sprach Wilhelm, Benedettig, Sie ereifern sich unnötig!" Der preußische Staat wird gesund und kräftig weiterbestehen auch trotz der Herren von Friedländer und Dr. von Caro. Doch bleibts ein Grundrecht jeglichen Bürgers sich zu ärgern, über was und über wen er will.

---

§ 24 der preußischen Schulvorlage in der Kommission.

§ 24 der Schulvorlage, der die konfessionelle oder simultane Existenzbedingung des jüdischen Schulwesens regelt, hat folgenden Wortlaut:

„Den Schulverbänden ist überlassen, die vorhandenen öffentlichen jüdischen Volksschulen zu erhalten oder bei der Schulaufsichtsbehörde ihre Auflösung zu beantragen. Ueber das Vermögen der hiernach aufgelösten Schulen wird von der Schulaufsichtsbehörde Bestimmung getroffen.

Den Schulverbänden bleibt ferner überlassen, unter Zustimmung der Schulaufsichtsbehörde ausschließlich für die jüdischen Kinder lediglich mit jüdischen Lehrkräften zu besetzende öffentliche Volksschulen neu zu errichten.

An einer Volksschule, an welcher nach ihrer besonderen Verfassung bisher gleichzeitig christliche und jüdische Lehrkräfte angestellt werden konnten, hat es dabei auch in Zukunft sein Bewenden, sofern nicht die Schulverbände eine Einrichtung nach Maßgabe des Abs. 2 bez. der §§ 19, 20 und 22 beschließen.

Den Schulverbänden bleibt überlassen, da, wo es bisher geschehen ist, für den Religionsunterricht der jüdischen Kinder nach Maßgabe des § 21 zu sorgen.

Für die Provinz Hannover bewendet es bei dem Gesetz vom 7. März 1868 (Gesetzsamml. S. 223) § 1 Nr. 3, betreffend die Unterstützung des jüdischen Schulwesens der Provinz durch den Provinzialverband".

Wie wir schon früher hervorgehoben haben, stellt dieser Paragraph für die jüdische Bevölkerung im Gegensatz zur christlichen ein Sonderrecht zum Nachteil der ersteren auf. Während der § 23 der Vorlage beispielsweise den Evangelischen und Katholiken unter der Voraussetzung einer bestimmten Kinderzahl das subjektive Konfessionsrecht der Minorität zugesteht, findet sich davon im § 24 kein Wort. Die freisinnigen Mitglieder der Kommission verfuhren darum konsequent und gerecht, wenn sie u. a. beantragten:

„Falls in einem Schulverband an einer öffentlichen Volksschule keine jüdische Lehrkraft angestellt ist, welche den jüdischen Religionsunterricht erteilt, und auch mit Erteilung anderweitigen Unterrichts betraut ist, und die Zahl der die Schulen des Schulverbands besuchenden jüdischen Kinder mit Einschluß der Gastschulkinder über 60, in den Städten, sowie in den Landgemeinden von mehr als 5000 Einwohnern über 120, während 5 aufeinanderfolgender Jahre beträgt, so ist, sofern seitens der gesetzlichen Vertreter von mehr als 60 bezw. 120 schulpflichtigen Kindern der genannten Art der Antrag bei der Schulaufsichtsbehörde gestellt wird, für diese eine Beschulung in Schulen mit jüdischen Lehrkräften einzurichten".

Um bei der Auflösung bestehender jüdischer Schulen die jüdischen Lehrkräfte vor Ueberraschungen zu schützen, war von den Freisinnigen folgender Antrag eingebracht worden:

„Die an aufgelösten jüdischen Schulen angestellten ordentlichen Lehrer sind bis zu ihrer anderweitigen ordentlichen Anstellung von dem Schulverband in einer ihrem bisherigen Dienstverhältnis entsprechenden Weise zu beschäftigen und zu unterhalten".

Diesem Antrage gegenüber betonte ein Regierungsvertreter, daß bei Auflösung einer jüdischen Schule selbstverständlich der jüdische Lehrer alle seine Rechte behalte und nicht brotlos gemacht werden solle. Die jüdischen Lehrer werden gut tun, sich diese Zusage zu merken.

Der oben genannte freisinnige Antrag bringt den unseres Erachtens einzig richtigen paritätischen und toleranten Gedanken eines einheitlichen Staatsbürgertums zum Ausdruck. Leider fand sich dafür keine Mehrheit. Alle freisinnigen Anträge, die das Schwergewicht auf die staatsbürgerliche Gleichberechtigung und Gleichbehandlung legten, fielen bei der Abstimmung. Dagegen setzten die Kompromißparteien, Konservative, Freikonservative und Nationalliberale ihre Anträge durch. Gravitierte bei den freisinnigen Anträgen die Glaubensfrage, so in diesen die Geldfrage, womit nicht geleugnet werden soll, daß sie wertvolle Verbesserungen enthalten. Angenommen wurde zunächst folgende Resolution:

„Die Königliche Staatsregierung aufzufordern, einen besondern Fonds in den Staatshaushaltsetat einzustellen, um da, wo für den jüdischen Religionsunterricht nicht durch jüdische öffentliche Schulen oder seitens der bürgerlichen Gemeinden durch Anstellung jüdischer Lehrkräfte an den öffentlichen Volksschulen oder in anderer Weise gesorgt ist, den Synagogengemeinden die Beschaffung des jüdischen Religionsunterrichts zu erleichtern."

Das ist gegenüber dem tatsächlichen Zustande von heute unbedingt ein Fortschritt. Nach dem bisherigen Recht haben die bürgerlichen Gemeinden nicht die Pflicht, für den Religionsunterricht der Juden zu sorgen, vielmehr ist das Sache der Synagogengemeinden. Im Jahre 1903 gab es 103 von jüdischen Schulsozietäten, 110 von Synagogengemeinden und 28 freiwillig von bürgerlichen Gemeinden unterhaltene jüdische Volksschulen. Es entspricht dem Sinne des § 25 der Verfassung, wenn der Staat, wie es die Resolution fordert, armen Synagogengemeinden, die keinen Rechtstitel haben, um von den bürgerlichen Gemeinden Beihilfen für ihre Schule zu verlangen, über die materiellen Schwierigkeiten hinweghilft. Diese Frage der Gerechtigkeit wird dann um so brennender, wenn Staat und Gemeinde jeder simultanen Gestaltung des betreffenden Ortsschulwesens ablehnend gegenüberstehen.

Im einzelnen wurde die Geldfrage durch folgenden Beschluß geregelt:

„Für die Errichtung und Unterhaltung der für jüdische Kinder bestimmten und mit jüdischen Lehrkräften zu besetzenden öffentlichen Volksschulen gelten bis auf weiteres die jetzt bestehenden Vorschriften mit der Maßgabe, daß der § 67 Nr. 3 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 über die Verhältnisse der Juden (Gesetzsamml. S. 275) für den ganzen Umfang der Monarchie zur Anwendung gelangt.

Werden die in den §§ 19—23 erwähnten öffentlichen Volksschulen von jüdischen Kindern besucht, so finden in Ansehung der Aufbringung der Kosten für die Erteilung von jüdischem Religionsunterricht an dieselben und hinsichtlich der Anstellung von jüdischen Lehrkräften an diesen Schulen zum Zwecke der Erteilung von jüdischem Religionsunterricht an die jüdischen Kinder, sowie hinsichtlich der

anderweiten Beschäftigung der hierfür angestellten jüdischen Lehrkräfte an diesen Schulen bis auf weiteres die jetzt bestehenden Bestimmungen Anwendung.

Für die Errichtung und Unterhaltung von öffentlichen Volksschulen, an welchen nach ihrer besondern Verfassung, abgesehen von dem Falle des Absatzes 2, christliche und jüdische Lehrer zugleich anzustellen sind, bewendet es bei dem bestehenden Recht."

Der angezogene § 67 Nr. 3 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 hat folgenden Wortlaut: „Wo die Unterhaltung der Ortschulen eine Last der bürgerlichen Gemeinden ist, haben die Juden im Falle der Errichtung einer eigenen öffentlichen Schule eine Beihilfe aus Kommunalmitteln zu fordern usw." Das Gesetz von 1847 hatte bisher nur Gültigkeit für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westfalen und Rheinprovinz.

Es war ein glücklicher Griff, daß die Nationalliberalen im Anschluß an diesen Antrag einen Zusatzantrag durchdrückten, der wenigstens ein Stück der vollen Parität rettete, für die die Freisinnigen vergeblich gekämpft hatten. Der Unterantrag lautet:

„Liegen die Voraussetzungen des § 21 Absatz 1 für jüdische Kinder vor, so bleibt es den Schulverbänden überlassen, für den Religionsunterricht nach Maßgabe der dort gegebenen Vorschriften zu sorgen. Machen sie von dieser Befugnis keinen Gebrauch, so findet § 67 Nr. 3 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 (Gesetzsammlung S. 263) sinngemäße Anwendung".

Nun herrscht wenigstens hinsichtlich des Religionsunterrichts der jüdischen Kinder Evangelischen und Katholiken gegenüber Parität. Der angezogene Absatz 1 des § 21 der Vorlage lautet:

„Beträgt in einer öffentlichen Volksschule, die nur mit katholischen oder nur mit evangelischen Lehrkräften besetzt ist, die Zahl der einheimischen evangelischen oder katholischen Schulkinder, mit Ausschluß der Gastschulkinder, dauernd mindestens zwölf, so ist tunlichst für diese ein besonderer Religionsunterricht einzurichten."

Angenommen wurde endlich noch Absatz 5 des oben angeführten § 24 der Vorlage.

Die Verbesserungen der Kommission sind nicht unwesentlicher Natur. Sie treffen aber insofern nicht den Kern der Sache, als sie nicht die volle staatsbürgerliche Gleichheit unserer jüdischen Mitbürger auf dem Gebiet des Schulwesens zum Ausdruck bringen. Wir hoffen, daß die abgelehnten Anträge der freisinnigen Kommissionsmitglieder, die sich von diesem Motiv leiten ließen, noch das Plenum beschäftigen und zur Annahme gelangen werden.

Otto Pautsch.

Unerhörte antisemitische Skandalszenen in Stettin.

Der in der Wissenschaft eines hohen Ansehens sich erfreuende Breslauer Dermatologe Geh.-Rat Prof. Dr. Neisser hatte in voriger Woche in Stettin auf Einladung dortiger Kreise einen Vortrag im „Evangelischen Vereinshause" über „Ehe und Geschlechtskrankheiten" übernommen. Durch den wüsten Radau der in großen Scharen erschienenen Antisemiten wurde der Vortrag jedoch unmöglich gemacht. Die „Ostsee-Ztg." berichtete hierüber:

Als der Gelehrte das Podium betrat, um seinen Vortrag zu beginnen, erhob sich plötzlich hinten in dem von Männern und Frauen dichtgefüllten Saal und auf der Galerie ein wahrer Höllenlärm. Schreien, Pfeifen, Trampeln, Johlen, dazu ununterbrochene Rufe: „Raus! Raus!" schallten wirr durcheinander und vereinigten sich zu einem unglaublichen Spektakel. Dazwischen wurde mehrfach geschrien: „Der Mann hat fünfzig kleinen Kindern Syphilisgift eingeimpft!" Als nach etwa drei Minuten eine leidliche Ruhe eingetreten war, begann Herr Prof. Neisser zu sprechen, indem er zunächst bemerkte, wenn die hier soeben gegen ihn laut gewordenen Vorwürfe irgendwie berechtigt wären, so würde er sicherlich jetzt nicht an dieser Stelle stehen, er würde nicht von Tausenden von ernsten und angesehenen Männern zu ihrem Vorsitzenden gewählt sein, er würde nicht mehr an einer preußischen Universität Lehrer und damit staatlicher Beamter sein können und nicht in der Weise als Gelehrter geehrt werden, wie es geschehen sei. (Rufe: „Leider!" „Syphilis!" „Raus!") Seine hier anwesenden Gegner bitte er, ihn nach dem Vortrage zu interpellieren; er werde ihnen Rede und Antwort stehen. Dann begann Herr Professor Neisser seinen Vortrag, der fast unaufhörlich bald stärker, bald schwächer, durch lautes Lachen, Sprechen, gellende Pfiffe, besonders auf Pfeifen verschiedenster Tonart, Zwischenrufe unflätigster Art begleitet und unterbrochen wurde. Häufig kehrte der Ruf wieder: „Warum werden Kinder mit Syphilisgift geimpft?" und zwar in verschiedenen Variationen. Dazwischen machten sich erst schüchtern, dann offenherziger Rufe geltend, die in antisemitischen Versammlungen gang und gäbe sind. Als Herr Geh.-Rat Neisser etwa eine Dreiviertelstunde unter solchen Umständen gesprochen hatte, begann um $9^{1}/_{4}$ Uhr ein Skandal, den zu beschreiben die Feder vergeblich versuchen würde. Es wurde nicht nur in der oben bezeichneten Weise gelärmt, sondern es wurde gebellt, gekräht, gequiekt und was sonst noch alles. Rufe wie „Freche Bande!", „Judenbande!", „Steinigt die Bande!" wechselten ab mit Ausdrücken, die wiederzugeben der Anstand verbietet. Dieses ohrenbetäubende Getöse dauerte ununterbrochen 20 Minuten; es wurde derartig stark, daß viele Damen den Saal verließen, und daß die drei Schutzleute, die bis dahin noch standhaft alles mitangehört hatten, auch jetzt nicht mehr im Saale zu erblicken waren. Das Publikum, das sich einer solch brutalen Vergewaltigung von Seiten einer wenigstens hundertköpfigen Clique von Radaumachern gegenüber wehrlos sah, gab seinem Abscheu in vereinzelten Ausrufen und mehrmaligem demonstrativen Händeklatschen als Sympathiekundgebungen für den in solcher Weise angepöbelten Gelehrten Ausdruck. Als schließlich der Lärm in Tätlichkeiten überzugehen drohte, sprach Herr Geh.-Rat Neisser noch wenige Worte, die aber vollkommen unverständlich blieben, um damit seinem Vortrag einen äußerlichen Abschluß zu geben. Darauf leerte sich allmählich der Saal.

In diesen geradezu empörenden Vorgängen, wie sie glücklicher Weise nicht nur in Stettin, sondern überhaupt unter zivilisierten Menschen nur äußerst selten vorkommen, steckte, wie schon im Eingange angedeutet, ganz unverkennbar Methode. Die Demonstranten waren über den hinteren Teil des Saales systematisch verteilt, besonders stark aber auf der eine gewisse persönliche Sicherheit gewährenden Galerie postiert. Die Demonstrationen selbst waren offenkundig sorgfältig vorbereitet; über die Urheber derselben kann nach den Persönlichkeiten, welche sich daran beteiligten, und nach den Ausrufen, die dabei laut wurden, kein Zweifel bestehen, keine Meinungsverschiedenheit auch darüber, wie dieser Bubenstreich einzuschätzen ist. Aufs allertiefste aber ist zu beklagen, daß diese rohe Ausschreitung gerade einem Manne wie Geh.-Rat Neisser widerfahren ist, einem Manne, dem die Menschheit eine Reihe von eingreifenden Wohltaten zu verdanken hat und um den nach dem Urteil aller Fachmänner die wissenschaftliche Welt des Auslandes uns beneidet. Herrn Professor Neisser ist z. B. die epochemachende Entdeckung des Gonococcus zu verdanken, ferner die Entdeckung des Aussatzbazillus; seine erst vor einem Vierteljahr ausgeführten Forschungen über Affensyphilis, die er auf Java anstellte, werden vielleicht einmal zu einer diese schreckliche Seuche ausrottenden Behandlungsart führen, haben jedenfalls schon jetzt unsere Kenntnisse über die Syphilis enorm erweitert. Die preußische Regierung hat es selbstverständlich diesem Manne gegenüber an Ehren und Auszeichnungen nicht fehlen lassen: noch kürzlich hat sie ihn durch Verleihung der ordentlichen Professur für Haut- und Geschlechtskrankheiten an der Universität Breslau, der bisher einzigen in Deutschland, besonders geehrt. Daß Neisser um seiner Forscherverdienste willen bei allen wissenschaftlichen Gesellschaften seines Faches hoch in Ehren steht, in vielen den Rang eines Ehrenmitgliedes bekleidet, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Und gegen diesen Mann von einer irregeleiteten Schar meist junger unwissender Leute ein derartiger pöbelhafter Exzeß, ausgeführt in Gegenwart der Elite der Stettiner Aerzteschaft, in Gegenwart einer großen Anzahl gebildeter Frauen! Wir wollen hoffen, daß den Veranstaltern dieses Skandals noch nachträglich bei ruhiger Ueberlegung die Schamröte über ihr Tun ins Gesicht steigt, falls sie dessen noch fähig sind."

Die letztere Erwartung des Stettiner freisinnigen Blattes hat sich freilich nicht erfüllt. Die in Stettin erscheinende antisemitische „Deutsche Hochwacht", von welcher der Skandal inszeniert worden war, brüstet sich im Gegenteil noch der antisemitischen „Heldentaten". Von dieser Seite war auch dafür gesorgt worden, daß schon am nächsten Morgen eine Reihe Berliner Blätter und andere antisemitische Organe im Reich telegraphisch ihren Lesern über diesen Erfolg antisemitischer Hetze Bericht erstatten konnten. Der agrarischen „Deutschen Tagesztg.", der ebenfalls ein Telegramm zugegangen war, sind freilich nachträglich doch einige Bedenken gekommen. Sie bedauerte, daß der „gewiß berechtigte (?) Unwille solche Formen angenommen hat, die unter allen Umständen unwürdig sind." Selbst die beste Sache werde diskreditiert, wenn sie in unwürdiger Form verfochten wird.

Daß es sich übrigens nicht etwa, wie einige antisemitische Blätter in einer Anwandlung von Scham zunächst behaupteten, um spontane Aeußerungen eines Teils der Versammlung, sandern um einen planmäßig inszenierten Skandal gehandelt hat, bei denen die Stettiner antisemitischen Macher als Drahtzieher fungierten, ist jetzt vollkommen klargestellt. Der „Ostsee-Ztg.“ liegt das folgende hektographierte, an eine größere Anzahl Personen, auf die man sich verlassen zu können glaubte, aor der Versammlung zur Verbreitung gelangte Schreiben vor:

Deutsche Hochwacht.
Unbestechliche völkische Tages-Zeitung.

Stettin, den 7. März 1906.

Sehr geehrter Herr!

Am Freitag Abend 9 Uhr findet im hiesigen evangelischen Vereinshause in der Elisabethstraße ein Vortrag des Geh. Med. Rat Professor Neisser statt, desselben Mannes, der zu wissenschaftlichen Versuchszwecken Experimente mit Syphilisgift an vielen unschuldigen kleinen Kindern vorgenommen hat. Auf dieses Verbrechen steht eine Strafe von mindestens 10 Jahre Zuchthaus, wenn dadurch der Tod herbeigeführt wird. Dieser „Gelehrte“, ein Jude natürlich, will hier in Stettin seinen „Ruhm“ vermehren. Die Stadt Wien hat auf Luegers Betreiben hin die Berufung Neissers an die Wiener Universität abgelehnt. Es dürfte für Sie von Interesse sein, sich den Vortrag Neissers anzuhören. Weil aber voraussichtlich bald Stettin in seiner Begeisterung für den „großen Gelehrten“ hinströmen wird, empfiehlt es sich, schon gegen 8 Uhr sich einen Platz zu sichern.

Mit deutschem Gruß

Die Schriftleitung
der Deutschen Hochwacht
i. A. Snell.

Anbei eine Hochwacht.

Die Herren von der „Deutschen Hochwacht“ machen indessen, wenn es sich um die Anzettelung eines Skandälchens handelt — es ist das ja ihr eigentliches „politisches“ Tätigkeitsgebiet — niemals halbe Arbeit und haben sie auch diesmal nicht getan. Im Gegenteil, die Rollen wurden, wie die „Ostsee-Ztg.“ bestimmt zu wissen glaubt und gegebenenfalls durch Zeugenaussagen bekräftigen will, vorher genau verteilt. Schon im Laufe des Nachmittags teilte einer der Eingeweihten einem Freunde des Blattes mit, wie der Rummel am Abend verlaufen würde; mit welcher Aeußerung Herr X (der Name wurde genannt) den Spektakel eröffnen und mit welchen weiteren Zwischenrufen der Chorus ihn fortsetzen und wie man ungefähr ihn zu Ende führen werde. Und das so entworfene Programm wurde prompt inne gehalten. Der bestimmt bezeichnete Herr X. machte in der Tat den Anfang mit den Worten, die man ihm einstudiert hatte, und auch sonst nahm der Spektakel den Verlauf, der vorgesehen war. Und als dies tapfere Heldenstück dann geschehen, blieb für die rühmlichen Akteure auch der Lohn nicht aus: in einem Restaurationslokal warteten bereits die antisemitischen Häuptlinge, die sich von dem „Felde der Ehre“ selber aorsichtig ferngehalten hatten — man kann ja unter Umständen nicht wissen, was passiert! — mit einer erklecklichen Zahl wohl gefüllter Bierkrüge und es erhob sich ein kühnes Zechen, das dann noch manchen dieser Braaen, die ihr — Mundwerk gegen „semitische Verbrechen“, so unüberwindlich mannhaft gebraucht hatten, am Schlusse doch noch überwunden haben soll. Am nächsten Tage aber war in jenem Blättchen, das solche Männertaten hervorgerufen hatte, zu lesen aan einer „Kundgebung für hohe Ideale, für Volksfreiheit und deutsches Recht“, und jene Schreier, die einen Gelehrten von Weltruf brutal niedergebrüllt hatten, erschienen als „das Valk“ und ihr hohes „Rechtsbewußtsein“ wurde gepriesen und zur Nacheiferung empfohlen: „Möge dieses Rechtsbewußtsein im Volke überall, soweit die deutsche Zunge klingt, so lebendig sein, wie hier bei unsern Pommern!“ — So wird eine schmähliche jämmerliche Farce zu einer Ruhmestat frisiert!

Aber, wirft vielleicht der Leser ein, am Ende war der Unwille gegen Herrn Geheimrat Professor Neisser wenigstens z. Th. begründet, wenigstens ein Körnchen Wahrheit an den gröblichen Beschuldigungen, die man gegen den Gelehrten geschleudert hat. Nun, die Sache aerhält sich so: Herr Geh. Rat Prof. Neisser hat ernstlich nicht mit Syphilisgift, sondern mit einem absolut unschädlichen sog. Serum, das keinerlei Ansteckungsstaffe enthält und daher auch niemand anstecken kann, Versuche angestellt und zwar zu dem Zweck, damit zunächst Menschen, die bereits an Syphilis leiden, zu heilen, genau so, wie man heute den ausgedehntesten und, wie die Mehrzahl der Aerzte glauben, sehr segensreichen Gebrauch von dem sog. „Diphtherie-Heilserum“ gegen Diphtherie macht. Diese Versuche betreffen über $^3/_4$ der aon Geh. Rat Neisser überhaupt mit diesem Serum behandelten Menschen, die sämtlich Erwachsene waren.

Sabann hat in ein paar weiteren Fällen Geh. Rat Neisser van diesem, wir wiederholen ganz unschuldigen Serum zum Zwecke der Schutzimpfung Gebrauch gemacht, auch nicht bei „vielen unschuldigen kleinen Kindern“, abwohl auch das ja ganz ohne Bedeutung wäre, da dieses Serum eben nicht Syphilisgift ist, ebensowenig wie Diphterie-Heilserum Diphterie-Gift. Auch in keinem dieser wenigen Fälle ist durch das betreffende Serum Syphilis hervorgerufen worden. Das Lebensalter der Betreffenden betrug 10, 14, 16, 17, 19, 20 und 24 Jahre; die Hälfte daaan waren Prostituierte! — Die absolute Unschädlichkeit des aon Geh. Rat Neisser aerwendeten Serums war ihm natürlich schon z. Z. seiner Versuche (1892) absolut zuaerlässig bekannt, denn es lagen schon damals Beweise genug dafür aar; sie ist aber durch wissenschaftliche Untersuchungen, die sich bis in die allerjüngste Zeit erstrecken, immer wieder bestätigt worden.

So das Tatsächliche. Und nun urteile der Leser selber und ziehe dabei in Betracht, ob wohl der Staat einen Mann, der auch nur entfernt Aehnliches, wie jene antisemitischen Anwürfe behaupten, begangen hätte, mit allen Ehren, die er zu vergeben hat, auszeichnen, ab die wissenschaftliche Welt ihn noch weiter unter sich dulden würde! Nein, was da in Stettin in Szene gesetzt wurde, war ein antisemitisches Hetzerstück jämmerlichster Sorte, das allein auf diejenigen zurückfällt, die es aeranlaßten, sowie auf die übrigen, die sich dazu mißbrauchen ließen.

Die Lage in Rußland.

In der am Sonntag, den 11. d. M. in Berlin abgehaltenen Generalaersammlung des „Hilfsaereins der deutschen Juden“ hielt Herr Dr. Paul Nathan, der bekanntlich an der mehrfach erwähnten russischen Studienreise teil genommen hat, einen äußerst instruktiven Vortrag über die durch die Greuelszenen geschaffene Natlage der russischen Juden, dem wir folgenden Ausblick in die Zukunft Rußlands entnehmen:

Die Lage in Rußland sage eine trübe Zukunft voraus. Wir müssen darauf vorbereitet bleiben, führte der Redner aus, daß neue Greueltaten sich ereignen mit all ihren Folgeerscheinungen. Das akute Stadium der Revolution beginnt, das wird ein künftiger Historiker voraussichtlich sagen, mit der Ermordung Plehwes. Damals lag eine dumpfe Schwüle über dem Lande: kein Funken von Patriotismus, kein Enthusiasmus für den Krieg. Man erwartete von den Japanern vielmehr die Befreiung und zwar selbst in patriotischen maßvollen echt russischen Kreisen. Im November 1904 fand dann der erste Semstwokongreß statt. Die maßvollen Beschlüsse dieser Versammlung nannte der Zar „frech“. In Petersburg ließ man dann die Bewegung langsam anschwellen. Das ist System bei der russischen Regierung. Man sucht nicht die Verhältnisse zu verbessern, sondern knallt alsdann die unzufriedenen Massen nieder. Nach der Ermordung des Großfürsten Sergius dachte man an eine Reorganisation der Regierung: der Zar gab das vage Versprechen einer Art Verfassung. Im Juli folgte ein neuer Semstwokongreß, den der Zar jetzt wiederum als eine Versammlung von „Schwätzern“ bezeichnete. Der Bulyginsche Entwurf, das Oktobermanifest, die

Dezember-Konstitution erfolgten und jetzt vor wenigen Tagen sind die Wahlen ausgeschrieben worden. Die Verfassungsentwürfe sind aber nach der heutigen Lage nur gedrucktes Papier. Die Wahlen zum russischen Reichsparlament werden so gut wie bedeutungslos sein, denn sie finden unter einem Ausnahmezustand statt. Sie sind nur darauf berechnet, das Ausland zu täuschen. In Rußland gibt sich niemand einer Täuschung hin. Man will nur Rußland erneut die Möglichkeit geben, aus dem Westen Geld nach dem Osten herüberzuziehen.

Die Lage der Juden ist in Rußland eine entsetzliche. Es giebt etwa 6 Millionen Juden in Rußland, die in einem Rayon eingepfercht sind. Rußland bringt diese 6 Millionen in ein Verhältnis, daß sie weder zu leben noch zu sterben vermögen. Freilich es geht der Gesammtheit der Bevölkerung nicht allzu viel besser unter dieser korrupten Beamtenherrschaft. Zwei Möglichkeiten gibt es für einen Staat, Elemente sich zu assimiliren. Man kann durch die Höhe und Stärke der eigenen Kultur die Elemente fremder Kultur allmählich aufsaugen. Die russische Regierung ist für solche Assimilationstätigkeit natürlich unfähig. Sie hetzt die einzelnen Völker, wie Letten und Deutsche, Armenier und Tartaren gegen einanander oder sie nimmt das Henkersamt den Juden gegenüber selbst in die Hand.

Nach Kischinew und Homel trat in Rußland eine Fortsetzung der Massenabschlachtungen ein und zwar unmittelbar nach dem Manifest des Zaren. Seit dem frühesten Mittelalter ist ähnliches nicht erlebt worden. In 400 Städten und Ortschaften brach die systematisch aufgehetzte Hefe des Volkes gegen die Juden los und so oft die Juden sich wehrten, rückte die Polizei an und schützte den Mob. Spontan war diese Bewegung nicht. Es lagen organisierte Abschlachtungen einer ganzen Bevölkerungsschicht vor. Es war System.

Nach diesen Ereignissen mußten wir mit einer Hilfsaktion einsetzen. Wir gingen nach Rußland und setzten in den einzelnen großen Zentren Komitees ein. Wir teilten die Bevölkerung in Großkaufleute, mittlere Kaufleute und Arbeiter und setzten Pauschale aus. Die Gelder sind natürlich zu politischen Zwecken niemals verwendet worden, sondern gemäß den Ansichten der Geber ausschließlich im humanitären Sinne. Und wir haben nicht nur unsere eigenen Glaubensgenossen unterstützt, sondern auch alle Christen, die durch die Progrome gelitten haben. Schwerlich ist von privater Seite eine ähnliche Hilfsaktion schon eingeleitet worden. Ueber 6 Millionen Mk. sind bereits zur Verwendung gelangt. Nur wenn die gesamte Lage in Rußland sich ändert, wird auch das Schicksal der Juden ein menschlicheres werden. Aber das was geschehen ist, kann doch nur wenig lindern. Alle diese Millionen sind nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Der prominente Mann in Rußland ist in diesem Augenblick Graf Witte, er will die Judenfrage, wie er dem Redner in einer Unterredung sagte, par morceau lösen. Die Lösung, die bisher geübt wird, besteht darin, daß man die Juden par morceau massakrirt, hier hundert, dort ein paar hundert. Graf Witte hat neuerdings wiederholt liberale Aeußerungen getan, aber immer reaktionär gehandelt. Und der Minister des Innern hat kürzlich einer Deputation erklärt, er werde Exzesse mit starker Hand niederhalten. Aber in den Gouvernements wird noch heute, wie früher, gewühlt. Homel ist noch im Januar ausgeplündert worden. Ein Hetzaufruf, der in schärfster Weise gegen die Juden wühlt, ist von der Zensur in Odessa genehmigt und in der dortigen Druckerei des Generalstabes gedruckt worden, er liegt mir vor.

Man muß die Zukunft als düster betrachten. Die Revolution wird ihren chronischen Charakter noch lange behalten. Attentate und Streiks werden kommen. Eine Agrarrevolution steht in Aussicht, gegen die die bisherigen Unruhen ein Kinderspiel gewesen sein dürften.

Eine offizielle Intervention der europäischen Staaten ist unmöglich, aber Rußlands Finanzen hängen ab von der öffentlichen Meinung der Welt. Nun ist es moralisch verwerflich, einer solchen Regierung mit Geld beizuspringen, aber es ist auch unklug vom finanziellen Standpunkt aus. Der Schein einer Volksvertretung darf darüber nicht täuschen, daß die Zersetzung in Rußland noch immer weitere Fortschritte macht. Und eine Regierung, die in ihrem eigenen Lande nur durch Verbrechen und durch die Entfesselung jeder Niedertracht sich am Ruder zu erhalten vermag, muß von der öffentlichen Meinung der Welt boykottiert werden, bis Zustände geschaffen sind, die es allen Russen und auch den Juden gestatten, als Menschen und als gute Reichsbürger in ihrem Vaterlande zu leben. (Lebhafter anhaltender Beifall).

* * *

Aus Odessa erhält der Herausgeber der „Christlichen Welt“, Pfarrer Rade, dessen tapferes Eintreten für die Linderung der Notlage der dortigen Juden wir wiederholt geschildert haben, von dem evangelischen Pfarrer Karnmann folgende Zuschriften:

3. Januar.

Ich habe die mir anvertrauten Gaben als Spenden für die unglücklichen Opfer der blutigen Oktobertage aufgefaßt und dementsprechend mein Hilfswerk eingerichtet. In keiner Weise aber um offen oder im Geheimen Judenmission zu treiben.

Ich habe in meiner hiesigen zwanzigjährigen Amtstätigkeit etwa hundert Juden getauft, über tausend abgewiesen. Daß ich leicht dran trage, könnte ich nicht sagen. Ich meine an den Getauften. Es wäre ein Kleines, die nötigen Mittel vorausgesetzt, eine große judenchristliche Gemeinde zu gründen. Es haben sich jetzt wieder fünf Familien gemeldet. Ich werde Keinen aufnehmen — wenn es überhaupt soweit kommt — so lange die Not die Armen drückt.

9. Januar.

Die Nat ist besonders graß unter den armen Judenlehrern, die zwar nur zum Teil direkt gelitten haben, jetzt aber ohne jegliche Beschäftigung sind und immer arme Teufel waren. Ich habe bereits ein Dutzend derselben unterstützt. Gestern einen in eine neue Wohnung gebracht. Fünf Kinder. Die Frau im Wachenbett. Er schwindsüchtig. Das ganze Mobiliar bestand aus zerschlagenen Sachen und einem kleinen Sofa. Alle lagen direkt auf dem Boden, seit etwa zwei Monaten! Und kein Brennzeug! Wer hier eintritt mit einer kleinsten Gabe, gleicht einer Engelserscheinung.

17. Januar.

Sie haben mir eine graße Freude bereitet durch die Uebersendung aon fünfhundert Rubel und meinen armen Russen einen graßen Dienst geleistet.*) Ich habe sofort eine Reihe Bittender aufgenommen, sa daß ich wieder 350 Juden habe, die ganz unterhalten werden. Einige werden neu installiert. Sie hatten lange darauf gewartet. Sechs jüdischen Lehrern — ich habe deren anderthalb Dutzend — denen ich mit schweren Herzen am Samstag abgesagt hatte, konnte ich eine einmalige Unterstützung für Miete gewähren. Sie wurden in die Zahl der Pfleglinge für Brot, Zucker, Tee, Kahlen usw. aufgenommen. Der Winter dauert noch lang. Die Arbeitslosigkeit nimmt in erschreckender Weise zu. Unterricht gibt es nicht, da die wohlhabenderen Juden im Auslande Sicherheit und Ruhe gefunden haben. Die fünfhundert Rubel werden mir sicheres Brat auf noch sechs Wochen schaffen. Meine 2000 Pfund Brat pro Wache reichen schon lange nicht mehr aus. Sie müßten das Gesicht dieser Armen einmal sehen können, wenn sie die Gaben in Empfang nehmen.

Ich habe außer den Juden etliche siebzig Christen, meist Russen. Weil mir ziemlich viel Gaben für Christen zukamen. Ich habe mir jedoch fest vorgenommen, Fünfhundert**) nicht zu übersteigen. Ich brauche jetzt für etwa 250 bis 300 Rubel Brot pro Monat, etwa 160 bis 200 Rubel Kahlen und etwa 500 Rubel Miete. Letztere zahle ich fast nur noch, wenn der Hauswirt droht, die Leute auf die Straße zu setzen. Außerdem brauche ich Tee, Zucker, Bohnen, Erbsen, Graupen, Makkaroni, Seife usw. Wenn ich nichts mehr habe, schließe ich. Aber das Speisewunder habe ich mehr wie einmal erlebt seit dem 24. Oktober 1905, und daß unser Gebet um das „nötige Brot“ erhört ward, steht fest. Gott wird weiter helfen.

7. Februar.

Erschrecken Sie nicht. Ich komme nicht um zu betteln, abgleich die Nat mit jedem Tag steigt und ich die äußerste Zahl längst überschritten habe. Ich nähre und beheize genau, seit Ihrer prächtigen Gabe von 500 Rubel, 77 jüdische Familien mit 416 Seelen und 28 christliche Familien, fast nur

*) Die 500 Rubel gingen uns von einem Juden zu. Aus unserm Leserkreise empfingen wir bisher 261,75 Mk. Wir warten noch auf den etwaigen Erfolg obiger Mitteilungen und schicken dann diese Summe ab.

**) Zu Unterstützende im Ganzen, Juden und Christen.

Russen, mit 133 Seelen, also rund 550 Menschen, fünfzig mehr als ich als äußerste Grenze angenommen hatte. Für fast Alle mußte auch die Miete bezahlt werden. Die Not steigt mit dem Andauern des Winters in erschreckender Weise. Ich brauche allein an Brot 2400 Pfund in der Woche, also etwa 10 500 Pfund im Monat! ohne was ich mittelst Brotkärtchen an Hungernde verteile. An den Tagen, wo die Lebensmittel verteilt werden, stehen bis 300 Menschen 3—4 Stunden am Tor und verlangen Brot. Ich werde mit Bittschriften um Aufnahme unter die Zahl der Unterstützten geradezu bestürmt.

Unter den Russen -- und das ist der eigentliche Zweck meines Briefes — habe ich zwei, die sich während den Schreckenstagen in ganz besonderer Weise hervorgetan haben. Der eine ist ein Torhüter, der andre ein Psalmensänger. Der erste, Iwan Burdukof (fünf Seelen), hat, laut jüdischer Zeugnisse, die mir vorliegen, etwa 40 jüdische Familien vor den Mördern gerettet und während dreier Tage aus eigenen Mitteln die jüdischen Mütter und Kinder ernährt. Heute muß er bei mir betteln. Dem Psalmensänger Wladimir Kriwenky (sieben Seelen) wurde der Arm durchgeschossen, während er arme Juden verteidigte. Der russische Geistliche, an den er sich wegen Unterstützung wandte, soll ihm gesagt haben: Ah, du hast Juden gerettet, geh jetzt auch zu den Juden, daß sie dich unterstützen! Er rannte von Tür zu Tür, bis er zu mir kam. Es stehen ihm Zeugnisse von bekannten Personen zur Seite. Ich habe selbstverständlich ein besonderes Interesse an beiden. So lange ich einen Groschen habe, solls ihnen nicht allzu empfindlich an Brot, Kohlen, Kleidern, Wohnung fehlen. Aber wenn ich schließe, liegen die Armen auf der Straße.

So. Nun ists gesagt. Und ich bettle doch. Aber Sie werden mir nicht gram darum sein. Ihr

Pastor Kornmann.

Aus dem antisemitischen Lager.

Herr Pastor a. D. Krösell ist ein spaßiger Herr. Er erzählte jüngst im Reichstag das galante Abenteuer eines Bürgermeisters, den seine Frau in der Kammer des Dienstmädchens erwischte und gerade noch im letzten Augenblick durch den ehelichen Zuruf: „Max, was machst Du da?" vor dem Aeußersten bewahrte. Da der Herr Pastor a. D. schon durch diese erste Probe seinen Befähigungsnachweis als moderner Boccaccio erbracht hat, möchten wir ihn bitten, die pikante Novelle weiter zu pflegen. Vielleicht erzählt er uns das nächste Mal die Geschichte von einem gastfreien Pastor, der wegen zu großer christlicher Liebe zu seiner Haushälterin den Dienst quittieren mußte. Dabei wäre es von höchstem Interesse, zu erfahren, ob selbige Haushälterin etwa jüdischer Abstammung war. Wenn ja, so könnte der Herr Pastor dann gemeinsam mit seinem Gesinnungsgenossen Zimmermann eine Broschüre herausgeben mit dem spannenden Titel: „Wie man Antisemit wird". („Kladderadatsch").

☐ **Aus Baden** wird uns geschrieben:

Der Antisemitismus in Baden als politische Partei war niemals so groß, daß er ein Mandat zu erringen vermochte, ja kaum in der Lage, nur den Scheinkampf bei den Wahlen zu bestreiten, wenn er nicht einige Gönner gehabt hätte, die Geld spendeten. Deren freigebigster war gar nicht einmal in Wirklichkeit Antisemit, sondern nahm durch die Antisemiten persönliche Rache oder glaubte sie zu nehmen. Wenn die Antisemiten trotzdem mehrfach — zuletzt 1901 nur noch eines — Mandate errungen haben, so dankten sie diese nur der Beihilfe des Zentrums, das Nationalliberale um jeden Preis verdrängen wollte. Wer aber glaubte, der Antisemitismus bestände in Baden garnicht, der wäre doch im Irrtum, er ordnet sich aber der Parteidisziplin der verschiedenen Parteien unter und tritt nur aus den verschiedenen Lagern hervor, wenn er glaubt wirklich gute Aussichten bei Wahlen mit dem Antisemitismus als Wahlparole in einzelnen Bezirken oder auch nur Orten zu haben. Heidelberg-Land war ja längere Zeit dem Antisemiten verfallen, diesmal hatte er nur die kleinste Stimmenzahl unter den Kandidaten und in Heidelberg Stadt hat man einmal einen antisemitischen Versuch mit großem Fiasko gemacht, selbst die Männer, die unter dem Wahlaufruf standen, wählten den antisemitischen Kandidaten nicht, sondern folgten der älteren Parole der Partei, zu der sie gezählt werden wollten, seit langen Jahren. Aber wenn man, wie z. B. jetzt in Heidelberg, bei den Gemeindewahlen gegen die Vorschläge einer gemischten Kommission der politischen Parteien und der Bürgervereine mitten in der Wahl Front machte und linksparteiliche Kandidaten zu Fall bringen wollte, spekulierte man auf die antisemitische Gesinnung mancher Wähler, weil unter den bekämpften Kandidaten zwei Juden waren. Man hoffte, das ziehe, und so hat man auch, als man einen Parteiführer bei der Stadtvertreterwahl unterliegen sah, gerade einen jüdischen Kandidaten zu streichen gesucht, weil man sich davon mehr Erfolg versprach, als wenn man einen anderen strich. Die Versuche mißlangen beide und es ist den Heidelbergern zur Ehre zu rechnen, daß sie der Parteidisziplin folgten und sich nicht umgarnen ließen, einen Streich auszuführen, der sie in den Geruch des Antisemitismus gebracht hätte.

Zu einer ergötzlichen Polemik ist es wegen der hessischen Veruneinigung der beiden antisemitischen Brüder zwischen der in Friedberg erscheinenden „Deutschen Volkswacht", die bekanntlich über Nacht ins Lager der Deutschsozialen übergegangen ist, und der reformerischen „Sachsenschau" gekommen. Unter der Ueberschrift: „Ein deutscher Reformer als Feind der hessischen Landwirtschaft" richtete das hessische antisemitische Organ folgenden scharfen Angriff nach Magdeburg:

Wir haben in Nr. 17 der „Deutschen Volkswacht" versucht dem Parteiblatt der deutschen Reformpartei „der Sachsenschau" in Magdeburg klar zu machen, welcher Unterschied besteht zwischen Trust- und Ringbildung und Einschränkung von Ueberproduktion. Das war aber ein vergebliches Unterfangen, es scheint absolut kein Verständnis in diesen hohlen Schädel hinein zu bringen zu sein. Denn die „Sachsenschau" antwortet hierauf wie folgt:

„Friedberg. Der Redakteur der „Sachsenschau" stammt vom Lande und kennt die ländlichen Verhältnisse eben so gut wie Sie. Er ist nur ehrlich genug, um die Mißstände auf dem Lande mit richtigem Namen zu nennen. Wenn er die Ringbildung der Bauern und den Beschluß der vereinten hessischen Landwirte, die Milchproduktion herabzusetzen, um so die Preise hochzuhalten, als Sauwirtschaft bezeichnet hat, so gibt es hier in Norddeutschland keinen besseren Namen für diese Ring- und Trustwirtschaft. Er hat dabei die verständigen und ehrlichen Bauern auf seiner Seite. Dir übrigen schenkt er dem Bauernbunde. Wirklich naiv ist Ihre Bemerkung, „daß es sich bei dieser Aufforderung um einen Beschluß des Vorstandes der Vereinigten Landwirte von Frankfurt und Umgegend handelt. Die Aufforderung bezweckt lediglich, einer Ueberproduktion von Milch vorzubeugen. Wenn der Verfasser so etwas Sauerwirtschaft nennt, so braucht er sich nicht zu wundern, wenn die Bauern nichts von solchen Reformen wissen wollen."

Das ist ja die reine Unschuld vom Lande! . . . Wir wollen der „Sachsenschau" hierauf nur kurz und zum letzten Male antworten. Wenn sie behauptet, der Verfasser ihrer Artikel stammt vom Lande, wollen wir ihr das glauben, leider, müssen wir aber dann aus seinem Geschreibsel die Folgerung ziehen, daß bei ihm einer der Fälle vorzuliegen scheint, wo das Sprichwort zutrifft: Dumm geboren und nichts dazu gelernt! Und seiner eigener Schlußworte benutzend, werden die Mitglieder der Vereinigten Landwirte von Frankfurt a. M. und Umgegend, die der Artikelschreiber indirekt als unverständig und unehrlich bezeichnet, das Wort „Sau" jetzt auch in ihrer tieferen Bedeutung erkannt haben.

Der Deutschen Reformpartei aber rufen wir zu: „Der Herr behüt dich vor solchen Freunden."

Herr Faßhauer, der also angerempelte Redakteur der „Sachsenschau“, revanchiert sich für diese liebliche Charakteristik durch folgende boshafte Briefkastennotiz:

Ihre Manieren waren früher feiner und besser. Wie kommen Sie jetzt zu der Tonart und den Redeblüten, welche man sonst' nur in Kutscherdestillen, Kaschemmen und auf der Landstraße findet? Wenn Sie es so weitertreiben, werden sich die verständigen und gebildeten hessischen Landwirte bald von Ihnen zurückziehen. Im Ernst, geben Sie ruhig ein paar Mark für einen Anstandskursus aus. Das Geld ist wirklich nicht weggeworfen. Vielleicht stecken die hessischen Bauerngenossenschaften etwas Geld in die Verfeinerung ihres Blattes. Soviel wird doch wohl übrig sein.

Die Krisis in der Deutschen Mittelstandsvereinigung. Wie antisemitische Blätter von gut unterrichteter Seite erfahren, wird an Stelle des Architekten Küster, dessen Rücktritt wegen seiner nicht einwandfreien Submissionsmanipulationen unvermeidlich ist, der Tischler-Obermeister Rahardt, Berlin, erster Vorsitzender der Deutschen Mittelstandsvereinigung werden. Die Mittelstandsvereinigung kann dadurch an Lebensdauer und Bedeutung nicht gewinnen, vielmehr wird die Krisis, in der sie sich schon lange befindet, zu einer schnellen Zersetzung und Auflösung führen; Herr Rahardt ist bei seinem eng umgrenzten, durch und durch antisemitischen und lediglich auf die schlecht verstandenen Interessen eines Teiles der Handwerker zugeschnittenen, ganz einseitigen Programm der allerungeeignetste Mann, an der Spitze einer Vereinigung zu stehen, die die verschiedenartigsten Interessen zu verfolgen beabsichtigt, oder wenigstens zu verfolgen vorgiebt. Insbesondere wird und kann er bei den volkswirtschaftlich gebildeteren Kreisen des Mittelstandes, vor allem auch bei den Privatbeamten und ebenso bei der großen Menge der Konsumenten nicht die geringste Gegenliebe finden. Die Privatbeamten-Vereine sowie auch verschiedene Innungs-Verbände hatten sich von vornherein der Mittelstandsvereinigung nicht angeschlossen, so z. B. die Friseur-Innungen, die stark umworbenen Haus- und Grundbesitzer-Vereine ließen ihr ebenfalls eine deutliche Absage zuteil werden, und jetzt wird auch der Sächsische Gastwirtsverband, nachdem er erkannt hat, daß die Mittelstandsvereinigung in der rein wirtschaftlichen Frage der Fleischteuerung noch immer nicht das Geringste unternimmt, ihr den Abschied geben. Dieser Abfall ist besonders bedeutungsvoll, weil die Mittelstandsvereinigung, um ihre Krisis zu bemänteln, gerade das angeblich starke Anwachsen ihrer Bewegung im Königreich Sachsen rühmend hervorhebt. Auch die Fleischer haben schon längst bemerkt, daß die mit dem Bund der Landwirte durch dick und dünn marschierende Mittelstandsvereinigung ihren Interessen, wie denen der Konsumenten geradezu ins Gesicht schlägt. Das gleiche ist bei den Milchhändlern der Fall, die schwer unter dem Milchring zu leiden haben. Und die Kaufleute, die einerseits durch die landwirtschaftlichen Genossenschaften, andererseits durch die von den Agrariern verschuldete, den Konsum einschränkende Teuerungspolitik geschädigt werden, beginnen auch schon einzusehen, daß ihr Heil ihnen nicht von der dem Bunde der Landwirte angegliederten Mittelstandsvereinigung kommen kann. Dann bleiben nur noch einige Handwerker übrig, und auch diese werden bald das sinkende Schiff verlassen, sobald sie erkennen, daß man sie nur am Narrenseil herumgeführt und ihnen Steine statt des versprochenen Brotes gegeben hat.

Vermischtes.

Eugen Richter, dessen Tod von allen Anhängern des Liberalismus, von allen Freunden des Vaterlandes aufs Tiefste beklagt wird, hat auch in dem Kampfe gegen den Antisemitismus in erster Reihe gestanden. Es war ganz natürlich, daß der Führer einer freiheitlichen Partei gegen die reaktionärste aller politischen Richtungen sich wenden mußte. Und Richter hat denn auch mit seiner gewandten, scharfen Feder, mit der Wucht seiner glänzenden Beredtsamkeit in Versammlungen wie im Parlament dem Antisemitismus und seinen Vertretern manche schmerzhafte Wunde beigebracht. Von den Reden, die in der Reichshauptstadt gegen das Stöckerium gehalten worden sind, waren die Eugen Richterschen wohl die wirkungsvollsten. Im Parlament äußerte er sich das letzte Mal gegen den Antisemitismus, als im preußischen Abgeordnetenhause der Konitzer Mord zur Sprache kam. Es war in der Sitzung vom 9. Februar 1901, als Richter die Situation mit den Worten kennzeichnete: „Wenn ich von Ritualmord und dergleichen höre, da weht es mich an wie aus der Atmosphäre eines Narrenhaufes heraus.“ Die antisemitischen Abgeordneten haben oft genug die Geißel seines Spottes zu fühlen bekommen. Der zum geflügelten Wort gewordene Beiname „Spaßmacher der Junker“, den Herr Liebermann von Sonnenberg heute noch trägt, ist von Richter geprägt worden. Kein Wunder, daß er gerade von dieser Seite mit einem ganz besonderen Hasse verfolgt wurde, der sich in der niederträchtigen Insinuation verdichtete, Richter habe die ihm anläßlich seines 50. Geburtstages zu Teil gewordene Dotation für seine persönlichen Zwecke verwendet; eine Verleumdung, die bei der von Freund und Feind anerkannten Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit Richters nur ein mitleidiges Lächeln erwecken konnte.

Zu Denjenigen, welche ihr herzliches Bedauern über den Heimgang des großen Volksmannes aussprechen, gehört auch der Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Er wird Eugen Richters Andenken in Ehren halten.

Ein akademischer Lehrerverein in Frankfurt a. M. In Frankfurt besteht, wie das „Israel. Familienbl.“ schreibt, seit 25 Jahren ein „Verein akademisch gebildeter Lehrer“. Seine Gründung fällt in das Jahr 1881, also zehn Jahre nach der Begründung des Reiches, ein Dezennium, nachdem auch zahlreiche jüdische Kämpfer das Reich auf den Schlachtfeldern Frankreichs miterkämpft hatten. Man sollte annehmen, der Beitritt zu diesem „Verein akademisch gebildeter Lehrer“ stände den Lehrern aller öffentlichen höheren Lehranstalten, sofern sie akademische Bildung haben, gleichmäßig und anstandslos offen. Allein das ist ein Irrtum. Nach § 4 der Statuten dieses V.reins sind die akademisch gebildeten Lehrer der Realschulen der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) und der israelitischen Religionsgesellschaft von der ordentlichen Mitgliedschaft ausgeschlossen. Es verdient gerade jetzt, da der Verein das Fest seines 25jährigen Bestehens gefeiert hat, daran erinnert zu werden, daß, als vor 25 Jahren der akademische Verein gegründet werden sollte, eine Einladung an die Kollegien der höheren Schulen, an einer konstituierenden Versammlung teilzunehmen, erging. Die Versammlung fand im Wintergarten auf dem Goetheplatz statt. Damals wurde aus der Versammlung heraus an den Vorsitzenden die Frage gestellt, warum man die beiden jüdischen Realschulen nicht eingeladen habe, worauf die Antwort erfolgte, es seien nur die Schulen eingeladen, die unter dem städtischen Kuratorium stehen, weil diese gemeinsame finanzielle Interessen hätten, was für die beiden jüdischen Schulen nicht zutreffe. Daß dies eine Verlegenheitsantwort war, erweist sich daraus, daß, als das Staatsgymnasium, das auch nicht

unter dem städtischen Kuratorium steht, ins Leben gerufen wurde, die Lehrer sogleich darum angegangen wurden, Mitglieder des akademischen Vereins zu werden. — Zweimal ist inzwischen der Versuch gemacht worden, jenen Ausnahmeparagraphen zu ändern und auch den Akademikern der beiden oben genannten Anstalten die Möglichkeit der ordentlichen Mitgliedschaft zu gewähren. Das erste Mal ist die Anregung ohne weiteres vom Vereinsvorstand ad acta gelegt, das zweite Mal der Abänderungsantrag nach sehr lebhafter Debatte vom Verein abgelehnt worden.

Ueber einen „Unfall im Kampfe gegen Heinrich Heine" berichtet die „N. Freie Pr." nach Grazer Blättern:

In der Grazer deutschnationalen und klerikalen Presse wird der Kampf gegen den großen deutschen Dichter Heinrich Heine mit größtem Fanatismus geführt. In der letzten Nummer des alldeutschen, von dem Professor und Gelegenheitsdichter Aurelius Polzer geleiteten, allerdings fast nirgends gelesenen „Grazer Wochenblatt" ist nun in diesem Kampfe gegen Heine eine furchtbare Entgleisung passiert. Die No. 9 des „Grazer Wochenblatt" vom 4. des Lenzmondes (März) d. J. enthält nämlich folgende Briefkastennotiz: „Dr. A. W. Sie schreiben voll gerechter Entrüstung: „Geehrte Schriftleitung! Um den jüdischen Heine-Kultus der „Tagespost" und des „Arbeiterwille" in das richtige Licht zu setzen, genügt wohl der Abdruck des Gedichtes „Beichte". Wem da ob des echt jüdischen Zynismus und französelnder Frivolität nicht Ekel über den „deutschen" Rheinlustdichter und über seine Nachbeter aufsteigt, der hat deutsches Fühlen und Denken nie gekannt". Wir lassen Ihrem Briefe dieses Schandgedicht folgen. Es lautet:

Beichte.
Das beste meiner Bücher,
Das hab' ich nie geschrieben;
Die schönsten meiner Lieder
Sind ungesungen geblieben.

Die feurigsten meiner Küsse,
Die hab' ich nie geküßt.
Die stolzesten meiner Gelüste,
Die hab' ich nie gebüßt.

Sobald ich lieg' im Sterben,
Ruft mir ein Pfäfflein her,
Dem will ich reuig es beichten,
Was mich drückt im Gewissen so schwer.

Die Sünden, die ich begangen,
Wird mir der Himmel verzeih'n,
Doch die ich versäumt zu begehen,
Die werden mich ewig gereu'n.

Mit dem besten Danke für Ihre Teilnahme und Kampfgenossenschaft und mit alldeutschem Gruße. P." Wir fühlen uns, schrieb darauf der Grazer „Arbeiterwille", im Interesse der deutschen Literatur verpflichtet, Herrn P. (Polzer) die Mitteilung zu machen, daß dieses Schandgedicht, das von echt jüdischem Zynismus und französelnder Frivolität strotzt, leider nicht von Heinrich Heine, sondern von dem hoffentlich noch als deutsch anerkannten — — — Robert Hamerling ist! Ein Blick in die Volksausgabe Band 3, Seite 340, wird den literaturkundigen allerdeutschesten Professor überzeugen. Hoffentlich beantragen nun die Deutschnationalen nicht die Demolierung des Hamerling-Denkmals.

Zum Konitzer Mord. Die „Deutsche Hochwacht" fühlt sich verpflichtet, am 11. März an Konitz zu erinnern und gelobt, es an jedem 11. März zu tun, als an dem Tage, da einst Ernst Winter in Konitz „geschächtet" ward. Sie wärmt alte Ritualmordmärchen auf, auf die wir ebensowenig wie auf die von ihr erwähnten neuen Ritualmordschriften näher eingehen wollen. Es sind alles atte abgetane Sachen und unbewiesene und direkt als Lügen erwiesene Geschichten.

Auch wir möchten an Konitz erinnern, damit die Bewohner des westpreußischen Städtchens an die Rotte denken, der es zu verdanken hat, daß es in der ganzen Welt berüchtigt ist.

Die „Deutsche Hochwacht" macht das Zugeständnis, daß die angeblichen Ritualmörder verrückt seien, die alsdann allerdings nicht in das Zuchthaus, sondern in das Irrenhaus gehörten. Auch wir wollen ein Zugeständnis machen. Diejenigen, die noch immer das unsinnige Ritualmordmärchen verbreiten, die behaupten, die Juden wollten und könnten die Aufdeckung solcher angeblicher Schandtaten verhindern, diese Leute gehören nicht ins — Irrenhaus.

Das Märchen vom Ritualmord. Aus Drohobycz wird der „N. Fr. Pr." gemeldet: Der Lehrer der polnischen Sprache im hiesigen Realgymnasium, Bieganowski, bezeichnete es gestern während der Unterrichtsstunde in der fünften Klasse als eine „historisch feststehende Tatsache", daß die Juden zu rituellen Zwecken Christenblut verwenden, und führte für diese Behauptung den Prozeß Hilsner ins Treffen. Wenn der Beweis hiefür nur in verhältnismäßig wenig Fällen erbracht worden sei, so sei dies lediglich darauf zurückzuführen, daß die Juden bei Entdeckung derartiger Geschehnisse die Richter zu beeinflussen wissen. Der Gymnasialdirektor Staromiejski, dem der Religionslehrer Rabbiner Dr. Margulies und eine jüdische Deputation diesen die gesamte Bevölkerung erregenden Vorfall zur Kenntnis brachten, versprach, gegen Bieganowski eine strenge Untersuchung einzuleiten und das Ergebnis dem Landesschulrate in Lemberg zu unterbreiten. Auf Veranlassung des Direktors findet sich Bieganowski bis auf weiteres zu den Unterrichtsstunden nicht mehr ein. Morgen findet hier eine Versammlung der Eltern jüdischer Schüler statt, zu welcher der Gymnasialdirektor, der durch diesen Vorfall aufs peinlichste berührt ist, sein Erscheinen zugesagt hat.

Briefkasten.

Redaktion des „Ulk". Die von Ihnen zitierte oder eine ähnliche Aeußerung hat niemals in dem Organ des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus gestanden. Ihre hieran geknüpfte gehässige Bemerkung gegen uns entbehrt also jeglicher Grundlage, sie reiht sich Ihren früheren Taktlosigkeiten, die dem Antisemitismus insbesondere in katholischen Kreisen immer neue Nahrung zuführen, würdig an.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 12. Berlin, 21. März 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Sparren-Antisemiten.

In einem bei Edouard Cornely & Cie. erschienenen 324 Seiten starken Bande veröffentlicht der durch seine geistreichen literarisch-kritischen Essais bekannte Schriftsteller Georges Pelissier eine interessante Studie über die Beweggründe, die einige hervorragende Persönlichkeiten, denen man es nicht zugetraut hätte, veranlaßt haben, gegen Dreyfus Partei zu nehmen.

Da ist Lemaitre, der aus Chauvinismus einer der entschiedensten Verfolger des unglücklichen Helden der Teufelsinsel geworden ist. Aus Patriotismus, wie er ihn versteht, glaubt er gegen andere Völker parteiisch, ungerecht sein zu dürfen. Aus Patriotismus verliert er in der Affaire Dreyfus jede Scham, wird ungerecht, haßerfüllt, fanatisch, verfolgt die gegnerische Partei mit den abscheulichsten Schmähungen und Verleumdungen und nennt beispielsweise Waldeck-Rousseau den Minister des Auslandes. Alles dies, wie alles in der Studie Pelissiers wird aus den Werken der betreffenden Persönlichkeiten reichlich belegt.

Paul Bourget wird Antidreyfusard, weil sein aristokratischer Sinn sich abgestoßen fühlt, daß Revolutionäre, Sozialdemokraten und Anarchisten für Dreyfus Partei genommen hatten. Der Verehrer der Eleganz und der feinen Manieren durfte sich nicht mit diesen Leuten gemein machen, und hatte Dreyfus auch nicht Verrat geübt, so hatte er sich doch jedenfalls zu Schulden kommen lassen, daß er solche Verteidiger hatte. Lemaitre bekämpft die Partei Dreyfus politisch, Bourget literarisch bis aufs Aeußerste. Ein militärischer Staatsstreich, eine zweite Auflage des Verbrechens vom 2. Dezember wären letzterem nicht zu viel. Er wünscht den Sieg der konservativen Orthodoxie, der Autorität über die Freiheit, der Vergangenheit über Gegenwart und Zukunft herbei.

Brunetière's Sparren ist sein Haß gegen die Individualisten, selbst gegen solche, die sich nur die Freiheit ihres Gewissens, der Vernunft wahren wollen. Nach ihm gehen die Rechte des Staates den Rechten des Individuums vor. Der Moral, Wahrheit, Gerechtigkeit, die der Staat für gut findet, haben die Individuen ihre eigenen Ideen, persönlichen Skrupel, innersten Ueberzeugungen unterzuordnen, preiszugeben. Im Falle Dreyfus handelte es sich um eine „chose jugée", da hatten alle persönlichen Wünsche und Interessen, mochten sie noch so berechtigt sein, ihre Nichtbeachtung noch so sehr zum Himmel schreien, keine Bedeutung. Dreyfus und seine Freunde wollten das nicht anerkennen, folglich war er ihr erbittertster Gegner. Mit großem Aufwande von Geist fordert er das Opfer des Intellekts — auch von sich selbst.

Nicht weil zufällig Dreyfus, in dem man das Judentum treffen und niederstrecken wollte, vorübergehend zu der von ihm weder beanspruchten noch verdienten Stellung eines Vertreters des Judentums gekommen war, haben wir von dem Werke des Herrn Pelissier Notiz genommen, sondern weil ebenso wie es Anti-Dreyfusards gegeben hat, die im Grunde nichts von einer Schuld des Unglücklichen wußten, noch wissen wollten, trotzdem aber ihn auf das bitterste verfolgten und zu seinen gefährlichsten Feinden sich entwickelten, es Antisemiten gibt und gegeben hat, die den Juden keinerlei Vorwürfe machen, sie nicht als Angehörige einer inferioren Rasse, nicht als Verbrecher, Schädlinge ansehen, sondern die aus irgend einem Sparren den Antisemiten sich zugesellen, und eben weil sie sonst sehr anständige Männer sind, durch ihren Glanz dem Antisemitismus leider einen gewissen Nimbus verleihen, den er ebenso wenig, ja noch weniger verdient, als ihn der moralische antidreyfusische Pöbel verdiente, aber doch bei vielen genoß und in den Augen nicht weniger hatte durch den Anschluß hervorragender Männer, denen sonst kein Vorwurf gemacht werden konnte.

Gehört ja zu den fürchterlichsten Antisemiten ein Mann, der nicht nur die Juden nicht gering, sondern sogar sehr hoch schätzte — Pobjedonoszew. Er verfolgte die Juden, weil er glaubte, daß, wenn man sie emanzipieren würde, sie nach einiger Zeit das ganze russische Volk beherrschen würden. Ob das, was Pobjedonoszew befürchtete, jemals wirklich eingetreten wäre oder eintreten würde, möchten wir bezweifeln; man hätte wohl schon Vorkehrungen treffen können, daß das nicht geschah. Das russische Volk konnte wohl kaum mehr ausgebeutet, tyrannisiert und in Grund und Boden, in die Gefängnisse und in Sibirien hinein beherrscht werden, als auch ohne die Juden geschehen ist. Jedenfalls aber hätten alle Juden der Welt in hundert

Jahren nicht so viel Elend über Millionen Russen bringen können — das Elend wird ja nicht mit den Strikes und Meutereien zugleich aufhören, sondern Hunger und Seuchen werden lang andauernde Nachwehen bilden — als das Pobjenoszewsche Regime der Drangsalierung über das ganze russische Riesenreich in wenigen Wochen gebracht hat.

Wir haben Antisemiten, die sich einbilden Teutonen zu sein und den deutschen Boden für die vermeintlichen Nachkommen der Germanen reservieren zu müssen. Sie würden am liebsten nicht blos die Juden, sondern alle nicht nachweislich germanischen Bewohner des Deutschen Reiches ausmerzen. Da das aber die deutsche Bevölkerung nicht nur dezimieren, nicht halbieren, sondern fast ausrotten hieße — die reinen Germanen sind fast so schwer ausfindig zu machen wie die Adligen mit sechzehn Ahnen und obendrein unverfälschten und unvermischten blauen Blutes — so lassen sie es klüglich sein. Man hütet sich wohlweislich von der Austreibung der Polen, Franzosen, Dänen und der verschieden slavischen Völkerschaften im Ernst zu sprechen, weil das manchmal hart an Landesverrat streifen und Deutschland gleichzeitig zu einer Macht dritten Ranges degradieren heißen würde. So läßt man seinen furor teutonicus an den Juden aus, nicht sowohl aus Antisemitismus als aus Teutonismus.

Andere haben den Sparren, in der Kapitalswirtschaft, in dem Handelsgeiste, in der Börse, in der Presse die Wurzel aller Uebel zu sehen, von denen die Welt im allgemeinen und Deutschland im besonderen heimgesucht wird. Da infolge der historischen Entwickelung und sonstiger mehr oder minder erklärlicher oder zufälliger Umstände die Juden gerade in allen diesen Zweigen des modernen Lebens verhältnismäßig zahlreich beteiligt sind, sehen sie in diese, ohne zu berücksichtigen, daß auch ohne die Juden Kapital und Handel und Börse und Presse Gutes wie Böses verüben, die eigentlichen Erfinder, Förderer, Stützen der ihnen verhaßten und von ihnen für verderblich gehaltenen Institutionen und laden ihren ganzen den Dingen und Einrichtungen gehörenden Haß auf die Personen ab, ohne die, wie sie in unbegreiflicher Verblendung glauben, die vermeintlichen Uebel nicht existieren würden. Gibt es ja nicht wenige bei uns, die fest überzeugt sind, daß es ohne Marx und Lassalle, die zufällig Juden waren, keine Sozialdemokratie gäbe, wie die blöden und durch den ihnen drohenden Verlust der Stellung, Macht und Plünderungsmöglichkeiten und Gelegenheiten noch extra verblendeten russischen Reaktionäre glauben, daß ohne die Juden sie von der Revolution verschont geblieben wären und in alle Ewigkeit in Freude und Herrlichkeit von der Auspressung des Volkes und vom Fette des Landes hätten leben können.

Es ist nur gerecht und billig zu bemerken, daß ebenso wenig wie alle, die dem Banner des Antisemitismus folgen, in Wirklichkeit Judenfeinde sind, auch nicht alle, die den Antisemitismus bekämpfen, darum schon Judenfreunde sind. Die Zola, Anatole France und andere mehr, die während der unglückseligen Affaire für Dreyfus eintraten, waren noch lange nicht seine Freunde. Sie traten, nicht ohne Gefahren mancher Art zu laufen, mit aller Entschiedenheit für den Mann, den sie nicht kannten, den sie nie gesehen, der ihnen vielleicht persönlich sogar unsympathisch war, ein, weil sie eine flagrante Ungerechtigkeit nicht dulden zu dürfen glaubten. Und ganz genau so treten viele für die Juden ein, die vielleicht niemals in Berührung mit ihnen gekommen sind, lediglich weil sie die Ungerechtigkeit, die das Prinzip des Antisemitismus charakterisiert, mit allem Nachdruck bekämpfen, vom Vaterlande, vom Jahrhundert, in dem wir leben, die außerordentliche Schmach abwenden zu müssen glauben, daß man unser Vaterland mit barbarischen Ländern, unser Jahrhundert mit mittelalterlichen Zeiten in einem Atem zu nennen sich für berechtigt halten kann.

Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen denen, die den Antisemitismus zu bekämpfen für ihre Pflicht halten, obschon sie durchaus keine Philosemiten sind, und denen, die den Antisemitismus fördern, obgleich sie nicht eigentliche Antisemiten sind. Jene handeln im Interesse hoher Tugenden, der Gerechtigkeit, Duldung, Verfassungstreue, diese, weil sie einen Sparren haben, aus Liebe zu diesem sich einer mehr als fragwürdigen Gesellschaft anschließen und eben dadurch diese Gesellschaft decken und ihr eine Bedeutung verleihen, die ihr sonst niemals zu Teil geworden wäre. Aber diesen Leuten möchten wir raten, eingedenk zu sein des Wortes, daß wer Pech anrührt, sich besudelt. Etwas von dem antisemitischen Schmutz ist an den Sparren-Antisemiten schließlich doch immer haften geblieben, den sie vergeblich zu entfernen trachteten, so sehr er sie auch selbst in ihren eigenen Augen genierte. Und die Menge, die ja nicht weiter nach den Motiven fragt, sondern nur nach dem Augenschein urteilt, schließt auf sie von denen, mit welchen sie u m g e h e n. Und das ist dann die gerechte Strafe für die Herren Sparren-Antisemiten.

Wiener Brief.

VIII.

(Die Zukunft Oesterreichs. — Die Wissenschaft und der Antisemitismus. — Die deutsche Volkspartei. — Wiener Gemeinderatswahlen.)

Wien, den 18. März 1906.

In den politischen Kreisen Wiens macht jetzt eine Broschüre, die an allen Anschlagsäulen zum Kaufe empfohlen wird, viel von sich reden. Der Titel lautet verheißungsvoll: „Die Zukunft Oesterreichs und die Christlichsozialen“ und als Verfasser zeichnet Dr. Anton Bach. Da ein Mann dieses Namens im Adreßbuche nicht vorkommt und überdies in den verschiedensten Gesellschaftszirkeln unbekannt ist, erscheint wohl die Annahme begründet, daß es sich um ein Pseudonym handelt. Bei der Lektüre dieser außerordentlich gewandt geschriebenen Schrift gewinnt man die Ueberzeugung, den Gedankengängen eines politisch ungemein versierten Mannes zu folgen. Es dürften daher jene Stimmen recht haben, die einen angesehenen konservativen Politiker gräflicher Abstammung, der mit den einflußreichsten Persönlichkeiten im Staate in engster Verbindung steht, als den Autor bezeichnen. Der Inhalt der Broschüre läßt sich kurz folgendermaßen wiedergeben: Das allgemeine Wahlrecht für das Parlament wird neue Verhältnisse schaffen, die grundlegende Aenderungen in der Rollenverteilung zur Folge haben müssen. Soll das Volksparlament eine gedeihliche, beglückende Wirksamkeit entfalten, dann muß es durch eine parlamentarische Regierung geleitet werden, die der Majorität des Abgeordnetenhauses entstammt. Die Majorität kann aber nur eine Parteikoalition bilden, da keine Gruppe für sich allein stark genug sein wird, um die Geschicke des Staates zu bestimmen. Den Kern der Zukunftskoalition vermag eine Partei zu bilden, die deutsch und konservativ ist und ihren Einfluß auf das ganze Reich erstreckt. Heute fehlt diese Gruppe; darum mögen die Christlichsozialen in die Bresche springen. Die Wiener Rathausherren werden sich entscheiden müssen, ob sie weiterhin die niederösterreichische Partei bleiben wollen, oder ob sie für weiterreichende Bestrebungen reif sind. Der Verfasser rät Dr. Lueger seine Partei umzubilden und für die große Mission, die ihrer wartet, zu rüsten. Der Antisemitismus muß nicht aufgegeben werden, er will nur in die zweite Linie rücken. „Christlichsozial und wild antisemitisch wird wohl immer verbunden bleiben, aber die Christlichsozialen und ihre Führer sind doch noch etwas Anderes als Judenfresser und haben das Recht als etwas Anderes gewürdigt zu werden.“ Die Schrift schließt mit den Worten: „Dr. Lueger ist im neuen Parlamente unser Minister des Innern, sobald er unbeirrt durch Feinde und falsche Freunde es sein will.“

Das ist des Pudels Kern. Dr. Luegers Kandidatur soll bei Zeiten propagiert werden. Vor Jahresfrist erschien eine Broschüre, die für den Bürgermeister von Wien die Befugnisse eines Reichsdiktators in Anspruch nahm. Dr. Lueger wurde als der rechte Mann geschildert, der das Zeug hätte, das zerrüttete Staatswesen in Ordnung zu bringen. Jetzt ist man bescheidener und würde sich mit der Rolle eines gewöhnlichen Ministers begnügen. War die Diktatorphantasie dem Kopfe eines politischen Schwärmers entsprungen, so hat man es diesmal — wenn die Voraussetzungen zutreffen — mit der Arbeit einer sehr ernsten Persönlichkeit zu tun, die nicht leichthin Projekte macht, ohne die Möglichkeit der Durchführung zu erwägen. Der Ruf nach Dr. Lueger kann als Stimme von „oben" gelten und er muß deshalb vermerkt werden. Ganz überflüssig wäre es des Näheren auszuführen, was es bedeuten würde, wenn Dr. Lueger und mit ihm die Geßmann, Schneider, Bielohlawek, Scheicher und Konforten ins Ministerium des Innern einzögen.

Allerdings ist der blindwütige Antisemitismus schon lange nicht mehr auf das Zentrum des Reiches beschränkt. Er hat bereits das ganze Reich durchseucht. Vor einigen Tagen hat die „Wiener klinische Rundschau" einen Brief aus Prag veröffentlicht, der ein beachtenswertes Schlaglicht auf die Verhältnisse in der „Provinz" wirft und außerdem einen traurigen Beitrag zu dem Kapitel „Antisemitismus und Wissenschaft" liefert. In dem Dokument von unserer Zeiten Schande heißt es:

„Die Zustände im Allgemeinen Krankenhause Prags, das mit der deutschen Universität in Verbindung steht, haben sich unter deutschnationalem Einfluß im letzten Jahrzehnt für die Ausbildung der jüdischen Aerzte derartig ungünstig gestaltet, daß ihnen allmählich eine Klinik nach der anderen versperrt wird. Seit dem Jahre 1895, in welchem Herr Professor Wölfler die Leitung der deutschen chirurgischen Klinik übernahm, gelang es keinem Juden, eine der vier Assistentenstellen zu erlangen . . . Besonders kraß aber sind die Verhältnisse an anderen Kliniken, unter denen in erster Reihe die interne Klinik des Herrn Professors v. Jaksch und die Ohrenklinik des Herrn Professors Zaufal zu nennen sind. An der Klinik von Jaksch ist der antisemitische Einfluß so mächtig geworden, daß nicht nur seit einem Jahrzehnt kein jüdischer Assistent angestellt wurde, sondern auch seit mehreren Jahren kein Externarzt die Möglichkeit einer Ausbildung in diesem wichtigen Fache der medizinischen Wissenschaft genießen konnte. Dasselbe gilt von der Klinik Zaufal, seitdem der Chef, durch eine langwierige Krankheit an der Leitung der Klinik verhindert, diese dem Dozenten Piffl übertragen mußte. Tatsächlich mußten von dem Zeitpunkte an, wo der Dozent die Führung der Klinik übernahm, sowohl der jüdische Assistent als auch der jüdische Externarzt die Klinik verlassen. Seither ist den Juden die spezialistische Ausbildung in Ohren- und Nasenheilkunde in Prag unmöglich. Aus den mit den Kliniken in enger Verbindung stehenden Instituten für die Lehrfächer „Pathologische Anatomie" und „Gerichtliche Medizin" sind die Juden unter dem Einflusse der deutschnationalen Chefs Hofrat Professor Chiari und Professor Dittrich verdrängt worden. Als nach langer Zeit Professor Chiari infolge Aerztemangels sich gezwungen sah, einem jüdischen Arzte eine Assistentenstelle zu übertragen, wurde letzterer kurze Zeit darauf, als sich ein arischer Arzt fand, derart zurückgesetzt, daß er seine Stelle niederlegte, da er im Gegensatze zu anderen Kollegen Ehre im Leibe hatte. Professor Dittrich wählte sogar lieber einen arischen Studenten als einen jüdischen graduierten Arzt zum Assistenten. Unter solchen Umständen ist die spezialistische Ausbildung, sowohl der jüdischen Aerzte als auch des künftigen Nachwuchses für immer unterbunden, falls nicht die Juden zur Selbsthilfe greifen."

Zutreffend bemerkt die „Wiener Allgemeine Zeitung": „Wenn alles das, was in dieser Korrespondenz mitgeteilt, wirklich auf Wahrheit beruht, so müssen sich in einem Kulturstaate doch auch andere Mittel finden, um jüdischen Aerzten zu ihrem Recht auf die Wissenschaft zu verhelfen als die von den Prager Krankenhausärzten jüdischer Konfession verlangte Gründung eines jüdischen Spitals." Man sollte meinen! Bisher wurde aber nicht bekannt, daß die skandalösen Zustände abgestellt worden wären.

In der Wahlreformdebatte, die gegenwärtig im österreichischen Reichsrate stattfindet, unterzog sich der deutschvölkische Abgeordnete Dr. Lemisch der Aufgabe, die Reform vom „Standpunkte des Antisemitismus" aus zu betrachten. Der Redner konstatierte zuerst, daß er ein guter Christ sei, sich also zur Religion der Nächstenliebe bekenne. Unter den zu liebenden Nächsten scheint der Abgeordnete nun eine vorsichtige Auswahl zu treffen, denn die Juden gehören nicht dazu. Er ist Antisemit. Allerdings sucht er als Ritter ohne Tadel nicht den armen jüdischen Hausierer zu „erschlagen" — wohl deshalb, weil er ihn durch reaktionäre Hausier- und Gewerbegesetze unschädlich zu machen bemüht ist — sondern dem reichen Juden beizukommen. „Wenn man sieht, wie die Juden, die Judenstämmlinge und die sogenannten Judenspritzer alle Parteien durchdringen, wenn man den Einfluß der Juden auf die Presse und alles im Staate sieht, dann muß man sagen: Das Deutschtum ist eine Weltmacht, das Judentum ist eine Macht aller Welten." Also begründete der Sprecher der stärksten deutschen Partei Oesterreichs seinen Judenhaß. Viel Geist war dazu gewiß nicht nötig, auch nicht Logik und Ueberlegung. Die deutsche Volkspartei will als freisinnige Gruppe gelten, aber ihr Freisinn hat enge Grenzen. Er kennt nur die Deutschen — soweit sie „judenrein" sind. Das heißt: Offiziell! Sonst arbeiten die Herren von der deutschen Volkspartei ganz gerne an „jüdischen" Blättern mit; natürlich blos an jenen, die entsprechende Honorare zahlen. In ihren Geschäften sind sie auch nicht prüde. Bei großen Redeanlässen, in Volksversammlungen und in der Parteipresse wird der Jude dennoch gewohnheitsmäßig verbrannt. Die deutsche Volkspartei steht ferner auf dem Boden der Staatsgrundgesetze, vor denen alle Bürger gleich sind. Doch wie mit der Nächstenliebe, so geht es auch mit der Gleichheit. Die Juden werden ausgenommen, im Namen des Freisinns selbstredend. Eine nette Logik!

Dieser Tage wurden die Wählerlisten für die im Mai stattfindenden Wiener Gemeinderatswahlen aus der IV. (allgemeinen) Wahlkurie aufgelegt. Während nun im Jahre 1900 insgesamt 228 491 Bürger stimmberechtigt waren, sind für dieses Jahr 346 149 Wähler vorgesehen, mithin um 50 Prozent mehr als vor sechs Jahren. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht, liegt auf der Hand, da der Bevölkerungszuwachs nur 3 Prozent pro Jahr beträgt. Der Wiener Magistrat sucht sich jetzt auf die Mangelhaftigkeit der seinerzeitigen Listen auszureden, obgleich er bei den letzten Wahlen alle Beschuldigungen wegen der Unkorrektheiten zurückgewiesen hat. Eines steht auf jeden Fall fest: Die Wiener Rathausherren wissen der „Volksstimmung" nachzuhelfen. Auf 40 000 Wähler mehr oder weniger kommt es denen dabei nicht an, zumal die Kontrolle dieses Treibens fast ganz unmöglich ist. Die vollständigen Wählerlisten werden den gegnerischen Parteien erst unmittelbar vor dem Wahlakte ausgefolgt, sodaß für die Nachprüfung keine Zeit erübrigt. Die Herrschaft Luegers ruht also auf recht bedenklichen Fundamenten. rm.

Aus dem antisemitischen Lager.

XX **Ahlwardt** ist wieder in eine „Kampagne" eingetreten. Er hofft, wie Adolf Stöcker, immer noch auf eine zweite Auflage der Berliner Bewegung, doch sein Hoffen wird durch den Erfolg der ersten „großen Volksversammlung", die er am letzten Freitag in den Germaniasälen abhielt, stark herabgemindert sein. Trotz des sensationellen Vortragsthemas „die internationale Geheimverschwörung gegen das deutsche Volk" fanden sich nur wenig Leute über 100 in dem Saale zusammen, meist waren es graue Köpfe, die aus historischem Interesse an Ahlwardt mit ihren Damen erschienen, dann wieder Bassermannsche Gestalten mit mächtigen Schlapphüten, denen der Pücklerkitzel fehlt und einige antisemitische

Handlungsgehilfen, die durch ermunternde Zwischenrufe den Redner stärkten. Abgesehen von einigen Neugierigen machte die ganze „Volksversammlung" durchaus den Eindruck eines Familientages derer um Ahlwardt.

Dann erschien Ahlwardt und fing an zu sprechen, monoton und kraftlos. Das Alter hat ihm die Verve verdorben. Er scheint es selbst zu fühlen, denn er verwahrte sich energisch dagegen, seine Zuhörer begeistern zu wollen, er wolle sie nur überzeugen. Es hätte dieser Zusicherung nicht erst bedurft, aber auch zu überzeugen vermochte er selbst seine Anhänger nicht. — Es sind gar sonderbare Probleme, die er da auskramte. Jetzt gilt sein Kampf den Jesuiten, die er überall im wirtschaftlichen Leben zu finden vermeint. Den Kampf gegen das Judentum habe er verloren, erklärte er, weil er Jesuiten und Freimaurer nicht beachtet habe. Auch er sei früher, ohne daß er es wußte, von jesuitischem Gelde geschoben worden, das beweise seine damalige Anhängerschaft am Rheine. Die Jesuiten hätten ihn damals unterstützt, weil sie im Kampfe mit dem Judentum lagen. Als sich aber Jesuiten und Juden wieder einigten, ließen sie Ahlwardt im Stich, und das war gerade damals, als er an der Hand von „Akten", den „vernichtenden Schlag gegen das Judentum" führen wollte. Man habe ihn politisch unmöglich gemacht, indem man ihn zu einer lächerlichen Figur stempelte, aber ein defekter Hosenboden sei doch keine Schande.

Ueberall wittert Ahlwardt jetzt Jesuiten, halb Berlin gehöre ihnen. Die großen Warenhäuser, die Bolleschen Milchanlagen, die Aschingerschen Lokale, der Lokalanzeiger, alles gehöre ihnen. Diese Entdeckung habe er in Amerika gemacht, als dort eines schönes Tages die von ihm gegründeten 17 Vereine auf Befehl eines Priesters wie Butter an der Sonne zusammenschmolzen. Damals sei ihm klar geworden, daß die großen Schlächtereien in Chicago, die großen Dampferlinien, die Petroleum- und Getreidetrusts usw. in den Händen der Jesuiten seien. Auch in der antisemitischen Partei seien Jesuiten, sogar unter den antisemitischen Reichstagsabgeordneten. Kurzum, Ahlwardt sieht überall Jesuiten. Früher waren es die Juden, die an allem schuld, jetzt sind es die Jesuiten. Damit aber die Juden nicht ganz frei ausgehen von der Schuld an der Geheimverschwörung gegen das Vaterland, erklärt er sie als Werkzeuge und Handlanger der Jesuiten.

Das ist die neue Philosophie des Weisen von Pankow, die er demnächst in einem „dickem Buche" niederzulegen gedenkt. Seine Ideen riefen selbst bei seinen besten Freunden nur ein Lächeln der Ungläubigkeit hervor, bei einem Psychiater wäre es zu einem Lächeln des Verständnisses geworden.

Unangenehm, auch für die Versammlungsleiter, machten sich die feindlichen Bruderparteien bemerkbar, die einen lebhaften Handel in Broschüren und Zeitungsexemplaren in Scene zu setzen suchten.

Manche hessische Nationalliberale wollen zwar öffentlich mit dem Antisemitismus nichts gemein haben, machen aber unter der Hand ganz gern parteipolitische Geschäfte mit ihm. Welchen Unzuträglichkeiten die Nationalliberalen sich durch ihre Bundesgenossenschaft mit den Antisemiten im Reichstagsersatzwahlkampf in Darmstadt-Groß-Gerau aussetzen, das lehrte in der vorigen Woche der Verlauf einer nationalliberalen Versammlung in Ober-Ramstadt. Der bekannte Antisemit Dr. Mahr glaubte, wie der „Frankfurter Zeitung" geschrieben wird, die nationalliberale Kandibatur Stein durch eine ziemlich deutliche Verhöhnung der Israeliten unterstützen zu sollen. Als die anwesenden Israeliten durch diese unqualifizierbaren Angriffe in erklärliche Erregung gerieten und einer von ihnen stürmisch das Wort verlangte, verlor der Vorsitzende der Versammlung vollständig den Kopf und versuchte in ebenso erregter Weise seine „Autorität" als Leiter der Versammlung zu statuieren. Diese unerquicklichen Szenen wiederholten sich gegen Schluß der Versammlung, als dem Rechtsanwalt Dr. Osann das Schlußwort erteilt wurde unter Außerachtlassung der erfolgten Wortmeldung eines der beleidigten Israeliten. Der Vorsitzende vergaß sich soweit, daß er der Versammlung zurief, hier sei keine Judenschule, man möge sich in die Synagoge scheren. Damit erreichte er nun freilich nicht die erwünschte Beruhigung, die vielmehr erst durch das Eingreifen anwesender Freisinniger erzielt wurde. Der Vorgang zeigt deutlich, wie weit ein Teil der hessischen Nationalliberalen auf der schiefen Ebene bereits heruntergeglitten ist.

Vermischtes.

Einen Brief Theodor Mommsens aus dem Jahre 1902, gerichtet an eine Dame, veröffentlicht die „Jüd. Rundschau" vom 16. März. Er lautet:

Geehrte Frau!

Ihr Schreiben hat mich gerührt, aber erwidern kann ich Ihnen nur, daß jeder sein Schicksal tragen muß, der Jude wie Christ. Unmöglich kann ich so weltfremd sein, um zu glauben, daß der Fluch des Antisemitismus, ohne Zweifel die größte Dummheit (denn die Durchführung heißt die Zerstörung des Werkes von Jahrhunderten) und die größte Nichtswürdigkeit des Menschengeschlechts, durch ein J'accuse eines alten Professors beseitigt werden könnte. In früheren Jahren, als ich noch nicht so wie jetzt von der Unverbesserlichkeit der Menschen überzeugt war, habe ich nicht unterlassen, meine schwache Stimme dagegen zu erheben, und ich kann mich rühmen, bei den Antisemiten zu den Bestgehaßten zu gehören, aber selbstverständlich floriert der Antisemitismus nach wie vor. Wie oft und in meiner nächsten Nähe habe ich es ansehen und miterleben müssen, daß eben die besten unter den Juden von diesem Alp gebrückt und erdrückt wurden! dem Gesindel, das unter den Juden natürlich nicht mangelt, ist der Antisemitismus recht gleichgiltig.

Ergebenst

Ch. 5. 1. 1902. Mommsen.

Die Kriminalität in Preußen nach dem Religionsbekenntnisse. Auf Grund der Kriminalstatistik des Jahres 1903 untersucht die amtliche „Statistische Korrespondenz" in ihrem jüngsten Heft, wie sich das Verbrechertum in Preußen nach dem Religionsbekenntnisse verteilt, und stellt dabei fest, daß in dem genannten Jahre die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze rechtskräftig Verurteilten 312114 betragen hat gegen 316970 i. J. 1902, 306695 i. J. 1901 und 286875 i. J. 1900. Unter diesen Verurteilten waren i. J. 1903 181938 (1902: 169260) Evangelische, 124034 (126021) Katholiken, 432 (382) sonstige Christen, 3433 (3527) Juden und 2281 (2111) Bekenner anderer Religionen einschließlich der Personen mit unbekannter Religion. Hiernach hat von 1902 zu 1903 die Zahl der Evangelischen um 1,7 v. H., die der Katholiken um 1,6 v. H. und die der Juden um 2,7 v. H. abgenommen, hingegen die der sonstigen Christen um 18,1 und die der Bekenner anderer Religionen um 13,4 v. H. zugenommen. Da bei der Bearbeitung der Volkszählungs-Ergebnisse die Angehörigen der einzelnen Religionen nicht nach Unterscheidung von Altersklassen festgestellt werden, ist es unmöglich, innerhalb der verschiedenen Religionsgruppen die Zahl der Bestraften mit der der Strafmündigen zu vergleichen, vielmehr kann man den Verurteilten nur die Gesamtbevölkerung gegenüberstellen. Da findet man denn, daß unter 1000 der Gesamtbevölkerung i. J. 1900 633 Evangelische, 351 Katholiken, 4 sonstige Christen und 11 Juden waren. Zu 1000 Verurteilten stellten die Evangelischen im Jahre 1900 590, die Katholiken 393, die sonstigen Christen 2, die Juden 11. Der

Anteil der Juden an den Verurteilten entsprach also genau ihrem Anteil an der Bevölkerung; die Evangelischen stellten auf 1000 Personen 43 Verurteilte zu wenig, die Katholiken 42 zu viel. Bei den sonstigen Christen war die Kriminalität am günstigsten, da nur der vierte Teil des Bevölkerungsanteils verurteilt wurde. Im Jahre 1903 hatte sich der Anteil der Evangelischen weiter um 7 verringert, der der Katholiken um 4 erhöht. Man weiß aber nicht, wie sich inzwischen der Anteil der Religionsgruppen an der Gesamtbevölkerung verschoben hat. In Berlin kamen bei der Volkszählung von 1900 auf 1000 Einwohner 842 (auf 1000 Verurteilte i. J. 1903 835) Evangelische, 100 (123) Katholiken, 8 (3) andere Christen und 49 (38) Juden. Die Katholiken stellen also einen erheblich größeren Anteil an den Verurteilten, als dem Bevölkerungsanteil entspricht. Allerdings dürfte sich von 1900 bis 1903 der Prozentsatz der Katholiken innerhalb der Reichshauptstadt vergrößert haben.

Zu den neuen Adelsverleihungen schreibt der „Köln. Ztg." ein christlicher Leser: „Eine Aeußerung der „Deutschsozialen Blätter" zu den neuen Adelsverleihungen, welche die „Kreuzztg." nachdruckte, erwägt die Ohnmacht des Fürstenwillens gegen den Volksinstinkt, spricht von einer überflüssigen Verletzung des deutschen Volksempfindens, einem Zwiespalte, der zum Unheile des Fürsten ausschlagen müsse, und reißt endlich durch den Industriestaat in den reinen Handelsstaat, vom Bauernadel oder Geistesadel — soll das gleichbedeutend sein? — in den Geldadel, aus der Monarchie in die Republik. Das ist sehr viel erwogen auf einmal! Wie wär's denn, wenn man bei uns dem Namenadel überhaupt nicht so viel Bedeutung beilegte? Wie Bürgerliche über den Wert des Adels oft denken, das beweisen die oft vorgekommenen Ablehnungen. Kennt aber der Kaiser die kürzlich Geadelten als Männer von hoher Gesinnung und ragen sie geistig hervor, so hat er wohl mit Recht diese Merkmale geadelt, und es kommt nicht darauf an, ob er sie bei Juden fand. Bisher suchte ich in den Zeitungen vergeblich darnach, ob jemand vom alten Adel das vom Kaiser auf seinem Gute Cadinen gegebene schöne Beispiel der Fürsorge nachgeahmt hätte. Dagegen erzählte mir ein evangelischer Pfarrer, der in einer Großstadt Gaben für ein Waisenhaus sammelte und annähernd 20000 Mk. zusammenbrachte, volle drei Viertel der Summe seien ihm von Juden übergeben worden. Dieser evangelische Pfarrer rühmte überhaupt die Freigebigkeit und Mildtätigkeit der Juden. Herr v. Friedländer hatte ja auch sofort weitere 100000 Mk. für seine Angestellten übrig. Es kommt wirklich nicht darauf an, ob jemand eine lange, eine dicke oder eine krumme Nase hat. Der Adel muß in der Seele wurzeln. Hoffentlich haben wir unter Christen und Juden in unserm weiten Reiche noch viele Adelige, die ihr Namen ohne „von" schreiben. Es ist doch wohl nicht zu bestreiten, daß in Bezug auf Habgier und Geldsucht eine Menge blonder Juden unter uns wohnen, die wir ertragen müssen, um so mehr können wir wegen der Neugeadelten, wenn sie sich vorteilhaft von jenen unterscheiden, ohne Sorgen sein".

Eine ehrende Kundgebung für Professor Neisser hat die Stettiner Aerzteschaft als Antwort auf die schmachvolle antisemitische Demonstration am 15. d. Mts. veranstaltet:

Außer zahlreichen angesehenen praktischen Aerzten bemerkte man eine Anzahl von beamteten Aerzten, darunter Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Baselow, eine auffallend große Zahl von Militärärzten u. a. Neben Herrn Dr. Neumeister als Vorsitzenden bildeten das Bureau die Herren Sanitätsrat Dr. Heidenhain, Vorsitzender der Pommerschen Aerztekammer, Geh. Sanitätsrat Dr. Scharlau, Regierungs- und Geh Medizinalrat Dr. Banselow, Generalarzt und Korpsarzt des zweiten Armeekorps Dr. Hecker, Sanitätsrat Dr. Freund und Dr. Lichtenauer, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Vereins der Aerzte Stettins.

Zunächst nahm das Wort der Direktor der chirurgischen Abteilung des städtischen Krankenhauses, Herr Professor Dr. Haeckel. Er schilderte kurz die Vorgänge bei Gelegenheit des Vortrages von Geheimrat Neisser, die bekanntlich damit endeten, daß durch anhaltend wüsten Lärm der Vortrag in der Mitte abgebrochen werden mußte. Neben der Empörung über dieses Benehmen gegen den Vortragenden machte sich das Gefühl tiefer Entrüstung darüber geltend, daß den selbstlosen, von rein idealen Zielen geleiteten Bestrebungen der Stettiner Aerzteschaft in dieser Weise gedankt wurde. Denn die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hatte Herrn Geh. Rat Neisser zu einem Vortrag eingeladen, und diese Gesellschaft bildet ja nur ein Glied in der Kette allgemeiner Wohlfahrtsbestrebungen, welche von der Aerzteschaft Stettins gepflegt werden Wenn die Aerzteschaft jetzt durch Gründung einer Ortsgruppe der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich weiterhin in einer Sache, von deren ungeheurer Tragweite die wenigsten eine Ahnung haben, in den Dienst des allgemeinen Wohles stellte, so muß sie mit Recht darüber tief empört sein, daß eine Gesellschaft irregeleiteter Schreier den Vortrag unmöglich machte. Wenn die Aerzteschaft hierbei ihrer tiefen Entrüstung über diese Vorgänge Ausdruck gibt, so soll uns das doch nicht abhalten, auch fernerhin, ohne auf Dank zu rechnen, rein um der Sache willen, in selbstloser, uneigennütziger Weise weiter zu wirken für die Gesundheit und Wohlfahrt unserer Mitbürger.

Diesen mit vielem Beifall aufgenommenen Ausführungen folgte der eigentliche Redner des Abends, Herr Dr. Kröfing, der, ein Schüler des Geheimrats Neisser, auch mit den Anstoß zu dessen Erscheinen in Stettin gegeben hatte. Er begann mit dem Ausdruck des Dankes, daß man ihm Gelegenheit gebe, die reichen wissenschaftlichen Verdienste seines Lehrers hier zu schildern, besonders aber die Impfversuche, an denen hier eine so eigentümliche Kritik geübt worden war, nochmals klarzustellen. Was den letzten Punkt betrifft, wies er an der Hand einer genauen Analyse all' der einzelnen Versuche auf das Ueberzeugendste nach, daß auch nicht der Schatten eines Vorwurfs auf dem Forscher haften blieb. Daß es sich bei seinem Vorgehen um absolut einwandfreie, wissenschaftlich erprobte Versuche handelte, durch die eine Schädigung der Gesundheit der Beteiligten überhaupt nicht möglich war, ist durch die von der Regierung gepflogene Untersuchung klar gestellt worden. Der damals erteilte Verweis bezog sich auf ein Versehen rein formeller Natur und stand in gar keinem Zusammenhange mit dem eigentlichen Wesen der Heilversuche. Zum Beweis dient die lange Reihe der Anerkennungen und Ehrungen, die ihm seither, auch offiziell, zuteil geworden sind.

Nach diesem eindrucksvollen, mit lautem Beifall aufgenommenen Vortrag beantragte Herr Dr. Ithn die nachstehende Adresse, welche von der Versammlung (die Präsenzliste ergab die Anwesenheit von 90 hiesigen Aerzten) einstimmig angenommen wurde:

Stettin, 15. März 1906.

Herrn Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Neisser
Hochwohlgeboren.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Die Aerzteschaft Stettins ist heute zusammengekommen, um ihrem tiefsten Bedauern Ausdruck zu geben über die Vorgänge, welche sich hierselbst am 9. d. Mts. während Ihres Vortrages ereignet haben, und dies Bedauern wird — des sind wir gewiß — von den weitesten Kreisen unserer Bevölkerung in allen ihren Schichten geteilt. Zwar werden Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, von den Ausschreitungen einer irregeleiteten, urteilslosen, kleinen Schar ebenso wenig berührt wie unsere Wissenschaft, die von ihrer Reinheit und Höhe nichts dadurch einbüßt, daß anmaßender blöder Unverstand gerade in unserer

Zeit mehr als je über sie und ihre tiefsten Fragen zu Gericht sitzt. Dennoch erfüllt es uns mit Entrüstung und Trauer, daß jene Ausschreitungen gerade in unserer Stadt möglich waren und sich gegen einen Mann richteten, der, seit Jahren einer der vornehmsten Kämpfer für die Gesundheit des Volks, uneigennützig dem Rufe hierher folgte, um seine warnenden und belehrenden Mahnwarte an das Valk selbst zu richten. Diese Anfeindungen aber sollen für uns aufs neue ein Anlaß sein, uns um die führenden Geister unserer Wissenschaften, in deren vordersten Reihen Sie stehen, nach fester zu scharen und uns mit ihnen eins zu fühlen in dem idealen Streben und Arbeiten für Wissenschaft und Valkswahl.

Die Aerzteschaft Stettins.

Die Judenriecherei spielt den Antisemiten zuweilen recht schlimme Streiche. Das Organ des antisemitischen Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tagesztg.", behauptete, in ihrer witzlosen Art, daß unter den Referenten der am letzten Sonntag in Berlin und Umgegend abgehaltenen Versammlungen 37 „Juden" gewesen seien und brach zum Schluß in den Wehruf aus: „Das sind die Führer der deutschen Sozialdemokratie."

Hierzu macht der „Vorwärts" folgende Feststellungen: „Nun ist es uns zwar, um berlinisch zu reden, „völlig schnuppe", ob jemand romanischer, germanischer oder semitischer Abstammung ist; nach Durchsicht der Rednerliste können wir jedoch konstatieren, daß das Oertelsche Blatt „für deutsche Art" nach der bekannten Eigenart seiner Gönner agrarisch aufgeschnitten hat. Es stempelt schlechtweg die Genossen Koblenzer, Litfin, Sillier, Nürnberg, Kostol, Grauer, Leid, Freiwaldt, Sonnenburg, Zacher, Wiesenthal, Ahrens, Peffier, Jacobsen, Sabath, Zachau, Beims und Thomaser zu Semiten, die durchweg gute Arier sind und es in bezug auf „Abstammung" nach den Begriffen der „Deutschen Tageszeitung" sicher mit so manchem Junker aufnehmen können. Also von 37 sind 18 zugelogen. 50 Proz. Aufschlag. Die „Deutsche Tageszeitung" versteht demnach das Aufschlagen noch besser als der beste Schacherjude."

Die Konfession im Erwerbsleben. Man schreibt der „Frankf. Ztg." aus Alsfeld: Eine sonderbare Blüte der Trennung nach Religionen auch im Erwerbsleben zeigt folgendes Plakat, das ein Hausbesitzer in dem oberhessischen Städtchen Alsfeld an seinem leerstehenden Laden angebracht hat:

> Nur Nur
> Einem
> sitten=, ehrenhaften und reellen
> **Protestanten**
> vermiete Laden mit Wahnung, Lagerräumen 2c.
> varzugsweise sehr billig.

Wie mir versichert wird, befindet sich das Plakat bereits seit Jahresfrist an dem Schaufenster des Ladens, ohne daß der Besitzer des Hauses bisher den passenden Mieter gefunden hätte.

Aus Jünkerath wird uns geschrieben: Die Blätter bringen nachstehenden einem jüdischen Mitbürger gewidmeten

Nachruf.

Am 9. März 1906 starb auf einer Geschäftsreise in Trier infolge eines Nervenschlages der Metzgereibesitzer und Militär=Lieferant

Hermann Rothschild
aus Jünkerath
Veteran von 1870/71.

Seit vielen Jahren Mitglied des Gemeinderats zeichnete ihn eine genaue bis ins einzelnste gehende Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse aus, wie sie nur ein Mann besitzen kann, der in ihnen selbst groß geworden ist; ebenso ein ausgeprägter Rechtssinn, der jedem das Seine zudachte und gab, verbunden mit einem hahen Natianalgefühl, welches in unverbrüchlicher Treue zu Kaiser und Reich gipfelte. Wa immer vaterlandstreue Männer hier zusammentraten, um das Nationalgefühl zu heben und zu fördern, war er stets mit seinem nicht zu unterschätzenden Rate dabei und in den meisten Fällen stellte er sich an die Spitze dieser Bestrebungen, um dieselben kraft seines starken und zähen Willens zum Erfolge zu führen. So hat er im Jahre 1895 die Bewegung zur Gründung des hiesigen Kriegervereins mit ins Leben gerufen, an dessen Spitze er bis an sein Ende als Präsident stand und welcher unter seiner Leitung emporblühle. Auch war er Mitbegründer des seit Jahren hier bestehenden Schützenvereins, dessen Bestrebungen unter der Devise „Ueb Aug und Hand fürs Vaterland" er mit Rat und Tat auf eifrigste unterstützte. Kurzum er war ein Mann von hoher Geistesgabe und mildtätig wo es galt Not zu lindern, ein fürsorglicher Familienvater und treuer Berater allen denen, die seinen Rat in Anspruch nahmen.

Jünkerath, den 10. März 1906.

Der Gemeinderat van Glaadt.
Der Vorstand des Jünkerather Krieger=Vereins.
Der Vorstand der Jünkerather Schützen=Gesellschaft.

Stuttgart. Dem „Amts= und Anzeigenblatt der Stadt Stuttgart" entnehmen wir den folgenden Auszug aus dem Bericht über eine der letzten Gemeinderatssitzungen: Gemeinderat Fischer hat in der Sitzung der Bauabteilung vom 17. Februar 1904 vorgetragen: „Bekanntlich ist heute der 50. Todestag Heinrich Heines und ich möchte aus diesem Anlaß die Anregung dazu geben, zur Ehrung dieses Mannes auch in Stuttgart eine schöne Straße nach ihm zu benennen und halte die von der Gänsheidestraße beim Bubenbad abzweigende Straße II, welche zur Sonnenbergstraße hinunterführen wird, für sehr passend. Ich beantrage, dieser Straße den Namen Heinestraße beizulegen". Von der Bauabteilung wurde dieser Antrag einstimmig angenommen und heute dem Gemeinderat, zur Genehmigung vorgetragen, worauf Gemeinderat Würz seine Genugtuung darüber ausspricht, daß die Bauabteilung diesen Antrag einstimmig angenommen habe, und weiter bemerkt, daß es schon lange sein Wunsch sei, daß diesem Manne, der einer der größten Dichter sei, gerade in diesem Jahre eine Ehrung zuteil werde; weshalb er bitte, daß auch der Gemeinderat den Antrag einstimmig annehme. Letzteres ist alsdann geschehen.

In der schönen Stadt Steyr befindet sich ein Stadttheater (Direktor Augustin Knirsch). Nun befindet sich in dieser Stadt das Organ der radiat-antisemitischen deutschen Volkspartei, der „Alpenbote", und der brachte am 24. Februar 1906 folgende Notiz: „Ein Wunsch vieler Theaterbesucher. Es ist uns von Seite mehrerer Theaterbesucher folgende Zuschrift zugekommen: Anläßlich der Wiederverleihung des Theaters für die nächste Saison an Herrn Direktor Augustin Knirsch erlauben sich viele Theaterbesucher, der geehrten Direktion dringend ans Herz zu legen, bei der Engagierung neuer Schauspieler uns mit den Juden womöglich zu verschonen". Herr Direktor Knirsch sah sich deshalb veranlaßt, seine drei besten Kräfte (die Juden sind) ab 1. März zu kündigen, sodaß die Leute mitten in der Saison ohne Engagement waren. Er hatte jedoch die Rechnung ohne die Juden gemacht. Die Juden dieser Stadt beschlossen, solange das Theater zu meiden, bis diese Kündigung rückgängig gemacht würde. Der Herr Direktor sah sich deshalb vor die Alternative gestellt, entweder die Antisemiten, die so wie so keine Theaterbesucher sind, oder die Juden, die einen erheblichen Prozentsatz seiner Besucher ausmachen, vor den Kopf zu stoßen, und er entschloß sich als guter Geschäftsmann, lieber als Zionist zu gelten (so bezeichnet ihn der „Alpenbote" in seiner nach der Kündigungszurückziehung erscheinenden Nummer), als seine besten Kunden zu verlieren. So geschehen in der schönen Stadt Steyr.

Das Märchen vom Ritualmord. Von dem Lehrer am k. k. Gymnasium in Drohobycz, Eugen Bieganowski, erhält die „N. Fr. Pr." folgende

Zuschrift: „In der „N. Fr. Pr." vom 7. März d. J. befindet sich in der „Kleinen Chronik" ein (in Nr. 11 der „Mitteilungen" wiedergegebener) Artikel mit folgender Aufschrift: „Märchen vom Ritualmord." In dem genannten Artikel wird mir zu Last gelegt, daß ich in der fünften Klasse des hiesigen Gymnasiums mich dahin geäußert hätte, daß der Ritualmord „eine historische Tatsache" sei. Weil diese Notiz auf einer falschen Anschuldigung und auf grober Unwahrheit beruht, so bitte ich hiermit die Redaktion unter Berufung auf § 19 des Preßgesetzes, folgendes Dementi veröffentlichen zu wollen: Am 5. März d J. wurde in der fünften Klasse das achte Buch der Epopöe Pan Tadeusz von Mickiewicz interpretiert. Vers 670 des achten Buches lautet: „Płakała jak dziecko od Żydów kłute igiełkami", oder in wortgetreuer Uebersetzung: „Sie weinte wie ein Kind, das von Juden mit Nadeln gestochen worden ist." Bei der Erklärung obiger Stelle wies der Lehrer darauf hin, daß die in dem genannten Passus gebrauchte Vergleichung dem Dichter aus einer unter dem Volke weitverbreiteten Sage und Meinung vom Ritualmord geflossen sei. Der Lehrer fügte in Anknüpfung an diese Stelle seinerseits hinzu, daß bislang weder die Wissenschaft noch die gerichtlichen Untersuchungen zu einem positiven Resultat von der objektiven Existenz solcher Marde geführt hätten. Auf vorstehende Ausführungen beschränkte sich die Erklärung der inkriminierten Stelle. Andere Deutungen des vorliegenden Falles als vorstehende beruhen auf Unwahrheit und bösem Willen, wie die bei der maßgebenden Behörde eingeleitete Untersuchung ergeben wird. Drohobycz, 15. März 1906. Mit Achtung Eugen Bieganowski, Lehrer am k. k. Gymnasium." — Wie aus dem Schlußsatze der Zuschrift des Herrn Bieganowski hervorgeht, bemerkt das Wiener Blatt hierzu, ist die gegen ihn bei der maßgebenden Behörde eingeleitete Untersuchung noch nicht zum Abschlusse gelangt und das Ergebnis derselben liegt noch nicht vor. Nichtsdestoweniger glaubt Herr Bieganowski, auf dem Berichtigungswege die ihm zur Last gelegten Tatsachen als „falsche Anschuldigung" und „grobe Unwahrheit" bezeichnen zu können. Auch stellt der Herr Bieganowski den Sachverhalt so dar, als ob die gegen ihn erhobene Anschuldigung lediglich auf der von der „Neuen Freien Presse" veröffentlichten Zuschrift aus Drohobycz beruhen würde, während die Untersuchung gegen ihn auf Grund des Beschlusses einer großen Versammlung sowie eines Gemeinderatsbeschlusses eingeleitet wurde, der vom Kanonikus Serwacki und Abgeordneten von Wiesniewski befürwortet worden war. Herr Bieganowski muß also warten, bis der Landesschulrat das letzte Wort über ihn gesprochen haben wird.

Eine jüdische Deputation beim Grafen Witte. Aus Petersburg, 10. März wird berichtet: Am Dienstag ist eine Deputation vom Grafen Witte empfangen worden, welche von der seit zwei Wochen hier tagenden Delegierten-Versammlung der Hilfskomitees für die Opfer der Pogcome designiert worden war und aus den Rabbinern Aronsohn-Njeshin, Lurje-Kiew, Trotzki-Romny, Dr. Sacharin- und Dr. Kahan-Homel, sowie Rechtsanwalt Sliosberg-Petersburg bestand. Die Abordnung überreichte eine Denkschrift, in welcher es u. a. heißt:

„Seit Wochen tagt in Petersburg eine Delegierten-Versammlung, die vergebens hin und her überlegt, wie mit den vorhandenen geringfügigen Mitteln die von den Krawallen verursachte schier unbeschreiblich große Not gemildert werden könnte. Diese Krawalle, welche mit dem 12. August in Kertsch begannen, Anfangs November wie ein Orkan durch den ganzen jüdischen Ansiedelungsrayon tobten, um Ende Januar in Homel in eine von der Polizei angerichtete Feuersbrunst auszulaufen, haben ein Unglück gezeitigt, gegen welches alle jüdischen Wohltätigkeitsanstalten absolut machtlos sind. In wenigen Tagen ist alles zerstört und vernichtet worden, was ganze Generationen mühsam erworben und erspart haben. Es ist nicht wahr, daß die Krawalle ein plötzlicher Ausbruch des Volksunwillens über das revolutionäre Treiben der jüdischen Jugend gewesen seien. Wäre dies wahr, so könnten sie nicht zu gleicher Zeit in so zahlreichen Orten ausbrechen. Es schaudert einem bei der bloßen Erinnerung daran, wie ganze Städte zerstört wurden und Ströme von Blut geflossen sind. Geradezu unfaßbar aber ist der Gedanke, daß die Behörden nichts getan haben, um Gut und Blut der ruhigen, steuerzahlenden Bürger zu schützen. Die Zahl der aktiven Teilnehmer an den Krawallen war verhältnismäßig sehr gering. Aber die wenigen Hooligans, die die Krawalle gemacht haben, haben wohl gewußt, daß weder Polizei, noch Gerichte ihnen etwas anhaben werden. Morden und Rauben ist so ein legales Geschäft geworden, auf welches die Behörden mit Wohlwollen herabsehen, und das man in schier gotteslästerlichster Weise mit dem Namen patriotischer Manifestationen getauft hatte. Nun sitzen die Juden auf den Trümmern ihrer Häuser und sehen mit Entsetzen zu Ostern neuen Katastrophen entgegen. Da für die Vorgänge bisher niemand bestraft wurde, so schließt das Volk mit Recht daraus, daß man weitere Krawalle machen darf. Offen und vor den Augen der Behörden werden Flugschriften in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, welche alle diejenigen, die treu zum Kaiser halten, zum Vernichtungskampf gegen die Juden auffordern. Das Volk nimmt jedes gedruckte Wort für bare Münze und bereitet sich zu neuen Räubereien vor. In vielen Orten wird den Juden, falls sie nicht die Kandidaten der schwarzen Hundert in die Duma entsenden, unverhüllt mit einem Krawall gedroht. Daher bittet die Deputation, daß die Regierung, falls sie wirklich den Wunsch hegen sollte, ihre jüdischen Untertanen vor weiterem Unheil zu bewahren, dies unzweideutig dartun möge, indem sie einen Akt vollzieht, aus dem die Bevölkerung unzweideutig ersehen kann, daß der Staat entschlossen ist, solche Krawalle ein für alle Mal im Keime zu ersticken. Nur dann werden die Juden wissen, daß die Gesetze zum Schutz von Leben und Eigentum auch für sie da sind."

Die Antwort, welche Graf Witte der Deputation erteilt hat, lautete sehr wenig trostreich: Er könne versichern, daß kein Minister, ja nicht einmal ein Gouverneur den Judenkrawallen Vorschub geleistet habe. Freilich für die kleinen Beamten von den Ispravniks abwärts könne er keine Garantie übernehmen. Was Homel anbelangt, so müsse erst der Bericht des dorthin vom Ministerium entsandten Herrn Sewitsch abgewartet werden. Die höheren Behörden seien aber gewiß gegen jeden Pogrom. Die Juden mögen sich mit ihren Beschwerden an eine noch höhere Stelle als er wenden; dann würden sie erfahren, daß auch vor dieser Stelle alle Untertanen gleich seien. Des Ferneren fragte Witte, weshalb die Juden soviele revolutionäre Elemente aufweisen. In seiner Antwort bestritt Rechtsanwalt Sliosberg zunächst die Tatsache selbst. Die Juden stellen eine durchweg städtische Bevölkerung dar und weisen als solche keineswegs eine größere Anzahl Revolutionäre wie die übrige Stadtbevölkerung auf. In zweiter Reihe hätten die Juden freilich ganz besonderen Grund, mit der sie seit fünfundzwanzig Jahren bedrückenden Regierung unzufrieden zu sein. Graf Witte konnte die Richtigkeit dieser Behauptung nicht bestreiten und gab auch zu, daß, selbst wenn die Juden viele Tausende von Revolutionären in ihrer Mitte hätten, es dennoch Unrecht wäre, den großen Rest des nach vielen Millionen zählenden jüdischen Volkes dafür büßen zu lassen. Er versprach, die Denkschrift dem Ministerkomitee vorzulegen, und ermächtigte die Mitglieder der Deputation, jedesmal, wenn sich in einem Orte Vorzeichen eines Krawalls zeigen sollten, an ihn direkt zu telegraphieren, worauf er die erforderlichen Maßregeln ergreifen würde. Was den eigentlichen Zweck betrifft, so ist der Erfolg der Deputation ausgeblieben, und bleibt Alles beim Alten. Aber in einer anderen Richtung hat die Audienz doch eine große Bedeutung gehabt und könnte sie für die Juden noch wertvolle Früchte tragen. Am Schluß erkundigte sich Graf Witte nämlich über das Verhalten der Juden bei den bevorstehenden Wahlen zur Reichsduma. Die beiden Vertreter von Homel erklärten, daß die Juden ihrer Gemeinde sich früher sehr stark für die Duma interessiert haben, daß ihnen aber jetzt der Sinn nicht darauf steht. Nunmehr gab der Ministerpräsident den Juden den eigenartigen Rat, nur Juden in die Duma zu entsenden, ohne sich im übrigen um den Parteistandpunkt des Kandidaten zu kümmern. Wo es ihnen nicht möglich sei, einen Glaubensgenossen zu

wählen, mögen sie sich nicht mit den links stehenden Parteien verbinden, sondern Hand in Hand mit der Regierung gehen. Die in die Duma gewählten Juden sollten sich in keine andere Angelegenheit mischen, sondern stumme Zuschauer abgeben und nur in dem Moment stark und energisch auftreten, wo eine die Juden interessierende Frage zur Beratung kommt. Die Regierung werden ihnen dann mit allen Kräften beistehen. Wenn die Juden aber so töricht sein sollten, in der Duma für fremde Interessen einzutreten, so würden sie ihre eigenen verspielen. Graf Witte verwies auf das Beispiel der Finländer, denen es gleichgiltig sei, ob in Rußland eine monarchische Selbstherrschaft besteht, wenn nur Finland die Freiheit erhält. Die Finländer denken nur an sich und ihre eigene Nation, während die Juden stets bemüht seien, für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Judenmassakres und die Zensur. In diesen Tagen veröffentlichte die offiziöse Petersburger Telegraphen-Agentur ein Telegramm des Inhalts, daß der Minister des Innern im Ministerrat die Erklärung abgegeben habe, die „Befürchtungen neuer Ausschreitungen gegen die Juden seien sicherlich genügend begründet, jedenfalls seien seitens der Regierung die erforderlichen Vorbeugungsmaßregeln getroffen worden."

Nun hat die „Ruff. Korresp." aus Odessa ein Schriftstück erhalten, das dort in tausenden von Exemplaren verbreitet wird und die Ueberschrift trägt: „An die Soldaten." Es ist eine der üblichen Hetzschriften gemeinster Art gegen die Juden, der Schluß lautet:

> „Nieder mit der roten, verfluchten, jüdischen Freiheit! Nieder mit der verfluchten jüdischen Brüderlichkeit und Gleichheit. Wir wollen in unserem heiligen Lande kein verfluchtes jüdisches Reich. Es lebe in Rußland nur das einzige Väterchen Zar, unser christlicher Zar, Selbstherrscher. Ura, ura, ura!
> Unser Leben für Glauben, Kaiser und Vaterland!
> Erwache, erhebe dich, russisches Volk!
> Fort! Nieder mit der feindlichen, verfluchten jüdischen Neuheit!
> Russischer Soldat! Auf „„den"" Feind vorwärts, vorwärts, vorwärts!
> Der alte Soldat."

Solche Flugblätter gibt es jetzt zu tausenden in Rußland. Viel bemerkenswerter aber ist es, daß dieses Flugblatt von der Zensur bestätigt worden ist und gedruckt wurde in der „Druckerei der Statthalterei in Odessa."

Zu den Vorbeugungsmaßregeln gegen Judenmassakres, die der Minister des Innern getroffen hat, gehört es voraussichtlich auch, daß solche Hetzschriften die Zensur genehmigt und die amtlichen Druckereien drucken.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 13. Berlin, 28. März 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W, Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Henoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

☛ Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Der Tag der Antisemiten.

Das war der Tag der Antisemiten, Mittwoch der 21. März 1906. Das Datum wird man sich merken müssen. An diesem Tage planten die edlen Sechs im Reichstag ein Attentat auf die Versammlungsfreiheit. Der Antragsteller, Liebermann von Sonnenberg, der erst kürzlich, als zwei Herren der Finanzwelt geadelt wurden, das Schreckgespenst der Revolution an die Wand malte, zeigte sich auch jetzt wieder als Parlamentsmünchhausen. Sagte er doch u. a. „Ich habe in 3000 Versammlungen in 26 Jahren gesprochen und habe vielleicht die größte Versammlungspraxis." Die Reichsboten haben diese Phrase gebührend belächelt. Man braucht sich auch an dieser Stelle nicht weiter mit den Tiraden des Antisemitenführers und seiner kleinen Gefolgschaft zu beschäftigen; es genügt zu konstatieren, daß die Attentäter auf die Versammlungsfreiheit den ernsten Politikern im Reiche einen amüsanten Tag bereitet haben. Das Attentat ist gründlich vereitelt worden, trotzdem der gonze Antisemiten-Heerbann auf dem Plan erschien. Die Mehrheitsparteien ließen ziemlich deutlich durchblicken, daß die Antisemiten die letzten wären, die sich über skrupellose Agitation der Gegner zu beklagen das Recht hätten. Die Ablehnung des Antrages Liebermann mit einer gewaltigen Majorität war eine Blamage; eine der größten, die man in den letzten Jahren im Reichstag erlebt hat.

In der Sitzung vom 21. März versuchten aber die Antisemiten, ihr nach jeder Richtung schwindelhaftes und aufreizendes Gebahren bei der Reichstagsersatzwahl in Eisenach zu beschönigen und zu verteidigen. Auch hierin war wieder ein Stück schlau ausgedachter Taktik zu erkennen. Die Phantasie der antisemitischen Reaktionäre trieb gar wunderliche Blüten. Man weiß hier in Eisenoch, wie im Thüringer Lande nicht, ob man auch über die Naivetät der Liebermann, Raab, Lattmann, Schack, Zimmermann und Dr. Burckhardt lachen oder staunen soll über die unverfrorenen Schaumschlägereien. Die Wahrheitsliebe der Antisemiten ist ja an dieser Stelle schon gründlich beleuchtet worden. Die Verhandlungen im Reichstag lieferten den Beweis für die damals aufgestellten Behauptungen. Tollere Kapriolen als in den Reden der Antisemiten am 21. März kann die Wahrheit nicht schlagen. Die Redefreiheit des Reichstages wurde dazu mißbraucht, um die ungeheuerlichsten Aufschneibereien zum Besten zu geben und die Eisenacher Vorkommnisse über alle Gebühr aufzubauschen und zu verschlimmern. Es war erstaunlich, wie von den Herren Antisemiten, um ihre eigenen Aufhetzereien zu verdecken, mit der Wahrheit umgesprungen wurde. In Eisenach ist sowohl von nationalliberaler, wie auch von freisinniger und sozialdemokratischer Seite ganz entschieden Verwahrung dagegen eingelegt worden, daß die Eisenacher Vorgänge in der Weise, wie es in irreführender Absicht im Reichstag von den Antisemiten geschehen ist, dargestellt werden. Die Eisenacher Ruhestörungen, die an und für sich sehr bedauerlich waren, sind, das muß auch jetzt wieder konstatiert werden, gerade durch die antisemitischen Prcvokationen entstanden. Die Vorkommnisse hatten aber, auch das ist nicht unwichtig für die Beurteilung der Redner, keineswegs das ungeheuerliche Aussehen, das antisemitische Abgeordnete ihnen im Reichstag — wohlgemerkt sehr zum Schaden des guten Rufs der Wartburgstadt! — geben wollten. Den Bewohnern Eisenachs wie allen Thüringern, die schon im Interesse des groß n Fremdenstromes, der sich allsommerlich durch Thüringen ergießt, auf ihren Ruf bedacht sind, ist es — und das ist das Gute bei der Sache — jetzt klar geworden, was sie von einer antisemitischen Volksvertretung zu halten haben. Doppelt wichtig ist diese Tatsache schon in Hinsicht darauf, daß die Antisemiten und der Bund der Landwirte bereits für 1908 Versuche gemacht haben, die thüringischen Reichstagswahlkreise unter sich zu verteilen, indem sie einige Kompromisse mit den Nationalliberalen abzuschließen versuchten. Da ist es denn sehr in den Rahmen dieses Themas passend, den Auslassungen des nationalliberalen Professors Flex, der bekanntlich 1905 zur Wahl des Antisemiten Schack (vor der Stichwahl) aufforderte, eine weitere Verbreitung zu geben. Im nationalliberalen Reichsverein, der vor einigen Tagen eine von den Nationalliberalen des Großherzogtums stark besuchte Versammlung abhielt, brachte der Vorsitzende, Professor Flex, die Angriffe des Eisenacher

Bezirksdirektors Trautvetter, (es ist dies derselbe Trautvetter, auf den sich die Antisemiten und der Abgeordnete Dr. Porzig in der Reichstagsverhandlung am 21. März bezogen haben) zur Sprache, die dieser im weimarischen Landtag in seiner Eigenschaft als Landtagsabgeordneter auf die an der letzten Reichstagsersatzwahl in Eisenach beteiligten Parteien gemacht hat. Herr Prof. Flex hat es als Vorsitzender des nationalliberalen Reichsvereins für seine Pflicht gehalten, die Vorwürfe (wohlgemerkt die gleichen, die die Antisemiten im Reichstag gemacht haben), soweit sie sich auf die Nationalliberalen beziehen, entschieden zurückzuweisen. Prof. Flex, der ehemalige Alliierte des Herrn Schack, erklärte dann nach dem Bericht der nationalliberalen „Eisenacher Ztg.“:

> Die sogenannten „Krawalle“, die er natürlich in keiner Weise entschuldige, die aber von den Antisemiten zu Wahlzwecken über die Maßen aufgebauscht worden seien, könnten nach seiner Ueberzeugung, abgesehen von den Sozialdemokraten selbst, lediglich den Antisemiten zur Last gelegt werden. Denn diese hätten nicht, wie die anderen Parteien, allgemeine Wählerversammlungen einberufen, sondern die Sozialdemokraten gegen alle Gepflogenheit von ihren Sonderversammlungen ein- für allemal ausgeschlossen. Dadurch seien die Sozialdemokraten, die in Schutz zu nehmen er sonst gewiß keine Veranlassung habe, unnötig gereizt und erbittert worden. Auch die erste Versammlung der Antisemiten sei von diesen in ganz falscher Weise einberufen worden. Die deutschsoziale Partei habe ihren Namen nicht unter die Einladung gesetzt. Da also niemand als Einberufer fungiert hätte, hätten die Sozialdemokraten mit Recht eine Bureauwahl verlangt, und als diese verweigert worden sei, hätten sie die antisemitischen Redner nicht zu Wort kommen lassen.

So urteilt also der Vorsitzende des nationalliberalen Reichsvereins über die Antisemiten, zu deren Unterstützung er in der Stichwahl aufgefordert hat. Glänzender können die unwahren Behauptungen der Liebermann, Lattmann und Raab im Reichstag wohl nicht widerlegt werden.

Daß den Nationalliberalen Sachsen-Weimars nach der letzten Eisenacher Wahl die Lust vergangen ist, mit so unfairen Politikern, wie die Liebermann, Lattmann und Schack weiter zu paktieren, nur nebenbei. Das Liebeswerben für 1908 erfährt durch die Rede des Vorsitzenden des Reichsvereins für den Wahlkreis Eisenach eine deutliche Absage und man wird nicht fehl gehen, wenn man vermutet, daß das Vorgehen der Eisenacher Nationalliberalen in Thüringen Schule macht.

Nachdem bereits ein Teil der antisemitischen Erzählungen über ihre Erfahrungen in Eisenach durch die Auslassungen des Professors Flex ad absurdum geführt ist, wird es nicht schwer fallen, auch die übrigen Angaben der antisemitischen Abgeordneten als das zu charakterisieren, was sie sind: als Märchen!

Raab gibt an, „er hätte in Eisenach nicht übel Lust gehabt das Gewehr umzudrehen, wenn er, „der personifizierte Humor“ schon so gedacht habe, was mögen dann erst die Schutzleute empfunden haben?“ Der Humor Raabs wird wohl humor lacrimalis gewesen sein, denn die Eisenacher Schutzleute haben nichts anderes empfunden, wie sonst, wenn sie ihrem Dienst obliegen; nämlich für Ordnung zu sorgen. Wenn Abg. Raab weiter behauptet, die Antisemiten hätten ihren Kandidaten nicht als Kandidaten der nationalen Parteien bezeichnet, sondern als Kandidaten nationaler Parteien, so spricht er die Unwahrheit und treibt Wortklauberei. Die bewußte Täuschung, die den Antisemiten bei ihrer Agitation in Eisenach zur Last gelegt wird, beruht darin, daß sie ihren Kandidaten als den Kandidaten vereinigter nationaler Parteien bezeichneten, obwohl außer dem sozialdemokratischen noch ein freisinniger und ein nationalliberaler Gegenkandidat vorhanden war. Man operierte also mit schwindelhaften Angaben und Herr Raab hat den Vorwurf, der ihm seinerzeit in Eisenach von der freisinnigen „Tagespost“ und im Reichstag am 21. März vom Reichstagsabg. Baudert gemacht wurde: „die Antisemiten hätten in Eisenach Volksbetrügerei und Bauernfang getrieben,“ bis heute nicht widerlegt. Der „personifizierte Humor“ mag ihn darüber hinweghelfen.

Herr Schack hat bestritten, daß die antisemitischen Handlungsgehilfen in Eisenach als Sprengkolonnen verwandt wurden. Wozu zog man denn in Eisenach aus den Bezirken des deutschnationalen Vereins Hilfstruppen zusammen? Zu welchem Zweck wurden die antisemitischen Jünglinge auf höhere Weisung im Saal geschickt verteilt, wenn die Gegner Versammlungen abhielten? Der Reichstagsabgeordnete für die Lutherstadt Eisenach hat sich wohlweislich in der Reichstagssitzung hinter seinen Freund Lattmann verschanzt, trotzdem mag sich Herr Schack darauf gefaßt machen, daß man die Verunglimpfungen der Eisenacher Bürgerschaft bei der nächsten Wahl auf sein Konto setzt, das zu begleichen er sich dann nicht wird entziehen können.

Herr Lattmann hat, sicher in Uebereinstimmung mit Schack, Dinge behauptet, die geradezu den Tatsachen ins Gesicht schlagen. Wenn Herr Lattmann sagt: „Tiefer Ernst einte alle bürgerlichen Parteien“, darf er nicht vergessen, daß diese Einigkeit gerade von den Antisemiten, die in diesen Wahlkreis eingebrochen sind, zerstört wurde. Weiter sagte Lattmann:

> „Fragen Sie einmal die Führer des evangelischen Arbeitervereins, welche noch tagelang mit dickgeschwollenen Augen umherliefen, fragen Sie den Schutzmann, der hinausgeworfen wurde“.

Nun, viele Eisenacher, die sich für die angegebenen Vorgänge interessierten, haben gefragt. Weder die Führer mit den dickgeschwollenen Augen, noch der herausgeworfene Schutzmann ist zu eruieren. Herr Lattmann hat wahrscheinlich vergessen, sich die Namen zu notieren. Weiterhin behauptete Herr Lattmann, die Sozialdemokraten hätten in Eisenach Stöcke und Schlagringe in den Versammlungen getragen. Stöcke trägt man aber heutzutage selbst in reinantisemitischen Versammlungen. Es ist eine merkwürdige Auffassung des Abgeordneten Lattmann, derart naive Argumente überhaupt zu erwähnen. In den Versammlungen, die in Eisenach zur Reichstagsersatzwahl 1905 stattfanden, ist niemals eine Schlägerei gewesen. Aus welcher Quelle also der Abg. Lattmann die Kunde von den Schlagringen schöpft, ist nicht erweisbar.

Das dürfte wohl genügen, um die Haltlosigkeit der antisemitischen Angaben, die von ihnen vor dem Forum des Reichstags gemacht wurden, in die gebührende Beleuchtung zu stellen. Eisenach kennt jetzt seine Pappenheimer und in Thüringen wird man den Antisemiten 1908 die Quittung ausstellen.

Die Stimme von der Wartburg.

Die Stellung der Juden in Deutschland.*)

Von Richard Eickhoff, M. d. R. u. d. pr. A.

Gibt es in Deutschland überhaupt noch eine „Judenfrage“? In dem Lande, das zahlreiche Männer jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens geboren hat, die auf allen Gebieten des Geisteslebens, in Wissenschaft und Literatur, in Kunst und Technik, in Handel und Industrie

*) In der Wiener „Zeit“ veröffentlicht der freisinnige Parlamentarier, der bekanntlich auch dem Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus angehört, nachstehenden Essay, dessen Inhalt durchaus unseren Anschauungen entspricht mit Ausnahme der am Schlusse berührten Frage über die Wirkung eines eventl. Machtwortes des obersten Kriegsherrn auf den Antisemitismus im Heere; unsere Leser wissen, daß wir hierüber anderer Meinung sind als der verehrte Verfasser.

Hervorragendes geleistet und sich um unser Vaterland wohl verdient gemacht haben? Die Frage ist nicht mit einem einfachen „Ja" oder „Nein" zu beantworten.

Freilich, der Antisemitismus der achtziger Jahre, den Bismarck protegierte, um den „Berliner Fortschrittsring" zu brechen, ist tot — trotzdem oder vielleicht gerade weil ein Graf Pückler seine Brandreden hält und ihm andere Dii minorum gentium dabei von Zeit zu Zeit sekundieren. Ein offizieller Antisemit zu sein, gehört nicht mehr zum guten Ton. Man nennt sich darum im Parlament „Wirtschaftliche Vereinigung" und bezeichnet sich draußen als „Mittelstandspartei". Und wenn auch Herr Stöcker noch zu dieser Partei gehört, der einst die große „Berliner Bewegung" inszenierte: auch Herr Stöcker ist heute nur noch ein Schatten von dem, was er einstens war, und er vermag nur noch parlamentarische Lorbeeren zu ernten, wenn er sich in seinen Reden gegen die Sozialdemokratie wendet, Reden, die manchmal stark an Kapuzinerpredigten erinnern.

Und doch würde man sich täuschen, wollte man annehmen, der Antisemitismus selber sei bei uns tot. Denn weit gefährlicher als der offizielle Antisemitismus ist der verkappte, der gesellschaftliche Antisemitismus, der durchaus nicht immer ein „Sozialismus der Dummen" ist. Dieser Antisemitismus beherrscht in der Tat weite Kreise der mittleren und höheren Beamtenschaft, bis in die höchsten Spitzen hinauf, und er beherrscht nicht minder unser Offizierskorps; er ist es, der bisher verhindert hat, daß unseren jüdischen Mitbürgern diejenige gesetzliche Gleichberechtigung zuteil geworden ist, auf die jeder Bürger eines modernen Staatswesens Anspruch erheben darf. So kommt es denn, daß auch heute noch unsere jüdischen Mitbürger von allen Stellen in der Verwaltung und fast ausnahmslos von den höheren Stellen in der Justiz ausgeschlossen sind. So, und nur so kann man es sich erklären, daß unsere jüdischen Mitbürger, die als Einjährige treffliche Soldaten waren, dennoch mit verschwindenden Ausnahmen, die schon der Vergangenheit angehören, dem Reserveoffizierkorps fernbleiben müssen, weil sie die „Front verderben" würden, wie es im antisemitischen Jargon heißt; denn daß ein Jude aktiver Offizier werden könnte, ist, in Preußen wenigstens, undenkbar. Nur Süddeutschland ist darin toleranter. In der preußischen Armee werden — es ist kaum zu glauben — selbst denjenigen jüdischen Männern Schwierigkeiten bereitet, die sich als Zweijährig-Freiwillige melden, wie ich vor mehreren Jahren im Reichstag nachweisen konnte. Und noch soeben wird mir wiederum aus einer großen Garnison des Westens berichtet, daß ein Regimentsoberst die jüdischen Einjährigen, die sein Vorgänger nach Verdienst befördert hatte, kurzerhand von der Offizierskarriere ausschloß; ein Mangel in der militärischen Qualifikation ist ja rasch entdeckt!

Der g e s e l l s c h a f t l i c h e A n t i s e m i t i s m u s — d a s i s t d e r F e i n d! In den kleinen und mittleren Städten zeigt er sich darin, daß man ehrenhafte jüdische Bürger von der „guten Gesellschaft", von den geschlossenen Vereinen und Klubs fernhält, die sich allerorts gebildet haben, und höchstens einen „Renommierjuden" zuläßt, wie die Junkerpartei stets einen „Renommierbauern" in ihren Reihen zählt. Dieser Antisemitismus zeigt sich darin, daß man — in Breslau war es — einen Verein „christlicher" Referendare gründet, an dessen Stiftungsfest antisemitische Lieder gesungen werden, deren Ton jeder Beschreibung spottet. Er zeigt sich darin, daß man das Standesbewußtsein zu pflegen vermeint, indem man zahlreiche Standesgenossen zu solchen zweiter Klasse degradiert. Er zeigt sich auch darin, daß es den bürgerlichen Parteien geradezu unmöglich geworden ist, einen jüdischen Bürger als Reichstagskandidaten auf den Schild zu erheben: Ludwig Bamberger war meiner Erinnerung nach der letzte freisinnige Abgeordnete jüdischer Konfession im Deutschen Reichstage. Nur mit Hilfe des Dreiklassenwahlrechtes gelingt es in Berlin, Danzig und anderen Städten des Ostens, wo das Judentum ein starkes Element des liberalen Bürgertums darstellt, angesehene jüdische Männer in den preußischen Landtag zu entsenden. Dieser Antisemitismus zeigt sich schließlich darin, daß zahlreiche jüdische Talente sich teils offen, teils heimlich unter die Fittiche der Sozialdemokratie geflüchtet haben und sie geistig und materiell zu stärken bemüht sind. Herr Bebel weiß davon gewiß manches Interessante zu erzählen.

Es ist ein berühmtes Wort Spinozas, daß man die menschlichen Dinge nicht beweinen noch belachen, sondern sie zu verstehen trachten soll. Der Antisemitismus im Deutschen Reiche hat, ebenso wie der Sozialismus, seine Wurzeln in der noch immer zunehmenden Industrialisierung unseres Vaterlandes seit den Tagen des großen Krieges. Auf der einen Seite haben die Vertreter von Handel und Industrie es zur richtigen Zeit versäumt, soziale Reformen im Interesse ihrer Arbeiter und Angestellten ins Leben zu rufen, ohne die ein moderner Industriestaat auf die Dauer nicht gesund bleiben kann; auf der anderen Seite sind Einkommen und Vermögen der gewerbetreibenden Bevölkerung in einer Weise gewachsen, daß die Gehälter selbst der höchsten Staatsbeamten weit dahinter zurückbleiben. Der jetzige Eisenbahnminister, Herr v. Budde, bezog als Generaldirektor der Firma Ludwig Löwe & Ko. vielleicht das Drei- bis Fünffache seines Ministergehaltes. Eben deshalb hat der gesellschaftliche Antisemitismus seine Hauptstütze in der Beamtenschaft, in der Blätter wie die „Tägliche Rundschau" und die „Deutsche Zeitung„" die sich als „unabhängige" Zeitungen für „nationale Politik" bezeichnen, aber einen mehr oder minder starken antisemitischen Einschlag haben, die Lieblingslektüre bilden. Was — ich glaube — Schopenhauer einmal gesagt hat, daß der preußische Staat seine Beamten für die geringe Besoldung mit Titeln und Orden entschädige, trifft auch heute noch zu, und vielleicht heute mehr denn früher, weil die Gehälter gegenüber den infolge einer falschen Wirtschaftspolitik noch künstlich gesteigerten Preisen der Lebensmittel und Verbrauchsgegenstände, vor allem auch den hohen Mietspreisen, immer unzulänglicher werden. Die alljährlichen Etatsberatungen in Reichstag und Landtag legen davon ein beredtes Zeugnis ab, und eine bessere Fürsorge für zahlreiche Kreise der Beamtenschaft wird in den nächsten Jahren eine ernste Aufgabe des Reiches und des Staates sein.

Der gesellschaftliche Antisemitismus findet aber in letzter Zeit eine neue Nahrung in der Tatsache, daß Kaiser Wilhelm II. mit jener erfreulichen Vorurteilslosigkeit, die man in vielen Dingen bei Ihm zu beobachten Gelegenheit hat, zu prominenten Persönlichkeiten jüdischer Abstammung lebhafte, ja fast intime Beziehungen unterhält. Das Wort Ballinismus, das man jüngst geprägt hat, gibt die Stimmung gewisser Kreise wieder. Herr Ballin, der geniale Leiter der großen Hamburger Schiffahrtsgesellschaft; Herr James Simon, der Vertreter eines der größten Berliner Handelshäuser und zugleich ein verständnisvoller Kunstmäcen; Herr Rathenau, einer unserer hervorragendsten Techniker — um nur diese drei zu nennen — genießen den Vorzug, vom Kaiser nicht selten zu Rate gezogen zu werden. Aber kann man es dem Monarchen wirklich verdenken, daß er sich gern mit aufgeklärten und weitschauenden Männern des öffentlichen Lebens unterhält, von denen er eine erfolgreiche Förderung seiner Ideen und Pläne erwarten darf? Muß man es nicht begreiflich finden, daß der Monarch, der nach so vielen Richtungen hin ein durchaus moderner Mensch ist, lieber zu hervorragenden Männern des modernen Lebens Vertrauen hegt als zu zahlreichen Vertretern des adeligen Großgrundbesitzes, die ihm nichts neues zu sagen wissen — es sei denn die alte und doch wenig neue Melodie von der Not der Landwirtschaft? Aber daß dieser Verkehr unseren Ultrareaktionären ein Dorn im Auge ist, kann man sich

denken: sieht doch Herr Liebermann v. Sonnenberg, der bekannte Herold des echten und unverfälschten Antisemitismus, in der soeben erfolgten Nobilitierung zweier Männer jüdischer Abstammung eine Gefahr für die Monarchie, und er malt seinen Getreuen bereits das Gespenst der Republik an die Wand! Difficile est, satiram non scribere!

Nun gibt es in Deutschland zahlreiche Stimmen, die die Meinung vertreten, es bedürfe nur eines Federstriches des Monarchen, um unseren jüdischen Mitbürgern die gesetzliche Gleichberechtigung zu sichern, die ihnen heute noch fehlt; es bedürfe nur eines Machtwortes, um ihnen alle jene Stellen und Berufe in Verwaltung, Justiz und Heer zu eröffnen, die ihnen heute in Deutschland noch verschlossen sind. Aber glaubt man im Ernst, ein solches Kaiserwort, wenn es wirklich gesprochen würde, könnte von heute auf morgen Wandel schaffen? Ich glaube es nicht. Die Verhältnisse sind immer stärker als der Wille der Menschen, und seien es selbst die mächtigsten dieser Erde. Eine Gesundung unserer gesellschaftlichen Zustände kann nur durch die unermüdliche Arbeit derer herbeigeführt werden, die die volle Gleichberechtigung aller Bürger, ohne Unterschied des Glaubens oder der Abstammung, für die unerschütterliche Grundlage jedes modernen Staatswesens, jedes wirklichen Rechtsstaates halten. Justitia est fundamentum regnorum! Diese Aufgabe ist eine der vornehmsten, die der Liberalismus in Deutschland, wie bisher so auch in Zukunft, zu erfüllen hat. Er muß unausgesetzt tätig sein, um in den Reihen derer aufklärend zu wirken, bei denen alte und festeingewurzelte Vorurteile zu überwinden sind, und er muß zugleich danach streben, durch positive Arbeit die großen wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze beseitigen oder doch mildern zu helfen, die zwischen den verschiedenen Schichten unseres Volkes, vielleicht mehr noch als bei anderen Völkern, in Wahrheit bestehen, und die zum großen Teil die Wirkungen einer ungeahnten und ungewöhnlich raschen wirtschaftlichen Entwicklung sind, die an sich für unser Vaterland von großem Segen gewesen ist. Denn wo viel Licht ist, ist bekanntlich auch Schatten. Wenn der Liberalismus bei dieser Arbeit bisher so gut wie erfolglos gewesen ist, so liegt das lediglich daran, daß er im Laufe der letzten Jahrzehnte aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, immer ohnmächtiger wurde. Aber warum sollte dem deutschen Liberalismus nicht auch eine Renaissance beschieden sein, wie sie der englische jüngst wider aller Erwarten erlebt hat? Ist es doch ein deutscher Dichter, der einst gesungen hat: „Es muß doch Frühling werden!"

Jüdische Volksschulen.

Der „Preußischen Lehrerzeitung" wird aus Hameln geschrieben:

„Nur durch ihre öffentlichen Volksschulen mit ihren Vorteilen sind die durchweg kleinen Gemeinden mit nur wenig schulpflichtigen Kindern in der Lage, diesen Religiansunterricht erteilen zu lassen. Das und die Versorgung des Kultusdienstes hat wohl die meisten Gemeinden bewogen, um die Erhaltung ihrer jüdischen Valksschule zu petitionieren. Ihre Zustände sind nicht mit denen der christlichen Gemeinden zu messen. Für diese, die überall eine größere Mitgliederzahl haben, sorgt der Staat mit seinen reichen Mitteln, indem er daselbst Geistliche, Lehrer usw. anstellt, zu deren Besoldung auch die jüdischen Bewohner beitragen. Ja, würden die jüdischen Gemeinden aus den Ortsgemeinden den Betrag zurückerhalten, welcher aus ihren Kammunalsteuern zu Zwecken der evangelischen oder katholischen Schule oder Kirche verwendet wird, so würde wohl manche jüdische Gemeinde in der Lage sein, auf ihre kanfessionelle Schule zu verzichten und dennoch einen Kultusbeamten auch zur Erteilung des jüdischen Religiansunterrichts zu besolden. Noch günstiger, namentlich für die jüdischen Lehrer würde sich die Sache gestalten, wenn die jüdischen Kinder, gleichviel wie groß deren Zahl, die Ortsschulen besuchen würden, und der jüdische Lehrer, der die gleiche Vorbildung wie seine christlichen Kollegen aufweist, an der Schule Anstellung fände, sei es auch nur zur Erteilung der technischen Fächer wie der Realien und des Religionsunterrichts für die jüdischen Kinder. Eine gleich glückliche Lösung würde gefunden, wenn die jüdischen Gemeinden ahne Rücksicht auf ihre Größe den Betrag, welchen sie bisher zur Besaldung des Lehrers aufgewendet hatten, dem nach dem vorliegenden Gesetz zu bildenden Schulverband zahlen und dieser den jüdischen Lehrer mit allen Rechten wie die übrigen Lehrer und der besandern Verpflichtung zur Erteilung des jüdischen Religionsunterrichts anstellen würde. Es ist anzunehmen, daß wohl die meisten Gemeinden gern darauf eingehen würden. Somit wären die Zwergschulen beseitigt, die jüdischen Gemeinden der Sorge um Befriedigung ihrer Kultusangelegenheiten wie Erteilung des Religionsunterrichts enthoben, und der jüdische Lehrer würde nicht einer dunkeln Zukunft entgegengehen. Nach der jetzigen Schulgesetzvorlage erscheinen die jüdischen Bürger wie Almosen-Empfänger von der Gnade des Schulverbands abhängig, da sich in dem Entwurf nirgends eine feste, rechtliche Norm findet. Denn in den Paragraphen, welche die jüdischen Schulverhältnisse behandeln, bleibt alles lediglich dem Schulverband überlassen, ein Wink, den letzterer nur zu gern und zu bald befolgen wird. — Von einer Verfalgung arthodaxer Bestrebungen kann schon aus dem Grunde keine Rede sein, weil nicht allein in einigen Gemeinden der Pravinz Hannover Synagogen-Gottesdienste mit Orgel- oder Harmoniumbegleitung eingerichtet sind, sondern sagar einer der Landrabbiner selbst in einer Orgelsynagage amtiert".

Wir freuen uns, daß auch in jüdischen Fachkreisen die pädagogische Unzulänglichkeit der jüdischen Zwergschulen betont wird, wie wir das an dieser Stelle mehrfach getan haben. Schuld an diesem Zustande haben nicht etwa orthodoxe Bestrebungen, wie der Einsender am Schlusse sehr richtig hervorhebt, sondern der Grund ist in der Verwaltungspraxis der preußischen Unterrichtsbehörde zu suchen. Die jüdische Bevölkerung braucht selbstverständlich einen Kultbeamten und hat auch das berechtigte Interesse, die heranwachsende jüdische Jugend in ihrer Religion unterrichten zu lassen. Würde die Regierung bei einer gewissen Anzahl jüdischer Volksschüler die Anstellung eines jüdischen Lehrers an der Gemeindevolksschule gestatten, natürlich auf Antrag der betreffenden kommunalen Körperschaft, so wäre man aus aller Verlegenheit. Selbstverständlich setzt eine solche Praxis Grundsätze in der preußischen Schulverwaltung voraus, die nicht von der Auffassung ausgehen, daß die Grundlagen der preußischen Volksschule schulrechtlich im Prinzip konfessionell zu regeln seien.

Amerikanischer Brief.

Ein großer und überaus charakteristischer Reinfall soll heute berichtet werden, schon deshalb weil solche Reinfälle, wo es sich um Juden handelt, diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans eine besondere Eigentümlichkeit sind.

Weniger aus eigentlich antisemitischen Gründen als um die Notwendigkeit, (!) die Juden dem Christentum zuzuführen, darzutun, hat der hervorragende Geistliche J. Townsend Russell in einer öffentlichen Versammlung erklärt, Präsident Roosevelt habe statistischen Berichten entnommen, daß 82% der Insassen von Strafanstalten, die wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit bestraft seien, Juden seien und ebenso seien von 72 an einem Tage verhafteten Taschendieben 65 Juden gewesen.

Keiner hatte jemals gehört, daß Roosevelt eine solche Aeußerung einmal getan, die auch, abgesehen von der objektiven Unwahrheit, mit allem in Widerspruch stand, was Roosevelt in den letzten Jahren über die Juden gesagt hat. Nichtsnutzig, wie die Juden nun einmal sind, wollten sie das nicht auf sich sitzen lassen und wandten sich an den Präsidenten mit einer Anfrage. Prompt erfolgte die Antwort, daß schon mehrere dahingehende Anfragen ergangen seien, daß Herr Russell vom Präsidenten befragt worden sei, wer ihm diese angebliche Aeußerung von ihm mitgeteilt habe, und daß Präsident Roosevelt eine solche Aeußerung niemals getan, noch auch eine, die mit ihr irgendwelche Aehnlichkeit habe.

Der geistliche Herr entschuldigte sich bei dem Präsidenten Roosevelt etwas kindlich damit, daß er die betreffende Angabe in der Zeitung Gaelic American gefunden habe und daß er auch den Namen des ausgezeichneten Gewährsmannes dieser Nachricht wisse, daß er aber den Namen nicht nennen dürfe. Er bedauere, daß die Bezugnahme auf den Präsidenten eine falsche gewesen sei, und er sei gern bereit alles zu tun, den unrichtigen Eindruck zu verwischen. Bereits am folgenden Tage antwortete Roosevelt, er wäre sehr dankbar, wenn ihm der Name des Gewährsmannes genannt würde. Er habe niemals eine solche Aeußerung, wie sie ihm in den Mund gelegt worden sei, getan.

Es soll hier nichts von der deplazierten Diskretion des Geistlichen gesagt werden, der indiskret genug ist, auf Grund einer Notiz in einer notorisch unzuverlässigen Zeitung eine Massenverleumdung weiter zu verbreiten, ja ihr durch das Zitieren erst Verbreitung und Bedeutung zu verschaffen. Noch dazu einer Verleumdung, die allem widerspricht, was über die Juden bekannt ist. Aber so machen es die Antisemiten hüben wie drüben. Kritiklos werden die unglaublichsten Dinge geglaubt und veröffentlicht, sobald es sich um den Juden irgend nachteiliges handelt. Es wird geglaubt, weil es gewünscht wird, oder es wird auch nicht geglaubt von denen, die es verbreiten, in der sicheren Erwartung, daß es, auch wenn es noch so unsinnig ist, von der blöden Menge geglaubt werden wird.

In seinem oben erwähnten Briefe an den geistlichen Herrn bittet Präsident Roosevelt, dieser möchte bei gegebener Gelegenheit konstatieren, er, der Präsident, habe niemals die ihm zugeschriebene Aeußerung getan. Ob Herr Townsend Russell jemals eine Gelegenheit, die er herbeizuführen verpflichtet wäre, finden wird, ob er, wenn er nicht umhin kann, es zu tun, die Genugtuung nicht so gewunden geben wird, wie er sich der Namennennung entwunden hat, wird man zu sehen. Vorläufig kann der ehrwürdige Herr nur sehen, daß er seiner Sache geschadet hat. Das „New York Evening Journal", welches konstatiert, daß weder der Verleger noch der Redakteur des Blattes Juden seien, und daß die redaktionellen Artikel auch nicht von Juden geschrieben werden, gibt dem Herrn Russell den Rat, sich um die Angelegenheiten seiner Gemeinde zu kümmern und die Juden in Ruhe zu lassen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Uebergang der „Staatsbürgerztg." in den Besitz des Herrn Stöcker hat im Lager der Reformpartei, deren Hauptorgan das Blatt nahezu $1^1/_2$ Jahrzehnte gewesen ist, sehr verschnupft. Der frühere Ahlwardt-, spätere Pückler-, jetzige Stöcker-Moniteur hatte zwar bei dem Besitzwechsel jegliche Aenderung seiner bisherigen politischen Haltung in Abrede gestellt; die Augen einer treulos Verlassenen sehen aber scharf und so wird denn der „Staatsbürgerztg." jetzt in der „Hessischen Rundschau" von einem früheren Mitarbeiter ein schmerzliches Abschiedslied gesungen:

„Als am 15. Februar d. J. die „Staatsbürgerztg." in den Besitz der christlichsozialen Tageszeitung „Das Reich" überging, war es vorauszusehen, daß damit ihr Geschick besiegelt war. Die Bemerkung der Redaktion, daß dieser Besitzwechsel ohne Einfluß auf die Richtung der Zeitung bleiben würde, nannte die „H. R." in ihrer Nummer vom 17. Februar mit Recht eine fromme Selbsttäuschung und setzte hinzu, daß fortan nur noch der gedruckte Kopf der beiden Blätter verschieden sein werde. Mit dieser Prophezeiung hat sie Recht behalten, auch gegen den neuen Herausgeber der „Staatsbürgerztg.", Herrn Kammer, der unterm 16. Februar folgendes glauben machen wollte:

„. . . . Diese äußere Veränderung bedeutet keinen Wechsel in der nationalen und politischen Haltung der „Staatsbürgerztg." Auch in Zukunft sollen in der „Staatsbürgerztg." alle deutschnationalen Richtungen ihren Sammelpunkt finden. Die Tatsache, daß der Unterfertigte nach wie vor Herausgeber der „Staatsbürgerztg." bleibt, dürfte allen seinen Freunden in der deutschnationalen Bewegung und vornehmlich in der Reformpartei die Gewähr bieten, daß die „Staatsbürgerztg." nicht von einem einseitigen Parteistandpunkt, sondern von allgemein deutschnationalen Gesichtspunkten weiter geführt werden wird, und daß in ihr auch in Zukunft die nationalreformerisch gesinnten Parteien sowohl in ihrem äußeren Wirken wie in ihrer inneren Entwicklung eine stete Förderung und Beachtung finden werden. . . ."

Bei Herrn Kammer, einem guten alten Reformer, war der Wunsch der Vater des Gedankens. Sein Brief war für den Scheiterhaufen reif, er selbst ein Ketzer im „heiligen römischen Reich", und wohl deshalb verschwand er schon wenige Tage darauf in der politischen Versenkung, um als Verantwortlicher des nichtpolitischen Teiles der „Staatsbürgerztg." wieder aufzutauchen. Nun hat er das zweifelhafte Vergnügen, mit Herrn Friedrich Müller, seinem mitverantwortlichen Kollegen, die alte theologisch-politische Streitfrage auszufechten, ob Predigten dem politischen oder dem nichtpolitischen Teil eines angeblich nationalen Blattes zuzurechnen sind. Denn auch das gehört zu den Aufgaben der „Staatsbürgerztg." im neuen Reich, daß sie ihre Spalten je nach Bedarf und Laune mit den Reden des Hofpredigers a. und z. D. zu füllen hat. Von einer reformerisch-nationalen Richtung ist in diesem Blatte nichts mehr zu spüren, es sei denn, daß man von einer solchen schon reden will, wenn etliche Führer der Reformpartei gutmütig genug sind, sich um den Preis der Mitarbeiterschaft für die neue „Staatsbürgerztg". auf ein gänzlich ungefährliches Gebiet abdrängen zu lassen und über Warenhäuser oder sächsische Wahlrechtsfragen schreiben. Auch haben sie die angenehme Aussicht, von der Reichsregierung der Staatsbürgerin rühmend erwähnt zu werden, wenn sie eine Familienfestlichkeit begehen, so neulich im Falle Gräfe anläßlich seiner silbernen Hochzeitsfeier. Die Politik der Reformpartei ist für die jetzige „Staatsbürgerztg." ein noli me tangere im Guten wie im Bösen".

Die „Hess. Rundschau" sucht diese Behauptung in erster Linie damit zu beweisen, daß die Parlamentsreden der Abgeordneten der Reformpartei von der „Staatsbürgerztg." nur ganz dürftig wiedergegeben werden, während die Reden der beiden christlichsozialen Abgeordneten und der Gruppe des Herrn Liebermann von Sonnenberg in größter Ausführlichkeit den Lesern vorgeführt werden, und fährt alsdann fort:

„Die Rosenzeit der verdienten Staatsbürgerin waren die achtziger Jahre mit ihrer ebenso rasch hochflutenden wie abflauenden antisemitischen Bewegung. Eine blos negierende Bewegung ist eben auf die Dauer undenkbar. Wer lediglich die Judenfrage lösen will und an allen großen Menschheitsfragen vorbeisieht, der fällt seiner Borniertheit bald zum Opfer. Kommt dazu noch die Verkuppelung dieser Frage mit allen möglichen reaktionären und hochkonservativen Interessen, für welche die Stöckerianer und Liebermänner als Bremser und Rangierer tätig waren und sind, so kann es nicht verwundern, daß die breiten Schichten des Volkes bald von dieser Richtung genug hatten. . .

Diese Gelegenheit hat die „Staatsbürgerztg." samt ihrer Partei in ihrer Rosenzeit verpaßt, war daher nach kurzer Blüte zu einem harten Daseinskampf gezwungen und hat schließlich in diesem die Waffen strecken müssen, um nun verbittert und enttäuscht in dem ihr vom „Reich" liebevoll reservierten Alterstübchen unterzukriechen. Weit von Menschen verwimmert sie dort, und wie sich jeder im Greisenalter wieder der Kindheit nähert, so auch sie, aus deren Spalten uns jetzt gleichsam die frühesten Kindheitserinnerungen der „Alten, — Held'schen" entgegenleuchten. Es ist noch garnicht so lange her, da erging sie sich in recht gotteslästerlichen Redensarten, über dem Strich trieb vorchristliches Heidentum, unter dem Strich ein direkter Wotanskult sein Unwesen. Das war das letzte Aufflackern an der Schwelle des Greisenalters, die letzte Reaktion gegen die tagtäglich zunehmende Verkalkung ihrer Arterien. Nunmehr ist sie gänzlich in sich zusammengesunken und lispelt mit zahnlosem Munde die frommen Gebete ihrer Kindheit. Was jedoch so eine alte Marketenderin ist, die kann selbst in der Todesstunde noch nicht das Fluchen lassen, und manchmal schimpft sie noch recht kernig selbst in den heiligen Hallen des „Reichs". Doch das ist weiter nicht aufregend, die zahnlose „Alte, — Held'sche" beißt keinen mehr.

Lange schon standen ihre Konferenzzimmer in der Lindenstraße in Berlin leer, ihre Sprechstunden waren von 80—90, nach 90 hat sie eigentlich keinem mehr so recht etwas zu sagen gewußt. Mit leeren Redensarten aber läßt sich auf die Dauer keiner abspeisen, und so verlor die Zeitung der Staatsbürger einen Staatsbürger nach dem andern. Daß sie demzufolge mit leichtem Gepäck und ohne großes Gefolge in das „Reich" übersiedelte, ist klar. Weniger klar ist es aber, wenn das „Reich" glauben sollte, dadurch Zuwachs und Blutauffrischung zu erhalten. Alte Leute vergißt man leicht, junge Leute pflegen nur Erbtanten zu besuchen. Von Tante Held ist jedoch nichts zu erben. So werden sich alsbald auch ihre letzten Neffen noch von ihr zurückziehen, und selbst Herr Kammer, der sozusagen

nur in wilder Ehe mit ihr lebt, wird sie verlassen. „Staatsbürger“ unseres Schlages können eben nicht in einem „Reich“ gedeihen, wo der politische Pastor regiert, dies Unding nach Bismarcks und Wilhelms des Zweiten Meinung“.

Diese Charakteristik der „Staatsbürgerztg.“ ist gar nicht so übel; sie wird sich auch hüten, dagegen etwa zu remonstrieren, da die „Hess. Rundschau“ sicherlich noch nicht den letzten Pfeil aus ihrem Köcher entnommen hat.

Der Fall Hirschel. Die „Frankf. Ztg.“ (27. 3.) schreibt:

„Im Gegensatz zu den bisherigen unsicheren Gerüchten erfahren wir jetzt aufs Bestimmteste von sehr unterrichteter Seite, daß der 2. Direktor der landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft zu Friedberg, Landtagsabgeordneter Hirschel, von dem 1. Direktor Oekonomierat Schlenke in Friedberg bei der Staatsanwaltschaft wegen Unterschlagung von Genossenschaftsgeldern in mehreren Fällen angezeigt worden ist. Die Anzeige war für Herrn Schlenke aus naheliegenden Gründen geboten, nachdem er wußte, daß von anderer verantwortlicher Stelle aus gegen Hirschel nichts getan werden sollte. Die Meinung also insbesondere, daß es sich blos um geschäftliche Unregelmäßigkeiten, namentlich um „verspätetes“ Abliefern von Geldern zur Kasse handele, ist irrig. Zurückerstattet hat allerdings Hirschel die Gelder — aber erst unter dem Druck der Verhältnisse, also in diesem Sinne „zu spät“. Die falschen Verbreitungen lassen sich wohl am natürlichsten durch die unrühmlichen Vertuschungsversuche der politischen Freunde Hirschels und der sonst für ihn Interessierten erklären. Das Gewebe ist aber bereits zu durchsichtig und wird restlos auseinander gesponnen werden können — sicher nicht zum Nachteil der hessischen bäuerlichen Bevölkerung, die zum Teil immer noch zu Hirschel wie zu einem Halbgott hinaufschaut, und sicher auch nicht zum Nachteil der Genossenschaftssache, deren Bedeutung Hirschel in Worten und in Taten verschieden gewürdigt hat. Landgerichtsrat Wehner von Gießen hat in Friedberg als Untersuchungsrichter schon umfangreiche Vernehmungen vorgenommen“.

Die mehrfach erwähnten Nobilitierungen aus Anlaß der silbernen Hochzeit des Kaisers haben Herrn Th. Fritsch, den Herausgeber des „Hammer“ ganz aus dem Häuschen gebracht. In einem wutschnaubenden Artikel „Israel Triumphator“ apostrophiert er den Kaiser:

„Solcher Sachlage gegenüber sich in ein geduldiges Schweigen zu hüllen, wäre Feigheit und Verbrechen. Der Einwand, daß ein Herrscher schließlich — so gut wie ein Privatmann — das Recht habe, sich seinen Umgang nach Belieben zu wählen, ist nicht ganz zutreffend, denn die Handlungen des deutschen Kaisers gehören der Oeffentlichkeit; jedoch wäre nicht viel einzuwenden, wenn es sich nicht gerade um Hebräer handelte. . . .

Wo es aber am meisten gilt, Schleier der Verblendung zu zerreißen — das ist oben! Die Männer um den Kaiser haben die Pflicht, endlich zu reden, — sonst wird sie der Fluch der Feigheit für alle Zeiten treffen. Und wenn es nicht geschieht, so wollen wir als treue Söhne unseres Volkes und Vaterlandes uns wenigstens nicht daran hindern lassen, zu sagen, was wir fühlten. Die Handlungen des Kaisers erfüllen den besten Teil des Volkes mit wachsender Besorgnis. Es ist unverkennbar, daß der Kaiser die Fühlung mit dem deutschen Volksgeiste verloren hat. Wir kennen viele treffliche Männer, die treu zur Monarchie stehen, die aber in tiefe Trauer geraten über das, was geschieht. Wenn es genügt, ein reich gewordener Spekulant zu sein, um in den Adelstand erhoben und zum Vertrauten des Kaisers gemacht zu werden: wo soll da die Ehrfurcht im Volke vor der Monarchie bleiben? Das Wesen der Aristokratie muß im öffentlichen Ansehen sinken — und damit das Ansehen der Krone selber, die der erste Edelmann im Staate trägt.

Die Anschauungen in den höchsten Regierungs-Kreisen bewegen sich in einer gefährlichen Dissonanz mit dem Empfinden im deutschen Volke. Es kann kaum schwerer gegen das Staats-Ansehen verstoßen werden, als es letzt von gewissen hohen Stellen aus geschieht. Das Vertrauen zur Reichs-Regierung ist in raschem Schwinden begriffen; darüber sollte man dem Kaiser doch endlich reinen Wein einschenken.

Aber es scheint fast, als sei der Kaiser bereits so dicht von den Feinden unseres Volkes umstellt, daß die Stimme seiner ehrlichen Deutschen nicht mehr zu ihm bringen kann. Eine unheimliche Kluft tut sich auf zwischen Herrscher und Volk. Wo ist der Ritter, der sich in den Abgrund stürzt, um ihn zu schließen;? — Gibt es denn keinen einzigen preußischen Adligen, der bei dieser Gelegenheit seinen Adel niederlegt?“

Diese Jeremiaden illustrieren recht hübsch die „granitene“ monarchische Treue der Antisemiten, die sofort ins Wanken kommt, sobald einmal ein paar Personen jüdischer Abstammung durch kaiserliche Gunstbezeugungen ausgezeichnet werden.

Vermischtes.

Der Abg. Julius Lenzmann ist kürzlich im 62. Lebensjahre gestorben. In dem heimgegangenen scharfsinnigen Juristen und charakterfesten Politiker verliert der Deutsche Reichstag, dem Lenzmann zwei Dezennien angehört hat, einen ganz hervorragenden Redner, der Liberalismus einen seiner bewährtesten Vorkämpfer. Durch den Tod Lenzmanns wird auch der Verein zur Abwehr des Antisemitismus schwer betroffen. Der westfälische Volkstribun hat den Aufruf zur Begründung des Vereins mitunterzeichnet und im Sinne seiner Bestrebungen im Parlament und außerhalb desselben alle Zeit mit Nachdruck gewirkt. In den letzten Jahren war Lenzmann auch Mitglied des Vereinsvorstandes. Ehre seinem Andenken!

Köln. Im „Israel. Gemeindeblatt“ lesen wir: „Einer der hervorragendsten Bürger unserer Stadt, Herr Kommerzienrat Peter Josef Stollwerk, ist dieser Tage zu Grabe getragen worden. Es ziemt sich wohl, des Verstorbenen an dieser Stelle zu gedenken, denn mit ihm ist einer von jenen, in unseren Tagen leider so seltenen Männer dahingegangen, die in der Zeit der Blüte des Antisemitismus, wo die Antisemiten jeden hervorragenden Mann anpöbelten, der nicht in ihr Horn blies, furchtlos und mit aller Entschiedenheit gegen die „Schmach des Jahrhunderts“ Stellung nahmen. Sein weichfühlendes Herz hatte er gar oft reden lassen zu der Zeit, als große Schaaren armer jüdischer rumänischer Untertanen unsere Vaterstadt passierten. In seiner Eigenschaft als rumänischer Generalkonsul unterstützte er damals recht viele durch materielle Gaben und gar mancher von diesen Aermsten, dem sein Rat auf die Dauer noch mehr genutzt hat als die geldliche Unterstützung, wird die Nachricht von dem Hinscheiden des „guten Konsuls am Rheinesstrand“ schmerzlich beklagen.“

Zur Frage der jüdischen Reserveoffiziere gehen uns interessante Mitteilungen zu, für deren Richtigkeit der Verfasser der Zuschrift nicht nur selbst einsteht, sondern auch Zeugen namhaft macht, die wir aber doch mit der durch den Inhalt gebotenen Reserve wiedergeben. Die Zuschrift lautet:

„Das 8. Württembergische Infanterieregiment 126 zu Straßburg i. Els. stand bis März 1905 unter der Führung des Obersten von Löffler. Dieser Offizier konnte zwar auf die Beförderung jüdischer Einjähriger zu

Offizieren der Reserve keinen bestimmenden Einfluß ausüben; immerhin tat er, was er konnte: er beförderte seine jüdischen Einjährigen nach Verdienst, wie die übrigen Einjährigen. So kam es, daß, als dem antisemitischen Obersten von Gerak das Regiment 126 übertragen wurde, sich folgender schrecklicher Zustand vorfand: Ein ehemaliger Einjähriger jüdischer Konfession hatte es bis zum Offiziersaspiranten und Vizefeldwebel d. R., zwei andere ebenfalls zu Offiziersaspiranten und Unteroffizieren d. R. gebracht; die vorhandenen 7 jüdischen Einjährigen mußten, da der „verflossene" Oberst alles geregelt hatte, von dem neuen Kommandeur zu Gefreiten ernannt werden. Aber der Herr Oberst wußte Rat: die beiden jüdischen Unteroffiziere, die am Anfang seines Regimes die Uebung antraten, wurden nicht befördert, — die übrigen Unteroffiziere sämtlich; dem Vizefeldwebel, der die Uebung B machte, wurde die Qualifikation nicht erteilt, — den übrigen sämtlich. Die jüdischen Einjährigen wurden aus dem Offiziersunterricht entfernt und keiner zum Unteroffizier befördert. Dagegen durften sie Unteroffiziersdienste leisten. Einer der Einjährigen, den man aus dem Offiziersunterricht auszuschließen vergessen hatte, wurde unmittelbar vor dem Ausrücken zur Prüfung am Kasernentor auf höheren Befehl zurückbeordert.

Was wir hier ausgeführt haben, wird die Leser nicht weiter in Erstaunen setzen, wir beabsichtigten auch nicht, etwas neues zu erzählen. Was aber den oben geschilderten Vorgängen charakteristisch ist, ist folgendes: Man bestreitet offiziell, daß die jüdischen Einjährigen wegen ihrer Konfession in der Beförderung zurückgesetzt werden. Wie die Sache liegt, glauben wir, daß auch der geschickteste Diplomat in vorliegendem Fall den Versuch vergebens machen würde, den Obersten v. Gerack aan der Anschuldigung rein zu waschen, daß er bei jüdischen und nichtjüdischen Einjährigen einen verschiedenen Maßstab anlege. Das glaubt kein Mensch, daß gerade zu der Zeit, als Herr v. Gerock das Regiment übernahm, die ihm zugewiesenen jüdischen Offiziersaspiranten und Einjährigen plötzlich nichts mehr taugten. Ob Oberst v. Gerack geglaubt hat, mit eiserner Hand in die durch die konfessionelle Vorurteilslosigkeit seines Vorgängers geschaffenen Zustände hineinfahren zu müssen, oder ab irgendwoher zärtlich gewinkt worden ist, wissen wir nicht. Wir neigen zur ersteren Annahme."

B. F. **Gegen Heine für 20 Pfennig!** Man schreibt uns: In Frankfurt a. M. veranstaltete am 20. März der „Deutsche Verein" eine Protestversammlung gegen die Errichtung eines Heinedenkmals, die eine „nationale, sittliche und religiöse Gefahr für das Deutschtum sei und als typisches Zeichen für die unheilvolle Anmaßung des Judentums betrachtet werden müsse." Das Judentum walle mit dem Heinedenkmal, „den Rassegenossen feiern". Die Teilnahme an der Entrüstung gegen Heine und das Heinedenkmal war gegen 20 Pfennig Eintrittsgeld gestattet. Herr Henningsen-Hamburg, als deutschsozialer Mittelstandsvertreter bekannt, zeigte sein literarisches Talent in ebenso hervorragender Weise, wie er mit rührender Ungeschicklichkeit aus Heines Schriften alle die Stellen „vortrug", die nach seiner und somit auch nach der Ansicht der übrigen braven Mittelständler unsittlich, unreligiös und vaterlandsfeindlich sind. Daß er dabei recht wenig Verständnis für das Wesen der Satire zeigte, wurde nur von einzelnen aus der Versammlung bemerkt und bemängelt. Seinen Haupttrumpf spielte der Referent aber mit dem Gutachten der beiden „großen Literarhistoriker" Ferdinand Avenarius und Bartels aus. Er tat sich etwas ganz besonderes darauf zugute, daß selbst die „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus" die Fähigkeiten des Herrn Bartels anerkannt hätten! Zwischenrufe gegen diese Behauptung wurden einfach niedergeschrieen. Was der Versammlung ein besonders trostloses Gepräge gab, war das Erscheinen eines protestantischen Geistlichen, des Herrn Werner-Frankfurt. Dieser Prediger der christlichen Liebe verschmähte es nicht, in dieser Versammlung des politischen Vereins (Deutscher Verein) zu erscheinen, um die Anwesenden aufzufordern, „es nicht bei den Protestreden bewenden zu lassen, sondern praktische Arbeit zu leisten". Diesen letzteren Ausdruck präzisierte der Vorsitzende alsbald unverblümt dahin, daß sich Alle zu einer Organisation vereinigen und natürlich dem „Deutschen Verein", der diese praktische Arbeit leiste, beitreten müßten. Als ein „Herr Müller", der sich nachher sofort als Jude vorstellte, ohne indes besonders taktvoll zu sein, dem Herrn Pfarrer das Goethesche Zitat: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich Sie in der Gesellschaft seh" zurief, mußte die Versammlung durch den Vorsitzenden geschlossen werden. Veranlassung dazu gab eine wüste Szene, einige „Herren" sprangen auf den Redner zu und würgten ihn am Halse, und nur mit Mühe konnte sie der Vorsitzende von weiteren Tätlichkeiten zurückhalten. Herr Pfarrer Werner besann sich hier auf seine amtliche Mission des Friedens und ersuchte die Anwesenden, Ruhe zu bewahren, damit nicht „am nächsten Tage der Draht der Judenpresse von einer antisemitischen Radauversammlung in Frankfurt melden könne".

Heinrich Heine und der Großherzog von Hessen. Wie mehrere süddeutsche Blätter berichten, empfing der Großherzog von Hessen einen Vertreter des Darmstädter Sonderausschusses für Heinrich Heines deutsches Denkmal und versicherte, das Unternehmen dürfe seiner freudigsten Zustimmnng gewiß sein. Es erfülle ihn mit Befriedigung, daß der große Dichter, der die deutsche Sprache mit einer Feinheit und Eleganz gehandhabt habe, deren kaum die französische Sprache fähig sei, nun auch in Deutschland das längst verdiente Denkmal erhalten solle. Und da freue es ihn, daß gerade seine als Kunststadt aufstrebende Residenz in die erste Reihe der deutschen Städte gerückt sei. Der Großherzog gab dem Wunsche Ausdruck, das Denkmal möge seinen Platz nicht in Berlin, sondern am Rheine finden, einmal weil in diesem Falle die sentimentale, im deutschen Volke bekanntere und beliebtere Seite des Dichters mehr zum Ausdrucke komme und dann auch, weil der Rhein im Gegensatz zu Berlin doch von jedem Deutschen einmal besucht werde.

Diese entsetzliche Nachricht ist einem Korrespondenten der „Staatsbürgerztg." so in die Glieder gefahren, daß er mit ihrer Meldung dem genannten Blatte die Kosten eines Eigentelegramms aufbürden zu müssen glaubte. In vorsichtiger Weise, wie es einem souveränen Fürsten gegenüber geboten ist, wird dazu bemerkt, daß der Großherzog von Hessen „eigene Wege gehe." Aber die Souveränetät schützt den fürstlichen Uebeltäter nicht vor einer weiteren Bemerkung, deren Fassung uns an den Zartsinn und die Geschicklichkeit des Scheiterhaufenbriefschreibers erinnert, ohne daß wir darum schon die Bemerkung öffentlich Herrn Stöcker selbst zuschreiben möchten. Diese Bemerkung lautet: „Die schweren Lebenserfahrungen, die er (der Großherzog) hat machen müssen, mögen ihn wohl dazu geführthaben, manches in Heines Gedichten als echt empfunden anzusehen, was Heine nur frivol gemeint hatte."

Woher weiß denn der Kommentator im Stöckerblatte, was Heine gemeint hatte, und wer sagt ihm, daß der Großherzog von Hessen nicht richtiger Heinesche Gedichte interpretiert und versteht als er selbst, der an Heine kein gutes Haar läßt und ihn als „das ärgste Lästermaul" bezeichnet? Jeder Unparteiische würde, ohne sich lange zu besinnen, das Antisemitenblatt von vornherein Heine gegenüber für befangen erklären, den Großherzog aber als einen Mann, der

Gefallen an Heines Werken gefunden hat gleich Millionen Anderer, soweit die deutsche Zunge klingt und darüber noch hinaus.

Zum Schluß legt das Antisemitenblatt dem Großherzog eine ganze Reihe unverschämter Fragen vor, die dieser in seiner Eigenschaft als gebildeter Mann übel nehmen könnte, aber nicht übel nehmen wird, um zuletzt noch zu bemerken, der Großherzog hätte, wenn er die ihm vorgelegten Fragen über Heine bejahen könnte, „seine Worte nicht gesprochen."

Die gute „Staatsbürgerztg." weiß nicht nur, was Heine gemeint hat, sondern auch was der Großherzog von Hessen meinen würde. Welche Selbstüberhebung, und alles das, nur um einen toten Dichter zu verdammen, der als Jude geboren ist.

Ueber die Unterdrückung der jüdischen Intelligenz in Rußland schreibt man der „Bresl. Ztg." aus Petersburg:

„Die russische Polizei hat wieder angefangen, mit aller Strenge gegen die Juden vorzugehen, welche sich illegal außerhalb des Ansiedelungsrayons niedergelassen haben, und sie von dort, nicht selten per Schub, auszuweisen. Besonders leidet darunter die jüdische Jugend, welche nach dem Abgang vom Gymnasium sich nach einer der Universitätsstädte begeben muß, um dort ihre Ausbildung abzuschließen. Da aber in allen diesen Städten den Juden der Aufenthalt untersagt ist, so kommt es sehr häufig vor, daß der angehende Student, statt in die alma mater, in den Polizei-„Utschastock" (Revier) kommt, wo er, besonders wenn er einen leeren Beutel oder eine verschlossene Hand hat, eine „standesgemäße" Behandlung erfährt und obendrein noch „freie Fahrt" als Dessert erhält. Im günstigsten Fall erhält ein solcher Student einen Zwangspaß („Wolfspaß"), gültig für zwei bis vier Tage, mit der Verpflichtung, die Universitätsstadt sofort freiwillig zu verlassen und bis zu der gegebenen Frist sich bei der Polizeiverwaltung seines Zugehörigkeitsortes zu stellen. Natürlich aber ist der wohlhabende junge Mann, der der heiligen Hermandad seine Dankbarkeit im voraus bezeugen kann und will, ihr nur ein willkommener Gast und kommt auch, wenn er weiter gut „schmiert", allen Aufnahmebeschränkungen zum Trotz, bequem und leicht in den Tempel der Wissenschaft. Infolge dieser „schmierigen" Wirtschaft gehört es zu den täglichen Erscheinungen, daß junge Leute, welche das Gymnasium cum laude, mit der silbernen oder auch goldenen Medaille absolviert haben, jahrelang, ohne Aufnahme in die Hochschule zu finden, „bummeln" müssen, während für die unbegabtesten Söhne reicher Eltern die Pforten der Universität immer offen stehen. Es ist aber ebenso ein offenes Geheimnis, daß die meisten jüdischen Studenten sich bei der Polizei als Handwerker anmelden lassen und zu diesem Zweck sich aus irgend einer unter „obrigkeitlicher Kontrolle" stehenden Zunftverwaltung ein Zeugnis mit Amtssiegel für den schwankenden Preis von 10 bis 50 Rubel kaufen, um, ausgestattet mit diesem fiktiven Diplom und des Wohlwollens des betreffenden Polizeioffiziers sicher, in der sonst „verbotenen" Stadt aus dem Born der Wissenschaft „gesetzlich" schlürfen zu können; denn jüdische Handwerker dürfen nach dem russischen Gesetz überall leben. Dagegen haben es arme Studentinnen, die ein teures Handwerkerdiplom nicht erschwingen können, in einer Beziehung „leichter". Sie lassen sich mitunter (ich erzähle Fakta!) gratis ein Aufenthaltszeugnis ausstellen vom „polizeiärztlichen Komitee" (Sittlichkeitspolizei), wenden sich vertrauensvoll mit Tränen in den Augen an einen menschenfreundlichen Arzt (meist Glaubensgenossen), der ihren Namen in sein Buch einträgt und ihnen, ohne sie der schmachvollen Untersuchung zu unterziehen, den nötigen Vermerk in ihr gelbes Diplom („gelbes Billet" offiziell genannt) zweimal wöchentlich einträgt. Man kann sich leicht vorstellen, welche Gefühle ein anständiges, ehrliches, nach Bildung strebendes Mädchen oder ein ideal angelegter Jüngling für ihre Peiniger haben müssen, und begreifen, warum gerade die jüdische lernende Jugend einen so großen Prozentsatz erbitterter Feinde des herrschenden Regimes liefert. Zum größten Teil ist es ihre Rechtlosigkeit und die von den Regierungsautoritäten geübte Willkür, welche sie in die offenen Arme der Sozialisten und Anarchisten treiben.

Man muß aber gestehen, daß unsere Polizei nicht nur die armen Teufel quält, sondern auch jede Gelegenheit ausnutzt, um auch die „geizigen", reichen Juden, von denen sie nichts hat, ihre Macht fühlen zu lassen. Besonders tut sie das bei der Behandlung jüdischer Künstler und anderer Notablen. Es dürften einige Beispiele genügen. Der berühmte Schauspieler Adolf v. Sonnenthal wurde aus Riga, wohin er sich zur Absolvierung einiger Gastspiele begeben hatte, rücksichtslos, trotz aller Verwendung der dortigen Theaterkommission, ausgewiesen, ebenso aus Petersburg der berühmte Heldentenor Michailow von der Moskauer Kaiserlichen Oper. Dasselbe Schicksal erreichte den englischen Sir Montagou, und lediglich der Intervention einer hohen Persönlichkeit gelang es, vom Minister des Innern, Plehwe, die Erlaubnis zum Aufenthalt auf einige Tage in der Residenz für den bekannten verstorbenen Führer der Zionisten, Dr. Herzl, zu erwirken.

Aber auch das Geschwisterpaar Zernezki, welches in Berlin mit großem Erfolge im Saale Bechstein debütierte, kann von dem frevelhaften „Spiel" der Moskauer Polizei „ein Lied singen". Die Künstlerinnen kamen auf ihrer Tournee nach der alten Residenz ihres Vaterlandes, Moskau, trafen alle erforderlichen Arrangements, ließen Affichen drucken und sollten im künstlerischen Theater, dem größten Moskaus, dessen Ensemble gegenwärtig ebenfalls in Berlin gastiert, einige Konzerte geben, aber siehe — die allwissende Polizei erfuhr von diesem „verbrecherischen" Vorhaben noch rechtzeitig und wies sie sofort aus. Weder Bitten, noch Tränen vermochten das Herz des diensteifrigen damaligen Oberpolizeimeisters Trepow (späteren Ministers des Innern) zu erweichen, und so entschlossen sich denn die Künstlerinnen schweren Herzens, unter falschen Pässen, als Männer verkleidet, nach Petersburg zu reisen, um wenigstens dort die in den Zeitungen bereits angekündigten Konzerte abhalten zu können. Die Schwestern hatten bereits drei Konzerte gegeben, und es schien alles glatt von statten zu gehen, aber schließlich währte auch dieses Glück nicht lange: die „Verbrecherinnen" wurden von einem Polizisten erkannt, dem Polizeimeister vorgestellt, welcher auch nicht zögerte, sie dem Untersuchungsrichter unter der Anklage der Benutzung einer falschen Legitimation zu übergeben. Untersuchungsrichter und Prokurator taten eifrig das Ihrige, und so kamen bald die gefeierten Künstlerinnen auf die Anklagebank im Bezirksgericht in Petersburg, welches, ungeachtet der glänzenden Verteidigungsrede des bekannten Advokaten Hillersohn, die Uebertreterinnen des Paßgesetzes zu einer Arreststrafe verurteilte. Glücklicherweise wurden sie jedoch durch das kaiserliche Gnadenmanifest vom 19. August 1904 von der Verbüßung dieser Strafe befreit, mußten aber einen Revers unterzeichnen, daß sie es nie mehr wagen werden, nach Moskau unangemeldet und gar als Männer verkleidet zu kommen. Dieser Prozeß hat seinerzeit in Künstlerkreisen Aufsehen und Entrüstung erregt und ist im juristischen Fachjournal „Prawa" vom 28. April 1904 ausführlich abgedruckt."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 14. **Berlin, 4. April 1906.** **16. Jahrgang.**

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3878.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit**, **Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Einst und jetzt.

Im Anschluß an den in der vorigen Nummer wiedergegebenen Aufsatz, in welchem Professor Eickhoff von dem zunehmenden gesellschaftlichen Antisemitismus bei uns in Deutschland spricht, sei uns eine Gegenüberstellung gestattet, die, wie wir glauben, interessieren wird.

Der Antisemitismus ist tatsächlich nur in seinem Namen neu. In Wirklichkeit hat es früher, wie auch nur natürlich, einen viel weitergehende Absonderung von den Juden gegeben. Die Gründe waren nicht antisemitischer Natur, wie heute, sondern religiöser, ferner gegenseitige Fremdheit und eine Abneigung, mit Leuten umzugehen, die damals noch in deutschkultureller Hinsicht rückständig, nicht emanzipiert waren und in den weitaus meisten Fällen Kleinhandel trieben. Um so anerkennenswerter ist es, daß, als die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten auch bei uns mehr Boden gewonnen hatte, diejenigen, die nicht nur zu den Gebildeten gerechnet wurden, sondern wirklich gebildet waren, die veralteten Anschauungen gänzlich über Bord warfen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts forderte einmal der frühere altliberale Minister v. Bonin einen jungen Juden auf, sein Haus zu besuchen, das stets offen für ihn sein werde. Der junge, obendrein ostelbische Jude glaubte, der Minister wisse nicht, daß er Jude sei, und mit der Unbescheidenheit, die nun einmal den Juden eigen sein soll, hielt er es für seine Pflicht, den Minister darauf aufmerksam zu machen, daß er ja Jude sei. „Aber, lieber junger Freund, entgegnete der Minister, Sie sollen doch bei mir nicht Religionsunterricht erteilen."

Gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte und wirkte in Berlin der ausgezeichnete Musiker Rungenhagen. Bei ihm studierte ein junger Jude Kirchenmusik. Wie ein Jude dazu kam, Kirchenmusik zu studieren, wissen wir nicht. Aber die Juden drängen sich ja nun einmal in alle Gebiete ein. Möglich auch, daß er das Werkzeug einer jüdischen Verschwörung zur Verjudung der Kirchenmusik war. Genug, er studierte Kirchenmusik. Rungenhagen war ein sehr frommer Mann, ein ehrlich frommer Mann, die Bibel kam nicht von seinem Tisch. Er gab seinen Schülern Unterricht von 5 bis 7 Uhr abends. Jeden Freitag, wenn es Abend zu werden anfing, erinnerte Rungenhagen seinen jüdischen Schüler daran, daß sein Sabbath anfange, und daß er nicht mehr arbeiten dürfe. Er entließ ihn und bestellte ihn, damit er nichts von dem Unterricht verliere und hinter den anderen Schülern zurückbleibe, jedes Mal auf — Sonntag. Das ging so eine Weile. Als der junge jüdische Schüler sich das längere Zeit angesehen hatte und als er vertrauter mit seinem Lehrer geworden war, fragte er diesen — mit echt jüdischer Frechheit, würde man heute sagen —, warum der Lehrer so sorgsam darauf achte, daß er, der Schüler, nicht am Sabbath arbeite, während er selbst ihm doch sogar Stunden seines Sonntags opfere. „Das würde ich Dir — Rungenhagen duzte, so lange alles in Ordnung war, alle seine Schüler und redete sie nur mit „Sie" an, wenn er etwas auszusetzen hatte — sagen, Du bist jetzt jung, und da bin ich für Dich verantwortlich. Wenn Du älter sein wirst, dann kannst Du machen, was Du für recht hältst."

Wir könnten noch manches ähnliche Geschichtchen aus dem vorigen Jahrhundert erzählen. Seit jener Zeit ist die Welt um mehr als ein halbes Jahrhundert älter geworden und, wie man annimmt, entsprechend, ja unverhältnismäßig fortgeschritten. Erzählen wir ein Geschichtchen aus der allerneuesten Zeit.

Ist da ein Professor an der Berliner Universität, allerdings ein außerordentlicher nur, obendrein einer, der, wie zu manchem anderen, auch zu seiner Professur auf nicht gewöhnlichem Wege gelangt ist. Er findet es recht, daß ein besonders anrüchiger antisemitischer Führer ermutigt werde. Das beiläufig obwohl der betreffende Antisemitenhäuptling eine Dame, der er, der Universitätsprofessor, ein besonders günstiges Leumundszeugnis ausgestellt hatte, verführt hat, oder, um streng wahr zu sein, wie er vor Gericht mit echt antisemitischer Noblesse erklärt hatte, von ihr verführt worden war. Und warum ist der Berliner Universitätsprofessor extraordinarius für den Antisemitismus? Aus einem hochidealen Grunde; nämlich, „weil die Juden den Christen die Orden und die besten Stellungen wegnehmen."

Wie veredelnd der Antisemitismus auf so einen auf extraordinärem Wege zu einer extraordinären Professur gelangten Universitätslehrer wirkt, dafür kann auch ein Beispiel angeführt werden. Er, der Professor, kommt zum ersten Mal in die Wohnung einer Dame, die er in seinem Hause ein, zweimal gesehen hat, und sagt ihr, er werde der Judenbande die Knochen im Leibe zerschlagen. Die Dame kennt die betreffenden und so vulgär bedrohten Personen gar nicht, weiß auch nicht, ob sie Juden sind, und das Judentum hat mit dem Konflikt, welcher zwischen dem Professor und den „Judenbande" titulierten Leuten ausgebrochen ist, nichts zu tun. Dennoch läßt sich der antisemitische Herr Professor und Lehrer der Jugend zu einer solchen Flegelei und Drohung hinreißen.

So ist es heute, und anders war es einst. Es bleibe jedem überlassen zu urteilen, welche Sorte die bessere ist. Im Uebrigen sind wir weit entfernt, verallgemeinern zu wollen. Ja, wir glauben auch nicht einmal an einen zunehmenden gesellschaftlichen Antisemitismus. Das heißt, wir glauben nicht, daß die Fabrikanten, Kaufleute und andere Leute, die Juden von ihren Bureaus, Fabriken, Salons fernhalten, wirklich Antisemiten sind. Die Kaufleute, Fabrikanten waren früher die ersten, die den Juden gegenüber alle Vorurteile abgelegt hatten, weil sie als welterfahrene Männer wohl gewußt haben, daß das Geschäft nichts mit dem Judentum zu tun hat. Bei den modernen „antisemitisch" sich geberdenden Kaufleuten und Fabrikanten spielt vielmehr der schärfere Wettbewerb die größte ja wohl allein eine Rolle. Sie sind etwa aus demselben Grunde antisemitisch, wie die Engländer antideutsch. Mit zunehmender Erkenntnis, daß Raum für alle die Erde hat, oder daß das Sichsperren zu nichts führt, ja schädlich ist, werden unsere Herrschaften das antisemitische Mäntelchen, mit welchem sie ihre wirtschaftliche Blöße bedecken wollen, als unnützen Ballast fortwerfen.

Ein anderer Teil des gesellschaftlichen Antisemitismus beruht auf gesellschaftlicher Feigheit und auf Snobismus. Man schreit und schimpft so viel über die Juden, folglich hält eine gewisse Gruppe der Gesellschaft sich die Juden lieber fern; man will keinen Anstoß bei den anderen Gästen oder Hausfreunden erregen Und endlich ist ein nicht geringer Teil unserer Gesellschaft „antisemitisch", nicht aus Ueberzeugung sondern weil es modern ist, weil es in gewissen Kreisen wohl gar für „fein" gilt. Wie lange diese nichtigen Grundlagen des gesellschaftlichen Antisemitismus vorhalten werden, das wagen wir nicht zu entscheiden. Er kann eines Tages schnell wie der Nebel vor der Sonne verschwinden, er kann auch wie ein Novembernebel noch länger vorhalten. Es kommt auf die Umstände, weniger auf den Nebel an.

Gabriel Riesser.*)

(Zum 2. April 1906.)

Hundert Jahre sind verflossen seit der Geburt Gabriel Riessers, an dessen Namen die Geschichte des Kampfes für die Gleichberechtigung der deutschen Juden dauernd geknüpft ist. Er kam am 2. April 1806 in Hamburg zur Welt, als Kind eines aus dem bayrischen Ries stammenden Rabbinersohnes, der seinen Zunamen der Heimatebene, dem „Ries", entlehnte, und der Tochter des Altona-Hamburger Rabbiners Rafael Cohen. Das wechselnde Schicksal Hamburgs gestattete seinen Eltern kein ruhiges Verweilen. Zwar löste 1810 die französische Fremdherrschaft die bisherigen Fesseln der jüdischen Einwohner. Aber die Blockierung der Stadt durch die Russen im Jahre 1813 zwang die Familie Riesser, wie andere, die sich nicht vorher für längere Zeit ihren Unterhalt sichern konnten, zur Auswanderung. Sie fand eine Zuflucht in Lübeck, wo Gabriels Vater durch Pachtung der Stadtlotterie einen Erwerbszweig erlangte. Er konnte seinen Kindern nun eine gründliche Bildung zuteil werden lassen. Gabriel trat in das Gymnasium und zeichnete sich durch rasche Fortschritte aus. Schon aber war die Zeit gekommen, da, um Riesser selbst zu sprechen, in Deutschland vielerorts „die wiedergewonnene Freiheit zur Schande der Sieger die Losung zur Wiederherstellung der Unfreiheit der Juden" wurde. Unter französischer Herrschaft hatten sie sich in Lübeck ansiedeln dürfen. Unter der Herrschaft der deutschen Bundesakte wurden sie wieder auf ein nahegelegenes Dorf verwiesen. Manche der Vermöglichen zogen nach Hamburg, wo ihnen freilich das Bürgerrecht nach wie vor versagt blieb. Auch die Familie Riesser verlegte ihren Wohnsitz dorthin zurück. Dem Vater boten sich von früher her kaufmännische Verbindungen, dem heranwachsenden Gabriel erweiterten vielseitiger Unterricht, eifrige Lektüre, freundschaftlicher Verkehr mit gleichgesinnten Altersgenossen den geistigen Horizont. Ein überall gern gesehener, lebhaft anregender Gesellschafter, von durchaus modernem Bildungsgepräge, bewahrte er sich zugleich als schönstes Erbteil des elterlichen Hauses das altehrwürdige Gefühl der Pietät. Dies begleitete ihn auch in die Fremde beim Universitätsbesuch.

Innerer Drang führte zum Studium der Jurisprudenz. In Kiel und in Heidelberg verflossen ihm glückliche Jahre akademischen Lernens und akademischer Freiheit. Nach glänzend bestandenem Doktorexamen folgte noch eine Zeit strenger Arbeit in München, auf die der Tod des geliebten Vaters den dunkelsten Schatten warf. Nunmehr entstand die Frage, in welcher Lebensstellung die erworbenen Kenntnisse verwerten. Ueberall, wo der junge Doktor anklopfte, hieß es: „Zurück". Sein Gesuch um Zulassung als Privatdozent an der Universität Heidelberg ward vom Ministerium des Innern unter nichtigen Vorwänden abgewiesen Nicht besser erging es dem Bittsteller in Jena. Eine Supplik an den Hamburger Senat wegen Aufnahme in die Liste der Advokaten fand aus Rücksicht auf die bestehenden Gesetze bei der hohen Behörde keine Gnade. Und in jedem Fall ward dem Ausgeschlossenen darüber kein Zweifel gelassen, daß sein Uebertritt zum Christentum ihm die versperrten Pforten öffnen werde. Er empfand die ehrverletzende Kränkung aufs bitterste. Aber er fühlte sie nicht nur für sich allein, sondern für alle diejenigen mit, die in seiner Lage waren. Sein weiches Gemüt stählte sich zum Entschluß des Kampfes ums Recht. Und nun folgte im gesamtdeutschen wie im gesamten europäischen politischen Leben ein Umschwung, der ihn ermutigen mußte, mit offenem Visier in die Schranken zu treten.

Die Julirevolution, die den Fall der bourbonischen Regierung herbeiführte, zitterte weithin über den Weltteil nach. Riesser hatte im Frühjahr 1830 bei zweimonatlichem Aufenthalt in Paris den Sturm kommen sehen. Jetzt, da die Macht der Reaktion auch in Deutschland ins Wanken geriet, hielt er den Augenblick für günstig, an das Rechtsgefühl und an das Gewissen seines, des deutschen, Volkes zu appellieren. Mit fliegender Feder warf er seine Gedanken auf das Papier, und um die Jahreswende von 1830 auf 1831 erschien seine Schrift: „Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland an die Deutschen aller Konfessionen."

Sie hob den jugendlichen Verfasser mit einemmal auf eine weithin sichtbare Höhe. So war noch nie, auch von keinem Juden, seit den Tagen Moses Mendelssohns, über diesen Gegenstand gesprochen worden: mit so hohem sittlichen Ernst, mit so stolzem Ehrgefühl, mit so edler Entrüstung. Nicht eine Gunst wird erbeten, sondern ein Recht wird gefordert, dem die volle Uebernahme gleicher Pflichten entsprechen soll. Nicht eine Widerlegung gehässiger „Ausgeburten der Lüge und der Beschränktheit" wird versucht, sondern der Angriff wird unmittelbar gegen die Scheingründe gerichtet, hinter denen sich Unduldsamkeit und Eigennutz verschanzten. Riesser macht kein Hehl daraus, daß er zu denen gehöre, „die bei dem Erfolg der Sache, für die er streitet, persönlich beteiligt seien". Aber er fragt mit einer beinahe Lessingschen Wendung: „Wer mit dem deutlichsten Bewußtsein an eine gute Sache sein Leben gesetzt hat, ist er darum zu tadeln, daß er mit der guten Sache sein Leben zugleich verteidigt?" Und er erinnert daran, daß es in dieser Sache ja „so über alles leicht sei, sich aller persönlichen Beschwerde durch den bequemsten Akt von der Welt zu überheben".

Hier findet er nun auch Gelegenheit, denen seiner eigenen Glaubensgenossen einen Spiegel vorzuhalten, die

*) Aus der „Nation".

„durch jenen bequemsten Akt von der Welt", durch die Taufe sich die Vorteile zu verschaffen wünschen, die diese gewährt. Zwar ist er weit entfernt davon, zu leugnen, daß einzelne den neuen Glauben „im Geist und in der Wahrheit angenommen haben". Aber diesen einzelnen stellt er mit schärfster Betonung „der Grundsätze von Wahrheit und Ehre" alle die gegenüber, die sich „der Glaubensveränderung ohne Scheu und Hehl als eines Mittels zur Erwerbung bürgerlicher Rechte bedienen". Im Namen „einer großen Anzahl der achtungswertesten und der geachtetsten" unter seinen Glaubensgenossen, im Namen vor allem der mit ihm herangewachsenen Generation ruft er ihnen zu:

„Wir sind ohne Vorurteile und ohne einen drückenden Zeremoniendienst in einem reinen Gottesglauben, in dem unbeschränkten Vertrauen auf eine göttliche Führung und auf den endlichen Sieg des Guten und des Rechten erzogen. . . . Wir glauben die mittelalterlichen Formen des Judentums in unwiederbringlichem Untergang begriffen. . . . Wir glauben, daß das Gebot des Sabbath wie die mosaischen Speisegesetze und ähnliche an äußere, vergängliche Verhältnisse geknüpft sind; aber das inhaltschwere Wort der ewigen Wahrheit: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht umsonst anrufen!" hallt ewig in den Tiefen unseres Herzens wieder und stößt uns ein Grauen ein vor einem Gottesbekenntnis, an dem das Herz keinen Teil hat, und Abscheu gegen eine verwerfene Gesetzgebung, die zu solchen Bekenntnissen lockt."

Daran knüpft er eine weitere Betrachtung:

„Welcher fühlende Mensch, der im Schoß des mosaischen Glaubens geboren ist, kann sich ohne den tiefsten Schmerz den Zustand vergegenwärtigen, der die Folge davon sein würde, wenn . . . die Gebildeteren, die Talentvolleren, die Einflußreicheren, die natürlich am empfindlichsten gegen den kläglichen Zustand der Dinge sind, zu dessen Verbesserung aber gerade ihre unermüdeten Anstrengungen tätig sein müssen, sich losrissen und die armselige, gedrückte, hilflose Masse sich selbst und dem Staat zur Last zurückließen."

Endlich wendet er sich gegen die Ansicht, als sei es wünschenswert, wenn man selbst nicht geneigt sei, den Glauben zu ändern, „seinen Kindern dadurch auf eine unschuldige Weise die Vorteile der herrschenden Religion zu erwerben", daß man sie „vor dem erwachten Bewußtsein oder der erlangten Selbständigkeit die Weihe derselben empfangen" lasse. Er zeigt, daß nur „der höchste Grad von Indifferenz gegen alle Religion" ein solches Verfahren allgemein möglich machen könne. Er weist auf die schweren Gefahren des seelischen Zwiespaltes hin, welche die zarten kindlichen Gemüter bedrohen können. Er betont, daß auf diese Art „der verderbliche Wahn" nur befördert werde, als „werde sich die Sache schon durch die Macht des Eigennutzes, die man Aufklärung nennt, von selbst ausgleichen".

„Man wende mir nicht ein", sagt der trotz seiner jungen Jahre feine Menschenkenner, „daß die Uebergetretenen, ihrer Abkunft eingedenk, einer ihnen nahe verwandten Sache immer nach manche Bemühungen zuwenden würden; eine leicht zu erklärende, nur zu allgemeine Erfahrung lehrt das Gegenteil. Mit wenigen Ausnahmen ist selbst den edleren unter ihnen die laute Erinnerung an ihre Abkunft unangenehm; viele von denen selbst, die in anderen Stücken mit aufrichtigem Eifer die liberalsten Gesinnungen hegen, halten sich in einem Kampfe, der das Recht und die Ehre ihrer Väter und Verwandten betrifft, persönlich zur Neutralität verpflichtet."

Was die Beredsamkeit des jugendlichen Autors steigert, was ihm den Glauben an den endlichen Triumph seiner Sache stärkt, ist das klare Bewußtsein ihres innigen Zusammenhanges mit der allgemeinen Sache des Menschenwohls:

„Nein," ruft er hoffnungsvoll aus, „es ist kein besonderer Zweck, den wir verfolgen, es ist dasselbe Ziel, auf das alle Fortschritte der Menschheit seit Jahrhunderten gerichtet sind, das wir auf der Bahn, die uns angewiesen ist, zu erreichen streben; es sind dieselben Grundsätze des Rechts, der Freiheit, der Menschlichkeit, von denen alle Völker der Erde ihr Heil zu erwarten haben, die wir in unserer Sphäre in Anspruch nehmen."

Wohl fordert er zunächst seine Glaubensgenossen auf, Vereine zu bilden, Petitionen an Regierungen und Volksvertreter zu richten. Aber er will auch alle rechtlich und edel denkenden Christen seines Vaterlandes zu Hilfe rufen. Nicht nur als Jude will er zu den Juden, er will als Deutscher zu den Deutschen reden.

„Es ist die Sprache Luthers und Ulrichs von Hutten, mit deren mächtigen Tönen wir deutsche Herzen für unsere gute Sache zu gewinnen streben müssen."

Riessers Schrift war eine Tat. Sie schlug blitzartig ein. Sie hob das Selbstbewußtsein und den Kampfesmut der Juden. Sie fand Anerkennung auch bei vielen Christen. Freilich trat aus ihren Reihen sofort auch ein Gegner auf den Plan. Es war der greise Kirchenrat Paulus in Heidelberg, der streitbare Wortführer des Rationalismus, dessen Ueberzeugungseifer sich mitunter zur Unduldsamkeit verhärtete. Ihm, wie später so manchem anderen Widersacher, ist Riesser die Antwort nicht schuldig geblieben. In welchem Sinn sie gehalten ist, zeigt schon das Motto:

„Einen Vater in den Höhen, eine Mutter haben wir:
Gott, ihn aller Menschen Vater, Deutschland, uns're Mutter hier."

Und dem Motto entspricht das Schlußwort:

„Wir wollen dem deutschen Vaterlande angehören, wir werden ihm allerorten angehören. Es kann und darf und mag von uns alles fordern, was es von seinen Bürgern zu fordern berechtigt ist; willig werden wir ihm alles opfern — nur Glauben und Treue, Wahrheit und Ehre nicht; denn Deutschlands Helden und Deutschlands Weise haben uns nicht gelehrt, daß man durch solche Opfer ein Deutscher wird."

Beiläufig erhielt man hier einen Ueberblick über die eben so traurige wie unsinnige Buntscheckigkeit der auf die deutschen Juden bezüglichen Ausnahmegesetzgebung, die Paulus im Namen der Aufklärung und der Vernunft in Schutz nehmen zu wollen schien. Man vernahm, daß z. B. in Frankfurt a. M. die Juden zu jeder Art Privattätigkeit, auch zur Advokatur, befugt waren, aber daß das Heiraten nur fünfzehn Paaren jährlich erlaubt war. Zur Ausübung des ärztlichen Berufes stand den Juden in ganz Deutschland kein Hindernis im Wege. Aber in mehreren deutschen Staaten durften sie nicht Schneider oder Schuster, nicht Hausbesitzer oder Nachtwächter sein. Der Großhandel war ihnen, weil nicht zünftig, überall gestattet. Hingegen von vielen Zweigen des zünftigen Kleinhandels waren sie an manchen Orten ausgeschlossen.

„Ist nun", fragte Riesser mit berechtigtem Spott, „zum Schneider- und Schusterhandwerk eine höhere Aufklärung erforderlich als zur ausübenden Arzneikunde, zum Detailhandel als zum Großhandel? Erfordert in Frankfurt a. M. das Heiraten eine besondere Aufklärung? . . . Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf diese Seite der Sache, um sich zu überzeugen, daß es ein sinnloses Beginnen ist, Gesetze, die der Fanatismus geschaffen, die der Zunftzwang aufrecht erhält, im Namen der Aufklärung, das Werk der Finsternis im Namen der Vernunft in Anspruch nehmen zu wollen."

Inzwischen begann in mehreren deutschen Staaten, in Baden, Bayern, Hannover, Kurhessen der parlamentarische Kampf um die Emanzipation. Nicht nur, daß Riesser mächtig dazu beigetragen hatte, ihn anzuregen: er begleitete ihn während seines ganzen Verlaufes mit seinem weithin schallenden Wort, gehoben durch einen glänzenden Erfolg, wie er 1832 in Kurhessen davongetragen wurde, nicht entmutigt durch das vorläufige Scheitern anfangs genährter Hoffnungen an anderen Stellen. Er gründete eine eigene Zeitschrift „Der Jude", die einzig dieser Sache gewidmet war. Er dehnte in ihr seine tief eindringenden Betrachtungen auch auf die Lage der Juden in Preußen aus, wo das Emanzipationsedikt von 1812 nur für die sogenannten alten Provinzen gültig und noch dazu durch die Verwaltung in einzelnen Punkten längst untergraben war. Er zeigte die seltenste Begabung, ein und denselben Gegenstand, ohne zu ermüden, immer aufs neue zu beleuchten und wußte allmählich auf die öffentliche Meinung immer stärkeren Eindruck zu machen.

Wie hätte er nicht auch in seiner Vaterstadt Hamburg in der ersten Reihe stehen sollen, als die dortigen Juden bei dem Hochedlen und Hochweisen Rat vorstellig wurden. Bescheiden genug waren ihre nächsten Wünsche: nicht auf

völlige Gleichstellung, nur auf Zulassung zu den Handwerken und zur Advokatur gerichtet. Auch diese blieben unerfüllt. Ein Pöbelkrawall, gegen den die Polizei den Juden nicht einmal genügenden Schutz gewährte, brachte die Anfänge der Reformarbeit ins Stocken. Gabriel Riesser, der sich persönlich aussetzte, war schon zu hoch geachtet, als daß man gewagt hätte, sich tätlich an ihm zu vergreifen. Aber Genugtuung konnte er weder für sich noch für seine beleidigten Glaubensgenossen erlangen. Da entschloß er sich, durch Verlassen des heimischen Bodens „ein Beispiel zu geben“. Er bewog die Seinigen, sein Los zu teilen, und verzichtete auf eine Stellung in der Redaktion der „Hamburger Abendzeitung“, die er bis dahin inne gehabt hatte. Nach einer erhebenen Abschiedsfeier reiste er im Frühling 1836 ab. Seine alte Mutter, sein jüngerer Bruder Rafael, erst seit kurzem verheiratet, eine Schwester folgten ihm nach Bockenheim. Dort befand man sich auf kurhessischem Gebiet, wo er nur Bürger zu werden brauchte, um in voller Freiheit seinen Beruf zu wählen, vor den Toren Frankfurts, das ihm durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen längst schon vertraut geworden war.

Die nächste Zeit verging mit eifrigen Studien und in anregendem geselligen Verkehr. In der Nähe und auf Reisen knüpfte er mannigfache Verbindungen an. Mit der Feder blieb er dem großen Gegenstand seines Dichtens und Trachtens treu. Durch die Vorbereitung seiner „Jüdischen Briefe“ gewann er ihm eine neue Seite ab. Damals zuerst was das später so oft wiederholte Stichwort ausgegeben, die zersetzende Kraft der modernen Literatur, vor allem der unter dem Namen des „Jungen Deutschland“ geächteten, sei auf Rechnung des jüdischen Geistes zu setzen. In scharfen Angriffen gegen Gustav Pfizer und Wolfgang Menzel wies Riesser diese haltlose Behauptung zurück. Da traf ihn eine neue, bitte Enttäuschung. Die kurhessische Regierung, dieselbe Regierung, die seine juristischen Kenntnisse zur Führung von Prozessen für den Staatsschatz in Anspruch nahm, ganz im Fahrwasser der Reaktion, weigerte ihm ohne Angabe von Gründen die Verleihung des Bürgerrechtes. Er dachte vorübergehend an Auswanderung nach England. Als aber 1840 in Hamburg ein Gesetz zustande kam, wonach dort künftig immer ein bis zwei jüdische Notare zugelassen werden sollten, als er auf seine Meldung hin gewählt ward, zögerte er nach schwerem inneren Kampfe nicht länger, in die alte Heimat zurückzukehren.

Die strenge Gewissenhaftigkeit, mit der er sich als Notar seinem Beruf widmete, ließ ihm doch vollauf Muße und Kraft, zu jeder Frage, die mit deutsch-jüdischen Angelegenheiten zusammenhing, Stellung zu nehmen. Aber auch gemeinnützige Bestrebungen jeder Art in der Nähe und Ferne weckten seine tätige Teilnahme. Schon ließen sich die Vorboten eines neuen großen politischen Umschwunges bemerken. Riesser gehörte zu denen, die sich in Wort und Schrift inmitten der wachsenden Erregung der Geister vernehmen ließen. Wenn es galt, Schleswig-Holsteins Recht, Preßfreiheit gegen Zensur zu verteidigen, stand er seinen Mann. So kam das Sturmjahr 1848. Es versetzte ihn auf die Bühne des öffentlichen Lebens und wies ihm hier einen Ehrenplatz an.

Einst hatte er das Bekenntnis abgelegt:

„Bietet man mir mit der einen Hand die Emanzipation, auf die alle meine innigsten Wünsche gerichtet sind, mit der anderen die Verwirklichung des schönen Traumes von der politischen Einheit Deutschlands, mit seiner politischen Freiheit verknüpft, ich würde ohne Bedenken letztere wählen: denn ich habe die tiefste Ueberzeugung, daß in ihr auch jene enthalten ist.“

Ein Mann dieser Denkungsart durfte im Vorparlament und im Parlament nicht fehlen. In der Paulskirche saß er als Vertreter Lauenburgs: von Anfang an ein überzeugter Anhänger des Programmes der Umwandlung des deutschen Bundes in ein deutsches Reich unter Vorherrschaft Preußens. Seine Schriften hatten durchweg ein rhetorisches Gepräge gezeigt. Daß er selbst unterstützt von einem mächtigen Organ, ausdrucksvollen Mienenspiel und lebhafter Gestikulation, eine rhetorische Kraft höchsten Ranges sei, erfuhr man zum erstenmal bei Beratung der Grundrechte. In glänzender Improvisation wies er den Antrag Moriz Mohls zurück, den Juden zwar die aktiven und passiven Wahlrechte zu gewährleisten, im übrigen aber für sie, als für einen eigenen „Volksstamm“ Ausnahmegesetze zu geben. Bald ward er eine der hervorstechendsten Erscheinungen der Versammlung: Mitglied des Verfassungsausschusses, einer seiner Berichterstatter, ja sogar zeitweilig zweiter Vizepräsident der Erwählten des deutschen Volkes. Den Höhepunkt erreichte sein parlamentarischer Ruhm am 21. März 1849. Er hielt damals die Schlußrede zur Verteidigung des Welckerschen Antrags, die Reichsverfassung in einer einzigen Abstimmung anzunehmen und dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen. Gewann der Antrag auch nicht die Mehrheit, so waren Freund und Feind doch darüber einig: eine solche Verbindung von pathetischem Schwung und dialektischer Schärfe, eine solche Bemeisterung von Stoff und Form wie in dieser mehrstündigen Rede Riessers war selbst in der Rotunde der Paulskirche die so viele Meister des Wortes umschloß, einzig in ihrer Art.

Wenig später wurde, dank der Verständigung mit einem Teil der Linken, der von Riesser ersehnte parlamentarische Sieg erfochten. Er gehörte jener Deputation der Dreiunddreißig an, die dazu ausersehen waren, Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserbotschaft zu überbringen. Er kehrte mit ihnen, schwer enttäuscht, nach Frankfurt zurück. Hier hielt er, den Schiffbruch seiner teuersten Hoffnungen vor Augen, als einer der letzten seiner Partei aus. Man sah ihn wieder inmitten seiner politischen Freunde, die sich um Gagern, Mathy, Dahlmann, Simson scharten, bei der Versammlung in Gotha. Man erblickte ihn als einen der Abgeordneten Hamburgs im Volkshaus des Unionsparlamentes in Erfurt. Aber die Reaktion in Preußen und in Gesamtdeutschland machte den letzten Rest der Selbsttäuschungen seiner Partei zunichte.

Riesser war tief gebeugt. Auch da, wo er noch mit flammenden Worten der Entrüstung in der Presse das Recht wider die Gewalt verteidigt hatte, in Kurhessen und in Schleswig-Holstein, sah er diese triumphieren. Nun blieb nichts übrig, als die Sorge für so viele Verfolgte und Heimatlose zu betätigen. Riesser spendete, wie gewohnt, mit vollen Händen. Seine Mittel erlaubten ihm in den nächsten Jahren ein sorgenfreies Leben, erfrischende Wanderfahrten, selbst eine Reise in die Vereinigten Staaten, wo er mächtige Eindrücke empfing, die er in einem geistreichen Aufsatz schilderte. Auf eine bessere Zukunft Deutschlands begann er mit so vielen Gesinnungsgenossen erst nach dem Anbruch der neuen Aera in Preußen zu hoffen. Er trat dem Nationalverein bei, ward 1859 in seinen Ausschuß gewählt, stellte ihm seine Feder zur Verfügung. Indessen von siegesgewisser Begeisterung war er weit entfernt, auch nahm er 1860 eine Neuwahl in den Ausschuß nicht an. Die Früchte der Saat zu sehen, die der Nationalverein auszustreuen sich bemühte, blieb ihm versagt.

Dagegen ward ihm die hohe Genugtuung zuteil, auf seinem ursprünglichen Kampffeld einen der schönsten Siege davonzutragen. In Ausführung der deutschen Grundrechte war die bürgerliche Gleichstellung der Juden in Hamburg Gesetz geworden. Sie blieb dort auch gegen die vom wiederhergestellten Bundestag geübte Reaktion gefeit. Hamburger Bürger, verehrt und beliebt in allen Kreisen, würdigster Festredner bei der Schillerfeier 1859, nahm Riesser auch an den vaterstädtischen Verfassungskämpfen lebhaften Anteil, wurde sogar zum Vizepräsidenten der neuen „Bürgerschaft“ und zum Mitglied des Bürgerausschusses ernannt. Aber dies war noch nicht die höchste Stufe, die er erklomm.

Seitdem er aus Gesundheitsrücksichten sein Notariat aufgegeben, war es der Wunsch aller, die seinen Wert zu schätzen wußten, seine reichen Kenntnisse im Dienst der Rechtspflege des Gemeinwesens verwandt zu sehen. Mehrmals ward, als er sich um Besetzung von Richterstellen handelte, sein Name genannt. Endlich im Oktober 1860 wurde er zum Mitglied des Obergerichtes gewählt. Im Jahr vorher hatte einer seiner treuesten Freunde ein anderes hohes Ziel erreicht: als Jude der erste ordentliche Professor in Deutschland zu werden. Nun brach Gabriel Riesser als erster jüdischer Richter in Deutschland eine neue Bresche. Noch kürzlich hatte er in einem meisterhaft geschriebenen Artikel der „Preußischen Jahrbücher" gegenüber dem preußischen Justizminister die Befähigung der Juden zur Bekleidung des Richteramtes verteidigt. Sein eigenes Beispiel bot den denkbar besten Beleg für seine Worte. Auch ließ ihn die Freude an der Erfüllung der hehrsten Pflichten und die Anerkennung der würdigsten Kollegen die Niederlage verschmerzen, die er 1862 bei der halbschichtigen Erneuerung der gewählten „Bürgerschaft" erlitt.

Indessen, es war ihm nicht lange vergönnt, seines Richteramtes zu walten. Asthmatische Beschwerden hatten dem korpulenten Mann schon qualvolle Tage und Nächte bereitet, als sich im April 1863 ein Karbunkel an der rechten Wange entwickelte. Die Kunst des Arztes, die freundschaftlichste Pflege, die sich in seinem einfachen Junggesellenheim seiner annahm, konnten keine Rettung bringen. Am 22. April entschlief er nach standhaft ertragenen Schmerzen. Ein Leichenbegängnis wie das seinige hatte Hamburg selten gesehen. Jeder fühlte, daß hier ein Mann seine Laufbahn geendet, dessen Charakter und Begabung in schönstem Gleichgewicht gestanden, dessen Dasein und Streben die glücklichste Einheit gebildet. Seinen deutschen Glaubensgenossen aber hat er als Vermächtnis hinterlassen, was er 1838 in seinen beredten Worten über Lessings Denkmal zu ihnen gesprochen hat: „Wir müssen festhalten an dem Gedanken, daß wir, wenn auch ein schwaches Häuflein, doch an der uns angewiesenen Stelle mutig aushalten für die Sache der Humanität, daß wir, nicht im Interesse bestimmter Wahrheiten, sondern in dem der Wahrheit, d. h. des reinen Strebens nach ihr, einen fortwährenden Widerspruch erheben gegen die Fälschung der Wahrheit, gegen den Dienst der Lüge, die . . . in der Anknüpfung bürgerlicher Vorteile an ein Glaubensbekenntnis liegen."

Zürich. Alfred Stern.

* * *

Im Anschluß an dieses schöne Gedenkblatt sei hier noch an folgende Aussprüche Riessers erinnert:

Gabriel Riesser:

„Dies ist das Land, in welchem ich geboren, aufgewachsen und erzogen bin, dem ich meine Bildung verdanke, an dessen großen Männern, an deren Taten ich meine eigenen Ideale gebildet habe. Der Gemeinschaft der Nation, die dieses Land bewohnt, habe ich mich von ganzem Herzen und mit ganzer Seele angeschlossen."

Hierauf antwortete ein orthodoxer christlicher Geistlicher:

Bevor von einem herzlichen Anschlusse eines Juden an das deutsche Volk die Rede sein könne, müsse der Jude zuvor seinen Glauben ablegen.

Die Antwort, die Riesser hierauf erteilte, lautete wie folgt:

Man möge mir zeigen, wann und wo die deutsche Nation je verlangt habe, daß, um sich ihr anschließen zu dürfen, man zuvor Treu und Glauben brechen, den Glauben seiner Väter abschwören müsse. Niemals hat das deutsche Volk ein so empörendes Verlangen gestellt und wer dies tue, habe nicht das Recht, im Namen eines Volkes zu reden, von dem, vor allen anderen Völkern, Treu und Glauben stets hoch und heilig gehalten worden sei! —

Der Fall Hirschel.

Von ihrem Korrespondenten in dieser Sache wird der „Frankf. Ztg." folgendes mitgeteilt:

Dem „Gießener Anzeiger" ist eine Notiz zugegangen, nach der am letzten Montag in Hungen eine Sitzung des Genossenschaftsvorstandes stattgefunden habe, in der das Vorgehen Schlenkes mißbilligt, Hirschel dagegen ein Vertrauensvotum erteilt worden sei. Unterschlagungen habe sich Hirschel nicht zu schulden kommen lassen, er sei vielmehr öfters das Opfer seiner Gutmütigkeit gewesen und umgangen worden. Daß die Notiz richtig referiert, wird nicht bezweifelt. Ihr Inhalt stimmt sogar genau mit der in Nr. 85 der „Frankf. Ztg." gemachten Aeußerung über die Vertuschungsversuche der Hirschelschen Freunde überein. Ueber den Charakter der Vorkommnisse war bei deren Entdeckung der Vorstand einer Ansicht, die sich mit dem Gegenteil eines Vertrauensvotums einzig und allein vertragen hätte. Das kann nicht laut genug betont, nicht scharf genug der Hungener Tagung entgegengehalten werden! Ein Vorstandsmitglied, dessen Urteil man nur indirekt erfahren hat, soll dabei vorsorglich ausgenommen sein. Wenn gesagt wird, daß auch der Aufsichtsrat sich einstimmig für die Schuldlosigkeit Hirschels ausgesprochen hätte, so wird das nicht geglaubt. Es muß angenommen werden, daß er nicht richtig unterrichtet ist. Es kann auch deshalb nicht geglaubt werden, weil der 1. Vorsitzende des Aufsichtsrats mit Schlenke zusammen einer Meinung über den Charakter der Geschehnisse war.

Die Nachricht, daß das Vorgehen Schlenkes mißbilligt wurde, hat nichts Neues in sich: schon in meinem ersten Bericht wurde gesagt, daß Schlenke erst dann vorging, nachdem er sich überzeugt hatte, daß gegen Hirschel nichts getan werden sollte. Schon vor länger als einem Jahr äußerte Schlenke einigen wenigen Bekannten gegenüber, daß Hirschel in seiner Geschäftsführung nicht nur fortgesetzt bodenlos leichtsinnig, sondern ihm auch verdächtig wäre. Immer an der Hand einzelner bestimmter Fälle! Dazu kamen später Beschwerden über die Unordnung Hirschels in seiner Bureautätigkeit; auch darüber, daß Geschäftsbriefe, besonders solche, die einen für Hirschel unangenehmen Inhalt hatten (wie sich durch Einfordern von Kopien herausstellte), spurlos verschwänden. Oft erfuhr Schlenke erst durch eine Erinnerung des Briefschreibers, daß der und der ihm nicht zu Gesicht gekommene Brief eingelaufen sei usw. Der Leichtsinn und die Unordnung wurden so groß, daß Schlenke in der Aufsichtsratssitzung von 1905 in Gegenwart Hirschels diese rügte und gestand, eine geregelte Geschäftsführung sei unter diesen Umständen nicht möglich, er könne eine Verantwortung nachgerade nicht mehr übernehmen usw.

Auf einzelnes kann und soll hier nicht eingegangen werden. Nur soviel sei konstatiert, daß Schlenke den Vorstand und Aufsichtsrat pflichtgemäß und geradezu aus Angst vor Hirschels Gebaren aufmerksam gemacht und gewarnt hat — und dies noch, daß er ohne jede ernste Unterstützung blieb.

Dies alles aber wäre zur Not vielleicht noch zu ertragen gewesen, wenn nicht als ausschlaggebender Faktor die Tatsache hinzugekommen wäre, daß Schlenke mit der Zeit auch den kleinsten Rest von Vertrauen in die Ehrlichkeit Hirschels verloren hatte. Und hierin liegt auch ein Teil des Grundes, daß die Anzeige gegen Hirschel erfolgte: Es wurde Schlenke unmöglich, mit Hirschel weiter zusammenzuarbeiten — namentlich, nachdem er von anderer Seite entdeckte, für die Beteiligten sonnenklare letzte Fall an Tageslicht gekommen war, Schlenke aber zugemutet wurde, mit Hirschel weiter zu arbeiten. Es blieb also nichts übrig, als auszutreten: Schlenke kündigte auf 1. Mai 1906. Ohne Anzeige konnte aber der Austritt nicht erfolgen,

da von „Unterschlagungen" in der Genossenschaft bereits Gerüchte liefen, Schlenke also die Gewißheit hatte, daß **ohne Klärung** sein reiner Name mit dem Schmutz verquickt worden wäre. **Hinterher** wäre mit Fingern auf ihn gedeutet worden: „Wenn der ein reines Gewissen hätte, hätte er sich so stillschweigend nicht gedrückt. Warum tritt gerade er aus?" usw. Die Anzeige, bei mit dem Wort: „Denunziation" von manchen als nicht einwandfrei verächtlich gemacht werden soll, war also aus gerechter Notwehr und ehrenhalber erfolgt. Und wenn die „Hess. Volkswacht" sich nicht entblödet, ihren Lesern sogar vorzureden, daß es sich um eine aus „Rachsucht" diktierte Denunziation handele, so muß dies als eine ungeheuerlich dreiste Entstellung, wenn auch hier, wo man mildernde Umstände von je zubilligen muß, **ohne** Entrüstung — zurückgewiesen werden. Daß aber dem Vorstand der Weg, den Schlenke gehen mußte, die Veranlassung schien, dem Makellosen eine Mißbilligung, dem Sünder dagegen ein Vertrauensvotum zu erteilen — dies ist eher der Entrüstung wert.

Am Mittwoch fand eine Aufsichtsratssitzung statt, in der Hirschel auf Nachsuchen beurlaubt wurde und Schlenke auf Anheimgeben des Aufsichtsrats gegen seine Beurlaubung bis zum Tage seines Ausscheidens (1. Mai l. Js.) nichts einwendete. Die Vorstandsmitglieder Fenchel, Feudt und Philippi wurden beauftragt, die Vorstandsgeschäfte zu übernehmen. An diese ist auch bereits Geschäftsführung und Kasse abgegeben worden.

Der Islam und die Juden.

Abdullah Quilliam Bey, der Scheik-ul-Islam auf den britischen Inseln hat vor kurzem in London einen interessanten Vortrag über die Juden unter der Herrschaft des Islam gehalten.

Nachdem der Scheik die prinzipielle Stellung des Islam zu den Juden betont und einen geschichtlichen Rückblick bis in die Anfänge des Islam und auf die glänzende Stellung der Juden in Spanien unter maurischer Herrschaft gegeben, kam er auf die neuere Zeit zu sprechen.

Während der Regierung des Vaters des jetzigen Sultans hatte in Rußlund eine Judenverfolgung stattgefunden — und wann, warf der Redner dazwischen, hat es in Rußland nicht Judenverfolgungen gegeben? —, da mußten die Juden fliehen nud sie fanden Zuflucht in der Türkei. Um jene Zeit flohen fünfzehnhundert Juden über die Donau, wurden auf türkischem Boden aufgenommen und aus der Privatschatulle des Sultans unterstützt. Der Zar verlangte die Auslieferung der Juden, der Sultan jedoch erwiderte: Nein! sie haben meine Gastfreundschaft gesucht, und ich wäre kein Muselmann, wenn ich auch nur einen auslieferte, der einmal meinen Schutz nachgesucht hat. Die Nachkommen dieser Leute leben zum großen Teil noch in der Türkei; ein Teil hat sich in Rumänien angesiedelt.

So lange dieses eine türkische Provinz war, genossen die Juden Freiheit und Sicherheit, waren sie glücklich und erfreuten sich eines schönen Wohlstandes. Ein Nachkomme dieser jüdischen Emigranten trat zum Islam über und erwarb einen historischen Namen als Omar Pascha. Im Krimkriege trieb dieser General die Russen aus der Dobrudscha zurück in ihre Heimat. Ein anderer Nachkomme jener Flüchtlinge, der auch Omar Pascha heißt, ist Jude geblieben und war einer der Leibärzte des jetzigen Sultans. Der Vortragende kannte ihn persönlich.

Durch den Berliner Vertrag ist Rumänien unabhägig gemacht worden. Die Lage der Juden ist in dem autonomen Rumänien eine ganz andere als sie unter türkischer Herrschaft war. Redner glaubt, daß, wenn die Juden in Rumänieu abstimmen könnten, nicht einer von ihnen wäre, der nicht für die Wiederherstellung der Herrschaft des Sultans stimmen würde. Auch in Bulgarien ist die Lage der Juden keine beneidenswerte. In Griechenland gibt es nur wenige Juden; sie haben dort kein angenehmes Los. Man braucht dagegen nur türkische Juden zu fragen, und man wird finden, daß sie sich nicht über ihre Behandlung zu beklagen haben.

Nach seiner Ansicht, fuhr der Redner fort, hätte eine bedeutende Anzahl Juden, die nach der Türkei auswandern wollen, dort eine glückliche Zukunft. Er sage nicht, daß, wenn Scharen armer Juden nach der Türkei auswanderten, sie dort ein Land finden würden, in dem Milch und Honig fließt, aber es gebe Gebiete im ottomanischen Reiche, die sich besonders für Juden als Zufluchtsstätten eigneten, die das Unglück haben, in Rußland zu wohnen. Wenn der zehnte Teil von dem, was in Rußland geschehen ist, in der Türkei geschehen wäre, dann würden Flotten und Armeen ausgesandt worden sein, dann gäbe es einen allgemeinen Aufschrei und die Einmischung hörte gar nicht auf. Da es aber in dem christlichen Europa geschieht, sei es etwas ganz anderes. Es sei eine Schande für die Bekenner des Christentums, daß sie ruhig Tausende von Juden abschlachten ließen, ohne Einspruch zu erheben, während sie gleichzeitig jede Gelegenheit ergriffen, um die „ruchlose" türkische Herrschaft zu beschimpfen, wenn sie übertriebene Geschichten gehört.

Wenn russische Juden, die doch aus Rußland hinausgebracht werden müssen, nach vorangegangenen Abmachungen zwischen ihren Führern und den türkischen Behörden nach der Türkei auswanderten, würden sie ein vorteilhaftes Feld für ihre Energie und für ihre Fähigkeiten finden. Man könnte einwenden, daß die Juden keine Ackerbauern seien. Er wisse aber nicht, daß dies so ganz wahr sei.

Man scheint, sagte der Scheik, vergessen zu haben, wie es gekommen ist, daß die Juden Handelsleute geworden sind. Wenn man nur Geschichte lesen und selbst etwas nachdenken würde, dann würde man schon finden, daß es die Macht der Verhältnisse war, die die Juden gezwungen hat, sich dem Handel zuzuwenden. Und es ist nicht hübsch, daß dies jetzt den Juden von denen zum Vorwurf gemacht wird, die in früheren Zeiten ihnen das Bürgerrecht, das Recht, Grund und Boden zu erwerben und ein Handwerk zu betreiben, vorenthalten haben. So waren die Juden gerabezu gezwungen, Handel zu treiben. Er sei überzeugt, daß bei der Anpassungsfähigkeit der Juden diese, sobald ihnen die Gelegenheit gegeben wird, ebenso erfolgreiche Landwirte werden würden wie ihre christlichen oder mohamedanischen Nachbarn.

Der Redner kam nochmals auf die Einwanderungsfrage zurück, empfahl dringend die Türkei, wo die Juden Sicherheit und Wohlstand erlangen und den Reichtum des Landes vermehren würden und versprach, alles was in seinen Kräften stehe, tun zu wollen, um den Juden behilflich zu sein.

Scheik Abdullah Quilliam Bay hat allerdings die Lage der Juden unter der Herrschaft des Islam gar zu rosig gemalt. In Persien, Marokko, Tunis geht es den Juden nichts weniger als gut. Ja, ihre Lage dort ist entsetzlich. Aber der Scheik kann und wird erwidern, daß die Juden in diesen Ländern ihre Behandlung nicht dem Islam, sondern der Rückständigkeit der betreffenden Länder zur Last legen sollten. So wenig wie das Christentum für alles verantwortlich gemacht werden darf, was Christen tun, darf der Islam für alles verantwortlich gemacht werden, was Mohamedaner tun, und dürfte auch. was mit besonderer Vorliebe geschieht, das Judentum nicht verantwortlich gemacht werden für das was einzelne Juden tun.

Aber es ist doch interessant, daß mohamedanische Priester toleranter und rücksichtsvoller den Juden gegenüber sich äußern, als viele christliche Geistliche in Deutschland. Glaubt beispielsweise Herr Stöcker mit seinem Christentum vor gebildeten Menschen besser abzuschneiden als der türkische Priester mit seinem Islam? Und doch beanspruch der

Islam nicht wie das Christentum die Religion der Liebe zu sein, befiehlt der Islam nicht, sogar die Feinde zu lieben usw. Oder sollte gar der Doktor der Theologie und ehemalige Hofprediger, der fortwährend das Christentum im Munde hat, nicht richtig das Christentum interpretieren? Wenn der Scheikh-ul-Islam deutsche Antisemiten hörte, sonst aber nichts vom Christentum und dem deutschen Volke wüßte, müßte er nicht glauben, das Christentum stehe weit hinter dem Islam zurück, oder wenn er klug genug ist, die Religion nicht verantwortlich zu machen für das Treiben ihrer Bekenner, müßte er nicht die Deutschen für ein rückständiges Volk, wie etwa die Perser, Tunesier usw. halten?

Aus dem antisemitischen Lager.

Aus dem Herrenhause. Man weiß, wie flegelhaft die Antisemiten in Stettin den Professor Neisser behandelt haben. Die Stettiner Aerzte haben dem Gelehrten bereits eine glänzende Genugtuung gegeben. Aber noch interessanter und in gewisser Hinsicht pikanter ist die ihm im Herrenhause gegebene Genugtuung. In einer Debatte über die antivivisektionistischen Petitionen erklärte Graf v. Oppersdorf es für eine Anstandspflicht, daß jeder gegen die Verunglimpfungen des Geheimrats Professor Neisser öffentlich auftrete, denn es sei eine blanke Unwahrheit, daß der Professor Syphilis auf Gesunde übertragen habe. Und Professor v. Bergmann fertigte den bekannten Antisemitenhäuptling, Professor Paul Förster ab. Ihn berührten solche Angriffe nicht, wie sie von Professor Förster ausgehen. Dieser sei nicht etwa Universitätsprofessor, auch kein Mediziner, er sei nur einer von den vielen Titularprofessoren. Herr Professor Förster, der in alles seine Nase steckt und sich in alles mischt, hat diese Abkanzelung redlich verdient.

Verteidiger der Aristokratie. Die braven Antisemiten begnügen sich schon lange nicht mehr damit, die Juden zu bekämpfen, sie haben schon längere Zeit ihr größeres Herz entdeckt und kämpfen für den Mittelstand. Aber auch damit nicht genug, wollen sie jetzt auch für die Aristokratie kämpfen, ob diese es will oder nicht. Der tüchtige Reichstagsabg. Bruhn behauptete in einer Versammlung des Antisemitenbundes neulich, die Adelsverleihungen an jüdische Großkapitalisten hätten großes Aufsehen erregt. Die Zuführung jüdischen Bluts sei für den Wert des deutschen Adels im höchsten Grade bedenklich. Wenn der alte Adel nicht den Mut besitze, der Schaffung derartiger neuer Stammesgenossen entgegenzutreten, so müßten sich Männer des Volkes finden, die den Mut haben, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wahrscheinlich wird Herr Bruhn einen Bund zum Schutze des Adels begründen.

Das „Deutsche Blatt“, das offizielle Organ der Liebermann von Sonnenberg'schen Gruppe, gehört zu denjenigen hartgesottenen antisemitischen Verleumdern, die, unbekümmert um jede zweifelsfreie Richtigstellung, ihre lügnerischen Behauptungen immer wieder in Kurs zu setzen suchen nach dem Rezept: calumniare audacter, semper aliquid haeret. In der letzten Nummer wird in einem langen Artikel, betitelt „Liberale Rohheiten“, ein besonders gehässiger Angriff gegen die Freisinnige Vereinigung gerichtet, weil das „Deutsche Reichsblatt“ einige taktlose Bemerkungen über den deutschen Richterstand gebracht hat. Das „Deutsche Reichsblatt“ wird, weil das dem Artikelschreiber so in den Kram paßt, flugs zum „offiziellen Organ“ der Freis. Vereinigung gestempelt. Wie indeß die „Lib. Korresp.“ schon wiederholt festgestellt hat, steht die Freis. Vereinigung mit dem „Deutschen Reichsblatt“ schon seit Jahren in keinerlei Beziehungen mehr; für den Inhalt des Blattes kann daher die genannte Partei in keiner Weise verantwortlich gemacht werden. Daß der Artikelschreiber des antisemitischen Blattes die Behauptung nicht im guten Glauben aufgestellt haben kann, geht auch daraus hervor, daß er in demselben Artikel den Beuthener Landgerichtsrat Blumenberg als Juden, bezw. jüdischer Abstammung bezeichnet und daran die üblichen antisemitischen Glossen knüpft. Es ist bei der Aufmerksamkeit, die gerade das „Deutsche Blatt“ dem Inhalt der „Mitteil.“ widmet, ganz ausgeschlossen, daß dem Blatt der Leitartikel in Nr. 5 der „Mitteil.“ entgangen sein kann, in dem die von gut unterrichteter Seite herrührende Mitteilung enthalten war, daß Herr Blumenberg ein Arier von reinstem Wasser ist und daß er, um eine bei seinem Namen naheliegende Verkennung zu bekämpfen, sich stets höchst demonstrativ als christlicher und antisemitischer Blumenberg bezeichnete. Ob das Antisemitenblatt in beiden Fällen wohl jetzt seine unrichtigen Behauptungen zurücknehmen wird?

Von dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband. Zur Charakteristik des nach der Behauptung seiner Verbandsleitung und seines Verbandsorgans gänzlich parteilosen Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes möge folgender Vereinsbericht der „Staatsbürgerztg.“ hier Platz finden:

„Im Zweigverein Wedding des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes sprach Schriftsteller K. Döring über „allerlei Tagesfragen der inneren Politik“. Der Redner beleuchtete eingehend die immer frecher ihr Haupt erhebende sozialdemokratische Gefahr, die für den 18. März geplanten Spektakel, den Fall Neisser, die Adelsverleihung an jüdische Millionäre und andere wenig erfreuliche Vorkommnisse. Ferner wies der Redner auf das Herumwühlen der Sensations- und Klatschpresse im Hennigschmutz, die sich nach der Art des „Berl. Tagebl.“ sogar bis zu Gedichten verirrt, die an die Adresse dieses Subjekts gerichtet waren. Alle diese Vorkommnisse sind bezeichnend für den Geist der hereinbrechenden neuen aber keineswegs besseren Zeit, in der es noch manchen heißen Kampf kosten wird, ehe der gesunde deutsche Geist jenen fremden Nebel zerstreut hat, der uns zu ersticken droht. (Lebhafter Beifall.) In der sich anschließenden freien Aussprache, an der sich die Herren Bartel, Sachau, Wutzichky u. a. beteiligten, wurde besonders die Adelsverleihung an jüdische Großkapitalisten eingehend besprochen“.

Was das alles mit den beruflichen Interessen einer Handlungsgehilfen-Organisation zu tun hat, ist das Geheimnis der Verbandsleitung.

Wohl bei keinem Versammlungsleiter sind Anträge und Reden von Mitgliedern anderer, speziell gegnerischer Vereine beliebt, die die Führung der Versammlungsgeschäfte erschweren; im Kongreßjargon heißen solche Reden „Kuckuckseier“. Eine besonders fein ausgeklügelte Methode hierfür hat der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband in dem Handbuch für seine Vertrauensmänner aufgestellt. Dabei muß es, wie wir dem „Berliner Handlungsgehilfen“ entnehmen, sonderbar berühren, daß der Reichstagsabgeordnete Schack, seines Zeichens Vorsteher des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, auf eine sozialdemokratische Anfrage entgegnete: „Behauptungen: wie die, antisemitische Handlungsgehilfen seien als Sprengkolonnen organisiert . . . haben mit Wahrheit nichts gemein.“

Demgegenüber teilt das genannte Handlungsgehilfenblatt folgendes aus dem Handbuch für die Vertrauensmänner des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes mit:

„In sozialdemokratischen Versammlungen sollten Deutschnationale Handlungsgehilfen niemals fehlen. Bei Eröffnung der Versammlung beantrage man Bureauwahl, reiche den Antrag schriftlich ein und halte daran fest, wenn man die Mehrheit hinter sich hat, und erzwinge unbedingt eine Abstimmung. Dann lasse man drei Deutschnationale Handlungsgehilfen (einen Vorsitzenden, einen Schriftführer, einen Beisitzer) ins Bureau wählen. Der Vorsitzende eröffnet alsdann die Versammlung mit einem Hoch auf den Kaiser und Landesfürsten und erteilt dem „Referenten“ das Wort.

Bleibt dieser nicht bei seinem Thema, ruft man ihn „zur Sache". Es ist ein beliebtes Mittel der Sozialdemokrater, in Handlungsgehilfen-Vereinen die Tätigkeit der antisemitischen Parteien und ihrer Abgeordneten zu kritisieren, das ist ganz unzulässig. In der freien Aussprache, wenn sich Deutschnationale Handlungsgehilfen zum Wort melden, haben diese darauf zu achten, daß wir, abgesehen von der Frauenarbeit und dem Lehrlingswesen, in unseren übrigen wirtschaftlichen Forderungen mit denen der Sozialdemokratie ziemlich übereinstimmen usw. Auf Seite 38 heißt es ferner vom Leipziger Verband: „Der Leipziger Verband gibt 10 Minuten Redezeit. Es ist also dafür zu sorgen, daß sich möglichst viele Redner (auf einen Zettel hintereinander geschrieben) zum Worte melden, damit der Vorsitzende keine Freunde (?) als Redner einschieben kann. Wo es möglich ist, kann man auch durch Anträge zur Geschäftsordnung eine längere Redezeit als 10 Minuten erzwingen."

Auf welcher Seite also die Behauptungen liegen, die mit „Wahrheit nichts gemein" haben, dürfte hieraus deutlich hervorgehen.

Vermischtes.

Ein neuer Kurs in der Justizverwaltung? Man macht die „Fr. D. Pr." darauf aufmerksam, daß zwei Landgerichtsräte in Köln, die noch jetzt der jüdischen Konfession angehören und darum trotz ihrer anerkannten Tüchtigkeit bei der Beförderung bisher übergangen worden waren, jetzt zu Oberlandesgerichtsräten ernannt worden sind. Es sind das die Herren Wieruszowski und Dr. Rothschild, von denen der erstere Oberlandesgerichtsrat in Köln, der andere in Hamm geworden ist. Sollte diese Ernennung ein Anzeichen dafür sein, daß der neue Herr im Justizministerium die verfassungsmäßige Gleichberechtigung aller Konfessionen nun endlich im Justizdienste praktisch zur Durchführung bringen will, so wäre das auf das freudigste zu begrüßen.

Der Statthalter von Triest Prinz Hohenlohe über die konfessionelle Gleichberechtigung. Man schreibt der „N. Fr. Pr." aus Triest: Freitag den 23. v. M. erschien der Statthalter Prinz Konrad zu Hohenlohe in der Wohnung des greisen Oberrabbiners S. R. Melli und überreichte ihm persönlich den Franz Josefs-Orden. In seiner schwungvollen italienischen Ansprache betonte der Statthalter, es freue ihn, den Wunsch seines lieben Freundes, des Vorstehers der israelitischen Kultusgemeinde Edlen v. Richetti, erfüllen und dem im Amte ergrauten Oberrabbiner anläßlich seines 50jährigen Jubiläums diese Auszeichnung übergeben zu können. Er als erster Beamter des Küstenlandes halte ganz besonders darauf, daß die Rechte der jüdischen Bevölkerung nicht nur auf dem Papier stehen, sondern auch in Wirklichkeit geachtet werden, womit er übrigens strenge im Sinne des Landesherrn zu handeln sich bewußt sei. In Worten tiefer Ergriffenheit dankte der greise Seelsorger für diese Auszeichnung. Bei dem festlichen Akte waren die Herren Edmondo v. Richetti, der neugewählte Gemeinderat Samaia, Schwiegersohn des Herrn Melli, und Rabbiner Doktor Brettholz anwesend.

Wien. In der jüngst stattgehabten Sitzung des Wiener Gemeinderates wurde dem jüdischen Mitglied Donat Zifferer eine große Ehre zuteil. Der Genannte gehörte dem Wiener Gemeinderate seit 11 Jahren an, und infolge seiner angegriffenen Gesundheit sah er sich genötigt sein Mandat niederzulegen, von welchem Entschluß er schriftlich dem Vizebürgermeister Dr. Neumann (Dr. Lueger weilt gegenwärtig zur Erholung an der Riviera) in Kenntnis setzte. Dieses Schreiben gelangte in der am 6. März stattgefundenen öffentlichen Sitzung zur Verlesung, wozu der Vizebürgermeister wörtlich bemerkte: „Herr Donat Zifferer, der im Jahr 1895 vom ersten Wahlkörper in den Wiener Gemeinderat gewählt wurde, nahm an den Arbeiten des Gemeinderates stets regen Anteil. Ein sehr gewandter, temperamentvoller Redner nahm er durch sein jederzeit maßvolles Auftreten für sich ein, und wiederholt fand sich die Majorität bestimmt, den von ihm gegebenen wertvollen Anregungen Folge zu leisten. Der Gemeinderat sieht mit Bedauern Herrn Zifferer aus seiner Mitte scheiden und wird ihm ein freundliches Andenken bewahren". Solche anerkennenden Worte, denen übrigens von keiner Seite widersprochen wurde, hat man schon lange im Wiener Rathaus über die öffentliche Tätigkeit eines Juden nicht gehört.

Neue Judengreuel in Rußland? Aus Petersburg, 30. März wird der „Nationalztg." geschrieben:

Aus den Ansässigkeitsgebieten der Juden kommen schlimme Nachrichten. Dunkle Kräfte wühlen in der Tiefe, und die Anzeichen eines bevorstehenden Massakres treten immer deutlicher hervor. Bisher ging jeder Verfolgung eine systematische Bearbeitung der niedrigsten Schichten der Bevölkerung voran: eine Propaganda in den Schänken und Nachtasylen, die Verbreitung von giftigen Flugschriften, die Austeilung von Geld und Waffen und die aktive Teilnahme der gewöhnlichen wie der geheimen Polizei — alle diese Fakta sind längst bewiesen worden. Und jetzt macht sich diese teuflische Arbeit wieder bemerkbar. Diese Propaganda wird so ungeniert betrieben, daß einige Gouverneure es für nötig befunden haben, das Volk durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Regierung es zu keinen Krawallen kommen lassen wird. Den wahren Wert dieser Versicherungen sieht jeder ein, sie zeigen aber, daß die Angstrufe der für ihr Leben zitternden Menschen in den Olymp gedrungen sind. Es gehört kein besonderer Scharfblick dazu, um festzustellen, daß die periodischen Judenverfolgungen mit den Momenten zusammenfallen, in denen die Regierung deutlicher als sonst den Boden unter sich schwinden fühlt. Als der Oktober die furchtbaren Mißbräuche in allen Gebieten der Verwaltung aufdeckte und das Volk sich gegen seine Bedrücker, die Bureaukraten, zu erheben anfing, verstand es die Regierung, die überschäumende Kraft der dunklen Masse gegen einen Punkt zu leiten, wo kein Widerstand zu erwarten wäre. Es mußte eben der Jude herhalten und als Sündenbock dienen. Jetzt hat die Erbitterung gegen die Regierung aber den Höhepunkt erreicht, und der Kessel der Leidenschaften ist derart mit Dampf gefüllt, daß er jeden Augenblick platzen kann Darum kann man darauf gefaßt sein, daß eine Judenverfolgung bevorsteht. Diese Massakres sind eine Lieblingswaffe der Regierung im Kampfe gegen die Freiheitsbewegung, und deshalb ist zu hoffen, daß die an der Spitze dieser Bewegung stehenden Männer die dunklen Machenschaften der reaktionären Kamarilla ans Tageslicht ziehen. Es ist dies die Pflicht eines jeden Bürgers ohne Unterschied von Religion und Nationalität.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 15/16. Berlin, 11. April 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Henoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Wegen der Feiertage fällt die nächstwöchige Nummer der „Mitteilungen“ aus; es erscheint deshalb heute eine Doppelnummer.

Jüdische Oberlandesgerichtsräte.

Zwei preußische Richter, die beide der jüdischen Religionsgemeinschaft angehören, sind zu Oberlandesgerichtsräten, ein anderer zum Kammergerichtsrat befördert worden. Dies ist eine Tatsache, die nicht an und für sich eine besondere Würdigung nötig hat, sondern wegen ihrer besonderen Beziehungen zu einem der empfindlichsten Kapitel unseres öffentlichen Lebens.

Wer einmal Richter geworden ist, sich im richterlichen Beruf allenthalben bewährt, sich einwandfrei geführt hat, dem kann von Rechtswegen der Aufstieg zu höheren Würden in seinem Amtsberuf nicht wohl verschränkt werden. Das ist natürlich, das ist selbstverständlich und trifft doch nicht immer zu. Trifft bei uns nicht zu, im Lande Preußen, allwo die antisemitische Formel über die menschliche Minderwertigkeit des Juden ihre sinngemäße Erweiterung findet in betreff der menschlichen und richterlichen Minderwertigkeit des jüdischen Richters. Wenn bei uns in der Ministerzeit des Herrn Schönstedt jüdische Richter es zu Landgerichtsräten gebracht haben, so müssen sie in ihrer Amtstätigkeit sicherlich das Rechte geleistet haben. Wenn solche Landgerichtsräte, wie es dreien von ihnen jetzt begegnet, zu Oberlandes- bezw. zu Kammergerichtsräten ernannt werden, so widerfährt ihnen etwas, das selbstverständlich sein sollte und das nur darum eine besondere Erörterung erfordert, weil die antisemitische Presse in solchen Beförderungen einen neuen Kurs in der Justizverwaltung erkennen zu sollen glaubt und in die Lärmtrompete stößt. Der neue Justizminister Herr Beseler wird mit dem französischen Kriegsminister André verglichen, dem „Organisator der Desorganisation“; das soll heißen, ein Minister, der in den Juden nicht mehr die Parias sieht, sondern auch sie beruflich vorwärtskommen läßt, bereitet die Unordnung, die Erschütterung der Grundlagen der Sicherheit des Staates vor.

Natürlich ist die Rede von einem neuen Kurs in der Rechtsverwaltung in Hinsicht der Juden eine arge Uebertreibung. Daß freilich im Grunde Herr Beseler nicht so denken kann wie Herr Schönstedt, das geht aus seinen bisherigen Personalmaßregeln: aus der Berufung des Justizrats Dr. Fuchs in die Prüfungskommission und aus der Ernennung der Landgerichtsräte Weruszowski, Rothschild und Hammerschlag zu Oberlandes-, beziehungsweise Kammergerichtsräten wohl hervor. Herr Schönstedt hat nach Möglichkeit praktischen Antisemitismus in seinem Amtsbereich getrieben und hat weiter den famosen Assessorparagraphen zu dem Zwecke einer völligen Zurückdrängung des Judentums von der Richterlaufbahn geplant und vorgeschlagen; wäre jener Gesetzesantrag Gesetz geworden, so hätte in kurzer Zeit kein Deutscher jüdischen Glaubens mehr darauf rechnen dürfen, Richter zu werden. Herr Beseler kann in der Zugehörigkeit von Juden zum Richterstande etwas Bedenkliches nicht sehen; sonst würde er nicht jüdische Richter an den höchsten Gerichtshof berufen. Er ist offenbar nicht gewillt, nach dem Rezept weiland Karl Trost's in den „Grenzboten“, auf dem Gebiet, auf dem sich „die Deutschen als Herren betrachten müssen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen“ — nämlich auf den bekannten Gebieten, in denen die Zurücksetzung der Juden heimisch ist —, „die Schlagbäume der christlichen Religion fest eingerammt aufzurichten.“ Der Herr Justizminister Beseler scheint der Meinung zu sein, daß Deutscher Deutscher ist, ob er nun der christlichen oder jüdischen Glaubensgemeinschaft angehören mag, und daß die christlichen Deutschen keiner Gefahr ausgesetzt sind, wenn jüdische Deutsche im Richterberuf tätig sind. Er will nicht die Gesinnungen, die in dem bekannten Liede der Breslauer christlichen Referendare zur Erscheinung gekommen und von Haß und Verachtung gegen die jüdischen Berufsgenossen der antisemitischen Juristen erfüllt sind. Das ist alles, und das bietet zu überschwingender Urteilsweise auf keiner Seite einen Anlaß.

Die antisemitische Presse ereifert sich ganz unnötig. Wenn wieder an der Forderung „Deutsche christliche Richter für das deutsche Volk“ erinnert wird, so wirkt das heute nicht schlagender und flüssiger als ehedem. Man sagt, deutsches Recht könne nur von deutschen Volksgenossen gesprochen und gehandhabt werden. Darum könne der Jude nicht Richter sein. Aber da der jüdische Deutsche doch eben auch deutscher Volksgenosse ist, so fällt jene Forderung zu Boden. Die „Deutsche Tagesztg.“ des Herrn Oertel ruft dem Herrn Justizminister eine finstere Drohung zu: „Sollte er andere Bahnen einschlagen als sein Vorgänger, und sollte er der drohenden Ueberfüllung des Richterstandes mit jüdischen Anwärtern nicht genügend wehren, so würden wir unsere Bedenken mit der größten Schärfe und Ent-

schiedenheit aussprechen." Zittere, Byzanz! Die „größte Schärfe und Entschiedenheit" der Herren Landbündler wird Niemandem schlaflose Nächte bereiten. Aber an dem Gerede des Oertelschen Blattes ist jedenfalls besonders interessant die Erzählung von der „drohenden Ueberfüllung" des Richterstandes mit Juden. Das heißt wirklich den Mund voll nehmen und die Dinge auf den Kopf stellen. Die Juden ringen schwer um ihr Recht; die Gleichberechtigung steht für sie nur auf dem Papier; ihre Verwendung im Justizdienste, soweit staatliche Anstellung und Förderung in Betracht kommt, ist nur eine ganz kümmerliche, und da phantasiert man „ohne Hitze" von einer drohenden Ueberfüllung des Richterstandes durch Juden. Die Herren mögen sich beruhigen. So wenig eine Auszeichnung des einen oder anderen jüdischen Staatsbürgers imstande ist, die gewissen Unwägbarkeiten unseres politisch-gesellschaftlichen Lebens zu beseitigen, so wenig die Vorurteile erschüttert sind, die sich den Juden auf mancherlei Gebieten entgegentürmen, — so wenig wird auch das Walten etlicher Billigkeit in der Beurteilung und Behandlung jüdischer Juristen Fortschritte bringen, die hüben Jubel und drüben Entrüstung wecken könnten. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Der „Reichsbote" und das „Hebräertum".

Honig auf den Lippen und Haß im Herzen — das ist jener Dunkelgesellen Brauch, die ihrer Ueberfülle an frumbem Getue und Gerede in Blättern von der Art des „Reichsboten" Abfluß zu verschaffen pflegen. Von Zeit zu Zeit bricht in dieser Betschwesternpostille der für gewöhnlich durch diplomatisierende Berechnungen zurückgedämmte roheste Gassen- und Gossenantisemitismus ungestüm hervor; und dann kann man mit Staunen das enge Bündnis gewahren, das zwischen dem mildsprachigen Frömmlertum in Glacéhandschuhen und dem wildsprachigen Flegeltum der Pücklergardisten hinter den Kulissen der politischen Bühne gepflegt wird.

Den neuesten Anlaß, seinen Leserinnen und Lesern einmal pücklerisch zu kommen, hat dem „Reichsboten" die treffliche Rede Albert Trägers im Abgeordnetenhause gegeben, in welcher der alte und doch junge idealistische Kämpfer, der Barde der Freiheit und Gleichberechtigung mit dem Herrn Minister des Innern einmal über die preußische Rückständigkeits- und Rückwärtsereiwirtschaft Fraktur gesprochen. Es geschah bei Gelegenheit der Behandlung jener preußischen Wahl-„Rechts"-„Reform", die bestimmt ist, dem preußischen Landtagswahlrecht auf lange Zeit das Leben fortzufristen, indeß rundum in deutschen Landen, insonderheit im Süden, ein neuer Geist die Schwingen regt und Wahlrechte entstehen, vor denen das preußische Häufchen Wahlrechtselend sich verbergen muß. Hat Träger vielleicht nicht mit vollem Recht über Reaktion geklagt, als er jene sogenannte Wahlreform und gleichermaßen das dermalen dem Landtag vorliegende Schulgesetz erörterte? Und was hat der Kampf gegen diese neuesten Gesinnungszeugnisse der preußischen Regierung mit dem Judentum zu tun, derart, daß man einen freisinnigen Mann, der aus voller und ehrlicher Ueberzeugung den rückschrittlichen Geist in diesen feinen Erscheinungsformen bekämpft, aus diesem Anlaß als einen Sänger für „Alt- und Neu-Jerusalem" und als einen Anwalt „jüdischer Erwerbsinteressen" bezeichnen und entsprechend verunglimpfen zu sollen glaubt?

Offenbar kommt dem „Reichsboten" selber ein Empfinden für die Niedrigkeit und Widrigkeit seiner ordinären Geiferei und Keiferei; sonst würde er nicht den — nebenbei: völlig verunglückten — Versuch unternehmen, seine Hetzerei dagegen zu verwahren, daß sie Hetzerei genannt werden könnte. Wird ihm nichts helfen. Die Angriffe gegen Herrn Träger sind übrigens so irr und wirr; das Reichsbotengeschreibsel macht einen solch unreifen Eindruck, daß man beinahe annehmen könnte, der Reichsbotenspezialist für Antisemitismus gehöre noch zu den krassen Füchsen des V. D. St. Mit wenig Witz und viel Behagen wird nach gewisser ganz kleiner Zeitgenossen Art Wortschimpf getrieben, indem beständig statt „freisinnig" gesagt wird „freisinnlich". Es wird eine innige Ideenverbindung herzustellen gesucht zwischen Albert Träger und den „Fixern". Es wird Albert Träger ein Helotenverhältnis zum Judentum vorgeworfen.; — Nachweis natürlich überflüssig, da es nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Kränkung ankommt. Es wird Träger vorgeworfen, daß er als Rechtsanwalt Geld verdient habe; daß er's in großen Ehren getan, das wird verschwiegen, wohl aber durch den Ausdruck „Ausschlachtung der fehlerhaften liberalen Justizorganisation" der Eindruck zu erwecken gesucht, als gehe es bei diesem Rechtsanwaltsberufsverdienst nicht eben reinlich her. Die Reichsjustizgesetze den Gesinnungsgenossen Albert Trägers zur Last zu legen, wie es der Scholar im „Reichsboten" tut, das geht schon darum nicht an, weil die Fortschrittspartei diese Gesetze abgelehnt hat, während die Konservativen für sie gestimmt haben. Und wenn der „Reichsbote" die Justizorganisation als „liberal" und als „jüdisch" verschreit, so sei das Blatt daran erinnert, daß Kaiser Wilhelm I. am 22. Dezember 1876 sehr lebhaft den „hohen" Gewinn gefeiert hat, der „aus dem Gelingen dieses Werkes für unser nationales Leben erwachsen muß."

In ebenso breiter als unklarer Manier wird mit dem „hebräischen Sänger" Albert Träger und seinem gerechten Kampf gegen die Reaktion seitens des „Reichsboten" das Volksschulunterhaltungsgesetz und die Stellungnahme der Professoren gegen dieses Unternehmen der Reaktion in Verbindung gebracht. Es wird offen eingestanden, daß das Schulgesetz dazu helfen soll, gewisse Bemühungen zugunsten praktisch christlicher Bestrebungen, gewisser nationaler, wirtschaftlicher, sozialer, geistiger Unternehmungen reaktionärer Natur zu unterstützen; und es wird alles das in Gegensatz gebracht zu dem „von dem übergebildeten Deutschtum geförderten Hebräertum". Wenn dieses Gemengsel von Worten einen Sinn haben soll, so kann es nur der sein, daß das Schulgesetz als ein Werkzeug und als die Einleitung einer antisemitischen Reaktion zu betrachten ist. Der „Reichsbote" feiert den Herrn Minister des Innern als den Mann, der Albert Träger und dem deutschen Hebräertum die rechte kräftige Abwehr habe zuteil werden lassen. Der „Reichsbote" lobt im voraus alle künftigen Kämpfe des gleichen Richtzieles. Woher just jetzt in dem Blatte eines Teils der Hofgesellschaft dieses Emporlodern des wildesten Antisemitismus, — das bleibt „gleich geheimnisvoll für Weise wie für Toren." Oder nicht? . . .

Die Studentenschaft und der Antisemitismus.

XX Nachdem bereits in einer der letzten Nummern der „Mitteilungen" die Stellung des „Allgemeinen Deutschen Burschenbundes" zur Judenfrage einer Betrachtung unterzogen wurde, wird diese Frage jetzt auch in dem offiziellen Organe dieses studentischen Verbandes, der A. D. C.-Zeitschrift, angeschnitten.

Der Verfasser des betreffenden Leitartikels hat zu seinen Ausführungen sich das Goethesche Wort: „Wahre Liberalität ist Anerkennung" als Titel gewählt. Einleitend geht er auf die Frage der politischen Selbsterziehung der Studenten ein und fordert, daß die studentischen Verbindungen es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachten sollen, ihre Mitglieder auch wissenschaftlich-politisch zu erziehen. Allerdings hält er die satzungsgemäße zwangsweise politische

Betätigung, wie sie der V. D. St. vorschreibt, für eine verfehlte Lösung der gestellten Aufgaben. Er schlägt vielmehr nur eine zwanglose Aussprache im Anschluß an ein politisches Wochenreferat vor, das sich gewissermaßen spontan als Notwendigkeit ergeben müsse. Die „Deutsche Burschenschaft" verbietet ihren Angehörigen die Beschäftigung mit der Politik. Der „Allgemeine Deutsche Burschenbund" will seine Mitglieder mit allen brennenden Gegenwartsfragen vertraut machen. Der Verfasser erörtert dann verschiedene dieser Fragen, wie Duell- und Satisfaktionsfragen und kommt dann auf die Judenfrage zu sprechen.

„Die Judenfrage, beginnt er, ist eine heikle Sache, nicht wahr? Nicht überall kann der Jude Reserveoffizier werden, es ist ihm auch der Zutritt zu den höheren Verwaltungsstellen gesperrt. Ergo nehmen wir keine Juden auf, um dem Ruf unserer Korporation nicht zu schaden!" Eine Schlußfolgerung, so logisch und klar, nicht wahr, und so bequem. Viele Korps sind denn auch de facto, die „Deutschen Burschenschaften" de jure diesen Weg gegangen. Und doch unter welchen Geburtswehen kam dieser Beschluß zustande. Man betrachte die eigenartige Resolution des A. D. C.-Tages 1896 selber, die diese Frage geregelt hat — und man wird das Gefühl haben, daß hier etwas nicht richtig ist, man wird an das Bozener Sprüchlein erinnert: „Dieser Weg ist kein Weg." Man braucht sich nur einmal das Problem psychologisch auszumalen, um zur Erkenntnis zu kommen, wie verwerflich jene Schlußfolgerung ist. Jede interkonfessionelle Freundschaft von der Schulbank her wird auf der Hochschule unterbunden. Es wird sich im späteren Berufsleben ein Schleier zwischen die Beziehungen alter Freunde schieben, den der Aufrichtigste nicht zu zerreißen vermag. Oder allgemein gesprochen: das Aufgehen der Juden in ihre Wirtsvölker wird zum Bedürfnis aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen. Dieser Prozeß vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit ringsumher. Nur auf der Hochschule, wo im Schmelzofen jugendfrischer Begeisterung die letzten Schlacken innerhalb der leitenden Schichten des deutschen Volkes verschmolzen werden sollten, — nur hier sollte diese Angliederung aus Gründen der Bequemlichkeit unterbleiben? Dem gegenüber lautet unser Rezept: Wenn wir nach sorgsamer Wahl einen jüdischen Kommilitonen mit unseren Farben schmücken, so hegen wir die Ueberzeugung, daß er sich assimilieren kann und will, denn das ist seine Pflicht und Schuldigkeit. Wenn wir ihn aber mit unserem Band entlassen, so heißt das: Seht, dieser hat die Prüfung bestanden, daß er in der Zwischenzeit weder Anstoß errege noch finde, das laßt nur unsere Sorge sein."

* * *

An der Berliner Universität hat sich ein neuer wissenschaftlicher Verein, dem Studierende der Pharmazie und Naturkunde angehören, gebildet, und der in seinem Tendenzparagraphen sagt: „Die Vereinigung bezweckt die Abwehr des Antisemitismus." Der offizielle Name des Vereins ist: „Akademische Vereinigung Dahlemia."

Die „Deutsche Burschenschaft", die bekanntlich auf dem D. C.-Tage im Jahre 1896 die Juden aus dem Verbande ausschloß, zählte im Wintersemester 1905/6 2566 aktive Mitglieder, was gegen das vorige Semester einen Zuwachs von 53 Mitgliedern darstellt. Dem Verbande gehören an 21 Hochschulen 61 Burschenschaften an. Von den 2566 Mitgliedern sind 2343 evangelisch und 257 katholisch, (worunter allerdings mehrere Mehrbänderleute sind, daher die höhere Gesamtzahl). Die katholischen Mitglieder sind zumeist in Süddeutschland zu finden, allein in München 78, in Würzburg 51, in Freiburg 32, dann sind noch in Bonn 14, ebenso in Heidelberg, Straßburg und Berlin. Der offizielle Bericht der „Deutschen Burschenschaft" erklärt dazu: demnach sind 10,9 % der studierenden Burschenschafter katholisch, was wohl als Beweis dafür gelten kann, daß die Burschenschaft tolerant ist.

Studentische Korporationen als solche pflegen gewöhnlich nicht in öffentlichen Versammlungen aufzutreten. Der Verein Deutscher Studenten findet dabei nichts. Er tritt zwar nicht offiziell in copore dabei auf, läßt aber doch die Reklametrommel durch seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die antisemitischen Handlungsgehilfen, recht kräftig für sich rühren, wo es nur angeht. So geschah es auch in einer öffentlichen Versammlung des neuen freisinnigen Jugendbundes, die von antisemitischen Handlungsgehilfen überschwemmt und gestört wurde. Der antisemitische Wortführer forderte die Studenten auf, dem V. D. St. und die Kaufleute, dem „Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbande" beizutreten.

Wahrlich, ein edles Brüderpaar, das da geschlossen vor die Schranken der Oeffentlichkeit tritt.

* * *

In den „Hochschulnachrichten", die als offizielles Organ verschiedener Hochschulbehörden gelten müssen, sagt der Herausgeber Dr. v. Salvisberg das baldige Ende des Hochschulstreites voraus. Interessant ist, daß er den Hetzereien der Vereine Deutscher Studenten die Hauptschuld an dem gespannten Verhältnis zwischen Behörden und Studenten zumißt. Die Vereine Deutscher Studenten waren die Leiter der konfessionellen Hetze, trotzdem wiegelten sie für den Kyffhäuserbund in zwölfter Stunde ab und gerierten sich von da ab als harmlose Zuschauer bei dem Streite auf den verschiedenen Hochschulen.

„Mitten in das unerquickliche Kampfgetriebe der durch kurzsichtige oder verständnislose Führer in die akademische Jugend hineingetragenen konfessionellen Verhetzung", schreibt Dr. v. Salvisberg, „tönt wie ein erlösendes Wort die Erklärung der Gießener Studentenschaft". —

Die Gießener Studenten sind, wie das eine von ihnen kürzlich veröffentlichte Erklärung zeigt, mit der Haltung des „Verbandes deutscher Hochschulen" nicht zufrieden. Sie verlangen eine Aenderung der Stellungnahme des Verbandes den konfessionellen Verbindungen gegenüber. Der Begriff „akademische Freiheit" schließe auch das Prinzip der Toleranz Andersdenkenden gegenüber in sich ein, daher könne sich die Gießener Studentenschaft mit der bisherigen Taktik nicht einverstanden erklären.

Dr. v. Salvisberg geht dann weiter auf die Betätigung der Vereine Deutscher Studenten im Hochschulkampfe ein und führt ferner aus:

„Der Verband der Deutschen Hochschulen war bis jetzt lediglich ein der jüngsten akademischen Bewegung entsprossener Kampfverband gegen die konfessionellen Verbindungen und — gewisse Behörden, und die hochtönende Propaganda, die gegenwärtig von seinem publizistischen Vertreter, einem Mitgliede des Vereins Deutscher Studenten im ganzen Reich gemacht wird, beginnt glücklicherweise der deutschen Studentenschaft die Augen zu öffnen und ihr zu zeigen, wohin sie treibt, wenn sie mit solchen Lotsen an Bord ihr Schiff den Wogen eines fanatischen und einseitigen Parteikampfes preisgibt."

„Vor 25 Jahren heißt es weiter, entfachte der V. D. St. auf akademischem Gebiete den Antisemitismus, der unendlich viel Schaden angerichtet hat und im letzten Stadium seines moralischen Bankrotts noch die jüdischen Verbindungen und ihre Verbände als die akademischen Pflanzstätten einer neuen sozialen Partei erblühen sah. Und wenn auch in der zwölften Stunde der gegenwärtigen Bewegung der V. D. St. den Ausschluß der katholischen Verbindungen von Verbands wegen mißbilligte, so ist auch diese Bewegung nichtsdestoweniger von ihm und seinen einzelnen Lokalverbänden in die Wege geleitet und im Fluß

erhalten worden, und bereits beweist die enorme Zunahme des Aktivbestandes sämtlicher katholischer Verbindungen, ihr zielbewußter Zusammenschluß zu großen Verbänden, welch verhängnisvolles Geschenk auch in diesem Fall der Pandorabüchse „des V. D. St. entstammt." Demgegenüber erhofft die Gießener Studentenschaft, berichtet Dr. v. Salvisberg weiter, eine Aenderung in der Stellungnahme des Verbandes. Die Heidelberger und die Marburger Kommilitonen haben sich diesem Vorgehen bereits angeschlossen.

Damit ist die ganze Bewegung erledigt! schließt der Herausgeber der „H. N." aus den mitgeteilten Tatsachen.

Daß die Folgen dieser von den antisemitischen Vereinen Deutscher Studenten inszenierten konfessionellen Hetze wirklich nur eine Vermehrung des Aktivbestandes der katholischen Korporationen sind, zeigt sich auch an der Berliner Universität, wo nicht nur die fünf katholischen Vereine außergewöhnlich stark an Mitgliedern geworden sind, sondern wo sich sogar in diesen Wochen ein neuer katholischer Verein „Unitas" gebildet hat.

Antisemitische Machenschaften in Thüringen.

Die Veröffentlichung der Versammlungstaktik Deutschnationaler Handlungsgehilfen durch die „Mitteilungen" hat in Thüringen Aufsehen erregt. Die gesamte linksstehende Presse hat sich mit diesem eigenartigen Versammlungs-A.-B.-C. beschäftigt und es wurde allenthalben konstatiert, daß dieses Verfahren geeignet ist, den infolge seiner antisemitischen Tendenzen ohnehin keinen guten Ruf genießenden Schackschen Verband als wirtschaftlichen Kampfverband, als der er zu agieren versucht, zu diskreditieren. Auch unter den Handlungsgehilfen bricht sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß eine so irregeleitete Organisation auf die Dauer den Mitgliedern mehr schadet, als sie ihnen praktischen wirtschaftlichen Nutzen erkämpfen kann. Aufgabe der übrigen Handlungsgehilfen-Verbände wird es nun sein, die durch maßlose Verhetzungen und unerfüllbare Versprechungen zum Hamburger Verband hingezogenen Mitglieder durch vornehme Gesinnung und Ausbau der Organisationen wiederzugewinnen. Der Führer der Deutschnationalen, der durch seine diamable Wahlschuldengeschichte sattsam bekannte Reichstagsabgeordnete für Eisenach Wilhelm Schack, der im Reichstag den Vorwurf, daß seine Jünger als Sprengkolonnen in gegnerischen politischen Versammlungen benutzt werden, mit Entrüstung zurückgewiesen hat und Beweise forderte, hat nun solche in nicht mißzuverstehender Weise erhalten. Im Reichstag und in seinem Wahlkreis dürfte man nach dieser zwingenden Beweisführung wissen, was man von Herrn Wilhelm Schack zu halten hat.

Zurzeit ist man in Thüringen sehr neugierig auf die große für Ostern angekündigte Aktion der Deutschsozialen, die im übrigen noch sehr geheimnisvoll betrieben wird.

Die Sache hat eine nicht uninteressante Vorgeschichte. Die „Wirtschaftliche Vereinigung" hatte kürzlich in aller Form bei den Nationalliberalen angeklopft, um bereits jetzt für die Reichstagswahlen von 1908 über die Verteilung der Thüringischen Reichstagswahlkreise, bezw. die Aufstellung von gemeinsamen Kandidaten eine Verständigung zu erzielen. Der nationalliberale „Hannoversche Courier" hat aber sofort sehr entschieden abgewinkt und die Thüringer nationalliberalen Parteiorgane folgten nach. Die „Eisenacher Ztg." schrieb, daß an eine Kompromiß für 1908 nicht zu denken sei. Als die Antisemiten sahen, daß ihre Werbung wenig Gegenliebe fand, beschlossen sie um Liebermann zunächst selbständig vorzugehen und so hat denn die deutschsoziale Partei durch ihren Reichsverband in Thüringen eine Agitation mittelst Versammlungen und Flugschriften eingeleitet, deren Machenschaften und Hetzereien hier etwas näher beleuchtet werden sollen. Zunächst sei als höchst charakteristisch angeführt, wie die Antisemiten Parteimitglieder werben.

Der Generalsekretär des Reichsverbandes der deutschsozialen Partei, J. Henningsen, versendet von Hamburg aus an willkürlich gewählte Adressen auf der Schreibmaschine hergestellte Schreiben, in denen er die Herren Gesinnungsgenossen als neue Mitglieder willkommen heißt, ihnen Aufklärungsschreiben schickt und um die Uebersendung des halbjährlichen Mitgliedsbeitrags bittet. Dann heißt es wörtlich weiter:

„Wir fügen Ihnen eine Liste zur Einzeichnung neuer Mitglieder, aber — neuer Förderer bei und bitten Sie, alle Ihre Freunde und Bekannten — — zur Einzeichnung zu veranlassen. Die Rücksendung der hoffentlich bis auf den letzten Platz gefüllten Liste bitten wir bald vornehmen zu wollen, usw.

So werden Antisemiten geworben, denn auf reelle Weise, wie es andere politische Verbände tun, ist es den Antisemiten nicht möglich, Gesinnungsgenossen aus Ueberzeugung zu erringen. Mit den auf diese Weise zustande gekommenen Neuanmeldungen wird dann gehörig Reklame gemacht und vom „Riesenfortschritt" der Organisationsarbeit gefaselt.

Geradezu gemeingefährlich ist ein Artikel, der sich in einer in Massenauflagen in Thüringen verbreiteten Propagandaschrift der Antisemiten befindet und die Ueberschrift: „Hinaus mit der Judenpresse aus jedem deutschen Hause" trägt. Da heißt es denn u. a.:

„Der deutsche Michel ist fürwahr ein gutmütiger Kerl. (Man staune warum.) Erst läßt er die eingewanderten Juden an seinem ureigenen Besitztum und durch seiner Hände Arbeit (!) sich unermeßlich (!) bereichern, läßt sie zur wirtschaftlichen Uebermacht gelangen, und dann liest er und unterstützt er durch Anzeigen usw. die jüdischen Zeitungen, von denen er sich den letzten Rest von Liebe zum deutschen Vaterlande vollends aus dem Herzen reißen läßt! — Jeder unserer Gesinnungsgenossen hat gewiß Einblick in mehrere Familien seines Bekanntenkreises, er wird wissen oder leicht erfahren können, welche Zeitungen von diesen Familien gehalten werden. Da gilt es nun die jüdischen Blätter zu verdrängen und durch deutschnationale (!) zu ersetzen. Im jüdischen Besitz sind oder unter jüdischen Einfluß (!) stehen folgende Berliner Blätter: „Berl. Tageblatt", „Berl. Volksztg.", „Berl. Morgenpost", „Berl. Zeit a. M.", „Berl. Abendpost", „Berl. Lokalanzeiger", „Nationalztg." unter anderem. Wenn erst die Judenpresse nicht mehr von uns Deutschen unterstützt wird, dann wird uns die Wahlarbeit leichter werden (Aha!) Das oben gesagte gilt natürlich auch von allen Blättern der Freisinnigen und Sozis, die ja meist nur im Judensold bestehen".

Naiver und unverfrorener ist wohl noch von keiner politischen Partei agitiert worden. Das ganze Geschreibsel läuft natürlich auf eine in der Wahl ihrer Mittel ziemlich skrupellose Propaganda für die antisemitischen Lügenblätter, die Reaktionspresse und deren Anhang aus. Die Komik bei der Sache liegt darin, daß man sogar die freikonservativ-antisemitische „Tägl. Rundschau" in einem Nachsatz nur bedingt zur Lektüre der Antisemiten empfiehlt, während sie jeder freiheitlich gesinnte und liberal denkende Deutsche ihnen gern ganz schenkt. Mit solchen Mitteln hofft man also in Thüringen an Terrain zu gewinnen und die Thüringischen Reichstagswahlkreise für antisemitische Tendenzen urbar zu machen! — Man kann es den Nationalliberalen zur Ehre anrechnen, daß sie von solchen dummdreist auf Volksbetrügerei ausgehenden Illusionspolitikern weit abrücken. Die Machenschaften dieser antisemitischen Dunkelmänner, die das Osterfest wieder durch ihre hinreichend bekannten Hetzversammlungen entweihen wollen, können nur als Reaktion schwärzester Art bezeichnet werden. Gottseidank sind die Thüringer politisch nicht indifferent genug, um sich von solchen Vexierkünsten beirren und derartigen antisemitischen Unwahrheiten breitschlagen zu lassen. Vielmehr ist begründete Aussicht vorhanden, daß der gesunde Menschenschlag in Thüringen

beizeiten den antisemitischen Krankheitserreger in seinem innersten Wesen erkennt und die politisch unfruchtbarste, aber skrupelloseste Partei vergeblich zum Gimpelfang in die Wahlen von 1908 zieht.

Die Stimme von der Wartburg.

Antisemitische Infamien.

Unter der gewerbsmäßigen antisemitischen Verleumderpresse steht die in Stettin erscheinende „Deutsche Hochwacht", das Organ des Deutschen Volksbundes obenan. Wie das Blatt immer noch — übrigens als einziges antisemitisches Preßorgan — den traurigen Mut besitzt, die Wiederkehr des Todestages des Konitzer Gymnasiasten Ernst Winter zu demagogischer Hetze gegen die Juden zu benutzen, so hält es auch regelmäßig vor Ostern Umschau nach dem fälligen „Ritualmord". In der Nr. 83 vom 8. d. M. veröffentlicht das Schandblatt, nachdem es schon in der vorhergehenden Nummer die Leser durch eine entsprechende Ankündigung vorbereitet hatte, im Sperrdrucke folgende infame Notiz:

Soll das wieder totgeschwiegen werden?

Für unsere Meldung von einer entsetzlichen Bluttat, die wir noch in keinem Blatte weiter gefunden haben, traf heute eine weitere Bestätigung ein.

Danach wäre in Posen am Bahnhofe eine Kiste von Beamten geöffnet worden, worin man einen 8—9 jährigen Knaben fand, dem der Mund verstopft und ein Bein gebrochen war! Die Kiste war an einen Rabbiner in Bromberg adressiert.

Ein Artillerie-Offizier, durch das eigentümliche Benehmen seines Hundes stutzig gemacht, habe die Oeffnung der Kiste verlangt. Der Stationsvorsteher habe sich zuerst geweigert; aber der Offizier habe erklärt, er werde die Kosten und die ev. Folgen tragen. Der Knabe war chloroformiert; er ist von einem Arzte — welchem? — in Behandlung genommen.

Was ist hier vorgegangen? und warum schweigt die Presse? Wir fordern mit Ungestüm, daß die Behörden diesem Verbrechen diesmal endlich auf die Spur kommen!

Obwohl für uns kein Zweifel darüber bestand, daß es sich bei der ganzen Notiz nur um eine der üblichen antisemitischen Erfindungen zu demagogischen Hetzzwecken handeln konnte, haben wir doch an den zuständigen Stellen in Bromberg und Posen Erkundigungen eingezogen und übereinstimmend die Antwort erhalten, daß hier nur ein grober antisemitischer Schwindel vorliegen kann. Zum Ueberfluß schreibt noch das konservative „Posener Tageblatt" auf Grund von an amtlichen Stellen eingezogenen Erkundigungen, daß „an dem Gerücht auch nicht eine Spur von Wahrheit ist. Es handelt sich lediglich um das Produkt einer überreizten Phantasie."

* * *

In Oberschlesien hat die antisemitische „Oberschles. Ztg." ebenfalls einen „Ritualmord" entdeckt und dadurch unter der leicht erregbaren Arbeiterbevölkerung eine ungeheure Aufregung verursacht. In Beuthen O.-S. sind nämlich am 3. d. Mts. in zwei Säcken die Leichenteile einer männlichen Person gefunden worden. Aus diesem Funde machte nun die „Oberschl. Ztg." am selben Tage noch einen Ritualmord und wußte schon, ohne erst den ärztlichen Befund abzuwarten, daß der Körper und die einzelnen Teile blutleer waren, ja, sie wußte auch, trotzdem die Leiche vollständig verstümmelt war, daß es sich bei dem Ermordeten um einen Nichtjuden handelte. Die „Oberschl. Ztg." behauptete, daß galizische Heujuden die in zwei Säcken untergebrachten Leichenteile im Heu versteckt und beim letzten Wochenmarkt in Beuthen unbemerkt auf die Straße geworfen haben. Die von dem Antisemitenblatt herbeigesehnte große Aufregung unter der Bevölkerung, von der es ebenfalls schon zu melden wußte, trat denn auch bald ein, denn am Mittwoch wurden einem jüdischen Händler in der Ritterstraße die Fensterscheiben eingeschlagen.

Durch den ärztlichen Befund ist inzwischen festgestellt worden, daß der Ermordete vergiftet und die Leiche erst nach Eintritt der Leichenstarre zerstückelt worden ist. Wie die bisherigen Ermittelungen ergeben haben, stammt der Tote, der zweifellos ermordet worden ist, nicht aus Beuthen. Man nimmt vielmehr an, daß die Leiche aus dem nahen Rußland oder Galizien an die Fundstelle geschafft worden ist. Diese Annahme wird durch eine Mitteilung der Beuthener Polizei bestätigt, nach welcher der Ermordete seinem Gesichtstypus nach ein galizischer oder polnischer Arbeiter gewesen ist.

Mit Genugtuung darf konstatiert werden, daß der Geistliche Rat Schirmeisen im Beuthener katholischen Bürgerkasino den hetzerischen Ausstreuungen des Zentrumsorgans sofort energisch entgegentrat mit folgender Erklärung:

„Wir wollen die Juden nicht hassen, weil dies unchristlich ist und ich mißbillige es, daß eine derartig schwere Anklage ohne Grund in der Zeitung geschrieben wird. Ich erkläre, daß ich die Juden durchaus nicht hasse und verwahre mich dagegen, daß durch die Zeitung eine neue Hetze angefacht wird. Begreifen kann ich nicht, wie in der Zeitung von einem Ritualmord die Rede sein kann, wo nicht das Geringste bewiesen ist. Wir müssen nach den Lehren unserer Religion mit den Andersgläubigen in Frieden leben und unsere Gegner mit anständigen Waffen bekämpfen".

Zu dem niederträchtigen und gewissenlosen Versuche des Zentrumsblattes, die Volksmassen zu verhetzen und aufzurühren, bemerkt ferner die „Oberschlesische Grenz-Zeitung" in Beuthen:

„Das hiesige Zentrumsblatt, das bei Bekanntwerden des Leichenfundes schnell dabei war, den Mord frivol zum Ritualmord zu stempeln, hat in seiner gestrigen Nummer einen Rückzug angetreten. Es leugnet in seiner bekannten charakterlosen Weise ab, daß dies die Meinung seiner Redaktion gewesen, sondern es will von der Stimmung im Volke Notiz genommen haben, das allgemein von einem Ritualmord sprach. Nur die untersten Schichten der Bevölkerung, der unwissende, tiefstehende Pöbelhaufen kann dem Leichenfunde eine solche Deutung gegeben haben. Darin, daß das Blatt dieses Urteil des blinden Fanatismus aufnahm, den Pöbel in seiner Meinung suggestiv bestärkte und diese beklagenswerte Mordtat, über deren Ursache und Täter noch nicht das Mindeste erdacht war, zur Aufwiegelung gegen die jüdische Bürgerschaft und vor allen Dingen für seine eigenen, geschäftlichen Zwecke ausnutzen wollte: darin liegt ein so hoher Grad von Verworfenheit, daß das Blatt wohl nun auch in seinen eigenen Kreisen genügend gekennzeichnet ist. Die Blutmär von dem Ritualmord wäre ein brillantes Propagandamittel gewesen. Wie wir gestern erwähnt, hatten wir lange schon vorausgesagt, daß das Blatt sich bei Gelegenheit eines solchen bedienen würde. Nun, unsere Voraussetzung ist eingetroffen. Die krampfhaften Versuche des Blattes, eine frivole, aufhetzende Beschuldigung zurückzuziehen, ist auch keineswegs auf die Initiative seiner Redaktion zurückzuführen, sondern den Anstoß hierzu hat die scharfe Verurteilung der Hetze durch Herrn Geistlichen Rat Schirmeisen im kath. Bürgerkasino gegeben".

Der Erste Staatsanwalt in Beuthen bemerkt in einer amtlichen Bekanntmachung über den Leichenfund u. a. folgendes:

„Das Verbrechen ist bisher unaufgeklärt, die Persönlichkeit des Getöteten nicht ermittelt. Die Zerstückelung der Leiche muß unter Anwendung großer Gewalt und mittels eines Fleischhackmessers oder ähnlichen Werkzeuges bewirkt sein. Der Täter muß mit der Zerlegung von Fleisch Bescheid wissen. Die Annahme eines Ritualmordes ist nach dem Gutachten der obduzierenden Aerzte ausgeschlossen. Die Leichenteile waren keineswegs blutleer. Die Sektion hat mit Sicherheit ergeben, daß der Tod durch die Schädelverletzung und die Zerlegung der Leiche, im besonderen auch die Trennung des Kopfes vom Rumpfe erst nach dem Tode erfolgt ist. Der Regierungspräsident hat auf die Ergreifung des Täters eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt".

Wiener Brief.

IX.

(Die Christlichsozialen und das „Reich“. — Der Abg. Schneider und das Wahlrecht. — Antisemiten unter sich. — Die „jüdischen Freimaurer“.)

Wien, den 7. April 1906.

Die christlichsoziale Partei hat in der letzten Zeit ihre Stellung zur österreichisch-ungarischen Reichsfrage — zum Verhältnis Zisleithanien und Transleithanien — geändert, ohne daß die Oeffentlichkeit dieser Schwenkung die geringste Beachtung geschenkt hätte. Mit Unrecht, denn nichts ist für den demagogischen Charakter der Antisemiten so bezeichnend wie der neueste Frontwechsel. Anfangs der neunziger Jahre kam das Schlagwort „Judäo-Magyaren“ auf und Dr. Lueger bestritt einen großen Teil seiner Agitationskosten mit der Aufhetzung gegen das „verjudete“ Magyarentum. Oesterreich müsse von Ungarn losgelöst und der Dualismus der 1867er Verfassung beseitigt werden, nicht mehr als das lose Band der reinen Personalunion dürfe die beiden Reichshälften verbinden. Mit diesem Dogma zog der Bürgermeister Wiens von Versammlung zu Versammlung und sicherlich nicht der kleinste Teil seiner Erfolge war auf das Konto der antiungarischen Politik zu schreiben. In der Zwischenzeit hat die Devise: Los von den Judäo-Magyaren! ihre Werbekraft für die Christlichsozialen eingebüßt und die Forderung nach der Beseitigung des Dualismus ist so ziemlich zu einem Gemeinplatz geworden, wenn gleich die offiziellen Kreise davon noch immer nichts wissen wollen. Die Christlichsozialen waren daher gezwungen, sich um einen anderen „Schlager“ umzusehen. Das neue Losungswort wäre auch schon gefunden, und es fragt sich nur, ob er seine Schuldigkeit tun wird. Der Anhang Dr. Luegers will Oesterreich nicht mehr von Ungarn losreißen, sondern im Gegenteil beide Reichshälften viel stärker als dies heute der Fall ist, verbinden. Dem alten Kaiserstaate Oesterreich war Oesterreich-Ungarn gefolgt, jetzt will aus der Habsburgermonarchie ein neues Großösterreich werden. Diese Forderung war zum erstenmale auf dem vorjährigen Parteitage aufgestellt worden, aber erst in der letzten Zeit beginnt sich die Agitation ihrer zu bemächtigen. Vor einigen Tagen fand im VII. Wiener Bezirke eine christlichsoziale Versammlung statt, die in einer Resolution ein detailliertes Programm für die Verfassungsänderung bezw. für die Neugestaltung der österreichischen und der ungarischen Verfassungen entwarf. Punkt 1 verlangt, „daß der Kaiserstaat durch einen kaiserlichen Staatsakt eine neue Verfassung erhalte und derselbe wieder ein einheitliches, unzertrennliches, gesundes und mächtiges Ganzes werde mit möglichst weitgehender Autonomie der Landtage.“ Punkt 2 fordert „eine für den ganzen Umfang des Kaiserstaates (oder für Oesterreich und Ungarn) geltende Staatsbürgerschaft“; der 3. Punkt wünscht, „daß die deutsche Sprache als Vermittlungssprache zwischen den Nationalitäten staatsgrundgesetzlich bestimmt werde“. Weiter wird für sämtliche Länder und Nationalitäten eine einheitliche Reichsvertretung in Wien verlangt, deren Wirkungskreis sich jedoch nur auf gewisse Interessengebiete der Gesetzgebung, die für das ganze Reich von Wichtigkeit sind, erstrecken soll. Die Armee und Marine, die diplomatische Vertretung sollen gemeinsam sein. Was die Christlichsozialen mit diesem Programme bezwecken, ist leicht zu erkennen. Für die großösterreichische Staatsidee hat ein hervorragendes Mitglied des Kaiserhauses angeblich Sympathie und Dr. Luegers Garde will sich der Gunst dieser Persönlichkeit versichern. Außerdem nähern sich die Antisemiten zum Teile den klerikal-konservativen Föderalisten, die für starke einflußreiche Landtage schwärmen. Einst meinte Dr. Lueger allerdings, der niederösterreichische Landtag müßte vom Boden vertilgt werden; doch das ist lange her und die Christlichsozialen haben sich seitdem in der Landstube Niederösterreichs festgesetzt. Zuletzt rechnen die schlauen Herren mit der Anziehungskraft, die der Gedanke der nationalen Autonomie auszuüben beginnt, und sie säumen nicht, den freisinnigen Parteien zuvorzukommen. In der Resolution des VII. Bezirkes ist das Verlangen nach der Selbstverwaltung der Nationen weniger klar ausgedrückt, dafür kommt es in der Entschließung des letzten Parteitages schärfer zum Ausdruck.

Für die diplomatische Geschicklichkeit, für die sich den Verhältnissen willig anpassende Taktik der Führer, hat der alte Fanatiker Ernst Schneider — der Talmud- und Ritualmordspezialist — kein Verständnis. Ihm gefällt auch nicht dies Liebäugeln mit dem allgemeinen gleichen Wahlrechte, zu dem sich Dr. Lueger spät, aber doch aus praktischen Erwägungen entschloß. Jüngst hielt er eine Rede, in der er bitter klagte:

„Diese Wahlreform — die von den Christlichsozialen unterstützte Vorlage des Herrn von Gautsch — ist nur im Interesse der Juden und Kapitalisten gemacht, der Mittelstand wird zermalmt, wenn die Wahlvorlage so zustande kommt. Bei der Verteilung der Wahlreform ist das Möglichste geschehen, aber es ist für keinen Schutz des Mittelstandes und der ehrlichen Arbeiter vorgesorgt worden. Ich, was meine Person anlangt, werde nicht dafür stimmen und sollte ich auch darüber fallen. Ich habe keine Veranlassung, mich für eine Wahlreform zu erwärmen, für welche sich der Jude Adler — der Führer der Sozialdemokratie — begeistert, denn wenn der Jude Adler gegen die Seßhaftigkeit auftritt, müssen wir dieselbe verlangen, wenn er gegen die Wahlpflicht auftritt, müssen wir für dieselbe eintreten. . . Wir können nur für eine Wahlreform eintreten, in der die Interessen der christlichen Bevölkerung entschieden berücksichtigt werden. . . .“

Herr Schneider hat den Wiener Rathausherren mit seiner Kampfrede gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht keine Freude bereitet. Sie zeigt, daß die Uebereinstimmung im Schoße der Partei vieles zu wünschen übrig lasse und daß die Disziplin, die Dr. Lueger früher meisterhaft zu wahren wußte, tiefe Sprünge und Risse aufweise. Nach dem Bekanntwerden der Rebellionsabsichten des Abgeordneten Schneider dachte man, daß die Partei ihn abschütteln oder daß er selbst gehen werde. Es scheint aber, als würden sich die Führer der Christlichsozialen fürchten, mit dem Fanatiker des Judenhasses anzubinden, und dieser wieder fühlt sich sonst im warmen Neste der Partei ganz wohl. Schneider und Lueger werden noch weiter unter einer Decke spielen und — gegen einander stimmen.

Uebrigens befindet sich Herr Schneider in seiner Abneigung gegen die Wahlreformvorlage des Herrn v. Gautsch in „guter“ Gesellschaft. Das „Deutsche Volksblatt“ hält zu ihm, ein Umstand, der einen kleinen Bruderkrieg in der antisemitischen Presse zur Folge hat. Die „Deutsche Ztg.“, — das in Wien täglich zweimal mit Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinende offiziöse Organ der Rathausgrößen — ist nach der Weisung ihres Herrn und Gebieters eine warme Verfechterin der Wahlreform. Darüber geriet Herrn Verganis Geschäftssinn in heiligen Zorn und er warf dem Blatte seiner eigenen Partei vor, daß es so schreibe wie die „Judenpresse“. Einen fürchterlicheren Vorwurf konnte er wohl nicht mehr ausdenken. Auch sonst gibt es unter den Antisemiten Unzufriedene, die auf Dr. Lueger nicht gut zu sprechen sind. Die alldeutschen Antisemiten wüten gegen die christlichsoziale Partei und Herr Schönerer, der seinen Anhang zum Sturme gegen das Wahlreformministerium kommandiert hat, läßt an seinem einstmaligen Bewunderer kein gutes Haar. Besonders das Wiener „Alldeutsches Tagblatt“, die „unbestechliche Zeitung“ der Schönerianer, nimmt die Christlichsozialen scharf ins Gebet und die Wahrheiten, die eine antisemitische Gruppe der anderen ins Gesicht schleudert, sind sehr interessant: In der

Ausgabe vom 4. April finden wir einen Leitartikel, der die bissige Ueberschrift: „Von der christlichsozialen Futtertrogpartei" trägt und mit folgenden Sätzen anhebt, um dann am Schlusse nach kräftiger auszuklingen:

„Das feste Band, das die christlichsozialen Volksvertreter umschlingt und in der Parteihürde des Herrn Lueger beisammenhält, ist die Gemeinbürgschaft der Futtertroginteressen. Andere Parteien werden durch Ideale, durch Programme, durch Ueberzeugungen, durch ein gemeinsames Ziel zusammengehalten. Dies trifft bei den Christlichsozialen nur bedingt zu, aber trotzdem kann man nicht behaupten, sie verfolgten nicht ein gemeinsames Ziel. Ja, es mag sonderbar klingen, aber es ist so: die christlichsozialen Volkstribunen werden nicht nur durch die Peitsche im Parteigehege erhalten, die Lueger über jenen Elementen seiner Partei schwingt, die Schöffel, der Vielgehaßte, mit einem guten Treffworte als „moralisch wurmstichige Elemente" an den Pranger stellte. Ja, die Christlichsozialen haben ein hehres, ein hohes Ziel, ein Ziel, das zu den größten Anstrengungen begeistert, ein Ziel, dem sie ihr ganzes Sein widmen: es ist der heilige Futtertrog. Die Sehnsucht, an den aus öffentlichen Mitteln gefüllten Futtertrog zu gelangen, ist die Triebfeder jenes Rudels von sogenannten Politikern, die eine ungeheure Last von Diäten, Remunerationen, Zulagen usw. mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit auf sich nehmen, um die Interessen des von ihnen vertretenen christlichen Volkes zu wahren."

Weil wir schon beim Preßgezänke sind, weisen wir noch auf einen anderen Streit hin, der zwischen Wien und Budapest spielte. Die Akteure sind zwei klerikale Blätter, das Wiener „Vaterland" und das Budapester Tageblatt „Alkotmany". Das „Vaterland" hatte jüngst entdeckt, daß die ungarischen Wirren der letzten Jahre ein Werk der „jüdischen Freimaurerlogen" seien und belegte diese Behauptung sogar mit „Akten". Doch siehe da, das klerikale Organ in Budapest rührte sich nicht. Tief gekränkt klagte das „Vaterland", daß „Alkotmany" bisher alle Enthüllungen über das Treiben der Logen reproduziert habe, nun aber teilnahmslos bleibe. Das hatte freilich einen guten Grund. Die magyarische Koalition, die ein Werkzeug des Freimaurertums sein soll, hat in der antisemitisch angehauchten katholischen Volkspartei Ungarns den eifrigsten Förderer und Mitstreiter gefunden und „Alkotmany", das Hauptorgan dieser Fraktion, konnte doch nicht die Behauptung unterstützen, daß die Koalitionsmitglieder und mithin die geistlichen Würdenträger und Kapläne, die in der katholischen Volkspartei organisiert sind, Freimaurer seien. Doch das „Vaterland" fand bald eine Genugtuung. „Alkotmany" hat den Versuch gemacht, die Tulpe, die in der jüngsten Zeit von den radikalen Magyaren im Knopfloche getragen wird, zu einem antisemitischen Abzeichen zu stempeln. Als dann diese Behauptung von den Arrangeuren der Tulpendemonstrationen dementiert wurde, tat das „Vaterland" so, als wäre nun die Sühne für die Missetat gekommen. Das „Vaterland" will ungestraft Dummheiten in die Welt setzen, aber es grollt jedem, der nicht daran glaubt. Und sei es auch ein Gesinnungsgenosse. rm.

Geschäftsbericht des Hilfsvereins der deutschen Juden für das Jahr 1905.

Der in der Generalversammlung am 11. März 1906 erstattete vierte Geschäftsbericht des Hilfsvereins der deutschen Juden gewährt eine traurige, aber auch eine für weitere, und zwar auch nichtjüdische Kreise interessante Lektüre. Wie man sich denken kann, hat der Verein im letzten Jahre mehr noch, als es sonst der Fall ist, seine Haupttätigkeit Rußland zuwenden müssen. Die wirtschaftliche Not, die bereits infolge des russisch-japanischen Krieges eine große war, hat im Laufe des Jahres 1905 noch eine gewaltige Steigerung erfahren. Durch den langen Eisenbahnstreik war eine Stockung im Handel und Verkehr eingetreten, die die Existenz vieler Kaufleute vernichtete und zahlreiche jüdische Arbeiter und Handwerker brotlos machte. Dazu kamen die zahlreichen Feuersbrünste und die furchtbaren Judenhetzen. Fanden ja in den ersten Tagen des November in etwa 400 russischen Städten Judenexzesse statt. „Die Polizei — sagt der Bericht und sagt damit nur Bekanntes —, das Militär, die „Schwarzen Hundert" hatten sich vereinigt, um überall Blutbäder anzurichten, die einzig dastehen in der Geschichte. Was sie an unmenschlichen Grausamkeiten, Bestialitäten, Martern an Juden verrichtet haben, ist das Ungeheuerlichste, was die menschliche Phantasie auszudenken vermag. Die schrecklichsten an den Juden verübten Greuel des finstersten Mittelalters sind diesen Taten an die Seite zu stellen. Viele Tausende von Toten! Viele Zehntausende von Verwundeten! Hunderttausende von ruinierten Existenzen! diese Zahlen sagen alles! Hatte der junge Verein schon vorher in Rußland Jammer und Elend und Not genug zu stillen, so erwuchs ihm jetzt eine Aufgabe so gewaltig, wie nie zuvor jüdischen Organisationen. Große Summen mußten für Auswanderer, für notleidende Gemeinden, für geplünderte Juden usw. hergegeben werden, für zahlreiche Waisen mußte Unterkunft geschafft werden".

Indessen erstreckt sich die Tätigkeit des Vereins auch auf andere Gebiete, und seine Tätigkeit ist nicht nur heilender, sondern auch vorbeugender Natur. Das heißt, der Verein sorgt dafür, daß arme jüdische Kinder eine sie für den Kampf ums Dasein vorbereitende gute Schulbildung erhalten und eine nützliche Tätigkeit erlernen. Und für solche Wirksamkeit bieten Länder, wie Galizien, Rumänien, Bulgarien, Palästina, die Türkei, ein nur zu weites Feld, dessen Bebauung eine überaus dankbare Aufgabe ist. Diese Tätigkeit des Vereins hat nicht ein nur spezifisch jüdisches Interesse. Die in Deutschland als antideutsch verschrieenen Juden wirken nämlich dadurch, daß sie in den kulturell verwahrlosten Gebieten **deutsche** Schulen gründen und in bereits bestehenden für deutschen Unterricht sorgen, geradezu als deutsche Kulturträger, als Pioniere und Förderer deutschen Geisteslebens. Für die jüdische Bevölkerung in der europäischen Türkei und Kleinasien ist eine stattliche Zahl deutscher Schulen, in Jerusalem sogar ein deutsch-jüdisches Lehrerseminar, errichtet worden. In Rumänien sind die Schulen des Vereins „Kultura" so vorzüglich, daß Examinatoren sogar christlich-rumänische Knaben in diese Schulen schicken. So sammeln die Juden feurige Kohlen auf das Haupt Rumäniens, das durch seine Gesetzgebung der israelitischen Bevölkerung die staatlichen Schulen verschließt. Für die Handelsschule der „Kultura" in Bukarest ist ein Lehrer gewonnen worden, der im preußischen Staatsdienst gestanden hat, und auch für die Elementarschulen ist auf Empfehlung des Vereins ein tüchtiger deutscher Lehrer angestellt worden. Ebenso wirkt der Verein in Bulgarien für die Verbreitung der deutschen Sprache und des Deutschtums durch deutsche Lehrer. Der deutsche Lehrer in Philippopel teilt dem Verein über seine Erfahrungen beim deutschen Unterricht Folgendes mit:

„Da alle deutschlernenden Schüler Spaniolen sind, so ist für sie die deutsche Sprache, die weder mit der spaniolischen noch mit der bulgarischen irgend welche Verwandtschaft hat, sehr schwer. Lange Zeit verstreicht, bis sich das Ohr der Kinder an das Deutsche gewöhnt, bis man ihnen die Aussprache des Deutschen nur annähernd beibringt. Haben aber die Schüler einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden, so kommen sie durch den großen Eifer, mit dem die meisten Deutsch lernen, schnell vorwärts. Schüler, die ein Jahr lernten, können sich bereits untereinander auf Deutsch verständigen, lesen schon fast tadellos, schreiben kleine Aufsätze und machen täglich Fortschritte. Die Anfänger aber schreiten sehr langsam vorwärts, was sich aus dem

obigen, sowie aus den wenigen Stunden, die ihnen fürs Deutsche bestimmt sind, erklären läßt. Die Oberklassen bekommen 5—6 Stunden wöchentlich deutschen Unterricht, die Unterklassen nur vier. Das Schulkomitee beschloß, dieses Jahr den deutschen Unterricht schon in der 3. Klasse, anstatt in der 4. im vorigen Jahr, beginnen zu lassen, so daß die Kinder 4 Jahre im Deutschen unterrichtet werden. In vier Jahren, hoffe ich, werden die Schüler sicher die deutsche Sprache, wie sie sie für den Handel nötig haben, gut beherrschen. Der gute Wille der Schüler, verstärkt durch das Interesse und die Sympathie fürs Deutsche im Elternhause, wird das meiste dazu beitragen."

Aus einem *Konstantinopeler* Schulberichte ersehen wir, daß in einer vom Hilfsverein der deutschen Juden subventionierten dreiklassigen Elementarschule die Kinder neben hebräisch und türkisch auch deutsch unterrichtet werden. Es wird dazu bemerkt, daß *Deutsch die geschäftliche Verkehrssprache im Orient zu werden verspricht*. In *Jerusalem* hat der deutsche Konsul *Schmidt*, der dem Unterricht in der dortigen Lehrerbildungsanstalt beigewohnt hat, seine Befriedigung über die Leistungen ausgesprochen.

So ist die Tätigkeit des Vereins deutscher Juden eine nicht nur humane, sondern auch deutsch-politische.

* * *

Sehr bedauerlich ist es, daß die verdienstvolle Tätigkeit des Hilfsvereins, der die russischen Juden keineswegs zur Auswanderung aus dem Lande ihrer Peiniger ermuntert, aber in einzelnen Fällen doch seine Unterstützung hierbei nicht versagen zu dürfen glaubt, durch die rigorose Ausweisungspraxis der deutschen Polizeibehörden zum großen Teile wieder zu nichte gemacht wird. Der Berliner Polizeipräsident *von Borries* hat kürzlich einem Interviewer gegenüber erklärt, in Berlin gebe es zurzeit ungefähr 7000 unbemittelte oder wenig bemittelte Russen, von denen etwa 6500 Juden seien. Es liege die Befürchtung vor, daß diese über kurz oder lang der städtischen Armenpflege zur Last fallen könnten. Man versuche daher „zunächst auf gütlichem Wege" — durch Vermittelung des jüdischen Hilfskomitees die Russen zur Abreise zu veranlassen. Vorläufig beschränke man sich darauf, *wöchentlich 50 bis 60 Russen auszuweisen*, die die Gesetze übertreten hätten oder erst kürzlich mittellos in Berlin angekommen wären. Sollten die übrigen lästigen Ausländer trotz gütlicher Aufforderung sich nicht freiwillig aus Deutschland entfernen und weiterhin der Berliner Bevölkerung und den Behörden zur Last fallen, so würde man allerdings zu ihrer direkten Ausweisung schreiten müssen. Die „direkte Ausweisung" bedeutet aber nichts weniger als die *zwangsweise Abschiebung nach Rußland*, aus dem sie eben erst mit knapper Not ihren Peinigern entronnen sind. Daß übrigens diese russischen Flüchilinge keineswegs auf einer niedrigen Stufe stehen, bezeugt folgende Zuschrift eines christlichen Lehrers an ein schlesisches Blatt:

„Von den vielen russischen Familien, die in *Breslau* ruhigere Zeiten abwarten, um dann wieder ihre Heimat aufzusuchen, führen manche ihre Kinder auch unseren Schulen zu. In einer Volksschule erschien im Monat Januar eine Mutter (Jüdin und Stockrussin), um zwei Mädchen von 12 und 11 Jahren anzumelden. War es schwer, sich mit der Mutter einigermaßen zu verständigen, so war aus den Kindern auch nicht ein Wort herauszubringen, selbst nicht in polnischer Sprache. Die Kinder wurden der sechsten Klasse, also zu den Lernanfängern überwiesen. Ueber die *Intelligenz* dieser Kinder hat das Lehrerkollegium *staunen* müssen. Mit Hilfe der Lehrerin der sechsten Klasse haben die Mädchen im Verlaufe von vier Wochen nicht nur die Fibel der sechsten Klasse durchgelesen, sondern das Gelesene auch verstehen gelernt, so daß der Rektor den beiden Kindern die große Freude bereiten konnte, sie in die dritte Klasse zu ihren Altersgenossen zu versetzen, da sie auch im Rechnen so mancher Schülerin dieser Klasse über waren. Auch im Schreiben hatten die Kinder so viel gelernt, daß sie eine kurze Erzählung in verständlichem Deutsch niederschreiben konnten. Bezüglich der Orthographie und der Aussprache lebten sie freilich noch mit dem Deutschen auf dem Kriegsfuße".

Die deutschen Juden und die geschädigten Deutschen in Rußland.

Die „*Kreuzztg.*" hat bei einem Vergleich der Ergebnisse der Sammlungen des Hilfsvereins deutscher Juden in Berlin für die Opfer der russischen Judenverfolgungen und des Hilfsausschusses für die geschädigten Deutschen in Rußland zu behaupten gewagt, daß der deutsche Jude nichts übrig hat für den Deutschen im Auslande, alles dagegen für den nichtdeutschen Juden, auch wenn er deutschfeindlich oder revolutionär ist. Den Schatten eines Beweises hat sie für diese tiefverletzende Behauptung nicht gebracht, auch nicht bringen können! Das Organ des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens wendet sich gegen diese antisemitische Leistung, um die Pückler, Ahlwardt und Genossen die „Kreuzztg." beneiden könnten, weil an sie der Vorwurf eines gänzlich „undeutschen" Handelns geknüpft war. Es schreibt: „Dieser Vorwurf wäre weit eher der „Kreuzztg." selbst zu machen, weil sie ihn in einem Falle erhebt, in dem seine Grundlosigkeit mühelos festgestellt werden kann. Politische Gegner durch unrichtige Angaben herabzusetzen, ist gewiß „undeutsch" und gänzlich unvereinbar mit der Losung, mit welcher die Leiter des frommes Blattes stets zu Felde ziehen

Eine Veröffentlichung der Beiträge, welche deutsche Juden, ganz abgesehen von ihrer Opferfreudigkeit für besondere jüdische Einrichtungen, für *allgemeine Wohltätigkeitszwecke* leisten, würde das Gegenteil der in dem gedachten Artikel der „Kreuzztg." enthaltenen herabwürdigenden Behauptungen haarklein beweisen. Dabei würde sich nicht nur ergeben, daß der deutsche Jude stets etwas übrig hat für den Deutschen im Auslande, gleichviel welchen Glaubens er ist, sondern daß er oft über seine Verhältnisse Opfer bringt. Seine Opferfreudigkeit ist dabei keineswegs auf einen höheren Wohlstand der deutschen Juden zurückzuführen, sondern auf ihren hochentwickelten Wohltätigkeitssinn; denn nach statistischen Nachweisen ist das durchschnittliche Vermögen der gesamten deutschen Juden wesentlich niedriger als das Durchschnittsvermögen der gesamten christlichen Bevölkerung Deutschlands. Bekanntlich sind die größten Reichtümer in Deutschland im Besitze von christlichen Großgrundbesitzern und Industriellen, als deren Sprachrohr die „Kreuzztg." gilt oder wenigstens gelten möchte.

Um die Behauptung der „Kreuzztg." zu widerlegen, bedarf es fast nur des Hinweises auf die in der „Frankfurter Ztg." veröffentlichen Listen der dortigen Sammlungen für die geschädigten Deutschen in Rußland. Aus diesen Listen ist unschwer zu entnehmen, daß der weitaus größere Teil der *Frankfurter* Spenden für die geschädigten Deutschen in Rußland von den *Juden* herrührt, während Protestanten und Katholiken der dortigen Gegend nicht relativ, sondern absolut bei diesem Liebeswerke zurückstanden, obwohl es in Frankfurt a. M. 10 mal soviel und im übrigen Regierungsbezirk Wiesbaden 18 mal soviel Christen als Juden gibt. Zu den Bewohnern jenes Regierungsbezirkes gehören dabei recht viele reich begüterte Christen. Ebenso beweiskräftig sind die für den Wohltätigkeitssinn unserer Glaubensgenossen in *Königsberg i. Pr.* zeugenden Ziffern. Dort sind bis jetzt für die deutschen Flüchtlinge aus Rußland 13 694,30 Mark gesammelt. Da die jüdische Bevölkerung Königsbergs nur den fünfzigsten Teil der Gesamtbevölkerung ausmacht, würde bei gleicher Beteiligung der Juden an den Sammlungen der gesamte Beitrag von jüdischer Seite nur 274 Mark zu betragen haben. In Wirklichkeit haben sie sich aber für diesen edlen deutschen Zweck insgesamt mit 945 Mark beteiligt, durchschnittlich also mehr als das dreifache geleistet als ihre christlichen Mitbürger. Daß es sich dabei nicht um einen Einzel-

fall handelt, sondern um eine generell geübte hervorragende Beteiligung der jüdischen Bevölkerung Königsberg an gemeinnützigen wohltätigen Zwecken, geht aus folgenden statistischen Notizen hervor:

Im Königsberger Hilfsverein für städtische Armenpflege war der Prozentsatz der Leistungen der jüdischen Mitglieder im Jahre

jüdischen Mitglieder im Jahre	1902	11,5	1904	14,8
im Armen-Unterstützungs-Verein	1902/3	12,7	1903/3	15,7
im Vaterl. Frauenverein	1902	10,2	1903	11,5
im Friedmannschen Verein für Armen- und Krankenpflege	1901/2	20,4	1904/5	20,6
Verein zur Versorgung armer Schulkinder	1902	14,8	1905	14,7
Verein zur Rettung verwahrloster Kinder	1901	9,3	1904	8,2
Verein für erziehliche Knabenhandarbeit	1902	19,7	1905	15,4
Volkskindergartenverein	1901/2	20,6	1904/5	18,5
Kinderhort	1902	16,6	1904	18,3
Kleebergsche Schule	1903/4	11,8	1904/5	10,7
Handelslehranstalt des Vereins Frauenwohl	1902/3	21,2	1903/4	17,1
Hauswirtschaftliche Fortbildungsschule	1902/3	39	1903/4	26,6
Gefängnis-Verein	1902/3	15,2	1904/5	14,4
Krankenhaus der Barmherzigkeit	1901	10,6	1904	10,5
Verein zur Fürsorge f. Schwachsinnige	1902	16,1	1904	16,6
Taubstummenanstalt	1895	12,1	1895	12,1
Blindeninstitut	1901	13,4	1904	13,2
Oeffentliche Lesehalle	1902/3	28,4	1903/4	24,4
Volksbibliothek	1900	16,5	1904	25,2
Dinter-Verein	1902	3,3	1902	3,3
Johannisstift	1901/2	5,6	1904	5,8
Altstädt. Kinder-Asyl	1902	8,3	1902	8,3
Magdalenenstift	1902	2,6	1902	2,6

Es sind also in der ersten Periode im Ganzen in Königsberg für die erwähnten 23 gemeinnützigen Anstalten Mk. 40 236,50, in der zweiten Periode Mk. 30 959,— insgesamt beigetragen worden. An diesen Beträgen waren die jüdischen Mitglieder in der ersten Periode mit Mk. 5399,50, in der zweiten mit 5793 Mk. beteiligt. Da die jüdische Bevölkerung Königsbergs nur 2 pCt. der dortigen Gesamtbevölkerung beträgt, ihre Leistungen für Wohltätigkeitszwecke aber in der erst erwähnten Periode 13,3 pCt., in der zweiten 14,4 pCt. betrugen, haben die Juden in Königsberg für gemeinnützige deutsche Zwecke 7 mal mehr geleistet, als ihre Mitbürger, und können auf Zahlen hinweisen, welche vollständig hinreichen, die Behauptungen der „Kreuzztg." ad absurdum zu führen. Wir sind davon überzeugt, daß, wenn uns die Ziffern der in den letzten Jahren von allen deutschen Juden für gemeinnützige deutsche Zwecke aufgewendeten Mittel zur Verfügung stünden, die Durchschnittszahl nicht hinter den uns von Frankfurt am Main und Königsberg angegebenen Ziffern zurückstehen würde. Der von der „Kreuzztg." mit Unrecht angezweifelte Gemeinsinn der Juden verdient umso größere Anerkennung, als sie für die Armut in ihren Kreisen in der Hauptsache selbst Sorge tragen, bezw. tragen müssen. So haben die Juden in Königsberg dafür im Jahre 1904 106763 Mark aufgebracht. Wir bezweifeln nicht ohne Grund, daß die viel wohlhabenderen Hintermänner der „Kreuzztg." imstande sind, ähnliche Wohltätigkeitsleistungen aufzuweisen".

Ein Protest der russischen Schriftsteller gegen die Judenverfolgungen.

Die Beschwichtigungsversuche der Regierung, welche die Gerüchte über bevorstehende Judenverfolgungen einerseits als unbegründet hinzustellen beflissen ist, andererseits sich den Anschein gibt, ausreichende Vorbeugemaßregeln getroffen zu haben, können heute noch kaum irgend jemand in trügerische Sicherheit wiegen, noch die Mitschuld der Regierung, die sie zum mindesten durch fahrlässiges Dulden, wenn nicht gar durch verbrecherische Mitwirkung auf sich lädt, verschleiern. — In der richtigen, schrecklichen Beleuchtung erblickt man die Lage, wenn man von dem der „Breslauer Ztg." aus Warschau übermittelten Aufruf des „Russischen Schriftsteller-Verbandes" Kenntnis nimmt. In dieser Kundgebung der russischen Intelligenz heißt es:

Ostern naht heran, und diese Tage der reinsten christlichen Liebe sind ja seit jeher der beliebteste Zeitpunkt für die Hervorrufung der Judenhetzen. Wir wiederholen: das ist keine leere Angst. Alle erinnern sich noch der Greuel in Kischinew, Odessa, Homel und in so vielen anderen Städten, bei denen der Anteil der Administration so klar zutage getreten ist. Die Namen Plehwe, Neidhardt, des Gendarmenoffiziers in Melitopol, der Gendarmen in Hertsch, des Grafen Podgoritschani-Petrowitsch sind auf immer mit der Organisation der Judenhetzen verbunden. Diese schmachvolle Verbindung ist unwiderleglich durch zahlreiche Prozesse, sogar durch die Untersuchungen der Administration selbst, bestätigt worden. Wir scheuen uns, das, was in den unzähligen Bartholomäus-Tagen und Nächten, die die Agenten der Administration im Bunde mit dem Auswurf der Bevölkerung veranstaltet haben, zu wiederholen. Das wissen ja alle und am besten die, unter deren Schutze man die jüdischen Frauen vergewaltigt und in die jüdischen Köpfe eiserne Nägel eingeschlagen hat. Wir wollen nur von dem heutigen Tage und von dem, was uns der morgige vorbereitet, sprechen. In Petersburg, in der Druckerei des Stadthauptes, wird eine von der Zensur bewilligte Proklamation gedruckt, welche zum Erschlagen, Morden, Hängen, der Juden auffordert. Die Proklamation wird öffentlich im Magazin der „Nowoie Wremia" verkauft und in Tausenden Exemplaren nach der Provinz verschickt. In Odessa wird in der Druckerei des Militärstabes ein ebensolcher Aufruf „an die Soldaten" gedruckt. Die Juden werden darin als die Hauptschuldigen an unserer Niederlage im fernen Osten dargestellt und die inneren Unruhen ihnen allein zu Lasten gelegt. Dieser Aufruf endet mit der Aufforderung, die feindliche jüdische „Neuerung" zu vernichten und „mutig gegen den Feind vorzugehen". In Jekaterinoslaw wird an die Christen eine ebenfalls in der Druckerei des Petersburger Stadthauptes gedruckte und ebenfalls von der Zensur bewilligte Broschüre „Guter Rat den Juden" in Tausenden Exemplaren verteilt. „Der gute Rat" besteht darin, daß die Juden sich sofort aus Rußland scheren sollen, da man sonst mit ihnen so, wie man mit ihren Vorfahren in Spanien im Mittelalter verfahren hat, verfahren wird. — Wir glauben, daß der Hinweis darauf, wo diese Schriftstücke gedruckt werden, vollständig genügt, um zu sehen, woher die Agitation kommt und wer die Pogroms vorbereitet. Es wird uns aus ganz zuverlässigen Quellen gemeldet, daß derartige Vorbereitungen in Alexandrowsk, Minsk, Brest-Litowsk, Rostow, Krementschug und vielen anderen Städten und Städtchen im Gange sind. Die hauptstädtischen Organe der „schwarzen Sotnie" tischen schon die üblichen falschen Gerüchte auf, so schreibt zum Beispiel das Erpresserblatt „Den" (Der Tag): „Hütet Eure Kinder, denn das jüdische Passahfest naht". — Die Juden wissen, wie das alles zu verstehen, und flüchten, ihr Hab und Gut hinterlassend; sie flüchten nach Amerika, nach Afrika, nach Australien, lassen alles im Stiche, um nur zu fliehen, um nur den zu erwartenden Greueln zu entgehen. Und diejenigen, die keine Mittel dazu haben, die müssen bleiben. Sie bleiben nun und warten. — Wir, der „Russische Schriftsteller-Verband", wir wenden uns an das ganze russische Volk: Wie lange noch werden offen und unverschämt die Vorbereitungen zu den Pogroms vor unserer aller Augen getrieben werden? Von allen Nationalitäten, die die russische Regierungsbehörde knechtet und unterdrückt, gibt es keine einzige, deren Geschichte mit so viel Blut und Unglück geschrieben ist, wie die jüdische. Unter allen von der russischen Regierung Bedrückten steht der russische Jude in seiner Rechtlosigkeit, in seiner bürgerlichen Schutzlosigkeit einzig da. Wir wissen, wie man die Armenier im Kaukasus geschlachtet hat; wir erinnern uns an das Morden der Schuljugend; wir kennen die Bestialität, mit welcher die Regierung die russische Intelligenz und die Freiheitskämpfer verfolgt; aber in der jüdischen Frage, in diesem blutigen Gespenst, welches stets über dem Haupte dieses Volkes schwebt, sammeln sich wie in einem

Fokus die russische Willkür, die russische Rechtlosigkeit und die Schmach und Schande des russischen Lebens.

Der Aufruf schließt mit folgenden flammenden Worten:

Die Juden sind russische Bürger. Der „Pogrom" der Juden ist nicht bloß unser „Pogrom", er ist auch noch unsere Schande. Der Kampf für die eingetretenen Rechte der Juden ist der Kampf unsere niedergetretenen Rechte, — ihre Befreiung ist gleichzeitig unsere Befreiung. — Die russische Literatur — diejenige, die würdig dieses Namens ist, nicht die käufliche, nicht die haßerfüllte, — kannte und kennt nur einen Menschen und kümmerte sich weder um seine Nationalität, noch um seinen Glauben; sie fühlte und fühlt nur den allrussischen Schmerz und kämpfte und kämpft nur für das allgemeine Menschenrecht. Und jetzt, wenn schon in der Luft die unheilverkündenden Drohungen und die wilden Rufe zittern, jetzt, wenn ins Innere der jüdischen Wohnungen die blasse Angst hineinschleicht, jetzt, wo die düstere Provokation neue Ströme unschuldigen Blutes auf die ohnehin so sehr blutgetränkte russische Erde zu gießen sucht, — können wir russischen Schriftsteller nicht gleichmütige Zuschauer bleiben. — Wir wenden uns an Euch, russische Bürger, im Namen der Wahrheit, im Namen der Ehre, im Namen Eures Gewissens, im Namen Eurer Würde. Ihr alle, die Ihr Rußland liebt, Ihr alle ehrlichen Leute! Verhindert die Judenhetzen, verteidigt die Juden, macht ein Ende den mittelalterlichen Greueln! In allen Versammlungen, auf den Straßen und Plätzen, in den Spalten der Blätter, überall erhebt Eure entrüstete und warnende Stimme! Nagelt an den Schandpfahl alle diejenigen an, die das schändliche Werk vorbereiten oder es unterstützen! Wirkt mit allen Mitteln, die Euch Eure Ehre und Euer Gewissen anraten! Es ist Eure Pflicht als Russen, es ist Eure Pflicht als Menschen!

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Sprengkolonne der antisemitischen Handlungsgehilfen, deren Vorhandensein Herr Schack im Reichstage abstritt, war am 5. April in Berlin in Tätigkeit. Der Verein der deutschen Kaufleute hatte eine öffentliche Versammlung einberufen, in der Herr Paul Tröger über die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit der Kontorangestellten referierte. Der Saal war überfüllt, und die Versammlung nahm die Ausführungen des Redners mit lebhaftem Beifall auf. Nachdem nun der Beamte des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes in Berlin $1^1/_4$ Stunden die Versammlung mit ödem Phrasengebresch, einer unglaublichen naturgeschichtlichen Abhandlung und einem wüsten Geschimpfe auf den Beirat für Arbeiterstatistik gelangweilt hatte, sollte, da auf die Aufforderung des Vorsitzenden sich niemand zum Wort meldete, der Referent das Schlußwort b. kommen. Nachdem dies erteilt war, forderte der deutschnationale Beamte das Wort, um zu der vorgelegten Entschließung Abänderungen zu beantragen. Als der Vorsitzende dies als unzulässig zurückwies, erhob sich der deutschnationale Beamte und forderte seine Anhänger auf, der Saal zu verlassen. Was das heißt, wenn 40 bis 50 Personen plötzlich in einem Saale aufbrechen, in dem nicht nur alle Stühle besetzt, sondern auch die Gänge vollgepfropft sind, das weiß jedermann, der schon Versammlungen besucht hat. Das ist das Signal, daß sich die Versammlung auflöst. Aber die Mitglieder des Vereins der deutschen Kaufleute kennen ihre Pappenheimer, und so verhielten sie sich ruhig, um den Abzug der Antisemiten abzuwarten. Das war aber dem Antisemitenhäuptling gegen den Strich. Als er, in der Nähe der Tür angelangt, eine abfällige Bemerkung über sein Treiben vernahm, wandte er sich zurück und sprang auf den vermeintlichen Kritiker zu, um sich tätlich an ihm zu vergreifen. Selbstverständlich war das das Signal zu einer Rauferei, die nur durch das energische Eingreifen des Vorstandes dadurch beendigt wurde, daß die Antisemiten nun recht plötzlich an die Luft gesetzt wurden. Die Versammlung nahm darauf ihren ruhigen Fortgang, und Herr Tröger geißelte die Art der Antisemiten, jeden, der ihnen entgegentritt, zu beschimpfen und zu verlästern. Denn wenn der Beamte des deutschnationalen Verbandes fortwährend in wegwerfender Weise die Bundesratsvertreter im Beirat für Arbeiterstatistik damit abzutun suchte, daß er von den „bezahlten Beamten" redete, deren Meinung für ihn gar keinen Wert habe, so ist das charakteristisch für diesen „nationalen" und „königstreuen" Antisemiten. Herr Tröger forderte die Versammlung auf, nicht zu ruhen, bis die gehilfenfeindliche Tätigkeit der Deutschnationalen lahmgelegt sei; denn nicht durch wüstes Schimpfen, sondern nur durch sachliche Aussprache wird es den Gehilfen möglich sein, die Prinzipale von der Richtigkeit der erhobenen Forderungen zu überzeugen.

Vermischtes.

In dem Gymnasialdirektor Dr. Martin in Gnesen, der vor kurzem verschieden ist, verliert der Verein zur Abwehr des Antisemitismus, dessen Vorstand er angehört hat, einen treuen und eifrigen Gesinnungsgenossen. Aus dem Ort seiner langjährigen Wirksamkeit wird uns geschrieben, daß Herr Direktor Dr. Martin sich der größten Verehrung und Sympathie seiner Mitbürger erfreut habe und daß die Trauer um seinen Heimgang eine allgemeine und tiefe sei. Der Abwehrverein wird sein Andenken in Ehren halten.

Jüdische Lehrerinnen. Der demokratische „Badische Landesbote" vom 3. April schreibt:

„In der Sitzung des Mannheimer Bürgerausschusses beklagte sich ein Stadtverordneter darüber, daß jüdischen Lehrerinnen die höhere Mädchenschule prinzipiell verschlossen sei. Oberbürgermeister Beck sprach seine Verwunderung über diesen Antisemitismus aus und erklärte, daß die Stadtverwaltung jedenfalls keine Schuld treffe. Der betreffende Stadtverordnete erwiderte, daß er die Verantwortung dafür übernehme, daß der Oberschulrat in Karlsruhe einer jüdischen Lehrerin direkt gesagt habe, sie könne vorläufig auf eine Anstellung an der höheren Mädchenschule nicht rechnen, weil sie Jüdin sei. Uns ist nun auch ein Fall bekannt, in dem einer jüdischen Lehrerin trotz aller Bemühungen die Karlsruher Volksschulen und die höhere Mädchenschule verschlossen blieb aus Gründen, die nur in der Konfession der Petentin liegen können.

Es ist nun Sache des Oberschulrats, klipp und klar zu erklären, ob er auch fernerhin gewillt ist, die einfachsten Grundsätze der Toleranz zu verletzen.

Die Sache bekommt aber eine besonders üble Färbung dadurch, daß eine jüdische Lehrerin, die sich hat taufen lassen, kurz nach der Taufe eine Anstellung an einer höheren Mädchenschule bekam. Wir kennen die betreffende Dame nicht; vielleicht hat sie sich aus Ueberzeugung taufen lassen; dann achten wir selbstverständlich den Schritt der Dame. Wenn man aber weiß, — und das weiß der Oberschulrat auch —, daß Angehörige des jüdischen Glaubens in den allermeisten Fällen sich taufen lassen, um die Unannehmlichkeiten des Antisemitismus zu vermeiden, um besser Karrière zu machen oder ihre gesellschaftliche Stellung zu verbessern, so hat es etwas ungemein bedenkliches, dem getauften Juden irgend welche Vorteile einzuräumen. Der Staat setzt damit eine Prämie auf die Charakterlosigkeit aus. Wir achten und ehren den Juden, der trotz aller Anfeindungen treu an der Gemeinschaft festhält, in die er hinein geboren wurde; wir verlangen für ihn volle Gleich-

berechtigung, nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit. Anderseits aber verachten wir den Juden, der um materieller Vorteile willen seinen Glauben wechselt, ohne durch seine Ueberzeugung dazu veranlaßt zu sein. Steht er nicht mehr auf dem Boden der jüdischen Religion, so mag er sich für religionslos erklären; nimmt er aber die Taufe, ohne an die Lehren des Christentums zu glauben, so begeht er eine verabscheuungswürdige Handlung, die nicht strafrechtlich, aber moralisch einem Meineid gleichkommt. Eine gerechte Staatsverwaltung darf keinen Unterschied kennen zwischen Christen und Juden; für den getauften Juden sollte aber unserer Ansicht nach kein Raum sein in der Beamtenschaft. Wer die Charakterlosigkeit begeht, sich ohne Ueberzeugung taufen zu lassen, der muß in gleicher Weise von Juden, Christen und Atheisten verachtet werden; solche Elemente aber kann man im Staatsdienst nicht brauchen. Sie mögen Sekretäre von Fürstinnen werden, die, um politische Heiraten zu schließen, die Religion wie ihr Hemd wechseln.

Ist es in Preußen Regierungsweisheit, den anständigen Juden zurückzusetzen und den getauften Juden vorzuziehen, so wollen wir diese Weisheit den Preußen überlassen. Wir verlangen gleiches Recht für Christen, Juden und Dissidenten; Leute aber, denen ihre Ueberzeugung feil ist, wie eine Ware, wollen wir behandelt sehen, wie sie es verdienen. Das ist ein Gebot der Staatsmoral, ohne die jedes Staatswesen Not leiden muß am besten, was es hat, an der Moral seiner Beamten und seiner Bürger. . . ."

Die Lage der Juden in der Ostmark ist in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. und 29. v. M. bei Beratung des Ansiedlungs-Etats wiederholt zur Sprache gebracht worden und zwar seitens der beiden freisinnigen Abgeordneten Kindler und Peltasohn. Nach dem amtlichen Stenogramm führte der Erstere aus:

„. . . Ich möchte nur noch eine Schödigung der deutschen Bevölkerung durch direkte Maßnahmen besprechen. Statt deutsche Einwanderer mit offenen Armen zu empfangen, weist man solche, wenn sie nicht gerade Ansiedler sind, aus, allerdings meist jüdische Deutsche. Der Antisemitismus, diese Schmach des Jahrhunderts, wie ihn Kaiser Friedrich bezeichnete, grassieet leidee bis in die hächsten Regierungskreise. Da ist zum Beispiel ein Fall vorgekommen, daß ein eingewanderter Deutscher aus Wien, der kein Wort Polnisch konnte und jahrelang in Preußen lebte, mit einmal ausgewiesen wurde. Fernee hat man einen alten Mann ausgewiesen, der über 50 Jahre in Preußen wohnte und gar nicht mal wußte, wo er geboren worden. In Thorn ist aber ein klassisches Beispiel vor kurzem zu verzeichnen. Dort lebte ein nicht nateralisierter Ausländer, dem man nicht recht beikommen konnte, weil er löngere Zeit ansässig war. Er hatte einen Sohn, der, als er das 20. Lebensjahr eereichte, ausgewiesen wurde. Dieser junge Mann war in Thorn geboren und doet 20 Jahre alt geworden. Um ihn nicht zu naturalisieren, wuede er vor seiner Militärdienstzeit ausgewiesen. Das sind doch Beweise, daß man sich nicht auf dem richtigen Wege befindet. (Sehe richtig! bei den Freisinnigen.)

Auch mangelnde Gastfreundschaft hat man gezeigt. Bei den Wieren in Rußland sind verschiedene jüdische Familien wie nach Beelin, auch nach Posen gekommen, haben in den ersten Hotels gewohnt und viel Geld verzehrt, sind niemand zur Last gefallen, es war nicht anzunehmen, daß sie mittellos würden. Mit einmal erhielten sie Ausweisungsoeder, und erst nach großen Schwierigkeiten wurde dieselbe zurückgenommen. Und diese Ausweisungspolitik soll, wie die höchsten Kreise der Provinz versichern, auf grund eines Ministerialbeschlusses für die Provinzen Posen und Westpreußen gelten. Denn dieselben Leute, die aus diesen Provinzen ausgewiesen werden, können in anderen Provinzen ohne Belästigung leben. Soll das etwa der Dank an Rußland für Algeeiras sein? (Hört! Hört! und Heiterkeit bei den Freisinnigen und Polen.) Eine wichtige Tat zur Föedeeung des Deutschtums darf ich aber, um nicht als einseitig zu gelten, nicht unterdrücken. Die Spitzen der Zivil- und Militörbehörden steigen seit einiger Zeit zum Volke herab, indem sie Geschöftsleuten von Vermögen und Titeln ohne Unterschied der Religion Besuche machen. Durch dieses Herabsteigen ist eine wichtige Frage des Zeremoniells und der Etikette gelöst und mit einem Schlage bewiesen, daß gar kein Kastengeist existiert. (Hört! Hört! und Heiterkeit bei den Polen.)

Meine Herren, es ist nur schade, daß die gewöhnlichen Sterblichen davon nichts meeken, daß sie immer noch die Schneidigkeit konstatieren können, mit der sie regiert werden. Meine Herren, so weiht geht aber z. B. die Höflichkeit nicht, daß man bei den Einweihungen wie dee Kaisee Wilhelm-Bibliothek, oder des Kaiser Friedrich-Museums oder der Königlichen Akademie den Abgeordneten der Stadt Posen etwa einladet. Vielleicht fürchtet man die feeisinnige Ansteckungsgefahr. (Heiterkeit bei den Freisinnigen und bei den Polen.)

Meine Hereen, wenn allerdings in diesee Akademie Geschichtspeofessoeen Vorträge halten, die, wie kürzlich der Peofessor Schiemann, damit schließen: Deutschland wird vorwärts kommen trotz Sozialdemokraten, Juden und Polen (Hört, hört! bei den Polen), dann gehört allerdings ein feeisinniger Mann nicht hinein; das ist der Geist des finstersten Mittelaltees!!"

Am folgenden Tage kam der Abg. Peltasohn noch einmal auf die Abwanderung der jüdischen Bevölkerung aus der Provinz Posen zurück:

„Es kann den Gewerbetreibenden nicht verdacht werden, daß sie Stödte aufsuchen, wo sie ein behaglicheres Dasein finden, und wo ihee Existenzmöglichkeit stärkee hervoetritt. Es ist in der Kommission und auch gestern hier im Hause von einee Seite zur Speache gebracht worden, daß gerade die jüdische Bevölkerung stark abwandert, und es ist hierzu in der Kommission bemerkt worden, das wäre nicht charakteristisch für die Peovinz Posen, sondern das findet auch in anderen Provinzen, speziell in Schlesien statt. Es ist abee gesteen schon von dem Herrn Kollegen Kindler treffend ausgeführt worden, aus welchen Ursachen die jüdische Bevölkerung aus der Provinz Posen auswandert. Es sind nicht wie in Schlesien nur die Wohlhabenden, die glauben, schon genug zu haben, um in die große Städte wandern zu können, sondern ich kann versicheen, daß es viele kleine Existenzen sind, die auswandern, weil sie nicht die nötige Existenzfähigkeit haben. Bei der Zähigkeit, die geeade die jüdischen Handelsleute der Provinz Posen gezeigt haben, würden sie nicht weggehen, wenn sie ihr Auskommen finden würden. . . ."

Der Großherzog von Hessen und Heinrich Heine. Aus Darmstadt wird dem „B. T." berichtet: Die Tatsache, daß der Großherzog von Hessen kürzlich den Schriftsteller Schmalenbach, der im Auftrage des Heine-Denkmalausschusses kam, empfing, hat im deutschen Blätterwald ein mächtiges Rauschen erweckt. Besonders einige antisemitische Zeitungen haben sich in langen Tiraden ereifert und über die „Judenfreundschaft" des Großherzogs manche bittere Bemerkung gemacht. Für diese ganzen Notizen ist, wie wir hören, ein Darmstädter Hofbeamter verantwortlich zu machen, dem es besonders unangenehm ist, daß die Darlegungen des Großherzogs in die Zeitungen gekommen sind. Deshalb hat er auf Anfragen erklärt, daß diese Notizen dem Großherzog sehr peinlich seien. Davon kann natürlich gar keine Rede sein, denn der Großherzog hat, wie wir zuverlässig sagen können, ausdrücklich seine Erlaubnis zur Veröffentlichung seiner Aeußerungen erteilt. Im übrigen hat der Großherzog sich nur über Heines Dichtungen ausgesprochen; von den verschiedenen Konfessionen war mit keinem Wort die Rede.

Jüdische Offiziere in Frankreich. Wir gestatten uns wieder einmal aus einem jüdischen, in Paris erscheinenden Wochenblatte die während einer Woche stattgefundenen Avancements jüdischer Offiziere hier wiederzugeben:

Der Chef-Inspektor I. Klasse Auscher ist zum Subdirektor der Zentraldirektion des technischen Marinedepartements, Oberst Francfort, Kommandeur des 39. Artillerieregiments, zum Brigadegeneral ernannt und zum Kommando der Artilleriebrigade des 11. Armeekorps überwiesen worden. Der Hauptmann des Generalstabs des 11. Armeekorps Libmann ist zum Eskadronchef befördert und dem 28. Artillerieregiment zugeteilt worden, der Hauptmann des 5. Infanterieregiments Mayer zum Bataillonschef befördert und dem 81. Regiment überwiesen worden. Der Leutnant im 12. Artillerieregiment Pintus ist zum Hauptmann befördert und zum Adjutanten in demselben Regiment, Leutnant Aaron vom 39. Artillerieregiment zum Hauptmann befördert und zum Direktor des Artillerieparks dieses Regiments, Leutnant Mayer-

Samuel vom 31. Infanterieregiment zum Ordonnanzoffizier des Kriegsministers ernannt worden.

Wir können nicht unterlassen, einige Bemerkungen an diese Ernennungen und Beförderungen zu knüpfen. Wie alle Welt und namentlich unsere Kriegsverwaltung weiß, sind die Franzosen aus wohlbekannten Gründen auf nichts so sehr bedacht, als auf die möglichst tüchtige Ausbildung ihres Heeres. Sie scheuen keine Opfer, keine Mühe, um alles, was zur Armee und Marine gehört, auf das sorgfältigste auszusuchen. Kann man sich denken, daß sie so viele jüdische Offiziere zu hohen Stellungen befördern würden, Juden, die sich nicht einmal die Mühe geben, ihre unzweifelhaft den jüdischen Ursprung, ja die fortdauernde Zugehörigkeit zum Judentum bezeugenden Namen abzulegen, wenn sie auch nur die entfernteste Besorgnis hätten, diese jüdischen Offiziere könnten „die Front verderben", könnten sich nicht in Respekt setzen, könnten nicht die Disziplin aufrecht erhalten? Dabei haben sie doch bereits eine vieljährige Erfahrung mit jüdischen Offizieren, während unsere Militärverwaltung und gar unsere Zivil-Antisemiten so gut wie keine Erfahrung haben, durch die guten Erfahrungen anderer Länder aber sich nicht belehren lassen. Das Offizierkorps bei uns, das durchaus keine jüdischen Kameraden haben will, stellt sich dadurch einmal ein testimonium paupertatis aus, sodann das Zeugnis, daß es aus bloßem Vorurteil sich nicht scheut, das Vaterland vielleicht vorzüglicher Kräfte zu berauben. Und diejenigen, die da behaupten — beiläufig ohne es bewiesen zu haben —, daß unsere Soldaten unter jüdischen Offizieren nicht dienen würden, stellen unserer Armeedisziplin und gleichzeitig der Vernunft unserer Truppen ein arges Armutszeugnis aus.

Sprechsaal.

In einer kleinen Universitätsstadt gelang es einmal den Studenten, einer ihnen besonders verhaßten Damenmode dadurch ein Ende zu machen, daß sie ein altes Weib mit dem Modestück, Chignon oder Tournure oder sonst etwas, ausstatteten und sie durch die Straßen promenieren ließen. Die vornehmen oder sich für vornehm haltenden Damen waren um keinen Preis mehr zu bewegen, einen Gegenstand zu tragen, mit dem das alte Weib geschmückt worden war.

Vielleicht legen auch diejenigen, die da glauben antisemitisch sein zu sollen, weil sie es für fein, modern und chic halten, den Antisemitismus, mit welchem sie sich drapieren, ab, wenn wir ihnen verraten, daß namentlich Dienstmädchen sich mit Vorliebe des Antisemitismus als Zierrat bedienen. Wenn eine Küchensee oder Zofe, auch Mädchen für alles im Mietsbureau eine Stelle sucht, dann pflegt sie mit großer Impertinenz die Dame, mit der sie gerade unterhandelt, zu fragen, ob sie auch nicht Jüdin sei, da sie bei Juden nicht dienen möchte.

Vor einigen Tagen wurde eine Dame von einem solchen dienstbaren Geiste nach ihrer Konfession befragt. Der dienstbare Geist fügte hinzu, er habe bei Juden gedient, möchte es aber nicht wieder. Die Dame erwiderte: „Ich bin jetzt nicht mehr Jüdin, aber ich bin eine geborene Jüdin. Ich nehme sehr ungern Mädchen, die bei jüdischen Herrschaften in Stellung gewesen sind. Ich weiß nämlich aus Erfahrung, daß die Mädchen in diesen Stellungen fürchterlich verwöhnt werden, sie haben es dort zu gut. Jüdischen Herrschaften gegenüber nehmen sich auch die Mädchen oft viel heraus. Davon ist bei uns nicht die Rede. Bei mir haben sie zu arbeiten und bescheiden zu sein".

Zu Ehren der Dienstmädchen und zur Schande der gesellschaftlichen Antisemitismus fröhnenden Herrschaften muß hier bemerkt werden, daß die ersteren manchmal doch mehr Grund haben, nicht bei Juden dienen, als ihre vornehmen Kollegen im Antisemitismus nicht mit Juden verkehren zu wollen. Denn wenn ein christliches Mädchen bei Juden dient, die rituell leben, werden an es ganz ungewohnte Anforderungen gestellt. Nicht etwa daß, wie vielleicht Antisemiten bornierteſter Sorte glauben, des Blut zu rituellen Zwecken sich abzapfen lassen muß, aber es hat in der Küche streng darauf zu achten, daß nicht die eine Kategorie Kochgeschirr mit einer anderen verwechselt werde, und es hat auch sonst bei der Zubereitung der Speisen gewisse rituelle Vorschriften streng zu befolgen, da sonst großer Schaden und viele Unannehmlichkeiten die Folge sein können. Natürlich ist eine solche fortwährende sorgfältige Achtsamkeit nicht jedes Dienstmädchens Sache, und es ist nicht gern bei einer Herrschaft, die solche Anforderungen stellt. Es ist aber dieser Umstand verhältnismäßig selten das Motiv, weshalb die Mädchen in den Bureaus fragen läßt, ob die Herrschaft jüdisch sei. Nein, die Mädchen kennen die antisemitische Mode, sie glauben bei der neuen Herrschaft von vorn herein einen Stein im Brett zu gewinnen und sich selbst als etwas besseres auszugeben, wenn sie so fragen. Sie taxieren die Dame, die mieten will, als „vornehm tuend" veranlagt, und nur zu oft mit Recht. Wenn das Mädchen eine gute jüdische Herrschaft zu bekommen glaubt, dann stellt sie keine solche Frage. Hat sie es bereits getan, dann ist sie klug genug, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zu erklären, sie habe es sich viel schlimmer vorgestellt bei Juden zu dienen. O, der Antisemitismus wirkt ungemein veredelnd auf den Volkscharakter!

L. K.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 17. Berlin, 25. April 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3878.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Buchhandel und Judentum.

L'appetit vient en mangeant. Herr Professor **Adolf Bartels** in Weimar, der sich in seiner publizistischen Tätigkeit mehr und mehr zu einem praeceptor Germaniae aus-, oder besser gesagt, einbildet, ist unermüdlich bestrebt, neue Gebiete unseres Kulturlebens zu entdecken, die unter angeblich heftiger Verjudung zu leiden haben. Nachdem er seine Gemeinde vor kurzem mit der Behauptung erschreckt hatte, der größte Teil der deutschen Zeitungen befände sich in jüdischen Händen, und wenig später ein Klagelied darüber hatte erschallen lassen, daß auch die Lehrstühle für deutsche Literaturgeschichte an unseren Universitäten überwiegend in semitischen Besitze seien, widmet er jetzt in einer neuen Kundmachung*) seine liebevolle Sorge dem deutschen Verlagsbuchhandel, der ihm gleichfalls schwer unter der jüdischen Allmacht zu leiden scheint. Wir haben uns s. Zt. schon die Mühe genommen, die Unstichhaltigkeit von Herrn Bartels Behauptungen auf dem Gebiete des Zeitungsverlages und der akademischen Germanistik nachzuweisen, d. h. wir haben seinen munter fließenden allgemeinen Redensarten das stählerne und unanfechtbare Material von T a t s a c h e n gegenübergestellt. Herr Bartels läßt sich aber durch solche Widerlegungen nicht im geringsten in seiner bequemen und gewissenlosen Methode beirren, gänzlich unbewiesene Behauptungen seinen Lesern als vollendete Tatsachen hinzustellen und mit diesen täuschenden Beweisstücken nach seinem Belieben zu argumentieren. Wir sind deshalb gezwungen, dem strebsamen Herrn auch bei seiner neuesten Leistung etwas schärfer auf die Finger zu sehen und werden dabei finden, daß er wieder ganz dieselben Kartenkunststücke treibt, die ihm nachgerade geläufig geworden sind, wenn sein antisemitisches Lieblingsthema aufs Tapet kommt.

Nachdem Herr Bartels den deutschen Verlagsbuchhandel, den angesehensten und geistig höchststehenden der Welt, als eine Art notwendiges Uebel charakterisiert hat, das nicht gut aus der Welt zu schaffen sei, erzählt er zunächst, wie sehr es ihn s. Zt. erbittert habe, als er zum ersten Male in einer Geschichte des Jungen Deutschlands lesen mußte, wie Cotta, der alte Cotta, der „königliche Kaufmann“, der Verleger Goethes und Schillers, „noch zu Lebzeiten Goethes auch B ö r n e und H e i n e herangezogen“ habe. „Da ergrimmte ich geradezu, es erschien mir als Schmach,“ bekennt Herr Bartels. Sodann geht er zur Neuzeit über, wirft dem deutschen Verlagsbuchhandel vor, daß er „die ganze umfangreiche Dekadenzliteratur auf den Markt gebracht“ habe, und leistet sich weiterhin die folgenden monumentalen Sätze:

„Ich halte den Buchhändlerstand für einen der national wichtigsten, die es gibt, und seine Verantwortlichkeit für außerordentlich groß. Nun leugne ich natürlich nicht, daß sich eine ganze Reihe deutscher Buchhändler einen bestimmten Standesstolz und die diesem entsprechende Geschäftsübung erhalten hat: es gibt noch Verleger, die kein sittlich irgendwie bedenkliches Buch übernehmen, es gibt andere, die auch unnationale Werke nie verlegen würden. Doch ist in dieser Hinsicht, wie ich glaube, in den letzten Jahrzehnten kein Fortschritt, sondern eher ein bedenklicher Rückschritt zu verzeichnen. Zum Teil wird er sich aus dem E i n d r i n g e n d e s J u d e n t u m s in den deutschen Buchhandel erklären, das geradezu bedrohlich ist: von den großen neuen Firmen unserer Zeit, von denen jedenfalls, die am häufigsten von sich reden machen, sind d i e m e i s t e n s c h o n j e t z t j ü d i s c h, und wenn es so fortgeht, wird, da die alten vornehmen deutschen Firmen meist der Wagelust entbehren, in absehbarer Zeit d e r g a n z e d e u t s c h e B u c h h a n d e l v e r j u d e t sein. Das aber ist keine erfreuliche Aussicht. Ich verkenne dabei die Geschäftstugenden des Juden nicht: er tut etwas für seine Bücher, er wagt etwas, und so mag ja wohl durch ihn das eine oder das andere wertvolle Buch zur Verbreitung gelangen. Aber wiederum ist er skrupellos im Bucherwerb: sittlich Bedenkliches geniert ihn nicht, da er hier anders empfindet als der Deutsche; ja, da er es, mit den schlechten Neigungen des Publikums rechnend, für einen Anreiz zum Kaufe hält, wird er ein Buch, das es enthält, um so lieber verlegen; deutschnational gesinnt kann er als Jude kaum sein, höchstens ist er indifferent, gewöhnlich aber politisch-radikal und international, und so wird er die Veranlassung, daß die Veröffentlichung von Büchern dieser Richtung einen den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden hohen Prozentsatz erreicht, wird die Ursache der fortschreitenden Verjudung unserer Literatur und unseres Lebens. Bereits hat das Judentum bekanntlich unsre Theater völlig in den Händen, die Presse ist zu drei Vierteilen jüdisch oder philosemitisch, nun auch noch der Buchhandel — das wäre doch ein bißchen viel! Ich fürchte, wie ich hier wohl erklären muß, nichts unmittelbar für mich selber, ich werde meine Bücher bei meinen Lebzeiten schon noch unterbringen, und sie werden auch weitergehen, da ich eine Partei hinter mir habe, aber ich fürchte freilich, daß dem deutschen Geist, zumal wenn auch noch das Büchermachen auf Bestellung der Buchhändler überhand nimmt, das ich für durchaus schädlich halte, ich fürchte, sage ich, daß dem deutschen Geist im allgemeinen immer mehr die Möglichkeit geraubt wird, sich frei und so, wie es seiner würdig ist, zu offenbaren, daß gerade für unsere Besten nach und nach Verhältnisse entstehen, die sie verbittern und um einen Teil ihrer Wirkung bringen. Denn mit dem jüdischen Buchhandel kommt bei dem bekannten Zusammenhalten der jüdischen Rassegenossen wenigstens die Bevorzugung der jüdischen Produzenten vor den rassedeutschen, die nicht Judengenossen sind, kommt ein noch viel schwereres Ringen um das bißchen Existenz, kommt eine noch größere Verketzerung konservativer Geister, kommt langsam und sicher die geistige Verjudung, wenigstens der haltlosen deutschen Geister und der Massen, die ja schon jetzt, und nicht mehr bloß in den ersten Anfängen, zu beklagen ist“.

Es tut not, diesen Passus in seiner ganzen Länge hier wiederzugeben, um die Perfidie und Skrupellosigkeit daran zu illustrieren, mit der unsere antisemitischen Hetzapostel ihr Handwerk betreiben. Herrn Bartels kann man

*) „Die nationalen Pflichten des Buchhändlers“. Zeitfragen (Sonntagsbeilage der „Deutschen Tageszeitung“), Nr. 17 vom 21. April.

dabei nicht einmal die bona fides als Entlastung zubilligen: er als Fachmann und genauer Kenner unserer literarischen Verhältnisse muß wissen, daß seine Behauptungen in dieser breitsten Verallgemeinerung die gröbsten Unwahrheiten enthalten. Wo sind denn die vielen „großen" jüdischen Firmen des deutschen Verlagsbuchhandels, die befürchten lassen, daß „in absehbarer Zeit der ganze Buchhandel verjudet" sein wird? Warum treibt Herr Bartel den besseren Teil der Tapferkeit so weit, auch diesmal, wie in den oben angeführten früheren Fällen keinerlei Namen zu nennen, um seine These zu beweisen? Da er es nicht tut, werden wir es tun müssen, und wir haben diese konkretere Art der Polemik wahrlich nicht zu scheuen. Zählen wir also in alphabetischer Reihe die größeren deutschen Verlagsinstitute auf, die heute den belletristischen Büchermarkt repräsentieren (die wissenschaftlichen Verlage kommen dabei nicht in Frage):

Albert Ahn (Köln), C. F. Amelang (Leipzig), Ed. Avenarius (Leipzig), Richard Bong (Berlin), Bonz & Co. (Stuttgart), J. C. C. Bruns (Minden), G. D. W. Callwey (München), Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Berlin), Hermann Costenoble (Jena), Cottasche Buchhandlung Nachf. (Stuttgart), Eugen Diederichs (Leipzig), Richard Eckstein Nachf. [H. Krüger] (Berlin), J. Engelhorn (Stuttgart), S. Fischer (Berlin), Egon Fleischel & Co. (Berlin), F. Fontane & Co. (Berlin), Greiner u. Pfeiffer (Stuttgart), Grotesche Verlagsbuchhandlung (Berlin), Fr. W. Grunow (Leipzig), Hermann Hillger (Berlin), Huber & Co. (Frauenfeld), Otto Janke (Berlin), Alfred Janssen (Hamburg), Insel-Verlag (Leipzig), Axel Juncker, (Stuttgart), Albert Langen (München), F. A. Lattmann (Goslar), Paul List (Leipzig), Robert Lutz (Stuttgart), Heinrich Minden (Dresden), Georg Müller (München), Gebrüder Paetel (Berlin), E. Pierson (Dresden), R. Piper & Co. (München), Phil. Reclam (Leipzig), Carl Reißner (Dresden), Richard Sattler (Braunschweig), Alfred Schall (Berlin), Schlesische Buchdruckerei und Verlagsanstalt (Breslau), Schulzesche Hofbuchhandlung (Oldenburg), Schuster und Loeffler (Berlin), L. Staackmann (Leipzig), Richard Taendler (Berlin), Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Stuttgart), Velhagen u. Klasing (Bielefeld), „Vita", Deutsches Verlagshaus (Berlin), W. Vobach & Co. (Leipzig), George Westermann (Braunschweig), Wiener Verlag (Wien.)

In diesem runden halben hundert Verlagsfirmen dürften alle mit inbegriffen sein, die unsere reichhaltige belletristische Produktion im letzten Jahrzehnt auf den Markt gebracht haben. Diejenigen darunter, die von jüdischen Inhabern geleitet werden, haben wir durch Sperrdruck hervorgehoben: es sind gerade vier, also noch nicht ein Zehntel. So sieht die „gänzliche Verjudung" des deutschen Verlagsbuchhandels aus, wie sie sich im Kopf des Herrn Bartels darstellt!

Aber gehen wir seinen apodiktischen Behauptungen weiter auf die Spur. Welche Bücher haben denn in den letzten Jahren im sensationellen Sinn „von sich reden gemacht?" Zum Beispiel Wolzogens „Drittes Geschlecht" (von Rich. Eckstein Nachf. verlegt). Oder das berüchtigte „Nixchen" von Hans von Kahlenberg (von Carl Reißner in Dresden verlegt). Oder die „Berliner Range" (von Richard Bong verlegt). Oder der öde Reklame-Bücherheld „Götz Krafft" (ebenda). Oder die „Erstklassigen Menschen" vom Freiherrn von Schlicht (verlegt von Otto Janke). Oder Herrn Bilses Geschichte „Aus einer kleinen Garnison" (verlegt von Richard Sattler). Oder die stark dekolletierten galanten Liebeslieder „Dafnis" von Arno Holz (verlegt von R. Piper & Co.). Oder der Blutschande-Roman „Die Madonna mit dem Rosenbusch" von Adolf Paul (verlegt von Alfred Janssen), um den sich ein literarischer Sittlichkeitsprozeß in Hamburg entspann. Oder das „Tagebuch einer Verlorenen" (verlegt von F. Fontane & Co.) usw. usw. Unter all diesen Büchern ist auch nicht eines von einem jüdischen Verleger herausgebracht worden. Folglich erklärte der stets gerechte Herr Bartels: „Der Jude ist skrupellos im Bucherwerb; sittlich bedenkliches geniert ihn nicht, da er hier anders empfindet, als der Deutsche (!); ja, da er es, mit den schlechten Neigungen des Publikums rechnend, für einen Anreiz zum Kauf hält, wird er ein Buch, das es enthält, um so lieber verlegen." Spottet seiner selbst und weiß nicht wie!

So also sieht es mit der negativen Richtigkeit von Herrn Bartels scharfsichtigen Kulturbeobachtungen aus. Nach der positiven Seite müßte man nun noch betrachten, wie es denn faktisch mit den Leistungen der wenigen Verlagsfirmen mit jüdischen Inhabern steht. Die bekannteste dürfte wohl die von S. Fischer in Berlin sein. Dieser Verlag hat bekanntlich die Werke von Gerhart Hauptmann übernommen, schon ehe Hauptmann berühmt war und zu einer Zeit, als noch Mut dazu gehörte, einen naturalistischen Autor einzuführen. Er hat allerdings dann die Verworfenheit gehabt, auch Werke jüdischer Autoren, wie Schnitzler, Hoffmannsthal, Hollaender, Hirschfeld, Wassermann zu verlegen und mag damit in Herrn Bartels Augen gerichtet sein. Andrerseits sind aus seinem Verlag gerade einige unserer besten jüngeren Erzähler, wie Thomas Mann („Buddenbrooks"), Hermann Hesse („Peter Camenzind"), Emil Strauß („Freund Hein") als Berühmtheiten hervorgegangen, die sich unverfälscht arischer Abstammung erfreuen. Der zweite große belletristische Verlag, auf den sich Herrn B.'s Anwürfe beziehen könnten, ist der von E Fleischel u. Co. in Berlin. Es ist der Verlag der Werke von Helene Böhlau, Clara Viebig, Georg Frhr. von Ompteda, Wilhelm Hegeler, Cäsar Flaischlen usw. — wie man sieht, lauter Namen christlichen Geblüts. Irgendwelche Sensationsbücher als solche hat keine dieser beiden Firmen verlegt. Eher könnte man in diese Kategorie Beyerleins „Jena oder Sedan?" rechnen, mit dem das deutsche Verlagshaus „Vita" einen großen geschäftlichen Erfolg zu verzeichnen hatte. Aber selbst wenn man dieses Buch vom Standpunkt des Herrn Bartels als national oder sittlich „bedenklich" ansehen und selbst wenn man die geschäftlichen Machenschaften des „Wiener Verlags" (der seinen größten Verdienst durch den Kreuzband-Vertrieb des konfiszierten Bilseschen Romanmachwerkes erzielte) nicht für einwandfrei erklären wollte, so gäben solche ganz vereinzelten Erscheinungen nun und nimmer einem Publizisten von Gewissen und Ehrlichkeit das Recht, über eine „Verjudung" des deutschen Verlagsbuchhandels zu schimpfen und in so unerhört leichtfertiger Weise „dem" Juden als Verleger alle möglichen häßlichen Eigenschaften und Tendenzen anzuhängen.

Indessen: Herr Bartels ist ein ehrenwerter Mann. Das sind sie alle — ehrenwerte Männer. . . .

Stöckergeist.

Es ist natürlich nicht anzunehmen, daß Herr Stöcker alles liest, was in die „Staatsbürgerztg." kommt, aber sein Geist schwebt unverkennbar über und in dem Blatte. Wenn Herr Stöcker aber nicht alles schreibt oder inspiriert, was in der „Staatsbürgerztg." steht, dann muß anerkannt werden, daß das Blatt sich sehr schnell dem Stöckerschen Geiste akkommodiert hat, daß es dem Scheiterhaufenbrief-Verfasser genau abgeguckt hat, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Herr Krösell und die „Deutsche Hochwacht" sprechen schlechtweg, wie es vierschrötigen Volksverderbern, die für ein mindestwertiges Publikum skribeln, von Ritualmorden. Die gibt es zwar nicht, aber das tut weiter nichts; sie werden trotzdem in jedem neuen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirren, mit wunderbarer Zähigkeit erzeugt. Wir haben erst vor kurzem zwei solche

von antisemitischen Volksverführern gemachte Ritualmordgeschichten erzählt. So treibt's der die „Staatsbürgerztg.“, seitdem Herr Bruhn sie verlassen hat, regierende Geist allerdings nicht mehr; der theologische, der priesterliche Geist macht es etwas heimtückischer, mehr à la Scheiterhaufenbrief.

Die „Fr. Deutsche Pr.“ hatte kürzlich bemerkt, es gehe mit den Ritualmorden genau so wie mit den Hexen; Hexenprozesse habe es genug gegeben, Hexen aber nie. Da konn es Herr Stöcker oder sein Geist nicht unterlassen, dazu zu schreiben:

Etwas anders, als mit den Hexen, liegt die Sache nun doch mit dem Blutaberglauben. Der Rabbinatskandidat Bernstein in Breslau hat vor einigen Jahren in gerichtlicher Untersuchung zugestanden, daß das Blut, welches er einem Knaben abgezapft, abergläubischen Zwecken dienen sollte. Solcher Aberglaube besteht. Und die Staatsanwaltschaft tut sehr wohl, ein Auge darauf zu haben.

Also die Aussage *eines* Wahnwitzigen*) genügt dem Ex-Hofprediger trotz der entgegenstehenden Zeugnisse von Tousenden und abermals Tausenden kompetentester Persönlichkeiten, um den Staatsanwalt aufzuhetzen und den Pöbel zu ermuntern, den unseligen Ritualmordzauber fortzuspinnen und dabei doch noch sich als unschuldsvollen Engel zu geberden. Die priesterlichen Antisemiten, das sind die raffiniertesten, giftigsten und widerwärtigsten; sie sind richtige Giftmischer.

In einer anderen Nummer der „Staatsbürgerztg.“ frogt der Stöckergeist mit doppeltem Fragezeichen, wie es nur kommen mag, daß unter den Namen der die Bellevuestraße bewohnenden Kapitalisten fast ausschließlich volksfremde aufgezählt werden? Nun, wir wollen dem Stöckergeiste das Rätsel, das er selbst zu lösen außer Stande ist, ganz einfach erklären. Die jüdischen Reichen sind meist Geschäftsleute und *müssen* in der Nähe des Ortes ihrer Tätigkeit wohnen oder sie halten es doch für sehr zweckmäßig ihre Wohnung dort zu wählen. Und da diese Kapitalisten als Großindustrielle oder Großkaufleute Geld haben, suchen sie sich eine schöne Straße aus und, weil sie viel auf Hygiene halten, eine Straße mit verhältnismäßig guter Luft. Die Christen, die mit den Bewohnern der Bellevuestraße hinsichtlich des Reichtums wetteifern können, haben von Alters her ihre Burgen und Schlösser, auf welchen sie wohnen können. Sie und ebenso die hohe Aemter bekleiden und ihre stattlichen Dienstwohnungen haben, brauchen nicht in der Bellevuestraße zu wohnen. Die reichen Juden hingegen, die keine ererbten Burgen und Schlösser besitzen und denen auch keine Dienstwohnungen zur zur Verfügung stehen, weil sie keine Staatsämter bekleiden, sie konzentrieren sich in dem Tiergartenviertel. Wenn der Stöckergeist sich etwas angestrengt hätte, würde er sich das selbst wohl haben sagen können, aber damit wäre ihm nicht gedient, denn mit einer solchen einfachen Erklärung eines ganz natürlichen Vorgangs könnte nicht weiter gehetzt werden. Darum bleibt's bei der mit doppeltem Fragezeichen versehenen zu Neid und Mißgunst anstachelnden Insinuation.

Und noch ein drittes Mal regt sich der den Scheiterhaufenbrief-Verfasser verratende Stöckergeist. Da wird gehetzt, weil zu zwei christlichen Feierlichkeiten von der Berliner Stadtverordnetenversammlung nur je zwei Vertreter abgeordnet werden, an der jüdischen Festlichkeit hingegen gleich sechs teilnehmen sollen. Daß es bei den beiden christlichen Feierlichkeiten sich um in Berlin sehr häufig wiederkehrende Kircheneinweihung und Einführung eines Geistlichen, bei der jüdischen dagegen um eine *Zweihundertjahrfeier* der Krankenpflege handelt, das bietet dem schwachen Geiste keine genügende Erklärung, oder aber der Stöckergeist ist gar nicht so schwach, nur daß er eine solche natürliche Erklärung für Hetz- und Scheiterhaufenzwecke nicht verwerten könnte.

*) In dem von der Kgl. wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen gebilligten Gutachten des gerlchtlichen Sachverständigen wird auf die erbliche Belastung Bernsteins von väterlicher wie mütterlicher Selte hingewiesen und die Beobachtung B's in der Berliner Charité ergab, daß B. geisteskrank und an religlöser Verrücktheit litt. (Siehe auch den „Antisemitenspiegel“, S. 457—459.) Das ist wahrlich ein klassischer Zeuge.

Wiener Brief.

X.

(Anastasius Grün. — Die Christlichsozialen und der Dichter. — Istoczy erwacht.)

Wien, den 21. April 1906.

Ein Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung gebietet, an dieser Stelle zuerst des Mannes zu gedenken, der in diesen Tagen gefeiert wurde, oder — sind wir aufrichtig — hätte gefeiert werden sollen. Denn die paar Leitartikel und Feuilletons, die am 11. April des Grafen Anton Auersperg — mit dem Dichternamen Anastasius Grün — gedachten, machen noch keine *Volks*feier aus, wie sie der Mann beanspruchen konnte, der einst als größter zeitgenössischer Dichter des Deutschtums gefeiert wurde und der zu den mutigsten, aufrechtesten und unbeugsamsten Kulturkämpfern gehört, die in dem dunklen Oesterreich gestritten haben. Schon der Vater des Dichtergrafen neigte — wie die Auersperger überhaupt — freiheitlichen Bestrebungen zu. Er gehörte der Gesellschaft „Diana die Jägerin“ an, die sich nach außen hin als harmlose gesellschaftliche Vereinigung repräsentierte, aber in Wirklichkeit eine Freimaurerloge war. Wenigstens stellt der pietätvolle Biograph Anastasius Grüns, der Laibacher Professor P. von Radics' diese Behauptung auf. Für sie spricht auch die Tatsache, daß die Gesellschaft im Jahre 1802 von der Regierung wegen „Staatsgefährlichkeit“ aufgelöst wurde. Der Dichter erblickte am 11. April 1806 in Laibach das Licht der Welt, es sind also hundert Jahre seit seiner Geburt verstrichen. Sein Freiheitsdrang kam zum erstenmale in seinen „Erinnerungen an Adria“ zum Vorschein. In diesen schönen 1829 entstandenen Gedichten schwört der jugendliche Graf „dem Wahren, Rechten, Schönen zum Banner treu zu stehen“. Als dann die französische und die polnische Revolution ein Jahr später ausbrachen, wurde der Dichter von den Sturmeswogen erfaßt, deren Wellenschlag sonst in dem Oesterreich Metternichs kaum fühlbar war. Auf den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ entstanden die herrlichen Freiheitshymnen, die bei ihrem ersten Erscheinen in Hamburg wie eine Bombe in die Zeit des Geistesdrucks, der Pfäfferei, der Volksbedrückung hinein platzten. Das Bändchen wanderte anonym in die Welt, aber bald wußte man, wer der Verfasser sei, und Anastasius Grün, der in Oesterreich als erster mutvoll die Fahne der Freiheit erhoben, ward rasch zum gefeierten, populären Mann. Bald die Tyrannei Metternichs, die Geistesknebelung durch die Zensoren, die Einschläferung des Volkes durch die Pfaffen mit blutigem Hohn und mit leidenschaftlicher Empörung geißelnd, bald die Tugenden des österreichischen Volkes preisend, den kommenden Tag der Freiheit verherrlichend und das Hadererturm der Verachtung ausliefernd, entflammt der Dichter zur Begeisterung für den Fortschritt. Wenn man ihn einen blinden Hasser der „Kirche“ schilt, tut man ihm bitter Unrecht. Er unterscheidet scharf zwischen „Priestern“ und „Pfaffen“ und nur die letzteren trifft sein gerechter Zorn.

Disteln wuchern auch in Oesterreich, wie ein jedes Land sie brütet,
Reben blühen und glühen in Oesterreich, wie nicht jedes Land sie bietet;
Bombardiert mit Distelköpfen frisch die Pfaffen aus dem Land,
Nehmt ein Glas des besten Weines auf der Priester Wohl zur Hand.

Auch das nächste lyrische Werk Anastasius Grüns „Schutt" wird von dem Hauch der Freiheitssehnsucht durchweht. Heute liest man Grüns Gedichte nicht und selbst die Literaten, die ihm an seinem Festtage Weihrauch streuten, scheinen sich mit dem Studium der 5 Bände seiner literarischen Gesamtwerke nicht sehr angestrengt zu haben. Ich fand wenigstens in keinem der Ehrenfeuilletons eine eingehendere Besprechung seines „Schutt". Und doch gehört der dritte, „Ostern" betitelte Teil zu dem tiefsten, was Grün gedichtet hat. Wie sein Freund Nikolaus Lenau, dem er ein biographisches Denkmal errichtete, den armen Juden, „der da wandern muß von Dorf zu Dorf hausierend" mit tiefem Dichtergefühl geschildert und in dem alten grimmen „Christenhasser" Tubal, der als einziger treu zu dem Reformator Savonarola hält, ein überwältigendes Bild des geknechteten, verachteten, geschmähten Ghettojuden seiner Zeit geschaffen hat, so zeichnete Anastasius Grün in „Ostern" mit tiefer inniger Teilnahme die Gestalt eines wandernden verstoßenen jüdischen Krämers, der als Handelsmann nach Palästina kommt.

„Er ist ein Körnlein jener Handvoll Samen
Die einst der Sturm von derem Boden hob
Und in die Länder säte aller Namen
Und weithinaus in alle Winde stob!
Ein Jude ist's, ein Ast vom Wunderstamme,
Gefällt, zerschmettert längst, doch nicht verdorrt
Des Markes Kern versengt von Blitzesflamme
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort.
Und wie um's Haupt dei'm Laubeswehn ihm schwanken
Bald Sonnenlichter, bald die Schatten dicht,
So gaukeln drin die Bilder und Gedanken
Bald mitternächtig schwarz, bald himmelslicht. . ."

Den Gipfelpunkt der kulturkämpferischen Betätigung erreichte Graf Anton Auersperg als Mitglied des österreichischen Herrenhauses in den bedeutungsvollen Märztagen des Jahres 1868. Das Abgeordnetenhaus hatte die freiheitlichen Ehe- und Schulgesetze angenommen, die in das Konkordat ein großes Loch rissen. Zur Beseitigung des demütigen Vertrages mit Rom fehlte damals noch der Mut und so entschloß man sich, das Wahrzeichen aus düsteren Tagen stückweise abzutragen. Die reaktionären Elemente versuchten, die Ehe- und Schulgesetze um jeden Preis zu Falle zu bringen und als sie im Abgeordnetenhause unterlegen waren, konzentrierte sich ihr Einfluß und ihr Bemühen auf die Pairskammer. Doch auch hier siegte die Sache des Fortschrittes. Es war ein grandioser Kampf. Die Kirche hatte ihre besten und bewährtesten Streiter ins Feld geschickt. Kardinal Rauscher, dieser hochgebildete, angesehene Kirchenfürst versuchte selbst die Verteidigung des Konkordats mit Rom, dessen Vater er war. Aber die Freunde des Fortschrittes erfreuten sich einer nicht minder glänzenden Vertretung. Allen voran führte Graf Anton Auersperg für sie das Wort. Wie der edle Aristokrat dachte, als er gegen das „gedruckte Canossa", das Konkordat, seine Stimme erhob, zeigen die Schlußworte seiner eindrucksvollen Rede: „Die Freiheit für den Staat, gesunde Freiheit für alle Kirchen im Staate, dann wird es für Staat und Kirche von der Freiheit heißen: in hoc signo vinces."

Die Zentenarfeier des Dichtergrafen fiel in die Zeit des Lueger'schen Stadtregimes. Kein Wunder, daß die Gemeindevertretung der Reichshaupt- und Residenzstadt Oesterreichs, deren Ehrenbürger Anastasius Grün war, den Gedenktag sang- und klanglos vorbeigehen ließ. Dr. Lueger glaubte seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er das Denkmal des Dichters mit einem Kranz schmückte. Dabei kam es allerdings zu einem häßlichen Zwischenfall. Der Schriftleiter eines deutschnationalen Witzblattes apostrophierte den Bürgermeister, der den Kranz niederlegte und einige gleichgiltige Worte sprach, mit einer Rede, in der er höhnte „sogar der Kämpfer für Rom ist gekommen, um dem Los von Rom-Kämpfer zu huldigen." Dr. Lueger erwiderte erregt, daß er den Kranz nur niederlegte, weil Grün ein guter Oesterreicher und ein Ehrenbürger der Stadt war. Darin erschöpft sich also für den Führer der Christlichsozialen die Bedeutung Anastasius Grüns. Gleicher Ansicht schien übrigens auch das Rathausorgan, die „Deutsche Zeitung" zu sein. Sie brachte ein Feuilleton, indem einige Gedichte Grüns zitiert wurden, die dessen gut deutsche Gesinnung dokumentieren. Weiter wußte das Blatt nichts zu erzählen. War's Verstellung oder Unwissenheit? mußte man sich fragen. Die „Deutsche Zeitung" regte sich über die „Arbeiter-Zeitung" auf, deren Würdigung Grüns ihr nicht behagte. Um dies sozialdemokratische Blatt eines Besseren zu überzeugen, zitierte das Rathausorgan ein Gedicht Grüns, das freilich für die offizielle christlichsoziale Literaturgeschichtsanschauung sprach. Doch o weh! Es stellte sich heraus, daß das Gedicht gar nicht von Grün, sondern von Sturm war und zur üblichen österreichischen Volksschullesebuchkost gehört. Tableau: So kennt man in Oesterreich die besten österreichischen Dichter. . . .

In Ungarn ist dieser Tage ein Toter erwacht. In dem Lärm der Wahlbewegung meldet sich nun, wie die „Neue Freie Presse" berichtet, ein längst Verschollener zum Worte. Es ist das der ehemalige Reichstagsabgeordnete Viktor Istoczy, der in der Zeit von 1879 bis 1883 den Antisemitismus in Ungarn schuf und im Tisza-Eszlarer Ritualmordprozesse eine traurige Rolle spielte. Istoczy war seither ein stiller Mann und lebte in einer weit entlegenen Vorstadt von Budapest als Advokat. Heute ist aus seiner Feder eine Broschüre über die Krise erschienen, in welcher er die Neubildung einer antisemitischen Partei in Ungarn propagiert, allerdings mit dem Beifügen, daß hierzu viel Geld erforderlich sei, er darüber nicht verfüge, nachdem ihn auch jetzt noch jene Lasten bedrücken, die er sich während verschiedener Wahlgänge in der Propaganda für seine Ideen aufgebürdet habe. „Welche Gefahr" — so meint er — „würde der Bestand einer antisemitisch n Partei in Ungarn bedeuten? Wenn in Oesterreich unter der Führung Doktor Luegers 48 antisemitische Abgeordnete im Parlament sitzen — wobei die gleichfalls antisemitischen Alldeutschen gar nicht mitgerechnet erscheinen —, wenn in Paris unter der Führung Drumonts 40 antisemitische Abgeordnete unter der Bezeichnung von Nationalisten im Parlament Platz nehmen, wenn im deutschen Reichstage im Verein mit Stöcker die gesamte große konservative Partei von antisemitischen Empfindungen erfüllt mit — die 15 bis 20 unter verschiedenen Parteibezeichnungen dort befindlichen direkt antisemitischen Abgeordneten gar nicht gerechnet —, wenn bei alledem die allbekannten Verhältnisse in Rumänien und Rußland gar nicht veranschlagt werden, dann sei überhaupt nicht einzusehen, weshalb im ungarischen Reichstage nicht eine aus 50 bis 60 Abgeordneten bestehende antisemitische Partei existieren solle, nachdem sie gerade in Ungarn am notwendigsten wäre."

Die Stimme Istoczys wird voraussichtlich wirkungslos verhallen. In Ungarn gibt es keine selbständige antisemitische Partei, aber die klerikale „katholische Volkspartei" hat sich schon lange auf die antisemitische Phrase gestürzt und in ihrem Kreise sammeln sich die Männer, an die Istoczy seinen Weckruf richtet. rm.

Die Judenfrage in Finland.

Unter den zahlreichen staatsrechtlichen Reformen, welche nach der Wiederherstellung der früheren konstitutionellen Ordnung im Lande in Fluß gekommen sind, beginnt gegenwärtig die staatsbürgerliche Stellung des Judentums erhöhte Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Bemerkt muß hierbei im Vorwege werden, daß es eine sogenannte Judenfrage in dem Sinne, wie sie in den übrigen Teilen des Zarenreiches fast überall auf dem Tapet steht, im Bereiche des finischen Großfürstentums nicht gibt. Denn einesteils war die Zahl der jüdischen Staatsangehörigen, welche bisher auf finischem Boden ihr Auskommen suchten, relativ allzu gering, um den letzteren einen nennenswerten Einfluß auf die Gesamtentwickelung zu ermöglichen, andererseits setzt sich die Mehrheit der finischen Juden notorischerweise aus Elementen zusammen, deren politische Gesinnung den Behörden die beste Garantie für ein friedliches Zusammengehen der Juden mit den übrigen Rassegruppen des buntbevölkerten Landes darbieten müßte. Dieser allgemeine Sachverhalt schließt indessen nicht aus, daß die staatsrechtliche Stellung der Juden — übrigens auch verschiedener anderer Nationalitäten — bisher in mancher Beziehung sich als eine recht ungünstige, um nicht zu sagen gedrückte kennzeichnete, insonderheit, soweit es sich um die Ausübung des Niederlassungs- und Freizügigkeitsrechtes auf dem flachen Lande und die Zulassung der heranwachsenden Jugend jüdischen Glaubens in den öffentlichen Unterrichtsanstalten handelte. Die gesetzlichen Vorschriften, nach denen die hierher gehörigen Staatsfragen ihre praktische Regelung zu finden pflegten, rühren zum großen Teile noch aus der letzten Periode der Schwedenherrschaft her und sind ganz und gar von jenem Geiste engherzigen Rassenhasses durchdrungen, der die skandinavischen Länder bis weit in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einer Art Reservatgebiet für germanische Reinkultur zu stempeln versuchte.

Nach dem von König Gustaf III. im Jahre 1782 ausgefertigten Erlasse war solchergestalt angeordnet, daß fremde Zuzügler jüdischer Nationalität nach Ausstellung des sogen. Schutzbriefes in den drei größeren Städten der Monarchie, Stockholm, Gotenburg und Norrköping, festen Aufenthalt zu nehmen und sich in den für sie offenstehenden Erwerbszweigen (deren Anzahl außerdem recht eng umgrenzt war) in „ruhiger, unauffälliger und betriebsamer Weise“ zu versorgen hatten. Da in der königlichen Verordnung kein finischer Ansiedelungsort namhaft gemacht war, hielt man auch nach der Lostrennung des Großfürstentums von Schweden an der Auffassung fest, daß den Juden auf finischem Boden überhaupt kein Niederlassungsrecht zustehe. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1853 an, wo durch kaiserlichen Ukas bestimmt wurde, daß verabschiedeten Soldaten und Matrosen der kaiserlichen Marine nach entsprechender Gesuchsstellung die behördliche Lizenz zur Aufenthaltnahme auf finischem Boden erteilt werden könne. Diese Vergünstigung, die ursprünglich nur für russische Militär-Invaliden in Betracht gezogen war, kam den Juden insofern zu statten, als sich fortan wenigstens denjenigen Personen, die ihrer Militärpflicht im russischen Heere Genüge geleistet hatten, die Möglichkeit zur Ansiedelung in dem dünn bevölkerten Großfürstentum eröffnete. So entstand nach und nach eine Anzahl kleinerer Kolonien, die ihren Sitz vornehmlich in den größeren Bevölkerungszentren, Wiborg, Abo und Helsingfors, aufzuweisen hatten. Das schnelle Wachstum dieser Niederlassungen schien den Behörden gleichwohl einige Bedenken einzuflößen, denn schon in den achtziger Jahren erfolgte eine anderweitige Verordnung, in welcher den neu zuziehenden Juden auferlegt wurde, ihr Niederlassungsgesuch in periodischen Zwischenräumen, und zwar von je sechs zu sechs Monaten, erneut zur Begutachtung an die Behörden einzureichen; gleichzeitig wurde stipuliert, daß die früheren Lizenzen nur für die betreffenden Familien selber, nicht aber für ihre Nachkommen Geltung besitzen sollten, sowie ferner, daß die jüdische Jugend in Zukunft von allen staatlichen Unterrichtsanstalten fern zu halten sei.

Diese hartherzige Verfügung begegnete in der Oeffentlichkeit allgemeiner Indignation, und selbst im Schoße des Senats erhoben sich autoritative Stimmen, die eine derartige Ausnahmepraxis geradezu als einen Schandfleck in der finischen Gesetzgebung bezeichneten. Der bekannte Politiker Léo Mechelin stellte u. a. den Antrag im Landtage, daß die gesamte Fremdenordnung einer zeitgemäßen Revision unterzogen werde, damit Finland der Vorwurf erspart bleibe, seine Staatsbürger nach politischen Unterschieden zu behandeln, die selbst in halbzivilisierten Staaten kaum für notwendig erachtet worden seien. Der wohlmeinende Vorschlag strandete indessen an dem Widerstande der altfenomannischen Parteien, die besonders im Priesterstande über einen ausgeprägt judenfeindlichen Anhang verfügten. Die später einsetzenden politischen Geschehnisse täten dann noch ein übriges, um die ganze Frage vollständig in den Hintergrund zu drängen; gleichwohl hatten die revolutionären Ereignisse doch das Gute im Gefolge, daß sie den Blick der Behörden auf die natürlichen Rechtsansprüche der Staatsbürger in ihrer Gesamtheit hinlenkten und hierdurch wenigstens indirekt den unhaltbaren Zustand in der rechtlichen Stellung des Judentums zu tage treten ließen. Von der Initiative des neuen konstituierenden Landtages wird es es nunmehr in erster Reihe abhängen, inwiefern mit dem Einzuge der neuen politischen Gerechtsame auch für die berechtigten Erwartungen der jüdischen Bürger der Zeitpunkt der Erfüllung herbeigeführt werden wird. Daß man an höherer Stelle einer entsprechenden Initiative mit derselben Zurückhaltung wie früher begegnen sollte, dürfte angesichts der veränderten Gesamtlage kaum zu befürchten sein.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die „deutschnationalen“ Handlungsgehilfen in Schlesien. Der Provinz Schlesien scheinen jetzt die „deutschnationalen“ Handlungsgehilfen eine besondere Fürsorge widmen zu wollen. Unlängst hielten sie sogar einen Gautag in Breslau ab, bei dem den schlesischen Mitgliedern der Verbandsleiter Schack in seiner neuen Würde als M. d. R. vorgeführt wurde. Die Schackspende erfuhr natürlich durch die persönliche Vorführung des Helden von Eisenach eine Stärkung. In 49 öffentlichen Versammlungen suchten im letzten Jahre die antisemitischen Handlungsgehilfen ihre Berufsgenossen auf den Leim zu locken. Mit dem Erfolgen scheint es aber gehapert zu haben, besonders in Mittel- und Niederschlesien. Infolgedessen konnten auf dem Gautage nur die Oberschlesier ein Lob einheimsen. Von den „Werbepreisen“ fielen daher zwei nach Oberschlesien, nur einer nach Glatz. Auch in Oels traten die Herren mehrfach öffentlich hervor, um mit Hilfe von Breslauer Rednern für die dortige Ortsgruppe neue Mitglieder zu gewinnen. Der Erfolg ließ für die Arrangeure viel zu wünschen übrig. Der Hauptredner beklagte es lebhaft, daß ebenso wie die Handlungsgehilfen auch die „Herren Chefs“ nicht erschienen wären; denn der deutschnationale Handlungsgehülfen-Verband arbeite nicht nur für die Handlungsgehilfen, sondern auch für die „Herren Chefs“. Sie hätten sich, erklärte der Redner, durch seine Ausführungen davon überzeugen können und hätten dann vielleicht mit ihrem Vorurteil gegen den D. H. V. gebrochen.

Bruhn und seine antisemitischen „Freunde“. In der „Wahrheit“ vom 21. April finden wir folgende Briefkasten-Notiz:

> In eigener Sache. Der Herausgeber der „Stadtlaterne“, Joachim Gehlsen, hat es sich zur Aufgabe gemacht, mich seit mehr als einem Jahre entweder persönlich oder durch seine Helfershelfer mit Schmutz zu bewerfen. Ich hatte ursprünglich nicht die Absicht, darauf irgendwie zu reagieren, weil die Beschimpfungen dieses Herrn nicht an mich heranreichen können.
>
> In der letzten Nummer der „Stadtlaterne“ nehmen diese Angriffe eine Ausdehnung an, die mich veranlaßt, einmal ein Exempel

zu statuieren und gegen die Urheber und Verbreiter all dieser verleumderischen Verdächtigungen klagbar vorzugehen. Die Herren Dr. Paul Bötticher, Joachim Gehlsen, Plack-Padgorski, Paul Werner und andere werden vor Gericht Gelegenheit finden, den Beweis für ihre Beschuldigungen zu erbringen.

Wilhelm Bruhn, M. d. R.

„Kraut und Rüben". Unter dieser nicht unzutreffenden Spitzmarke schildern die „Deutschen Stimmen" des nationalliberalen Reichstagsabg. Patzig recht ergötzlich den Wirrwarr in der „Wirtschaftlichen Vereinigung" des Reichstags, in der die antisemitischen Abgeordneten eine Hauptrolle spielen, und in der „deutschen Reformpartei.":

„Da ist zunächst die „deutsche Reformpartei" — deren geistiges Haupt früher Herr Zimmermann aus Dresden war, jetzt aber Herr Bruhn zu werden scheint —, sechs Mann an der Zahl, jeder eine Partei für sich. Einig sind sie wenigstens im Rassenantisemitismus. Da dieser aber niemals Gegenstand der Beratung im Reichstag wird, kommt die Einheit dieser „edlen Sechs" nie recht zur Geltung. Schon auf dem Gebiet der „Mittelstandspolitik", das sie agitatorisch besonders abgrasen, schillern sie in allen Farben, vom reinsten Zünftlertum bis zur flachesten Phraseologie, aus der praktische Ziele überhaupt nicht herauszufinden sind. In allem übrigen reden und stimmen sie bald so, bald so, wie's trifft, und leben in glückseliger Programmlosigkeit dahin. — Etwas mehr tritt die „Fraktion der „Wirtschaftlichen Vereinigung" mit 14 Mitgliedern und 1 Hospitanten hervor. Da begegnen wir 6 Deutschsozialen, 4 Repräsentanten des Bundes der Landwirte, 2 Christlichsozialen, 2 Vertretern des niederbayerischen Bauernbundes und 1 Braunschweiger Welfen als Hospitanten. Eine „Vereinigung" ist dies auf alle Fälle — „wirtschaftlich" ist sie wohl auch, wenigstens treibt sie politisch eine Wirtschaft zum Ergötzen. Daß sie den Anspruch erhebt, als „Fraktion" beachtet und bewertet zu werden, ist jedenfalls das Ergötzlichste." — Dieses ironische Urteil wird dann schließlich erhärtet durch alle möglichen Beispiele, wo die Mitglieder dieser „Fraktion" gegen- und durcheinander gestimmt haben, wenn sie es nicht überhaupt vorzogen, zu schwänzen. „So haben die Abgg. Dr. Burckhardt, Lattmann und Liedermann von Sonnenberg gegen den freisinnigen Antrag auf Einführung einer Reichsvermögenssteuer aus Anlaß der Flottennovelle gestimmt, „um nachher guten Gewissens für das „unverdorbene" Flottengesetz stimmen zu können". Aber die Herren Vogt und Wolff von der Wirtschaftlichen Vereinigung stimmten erst für den Antrag Ablaß, nachher gleichwohl auch für das Flottengesetz. Die Herren Kröfell, Stauffer, Stöcker und Bachmeier fehlten ohne triftigen Grund, die Herren Graf Reventlow und Mittermeier waren durch Krankheit verhindert, Herr Raab beurlaubt, Herr v. Damm entschuldigt. Also: drei dafür, drei dagegen, drei grundlos abwesend, vier verhindert."

Diese „Fraktion der Wirtschaftlichen Vereinigung" scheint sich vereinigt zu haben, damit jeder tun und lassen kann, was er mag. „Kraut und Rüben" sind freilich auch eine wirtschaftliche Vereinigung!"

×× **Studentisches.** Der Fall Opitz-Spannuth, der kürzlich in den „Mitteilungen" Erwähnung fand und der die Bundesfreundschaft der Herren vom Kyffhäuserbunde im schönsten Lichte zeigte, ist nun gewaltsam zum Abschluß gebracht worden, indem der V. D. St. Berlin seinen ehemaligen Angehörigen Opitz in den Listen streichen ließ.

Mittelständlerisches. Der Führer der deutschen Mittelstandsvereinigung, Architekt Küster zu Hannover, hat die von ihm anfangs eingelegte Berufung gegen das ihn moralisch so trefflich kennzeichnende Schöffengerichtsurteil zurückgezogen. Soweit ist der Tatbestand der Angelegenheit Küster nunmehr endlich gerichtsseitig festgelegt. Es fragt sich jetzt, was das Bürgervorsteherkollegium der Stadt Hannover tun wird. Dieses hatte bekanntlich den Beschluß gefaßt, daß Küster, der Mitglied dieses Kollegiums ist, durch die Erhebung einer gerichtlichen Klage klarstellen müsse, was von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen auf Wahrheit beruht und was nicht. Trotzdem darauf vor dem Schöffengericht festgestellt worden ist, daß Küster tatsächlich bei seinem Submissionsverfahren die eigenartigsten Praktiken angewandt hat, hat sich dieser Herr bis jetzt noch nicht veranlaßt gesehen, sein Stadtverordnetenmandat niederzulegen. Er hofft dabei wahrscheinlich auf die Freundschaft mit dem Bürgermeister Tramm, auf die er sich auch sonst so auffällig berufen hat. Hoffentlich wird Herrn Küster aber klar gemacht werden, daß für Leute seinesgleichen in einer kommunalen Körperschaft kein Platz ist.

Die bayerische Mittelstandspartei hat vollständig Fiasko gemacht. Der Vorstand hat den ausgetretenen Mitgliedern folgendes in einem entsetzlichen Deutsch abgefaßtes seltsames Zirkular zugesandt:

„Geehrtes Mitglied! Sie haben aus unserer, sich auch Ihrerseits angeschlossenen Bewegung Ihren Austritt erklärt. Allein von der letzten Landtagswahl sind noch über 4000 Mk. Rückstände zu decken. Der Beschluß, in die Landtagswahlen einzutreten, wurde in der Generalversammlung vom 26. Januar 1905 gefaßt. Für diese Schuld, die nun zur Bezahlung fällig ist, ist jedes Mitglied, das dortmals der Bewegung angehörte, laut mehrerer bereits gegen Mitglieder erlassener gerichtlicher Urteile bezüglich seines Anteiles solidarisch haftbar. Sie werden deshalb aufgefordert, den auf Sie hieraus treffenden Betrag in der Höhe von 10 Mark (zehn Mark), so groß ist ca. der Organisationsbeitrag für Mitglieder, im Verlauf von 2 Jahren, innerhalb acht Tagen an das Sekretariat der Bayerischen Mittelstandsvereinigung, Sommerstraße 37 II, einzusenden, widrigenfalls auch gegen Sie bezüglich Ihres Anteils am Rückstande klagend vorgegangen werden müßte. Treten Sie aber wieder der Bewegung bei und bezahlen Sie Ihren Organisationsbeitrag weiter, aber dann mindestens auf eine Zeitdauer von noch zwei Jahren, genügt schon die Hälfte, nämlich fünf Mark, da Sie dann innerhalb der weiteren zwei Jahre Ihren Verpflichtungen zur Deckung der Restschuld durch den Organisationsbeitrag gleichfalls genügen und kann in letzterem Falle auch von dem Erlaß eines Urteils gegen Sie Abstand genommen werden. Hochachtend Die Vorstandschaft. Zahlungen müssen bei F. Bielmeier (Schuldenaufkaufsgeschäftsinhaber), Sekretär, Sommerstraße 37 II geleistet werden."

Hierzu bemerkt das Münchener antisemitische „Deutsche Volksblatt", das Organ des Herrn Wengg:

„Die Möglichkeit, daß in München eine derartige Spottgeburt einer Partei überhaupt auftauchen und sich zwei Jahre lang halten konnte, ist ein trauriges Zeichen für die hiesigen Verhältnisse. Taten sich da einige politische Analphabeten zusammen, stahlen aus den Grundsätzen der bestehenden Parteien, ohne auch nur einen einzigen vernünftigen eigenen Gedanken beisteuern zu können, ein „Programm" zusammen, und legten sich dann den stolzen Namen „Bayerische Mittelstandspartei" bei. Und diese Partei, der auch nicht eine einzige irgendwie bekannte Persönlichkeit, wohl aber verschiedene mehr oder minder anrüchige Individuen zu Gevatter standen, fand Leute, die sich ihr anschlossen, so daß sie bei der letzten Landtagswahl wirklich zirka 2000 Stimmen auf ihre ganz merkwürdige Kandidatenliste vereinigen konnte. Dieses Wunder bewirkte lediglich der Name, den sich die „Partei" beilegte und eine ebenso verlogene wie aufdringliche Reklame, die nicht bloß tages-, sondern wochen- und monatelang die Mauern Münchens mit Affichen bedeckte. Nur durch die tollen Renommistereien mit ihrer angeblichen großen Mitgliederzahl und der Auflage ihres zuerst als Wochenblatt und dann — bis zum Krach — als Tagblatt erschienenen Blättchens, das, soweit es nicht Plagiat gewesen ist, eine Ablagerungsstätte greulichen Stumpfsinns darstellte, gelang es ihnen, Leute in größerer Zahl an sich zu locken. Dann nach der Landtagswahl, nach dem selbstverständlichen Fiasko, wurde den verblüfften Parteimitgliedern von den Arrangeuren die Rechnung aufgetan. Es sei ein Defizit vorhanden von 7 oder 8000 Mk., das nun gedeckt werden müsse. Gläubiger war ein Buchdrucker, der das erwähnte Blättchen, das zuerst im Verlag des „Parteivorstandes", später in dem des Buchdruckers selbst erschien, gedruckt hatte und für das verjubelte Papier, das den Münchenern

lange Zeit massenhaft unentgeltlich ins Haus geworfen worden war, nun bezahlt sein wollte. Natürlich war allgemeine Flucht aus der „Partei“ die Folge. Ueber ein halbes Jahr lang hat man von dieser Gründung, mit Ausnahme einiger undurchgeführt gebliebener Prozesse, welche die Herren Vorstandsmitglieder gegeneinander anstrengten, weil sie sich der Unterschlagung, Bücherfälschungen usw. beschuldigt hatten, nichts mehr vernommen, bis die Welt durch die Kunde überrascht wurde, daß die Mittelstandspartei sich in Mittelstandsvereinigung umgetauft habe. Das Allerneueste, was man von den patentierten Mittelstandsrettern jetzt hört, ist, daß sie ihre ehemaligen Mitglieder mit dem „Erlaß gerichtlicher Urteile“ bedrohen, wenn sie nicht neue Zahlung leisten wollen. Mit dem Einzug dieser Zahlungen und eventuellen Klagestellung ist der „Sekretär“ der Mittelstandsvereinigung, der Schuldenaufkaufs-Geschäftsinhaber Bielmeier betraut, von welchem die „Münch. Post“ kürzlich berichtete, daß ihm das Betreten der Gerichtssäle — in der Rolle als Angeklagter natürlich ausgenommen — verboten worden sei. Das Ganze mutet einen an wie die Komödie von dem geschundenen Raubritter auf einer kleinen Provinzschmiere.“

So urteilt ein „patentierter Mittelstandsretter“ über den andern.

In der Zwischenzeit wurden über diese famose Mittelstands-Vereinigung immer reizvollere Details bekannt. Man hat es fertig gebracht, als Jahresbericht eine Abrechnung über zwei Monate (November und Dezember 1905) zu veröffentlichen, die in Einnahme und Ausgabe mit 536,57 Mk. balanciert. Das tollste aber ist, daß, obwohl es in dem am 9. Februar veröffentlichten „Jahresbericht“ ausdrücklich heißt: „Zu weiteren Zahlungen als zu dem Organisationsbeitrag von 40 Pfg. monatlich ist kein Mitglied verpflichtet“, kaum zwei Monate später die Mitglieder die Aufforderung erhalten, sofort 10 Mk. zu bezahlen, oder es werde geklagt.

Ueber die Personalverhältnisse dieser höchst merkwürdigen „Mittelstands-Vereinigung“ erhält der „Bayer. Kur.“ das Hauptorgan des bayerischen Zentrums noch einige amüsante Mitteilungen, die das Blatt „als ganz besondere Freudenbotschaft“ den ausgetretenen und derzeitigen Mitgliedern der „Bayerischen Mittelstandspartei“ nicht vorenthalten will:

„Der frühere Bäckermeister, Kaufmann, Redakteur und erster Vorsitzender der „Bayerischen Mittelstandspartei“ ist in die Fußtapfen seines Intimus Bielmeier (des verflossenen Sekretärs der Vereinigung) getreten und ebenfalls Schuldeneintreiber geworden. Auch der Compagnon des Herrn Ferstl (des bisherigen ersten Vorsitzenden der Vereinigung) dürfte der Münchener Bevölkerung nicht unbekannt sein, denn sein Name (Daubenmerkl) ist in den meisten hiesigen Zeitungen bereits an anderer Stelle und in Verbindung mit einem gewissen Herrn Buchner des öfteren genannt worden. Beide Herren haben auch bereits ihre Tätigkeit zu entfalten begonnen. Nachdem der Obmann der Sektion Haidhausen, ein gewisser Herr Straßer, ebenfalls Schuldeneintreiber und Rechtskonsulent geworden ist, kann es der „Bayerischen Mittelstands-Vereinigung“ weder an Geld noch an vorzüglicher juristischer Vertretung fehlen“.

Vermischtes.

Die Flugkraft der diesjährigen Ritualmord-Schauermären hat nicht allzu lange angehalten. Die Stettiner „Deutsche Hochwacht“ veröffentlichte zwar die Notiz aus Posen mit der Spitzmarke „Soll das wieder totgeschwiegen werden?“ und der Kröselsche „Mittelstand“ bemerkte: „Wir werden die Sache scharf im Auge behalten.“ Die Antwort auf diese Tartarennachricht hat jedoch nicht lange auf sich warten lassen, und zwar kam sie diesmal von der „Staatsbürgerztg.“, die im „Fall Konitz“ unter der damaligen Leitung von Böckler und Bruhn sich besonders hervorgetan hat. Dieser neueste Fall kam ihr aber doch wohl etwas allzu „spanisch“ vor und sie wandte sich daher mit der Bitte um Aufklärung an die Posener Bahnhofsinspektion, von der sie folgende Antwort erhielt:

Posen, Hauptbahnhof, 13. April 1906. Ew. Hochwohlgeboren mit dem Bemerken ergebenst zurück, daß an der Sache kein wahres Wort ist. Etwas Derartiges hat sich weder hier noch auf irgend einer anderen Station zugetragen. In den hiesigen Blättern ist diese unwahre Meldung auch erschienen, und hat sich selbstverständlich die Kriminalpolizei der Angelegenheit sofort bemächtigt und festgestellt, daß es eine Ente war. Mit ausgezeichneter Hochachtung Prieur, Oberbahnhofsvorsteher.

Der „Mittelstand“, der anfangs „die Sache scharf im Auge behalten wollte“, hat, wie es nun einmal die Art gewerbsmäßiger Verleumder ist, von dieser amtlichen Richtigstellung seinen Lesern auch nicht eine Silbe mitgeteilt; nur auf den Beuthener Fall kommt er in einer Polemik mit dem „Pyritzer Kreisblatt“ notgedrungen zurück, nachdem ihm das genannte Blatt seine verlogene Berichterstattung in beiden Fällen nachgewiesen hatte. Nicht mit Unrecht erinnert übrigens das amtliche Organ des Kreises Pyritz bei dieser Gelegenheit daran, daß der Ausschlachtung des Konitzer Ritualmordes nicht weniger als drei antisemitische Reichstagsabgeordnete im Osten Deutschlands ihre Erfolge bei den letzten Reichstagswahlen verdanken.

Grünberg i. Schl. Dieser Tage hatte sich der größte Teil der Mitglieder des hiesigen „Vereins für jüdische Geschichte und Literatur“ zu einem Vortrage eingefunden. Als Redner war Herr Kaplan Dr. Blasel hier gewonnen worden, der als Thema seiner Ausführungen „Die Juden im Mittelalter in ihrem Verhältnis zu Kirche und Papsttum“ gewählt hatte. Herr Dr. Blasel ging von einer Schilderung des Mittelalters im allgemeinen aus. Er beleuchtete die verschiedenen Anschauungen über jene Geschichtsperiode, die weder als eine „dunkle Zeit“, noch als eine „Glanzepoche“ aufgefaßt werden dürfe. Vielmehr sei auch hier die aurea mediocritas, die goldene Mittelstraße, der einzig richtige Standpunkt. Dies ergebe sich sowohl aus der realen Geschichte, als auch aus der Religionsphilosophie, und dafür sprächen auch theologische Gründe. Nach einer geistvollen Darlegung der Lage der Kirche im Mittelalter führte der Redner die Zuhörerschaft ins eigentliche Thema hinüber. Er verbreitete sich über die prinzipielle Stellungnahme der christlichen Kirche zum Judentum und die praktische Ausgestaltung ihrer Prinzipien, über die kirchlichen Erlasse und päpstlichen Bullen und zum Schutze der Juden (dabei die Lichtgestalt Gregors des Großen rühmend) und über die Judenverfolgungen, deren Ursachen und treibende Kräfte und ihren Verlauf. Einen besonderen Reiz erhielt das Gebotene noch durch den mehrfachen Vergleich des Mittelalters mit der Gegenwart und durch die persönliche Stellungnahme des Redners zu den von ihm erörterten, den Juden angedichteten Verbrechen, besonders zum Ritualmordmärchen. Reicher Beifall am Schlusse seiner Darstellung, die in der Ermahnung ausklang, auf Herbeiführung gegenseitigen Verständnisses hinzuwirken, welches allein ein friedliches Zusammenleben aller Glaubensgemeinschaften gewährleisten kann. Mit Recht durfte der stellvertretende Vorsitzende des Vereins Herr Fabrikbesitzer Emil Kosterlitz seinem Danke für den hohen Genuß, dessen sich alle Anwesenden haben erfreuen dürfen, die Bemerkung hinzufügen, daß es um die religiöse Eintracht überall herrlich bestellt sein würde, wenn alle so dächten, wie Herr Dr. Blasel, der sich als wahrer Priester des Gottes der Liebe erwies.

Die Pariser Juristenfakultät ist als eine Hochburg des Nationalismus bekannt. Diese Gesinnung blüht hier in allen ihren Erscheinungsformen, als Klerikalismus, als Monarchismus, als Antisemitismus, und zwar im Lehrkörper ebenso wie unter den Hörern. Wie vollständig der nationalistische Geist die Fakultät beherrscht, das hat ein Vorkommnis der letzten Tage packend geoffenbart, das der „Voss. Ztg.“ aus Paris berichtet wird. Zur Erlangung

der Doktorwürde ist, wie in allen anderen, so auch an der Rechtsfakultät eine Dissertation vorgeschrieben. Diese wird jedoch nur noch als bloße Förmlichkeit betrachtet, man stellt so gut wie keine Anforderungen an sie und es ist seit Menschenaltern nicht vorgekommen, daß die Fakultät eine Doktordissertation als ungenügend oder aus irgend einem anderen Grunde zurückgewiesen hätte. Vergangene Woche aber ist dies, vielleicht zum ersten Male seit einem Jahrhundert, unter eigentümlichen Umständen geschehen. Der Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Herr Léon Allemand hatte eine Dissertation „Ueber die Lage der Juden in Rußland“ eingereicht. Am 26. März wurde ihm vom Dekan der Rechtsfakultät der Bescheid, sie könne zur Disputation nicht zugelassen werden. Als Grund gab er an, daß die Dissertation erstens Meinungen ausdrückte, die den vom Vorsitzenden der Prüfungskommission in seinen Vorträgen verteidigten widersprechen, zweitens in einem Ton gehalten sei, der nicht derjenige eines wissenschaftlichen Werkes sei. Rechtsanwalt Allemand hat sich gegen diesen Dekanatsbeschluß beschwerdeführend an den Unterrichtsminister gewendet. In seiner Eingabe führt er aus:

„Meine Dissertation, nach dem Urteil des vorsitzenden Professors „ein gewissenhaftes Werk voll interessanter und ergreifender Tatsachen“, ist lediglich wegen der darin ausgedrückten Meinungen zurückgewiesen worden. Sie haben also nicht über das Schicksal meiner Dissertation, sondern über das der Freiheit des höheren Unterrichts in Frankreich zu entscheiden .... Ich habe Tatsachen aufgeführt. Wenn sie erschreckend sind, so hat man dafür nicht mich, sondern die russischen Behörden verantwortlich zu machen. Diese Tatsachen haben eine Beredsamkeit, die den Gedanken nicht in gleichem Maße eignet. Sie sind schwere Anklagen. Alle Welt weiß, daß die russischen Behörden Judenmorde begangen haben. Wie das antike Gemeinwesen, um den Zorn der Götter abzulenken, Menschenopfer brauchte, so brauchen die letzten Zaren, um sich gegen den Zorn der Menschen zu schützen, Opferungen der Kinder Israels ... Ich würde allenfalls die Bedenken der Pariser Juristenfakultät begreifen, wenn sie nicht Werke voll des heftigsten Antisemitismus zugelassen hätte. In Doktordissertationen hat man sagen können, daß das jüdische Element zwischen den Eingeborenen ein fremdes Element ist und daß nur die Eingeborenen als wirklich national angesehen werden können. Die jüdische Rasse soll nach den Verfassern dieser Werke eine Rasse sein, die man aus der Gesittung, aus der Menschheit ausstoßen müßte. Der Fehler, den ich in meiner Dissertation beging und den begangen zu haben ich mir zur Ehre anrechne, ist, beweisen zu haben, daß derartige Anschauungen irrig sind. Dazu hatte ich das Recht. Ich habe gesagt, daß die Lage, welche die russischen Juden, besonders das jüdische Proletariat, das unglücklichste aller Proletariate, erleidet, unrecht ist; ich habe das tapfere Eingreifen der amerikanischen Diplomatie in die russischen Angelegenheiten nach den Scheußlichkeiten von Kischinew gerechtfertigt: ich habe auch gesagt, daß Frankreich nicht durch unbedachtsame Anleihen eine Gewalt befestigen sollte, deren Zeit vorbei ist. Diese Gedanken haben beunruhigend geschienen ..... Möchten die Gepflogenheiten des ancien régime, das in Frankreich tot und in Rußland im Sterben ist, nicht in der Pariser Rechtsfakultät fortleben“.

Es bleibt abzuwarten, ob der Unterrichtsminister sich veranlaßt sehen wird, den Fakultätsbeschluß aufzuheben, wie es sein Recht ist. Inzwischen zeigt der Fall des Herrn Léon Allemand, daß der Zarismus und seine Regierungsmethoden, die Judenmetzeleien inbegriffen, wenn sie in Rußland selbst dem Zorn des wachgerüttelten Volkes erlegen sind, immer noch eine Verteidigerin haben werden: die Rechtsfakultät von Paris.

Witte und die Juden. Der russische Ministerpräsident bleibt bei seinem Sprüchlein. Einem Vertreter der „Vossischen Zeitung“ gegenüber erklärte er, er stehe den Juden sehr sympathisch gegenüber und wünsche sie völlig frei zu sehen, aber die Juden seien selbst daran schuld, wenn sie jetzt nicht befreit würden. Denn sie ständen überall an erster Stelle in der Revolution, und, wenn das in der Theorie ganz natürlich sei, würden doch die Massen sagen, die Juden seien frei geworden, weil sie Minister und Gouverneure ermordet haben; wenn die Russen also etwas erreichen wollen, müssen sie auch Revolution machen und Minister und Gouverneure morden.

Diese Rücksicht auf die Massen ist bei einem russischen Minister neu. Unmöglich aber kann Witte selbst das glauben, was er sagt, und er sollte klug genug sein, die Welt nicht so zu unterschätzen, daß er annimmt, sie glaube seiner widerspruchsvollen Argumentation.

Sind die Juden die bösen Revolutionäre und Mörder von Ministern und Gouverneuren, wie kommt dann Herr Witte dazu, ihnen „sehr sympathisch gegenüberzustehen und zu wünschen, daß sie völlig frei seien“. Wenn die Juden die Hauptrevolutionäre sind, warum wird dem russischen Volk die Duma bewilligt? Aus purer Liebe zu einem parlamentarischen Regiment doch gewiß nicht. Sondern die Duma und was drum und dran hängt — allzuviel ist es ja nicht — ist den Russen gegeben worden, weil sie auch revolutioniert haben. Was die Russen an Konzessionen erhalten, hätten sie nach Wittes Argumentation den Juden zu verdanken, die, wenn sie nicht auch befreit werden, nicht für sich, sondern für ihre Landsleute Revolution gemacht hätten. Alsdann belastet sich das russische Volk mit schwerer Undankbarkeit den Juden gegenüber.

Wenn aber Herr Witte die Juden für so mächtig hält, Minister und Gouverneure zu morden, Revolution zu machen und das russische Volk zu befreien, meint er, sie werden sich nunmehr mit dem Bewußtsein zufrieden geben, ihre Landsleute befreit zu haben und in Zukunft die Hände in den Schoß legen? Vögel bauen wohl für andere Nester, Bienen sammeln für andere Honig, Schafe tragen für andere Wolle, aber die praktischen angeblich selbstsüchtigen Juden, die jüdischen Revolutionäre gar, die mit Erfolg das russische Selbstherrschertum gestürzt, von ihnen ist doch kluger Weise nicht anzunehmen, daß sie das schimpfliche und in Zukunft doppelt unerträgliche Joch ruhig weiter tragen werden.

Aber Herr Witte glaubt selbst nicht was er sagt, und niemand glaubt ihm. Die Juden haben nicht allein oder hauptsächlich die russische Revolution gemacht, haben nicht dem russischen Volk die Duma verschafft, und man befreit sie nur deshalb nicht, weil man sein Mütchen kühlt, weil man so, wozu man das Bedürfnis hat, eine gewisse Macht zeigt, weil man einen Sündenbock haben und Leute zum bequemen Schröpfen behalten will.

Aber heutzutage erreichen selbst ein Zar, zumal ein besiegter und durch die Revolution eingeschüchterter und gebeugter Zar, und ein russischer Ministerpräsident, zumal einer, der nur den Mantel nach dem Winde hängt, nicht immer was sie wollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 18. Berlin, 2. Mai 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Knoll, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Ein Parteitag der Deutschen Reformpartei für Ostdeutschland

hat am vergangenen Sonntag unter dem Patronat der Herren Abgeordneten Zimmermann, Bruhn, Werner in Berlin stattgefunden. D. h. eigentlich war es eine „Hauptversammlung des Deutschen-Mittelstandsbundes“, die durch einen „glücklichen Gedanken“ zu „einem ostdeutschen Parteitage“ ausgestaltet worden war. Daneben spielte aber auch der „Deutsche Antisemiten-Bund als „Stammgruppe“ eine Rolle, die mit dem Mittelstandsbunde die gleiche Geschäfts- und Kassenführung hat. Außerdem wurden aber noch Vorstandswahlen für den „Deutschen Handwerker-Bund“ vollzogen, der wiederum dem Mittelstandsbunde „angeschlossen“ ist. Aus diesen Bestandteilen — möglicherweise sind es noch gar nicht einmal alle — setzte sich das Partei-Fricassé zusammen, das der Mitwelt als „Deutscher Reformparteitag“ serviert wurde. Es ist, wie man sieht, keine Kleinigkeit, sich in dem inneren Gewirr dieser einen antisemitischen Partei zurechtzufinden. Daran kann man ermessen, um wieviel größer die Schwierigkeit ist, sich unter den verschiedenen antisemitischen Parteien und Gruppen und Bunden zurechtzufinden, zumal alle Augenblicke irgend ein mißvergnügter oder entthronter „Führer“ ein neues Geschäft aufmacht.

Die Sache hat aber auch einen ernsten Hintergrund insofern, als hier zu Tage tritt, wie die Antisemiten es verstehen, die einzelnen Erwerbsgruppen und Schichten unter sich zu organisieren, um sie dann unter dem Dache einer Partei zu vereinigen.

Sehr schlecht war der Vorsitzende Abg. Zimmermann auf die „wirtschaftlichen Verbände“ zu sprechen, d. h. natürlich nur auf die, welche es verschmäht hatten, mit unter das Dach zu kriechen, das er als Zimmermann der allein antisemitisch selig machenden Reformpartei errichtet hat. Diese hätten „die Massen mit Schlagworten an sich gerissen auf Kosten der Partei“. Also nur schäbiger Neid auf den Konkurrenten, der das „Anreißen“ noch besser versteht! Sehr böse Worte bekam auch die sogenannte „Bruderpartei“ der Deutschsozialen des Abg. Liebermann von Sonnenberg zu hören, die in Hessen um Marburg und andere Kreise einen unlauteren Wettbewerb eröffnet haben. — Nette „Brüder“, die, um die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, nun schon zu „jüdischen“ Geschäftspraktiken ihre Zuflucht nehmen!

Ein Lichtstrahl erhellte aber die Tagung: Es gibt jetzt Reichstagsdiäten! 3000 Mk. im Jahre ist für Leute vom Schlage der Zimmermann, Bruhn, Böckler, Werner, die „ihre Sache auf Nichts gestellt“ haben, kein Pappenstiel.

Sehr trübe sehen aber sonst die Reformer drein. Der neue Justizminister Dr. Beseler gefällt ihnen nicht, weil er ein paar jüdische Richter befördert hat. „Auch an höchster Stelle wird eine Politik getrieben, die wir nicht mitmachen können“ — rief Zimmermann. Deshalb liegt das Heil — Heil — Heil, die Zukunft der Reformpartei nur darin, kräftig Opposition zu machen und eine starke nationale Volkspartei zu werden. — Vielleicht erleben wir's, daß — zum wievielsten Male? — die Reformpartei wiederum umgetauft wird, und daß sie sich, wie sie ihr Programm mit liberalen Federn geschmückt hat, nun auch, um noch besser im Trüben fischen zu können, einen liberal klingenden Namen beilegt.

Was sonst auf diesem Parteitage geredet wurde, bewegte sich in den in Hunderten von Volksversammlungen tausend Mal gedroschenen Phrasen: Geschimpfe auf das Ueberhandnehmen des jüdischen Geistes, auf das Großkapital, widerliche Betonung der nationalen Gefühle — der Kaisertreue, verquickt mit mehr aber minder versteckten Bosheiten und Pikanterien gegen die „höchste Stelle“. Dazu natürlich die in teutsch-antisemitischen Versammlungen übliche hell-lodernde Begeisterung.

Eines aber verdient hervorgehoben zu werden. Auch dieser Parteitag, wie alle antisemitischen, legte besonderes Gewicht auf den Ausbau der Organisation und auf Entfaltung einer rührigen Agitation. Es wurde beschlossen, zur Stärkung des Wahlfonds von den Mitgliedern einen freiwilligen Extrabeitrag zu erheben. Die Agitation soll bedeutend ausgedehnt werden, besonders im Osten. Wie der Abg. Bruhn ausführte, hoffen die Reformer bestimmt darauf, die Kreise Arnswalde-Friedeberg (Bruhn) und Schlochau-Flatow (Böckler) beim nächsten Wahlkampf der Partei zu erhalten, die Kreise Deutsch-Krone (Reichspartei), Czarnikau-Filehne (kons.), Neustettin (kons.) „und andere“ aber hinzuzugewinnen. Bei der Gewissenlosigkeit der Antisemiten und bei den Erfahrungen, die man im Laufe der Jahre in Schlochau, Arnswalde und vielen anderen Kreisen mit der antisemitischen Agitation gemacht hat, kann man sich angesichts dieser Ankündigung auf die unglaublichsten Leistungen gefaßt machen, besonders im Osten, wo die Antisemiten nicht viel zu verlieren haben, aber viel zu erobern hoffen.

Wenn man bedenkt, daß im Osten noch zwei weitere Antisemiten — allerdings anderer Spielart — im Besitz von Wahlkreisen sind: Pastor a. D. Kröfell in Pyritz-Saatzig, Frölich in Ost- und West-Sternberg, so heißt es für die als Gegner der Antisemiten in Betracht kommenden liberalen Parteien, auf der Hut zu sein und bei Zeiten den, wenn auch wenig reinlichen und erquicklichen Kampf mit diesen Demagogen aufzunehmen — ehe es zu spät ist

Die Antisemiten sind Meister in der volksaufwiegelnden Agitation, sie sind rührig, sie halten Versammlungen über Versammlungen ab, sie scheuen vor keinem Mittel der Demagogie zur Entfesselung der niedrigsten Instinkte der Massen zurück — verdanken doch Kröfell, Böckler, Bruhn ausschließlich der politischen Ausbeutung des unseligen Konitzer Mordes ihre Mandate! — sie haben Geldgeber hinter sich, die in ihrem eigenen geschäftlichen Interesse — man denke an Rudolph Hertzog u. a. — den Antisemiten die Riesenagitation ermöglicht haben.

Dieser antisemitischen Wühlerei und Volksaufwiegelung, die sich mit so großen Hoffnungen trägt, aufklärend entgegenzuwirken, und zwar so bald wie möglich, sollte die dringendste Aufgabe der liberalen Parteien in den in Frage kommenden Wahlkreisen sein. Wird diese Aufgabe so rasch wie möglich in Angriff genommen, dann hat der Kuddelmuddel-Parteitag der Mittelstands-, Antisemiten-, Handwerker-Bund-Reform-Partei wenigstens eine gute Wirkung gehabt.

Aus dem Reichstagswahlkreise Eisenach

wird uns geschrieben:

Auch hier geht es mit dem Antisemitismus wie in anderen Wahlkreisen. In der Stadt hat er schnell abgegrast, nur bei den ländlichen Wählern, die leider auch hier mehr als gut tut, von den Großagrariern beeinflußt werden, krebst er herum. So sprach der Antisemit Schack in den ländlichen Wahlorten unseres Kreises in der Osterwoche und später. Die von den Deutschsozialen selbst verfaßten und an viele kleine Zeitungen eingesandten Reklamenotizen melden von diesen Versammlungen, daß Herr Schack von seiner reichen Tätigkeit im Plenum und in den Kommissionen des Reichstages berichtet habe. Die Stenogramme der Plenarsitzungen wissen hiervon sehr wenig, auch in den Berichten der Kommissionen sucht man vergeblich den Namen Schack. Da wir im Wahlkreis viel Kalibergbau haben, wird den Antisemiten jetzt allenthalben, und zwar berechtigterweise vorgehalten, daß von ihrer Seite zuerst ein Ausfuhrzoll auf Kali angeregt wurde. In Eisenach mußten sich die Freunde des Herrn Schack mit seinem Freund Lattmann begnügen, der den Hamburger Handlungsgehilfenführer über den grünen Klee lobte und auch besonders wieder die Handlungsgehilfen zur Werbearbeit aufforderte. Als Antwort konnte man wenige Tage darauf in einem aus Handlungsgehilfenkreisen stammenden Artikel in der „Eisenach. Tagespost" folgendes lesen:

„Die Handlungsgehilfen, die für die Antisemiten und Agrarier und deren Politik eintreten, helfen den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Können denn solche antisemitisch-agrarfreundliche Handlungsgehilfen bei ihren Prinzipalen irgendwelche soziale Forderungen stellen, wenn sie im Rahmen eines Verbandes von kaufmännischen Angestellten derartige handelsfeindliche politische Parteien unterstützen."

Interessant ist es übrigens, wie die sogenannten Resultate der antisemitischen „Werbearbeit erzielt werden. Man erzählt den Geschäftsleuten soviel von dem geschäftlichen (!) Nutzen, den die Mitgliedschaft mit sich bringe, bis man den oder jenen herumgekriegt hat. Wer absolut sich als Mitglied einer antisemitischen Partei nicht anwerben lassen will, wird als „Förderer" eingeschrieben; das kostet eine Mark weniger und bringt doch etwas ein. Dieses unausgesetzte Feilschen um Beiträge für die ach so schwache Parteikasse, heißt — Werbearbeit und wird, wie dies bei den Antisemiten nachgerade üblich ist, durch Zirkulare und Drucksachen von Hamburg und Eisenach aus en gros betrieben. Mit solchen Prinzipien zieht man hier gegen Warenhäuser und Konsumvereine zu Felde.

Oberlandesgerichtsrat Frhr. v. Richthofen hat nun auch glücklich den Lohn für seine treuen Dienste bei der Reichstagsersatzwahl in Eisenach geerntet. Dieser Sohn des verstorbenen Staatssekretärs hat seinerzeit bei dem erneuten Bündnis der Antisemiten und Agrarier in Eisenach Pate gestanden und ist unermüdlich mit drei von dem Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gestellten Rednern für die Antisemiten auf die Dörfer gezogen. Damals (ungefähr vor 5 Monaten) war Herr v. Richthofen noch Landrichter in Eisenach; kurze Zeit später war er Oberlandesgerichtsrat in Jena geworden, und nun bewirbt er sich um das Mandat von Waldeck-Pyrmont. — Bei den Verwaltungsbeamten im Großherzogtum haben die Antisemiten übrigens viele Freunde, leider auch unter den Richtern. Unter den Chikanen antisemitischer Regierungsbeamten haben aber am meisten die Freisinnigen zu leiden. Der antisemitische Bezirksdirektor von Eisenach Trautvetter hat nicht nur das freisinnige Organ von Eisenach verklagt, weil es anderer Meinung über den Stichwahltag in Eisenach war, als er; es sind auch, z. T. auf seine Veranlassung, noch im ganzen ca. 20 Personen vernommen worden, die angeblich die Antisemiten bedroht haben sollen. Da die Vorgänge bei der Reichstagsstichwahl in Eisenach im weimarischen Landtage und im Reichstage bereits mehrfach zur Sprache gekommen sind, wird der Ausgang der Untersuchungen allgemein interessieren. Der antisemitische Bezirksdirektor hat öffentlich sowohl von nationalliberaler als auch von freisinniger Seite zu hören bekommen, daß er in politicis befangen sei, er hat dies entschieden verneint. Da das letzte Wort über die Wühlarbeit der Antisemiten an Gerichtsstelle gesprochen wird, wollen auch wir mit unserem Urteil bis dahin warten.

Herr Bartels auf dem Kriegspfade.

Volle dreiviertel Jahre hat sich Herr Professor Adolf Bartels besonnen, bis er auf unsere Widerlegung seiner Legende von der „Verjudung" der deutschen Presse (vergl. „Mitteilungen", Jahrg. 1905, Nr. 23) etwas zu erwidern fand. Wir haben damals zum Beweise, wie Herr Bartels mit seinen Verallgemeinerungen fälscht, einige Dutzend größerer deutscher Tageszeitungen namentlich angeführt, von denen auch nicht eine sich „in jüdischen Händen" befinde, d. h. einen jüdischen Verleger oder Chefredakteur besitze. Nun höre man, wie Herr Bartels seinen „Gegenbeweis" unternimmt. Er druckt im „Hammer" (5. Jahrg. Nr. 93 vom 1. Mai d. J.) jenen Passus unserer Polemik ab und knüpft daran die Bemerkung:

„So weit die „Mitteilungen." Ja, die Antisemiten sind schlechte Kerle, das unterliegt keinem Zweifel; sie verleumden das arme gedrückte Judentum. Oder — schauen wir uns die Angaben der „Mitteilungen" doch erst noch etwas näher an; nehmen wir sie lieber nicht so ohne weiteres auf Treu und Glauben hin. Da steht unter den Zeitungen, die weder einen jüdischen Verleger noch Chef-Redakteur haben sollen, beispielsweise das „Hamburger Fremdenblatt." Aber das ist ja ein altbekanntes Hamburger Judenblatt, bricht hier ein Kenner der Hamburger Verhältnisse (ich selber kenne sie übrigens auch) los, und die noch ihm genannte „Neue Hamb. Ztg." war zu jener Zeit (inzwischen ist sie in den Verlag des „Hamburgischen Korrespondenten" übergegangen) auch eines. Sind nicht vielleicht die übrigen Angaben der „Mitteilungen" von gleicher Zuverlässigkeit? Selbstverständlich, wenn eine Zeitung in den Händen einer größtenteils jüdischen Aktien-Gesellschaft ist, dann hat sie keinen jüdischen Verleger, und wenn der übliche Renommier-Christ als Chef-Redakteur fungiert, dann hat sie auch keine jüdische Redaktion — für die Naiven;

gescheitere Leute wissen, daß es Judenblätter gibt, die auch nicht einen einzigen jüdischen Redakteur haben: Wir nennen nämlich Judenblätter alle die, die philosemitisch sind oder unter der sehr verbreiteten Krankheit der Judenfurcht leiden und in jüdischem, d. h. radikalem und sensationellem Geiste geleitet werden. Es mag ja sein, daß die meisten General-Anzeiger und verwandte Blätter nicht in den Händen von Juden sind (mir schwant aber auch etwas von einer Gründer-Gesellschaft, in der doch wohl Juden zu finden waren), Judenblätter aber sind sie doch in der Regel, weil sie den von den Juden in unsere Literatur und Publizistik hineingebrachten Geist vertreten. — Beweise, Beweise! pflegen die „Mitteilungen" in solchen Fällen zu rufen und von „Fälscherkünsten" zu reden. Aber sie vergessen, daß es sich hier um Lebens-Eindrücke handelt, die man in zwanzigjähriger literarischer Tätigkeit empfangen hat, und die richtig sind, ob auch die einzelnen Tatsachen, auf denen sie beruhen, nicht mehr alle beigebracht werden können. Jeder denkende Mensch empfängt hier die nämlichen Eindrücke. Uebrigens würde schon eine genaue Statistik über die bei deutschen Zeitungen beschäftigten jüdischen Redakteure das nötige Material für die Verjudung unserer Presse bringen: Haben freisinnige oder nationalliberale Blätter wie die „Vossische Zeitung", die „Kölnische Ztg.", die „Münchener Neuesten Nachrichten" etwa gar keine jüdischen Redakteure? Der Handels-Redakteur ist ja sogar bei konservativen und Zentrums-Zeitungen manchmal ein Jude. Und ganz ohne Einfluß ist auch dieser Herr keineswegs."

Sieht man sich diesen netten Knäuel von Redensarten in der Nähe an, so erstaunt man, auch wenn man vieles von dieser Seite gewöhnt ist, über die unglaubliche Keckheit, mit der jenes „widerlegt" wird. Also alles, was Herr Bartels auf unsere Aufforderung, seine hämischen Behauptungen durch Angabe von Tatsachen und Namen zu substantiieren, beibringen kann, ist dies, daß das „Hamburger Fremdenblatt" ein „allbekanntes Judenblatt" sei und daß die „Neue Hamburger Zeitung" bis vor kurzem auch eines gewesen sei. Zur Beleuchtung der „Kennerschaft" Hamburger Verhältnisse, deren Herr Bartels sich oben rühmt, diene zunächst die Tatsache, daß es der „Neuen Hamb. Ztg." nie eingefallen ist, in den Verlag des „Hamburger Korresp." überzugehen, daß das Blatt vielmehr von Anbeginn bis heute im selben Verlag erscheint, daß der Besitzer und gleichzeitige Leiter des Blattes Herr Dr. jur. Justus Hendel ist, ein Sohn des verstorbenen hochangesehenen Halleschen Verlagsbuchhändlers Otto Hendel, des Begründers der weltbekannten „Bibliothek der Gesamtliteratur" und Verlegers der „Saale-Ztg."; daß dieser Herr ebenso wie unserer Kenntnis nach die ganze Redaktion der „Neuen Hamb. Ztg." (wenn Herr Bartels es besser weiß, mag er es sagen) christlicher Abstammung ist. Sieht man zu, was Herr Bartels oben über die „Neue Hamb. Ztg." objektiv unwahres mit absoluter Bestimmtheit öffentlich sagt, so hat man ungefähr einen Maßstab für die Genauigkeit seiner Informationen und die Glaubwürdigkeit „lebenslanger Eindrücke". Das „Hamburger Fremdenblatt" erscheint im Verlage der Firma G. Diedrich & Co. G. m. b. H. — wir wissen nicht, ob einer der Gesellschafter zufällig Jude ist — Herr Bartels weiß es auch nicht. Aber ein Judenblatt ist es darum doch, obgleich weder der Chefredakteur Dr. Menck, noch der stellvertretende Chefredakteur Herr Oskar Riecke, noch sogar der Handelsredakteur Dr. Paul Raché Juden sind.

Das also — diese läppische Wiederholung einer unbewiesenen allgemeinen Rederei, bei der das einzige konkrete Faktum obendrein, wie wir zeigten, eine Lüge ist — das also ist das Material, mit dem Herr Bartels uns abführen möchte und seinen gläubigen Lesern gegenüber sich als „Kenner" aufzuspielen wagt! Und da er, in die Enge getrieben, uns nichts faktisches entgegenzuhalten hat, rückt er mit einer neuen Definition der „Judenpresse" heraus. Danach sind also Judenblätter alle die, die „philosemitisch" sind oder in „jüdischem Geiste" geleitet werden. Also kurz herausgesagt: alle nicht konservativen oder nicht antisemitischen Blätter. Denn alle nationalliberalen, freisinnigen, volksparteilichen, nationalsozialen, sozialdemokratischen Blätter sind nach Herrn Bartels philosemitisch und die parteilosen erst recht — also immerhin, nehmt alles nur in allem, etwa fünf Sechstel der deutschen Tagespresse.

Nach dieser Kennzeichnung können wir wohl Herrn Bartels seinen Verjudungsphantasien wieder für eine Weile überlassen. Wir gönnen ihm die Leser, die derartiges ernst nehmen. Habeant sibi!

Die Frauenbewegung und die Antisemiten.

Eine bekannte angesehene Führerin in der Frauenbewegung schreibt uns:

Charakteristisches für die Art und Weise, wie man von kirchlich-orthodoxer Seite gegen alles vorgeht, was diesen Leuten unbequem oder unangenehm ist, erleben wir fast täglich in der Frauenbewegung. Eine christliche Frauenbewegung gibt es erst seit ganz kurzer Zeit, sie wurde durch den Hofprediger a. D. Stöcker und den Licentiaten Weber-Gladbach ins Leben gerufen, nachdem dieselben alles getan hatten, um die Frauenbewegung zu verunglimpfen. Nun die Bewegung beständig an Stärke zunahm, versuchten sie die Gründung einer Frauenbewegung auf christlichsozialer Grundlage, erklärten die Führerinnen der unabhängigen Frauenbewegung für Atheistinnen oder Jüdinnen. Besonders wurde letzteres in geradezu schamloser Weise angeführt, alles was von unserer Seite geschah, um dem entgegenzutreten, war vergebens. Damit die ganze Bewegung diskreditiert werden sollte, erfand man die unglaublichsten Dinge von diesen „Jüdinnen", von denen nichts anderes zu erwarten sei als Sittenlosigkeit, Frechheit, wüstes Geschrei usw.

Die sogenannte „radikale Richtung" wurde besonders von der konservativ-agrarischen und orthodox-kirchlichen Seite mit der schönsten Blütenlese von Ausdrücken beworfen, nur weil man die Richtung als Schreckbild der „Verjudung" hinzustellen versuchte. Da waren sämtliche Rednerinnen des Verbandes Fortschrittlicher Frauenvereine waschechte Jüdinnen. Und doch ist Anita Augspurg echt christlicher Abstammung. Minna Cauer, früher immer Krakauer bezeichnet, die aus Bescheidenheit ihren Namen verschweige, ist die Tochter eines Pfarrers. Lydia Heymann, Marie Lischnewska (angeblich polnische Jüdin, ist die Tochter einer pensionierten Majors), Käte Schirmacher usw. — alle werden zu Jüdinnen gestempelt, dabei ist keine einzige von ihnen Jüdin. Wenn sie es wären, so würden sie es mit Stolz bekennen, denn das, was ihnen als schlimme Fehler des Judentums nachgesagt wurde, waren doch nur Eigenschaften, die von Mut, Kraft und Intelligenz zeugten. Die trefflichen Eigenschaften traute man aber den christlichen Frauen nicht zu.

Die ganze Mache war aber durchsichtig, man wollte die freie unabhängige Frauenbewegung dadurch in den Augen der Welt herabsetzen, daß man sie als von Jüdinnen geführt darstellte. Unter den maßgebenden Führerinnen gibt es kaum eine Jüdin, trotzdem sie durchaus tüchtige und zielbewußte Anhängerinnen der Frauenbewegung sind, sie halten sich absichtlich zurück Die unabhängige Frauenbewegung kennt keinen Unterschied in der Religion, sie kennt nur die Befreiung der Frau auf wirtschaftlicher und gesetzlicher Grundlage und vermeidet jeden Kampf der Rassen, sie vertritt daher das höchste Menschentum. Daß engherzige Christen dieses hohe Menschentum nicht vertreten, beweist uns der widerwärtige das deutsche Volk schändende Antisemitismus.

Minna Cauer.

„Macher" in Antisemitismus.

Die „Gazette le Lorraine", eine in Metz erscheinende Zeitung, enthält in ihrer Nummer vom 22. April folgenden die Ueberschrift „Les Traficants de l'antisémitisme"

führenden Artikel, den wir möglichst wortgetreu übersetzen. Die Leser werden gleich sehen, warum uns der geläufige Ausdruck „Geschäftsantisemiten" nicht genügend erschien.

„Donnerstag ist bei Juven in Paris eine Sensationsschrift von Jules Guérin, dem Kommandanten des „Fort Chabrol", unter dem verheißenden Titel: „Die Macher in Antisemitismus — das Haus Drumont und Kompagnie" erschienen. Das Werk gehört zu derjenigen Literatur, zu deren lärmmachenden Productionen auch die Schrift „Die Kulissen des Boulangismus" von Mermeix gehört.

Der Verfasser gibt als seinen Zweck an, noch ein Mal den Augiasstall zu reinigen. Herr Drumont, der rabiate antisemitische Pamphletist der „Libre Parole" ist es, d n er vorzugsweise aufs Korn nimmt. Guérin folgt ihm durch alle Ereignisse während der beiden letzten Jahrzehnte der dritten Republik, und er greift ihn und die Vorgänge in seinem privaten und politischen Leben mit großer Lebhaftigkeit an.

Drumont wird beschuldigt, die „Libre Parole" mit einem Juden, einem gewissen Wiallard, gegründet zu haben, um die antisemitische Strömung zu seinem Vorteil auszunutzen; Proben — semitischer Geldgier gegeben zu haben; für sich bedeutende Summen behalten zu haben, die für die antisemitische Propaganda bestimmt waren. Zweimal, versichert Guérin, hat Drumont versucht sein Journal der royalistischen Partei zu verkaufen, das erstemal im Jahre 1902; aber das Geschäft scheiterte, weil Drumont außer der Beibehaltung seiner Stellung als Chefredakteur mit bedeutend erhöhtem Gehalte — eine Million für sich persönlich verlangt hatte; das zweite mal im Januar 1906, zu welcher Zeit er Herrn Edmond Daudet nach London geschickt haben soll, um dem Herzog von Orleans — der aber abgelehnt hat — das Journal für eine Million zum Kauf anzubieten.

Guérin beschuldigt Drumont ferner, eine betrügerische Lotterie veranstaltet zu haben, den Rechenschaftsbericht der „Libre Parole" gefälscht zu haben, um Unterschlagungen zu verschleiern; endlich Erpressungen verübt zu haben bei gewissen großen Pariser Magazinen.

Die Freunde Drumonts werden gleichfalls hergenommen. Gaston Méry, Syveton, Papillaud und noch andere weniger bekannte werden in aller Form beschuldigt, an diesen Machereien teilgenommen zu haben. Gaston Méry soll die „Libre Parole" zur Verfügung Lépines, des Polizeipräfekten, gestellt haben, um eine ganze Reihe von Dokumenten zu veröffentlichen über die Rolle, die Edgar Combes, der Sohn des Ministerpräsidenten, in den Cercles-Angelegenheiten gespielt hat.

Das ganze Buch ist nichts als eine außerordentlich heftige Anklageschrift; Guérin hat nichts unterlassen, um seine politischen Freunde von gestern, die heute seine persönlichen Feinde sind, niederzuschlagen.

Die Seiten, welche der „Belagerung" des Fort Chabrol gewidmet sind, sprechen von fortwährenden Feigheiten und von einem Mangel an Mut bei den hervorragenden Antisemiten, die erst geschworen hatten, die Republik zu stürzen, aber sofort das Weite suchten, als die erste Gefahr sich zeigte. Indessen, und jedenfalls unfreiwillig, zeigt der Verfasser den Wert aller reaktionären Bewegungen der letzten Jahre. „Das Fort Chabrol, sagt Guérin, war der einzige energische Akt, der seit sehr vielen Jahren in Frankreich ausgeführt worden ist, um gegen den Mißbrauch der Macht zu protestieren".

Man hat nie daran gezweifelt, daß der Boulangismus, der Nationalismus und der Antisemitismus nur leere reaktionäre Schaustücke und ihre marktschreieristischen Unternehmungen im Grunde nur theatralische Mache waren. Hier haben wir das Geständnis nach Entfernung alles Feuerwerks".

* * *

Wir können nicht unterlassen, hierzu zu bemerken, daß wir in Deutschland über Mangel an Geschäftsantisemiten und selbst recht dunkelen Machern in Antisemitismus nicht zu klagen haben. Sie sind im Großen und Ganzen überall einander gleich; sie haben dieselben Motive, dieselben Ziele, dieselbe Sorte Publikum und bedienen sich demgemäß auch derselben Mittel und derselben Mache. Es fällt uns ein, daß ein naiver deutscher Antisemit in dem Berliner antisemitischen Moniteur einmal über ein Interview Drumonts berichtet hat und so tat, als wäre dieser eine Art Heiliger oder Prophet. Auch das gehört zur Mache.

Amerikanischer Brief.

Die furchtbare Katastrophe, die San Francisco und eine ganze Reihe kalifornischer Städte betroffen hat, dürfte von nicht geringem Einfluß auf das Schicksal der verschiedenen Bills betreffend die Beschränkung der Einwanderung und auch auf die seit längerer Zeit in den Vereinigten Staaten überaus lebhaft erörterten Einwanderungsfrage überhaupt sein. Ohnehin hatten zahlreiche Arbeitgeber in den Weststaaten sowie in den Südstaaten erklärt, daß sie noch recht viele Arbeitskräfte verwerten könnten. Jetzt, da es sich um den Wiederaufbau einer ganzen durch Erdbeben und Feuersgewalt zerstörten großen Stadt und mehrerer mittlerer und kleiner Städte handelt, werden Arbeitskräfte sogar rar und darum gesucht sein, und das wird namentlich auch den eingewanderten russischen Juden zu statten kommen, von denen, wie bereits in einem vor einigen Monaten in den „Mitteilungen" gedruckten amerikanischen Brief berichtet worden ist, so viele sich dem Bauhandwerk gewidmet haben, daß sie selbst in dem riesigen New York eine Aufsehen erregende Erscheinung bilden.

So lebhaft auch die Einwanderungsfrage erörtert wird, das ist sofort erkennbar, daß die Intelligenz für möglichst ungehinderte Einwanderung aller arbeitsfähigen, arbeitswilligen und gesunden Elemente ist. Und die Intelligenz ist das nicht etwa blos aus sentimentalen Gründen, nicht blos aus Mitgefühl für aus religiösen oder politischen Gründen Fliehende, sondern weil sie der wohlbegründeten Ueberzeugung ist, daß die Einwanderer dem Lande von größtem Nutzen sind, daß was die ehrlichen Gegner der Einwanderung gegen diese an Gründen vorbringen, ganz und gar nicht stichhaltig ist. Der allerdings interessierte und darum befangene Herr Prescott Hall hat in seinem Werke „Einwanderung" so ziemlich alles zusammengetragen, was einigermaßen gegen die Einwanderung vorgebracht werden kann.

Der Haupteinwand ist bekanntlich, daß durch die Einwanderer die Löhne und die Lebensführung der amerikanischen Arbeiter herabgesetzt werden. Cyrus Sulzberger weist nun statistisch nach, daß die Löhne vor der Einwanderungsperiode ganz bedeutend niedriger waren als während derselben. Im Jahre 1880 betrug der durchschnittliche Lohn aller Industriearbeiter 344 Dollars per Kopf, im Jahre 1900 dagegen 437 Dollars. Die Zahlen sind aus dem Senatsbericht über die Löhne entnommen. Nun könnte man glauben, daß vielleicht besonders in der Konfektionsindustrie, die bekanntlich eine Spezialität der eingewanderten Juden ist, die Löhne ganz besonders zurückgegangen seien. Aber in dieser wurde ein Durchschnittslohn von 581 Dollars per Kopf bezahlt, also erheblich mehr als der Durchschnittslohn der Industriearbeiter überhaupt.

Es wurde ferner die Einwanderung verantwortlich gemacht für das Auftreten der Granulose in Amerika, für die Ab-

nahme der Geburten in den amerikanischen Familien, für den Stimmenkauf usw. Aber in einem bereits 1828 in Wien von Dr. Eble veröffentlichten medizinischen Werke heißt es: In dem Mississippigebiet nahm im Jahre 1825 die Granulose ungeheure Dimensionen an und die Zahl der Fälle von ansteckenden Augenkrankheiten war erschreckend. In einer Schrift von Dr. Boldt, veröffentlicht in Berlin im Jahre 1903, heißt es auf Seite 79: Im Staate Illinois kamen im Jahre 1881 auf Granulose 65 unter tausend Krankheitsfällen. Dr. Pusey in Philadelphia stellt fest, daß im westlichen Kentucky die weiße Bevölkerung, namentlich die amerikanischer und irischer Abstammung, sehr häufig an Granulose leidet. In amerikanischen Städten fast ohne jeden Fremden ist der Stimmenkauf so eingebürgert, daß man mit der Einnahme geradezu rechnet. Und was die Abnahme der Geburten betrifft, so weiß man, daß diese fast in allen europäischen Ländern auch beklagt wird.

Man sieht, das Vorurteil arbeitet überall mit Phrasen und allgemeinen Behauptungen, die sich wie Nebel verflüchtigen, wenn man ihnen mit Zahlen und Tatsachen entgegengeht.

Die nicht voreingenommenen Amerikaner rechnen einfach so: Die Kosten der Erziehung eines Kindes bis zum Alter von fünfzehn Jahren betragen in Deutschland nach Friedrich Kapp $562^1/_2$ Dollars, in den Vereinigten Staaten 1000 bis 1200 Dollars. Nimmt man den Wert eines Einwanderers über 14 Jahre mit 1000 Dollars an, dann würde der Reichtum der Vereinigten Staaten durch die Einwanderung aller Einwanderer im Alter von mehr als 14 Jahren, wenn sie alle im Lande geblieben, im Jahre 1903 sich um 754 615 000 Dollars vermehrt worden sein. Der frühere Einwanderungskommissar John Webber in New-York schätzte die Zahl der Fremdgeborenen zur Zeit der elften Volkszählung auf 10 000 000, von denen 2 000 000 durchschnittlich einen Dollar täglich verdienten. Sie vermehrten also die Einnahmen des Landes um 600 000 000 Dollars jährlich.

Wie berufenste Männer über den Wert speziell der jüdischen Einwanderer auch aus den östlichen Gebieten Europas denken, ist an dieser Stelle wiederholt berichtet worden. Die amerikanischen Juden geben sich zudem besondere Mühe, die jüdischen Einwanderer recht schnell und dabei doch gründlich zu amerikanisieren. Sie lassen sie unterrichten und machen sie mit der Sprache, den Gesetzen und den Sitten des Landes bekannt und das mit erstaunlichem Erfolge. Die Baron Hirschsche Organisation hilft da systematisch mit, jedoch ohne die Einwanderung zu begünstigen oder gar zu fördern.

Aus dem antisemitischen Lager.

Verlogenheit der „Deutschsozialen Blätter“. Der Delegiertentag des rheinisch-westfälischen Ausbreitungsverbandes Hirsch-Dunckerscher Gewerkvereine hat empfohlen, der nächste allgemeine Verbandstag der Gewerkvereine solle an Stelle des verstorbenen Dr. Max Hirsch als Leiter des Verbandes einen Arbeiter wählen und diesem einen Nationalökonomen als Hilfskraft zur Seite geben. Obgleich in diesem Beschluß der Name des Verbandsredakteurs Landtagabg. Karl Goldschmidt, der genau so wie die übrigen leitenden Personen in der Gewerkvereinsbewegung Arbeiter gewesen ist, mit keinem Wort erwähnt wurde, knüpfen die „Deutschsozialen Blätter“ des Herrn Liebermann von Sonnenberg daran eine Bemerkung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten:

„Die rheinisch-westfälische Richtung will also nicht dem präsumtiven Thronfolger Karl Goldschmidt (freisinn. Landtagsabgeord.) den Treueid schwören. Diese Absicht spricht für den guten Geschmack der Leute; nach dem Juden Hirsch der Jude Goldschmidt wäre vielleicht des Guten auch zu viel gewesen.“

Hierzu bemerkt die „Fr. D. Pr.“ erstens, daß die Gewerkvereine ebenso wie bisher so auch in Zukunft die Menschen nicht nach der Geburtszufälligkeit, sondern nach ihrer Tüchtigkeit beurteilen werden. Der beste Beweis dafür ist der, daß der Verband der deutschen Gewerkvereine dem „Juden Hirsch“, der von allen Gewerkvereinlern ohne jede Ausnahme hoch verehrt wird, am Sterbetage des unermüdlichen Vertreters der Arbeiterinteressen, am 26 Juni, ein Denkmal aus Granit setzen will. Zum andern aber stellt das Blatt fest, daß die Bemerkung der „Deutschsoz. Blätter“ von dem „Juden Goldschmidt“ ein frecher Schwindel ist. Abg. Goldschmidt ist gar nicht Jude, vielmehr stammt er aus einer alten christlichen Familie Westfalens.

Es ist ein beliebter Trick der antisemitischen Blätter, jede Persönlichkeit, die ihnen aus irgend einem Grunde nicht behagt, als Juden zu bezeichnen, und so oft die antisemitischen Herren in dieser Beziehung schon Lügen gestraft worden sind, setzen sie trotzdem mit dem Eigensinn von Monomanen ihre Methode weiter fort. Freilich kommt es ihnen überhaupt auf eine Unwahrheit mehr oder weniger nicht an.

Vom Stöckerschen „Volk“. Man ist von der ausländischen Presse gewohnt, daß sie mit Vorliebe „pikante“ Einzelheiten aus dem Privatleben der regierenden Fürsten ans Tageslicht zerrt. Die deutsche Presse ohne Unterschied der Parteirichtung hat sich bisher an der Verbreitung solcher auf ihre Richtigkeit schwer zu kontrollierenden und mehr oder minder auf Klatsch beruhenden Sensationsnachrichten nicht beteiligt. Eine unrühmliche Ausnahme hat in mehreren Fällen nur das Stöckersche „Volk“ gemacht, das sich auch jetzt wieder aus Anlaß der russischen Anleihe von seinem Pariser Korrespondenten allerlei pikante Geschichtchen auftischen läßt. Das französische Publikum werde zu der Subskription auf die russische Anleihe u. a. auch durch das „aus hohen Kreisen gegebene gute Beispiel“ stimuliert; es heißt dann weiter:

„Kaum ein europäisches Staatsoberhaupt, den deutschen Kaiser ausgenommen, hat nicht in russischen Werten spekuliert. Am erfolgreichsten der Herzog von Connaught, der jedesmal die Baisse zu geschickten Ankäufen benutzt. Man flüstert sich hier zu, was die einzelnen Provinzen (soll wohl heißen Fürsten) von diesen gefährlichen und doch so schön hoch verzinsten Papieren besitzen. Der jetzige König von England habe als Prinz von Wales einen Haufen davon vom Kronprinzen Friedrich von Preußen geliehen erhalten und sei nachher von Wilhelm II. gemahnt worden; daher, schon vor langen Jahren, die erste Verstimmung. Aber diese „aktuelle“ Russenpapierlesart wird von anderen verworfen. Nein, sagen die ganz Eingeweihten, der Krach stamme aus Kiel. Der King Edward sei dorthin mit einer Tafelrunde gejachtet, mit dem Theehändler Lipton, dem Zeitungsverleger Harmsworth und der schönen Madame K. . . . Das Hofmarschallamt habe diese Drei aber nicht auf die offizielle Liste der Einzuladenden gesetzt und da sei der King sehr böse geworden“.

Von allem anderen abgesehen, hätte das antisemitische Blatt, dessen spiritus rector, wie man weiß, seine plötzliche Entfernung aus dem Hofpredigeramt noch immer nicht verwinden kann, sich doch sagen müssen, daß das Aufwärmen solcher Klatschgeschichten der langsam wieder aufkeimenden Besserung unserer Beziehungen zu England nichts weniger als förderlich ist.

Das „Bayerische Vaterland“ klagt: „Prinz Ludwig, der künftige bayerische Thronfolger, wird, wie aus dem Sendlingerstraße-Moniteur zu ersehen ist, am 24. Mai zur Jahrhundertfeier die Stadt Fürth besuchen und beim dortigen jüdischen Hopfenhändler

Sahlmann Wohnung nehmen. Es muß schon recht merkwürdig berühren, daß für den christlichen Prinzen sich kein Quartier in einem christlichen Hause auftreiben ließ. Oder ist Fürth schon so stark verjudet, daß für den bayerischen Thronerben in einem christlichen Hause wirklich kein Platz mehr zu finden ist?"

Als Nachklang zu dem großen Konitz-Prozeß, in dem, wie erinnerlich, der damalige Verleger der „Staatsbürgerztg." Wilhelm Bruhn und der verantwortliche Redakteur des Blattes Dr. Böttcher zu empfindlichen Freiheitsstrafen verurteilt worden sind, sei, im Anschluß an die Notiz in der letzten Nummer der „Mitteilungen", die Erklärung des Herrn Bruhn wiedergegeben, die er in seiner „Wahrheit" veröffentlicht:

In der letzten Nummer der „Wahrheit" teilte ich mit, daß ich die Verleumdungen, die durch Joachim Gehlsen und Genossen gegen mich verbreitet worden sind, entgegen meiner bisherigen Anschauung mit einer Klage beantworten würde. Von den verschiedensten Seiten wird mir nun geraten, doch an meinem Vorsatz, gegen Gehlsen nicht zu klagen, festzuhalten und in anderer Weise dem Treiben dieses Herrn und seiner Helfershelfer gegen mich den Boden zu entziehen.

Von jenen Leuten ist verbreitet worden, ich hätte 1500 Mk., die mir von Frau H. für den Redakteur Dr Paul Böttcher übermittelt worden seien, diesem vorenthalten und mich erst auf wiederholtes Drängen zur Herausgabe des Geldes verstanden. Diese Beschuldigung ist unwahr.

Infolge eines von Gesinnungsgenossen erlassenen Aufrufs überbrachte mir Herr A. Meisemann 3000 Mk. von Herrn und Frau H. als Beitrag zu den Kosten, die für Dr. Böttcher und mich in einem gegen uns geführten Prozesse entstanden waren. Durch besondere Abmachungen hatte ich die Zahlung des auf Dr. Böttcher entfallenden Kostenanteils übernommen. Diese Verpflichtung, die wesentlich über den vorbenannten Betrag hinausging, habe ich erfüllt. Dr Böttcher forderte später von den erwähnten 3000 Mk., deren Bestimmung ihm früher ebenso klar wie mir gewesen war, die Hälfte als persönliche Dotation und bestritt, daß die Geber die 3000 Mk. zu den Prozeßkosten hätten verwandt wissen wollen; er behauptete, daß ein in dieser Angelegenheit an mich gerichteter Brief seine nachträgliche Anschauung bestätige. Da Dr. Böttcher mit einer Klage drohte, die Spender der genannten Summe aber aus naheliegenden Gründen die mit jedem Gerichtsverfahren verknüpften Unbequemlichkeiten unter allen Umständen vermieden wissen wollten und ich mich gehalten glaubte, diesem Verlangen aus Gründen einfachster Dankbarkeit wohl oder übel Rechnung tragen zu müssen, gab ich schließlich — auch in Rücksicht auf die gemeinsamen Kämpfe und deren harte Folgen für Dr. Böttcher — der Geldforderung desselben nach und zahlte ihm die verlangten 1500 Mk., ohne indes prinzipiell die Berechtigung seiner Forderung irgendwie anzuerkennen. Diese für jeden Verständigen ohne weiteres begreiflichen Vorgänge und Umstände sind der tatsächliche und einzige Hintergrund der haltlosen Verdächtigungen, die von Gehlsen und Genossen publizistisch in gehässiger Weise aufgebauscht worden sind. Ich habe mich davon überzeugen lassen, daß diese Klarstellung für meine Freunde genügen wird. An dem Urteil der Gehlsen und Genossen aber liegt mir nicht das geringste. Ich füge hier einen Brief des Herrn A. Meisemann an, der mir zum Zwecke dieser Rechtfertigung freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

Wilhelm Bruhn,
M. d. R.

*

Berlin, den 26. 4., 06.

Herrn Wilhelm Bruhn, M. d. R.

Berlin.

Ich bestätige Ihnen gern, daß ich Ihnen seinerzeit 3000 Mark im Auftrage des Herrn und der Frau H. überbracht habe mit der ausdrücklichen Bestimmung, diese Summe solle dazu dienen, Ihnen die Kostenlast jenes Prozesses, der gegen Dr. Böttcher und Sie gespielt hatte, in etwas zu erleichtern. Sie hatten demnach durchaus keine Verpflichtung, einer anderen Deutung dieser Spende nachzugeben und irgend welchen Betrag an Dr. Böttcher zu persönlichen Zwecken, die mit den Kosten dieses Prozesses nicht in unmittelbarem Zusammenhang standen, auszuzahlen.

Hochachtungsvoll

A. Meisemann.

Werden Gehlsen und Genossen sich dabei beruhigen oder haben sie noch weiteres vorzubringen?

Vermischtes.

Das antisemitische Ballin-Spiel. Die Antisemiten leisten sich ein gewisses Spiel mit Herrn Ballin. Es ist ihnen schon längst ein Dorn im Auge, daß der Kaiser die Tüchtigkeit dieses Mannes anerkennt. Sie haben daher nach Analogie der Fabel von der Judenherrschaft eine Ballin-Aera erfunden. Man hat, wiederum nach alt-antisemitischem Muster, versucht ihn lächerlich zu machen durch Ausstreuung von allerlei Geschichtchen, unwahren wie halbwahren. Mit nicht geringer Erleichterung aber glaubten sie vor einigen Tagen erzählen zu können, Ballin sei in Ungnade gefallen. Aber der Katzenjammer stellte sich auch bald ein. Sie mußten kurz darauf berichten, daß der Kaiser demnächst sogar Gast des Herrn Ballin sein werde.

Antisemitismus in der Schulverwaltung. Zu einer scharfen Debatte kam es, wie der „Oberschles. Wanderer" schreibt, vor kurzem in einer Sitzung der Schuldeputation in Myslowitz, als es sich um die Wahl von Lehrerinnen für die städtische höhere Mädchenschule handelte. Von den Schülerinnen der Anstalt sind ein Drittel jüdischen Glaubens. Rechtsanwalt Richter stellte daher den Antrag, auch eine jüdische Lehrerin anzustellen. Der Antrag wurde nicht angenommen, es wurden drei katholische und zwei evangelische Lehrerinnen gewählt. Wie hierzu weiter berichtet wird, sah Stadtpfarrer Klaszka in der Anstellung einer jüdischen Lehrerin „eine Gefahr für den katholischen Religionsunterricht". Es folgte eine stürmische Auseinandersetzung. Die Erregung über den Eingriff in die Parität ist bei den jüdischen Mitbürgern so groß, daß es viele vorziehen wollen, ihre Töchter entweder nach Kattowitz in die höhere Töchterschule zu schicken, oder von einer zu engagierenden Privatlehrerin unterrichten zu lassen.

Zu diesem Kapitel wird uns aus Ostpreußen geschrieben:

In Allenstein besteht eine städtische höhere Mädchenschule mit simultanem Charakter. Die Lehrer und Lehrerinnen der Anstalt sind teils evangelisch, teils katholisch, die Schülerinnen ebenso, darunte aber auch ca. 30 jüdische Schülerinnen. Letztere erhalten Religionsunterricht von 2 jüdischen Religionslehrern der Synagogengemeinde und werden dafür von der Schulkasse honoriert. Vor längerer Zeit hat sich nun zu einer an dieser Anstalt freigewordenen Stelle die Tochter des einen jüdischen Religionslehrers, der an der Anstalt 12 oder 13 Jahre wirkt, gemeldet. Sie hat gute Zeugnisse, ist seit ca. 12 Jahren Lehrerin und wollte sich mit den Fächern begnügen, die ihr vom Direktor zugeteilt würden. Ihre Meldung wurde abgewiesen und statt ihrer eine soeben aus dem Seminar gekommene Kandidatin angestellt, allerdings eine Christin. So geschehen im Jahre des Heils 1906 in einer Stadt, zu deren Aufblühen die Juden mit ihrer Rührigkeit, ihrem Fleiße und ihrem Wohltätigkeitssinn nicht wenig beigetragen haben. L. W.

Zur Frage der jüdischen Reserveoffiziere, schreibt das „Israel. Familienblatt"; brachten wir in unserer letzten Nummer einen Artikel aus den „Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus", bemerkten jedoch einleitender Weise, daß wir nicht recht an die Richtigkeit der Angaben glaubten. Von zuverlässiger Seite wird uns nunmehr aus Straßburg i. E. geschrieben: „Die Angaben der „Mitteilungen" sind durchaus richtig. Die Geschichte hat s. Z. in der jüdischen Bevölkerung Straßburgs großes Aufsehen erregt, da der Antisemitismus im Elsaß eine seltene Erscheinung ist. Im übrigen kann ich die Angaben der „Mitteilungen" dahin ergänzen, daß am letzten Beförderungstermin, 1. April, die jüdischen Einjährigen nicht eimal mehr zu Gefreiten gemacht worden sind, die christlichen fast alle."

Des Herzogs von Sachsen-Meiningen Stellung zum Judentum. Anläßlich des 80. Geburtstags des Herzogs veröffentlicht der „Generalanz. f. d. J. d. J." ein Gedenkblatt aus der Feder von Bernstein Sawersky, dem wir das Nachstehende entnehmen:

Wo preußisches Militär liegt und in einer Stadt, in der das Beamtentum dominiert, herrscht stets ein gewisser Antisemitismus. Von dieser religiös-sozialen Krankheit ist auch die Residenzstadt Meiningen nicht frei, aber welch' einen Umfang hätte in der Blütezeit des Antisemitismus dieses häßliche Geschwür am Leibe der sittlichen Menschheit — dieses Kulturunkraut im Garten der Moral — genommen, wenn nicht die sanierenden Sonnenstrahlen des Fürsten edlere Kräfte fördernd, dem Wachstum krankhafter Substanzen Hindernisse in den Weg gelegt hätten? In vielen veröffentlichten Schriften anläßlich des 80. Geburtstags des Herzogs, ist das freundschaftliche Verhältnis des Fürsten zu seinem Intendanten Chronegk erwähnt worden, aber die große Welt hat dabei nicht erfahren, daß der Herzog seine Freundschaft einem Juden zuwandte und sogar einem sehr frommen Juden. Chronegk besuchte, wenn es irgend anging, die Synagoge, er heiligte die jüdischen Feiertage, er hielt die jüdischen Zeremonien und es war sein ausdrücklicher Wunsch, daß nach jüdischen Riten seine Begräbnisfeier stattfinden sollte. Und der Herzog willfuhr diesem Wunsch. Erwies er dem Verstorbenen auch geradezu fürstliche Ehren, war dem Wunsche des Fürsten gemäß auch das höchste Beamtentum bei der Begräbnisfeier zugegen und das Militär in Gala vertreten, so fanden die Trauerzeremonien doch nur im Rahmen der jüdischen Gesetzesvorschriften statt — das Licht braunte im Hause des Verschiedenen, die Waschungen am Leichnam nahm ein jüdischer Kultusbeamter vor und in das einfache schwarze Tuch war der Sarg gehüllt, in dem der Tote zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Die Kränze fehlten. Und erhaben, schlicht und sinnig-religiös zugleich wie die Feier ist auch das Grabesdenkmal, das der Herzog dem Verstorbenen auf dem jüdischen Kirchhof an seiner Ruhestätte erbauen ließ. Ein mächtiger Sarkophag — frei von Zier und Bildern, wie das jüdische Gesetz gebietet — . . . und hineingemeißelt die Worte: „Zum treuen Angedenken von Georg, Herzog von Sachsen-Meiningen und der Freifrau von Heldburg." Daß aber dieser deutsche Fürst nicht mit den tendenziösen Kunstansichten der Antisemiten, wenn man deren Ansichten überhaupt Kunstansichten bezeichnen darf, daß Juden nicht an deutsche Bühnen, insbesondere Hoftheater, gehörten, da ein Jude keinen Germanen darstellen könne, auch in der Wahl der Darsteller konform ging, beweist das meist aus 2/3 Juden bestehende Ensemble zur großen Zeit, da die Meininger „deutsche Kunst" und „deutschen Ruhm" in die fernsten Lande getragen. Was genierte es den Herzog, wenn man in Meiningen oder sonstwo über die vielen jüdischen Schauspieler seine Witze riß, wenn man beispielsweise sagte, zwei Mal „Minjen" könnte man auf einer Probe machen, oder wenn müßige Hände auf den Theaterplakaten der Litfaßsäulen die „Intendanz" in „Jutentanz" umwandelten . . . ?

Aber nicht nur in seinem Reiche der Kunst, auch in den Geschehnissen seines Reiches hielt der Herzog nie mit seiner freien Anschauung hinter dem Berg zurück und bei aller Delikatesse und Vornehmheit ließ er es an Entschiedenheit und Klarheit nicht fehlen, wollte er antisemitischen Ungezogenheiten eine Rüge erteilen und dem gekränkten Judentum seine durch keinerlei Vorurteile getrübte Zuneigung erkennen lassen. Ich spreche nicht davon, daß er in den politischen Zeiten, wo der antisemitische Wellenschlag sehr hoch ging, auffallend oft in Meinungen den „Nathan der Weise" aufführen ließ, ich denke auch nicht daran, daß er gelegentlich der Einweihung der neuerbauten Synagoge in Bauerbach, dem einstigen Asyl Schillers, in einer Ansprache an die Gemeindemitglieder erklärte, daß er mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung ständen, dem Einzug der Judenhetze in sein Land verwehren werde, sondern ich will zur Charakterisierung der vornehmen Natur des Fürsten ein Vorkommnis zum besten geben, das sich zur Zeit der Einweihungsfeier der Meininger Synagoge vor etwa 20 Jahren zugetragen hat. Zur Festlichkeit der Synagogen-Einweihung waren damals von der jüdischen Gemeinde der Landesfürst und die Geistlichen der evangelischen und katholischen Gemeinde — geladen. Der Herzog mit seinen Paladinen erschien, der katholische Geistliche ehrte durch sein Erscheinen seine Glaubensgenossen der anderen Fakultät — nur die evangelische Geistlichkeit samt und sonders glänzte — durch ihre Abwesenheit. Wie brachte der Fürst nun seine Mißfallen über diesen Akt der Unhöflichkeit zum Ausdruck? O er hielt keine Reden, er sprach kein Wort des Tadels und er erteilte keine Rüffel — aber er strafte doch die evangelischen Geistlichen und rehabilitierte die jüdische Gemeinde in sinnig vornehmer Art. Nicht lange nach der Tempelfeier gab der Herzog ein Fest, hierzu waren der Rabbiner geladen und der katholische Pfarrer, während — die evangelischen Geistlichen auch dieses Mal durch ihre Abwesenheit glänzten, freilich durch die Abwesenheit, die der Herzog beabsichtigte . . .

Die Posener Ritualmordschauermär wird jetzt auch von amtlicher Stelle als Erfindung gekennzeichnet. Der Polizeipräsident von Posen sendet der Stettiner „Deutschen Hochwacht", welche zuerst den Schwindel in Szene gesetzt hat, folgende Zuschrift:

„Die Meldung von einer angeblichen Bluttat auf dem Bahnhofe in Posen ist unrichtig. Nach den angestellten Ermittelungen ist auf keinem der beiden Posener Bahnhöfe eine Kiste, die von einem Rabbiner in Breslau abgesandt und an einen Rabbiner in Bromberg adressiert war, geöffnet und darin ein chloroformierter Knabe, dem der Mund verstopft und ein Bein gebrochen war, gefunden worden. Ebensowenig ist auf einem der Bahnhöfe die Oeffnung einer Kiste durch einen Artillerieoffizier, der durch das eigentümliche Benehmen seines Hundes stutzig gemacht worden sein soll, vom Stationsvorsteher verlangt worden. Posen, 25. April 1906. Der Polizeipräsident. J. V.: gez. Zacher".

Wir hatten kürzlich das Stettiner Antisemitenblatt als eines der bösartigsten Organe der gewerbsmäßigen Verleumderpresse bezeichnet; die „Deutsche Hochwacht" bestätigt auch im vorliegenden Falle dieses Urteil; sie fügt nämlich der Berichtigung des Posener Polizeipräsidenten folgenden Kommentar an:

„Dazu erlauben wir uns zu bemerken: Die betr. Meldung war uns von drei Seiten aus zugegangen; zuerst durch einen Fahrpostbeamten, der die Provinz Posen befährt. Die Meldung, noch dazu aus solchem Munde, klang durchaus zuverlässig und wurde uns, wie gesagt, von zwei andern Herren bestätigt, von denen der eine unbedingt kein politischer Gesinnungsgenosse von uns ist. Wir haben dann sofort bei unsern Vertrauensleuten in jener Gegend um genaue Nachrichten gebeten und zum Teil die Meldung erhalten, hier müßten die Behörden getäuscht worden sein; es sei da irgend etwas nicht in Ordnung. Wir möchten einstweilen nichts zurücknehmen, bis wir feststehende Nachricht von ihnen bekämen. Eine Zurücknahme seitens der von uns Befragten ist noch nicht erfolgt. Demnach möge es uns der Polizeipräsident von Posen nicht übelnehmen, wenn wir in aller Stille unsere Nachforschungen fortsetzen. Eine große Zahl tatsächlich geschehener Mordtaten aus der Osterzeit, die sich bis jetzt hartnäckig der Klarstellung durch die Behörden entzogen haben, geben uns das Recht dazu, insbesondere da andere gleichartige Bluttaten aufgedeckt worden sind und zugleich von einem raffinierten Verdunkelungssystem den Schleier lüfteten. Wir warten also ab".

Der „Mittelstand", das Blatt des Ritualmord-Gelehrten und Expastors Krösell, das sich den fetten Bissen des gesinnungsgenössischen Stettiners Blattes natürlich nicht hatte entgehen lassen, druckt diese lendenlahme dummdreiste Gegenerklärung zustimmend ab. Par nobile fratrum!

Die Redaktion der „Deutschsoz. Bl." des Herrn Liebermann von Sonnenberg sieht sich veranlaßt, die Schauermär von dem „Ritualmord" in Posen, die den Stempel der „Erfindung an der Stirn trug, gleichwohl aber mit

Behagen wiedererzählt wurde, mit jämmerlicher Miene zu widerrufen und zu der Erzählung über einen „Ritualmord" in Oberschlesien die einem Widerruf gleichkommende Bemerkung zu machen, daß darüber „weiteres noch nicht bekannt" sei. Das hindert das edle Blatt aber nicht, dieses Dementi mit der Spitzmarke zu verzeichnen: „Verdächtige Ereignisse." Weiter die Unehrlichkeit zu treiben, ist wohl nicht gut möglich.

Chicago. Die „Jüdische Gesellschaft zur Förderung des Ackerbaus" (Jewish Agricultural Aid Society) hat, wie der soeben ausgegebene Verwaltungs-Bericht mitteilt, i. J. 1905 nicht weniger als 42 Familien mit 183 Seelen als Farmer angesiedelt, von denen 25 aus Rußland, 9 aus Rumänien, 6 aus Galizien stammen, 2 in Amerika als Söhne russischer Immigranten geboren sind. Siebzehn dieser Farmer haben sich in Süd-Dakota auf Homesteads (Regierungsland) im Umfange von 160 Acres niedergelassen; 20 haben Farmen gekauft, 3 gepachtet; 2 Unverheiratete sind bei jüdischen Landwirten in Michigan als Tagelöhner untergebracht worden. Die Installations-Kosten beliefen sich auf 6—700 Dollars pro Familie; einzelne werden bis zur vollen Selbständigkeit noch 3—400 Dollars erhalten müssen. Man sieht, daß die Kolonisation in Nordamerika erheblich billiger ist, als in Argentinien. Während der letzten fünf Jahre hat die Gesellschaft 202 jüdischen Familien dazu verholfen, sich auf Homesteads niederzulassen. Dieselben besitzen jetzt insgesamt 25,000 Acres Land, Vieh, Gebäude, Geflügel, Maschinen. Die inzwischen von ihnen ausgeführten Ameliorationen haben den Wert ihres Bodens auf 400,000 Dollars gesteigert, während die Kosten sich nur auf 75,000 Dollars beliefen. Der Bericht macht den reichen Juden in Amerika den Vorwurf, daß sie die Möglichkeit, jüdische Einwanderer auf Regierungsländereien, die zu Zehntausenden von Acres zur Verfügung stehen, anzusiedeln, nicht benutzt haben. In Nord-Dakota allein seien gegenwärtig noch 7000 Acres frei, die ganz gut in jüdischen Besitz übergehen könnten. Der Bericht schließt mit der Bemerkung, daß die Gesellschaft keine philanthropische sei, daß vielmehr das Geld gegen hypothekarische Sicherheit geliehen ist und mit $3\frac{1}{2}$ pCt. verzinst wird. Die Farmer sind also durchaus keine Almosenempfänger.

Briefkasten.

Apotheker R. in B. Clara Viebig ist in der Tat Arierin, die Tochter eines höheren Beamten oder Offiziers, die Gattin eines jüdischen Verlagsbuchhändlers.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und 12 Pf. Bestellgeld vierteljährlich bei der Post.

Nr. 19. Berlin, 9. Mai 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die Massenausweisung russischer Juden.

Kein Staat kann allen Armen ohne Weiteres gestatten, innerhalb seiner Grenzen sich aufzuhalten und den eigenen Bürgern zur Last zu liegen. Wenn aber im Nachbarlande unsinnige Verfolgung, Mord und Totschlag, Gesetzlosigkeit herrschen, wie es beispielsweise in Rußland der Fall ist, dann sollte man meinen, müßte ein Staat, ein Staat, der stets mit Vorliebe betont, er sei ein christlicher Staat, nach unserer Ansicht freilich jeder Staat, der nicht ein vorsintflutlicher Barbarenstaat ist, solchen unglücklichen Verfolgten und Flüchtigen weit die Grenzen öffnen. Das ist auch in früheren Jahrhunderten, als wir noch nicht so zivilisiert waren wie heute, stets geschehen. Irgendwo fanden immer vor religiöser Verfolgung Fliehende, politische Flüchtlinge Aufnahme, ja sie wurden direkt ins Land gerufen, was beiläufig auch meist zum Heile des Landes geschah.

In Preußen glaubt man im zwanzigsten Jahrhundert anders handeln zu dürfen, ja zu sollen. Die sich aus dem brennenden Hause zu uns Flüchtenden sollen hier, wenn auch nur vorübergehend, keine Zuflucht finden dürfen, sollen evtl. in das brennende Haus, in welchem ihnen zudem Raub und Mord, Knute, Gefängnis und Deportation nach Sibirien drohen, auch wenn sie sich nichts haben zu Schulden kommen lassen, zurück müssen. Und man hat, wenigstens bisher, nicht Rücksicht genommen auf Alter, Geschlecht, Vermögen, Stellung, Charakter, sondern Alle ausgewiesen.

Nein, nicht Alle. Man hat vorzugsweise, ja fast nur Juden ausgewiesen, allenfalls irrtümlich oder um das Odium, daß aus konfessionellen Gründen so verfahren würde, abzuwenden, oder weil es sich um notorische politische Verbrecher handelte, auch hier und da einen Christen. In der Hauptsache wurden nur Juden ausgewiesen, Juden, die am meisten Grund zu fliehen hatten, weil sie am meisten verfolgt wurden, und die am meisten von einem Abschub nach Rußland zu fürchten hatten, Juden, die, um mit dem Leben davon zu kommen, ihr Hab und Gut im Stich gelassen oder um einen Spottpreis verkauft haben, so daß sie gerade genug hatten, über die Grenze zu kommen und hier sich nach einem Erwerb umzusehen.

Vom christlichen Standpunkt ist ein solches Verhalten nicht nur Unrecht, sondern auch gerade diesen russischen Juden gegenüber unklug. Denn diese russischen Juden kennen meist ihr altes Testament und die altjüdischen Anschauungen über Fremdenrecht sehr gut. Sie wissen, mit welcher Fürsorge schon im alten Testament der Fremden gedacht wird, wie zivilisiert das Fremdenrecht bei den Juden schon vor mehreren Jahrtausenden war im Vergleich zu dem Fremdenrecht in einem ersten christlichen Staate in unserer Zeit, das tatsächlich die vollkommenste Rechtlosigkeit ist. Was sollen sie, die wissen, daß bei ihren Vorfahren vor mehr als breitausend Jahren den Mördern selbst Zufluchtsstätten direkt gebaut wurden, von einer Kultur denken, die sogar vor Mördern Flüchtende davonjagt?

Im alten Testament werden die Juden immer daran erinnert, daß sie daran denken sollten, daß sie selbst einst Fremde in Aegypten gewesen seien, beiläufig eine uralte Widerlegung des Wortes, daß „der Jude nichts für das Gewesene gibt". Aber wir Deutschen hätten einen noch triftigeren Grund zur Rücksichtnahme auf Fremde. Wir sind nicht Fremde in einem anderen Lande gewesen, wir sind Fremde in fast jedem Lande unter der Sonne. Wir sind Fremde zu Zehntausenden in Holland, Dänemark, England, Frankreich, zu Hunderttausenden in Rußland, zu Millionen in Amerika, wir hätten also alle Ursache, anderen nicht zu tun, was wir unmöglich wollen können, das man uns tue.

Ja, sagen Einige, die russischen Juden sind den deutschen Juden selbst nicht angenehm. Zur Erleichterung des Arguments sei dies zugegeben. Es ist allerdings auch nicht zu leugnen, daß Dank der verdammenswerten russischen Zustände die russischen Juden hinter den deutschen Juden weit in der Kultur zurückstehen, was, wie übrigens auch die weit überwiegende Mehrzahl aller anderen Russen den Deutschen in kultureller Beziehung weit zurückstehen. Die deutschen Juden fühlen sich ganz zweifellos durch ihre russischen Glaubensbrüder, deren Tracht, Manieren, Gewohnheiten etc. etwa ebenso geniert wie der gebildete Großstädter sich durch ungehobelte Vettern vom Lande geniert fühlt. Wenn diese Leute aber in großer Not sind, dann sieht man über ihre verschiedenen Fehler und Schwächen hinweg und hilft, so viel man kann, und nur Leute von sehr fragwürdiger Sittlichkeit stoßen sie ihres Rockes, ihrer Ungeschlachtheit halber auch dann zurück. Wenn die Gefahr beseitigt und sie inzwischen nicht gelernt haben, sich manierlicher zu kleiden und zu benehmen, dann freilich sucht man sie wieder abzuschieben. Merkwürdig ist übrigens, daß just diejenigen so bereit sind, auf die vermeintlichen Wünsche der deutschen Juden in dieser Beziehung übertriebene Rücksicht zu nehmen, die sonst deren berechtigsten Ansprüche mit Hohn zurückweisen.

Man sagt ferner, die russischen Juden seien Revolutionäre, Sozialdemokraten, und wir hätten genug von der Sorte, ja zu viele. Wenn man aber wirklich nur die sozialistischen russischen Juden los werden will,

weshalb wird die Ausweisung auch über zahlreiche Leute verhängt, die mit revolutionären Umtrieben absolut nichts zu tun haben?!

Wie bekannt, haben die Sozialdemokraten die Ausweisungen zum Gegenstand einer Interpellation im Reichstag gemacht. Der Reichskanzler hat zwar durch den Staatssekretär Grafen v. Posadowsky die Beantwortung abgelehnt und wird sie in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident im Abgeordnetenhause zu beantworten haben, wo die Freisinnigen eine denselben Gegenstand betreffende Interpellation eingebracht haben. Aber die Besprechung der Interpellation war doch insofern interessant, als die Redner fast aller Parteien ihrem Abscheu über die unterschiedslosen Ausweisungen kräftigsten Ausdruck gaben. Wohl selten sind außer von Sozialdemokraten so scharfe Ausdrücke gegen die Regierung gebraucht worden wie in dieser Debatte von dem der freisinnigen Volkspartei angehörenden Abgeordneten Pohl, welcher erklärte, daß das Verfahren der preußischen Polizei am allerwenigsten vom Standpunkt des Christentums verteidigt werden könne. Er sprach auch von Verächtlichmachung des Vaterlandes, von „Unmenschlichkeit“ „flagrantem Rechtsbruch“ „unmotiviertem, grausamen Unfug“. Abgeordneter Schrader von der freisinnigen Vereinigung erklärte die Ausweisungspraxis für einen „Rückfall in die alte Barbarei“. Selbst der gewiß nicht regierungsfeindliche Zentrumsführer Dr. Spahn erklärte, daß, wenn die vom Abgeordneten Bebel vorgetragenen Fälle richtig sind, sie geradezu „ungeheuerlich“ wären. Dem Landwirtsbündler, Abgeordneten von Oldenburg dagegen war das Vorgehen der Polizei nach nicht scharf genug. Nach ihm ist es besser „zu scharf als zu schlapp“. Der antisemitische Abgeordnete Lattmann ermahnte ebenfalls zu möglichst scharfem Vorgehen bei der Ausweisung der russischen Juden, und ihm wäre ein Verbot der Einwanderung der russischen Juden noch lieber. Der Redner mochte die Empfindung haben, daß er der Barbarei das Wort rede und glaubte, sich dadurch salvieren zu können, daß er gewissermaßen eine Linie zwischen sich zog und dem Grafen Pückler, den er für „verrückt“ und Ahlwardt, den er für „minderwertig“ erklärte. Der Herr Abgeordnete Lattmann irrt sich aber. Was ein Verrückter aber ein Minderwertiger tut und treibt, kann, so lange gegen ihre Gemeingefährlichkeit Schutzmaßregeln ergriffen sind, allen herzlich gleichgültig sein. Was aber ein als normal und wohl gar als gebildet geltender Mann in bevorzugter Stellung sagt und tut, fällt mehr ins Gewicht, und um so größer ist seine Verantwortung vor der Gesellschaft. Herr Lattmann hat nicht als Vertreter der Zivilisation gesprochen. Der wackere antisemitische Abgeordnete Frölich sekundierte ihn.

Aber selbst die antisemitischen Abgeordneten im Reichstage werden übertroffen von dem Stöckerblatte, der „Staatsbürgerztg.“ Diese kann sich gar nicht denken, daß man aus Gerechtigkeitsgefühl und Menschenliebe gegen die Ruinierung ohnehin Verfolgter auftritt. Ihr ist alles „Mache“ und sie insinuiert, daß die Freisinnigen und die Sozialdemokraten des Geldes wegen für die russischen Juden eintreten. Ja sie deutet selbst an, daß diejenigen, die nicht offen auf die antisemitische Seite sich geschlagen haben, dies nur gewissermaßen aus Feigheit unterlassen haben. Am interessantesten aber ist der Schluß, daß die Debatte den nicht beabsichtigten Erfolg gehabt habe, dem deutschen Volke die Augen darüber zu öffnen, wie berechtigt die Abwehrmaßnahmen gegen das russische Judentum seien. Freilich das Volk, das von der „Staatsbürgerztg.“ über die Reichstagsdebatten seine Kenntnisse erhält, wird keinen Begriff davon haben, was eigentlich im Reichstage gesagt wird. Aus dem Sitzungsberichte des Stöckerschen Blattes wird kein Mensch entnehmen können, daß der Abg. Bebel behauptet hat, ein preußischer Polizeibeamter habe einen russischen Juden zu verräterischen Diensten teils zu pressen, teils zu verführen gesucht, indem er ihm entweder Ausweisung oder ein Einkommen von 16—17000 Mk. in Aussicht stellte, ihm einen falschen Paß gegeben und ihn aus eigener Machtvollkommenheit zum Christen gemacht hat. Aus dem Bericht der „Staatsbürgerztg.“ kann ein antisemitischer Leser nur entnehmen, daß der russische Jude sich zu Spionendiensten erboten und sich tatsächlich habe taufen lassen.

Wir werden indessen auf die Angelegenheit noch zurückkommen, da die Verhandlung über die Interpellation im Abgeordnetenhause erst noch bevorsteht. Hier wird die Regierung erklären müssen, ob alle die zum Teil unglaublichen im Reichstage und in der Presse gerügten Einzelheiten wirklich wahr sind und ob die preußische Regierung die polizeilichen Maßregeln gegen die russischen Flüchtlinge grundsätzlich billigt.

Protegierter Antisemitismus in Sachsen-Weimar.

Aus Eisenach wird uns geschrieben:

In der letzten Nummer (18) der „Mitteilungen“ war berichtet worden, daß unter den Schikanen antisemitischer Regierungsbeamten am meisten die Freisinnigen zu leiden haben. Daß dem so ist, beweist eine Verhandlung, die sich am 4. Mai vor der Strafkammer des Landgerichts zu Eisenach abgespielt hat. Angeklagt war der Vorsitzende des hiesigen Vereins der freisinnigen Volkspartei Dr. Oskar Kürbs, der beschuldigt war, an den Maßnahmen, die die Regierung am 17. November 1905, am Tage der Reichstagsstichwahl in Eisenach, zum Schutze einiger antisemitischer Wahlmacher getroffen hatte, abfällige Kritik geübt zu haben. Herr Dr. Kürbs ist Stadtarzt von Eisenach. Als er sah, in welcher Weise, ob bewußt oder unbewußt bleibt dahingestellt, der Bezirksdirektor von Eisenach Trautvetter die Antisemiten, die schon tags vorher die „Revolution“ an die Wand gemalt hatten, unterstützte, versuchte er auf die Gendarmerie und Schutzmannschaft beruhigend einzuwirken und sie zur Räumung des Karlsplatzes zu bewegen, weil dann auch die Ansammlungen Neugieriger aufhören würden. Bezirksdirektor Trautvetter, dem einige Aeußerungen des freisinnigen Führers gemeldet wurden, gab sich nun vom Dezember 1905 bis Februar 1906 große Mühe, alles Belastende zusammenzutragen, um hieraus eine Anklage zu formulieren. Alle Gendarmen forderte er zur Berichterstattung über Dr. Kürbs auf. Oberbürgermeister Schmieder von Eisenach, dem der Bezirksdirektor einen Bericht zusandte, in dem er mitteilte, daß er gegen Kürbs Strafantrag stelle, antwortete dem Bezirksdirektor auf dessen Ansinnen, gleichfalls Strafantrag zu stellen, folgendes:

„Ich vermag der einseitigen Aussage eines gegen Dr. Kürbs in animoser Stimmung befindlichen Schutzmanns nicht einen höheren Wert beizumessen, als der Aussage eines stadtbekannten zuverlässigen und gebildeten Mannes, dessen Ausdrucksweise überdies das von dem Schutzmann gebrauchte beleidigende Wort fernliegt.“

Am 29. Dezember 1905 berichtete Bezirksdirektor Trautvetter an das Weimarische Staatsministerium, Departement des Inneren, die Stellungnahme des Oberbürgermeisters Schmieder sei f. E. unrichtig, er bitte daher gegen Dr. Kürbs Strafantrag stellen zu wollen, da Kürbs zweimal bei ihm gewesen sei, um ihn zur Zurücknahme des Strafantrags zu bewegen, was er bei voller Sicherheit seiner Unschuld nicht hätte zu tun brauchen.

Oberbürgermeister Schmieder hatte den Stadtarzt veranlaßt, den Bezirksdirektor aufzusuchen; da Dr. Kürbs diesen das erste Mal nicht antraf, bezw. sprechen konnte, mußte er

ein zweites Mal hingehen. Man vergleiche mit diesen Tatsachen den Bericht des Bezirksdirektors, dessen Kenntnis der Vorgänge bei der Reichstagsersatzwahl 1905 in der Hauptsache aus den Schackschen Wählerzeitungen stammt, die während der ganzen Wahlzeit offensichtlich auf seinem Schreibtisch lagen. Das Großherzogliche Staatsministerium zögerte noch mit der Stellung des Strafantrages, wohl in der Hauptsache infolge des günstigen Zeugnisses des Oberbürgermeisters. Am 1. Februar richtete der Bezirksdirektor ein zweites Schreiben an das Ministerium, in dem er dieses auf die Möglichkeit aufmerksam macht, den freisinnigen Politiker eventuell auch wegen Auflauf und der Anstiftung hierzu unter Anklage stellen zu lassen. Am 9. Februar stellte das Ministerium denn auch Strafantrag. In der Verhandlung ergab sich, daß der Stabsarzt, der über die Vorgänge sehr erregt war, dieser Erregung Ausdruck verliehen hatte. Der Staatsanwalt sah als strafverschärfend an, daß Eisenach dadurch, daß die Karlsplatztumulte auch im Reichstag (gelegentlich eines antisemitischen Attentats auf die Versammlungsfreiheit), zur Sprache kamen, eine zweifelhafte Berühmtheit erlangt habe, und beantragte eine Freiheitsstrafe. Mit Recht wies der Verteidiger des Angeklagten dies Argument entschieden zurück und bezeichnete die Auffassung der Strafantragsteller und des Staatsanwalts, daß die Bürger vor jeder behördlichen Maßnahme in Ehrfurcht ersterben müßten, als irrig und abgeschmackt. Das Urteil lautete auf 200 Mark Geldstrafe. — Auch gegen die freisinnige „Eisenacher Tagespost" war vom Bezirksdirektor ein Verfahren veranlaßt worden, weil diese im Gegensatz zu ihm der Meinung war, daß die Karlsplatzkrawalle in der Hauptsache durch die maßlosen Hetzereien der Antisemiten verursacht worden seien. Die Anschauung des freisinnigen Blattes hat der Vorsitzende des nationalliberalen Reichsvereins in Eisenach Prof. Flex vollständig bestätigt und auch im Weimarischen Landtag hat man den Bezirksdirektor aufzuklären gesucht. Der Untersuchungsrichter lehnte es ab, das Verfahren auf Antrag des Bezirksdirektors zu eröffnen, da sich über die Vorgänge am 17. November 1905 jeder seine eigene Meinung bilden könne. Auf die Berufung des Staatsanwaltes hiergegen kam die Angelegenheit zur Verhandlung und die beiden verklagten Redakteure wurden freigesprochen.

Daß bei einer so auffälligen Protektion der Antisemiten seitens weimarischer Verwaltungsbeamten in allen wirklich liberalen Kreisen des Großherzogtums tiefe Verstimmung herrscht, dürfte erklärlich sein. Bei den Landtagswahlen, die im Herbst dieses Jahres stattfinden, dürften die Nationalliberalen und Freisinnigen der Regierung die Antwort auf die Unterstützung antisemitischer Reaktionäre geben und die Regierung wird, vielleicht zu spät einsehen, daß der Antisemitismus selbst unter Protektion hoher Verwaltungsbeamten von der Mehrzahl der Bewohner des Schiller- und Goetheländchens als ein Schandfleck betrachtet wird, den zu tilgen die Vaterlandsliebe und Ehre erfordert.

Als am 5. Mai in Eisenach in einer Versammlung der freisinnigen Volkspartei der Reichstagsabgeordnete Kopsch erklärte: Eisenach, die Stadt, deren leuchtende Krone die Wartburg sei, von der das Evangelium der Liebe und Toleranz ausging, dürfe nicht eher ruhen, bis es sich von dieser Schmach, durch einen Antisemiten im Reichstag vertreten zu sein, befreit habe, da besagten der große Beifall und die leuchtenden Augen der Anwesenden, daß sie ihre ganze Kraft in den Dienst dieser Aufgabe stellen wollen. Die Protektion der Antisemiten durch weimarische Regierungsbeamte steht also im direkten Gegensatz zum Denken und Fühlen des weimarischen Volkes.

Wiener Brief.

XI.

(Der neue Ministerpräsident. — Die Klerikalen und die Wahlreform. — Erzherzog Rainer. — Das Wiener Schulwesen. — Die bevorstehenden Gemeinderatswahlen.)

Wien, den 5. Mai 1906.

Man muß in Oesterreich viel Geduld haben, dann kann man auch Tage ungetrübter Freude erleben. Ein altes Sprichwort sagt, daß nach Sonnenschein Regen komme und umgekehrt. Dieses Diktum paßt für den Habsburgerstaat ebenso gut wie für jedes andere Reich, nur daß es hier eben sehr viel regnet, während die Sonne verhältnismäßig selten hervortritt. In den letzten Monaten der Regierungszeit des Herrn von Gautsch begann sich der politische Himmel aufzuheitern und es sprechen jetzt verschiedene Anzeichen für den Fortbestand der guten Witterung. Prinz Hohenlohe — der neue österreichische Ministerpräsident — ist ein Mann, dessen Vergangenheit ein wirklich freiheitliches Regime verspricht. Allerdings wird auch der gegenwärtige Staatslenker mit den gegebenen Verhältnissen, die seinem guten Willen Schranken setzen, rechnen müssen, allein man kann vorhersagen, daß die Konzessionen des Prinzen an die reaktionären Gewalten auf das geringste momentan mögliche Maß herabsinken werden. Wer des Prinzen Hohenlohe Wirksamkeit als Landespräsident der Bukowina in Erinnerung hat, „der kennt des neuen Mannes hohe Achtung vor der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung der Bürger. Der nunmehrige Ministerpräsident macht keinen Unterschied zwischen den einzelnen Nationen und Konfessionen, er sieht im Menschen nur den Mitmenschen, den er schätzt und mit seinem hohen Gerechtigkeitsgefühl schützt. Prinz Hohenlohe wird nicht bloß liberal genannt, wie so viele seiner Vorgänger, er ist es in der Tat.

Des Ministerpräsidenten hervorragendste und dankenswerte, wenngleich auch schwierige Aufgabe stellt die Durchführung der Wahlreform dar. Man sollte nun meinen, daß die österreichischen Klerikalen gar keinen Grund hätten, der Demokratisierung des Staates Widerstand zu bereiten, da in einzelnen Teilen des Reiches der Heerbann der ländlichen Bevölkerung, der durch die Erweiterung des Stimmrechts an Stärke gewinnen würde, hinter ihnen steht. Aber die Klerikalen in der Habsburgermonarchie lieben es nicht, sich wie das reichsdeutsche Zentrum den Anstrich demokratischer Gesinnung zu geben, sie waren zu jeder Zeit mit den Feudalen aller Zungen alliert und sie sind es noch jetzt. Ebenso wie die Fürsten und Grafen dem Willen der Krone und Regierung in den letzten Wochen opponierten und ihre Privilegien höher stellten als ihre patriotischen Pflichten, hatten die klerikalen Abgeordneten ein zweideutiges Spiel getrieben. Die steirischen und Tiroler Parlamentsmitglieder haben sich gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht ausgesprochen und es dem österreichischen Flügel der Fraktion überlassen, dieses zu vertreten. Den Klerikalen Oberösterreichs unter Führung Dr. Ebenhochs ist es aber mit dem Volkswahlrecht vollster Ernst; sie lockt nicht der demagogische Erfolg, sondern sie sind pflichtbewußte Volksvertreter und allerdings auch als tüchtige Rechner für die von der Regierung begonnene Reform, während sie das von ihren Kollegen aus Tirol und Steiermark verlangte Pluralwahlrecht offen verwerfen. In den jüngsten Tagen ist diese Meinungsdifferenz zu einem kleinen Zeitungskrieg ausgeartet, der vielleicht noch nachwirken wird. Der häusliche Streit im Lager der katholischen Volkspartei verdient jedenfalls angemerkt zu werden, denn er liefert einen interessanten, charakteristischen Beitrag zur politischen Psyche der Klerikalen. Wenn schon nicht die Gesamtheit, hat doch wenigstens die Mehrheit egoistische Motive, die freilich unter dem Deckwerk von Patriotismus und Loyalität nach unten und oben sehr gut verborgen sind.

Gleichzeitig mit der Ernennung des Prinzen Hohenlohe wurde ein kaiserliches Handschreiben publiziert, das den Oberkommandanten der Landwehr Erzherzog Rainer des Amtes enthebt. Der Erzherzog wird in sieben Monaten seinen achtzigsten Geburtstag feiern und fühlt sich den hohen Anforderungen des militärischen Dienstes nicht mehr gewachsen. Der hochbetagte kaiserliche Prinz verkörpert den Liberalismus im Herrscherhause. Er hat viel von den josefinischen Traditionen in sich aufgenommen, doch er ist kein aufgeklärt absolutistischer, sondern ein freiheitlich konstitutioneller Josefiner. Dem kulturellen Leben seines Vaterlandes folgte der Erzherzog mit regem Interesse und der Akademie der Wissenschaften widmete er immer seine besondere Aufmerksamkeit. In einer Jahresversammlung dieser illustren Vereinigung war es auch, daß der Erzherzog — am 29. Mai 1889 — zu einer Rede das Wort ergriff, die in Oesterreich lange und mächtig nachhallte. „Leider muß gesagt werden“ — meinte damals Erzherzog Rainer — „daß jetzt ein Kampf gegen Aufklärung und Freiheit eröffnet wird, aber wir wollen hoffen, daß die trübe Erscheinung bald vorübergeht“. Gegen wen diese bedeutsame Kundgebung gemünzt war, konnte nicht fraglich sein. Prinz Liechtenstein, zu dieser Zeit noch ein Führer der Klerikalen, rüttelte wieder einmal an der freien Schule und die Christlichsozialen begannen sich zu rühren. Leider haben sich die Worte des Erzherzogs nicht bewahrheitet. Die trübe Erscheinung ging nicht so rasch vorüber, als man gehofft hatte, sie erfüllt noch jetzt das Gegenwartsbild.

Die mannhafte, das ganze Wesen des kaiserlichen Prinzen kennzeichnende Auslassung begeisterte den Wiener Gemeinderat, der in diesen Tagen eine liberale Mehrheit hatte, zu einer Sympathiekundgebung. Das wäre wohl heute anders. Die Feinde der Aufklärung und Freiheit werden im Rathause zu Wien nicht mehr gefürchtet und verdammt. Im Gegenteil! Man lese nur, was eine eben erschienene Streitschrift des wackeren Vereins „Freie Schule“ über das Wiener Volksschulwesen ausführt: für Empfänge und Bewirtungen gab die Gemeinde

1900	Kronen	24 000.—
1901	„	9 600.—
1902	„	22 800.—
1903	„	90 200.—
1904	„	87 600.— aus.

Für Feste und Feierlichkeiten wurden verausgabt:

1900	Kronen	179 500.—
1901	„	35 800.—
1902	„	24 700.—
1903	„	85 300.—
1904	„	72 600.—

Außerdem beschloß am 6. Dezember 1904 der Gemeinderat den Ankauf von Lueger-Festschriften für 36 000 Kronen. Für die Verbesserung des Schulwesens fehlten jedoch die Mittel. Wien hat zu wenig Schulen. Im Budget für 1906 hat der Magistrat von den für notwendig erkannten Schulausgaben aus Ersparungsrücksichten 500 000 Kronen gestrichen. Wirklich moderne, allen hygienischen und pädagogischen Ansprüchen genügende Schulbauten fehlen; so gibt es überhaupt keine Schulbäder. Schulärzte existieren noch nicht. Die Turnsäle sind ungenügend und auch für Schülerausflüge, Schwimmunterricht und Eislaufen wird nicht gehörig gesorgt. Im Jahre 1903 gab es in Wien insgesamt 11 städtische Kindergärten, Brünn aber hatte deren 18, so daß Wien, wenn es mit der Hauptstadt Mährens auf einer Stufe stehen wollte, 260 Kindergärten errichten müßte. Für die hungernden Schulkinder verausgabt die Gemeinde jährlich nur 80 000 Kronen; während der Sommermonate stellt sie jede Unterstützung der Jugend ein. Das Schlimmste ist jedoch die Korrumpierung der Lehrerschaft, die zuerst nach ihrer Abkunft und Gesinnung und dann erst nach den Fähigkeiten gefragt wird. Die Pflichten des Lehrers sind schwer und ernst. Der Jugendbildner soll die zarten Kinder festigen, zu aufrechten, dem Daseinskampf gewachsenen Menschen erziehen, in Wien aber wird von ihm selbst widerspruchslose Unterwerfung gefordert.

Die Anklagen des Vereines „Freie Schule“ treffen ins Schwarze. Dr. Lueger sucht sich allerdings mit der Ausrede zu helfen, daß die Gemeindeverwaltung unablässig neue Schulen baue, die ja ganz neu und schmuck aussehen. Das bestreitet niemand. Die Bevölkerungsvermehrung ist in Wien ziemlich stark — ungefähr 3% pro Jahr — und die neuen Lehrgebäude dienen zur Aufnahme des Zuwachses. Auch verlangt man heute mit Recht mehr als reinliche Schulhäuser mit hohen Lehrsälen und Dr. Lueger, der sich in dankenswerter Weise um die Verschönerung der Wiener Gartenanlagen bemüht, sollte doch etwas für die systematische Gesundheitspflege der Jugend übrig haben.

Uebrigens ist es sehr lehrreich, einen Vergleich zwischen den Leistungen des von den heutigen Machthabern so sehr geschmähten liberalen Regimes und den Aufwendungen der derzeitigen Gemeinderatsmehrheit für die Jugenderziehung anzustellen. So wurden für Lehrmittel verausgabt:

Jahr	Herrschendes Regime	Auf den Kopf des Schulkindes in Kronen
1894	liberal	1.97
1895	„	1.94
1896	Regierungskommissär	2.15
1897	christlichsozial	1.28
1898	„	1.41
1899	„	1.40
1900	„	1.23
1901	„	1.—
1902	„	1.15
1903	„	1.57

Man sieht, die Ausgaben der Christlichsozialen für die Lehrmittel der armen Schulkinder stehen tief unter dem Niveau der Leistungen ihrer Vorgänger. Andere Kommunen sind Wien weit vorausgeeilt. In Bremen, Straßburg, Braunschweig, Fürth und in vielen Kantonen der Schweiz werden nicht nur die armen, sondern alle Schulkinder unentgeltlich mit den Lehrmitteln versehen. An diese zweckmäßige Ausgleichung der sozialen Gegensätze denken die antisemitischen Sozialpolitiker Wiens gar nicht.

Der heftige Kampf gegen die kommunale Schulverwaltung ist dem Bürgermeister gerade jetzt recht unwillkommen, denn die Gemeinderatswahlen stehen vor der Tür. Am 9. d. Mts. werden die 21 Mandate des IV. Wahlkörpers (mit allgemeinem gleichen Stimmrecht der großjährigen, drei Jahre ununterbrochen seßhaften Staatsbürger) neubesetzt und dann folgen die Ergänzungswahlen aus den anderen Privilegienwahlkörpern. Dr. Lueger spricht fast allabendlich in einem anderen Bezirk; die übrige Garde ist nicht weniger eifrig an der Werbearbeit. Bei den Wahlen aus dem IV. Wahlkörper stehen den Christlichsozialen nur sozaldemokratische Kandidaten gegenüber, weil das fortschrittliche Bürgertum der Arbeiterschaft die Entsendung einiger Klassenvertreter ermöglichen will. Jetzt sitzen drei Sozialdemokraten im Gemeinderat. In der antisemitischen Partei scheint manches faul zu sein. Der Bürgermeister, der ja immerhin seinen Anhang turmhoch überragt, hat unlängst sein Herz ausgeschüttet, indem er sagte, daß „einem manchmal der Gusto vergehen könne, fürs Volk zu wirken“, wenn man im eigenen Kreise auf Schwierigkeiten stoße. Weiter ließ Dr. Lueger nicht blicken, aber man kann ihm aufs Wort glauben, daß seine

Stellung trotz aller Macht und allen Einflusses nicht beneidenswert sei. Doch, lieber Herr Dr. Lueger!: Wie man sich bettet, so liegt man, sagt der Wiener und auch Sie haben den Satz oft ausgesprochen. rm.

Antisemitische Berichterstattung.

Ueber eine Versammlung, die der Abg. Kröfell im vorigen Monat in Stargard abgehalten hat, brachte sein Blatt „Der Mittelstand" einen Bericht, der von Entstellungen und Unrichtigkeiten geradezu strotzte. Da dieser Bericht in die Staatsbürgerztg." und von da aus in einen großen Teil der antisemitischen Presse übergegangen ist, so kommen wir noch einmal kurz auf die Stargarder Versammlung zurück, um die Art der antisemitischen Berichterstattung in einigen Punkten zu kennzeichnen.

In jener Versammlung war ein Böttchermeister Schultz aus Berlin den Ausführungen des Abgeordneten Kröfell entgegengetreten. Ueber Herrn Schultz ist infolgedessen der „Mittelstand" und hinterher der größte Teil der antisemitischen Presse in einer Weise hergefallen, daß wir es uns nicht versagen können, an dieser Stelle Herrn Schultz Gelegenheit zur Zurückweisung dieser Angriffe zu geben.

Herr Schultz schreibt uns:

„Der Mittelstand" hatte in seinem Bericht die Behauptung aufgestellt, daß ich „weder Böttchermeister noch Stargarder sei", und daß ich mich als „Böttchermeister Schultz aus Stargard" vorgestellt hätte. Beides ist unwahr. Die Wahrheit ist, daß ich tatsächlich noch heute persönlich eine Böttcherei in Berlin betreibe und im Besitz einer Werkstatt bin.

Wahrheit ist ferner, daß ich mich in der Pause Herrn Abg. Kröfell persönlich als „Böttchermeister Schultz" vorstellte und ihn bat, mich nachher zu Wort zu lassen, was er mir mit einem freundlichen Händedruck auch zusagte. Stargard oder Berlin habe ich bei diesem Anlaß mit keiner Silbe erwähnt.

Diese Tatsachen habe ich dem „Mittelstand" des Hern Kröfell, nachdem ich von dem Bericht Kenntnis erhalten hatte, unter dem 23. April per Einschreiben mitgeteilt und auf Grund des Preßgesetzes um Berichtigung dieser unwahren Behauptungen gebeten. Herr Kröfell und sein Blatt haben bis auf den heutigen Tag von dieser meiner Berichtigung keine Notiz genommen. Das Urteil über eine solche Handlungsweise mag sich Jeder selber bilden.

Die „Staatsbürgerztg." und andere antisemitische Blätter haben im Anschluß an diesen Bericht noch die weitere Behauptung aufgestellt, daß ich bei Beginn meiner politischen Tätigkeit „es zuerst bei den Antisemiten versucht habe". Diese Behauptung ist ebenso falsch, wie die erstere.

Meine einzigen Beziehungen, die ich jemals zu Antisemiten hatte, waren folgende:

1. Anfang der 90er Jahre wohnte ich in Potsdam; infolge eines Unfalles war ich längere Zeit in der Ausübung meines Handwerks behindert und verschaffte mir Verdienst durch lokale und Gerichtsberichte für die dortigen liberalen „Potsdamer Nachrichten". In jener Zeit wandte sich der jetzige Abg. Boeckler an mich (nicht ich an ihn!) mit dem Ersuchen, dieselben Berichte für ein neu zu gründendes antisemitisches Blatt zu liefern. Es ist zu einer solchen Berichtslieferung aber nie gekommen.

2. Als ich im Jahre 1892 mein Geschäft in Nowawes bei Potsdam wieder betrieb, erschien der damalige Gensdarm Kietz aus Kl. Glienicke bei mir und teilte mir mit, daß ich durch Verwendung des Glienicker Pfarrers Roedenbeck, welcher früher in Osthavelland als antisemitischer Kandidat aufgestellt war, die Böttcherarbeiten auf Schloß Babelsberg erhalten könnte. Ich besuchte Herrn Pfarrer Roedenbeck, der mir seine Visitenkarte mit einer kurzen Empfehlung übergab; daraufhin erhielt ich von dem Kastellan des Schlosses Babelsberg einen Auftrag über Neuanfertigung und Reparaturen von Böttchergefäßen.

Von meiner politischen Stellung oder Tätigkeit ist in keinem der beiden Fälle gesprochen worden.

Das sind meine ganzen Beziehungen, die ich jemals zu Antisemiten gehabt habe.

Diese Unterstellungen, die jetzt von neuem von der antisemitischen Presse verbreitet werden, habe ich schon vor Jahren in einer öffentlichen Versammlung zu Eberswalde Herrn Boeckler gegenüber energisch zurückgewiesen."

Es ist zwar nicht anzunehmen, daß die antisemitischen Blätter von dieser Richtigstellung Vermerk nehmen, wir aber glaubten zur Kennzeichnung der antisemitischen Berichterstattung und zur Rechtfertigung des Herrn Schultz hiervon Notiz nehmen zu sollen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Graf Pückler traf in der vorigen Woche aus der Festung Weichselmünde, wo er gegenwärtig für einige Monate unfreiwilligen Aufenthalt genommen hat, zum Besuche auf seinem Gute Klein-Tschirne ein. Der Inspektor ließ es sich nicht nehmen, seinen Chef auf dem Bahnhofe zu begrüßen, er wurde aber, dem „Niederschl. Anz." zufolge höchst ungnädig empfangen. Der Herr Graf war augenscheinlich schlecht gelaunt wegen des letzthin stattgehabten Brandes, bei dem auch verschiedene Uniformstücke, welche dringend zu den bekannten Kavallerie-Attacken gebraucht werden, in Feuer aufgegangen sein sollen. Es ist inzwischen als Entstehungsursache des Brandes ein schadhafter Schornstein festgestellt worden, gleichzeitig wurde aber auch ermittelt, daß entweder während oder nach dem Brande ein Einbruch in den gräflichen Weinkeller gemacht und letzterer um ein Bedeutendes bezüglich seines Inhaltes erleichtert worden ist. Darüber war der Herr Graf aufs höchste ungehalten, es kam mit dem Inspektor zum Wortwechsel, der dadurch seinen Abschluß fand, daß dem Inspektor gekündigt wurde. Wie lange der Graf aus Weichselmünde beurlaubt sein mag, ist nicht bekannt.

Ueber den Kampf zwischen den feindlichen antisemitischen Brüdern in Hessen berichtet die Magdeburger „Sachsenschau":

„Der Streit um Marburg erfuhr eine schärfere Fortsetzung. Der Abg. Lattmann hatte seinerzeit einigen Reformern in Kassel erklärt, Dr. Böhme, der Kandidat des Bundes der Landwirte, habe mit den Deutschsozialen nichts zu schaffen. Nachdem nun die reformerische „Hess. Rundschau" dem Abg. Lattmann diese „Unstimmigkeit" wiederholt vorgehalten hatte, weil Herr Dr. Böhme tatsächlich deutschsozialer Kandidat ist, fand letzthin zwischen Angehörigen beider Richtungen eine vertrauliche Besprechung zu Kassel statt. Den reformerischen Standpunkt vertraten Rechtsanwalt Harmonl-Kassel und der Redakteur Wilke von der „Hess. Rundschau". Herr Lattmann legte seine „Unstimmigkeit" dahin aus, daß Dr. Böhme zuerst nicht deutschsozialer Kandidat gewesen, es später aber geworden sei. (Wenn dies zutrifft, so haben hier wieder jene bekannten Schiebungen eine Rolle gespielt, deren Macher jeder eingeweihte Gesinnungsgenosse kennt.) Eine Klage lehnte der Abg. Lattmann ab. Eine Einigung kam auch nicht zustande. Der Kampf zwischen beiden Richtungen nimmt vielmehr fortgesetzt schärfere Formen an. Die „Hess. Rundschau" wiederholt ihre Angriffe bei jedem Anlasse und betont, daß die Deutschsozialen nur ein Anhängsel des Bundes der Landwirte, ein konservativer Klüngel seien. Dem Abg. Lattmann treten die Reformer bei jeder Gelegenheit entgegen. In einer Lattmann-Versammlung zu Wolfsanger rügte Schuhmachermeister Scholl, daß Herr Lattmann gegen die Reichsvermögenssteuer gestimmt habe, was wahrlich nicht von Handwerksfreundlichkeit zeuge, sondern eher von einer Unterstützung des Großkapitals. Ferner habe er im Falle Tippelskirch-Berlin, dieser Monopolfirma, die Handwerker nicht in Schutz genommen, wo doch die Firma nur 18 Mark für Reitstiefel bezahlt und 29,30 Mark dafür erhält. Das macht pro Paar 11,30 Mark Verdienst, kein Wunder also, daß die Firma in diesem Jahre acht Millionen Mark verdient. Herr Schall kam dann noch eingehend auf die bekannte Verschleuderung bayerischer Militärstiefel zu sprechen, welche auch eine schwere Schädigung des Handwerks bedeute".

Bund der Landwirte und Mittelstands-Vereinigung. Daß die Mittelstandspolitiker nur Agenten des Bundes der Landwirte sind, für die sie Hilfskorps organisieren, ist zwar längst klar, aber ein direktes Zugeständnis verlohnt sich, erwähnt zu werden. In einer Wählerversammlung, die der Wahlverein der freisinnigen Volkspartei in voriger Woche in Schweidnitz einberufen hatte, trat u. A. in der Debatte auch der dortige lokale Führer der Mittelstands-Vereinigung, Schneidermeister Maier auf und von diesem Manne wurde in öffentlicher Versammlung als wahr zugestanden, daß der Gründer des Niederschlesischen Handwerkerbundes, Schlossermeister Seifert-Greiffenberg, zur Gründung dieser Parteigruppe, aus der sich dann in Schlesien die Mittelstands-Vereinigung entwickelte, vom Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, Dr. Rösicke, 1000 Mk. erhalten hat. Das Eingeständnis wurde in der Versammlung sofort gebührend festgenagelt.

Vermischtes.

Jüdische Richter. Anläßlich der Debatte über die Frage, nach welchen Grundsätzen im Justizministerium die Beamtenstellen besetzt werden, schrieb die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" folgendes:

„An eine Aenderung des Kurses bei dem Ernennungsverfahren zu denken, liegt jetzt so wenig wie in den vergangenen Jahren Veranlassung vor. Gesichtspunkte, die für die Beförderung von hervorragenden Juristen, gleichviel welcher Partei oder welchen Glaubens sie sind, maßgebend sein sollen, brauchen nicht mehr gegeben werden. Der preußische Staat ist alt genug, um über Erfahrungen zu verfügen. Als Herr Friedberg Justizminister war, setzte es Herr Gneist aus der früheren Erfahrung seiner Wirksamkeit durch, daß nicht in Landesteilen, in denen die jüdische Bevölkerung in der Minderheit sich befindet, jüdische Richter in größerer Zahl als unbedingt nötig angestellt werden ... Das sind Grundsätze, die noch heute festgehalten werden und durch keine Kasuistik erschüttert werden können."

Uns interessiert bei dieser Auseinandersetzung nur der Mittelsatz, der von Gneist und Friedberg handelt und in den sovíel Unrichtigkeiten als Worte zu finden sind. Die „Allg. Ztg. d. J." erhält dazu von einem der hervorragendsten deutschen Juristen die nachfolgenden, sehr wertvollen Mitteilungen:

Die Mitteilung des rheinischen Blattes ist in jedem Falle falsch. Erstens, weil Gneist nicht nur kein Gegner der Juden war, sondern sogar mit Rickert zusammen den „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" begründet hat. Zweitens, weil man nicht weiß, auf welche frühere Wirksamkeit, in der er die angeblichen Erfahrungen gemacht hätte, Gneist sollte Bezug nehmen können. Drittens, weil er nicht auf einzelne Landesteile, in denen Juden in der Minderheit, hätte Bezug nehmen können, da sie in allen Landesteilen in der Minderheit sind. Es scheint aber, daß die Notiz sich weniger gegen Gneist, als gegen Friedberg richtet. Es soll der Eindruck hervorgerufen werden, als ob es der Einwirkung Gneists bedurft hätte, um Friedberg, der den verschämten und den offenen Antisemiten stets mißliebig war und ihnen immer als „Jude" galt, von einer übermäßigen Anstellung von Stammesgenossen abzuhalten. Nun lag diesem aber tatsächlich nichts ferner als eine Bevorzugung jüdischer Juristen. Ihrer Zurücksetzung hatte schon Leonhardt ein Ende gemacht, und Friedberg ist darin keineswegs weiter gegangen als dieser sein Vorgänger. Wer das Gegenteil behauptet, hätte es zu beweisen, und dieser Beweis ist nicht zu führen. Friedberg hat einzelne jüdische Richter angestellt, keinen einzigen aber in höhere Stellen befördert. Erst Schelling hat bekanntlich zwei Juden (Litten und Mosse) zu Oberlandesgerichtsräten ernannt. Andererseits muß aber, wie gesagt, festgehalten werden, daß Gneist nicht nur kein Gegner der Juden, sondern eher ihr Fürsprecher war und daß in seinen öffentlichen Kundgebungen sich nichts findet, das jene Meldung irgendwie als glaubhaft erscheinen lassen könnte. Es läßt sich ihm meines Wissens nicht eine einzige Aeußerung oder Handlung nachweisen im Sinne einer Beschränkung der verfassungsmäßigen Rechte der Juden. Im übrigen hat Gneist gar keine Gelegenheit gehabt, in seiner Wirksamkeit „Erfahrungen" zu machen, die ihn zu der behaupteten Stellungnahme und Einwirkung auf den Justizminister hätten bestimmen können. Solange Gneist in der Praxis tätig war, gab es keine jüdischen Richter, und inwiefern er als Universitätslehrer jene Erfahrungen gemacht haben sollte, ist nicht erkennbar.

Es genügt also die Feststellung, daß Friedberg jüdische Richter nicht in größerem Umfange angestellt hat als sein Vorgänger Leonhardt, daß diese Anstellungen in keinem Landesteile jemals in größerer Zahl erfolgt sind, für Gneist also auch kein Anlaß vorlag, eine Einschränkung „durchzusetzen", und daß Gneist, der sich stets als Anhänger verfassungsmäßiger Gleichstellung aller Bekenntnisse und insbesondere als Gegner einer Zurücksetzung der jüdischen Juristen bekannt und betätigt hat, niemals eine „Wirksamkeit" gehabt hat, in der er die behaupteten „Erfahrungen" hätte machen können. Solange also nicht bestimmte Beweise erbracht werden, muß die Nachricht als eine haltlose Verdächtigung beider Männer bezeichnet werden.

Die Dumawahlen und die Juden. Unter welchen Verhältnissen sich die Dumawahlen in Rußland vollzogen haben, schildert recht anschaulich ein Delegierter der Stadt Lutzk in folgender Zuschrift an die „N. Fr. Pr.":

Als Delegierter der Stadt Lutzk (Wyborschtschik) erlaube ich mir, mittelst Ihres geschätzten Blattes einen selbst in Rußland unerhörten Fall von Rechtsbeugung vor ganz Europa zu verkünden. Ich fordere die öffentliche Meinung auf, ihr verdammendes Urteil über die unberufenen „Helden" auszusprechen, die sich erlaubten, gewaltsam in die Wahlcampagne einzugreifen, den freien Meinungsaustausch zwischen den einzelnen Gruppen der bunten Bevölkerung Wolhyniens durch scharfe Polizeimaßregeln unmöglich zu machen, den Willen des Volkes zu knechten und die freien Wahlen in einen Zwangsakt zu verwandeln.

Die zwei in Rußland besonders unterdrückten und in Wolhynien stark vertretenen Volksgruppen Juden und Bauern wollten sich brüderlich die Hand reichen, um aus ihrer Mitte Kandidaten in die Reichsduma aufzustellen und somit, Dank der dadurch gebildeten Mehrzahl, die von der Bureaukratie unterstützten reaktionären Elemente, die sich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln den Weg in die Duma bahnen wollen, zu verdrängen. Die äußerst vorsichtige, durch die Siege der konstitutionell-demokratischen Partei argwöhnisch und ängstlich gewordene Bureaukratie aber faßte sich rasch und wandte folgende drakonische Mittel an, um die Vereinigung der Juden mit den Bauern zu vereiteln. Die Delegierten von den bäuerischen Dorfgemeinden wurden unmittelbar nach ihrer Ankunft in Zitomir von Regierungsagenten empfangen, in den Räumlichkeiten der Archijereigebäude interniert, von starken Polizeiposten überwacht und somit jeder Möglichkeit beraubt, mit der Außenwelt in Berührung zu kommen.

Wir Stadtdelegierte bildeten eine Gruppe von vierzig Personen (39 Juden und ein Christ). Wir sandten unsere Kollegen, die mit den Bauern vorher verhandelt hatten, in den „Kirchenhof", um den dort Internierten einen sehr annehmbaren Vorschlag zu machen, sie wurden aber nicht zugelassen. Zwei jüdische Abgeordnete wurden ins Polizeiamt eskortiert und mit Haft bedroht. Die Forderung der

jüdischen Abgeordneten, die Vorgänge im Kirchenhof zu protokollieren, das gesetzwidrige Benehmen der Polizei amtlich zu konstatieren, wies der Polizeimeister zurück.

Während diese Campagne der Regierungsagenten vor sich ging, spielte sich in den Räumlichkeiten des Kirchhofes folgendes ab. Der Oberkirchenvater Pater Vitalius zwang die Bauern, ununterbrochen Gottesdienste abzuhalten und drängte sie auf diese Weise sanft von ihrem eigentlichen Ziele weg. In seinen feuersprühenden Reden schonte der Kirchenvater keine Farben, um die Juden als Verräter, Vaterlandsschänder, gefährliche Ausbeuter, Feinde des Christentums usw. zu malen. Diesen Predigten wohnten Mitglieder der reaktionären Partei bei, die die Aeußerungen des „heiligen Vaters" durch eigene Erfindungen ergänzten. Ununterbrochen weilten Vertreter der Reaktionäre bei den Bauern und wurden nicht müde, die Mauer, die sie zwischen den Bauern und den freidenkenden Gruppen errichtet hatten, zu befestigen. Als es unseren Kollegen endlich mit großer Mühe gelang, in die „Festung" einzudringen und die Bauern ein wenig zu bearbeiten, griff die Kirchenbehörde zu den letzten unfehlbaren Mitteln. Der Kirchenvater Vitalius weckte die Bauern am nächsten Tage um vier Uhr morgens aus dem Schlafe, führte sie in die Kirche und hielt ihnen eine derartige „Predigt", die die Knechtung des freien Willens der Unglücklichen vollendete. Rasch wurde eine Vereinigung zwischen den Bauern und den Reaktionären zu stande gebracht, die Bauern mußten feierlichst einen Eid leisten, daß sie nur für x y u. stimmen und den Juden usw. schwarze Kugeln geben werden.

Noch ein Funke von Hoffnung blieb uns doch; am 13/26 sollte unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls eine Sitzung stattfinden, um den einzelnen Gruppen die Möglichkeit zu gewähren, sich untereinander in der einen oder anderen Richtung zu verständigen. Die Vorkonferenz ist vom Gesetze vorgeschrieben und muß den Wahlen unmittelbar vorangehen. Wir hofften, daß es unserem Kandidaten Herrn Rechtsanwalt Goldstein gelingen wird, durch seine außerordentliche Rednergabe den Bauern klarzulegen, wo sie ihre Freunde zu suchen haben. Allein auch hier wurden wir überlistet. Die Bauern wurden in ihrem Internat festgehalten und die Teilnahme an der Vorkonferenz ihnen als nicht obligat gedeutet. Es gelang uns jedoch, gegen 40 Bauern herauszubekommen und zu bewegen, sich zur Konferenz zu begeben. Allein im Vestibül wurden sie von erwartenden Agenten zurückgeschickt. . . . Wir blieben also isoliert, und die Vorkonferenz mußte aufgehoben werden.

Am nächsten Tage, den 14./27. April, sollten die endgiltigen Wahlen stattfinden. Die Bauern wurden Schlag 12 Uhr in den Sitzungssaal unter „gehöriger Begleitung" geführt, und sofort wurde ein Gottesdienst abgehalten. Priester, reaktionäre Gutsbesitzer und dergleichen überwachten die Bauern. . . . Wir waren völlig isoliert, unsere Sache war verloren. Nichtsdestoweniger hielten wir es für unsere Pflicht, unsere 40 Stimmen den Bauern zu geben. Wir stimmten also für zwei Juden und zehn Bauern. In den ersten zwei Gängen wurden die Reaktionäre Graf Potocki, Grocholski usw. gewählt. Die einzige Hoffnung blieb noch auf den dritten Gang, wo unsere Kandidaten, die trotz der gegen uns gerichteten Verleumdungen sich großer Beliebtheit unter dem Volke erfreuen, ballotiert werden sollten. Da griff Graf Potocki mit seinem erprobten, stets wohltuend wirkenden Mittel ein und erklärte den anwesenden Bauern, er gebe ihnen tausend Rubel als Anerkennung für ihre Anhänglichkeit. Durch diese milde Gabe wurden die Chancen unserer Kandidaten ganz gelähmt; die Bauern, von der Freigebigkeit des großen Herrn berauscht, warfen unseren Kandidaten schwarze Kugeln, und enttäuscht und niedergeschlagen verließen wir den Saal.

Selbstredend konnten wir uns mit den unerhörten Vorgängen bei den Wahlen nicht zufrieden geben, und wir reichten bei der Reichsduma eine Kassationsschrift ein. Wir hoffen, daß die Mitglieder der Reichsduma, die trotz der wilden Agitation durchwegs aus liberalen Männern besteht, die Wahlen zu Zitomir kassieren und neue Wahlen vorschreiben werden. Wir hoffen, daß die ausländische freie Presse, die mit begreiflicher Aufmerksamkeit die Gestaltung der neuen Aera in Rußland verfolgt, ihr verdammendes Urteil über die Einmengung Unberufener in die Interessen des nach Freiheit lechzenden Volkes laut und offen aussprechen wird.

In Bulgarien hat die **Ritualmordlüge** von jeher einen guten Nährboden gefunden. In verschiedenen Städten und Dörfern, vor allem in Sliwna und Küstendil, wurde sie auch diesmal von antisemitischer Seite verbreitet. Die freundliche Aufforderung zur Plünderung der jüdischen Häuser und Läden bei diesem schönen Anlaß fand natürlich beim bulgarischen Pöbel günstige Aufnahme. Angesichts der drohenden Gefahr wandte sich der Großrabbiner von Bulgarien, Dr. M. Ehrenpreis, an den Minister des Innern mit der Bitte um Hilfe. Unmittelbar darauf hat dieser an die Präfekten und Polizeichefs ein Zirkular erlassen, in dem er denselben den strengsten Auftrag erteilt, in der Festzeit jede Ansammlung und jeden Aufruhr gegen die Juden, die nur die Folge der antisemitischen Agitation seien, mit allen Machtmitteln zu unterdrücken. Tatsächlich verliefen die Festtage infolge der überall getroffenen Polizeimaßregeln völlig ruhig. Der antisemitische Pöbel, der nicht auf seine Kosten gekommen, wütet jetzt gegen den Minister, weil er seine Pflicht getan — aber er wird damit hoffentlich wenig Glück haben.

Ritualmord.

In der „Schlesischen Volksztg." veröffentlicht der katholische Breslauer Universitätsprofessor Dr. König folgende Kritik einer neuen Broschüre des katholischen Geistlichen Dr. Mommert:

„Um die Ehre Gottes zu fördern und seinen Mitmenschen zu nützen", (S. 131) hat der „römisch-katholische Pfarrer" in Schweinitz, Herr Karl Mommert, Dr. theol. und Ritter des hl. Grabes, seiner ersten Schrift über den „Ritualmord bei den Talmudjuden" soeben eine zweite Broschüre folgen lassen, welche der „Widerlegung der Widersprüche frommer Juden und Christen gegen die Blutbeschuldigung der Juden" gewidmet ist, und in welcher der Verfasser gegen Schluß ein „Wort an seine Kritiker" richtet. Dr. Mommert hat dem Unterzeichneten, der zu seinen Kritikern gehört, das Werkchen zugesandt, nachdem er brieflich u. a. anerkannt, daß meine Besprechung seiner betr. Publikationen „sine ira et studio" geschrieben, eine „ruhige und sachliche Kritik" und in anständige Formen gekleidet", „die christliche Liebe und Gerechtigkeit nicht verletzend" sei; im gleichen Geiste habe er nun geantwortet. Wäre letztere Versicherung wahr, dann hätte ich persönlich keinen besonderen Anlaß zu einer Erwiderung. Nun aber strotzt geradezu M.s Antikritik von persönlich beleidigenden Ausfällen, boshaften Unterstellungen, sowie von Entstellungen der Wahrheit, von denen wenigstens einige beantwortet werden sollen, da auf alle einzugehen, der Raum nicht gestattet.

In der neuen Broschüre auf S. 121 schreibt er: „Im übrigen macht in meines verehrten Studiengenossen Apologie des Ritualmordes bei den Talmudjuden bei aller sachlichen Gegnerschaft . . . eine umsichtige und besonnene Darstellung sich geltend." Den Vorwurf, eine „Apologie des Ritualmordes" mir erlaubt zu haben, muß ich nun aber mit Entrüstung als schwerste Beleidigung abweisen,

trotz der sie begleitenden huldvollen Anerkennung, welche durch den Gegensatz die furchtbare Anklage nur verschärft und boshafter macht. Ich wüßte nicht, wie ein Priester und Universitätslehrer genannt werden sollte, der den Ritualmord in Schutz genommen hätte! Ein furchtbareres Verbrechen, als Kannibalismus, im Namen der Religion angeblich fortwährend bis heute noch begangen von einer großen Zahl fanatischer Menschen, könnte ich mir kaum ausdenken — und ihm sollte ich nun eine „Apologie" gewidmet haben!! — Herr Dr. M. wird dagegen vielleicht einwerfen: „Daß ich dies nicht so gemeint habe, beweist ja mein wörtlicher Abdruck der Königschen Kritik auf S. 117 ff. meiner neuen Schrift. Da konnte ja jeder Leser leicht erkennen, wie ich es verstanden habe." Allein diese Ausflucht hat Dr. M. sich selbst abgeschnitten, indem er die ihm freilich wohl unangenehmste, aber zur Bildung eines Urteils über meine angebliche „Apologie des Ritualmordes" besonders wichtige Partie meines Referats unterschlug und nur durch Punkte andeutete. Diese unterschlagene Partie lautet wörtlich folgendermaßen: „Nie und nimmer würde ja z. B. die geradezu entsetzliche Stelle S. 6 ff. die (kirchliche) Zensur passiert haben, wo Herr Dr. Mommert die hl. Eucharistie in Parallele stellt mit dem angeblichen Kannibalismus des jüdischen Ritualmordes! Man höre! S. 9 heißt es wörtlich: „„Wurde nun die rituelle Verwendung des Fleisches und Blutes Jesu im christlichen Kulte so lange als Arkandisziplin (Geheimlehre) behandelt, als dieselben (sic) noch nicht zahlreich und mächtig genug waren, um diesen Kult öffentlich ungestört ausüben zu können, so werden wir es begreiflich finden, daß auch die Juden die Verwendung von Menschenblut bezw. Christenblut bei ihrem Kulte als Arkandisziplin behandeln, bis auch sie einmal wieder, wie früher, z. B. in des Samuel und des Elias Tagen, die Macht haben werden, Menschen zu rituellen Zwecken öffentlich abschlachten zu können"" (!!). So schreibt nicht etwa Voltaire, sondern ein katholischer Priester! Unterzeichneter hat einmal bei Gelegenheit einer seiner zahlreichen, natürlich vergeblichen Bitten und Warnungen während der Drucklegung der famosen Autobiographie Herrn Mommerts diesem die bange Frage vorgelegt, wohin es noch mit ihm auf dem eingeschlagenen Wege kommen solle. Obige Stelle gibt hierauf die betrübende Antwort, an der nur Feinde der Kirche Freude haben können. Dazu ist eine unwissenschaftlichere und unlogischere Beweisführung als in eben diesem Ausspruch M.s schwerlich denkbar." Wie man sieht, könnte Dr. M.s frivole Vergleichung des allerhl. Altarsakraments mit dem Ritualmord viel berechtigter eine „Apologie" des letzteren genannt werden, als mein Artikel. Allein nicht für den Ritualmord habe ich eine „Apologie" geschrieben; mein Referat galt vielmehr nur der Gerechtigkeit und dem ganzen Stand beleidigenden Aeußerungen (S. 127): „Inwieweit diese geistliche „Bauch-Rutsch-Kundgebung" zur Durchführung gelangt ist, weiß ich nicht. Von verschiedener Seite wurde mir jedoch mitgeteilt, daß man die von ihnen begehrte „Bauch-Rutsch-Kundgebung" (beidemal gesperrt von M. gedruckt!) abgelehnt habe, und zwar aus Ehrfurcht und Hochachtung vor Sr. Eminenz dem Hochwürdigsten Kardinal-Fürstbischof Dr. Georg Kopp zu Breslau, indem man es für unschicklich hielt, Höchstdemselben aus Anlaß einer schon längst wieder vergessenen Schrift zu kondolieren. Sei Mommert im Unrecht, so sei der Kardinal-Fürstbischof Dr. Kopp Mann genug, um allein mit Mommert fertig zu werden. . . . Sollten diese Erörterungen jemandem unlieb sein, dann möge er beim Herrn Dompropst Professor Dr. Arthur König zu Breslau sich dafür bedanken, daß er mich veranlaßt hat, mein Schweigen zu brechen". Wie man sieht, ist Herr Dr. M. ein Meister der Logik und Dialektik. Schweigen nämlich seine Gegner und die von ihm Angegriffenen, so schließt er daraus auf deren Zustimmung zu allem, was ihm paßt; reden sie, und wenn auch noch so „ruhig und sachlich", in „anständiger Form" und ohne „die christliche Liebe und Gerechtigkeit zu verletzen", dann sind sie die bösen Friedensstörer, die dem unschuldigen Lamm das Wasser trüben!

Nach den mitgeteilten Proben seiner Gesinnung und Kampfesweise sind schließlich auch die höhnischen und pietätlosen Aeußerungen Dr. Mommerts über seinen Bischof zu bewerten. Se. Eminenz, damals noch Bischof von Fulda, hatte 1882 dem Rabbiner Dr. Cohn schriftlich auf Wunsch seine Ueberzeugung u. a. dahin kundgegeben, daß die Anklage des Ritualmordes „weder durch die jüdische Religion, noch durch die Geschichte zu begründen sei". Dr. Mommert macht dazu die infamierende Glosse (S. 79): „Inwieweit die im Sommer 1887 erfolgte Beförderung des Bischofs Dr. Kopp von Fulda auf den Fürstb. Stuhl zu Breslau mit diesem Schreiben, bezw. mit jüdischer Protektion in Verbindung steht, entzieht sich meiner Kenntnis. Nicht uninteressant ist, was ich gerüchtweise vernahm, daß die Firma Fuchs u. Henel, Ring, Breslau, mit der Lieferung der Hauseinrichtung für das vom Fürstbischof Dr. Kopp zu Breslau im Jahre 1894 erbaute Konvikt für Studierende der katholischen Theologie, betraut worden ist." Die boshafte Verdächtigung im ersten Satze enthält zugleich eine Beleidigung des Kaisers Wilhelm I. und des Papstes Leo XIII., die bekanntlich die Transferierung des Hochw. Bischofs von Fulda nach Breslau wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Beilegung des „Kulturkampfes" vereinbart haben. Was aber die zweite Verdächtigung anlangt, so hätte Herrn Dr. Mommert jedermann in Breslau sagen können, daß genannte Firma christlich, nicht jüdisch ist. Ebenso lächerlich ist die von Dr. M. ohne Kritik angeführte Aeußerung C. Paasch's, daß der verstorbene Feldpropst der Armee, Bischof Dr. Aßmann „jüdischer Herkunft" gewesen sei. „Kritik", und zwar meist eine sehr bissige und lieblose, kennt Herr Dr. Mommert wohl nur gegenüber seinen Gegnern, während er alles, was zu seiner Tendenz paßt, meist unbesehen und kritiklos herübernimmt; denn semper aliquid haeret. Unseren Hochwürdigsten Oberhirten vermögen freilich auch die lieblosesten Anwürfe und Verdächtigungen durch einen Dr. Mommert nie und nimmer seiner dankbaren Diözese, insbesondere dem Klerus, minder verehrenswert und teuer zu machen, als er uns bisher durch ein neunzehnjähriges, wahrhaft apostolisches Wirken geworden ist! Wenn Herr Dr. Mommert und seine traurigen Pamphlete längst vergessen sein werden, wird die Geschichte noch mit hoher Anerkennung den Namen des Kardinals Kopp zu nennen wissen. Um den Beifall, den allenfalls bei gewissen Feinden der Kirche Herr Dr. Mommert mit seiner neuesten Leistung finden mag, wird den auf bedauerliches Gleis geratenen Priester niemand beneiden. In der traurigen Angelegenheit gedenke aber ich selbst das Wort nicht mehr zu ergreifen, so sehr es vielleicht Herr Dr. Mommert wünschen möchte, um immer wieder von sich reden und Reklame machen zu können.

Prof. Dr. A. König.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 20. Berlin, 16. Mai 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3676.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Die Ausweisungen der russischen Juden.

(Die Verhandlung im Abgeordnetenhause.)

Die Leute — beinahe hätten wir uns verhauen und nach Schema F geschrieben: die guten Leute —, die über einen sogenannten Ballinkurs tuscheln und hecheln und innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle ein „Geiobtes Land" der Juden zusammenphantasieren möchten, sie sind nun wieder ihres lieben Lebens froh. Sie haben sich unnütz erregt und sehen, daß alles hübsch beim Alten bleibt und das Wort des Patriarchen im „Nathan", nach welchem unter allen Umständen der Jude verbrannt wird, annoch das maßgebende bleibt in den Landen, in denen einst Friedrich der Große mit Voltaire dem Geiste kommender Zeiten vorausgeeilt. Im preußischen Abgeordnetenhause hat die Verhandlung über die Ausweisungen der Russen stattgefunden. Oder richtiger: der russischen Juden. Denn ist auch „schanden halber" der eine oder der andere mit zum Lande hinausgejagt, der nicht vom Stamme Israel, das ändert an dem antisemitischen Gepräge der Russenausweisungen so wenig wie der bürgerliche Renommierschulze an der Naturgeschichte des Gardeoffizierkorps.

Sage mir, wer dich lobt, und ich will dir sagen, wer du bist. Es mag genügen, daß selbst in solchen Blättern, die aus naheliegenden Gründen von dem waschechten Antisemitismus ihrer Macher nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch zu machen pflegen, dem Minister des Innern Herrn von Bethmann-Hollweg helle Anerkennung gezollt wird, daß man ihn als „klugen Kopf" und weisen Staatsmann feiert, weil er sich nicht gescheut, den Stier bei den Hörnern zu packen, will sagen, weil er eingeräumt, wie die Ausweisungen eben gegen die Juden gerichtet waren und sind. Die „Tägliche Rundschau" spricht mit scharfem Hohn, mit unverhüllter Schadenfreude von den „jüdisch-russischen Herren", denen die Verhandlung im Abgeordnetenhause wenig genützt. Man kann darnach ermessen, wie großen, hellen Jubel das Auftreten des Ministers des Inneren, hinter dem die preußische Regierung steht, in d n Gezelten derer ausgelöst hat, die von dem Grafen Pückler, Liebermann v. Sonnenberg und dem Skandalblattunternehmer Herrn Bruhn ihre geistige Nahrung beziehen.

Albert Träger hat sich der Aufgabe, die Ausweisungen der Russen, der russischen Juden aus Preußen unter dem Gesichtspunkt von Billigkeit und Menschlichkeit, Treu und Glauben zu prüfen, mit der diesen alten Freiheits- und Rechtskämpfer auszeichnenden Warmherzigkeit unterzogen. Es war ein Wort voll Wucht und Wahrheit, das er der Regierung zurief, als er ihr vorwarf, daß sie die Russen nicht ausgewiesen, weil sie sich lästig gemacht, sondern weil sie ihr lästig sind, und daß die Regierung so den Sekundanten Rußlands auf ihrem eigenen Boden gespielt und übereifrig sogar die Abmachungen mit Rußland selbst in dem mit diesem Reiche geschlossenen Handelsvertrage verletzt habe. Der Herr Minister erwiderte, daß es sich bei den rund 12 000 Fremden, die in letzter Zeit im Landespolizeibezirk Berlin zugezogen sind, vorwiegend um Angehörige von niederen, unvermögenden Volkskreisen und um Juden handle und daß man blind sein müsse, wenn man die Rolle verkennen wolle, die die Juden aktiv und passiv in der russischen Revolution gespielt.

Hier stocken wir schon. Auch die „passive" Rolle, die die Juden in der russischen Revolution gespielt, hat der Herr Minister gestreift. So wollte er also an die ungeheuren Greuel erinnern, die sich über die Häupter der Juden in Rußland entladen haben, an die grausamen Heimsuchungen mit Mord und Brand und Schändung und Plünderung, die den Juden in Verbindung mit der russischen Volkserhebung ein furchtbares Märtyrertum bereitet haben? Nun, wenn dem Herrn Minister die „passive" Rolle der Juden in der russischen Revolution derart bekannt ist, wie kommt er dann dazu, diejenigen unter den nach Groß-Berlin geflüchteten russischen Juden, die sich entweder ihrer Haut gewehrt oder die sich als russische Volksgenossen der russischen Volksbewegung nicht entzogen haben, dieses Verschulden so hoch anzurechnen? Warum verallgemeinert er und sucht das Verlangen nach Abschiedung der ihm und seinen Hintermännern lästigen russischen Juden mit der Behauptung zu begründen, daß diese Leute, die froh sind, wenn sie hier friedlich und unter dem Schutze ordentlicher Rechtszustände leben können, eben Revolutionäre seien?

Ja freilich, der Schutz ordentlicher Rechtszustände — da kommen wir zusammen. Wir haben im Ausweisungswesen nicht Recht und Ordnung und gesetzliche Zustände; — wir haben das freie Ermessen der Regierung, das man minder höflich etwas anders bezeichnen kann, wir haben eine Regierung ohne Ministerverantwortlichkeit und stehen in diesen Dingen neben Rußland und nicht neben Kulturstaaten ersten Ranges. Die „Mißgriffe", die sich bei diesen Ausweisungen ergeben haben, werfen ein scharfes Schlaglicht auf die Höhe des menschlichen Empfindens und der politisch-religiösen Unbefangenheit derjenigen, die diese Mißgriffe begangen haben. Daß nach den jetzigen Erklärungen des Ministers des Innern und nach dem jubelnden Beifall, welchen er, den man bei seinem Kommen als einen einigermaßen modern und frei gerichteten Staatsmann einschätzen

wollte, auf Seiten der rücksichtslosesten Rückwärtser und Scharfmacher und ebenmäßig auf Seiten der Antisemiten gröbster Marke gefunden, die Zahl und die böse Natur solcher Mißgriffe sich mindern und mildern sollten, dies zu glauben fällt uns schwer.

Der Wortführer der Konservativen im Abgeordnetenhause, Abg. v. Brandenstein, hat ja die Regierung geradezu aufgefordert, auch künftig mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit vorzugehen. Allein selbst die Vertreter des Zentrums und der Nationalliberalen die Abgg. Herold und Friedberg mußten die Schroffheit des Vorgehens der Polizei tadeln, und der polnische Prälat von Jazdzewski verwies zürnend darauf, daß sogar Ausweisungen in Preußen geborener Russen vorgekommen sind, die schon Jahrzehnte lang hier anwesend waren. Die Freisinnigen Gyßling und Brömel waren einig in der schärfsten Verurteilung der Härte und der Willkür bei den Ausweisungen.

Mit Recht bedauerte der Abgeordnete Brömel, daß im preußischen Abgeordnetenhause mit dem verrotteten Wahlrecht ein verfassungsmäßig zulässiger Antrag, eine solche komplizierte Rechtsfrage vor eine aus Mitgliedern beider Häuser des Landtages bestehende parlamentarische Untersuchungs-Kommission zu bringen, keine Aussicht auf Annahme habe. Man wird ferner dem Redner nur beipflichten können, wenn er die Hoffnung aussprach, daß der Reichstag fest auf seinem Standpunkt beharren möge, daß die Regelung und parlamentarische Kontrolle des Fremdenrechts zur Kompetenz des Reiches gehört.

Aber wir fürchten, wir fürchten, die sogenannte Erbweisheit werde sich durch alle derartigen Erfahrungen und Ermahnungen nicht irren und wirren lassen, und das, was im Reichstag der Abgeordnete Schrader zutreffend als Rückfall in die Barbarei bezeichnet hat, das wird sich bei uns noch recht häufig wiederholen. Wir wissen schon aus Manteuffel-Westphalens, wissen aus Puttkamers Zeiten, daß der Appell an gewisse ethische Gebote jezuweilen bei der sogenannten Staatsraison auf taube Ohren stößt.

Der Fall jenes Kriminalkommissars, dem im Reichstage und in der sozialdemokratischen Presse vorgeworfen worden ist, daß er einen russischen Juden für verräterische Dienste habe gewinnen wollen, indem er ihm auf der einen Seite mit Ausweisung drohte, auf der anderen ihm 16 000 bis 17 000 Mark in Aussicht gestellt, ihm einen falschen Paß gegeben und ihn zum Christen gemacht habe, — dieser Fall hat nach der übereinstimmenden Ansicht mehrerer Redner des Abgeordnetenhauses seitens des Herrn Ministers keine genügende Aufklärung gefunden; — vielleicht erfolgt diese Aufklärung, wie es des Landes der Brauch, im Wege eines Preßprozesses, bei dem ein Redakteur seine Haut zu Markte tragen muß, um die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Der Gesamteindruck der Verhandlungen im Abgeordnetenhause über die Ausweisungen der russischen Juden ist wahrhaftig kein erfreulicher. Ueber England sang einst Freiligrath: „Kein flüchtig Haupt hat Engelland von seiner Schwelle noch gewiesen." Deutschland, das Deutschland von 1906, ist angeblich in der Welt voran, bestrebt sich aber mit Erfolg, in gleichem Schritt und Tritt mit Rußland zu marschieren, und dabei wird unsere Vereinsamung immer schärfer und trostloser.

Etwas von der „Tätigkeit" des Abg. Kröfell im Reichstage.

Das „Pyritzer Kreisblatt" schreibt:

Der Deutsche Reichstag hat in den verflossenen 14 Tagen außerordentlich fleißig gearbeitet, so daß er bereits am letzten Sonnabend die zweite Lesung der Reichsfinanzreform beenden konnte. Das ist nur möglich gewesen dadurch, daß immer ein beschlußfähiges Haus zur Stelle war und die fast jeden Tag vorgekommenen namentlichen Abstimmungen nicht die Beschlußunfähigkeit und damit ein vorzeitiges Abbrechen der Verhandlungen ergaben. Der augenblickliche Vertreter des Wahlkreises Pyritz-Saatzig im Reichstage, der Abg. Kröfell, hat sich allerdings an dieser parlamentarischen Arbeit wenig oder garnicht beteiligt, denn, wie die stenographischen Berichte des Reichstages dokumentieren, hat der Abg. Kröfell

gefehlt bei der Abstimmung über die Biersteuer,
gefehlt bei der Abstimmung über die Zigarettensteuer,
gefehlt bei der Abstimmung über die Fahrkartensteuer,
gefehlt bei der Abstimmung über die Automobilsteuer,
gefehlt bei der Abstimmung über die Tantièmesteuer.

Da Herr Kröfell gegenwärtig nicht krank ist, so ist vorderhand unergründlich, womit der Abg. Kröfell sein Fernbleiben von den Reichstags-Verhandlungen, zumal bei so wichtigen Verhandlungen, wie es die Reichsfinanzreform ist, entschuldigen will!

Zwar wird er einwenden wollen, daß er am letzten Dienstag an den Verhandlungen über die Gültigkeit bezw. Ungültigkeit seiner Wahl zum Stadtverordneten von Pyritz vor dem Bezirksausschusse in Stettin habe teilnehmen müssen. Wie wir aber wissen, war diese Verhandlung, deren Ausgang für uns von vornherein so feststand, wie er erfolgt ist, und auch nicht durch die Anwesenheit des Herrn Kröfell irgendwie beeinflußt worden ist, schon so früh beendet, daß Herr Kröfell noch gut von Stettin nach Berlin hätte fahren und wenigstens an einer der namentlichen Abstimmungen, die am Dienstag stattfanden, teilnehmen können.

Dieses eigentümliche Verhalten des Herrn Kröfell steht in merkwürdigem Widerspruche zu seiner oft von ihm abgegebenen Erklärung und Versicherung, daß er im Reichstage für die Interessen des schwerbedrängten Mittelstandes eintreten wolle. Wir fragen erstaunt, wie kann ein Abgeordneter für den Mittelstand eintreten, der sich überhaupt nicht an den Arbeiten des Reichstages beteiligt und niemals oder nur höchst selten, wenn er seine Privatsachen dort vorbringen will, im Reichstage anwesend ist?

Noch eigentümlicher und verwunderlicher wird dieses fortwährende Schwänzen des Abg. Kröfell, wenn wir damit seine Tätigkeit im Kreise Pyritz vergleichen! Der Abg. Kröfell hat bereits seit dem 18. Februar allsonntäglich Versammlungen abgehalten, und zwar in den Ortschaften Kl.-Rischow — wir führen die Orte nach der historischen Reihenfolge an — Strohsdorf, Jsinger, Lettnin, Alt-Grape, Brietzig, Pyritz, Köselitz, Stargard, Naumersaue, Marienwerder und Eichelshagen, und vorläufig sollen bis Pfingsten — nach seiner eigenen Erklärung — die Versammlungen so fortgesetzt werden. In allen Versammlungen war das Thema das gleiche, nämlich „Ueber die letzten Vorgänge im Reichstage, besonders die neuen Steuer-Vorlagen", und in allen Versammlungen hat der Abg. Kröfell — jetzt wird es interessant — die Versammlungsteilnehmer eingehend darüber debattieren und abstimmen lassen, welche neuen Steuern sie haben wollten und für welche neue Steuern der Abgeordnete Kröfell im Reichstage stimmen solle. Die Berichte über all die Versammlungen erschienen in der Kröfell'schen Zeitung „Der Mittelstand", und im großen und ganzen haben sich alle Versammlungen, wie Herr Kröfell selbst berichtete, für die Bier-, Automobil-, Tantiemen-, Zigarretten- und Wehrsteuer, überhaupt für

Tabak-, Verkehrs- und Reichs-Erbschaftssteuer mit starker Einschränkung ausgesprochen.

Was soll man nun aber dazu sagen, daß der Abg. Kröfell diesen bisher in 12 Versammlungen erhaltenen Auftrag bezüglich seiner Abstimmung bei den neuen Steuervorlagen dadurch ausführt, daß er im Reichstage bei der Abstimmung über die neuen Steuern einfach durch — Abwesenheit glänzt! Es ist alles schon dagewesen, aber so was ganz gewiß noch nicht! Werden nicht dadurch all die Versammlungen gewissermaßen zur reinsten Komödie, hat nicht der Abg. Kröfell gewissermaßen alle die Versammlungsteilnehmer unnötigerweise um ihr zustimmendes oder ablehnendes Votum zu den Steuervorlagen gefragt? Durch eine solche Handlungsweise hat zweifellos der Abg. Kröfell das Vertrauen seiner Wähler gröblich getäuscht, durch ein solches Verfahren zeigt der Abg. Kröfell zweifellos, daß alle die Versammlungen nur „Sand in die Augen“ sein sollten für diejenigen, welche die stenographischen Berichte des Reichstages nicht lesen und daher nicht kontrollieren und verfolgen können, wie wenig sich der Abg. Kröfell an den Verhandlungen des Reichstages zu beteiligen pflegt.

Aus der antisemitischen Wahlbewegung.

Aus dem Reichstagswahlkreise Erfurt-Schleusingen wird uns geschrieben:

Die reaktionären Parteien im Wahlkreise rechnen auf eine Ersatzwahl, da die Wahl des nationalliberalen Abg. Hagemann von der Wahlprüfungskommission des Reichstages beanstandet worden ist. Falls es zu einer Ersatzwahl kommt, wird der Wahlkreis zu den heißumstrittensten gehören. Die Reaktion erscheint als erste auf dem Plan und präsentiert einen Mischmaschkandidaten. Konservative, Antisemiten und Bund der Landwirte haben ein Kompromiß geschlossen und als gemeinschaftlichen Kandidaten den in allen Farben schillernden Konsumvereinstöter und Warenhausbekämpfer Professor Dr. Suchsland-Halle aufgestellt, der bereits am Sonnabend, den 12. Mai in Erfurt in einer Versammlung seine Kandidatenrede hielt. In einem Schreiben wendeten sich nun die Vorstände der reaktionären Kompromißparteien an die bürgerlichen Parteien mit der Bitte, sich mit der Aufstellung des wegen seiner bekannten wirtschafts- und sozialpolitischen Ansichten und Bestrebungen besonders geeigneten Sammelkandidaten einverstanden zu erklären, damit alle Wähler an die Wahlurne gebracht werden und eine überflüssige Zersplitterung der Kräfte bei der Hauptwahl vermieden wird.

Diese geradezu naive Zumutung, einem antisemitisch-agrarisch-konservativen Kandidaten die Stimme zu geben, ist natürlich für die Freisinnigen des Wahlkreises gar nicht diskutabel. Der seitherige nationalliberale Kandidat Hagemann hat bei einer Ersatzwahl nicht allzuviel Aussichten. Dagegen ist der freisinnige Kandidat, Redakteur Schumacher sehr beliebt, und es besteht begründete Hoffnung, für seine Kandidatur sowohl aus nationalliberalen Kreisen, wie auch von links Zuzug zu erhalten, da der derzeitige Mandatträger wenig Sympathien besitzt. Seine gehässigen Ausfälle gegen die Freisinnigen, die ihm in der Stichwahl mit zum Mandat verholfen haben, bleiben ihm unvergessen.

* * *

Aus dem Wahlkreise Waldeck. Die Kandidatur des von den Deutschsozialen gemeinschaftlich mit dem Bund der Landwirte dem derzeitigen freisinnigen Abg. Dr. Potthoff für die nächste Reichstagwahl gegenübergestellten Oberlandesgerichtsrats v. Richthofen wird von der antisemitischen Reformpartei nicht unangefochten bleiben. Recht bemerkenswert ist es ferner, daß selbst das christlich-soziale „Kasseler Sonntagsblatt“ mit dieser Kandidatur sehr unzufrieden ist; es bemerkt nämlich hierzu:

„Sehr frühe treten die Deutschsozialen in die Wahlbewegung für den Reichstag, der im Jahre 1908 gewählt werden soll, ein, eigentlich zu früh. Im Waldecker Ländchen, das zurzeit durch einen recht rührigen freisinnigen Herrn vertreten wird, haben sie sogar schon einen Kandidaten aufgestellt. Es ist der Oberlandesgerichtsrat von Richthofen aus Jena. Diese Kandidatur verursacht sowohl in Waldeck als auch bei uns in Hessen allgemeines Kopfschütteln. War denn kein volkstümlicher Bewerber zu finden für die Partei, die sich deutschsozial nennt? War kein Mann des praktischen Lebens da, der sich geeignet hätte? Und hat man sich denn schon in der engeren Heimat umgesehen nach einem Kandidaten? Mußte es wieder einer von außerhalb sein, und mußte es dazu noch ein in der Partei gänzlich unbekannter feudaler Jurist sein? Uns dünkt, bei der Aufstellung der Wahlkandidaten wird auf das Volk zu wenig Rücksicht genommen. Es hat eine Zeit gegeben, da wollten gerade die Deutschsozialen recht wenig von den Herren Juristen wissen. Aus dieser Zeit liegt uns ein deutschsoziales Wahlflugblatt vor, in welchem es sogar den Nationalliberalen zum Vorwurf gemacht wird, daß während der sogenannten „liberalen Aera“ in ihren Reihen soviel Juristen gesessen hätten, die lediglich für sich selbst gesorgt und den Anwaltszwang, die hohen Anwaltskosten und andere schöne Gesetze gemacht hätten. Und heute —? Wie sich doch die Zeiten ändern! Wir haben auch früher mehr als einmal aus dem Munde deutschsozialer Führer gehört: Ja, wenn es Diäten gäbe, würden wir die ersten sein, die darauf Bedacht nähmen, Kandidaten aus dem werktätigen Volke aufzustellen. Ebenso haben wir mehrfach gehört, daß jene Führer versicherten, sie würden in Hessen selbstverständlich gerne Hessen, Männer, die im Wahlkreise oder doch im Lande wohnen, bitten, zu kandidieren — wenn erst Diäten solchen die Annahme einer Kandidatur ermöglichten. Und nun —? Jetzt gibts Diäten, aber diejenigen Herren, die dem hessischen Volk seit Jahren zugemutet haben, ihre Kandidaten, von denen man manchmal nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen, zu wählen, diejenigen Herren denken heute garnicht daran, wahr zu machen, was sie seinerzeit als eine für sich selbstverständliche Sache hinstellten. Waldeck liefert den Beweis. Kein mit den Verhältnissen und der Eigenart des Landes Vertrauter, kein Mann, der hier lebt und wohnt, keiner aus den Schichten der Bevölkerung, die am wenigsten vertreten sind im Deutschen Reichstag, wird präsentiert, sondern ein fremder Herr, ein höherer Staatsbeamter, der die Diäten eigentlich garnicht so nötig hätte, dazu, wie gesagt, noch einer vom hohen Adel und von der bevorzugten „vornehmen Fakultät“, d. h. von den bei den Deutschsozialen früher so verpönten Juristen. Wenn das deutschsozial ist, dann wissen wir nicht mehr, wie wir das hübsche Wort definieren sollen. Das müssen wir aber sagen — solche unvolkstümliche Kandidaturen dürften der deutschsozialen Sache nicht gerade nützlich sein, besonders in Waldeck nicht, wo sich bisher so viele kleine Leute zur deutschsozialen Partei bekannt haben.“

Ob die Christlichsozialen bei dieser Ablehnung verharren werden, ist allerdings mehr als zweifelhaft, da gerade die Anhänger Stöckers mit den Liebermännern z. B. sehr intim sind. Wahrscheinlich ist dem christlichsozialen Kasseler Blatt von reformerischer Seite ein Kuckucksei ins Nest gelegt worden. Die Zimmermänner scheinen allerdings — vorläufig wenigstens noch — vor dem Bruderkriege in Hessen nicht zurückschrecken zu wollen. Sie haben zu diesem Zwecke eine besondere hessische antisemitische Gruppe, die „Freideutsche Vereinigung“, ins Leben gerufen, die insbesondere die Aufgabe hat, dem deutschsozialen Kasseler Reichstagsabgeordneten Lattmann das Leben sauer zu machen; er muß sich mit ihnen nahezu in jeder Versammlung herumschlagen. Ihr Organ, die „Hess. Rundschau“ beschäftigt sich ebenfalls mit der Kandidatenfrage in Waldeck und bemerkt zu den Auslassungen des „Kasseler Sonntagsblattes“:

„Wenn in diesen Artikel gesagt wurde, daß solche unvolkstümliche Kandidaturen der deutschsozialen Sache in Waldeck nicht gerade nützlich sein würden, so billigen wir diesen Standpunkt voll und ganz und möchten den Gedanken nur noch erweitern, indem wir hinzufügen, daß die Deutschsozialen in Waldeck überhaupt kein Glück mehr haben dürften. Wenngleich Herr Dr. Potthoff seine Wahl in den Reichstag nur einer Zufallsmehrheit verdankt, so haben damit doch die Wähler Waldecks bewiesen, daß sie in ihrer Politik einer freiheitlichen Richtung zuneigen, am allerwenigsten also jenem extremen Flügel des Bundes der Landwirte, dem die Herren v. Liebermann und

Lattmann besonders zugetan sind und der von den großen Standesherren repräsentiert wird, die mit ihrer konservativen Politik Kleinbauer und Bürger nicht erwärmen können. Beim Herrn v. Richthofen weiß man genau, woher er kommt, und es ist deshalb nicht anzunehmen, daß für ihn die Fußtapfen des Herrn Liebermann von Sonnenberg keine Wegweiser sein sollten. Er kann sich auf einen schweren Kampf mit der Freideutschen Vereinigung (F. D. V.) gefaßt machen, die nicht so töricht ist, ihre letzten Pfeile aus dem Köcher schon zwei Jahre vor der Wahl zu verschießen und im übrigen den Waldeckern überläßt, sich über eine freideutsche Kandidatur schlüssig zu werden. Ein Narr, wer sich aufdrängt!"

Aus dem antisemitischen Lager.

Vom Bankrott des sächsischen Antisemitismus. Bei den Reichstagswahlen von 1893 war es, wo der Antisemitismus in Sachsen sechs Wahlkreise, darunter die Dresdner, eroberte. Wie stiegen die „Erfolge" den antisemitischen Eintagsfliegen zu Kopfe. Sachsen sollte der Ausgangspunkt für die Eroberung Deutschlands durch den Antisemitismus werden. Einen unüberwindlichen Damm gegen die Sozialdemokratie wollte man in der deutschsozialen Reformpartei errichten. Durch große Plakate kündigte man das an, und gleichzeitig wurde eine „Tageszeitung größten Stils" in der **„Deutschen Wacht"** gegründet. Zimmermann wurde mit 8000 Mark Gehalt Direktor, daneben funktionierten noch acht Redakteure und zwei Geschäftsführer, das Geld wurde durch Ausgabe von Aktien aufgebracht; die Freude dauerte aber nicht lange. Schon bei den Nachwahlen offenbarte sich der beginnende Bankrott des Antisemitismus in Sachsen. Die „Tageszeitung größten Stils" kam in Geldnot; bald mußten die Aktien zusammengelegt werden, und bald war alles Geld verpulvert und die Aktionäre hatten das Nachsehen. Die letzten 6 Jahre waren für den sächsischen Antisemitismus ein langsames qualvolles Sterben. Zwar wurde der „Wacht", die inzwischen im Umfang sehr reduziert worden war, noch einmal aufgeholfen, aber es war nur eine künstliche Verlängerung der Qual. Nachdem verschiedene andere Versuche, das Blatt über Wasser zu halten, gescheitert waren, ist man jetzt am Ende angekommen. Durch eine Bekanntmachung des Dresdener Amtsgerichts wird der Aktiengesellschaft „Deutsche Wacht" jede Veräußerung ihres Vermögens untersagt, weil Konkurs gegen sie beantragt worden ist. Damit geht die antisemitische Partei Sachsens ihres einzigen Preßorgans verlustig.

Das Münchener Gemeindekollegium hatte sich wieder einmal mit einem antisemitischen Antrag, der den Magistrat auffordert, wegen Verhinderung der Niederlassung russischer Juden bei der Regierung vorstellig zu werden, beschäftigen müssen; der Antrag ist selbstverständlich wie seine Vorgänger mit großer Mehrheit abgelehnt worden.

Der Referent, Schön, erinnerte an einen früheren Antrag gleicher Tendenz, über den zur Tagesordnung übergegangen worden sei. Dasselbe Schicksal forde.e der Verwaltungs-Ausschuß auch für dessen jetzige Wiederholung. Mit den Ausweisungen werde nur der russischen Regierung ein Gefallen erwiesen, und es sei eine Barbarei, die Opfer der Verfolgungen ihren Schergen auszuliefern. Der Antragsteller Wagner ersetzte bei dem Plaidoyer für seinen Antrag die Gründe, die er natürlich nicht beibringen konnte, durch wüstes Geschimpfe. Er erging sich in geschmackvollen Redewendungen vom „Judenpack", das schleunigst dahin abgeschoben werden müsse, woher es gekommen sei, von den „Läusen, die die Aerzte den jüdischen Kindern vom Kopf klauben müssen" und in ähnlichen Argumenten Pücklerschen Kalibers. Er vermochte mit dieser rednerischen Großtat nicht einmal auf seine Gesinnungsgenossen, die in großer Zahl die Tribüne füllten, Eindruck zu machen: keine Hand rührte sich, als er seine Rodomontaden mit der fulminanten Aufforderung schloß, seinen Antrag dem Magistrat „zur Würdigung" zu überweisen.

Lebhaftes Befremden erregte es, daß namens der Zentrumsfraktion der Bevollmächtigte Riggauer beantragte: „Der Magistrat möge dahin wirken, die Einwanderung subsistenzloser Auswanderer, welche nur vom Hausierhandel sich fortzubringen suchen, möglichst hintanzuhalten." Sehr zutreffend wies der Sozialdemokrat Witti darauf hin, daß dieser Antrag nichts anderes als eine Umschreibung des Wagnerschen sei, nur daß er dessen „Segnungen" auch auf die nichtjüdischen Russen ausgedehnt sehen wolle. W.r die Geschichte und das Wesen des russischen Despotie, die Unterdrückung und Ausplünderung des Volkes durch eine verrottete Bureaukratie nur einigermaßen kenne, wer von den Greueltaten, die von Raub- und Mörderbanden an den Juden verübt wurden, nur etwas gelesen habe, der müsse sich wundern, daß sogar ein Antisemit zu der Herzlosigkeit eines derartigen Antrags sich zu versteigen vermochte. Wer daher für Beseitigung dieser schauerlichen Zustände eintritt, der verdiene nicht Verfolgung, sondern Achtung, denn die Beseitigung dieser Zustände sei eine kulturelle Tat ersten Ranges, die ihre wohltätige Wirkung sicher über den ganzen europäischen Kontinent ausüben werde. Der Antragsteller wolle nun, daß diese Flüchtlinge den Schergen des Zaren wieder in die Arme getrieben werden; er bestreite zwar, gaß sein Antrag das beabsichtige, aus der Begründung geht aber hervor, daß er uns ansinnt, die Zutreiber für die russische Bureaukratie zu sein. Seine Rede klang darin aus, daß drei Viertel der Münchener Bevölkerung in ihrem Innern für seinen Antrag seien. Gleich nachdrücklich bekämpfte der Bevollmächtigte Raith das „unsinnige Verlangen." Als er seiner Freude Ausdruck gab, daß kein Zentrums-Redner für den Antrag Wagner eingetreten sei, erhob sich Dr. Heigl, um zu erklären, daß er und seine Freunde mit der Tendenz des Antrags Wagner sympathisieren und für denselben stimmen würden, falls der Antrag Riggauer abgelehnt werde. So geschah es auch: Dr. Heigl und acht seiner engeren Freunde stimmten für den antisemitischen Antrag, der von der Mehrheit durch Uebergang zur Tagesordnung beseitigt wurde.

Ueber die Wahlen zum Wiener Gemeinderat wird der „Köln. Ztg." aus Wien, 11. Mai geschrieben:

Die Wiener Gemeindewahlen in der vierten Wählerklasse, die die allgemeine Wählerklasse darstellt, haben mit ihrem Ausfall gezeigt, daß die christlichsoziale Herrschaft in der Stadtverwaltung ihren Höhepunkt nunmehr überschritten haben dürfte. Die vierte Wählerklasse hatte bisher außer drei Sozialdemokraten nur christlichsoziale Gemeinderäte in das Rathaus entsendet. Heuer brachten es die Sozialdemokraten auf sieben Gemeinderäte, und was ihre Stimmung über diesen Fortschritt am meisten hebt, ist, daß ihr Kandidat auch in dem Reichsratswahlkreise Margareten des Bürgermeisters Lueger durchdrang. Die Christlichsozialen suchen ihre Schlappe nach Möglichkeit zu bemänteln. Es ist aber wenig überzeugend, was sie in dieser Hinsicht vorbringen. Auf einen Rückgang ihrer Gefolgschaft aus dem Ausfall dieser Gemeindewahlen zu schließen, wollen sie deshalb nicht zulassen, weil die absolute Zahl ihrer Wähler noch gewachsen sei. Indessen ist dieses Anwachsen wesentlich auf die riesige Vermehrung der Gesamtwählerzahl zurückzuführen und bedeutet, relativ genommen, noch einen Rückgang gegen die frühere Wählerzahl. Ueber die schwache Beteiligung der drei höhern Wählerklassen,

die bei dem Wahlgang der vierten Wählerklasse ebenfalls wahlberechtigt sind, suchen sie sich durch die Annahme der Lässigkeit dieser Wähler zu trösten. Hier aber liegt angesichts der heftigen Agitation, die die Christlichsozialen mit Hülfe ihrer sorgsam ausgebauten Organisation betrieben haben, sicher Verstimmung gegegen das christlichsoziale Stadtregiment vor. Sind es doch gerade die in den obern Klassen wahlberechtigten Kreise, die von der Partei Luegers Enttäuschungen über Enttäuschungen erfahren haben. Sie hat den Handwerkern große reformatorische Taten versprochen, in ihrer zehnjährigen Herrschaft aber fast keine dieser Versprechungen erfüllen können. Dagegen hat sie großkapitalistische Unternehmungen teils gefördert, teils geschaffen, die das Handwerk und das Kleinbürgertum vielfach geschädigt haben. Die Großschlächterei, zu deren Kapital die Kommune eine Million beitrug, hat das ganze Fleischergewerbe und alles, was damit zusammenhängt, gegen die Christlichsozialen aufgebracht, ohne die breite Masse der Konsumenten zu gewinnen, die von dieser Gründung eine Herabsetzung der Fleischpreise vergeblich erhofften. Durch die Uebernahme der Wiener Brauerei in städische Regie wieder wurden das Braugewerbe, das dadurch einen gefährlichen, mit öffentlichen Machtmitteln ausgestatteten Konkurrenten erhielt, und die Wirte, die durch allerlei Schikanen, wo städtische Pachtverhältnisse bestehen, geradezu kontraktlich zur Abnahme städtischen Bieres gezwungen werden, vor den Kopf gestoßen. Die Uebernahme der Straßenbahn, der Gaswerke, der Elektrizitätswerke, der Wasserwerke in den städtischen Betrieb hat nichts von der versprochenen Verbilligung der Preise gebracht, im Gegenteil, der Straßenbahntarif mußte erhöht werden, und die Notlage der städtischen Gas- und Elektrizitäiswerke führte zu häßlichen Versuchen, sich mit Gewalt der Konkurrenten zu entledigen. Dabei wuchs die städtische Schuldenlast über die halbe Milliarde hinaus. Nimmt man nun noch die unerhörte Parteiherrschaft hinzu, die ganz ungeniert im Gemeinderat und in der Stadtverwaltung sich breit macht, und berücksichtigt man die Bildungsfeindschaft uub die Rückwärtserei, die sich unter diesem Parteiregime auf allen Gebieten des öffentlichen städtischen Lebens eingenistet hat, — erklärte doch z. B. Herr Lueger im Gemeinderate Schulärzte unter höhnischen Bemerkungen für überflüssig — so hat man die wahren Gründe für die christlichsoziale Schlappe so ziemlich beisammen. Lächerlich ist, wenn die christlichsozialen Blätter die veränderte Stellung der Partei zur Wahlreform als Hauptgrund dafür anführen: den Wählern wäre es nicht recht gewesen, daß die Führer auf die Forderung der fünfjährigen Seßhaftigkeit und der Wahlpflicht verzichtet hätten! Da hätten ja die Sozialdemokraten mit ihrem Verlangen nach dem unverfälschten allgemeinen und gleichen Wahlrecht, statt eines gewaltigen Stimmungszuwachses, eine starke Einbuße erfahren müssen. Viel wahrscheinlicher ist, daß diese volkstümliche Parole viele Elemente zu den Sozialdemokraten herübergezogen hat, die der Wahlreformfreundschaft der Christlichsozialen eben wegen jener Forderungen, die doch eine Beschränkung der Allgemeinheit des Wahlrechts herbeiführen sollten, nicht recht trauten. Die Gemeindewahlen in Wien waren somit ein interessantes Vorspiel für dte Reichratswahlen, die in diesem Jahre ebenfalls bevorstehen. Man kann daraus schließen, daß auch die Reichratsvertretung für Wien sich nicht unwesentlich verändern wird.

Vermischtes.

Karl Schurz, der soeben dahingeschiedene geistige Führer und hervorragendste Repräsentant des Deutschtums in den Vereinigten Staaten, hat sich als Senator bei der Einweihung des Montefiore-Home in New York über dte antisemitische Bewegung wie folgt geäußert:

Ich habe jüngst Gelegenheit gehabt, den Ursprung, den Charakter und die Ziele der sogenannten antisemitischen Bewegung zu beobachten — einer Bewegung, deren dunkler Geist des Fanatismus und der Verfolgung die menschliche Erleuchtung des neunzehnten Jahrhunderts beschimpft, welche sich an das dümmste Vorurteil und die blindeste Leidenschaft wendet, deren Ungerechtigkeit jeden Sinn für Billigkeit und Anstand beleidigt und deren Feigheit — denn Feigheit ist ein wesentliches Element in dem Versuch, die mitstrebenden Kräfte einer Handvoll Leute zu unterdrücken — deren Feigheit sage ich, die Verachtung jedes sich selbst achtenden Menschen hervorrufen sollte.

Graf Heinrich Coudenhove ist auf seinem Schlosse Ronsperg in Böhmen im 47. Lebensjahre gestorben. Er ist der Verfasser des von uns s. Z. ausführlich besprochenen Buches „Das Wesen des Antisemitismus“, in dem er die Forschungen der bedeutendsten Linguisten, Historiker, Mediziner und Naturforscher für die Erörterung des Problems herangezogen hatte.

Ueber den „dominierenden“ Einfluß der Juden in Ungarn kann man in der antisemitischen Presse zuweilen die unglaublichsten Schauergeschichten lesen. Wie es in Wahrheit damit bestellt ist, zeigt die entwürdigende Rolle, die die Juden in manchen Wahlkreisen bei den letzten Wahlen spielen mußten. Der „Pester Lloyd“ veröffentlicht zu dem Kapitel der „freien Wahlen“ folgenden Beitrag:

Im Wahlbezirk Roscahegy (Rosenhain, im oberen Waagtale) traten als Bewerber um das Abgeordnetenmandat der Slowakisch-Nationale Dr. Schrobar der zur Volkspartei gehörige Mitarbeiter des „Alkotmany“, Edmund und Beniczky, in die Schranken. Der Letztgenannte war der offizielle Kandidat der Koalition. Der Kampf wurde vom ersten Moment an beiderseits mit der größten Vehemenz geführt. Die jüdischen Wähler erklärten als treue ungarische Patrioten, die inmitten einer slowakischen Bevölkerung stets für die ungarische Sache gekämpft haben, daß sie für den Nationalitäten-Kandidaten in keinem Falle stimmen würden. Ebenso wenig dürfte es ihnen aber zugemutet werden, daß sie mit ihren Stimmen einem Kandidaten zum Siege verhelfen sollten, der sich offen zum Antisemitismus bekenne. Gar bald war es evident, daß der nationale Kandidat durchdringen würde, falls die Juden bei ihrer „passiven Resistenz“ verharrten. Und nun begann ein wüster Terrorismus. Die Spitzen der Behörden und Aemter setzten den Juden mit allen Mitteln der Pression zu, damit sie für den Antisemiten stimmten. Es wurde mit der Entziehung der Schank- und Trafiklizenzen, den Fabrikanten mit administrativen Schikanen gedroht. Alle möglichen Verfolgungen wurden in Aussicht gestellt, falls der koalitionistische Kandidat nicht siegen sollte. Diese und ähnliche Pressionen und Drohungen hatten bei den meisten jüdischen Wählern den gewünschten Erfolg. In letzter Stunde gingen die jüdischen Wähler zur Urne und stimmten, wenn auch mit Widerwillen, für Beniczky. So erlangte dieser eine Majorität von 103 Stimmen, nachdem 170 jüdische Wähler unter unerhörtem Drucke für ihn gestimmt hatten. So sieht es mit den unter Posaunenschall verkündeten „freien Wahlen“ in Ungarn aus.

Szegedin, 10. Mai. Die Szegediner königl. Tafel hatte sich vor einigen Tagen mit einer interessanten Ehrenbeleidigungsklage zu befassen, deren Ausgangspunkt die russischen Judenmassakres bildeten. Das Budapester Organ der antisemitischen Volkspartei „Alkotmany“ beschimpfte in einem Artikel wieder einmal die Juden und spielte hierbei, wie schon oft, auf die Möglichkeit eines „Kischinew in Ungarn“ an. Der jüdische Redakteur des in Szabadka erscheinenden „Bacsorszag“, Dr. Karl Csillag,

griff nun wegen dieser Flegeleien den „Alkotmany“ in heftiger Weise an und betonte, daß die antisemitische Volkspartei trotz ihres Beitrittes zur Koalition ihren Antisemitismus nicht aufgegeben, denn, wie das ungarische Sprichwort sagt, „aus einem Hund wird niemals Speck.“ Der „Alkotmany“ klagte wegen Verleumdung und Ehrenbeleidigung. Der Szabadkaer Gerichtshof als erste Instanz sprach den Angeklagten frei. Im Rekurswege gelangte die Angelegenheit vor die Szegediner königliche Tafel. Der angeklagte Dr. Csillag erklärte, daß er Personen nicht beleidigen wollte. Die Artikel des „Alkotmany“ haben ihn empört. Dr. Csillag berief sich auf die Antrittsrede des neuen Kurialpräsidenten Oberschall, wonach in solchen Strafprozessen die reale Wahrheit zu suchen sei. Und die Wahrheit sei, daß er, Dr. Csillag, der vom „Alkotmany“ angefachten antisemitischen Hetze entgegentreten wollte, weil er es als seine Pflicht erachte, seinen Stamm gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen. Die königliche Tafel fällte ebenfalls einen Freispruch, da sie in den Artikeln des „Alkotmany“ einen berechtigten Grund zur Empörung erblickte, welcher der Angeklagte Ausdruck verlieh.

Maxim Gorki sagt in einem vom 13. April datierten, im Newyorker „Vorwärts“ veröffentlichen Schreiben:

„Der Antisemitismus in den russischen Massen ist lediglich die Folge von Mißverständnissen und Unwissenheit. Sie kennen einfach die Wahrheit nicht. Sie sind mißleitet. Ueberall werden ihnen alle Arten falsche Vorstellungen beigebracht. Die russischen Antisemitenführer dürfen nicht in einen Topf geworfen werden mit den antisemitischen Führern beispielsweise in Deutschland und Frankreich. Diese sind politische Schwindler, die ihre eigenen Interessen verfolgen. In Rußland dagegen sind die Führer nichts weiter als Spitzel, Agenten der Regierung, die Unruhen hervorrufen, um der Regierung in der Niederwerfung der Revolution behilflich zu sein.

Daß nur wenig wirklicher Antisemitismus bei den Massen in Rußland vorhanden ist, kann man ersehen aus der Existenz von religiösen Sekten, die den jüdischen Sabbath heilig halten und andere jüdische vom Geist der jüdischen Religion gefättigte Zeremonien befolgen. Was mich persönlich betrifft, so ist bei mir Sympathie für die Juden seit meiner Kindheit eingewurzelt. Die besten Erfahrungen meines Lebens sind verflochten mit Erinnerungen an Juden. Vor 14 Jahren arbeitete ich als ein gewöhnlicher landwirtschaftlicher Arbeiter auf einer jüdischen Farm. Die jüdischen und die christlichen Landwirte lebten friedlich zusammen. Die christlichen Kinder besuchten sogar die jüdische Schule, da es andere Schulen nicht gab.“

Humpelchen.

Eine Skizze nach dem Leben von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Irgend eine zufällige Ideenverbindung hatte unser Gespräch auf den amerikanischen Petroleumkönig John D. Rockefeller geführt und auf die achtundzwanzig Millionen, die er der Universität Chicago für wissenschaftliche Zwecke geschenkt.

Nachdenklich sah mein Freund, der Pastor, vor sich hin.

„Achtundzwanzig Millionen!“ wiederholte er. „Bei einem Jahreseinkommen von achtzig Millionen! — Und mit der Last der Erinnerung an zahllose vernichtete Existenzen auf dem Gewissen! — Gut, daß ich nicht berufen sein werde, diesem großen Wohltäter der Menschheit die Grabrede zu halten!“

Und als er mein Lächeln sah, fuhr er lebhafter fort:

„Wie ich just auf den Gedanken an eine Grabrede komme? — Das ist leicht erklärt. Die Millionen des Herrn Rockefeller erinnerten mich an einen, der mehr getan hat als er. Dem hätte ich, als er von hinnen gegangen war, gar gerne ein Wort der Liebe und des Dankes nachgerufen auf seinen einsamen Weg. Aber es ging nicht an. Und sie haben ihn stille begraben wie einen Ueberflüssigen, als den er sich selber ja auch zuletzt angesehen. Denen er im Leben nahe gewesen, mag sein Gedächtnis fast schon entschwunden sein, mir aber steht seine rührende Jammergestalt noch immer leibhaftig vor Augen, wenn ich an einem offenen Grabe die herrlichen Guttaten des edlen Dahingeschiedenen rühmen muß. Er hat mich gelehrt, daß man ein Held sein kann, auch wenn man nur drei Fuß hoch ist und mühselig auf zwei Krücken durchs Leben humpelt. Es mag wohl zum guten Teil seine Schuld sein, wenn mir die Carnegies und Rockefellers nicht mehr gar so gewaltig imponieren.“

Ich hörte es an dem warmen Klang seiner Stimme, wie gern er bei dem Gegenstand verweilte. Und willig leistete er denn auch meinem Ersuchen Folge, mir mehr von dem seltsamen Helden zu erzählen, dem er bei aller Bewunderung die Grabrede hatte versagen müssen.

„Er war als das Kind eines wohlhabenden Mannes geboren. Und es wurde mir erzählt, daß er sich in den ersten Jahren seines Lebens prächtig entwickelt habe. Dann aber befiel ihn eine furchtbare, tückische Krankheit, die im Kniegelenk ihren Anfang nahm und nach und nach die verschiedensten Teile seines Körpers ergriff. Jahr um Jahr lag er zur Verzweiflung seiner Eltern auf dem Siechbett, das ihm oft genug im eigentlichsten Sinne des Wortes zu einem Marterbette wurde. Unzählige Male wühlten die Messer der Chirurgen in seinem Fleische, und selbst das ehedem so liebliche Kindergesicht wurde durch häßliche Narben entstellt. Hundertmal schien sein leidvolles Leben nur noch an einem schwachen Fädchen zu hängen. Aber das Fädchen hielt wunderbarer Weise immer Stand, und endlich geschah, was sogar die Aerzte für unmöglich gehalten hatten: die schrecklichen Wunden begannen zu verheilen und er genas.

Aber was sich da von dem Krankenlager erhob, war freilich nur noch das traurige Zerrbild eines Menschen, ein armer verwachsener, zwergenhafter Krüppel, beinahe unfähig, sich ohne fremde Hilfe zu bewegen und völlig ungeschickt selbst für die einfachsten Verrichtungen des Lebens. Fremden Leuten verursachte es ein Unbehagen, ihn anzusehen. Und selbst seine beiden kleinen Schwestern wichen scheu vor dem unbeholfenen, mißgestalteten Wesen zurück. Sie waren vier Jahre später geboren als er — ein Zwillingspärchen, an dem die Natur in verdoppelter Güte alles wieder gut gemacht zu haben schien, was sie in unbegreiflicher Härte dem schuldlosen Knaben angetan. Sie entwickelten sich zu hübschen, rosigen, gutartigen Geschöpfen, denen jedermann zugetan sein mußte. Niemand aber hing an ihnen mit gleich schwärmerischer Liebe wie ihr unglücklicher Bruder. Und wie lange es auch währte, bis er ihre instinktive Abneigung gegen seine Häßlichkeit überwunden, seiner nimmer müden Treue und Zärtlichkeit war es doch endlich gelungen, so daß sie es allgemach verlernten, ihn mit jener aus Mitleid und Abscheu gemischten Empfindung zu betrachten, die der Anblick eines entstellten Krüppels in dem gesunden Menschen zu erzeugen pflegt.

Von einem Schulbesuch aber auch nur von irgend welchem methodischen Unterricht konnte bei der Körperbeschaffenheit Humpelchens — er selbst hatte sich den Kosenamen beigelegt und wollte mit keinem andern genannt werden — nicht die Rede sein. Und über eine leidliche Beherrschung des elementarsten Wissens ist er wohl niemals hinaus gekommen. Etwas anderes aber hatte er in seiner traurigen Kindheit gelernt, ohne dazu eines Lehrmeisters zu bedürfen — eine Kunst, die vielleicht höher anzuschlagen

ist als alles Talent und Wissen: die Kunst sich zu beherrschen und sich zu bescheiden. Auf einem Spielplatz im Tiergarten sah ich ihn fast täglich bei meinen Spaziergängen, wie er von seinem winzigen Wägelchen aus das muntere Treiben der Schwestern mit großen, lachenden Augen verfolgte, in denen die ganze Heiterkeit eines sonnigen Gemütes strahlte.

Um dieser guten, lachenden Augen willen habe ich ihn damals — es ist schon manches Jahr seitdem vergangen — von Herzen lieb gewonnen. Und an diesen Augen erkannte ich ihn wieder, als er lange nachher eines Tages auf zwei Krücken mühselig und doch mit einer durch lange Uebung erworbenen Gewandtheit in mein Zimmer humpelte. Er war inzwischen zweiundzwanzig Jahre alt geworden, aber er hatte noch immer die Größe eines neunjährigen Knaben. Die tiefen Narben entstellten wie damals sein Gesicht, und es war schier unbegreiflich, wie die dünnen Beinchen und Aermchen den ungestalten Körper von der Stelle zu bringen vermochten. Aber die Augen lachten und strahlten wie ehedem im Tiergarten, und im Klang seiner Stimme war eine wohlgemute Fröhlichkeit, die es garnicht zuließ, daß ein Gefühl schmerzlichen Mitleids im Herzen des Hörers aufkam.

Er hatte es nicht nötig, mich an unsre alte Bekanntschaft zu erinnern, und ich machte kein Hehl daraus, daß ich mich freute, ihn wiederzusehen. Da wurde er noch vergnügter und sagte mit heiterer Offenheit:

„Wenn Sie mir ein so freundliches Gedenken bewahrt haben, Herr Pastor, darf ich wohl auch hoffen, daß Sie meiner Firma nicht um des neuen Inhabers willen Ihre Kundschaft entziehen werden. — Sie um deren Erhaltung zu bitten, kam ich her."

Und nun setzte er mir auf meine verwunderte Frage auseinander, daß er vor kurzem die kleine Buchdruckerei und lithographische Anstalt erworben habe, der sich seit Jahren die mannigfachen Druckarbeiten für einen von mir geleiteten gemeinnützigen Verein in Auftrag gegeben. Und er versicherte, daß ich mich weiterhin auf saubere Ausführung und pünktliche Lieferung verlassen könne, da alle Arbeiten nach seinen Angaben und unter seiner persönlichen Aufsicht hergestellt würden.

Er mochte Erstaunen und Zweifel in meinen Mienen lesen, denn ohne daß ich mich lange hätte zu erkundigen brauchen, erzählte er mir, wie er — um mich seiner eigenen Worte zu bedienen — aus einem unnützen Esser zu einem brauchbaren Menschen geworden sei.

Vor zwei Jahren war ihm der Vater plötzlich gestorben, und es hatte sich bei der Regelung des Nachlasses erwiesen, daß verunglückte Unternehmungen sein ganzes Vermögen verschlungen hatten. Die vorhandenen Schulden konnten noch mit genauer Not bezahlt werden, dann aber war nichts mehr da, als ein kleines Kapital, das der redliche Mann für seinen armen, erwerbsunfähigen Jungen sicher gestellt hatte.

„Da hieß es natürlich, das Faulenzerleben aufzugeben und was Ordentliches zu lernen," fuhr Humpelchen fort. „Und weil ich zum Grobschmied oder zum Maschinenbauer nicht so recht taugte, mußte ichs schon mit einem leichteren Gewerbe versuchen. Ich übte mich so lange im Zeichnen, bis ich zu einem Kursus für Lithographen und Graveure auf der Kunstschule angenommen wurde. Nebenher machte ich mich in einer Buchdruckerei praktisch nützlich, soweit es mir meine beiden guten Freunde hier — und er deutete auf die neben seinem Stuhl lehnenden Krücken — erlaubten. Und ich kann wohl sagen, daß ich da in einem Jahre mehr gelernt habe als andere in dreien. Jetzt habe ich die noch vorhandene Hälfte meines Kapitals zum Ankauf der kleinen Druckerei verwendet, und ich hoffe, daß es mir in einigen Jahren gelungen sein wird, den größten Betrieb Berlins daraus zu machen. Vorläufig arbeite ich allerdings nur mit drei Gehilfen, während meine beiden Schwestern die Kontorarbeiten besorgen. Aber wenn man über solche Riesenkräfte verfügt wie ich, muß man's doch notwendig zu etwas bringen."

Das war natürlich nur scherzhaft gemeint, mir aber wollte es keineswegs wie Ueberhebung vorkommen. Denn in diesem Krüppel, den ein vierjähriges Kind leicht hätte über den Haufen werfen können, mußte in der Tat die Kraft eines Riesen wohnen. Ich beließ ihm natürlich die Aufträge meines Vereins und sie waren nie zuvor so musterhaft ausgeführt worden als von ihm. Nebenher aber suchte ich Gelegenheit, mich des näheren nach seinen Verhältnissen zu erkundigen, und da hörte ich bald, daß er mir noch so manches verschwiegen hatte, dessen Mitteilung ihm wohl seiner Meinung nach leicht hätte als Ruhmredigkeit ausgelegt werden können. Daß während seiner Lehrzeit Mutter und Schwestern auf sein energisches Verlangen von dem für ihn bestimmten Kapital gelebt hatten, war ja am Ende nur selbstverständlich, aber daß er selber seinem schwachen Körper alle nur zu ertragenden Entbehrungen auferlegt und ihm die ungeheuerlichsten Anstrengungen zugemutet hatte, war vielleicht schon um einiges über die Grenzen seiner Pflicht hinausgegangen. Und mehr noch gereichte ihm in meinen Augen zur Ehre, was er an seinen beiden Schwestern tat. Sie sollten nicht unter dem niederdrückenden Bewußtsein leiden, untätig von der Unterstützung des Bruders zu leben, aber sie sollten auch vor den Gefahren und Versuchungen bewahrt bleiben, denen hübsche junge Mädchen ausgesetzt sind, wenn sie bei fremden Menschen um ihr tägliches Brot arbeiten müssen. So beschäftigte er sie mit Kontorarbeiten, die zumeist nichts als eine Scheintätigkeit bedeuteten und verschaffte ihnen durch eine reichlich bemessene Bezahlung das befreiende Bewußtsein, von selbst erworbenem Gelde zu leben. Bei alledem aber vergaß er nicht, daß ihre fröhliche Jugend auch nach anderem als nach solcher Genugtuung verlangte. Ein Zufall wars, der mich das erfahren ließ. Als es sich einmal um die Ausführung einer sehr dringlichen Bestellung handelte und ich bei meinem abendlichen Erscheinen das Geschäftslokal schon verschlossen fand, begab ich mich in seine nahe gelegene Wohnung und war nicht wenig überrascht, als mir neben den Klängen eines Klaviers fröhliches Lachen und Stimmengeschwirr entgegentönten. Ein bischen verlegen lächelnd kam er mir entgegen, und seine guten Augen sahen mich fast bittend an, als er sagte:

„Halten Sie mich nicht für einen leichtfertigen Lebemann und heillosen Verschwender, Herr Pastor, wenn Sie mein Haus voller Gäste finden. Ich habe mir so nach und nach ein paar Freunde herangezogen; denn es gibt wirklich noch gute Menschen, die sich nicht an den kleinen Schönheitsfehlern meiner äußeren Erscheinung stoßen. Und da wird bei uns wöchentlich einmal musiziert und geplaudert — ja, zuweilen sogar ein bischen getanzt. Es ist wegen der Mädchen, die mir nicht melancholisch werden sollen. Und dann, was die Hauptsache ist, macht es mir selber ein heidenmäßiges Vergnügen."

Er öffnete die Tür und ließ mich einen Blick in das hell erleuchtete Wohnzimmer tun, wo wirklich eben die Vorbereitungen zu einem Tänzchen getroffen wurden. Die Wangen der Mädchen glühten in unschuldiger Fröhlichkeit, aber ihre Augen leuchteten nicht heller als die des armen Krüppels, der auf seinen Krücken neben mir stand, und dem in diesem Moment sicherlich nichts zum vollsten und und reinsten Glücke fehlte. Ich drückte ihm die schmale, magere Hand, die noch immer die Hand eines Kindes geblieben war, und nahm vor der Heiligkeit jenes bescheidenen Wohnzimmers so viel mit mir hinweg, daß sie mir noch manche dunkle Stunde des Zweifels an dem Guten und Reinen im Menschenherzen freundlich durchleuchtet hat.

Am Schlusse seines ersten Geschäftsjahres kam er wieder freudestrahlend zu mir, um mir mitzuteilen, daß sich alles über Erwarten gut angelassen habe. Er hatte die Zahl seiner Gehilfen verdoppeln können, hatte ein paar wertvolle Maschinen angeschafft und größere Arbeitsräume gemietet.

„Das Beste von allem ist, daß ich meine gute Mutter in einigen Tagen zur Kräftigung ihrer Gesundheit nach dem Süden schicken kann, ohne daß ich mir deshalb Sorge um die Bezahlung meiner Schulden machen müßte. Wenn's einem aber so über alle Maßen gut geht, darf man die Leute, die es schlechter haben, wohl nicht ganz vergessen. Darum habe ich Ihnen hier die quittierte Rechnung über meine Arbeiten für Ihren Verein mitgebracht, Herr Pastor! — Lassen Sie den Betrag Ihren Schützlingen zu Gute kommen. Aber erzählen Sie's um des Himmelswillen nicht weiter! — Meine Kunden halten mich sonst für einen Millionär und bleiben mir ihre Rechnungen schuldig".

„Begreifen Sie's nun, lieber Freund, daß jemandem, der solche Dinge erfahren hat, die achtundzwanzig Millionen des „selbstgemachten" Herrn Rockefeller nicht mehr gar so gewaltig imponieren?"

„Und er ist früh gestorben Ihr Freund Humpelchen?"

„Ja! — Er starb mit fünfundzwanzig Jahren. Und er ist mit einer großen Sünde aus dem Leben gegangen. — Ich weiß es von einem jungen Arzt, der meine Gesinnungen für ihn kannte, und der auch einer von den Freunden war, die sich Humpelchen durch die Macht seines sonnigen Gemütes nach und nach heran gezogen hatte. Der sagte mir, daß er ihn eines Tages zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Bekanntschaft tief betrübt gefunden habe — so recht eigentlich zum Tode betrübt. Und auf langes Zureden hatte er ihm auch den Grund seiner Niedergeschlagenheit mitgeteilt. Es hatte sich ein ernstlicher Bewerber um die eine der hübschen Zwillingsschwestern gefunden, einer, der ihm in jeder Hinsicht geeignet schien, sie glücklich zu machen und den sie von ganzem Herzen liebte. Aber er war von seiner Familie abhängig, und die konnte sich daraus nicht entschließen, in enge verwandtschaftliche Beziehung zu einem so abstoßenden Krüppel zu treten, der ihnen möglicherweise alle ihre vornehmen Gesellschaften verschandelt hätte. Auch an dem Geschäft, das er betrieb, nahmen sie Anstoß, denn es waren sehr distinguierte Leute mit einer hohen Auffassung dessen, was sie ihrer gesellschaftlichen Stellung schuldig seien.

„Es ist ein großes Unglück für die arme Helene," klagte Humpelchen immer wieder, „ein schreckliches Unglück! — Und ich zermartere mir Tag und Nacht vergebens den Kopf, wie ich ihr helfen könnte. Denn ohne das Geschäft kann ich nun mal nicht mehr leben."

Der junge Arzt suchte ihn damit zu trösten, daß alles schon noch ins rechte Geleise kommen würde, aber Humpelchen schüttelte traurig den Kopf, und fand diesmal keines von den Scherzworten, mit denen er sich sonst so leicht über alles Ungemach hinweg zu helfen wußte.

Ein paar Tage später wurde der Doktor von einer der Schwestern zu ihm gerufen und fand Humpelchen mühsam atmend im heftigsten Fieber. Er war nach seiner Gewohnheit den Geschäften nachgegangen, obwohl er sich schon sehr leidend gefühlt hatte, aber am Abend war er dann plötzlich zusammengebrochen.

„Es ist nichts, sagte er lächelnd, aber der Arzt, der ihn untersuchte, fand, daß es doch etwas war, nämlich eine schwere Diphtherie, die für Humpelchens schwaches Herz eine noch viel größere Gefahr bedeutete als für jeden anderen Menschen. Er tat, was sich zur Erleichterung des Kranken tun ließ und verlangte, daß man eine Wärterin für die Nacht beschaffe, weil ein Einschlafen des Patienten verhütet werden müsse. Die Mutter aber meinte, daß niemand solche Samariterdienste besser verrichten könne als sie, und damit mußte sich der Arzt bescheiden. Humpelchen aber, der sehr scharfe Ohren hatte, muß wohl das vor der Zimmertür geführte Gespräch belauscht haben. Um die fünfte Morgenstunde klingelte man den Arzt heraus, weil der Kranke gar so fest schlafe und gar kein Lebenszeichen mehr von sich gebe. Das konnte er denn auch allerdings nicht, denn er war tot. Die Mutter aber bekannte unter verzweifelten Tränen, daß sie sich für ein halbes Stündchen von der Müdigkeit habe überwältigen lassen und daß der Kranke ihren Schlummer benützt haben müsse, um sich eines der ihr verordneten Morphiumpulver aus dem Kästchen zu holen. Die Papierhülle habe es bewiesen, die man auf seiner Bettdecke gefunden.

Er hatte gewußt, daß er nicht einschlafen dürfe, und darum hatte er sich — vielleicht unter unsäglicher Anstrengung — das Morphiumpulver geholt. Es mochte seiner Ansicht nach wohl der beste Weg gewesen sein, um für die arme Helene doch noch alles ins rechte Geleise zu bringen. Sie hat denn auch später den jungen Mann aus der vornehmen Familie geheiratet und ist, wie ich gehört habe, eine recht glückliche Frau geworden. Dem Humpelchen aber wird, so hoffe ich, seine Sünden nicht all zu schwer angerechnet werden. Wohl dem, der die Kraft in sich hat, aus solchem Beweggrund solche Sünden zu begehen".

„Und doch mußten Sie ihm um deswillen die Grabrede versagen, Herr Pastor?"

Mein Freund sah mich an und lächelte sanft.

„Nein, nicht um deswillen. — Aber es ging doch nicht an. — Denn mein lieber unvergeßlicher Freund Humpelchen war ein gläubiger Jude".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nr. 21. Berlin, 23. Mai 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk.
sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3678.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Wiener Brief.

XII.

(Die Gemeinderatswahlen aus dem 4. Wahlkörper. — Dr. Luegers Luftsprung. — Die Sozialdemokraten. — Die fortschrittlichen Gruppen).

Wien, den 20. Mai 1906.

Die Wiener Gemeinderatswahlen sind vorüber. Sie haben für Dr. Lueger eine schwere Enttäuschung gebracht. Mit fliegenden Fahnen zogen die Christlichsozialen in den Kampf, aus dem sie sehr kleinlaut zurückkehrten. Sie haben allerdings keinen Verlust an Mandaten erlitten, desto mehr aber an Ansehen eingebüßt. Die Gemeinderatswahlordnung ist so gemacht, daß die herrschende Rathauspartei in ihrer Position auf Jahrzehnte hinaus gesichert erscheint, wenn nicht ein politisches Elementarereignis eintritt oder die Beseitigung des Wahlkörpersystems erzwungen wird. Ein eigentlicher Kampf spielt sich lediglich im 4. Wahlkörper ab, der auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes wählt. Doch stehen ihm bloß 21 Mandate, ein Achtel aller Sitze, zur Verfügung. Da die Christlichsozialen als Volkspartei gelten wollen, müssen sie ihre ganze Kraft auf den Kampf in dieser Gruppe konzentrieren, weil nur von dem Ausgang des Kräftemessens im 4. Wahlkörper Schlüsse auf die Stimmung der Bevölkerung gezogen werden können. Bei den diesmaligen Wahlen haben die Antisemiten erfreulicherweise erfahren müssen, daß die Geduld der Wiener zu Ende geht. Mit dem Vorsatz, die drei sozialdemokratischen Gemeinderäte, die bisher im Gemeinderat saßen, aus der Kommunalverwaltung auszuschalten, haben die Antisemiten am 9. Mai ihr Glück versucht und trotz einer ebenso kleinlichen als lächerlichen Chikanierung der Wähler seitens der herrschenden Partei gelang es nicht nur den drei Arbeitervertretern ihre Mandate zu behaupten, sondern es wurden außer ihnen noch weitere vier Sozialdemokraten gewählt. Von 21 Mandaten beziehungsweise Bezirken gehören demnach 7 der Opposition. Die Christlichsozialen bemühen sich, diese Niederlage, die sie offen einbekennen, dadurch zu mildern, daß sie auf die Vermehrung ihrer Stimmen hinweisen. In der Tat haben die Antisemiten bei den vorletzten Wahlen im 4 Wahlkörper insgesamt 81 544 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt, während sie am 9. Mai 113 942 Wähler ins Feld stellen konnten. Allein die Ausrede hat keinen Sinn, denn die freiheitlichen Stimmen sind in der gleichen Zeit von 61 687 auf 99 485 gestiegen.

Eine kleine Genugtuung bedeuteten für die Christlichsozialen die Wahlen aus dem 2. Wahlkörper. Durch den Abfall dieser Gruppe war einstens die liberale Rathausherrschaft moralisch vernichtet worden, denn in ihr wählten die Intelligenzkreise der Stadt: Lehrer, Beamte u. a. Die Antisemiten haben diesem Wahlkörper unterdessen den ursprünglichen Charakter geraubt und ihn durch willkürliche Wählerverschiebungen nach ihren Parteibedürfnissen gestaltet. Daher gelang es ihnen am 16. Mai auf der ganzen Linie zu siegen und auch die vier Mandate der Leopoldstadt (des II. Bezirkes) den Fortschrittlichen abzunehmen. Dr. Lueger konnte also den „Luftsprung“ machen, den er zu tun versprach, wenn seine Partei die Scharte des 4. Wahlkörpers durch die gänzliche Eroberung der 2. Gruppe auswetzen würde. Näher betrachtet ist aber für Freudenäußerungen der Christlichsozialen gar kein Grund vorhanden. Die Herren von Wien erkämpfen ihre Siege nicht zuletzt infolge der Lauheit der privilegierten Wähler. Von den Stimmberechtigten waren nicht mehr als die Hälfte an der Urne erschienen und von ihnen stimmten 70 % für die Rathauspartei; es erklärte sich also bloß eine Minderheit der dem 2. Wahlkörper angehörenden Bürger für Dr. Lueger.

Die letzten Wahlen regen zwei Fragen an: Welchem Umstand danken die von den fortschrittlichen Bürgern unterstützten Sozialdemokraten ihren Sieg und welche Tatsachen sind an dem abermaligen Rückzug der Liberalen schuld? Die Sozialdemokratie hat eine vortreffliche Organisation, ihr stehen opferwillige Kräfte zur Verfügung, sie verfügt über ein glänzend geleitetes Tageblatt — die „Arbeiter-Zeitung“ — das in der Wahlbewegung ganz in den Dienst der Agitation gestellt wird, und sie tritt mit unbeugsamer Entschlossenheit in den Kampf. Dadurch steht sie den Christlichsozialen von vornherein als ebenbürtiger Gegner gegenüber, der dem kolossalen Kraftaufwand der herrschenden Partei mit gleichen Mitteln begegnet. Mit großer Geschicklichkeit haben die Sozialdemokraten die Antisemiten als Gemeindebeherrscher an ihrer verwundbarsten Stelle angegriffen und ihre Bildungsfeindlichkeit und sozialpolitische Rückständigkeit unerbittlich aufgedeckt. Weil Ziffern ein unwidersprechliches und charakteristisches Bild bieten, möchte ich hier zu den im XI. Wiener Brief gebrachten Zahlen einige weitere Gruppen reihen. Die Liberalen waren seinerzeit bestrebt, die Zahl der Schüler in den einzelnen Schulklassen von Jahr zu Jahr herabzudrücken, und das gelang ihnen auch in der Zeit von 1876—1897 unter großen Opfern. Im glorreichen Zeitalter christlichsozialer Gemeindeverwaltung jedoch gestalten sich die Verhältnisse folgendermaßen:

Jahr	1897	1898	1900	1904	1905
Durchschnittlich Schüler in einer Klasse	$50\frac{7}{10}$	$51\frac{1}{10}$	$51\frac{4}{10}$	$51\frac{5}{10}$	$52\frac{2}{10}$

Mit einem Wort: die gerade entgegengesetzte Tendenz wird bemerkbar. Für die Armenfürsorge des Herrn Dr. Lueger sprechen einige Zahlen, die der „Arbeiter-Zeitung“ entnommen sind. Sie vergleichen die Almosengaben in Wien und in Berlin und bedürfen keines Kommentars.

Höhe der Unterstützung per Monat	Zahl der Beteilten	
	in Berlin am 31. März 1905	in Wien von April bis Juni 1905
bis 3 Mark	5	—
über 3 bis 6 „	1017	5826
„ 6 „ 9 „	2090	8969
„ 9 „ 12 „	7591	6399
„ 12 „ 15 „	6443	4201
„ 15 „ 18 „	5476	3452
„ 18 „ 24 „	9100	741
„ 24 „ 30 „	1834	23
über 30 „	178	0
	33 734	29 609

Nun soll gar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Christlichsozialen in ihrer Verwaltungspraxis manchen Erfolg aufzuweisen haben, denn Dr. Lueger ist immerhin ein befähigter Mensch. Nur stehen die Aktiv- und Passivposten in gar keinem Verhältnis zu einander. Außerdem sind die einzelnen Erfolge mit Mitteln erzielt worden, die die gegenwärtigen Rathausherren an ihren Vorgängern nicht genug tadeln konnten. Von der Verbindung mit einer Bank — von „Judenbanken“ sprach früher Dr. Lueger — bis zur Aufnahme der Riesenanleihe haben die Antisemiten die „judenliberale“ Methode nachgeahmt. Zaubern kann gewiß niemand; deshalb soll man der Welt nicht vormachen, daß man es könne.

Die Sozialdemokratie ist von vornherein auf den Wettbewerb in der allgemeinen Wählerklasse, im 4. Wahlkörper, beschränkt. In den anderen Wahlkörpern haben die Fortschrittlichen, das sind die ehemaligen Liberalen und in einigen Bezirken die Deutschnationalen den Kampf gegen die christlichsozial-klerikale Reaktion zu führen. Beide Parteien bestehen aus Generalen ohne Armee. Die Zahl derer, die in Wien freiheitlich denken, ist groß, viel größer als man glaubt. Allein die fortschrittlichen Kreise sind unorganisiert. Sie haben zu den Führern keine Beziehungen, sie geben sich einem der Politik abgekehrten Leben hin. Die führenden Persönlichkeiten gehören ihrer Mehrzahl nach der alten Schule an; es sind Altliberale, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, die vom Stammtisch in den politischen Kaffeehäusern aus die Weltgeschichte zu beeinflussen glauben, die keine Begeisterung und keine Ideale verbreiten, weil sie selbst keine besitzen. So ist der Gegner geartet, der den Antisemiten sicherlich noch das eine und das andere Mandat entreißen könnte, wenn er eben anders aussehen würde. Es dünkt einfach ganz unglaublich, daß den Antisemiten einzelne Sitze kampflos überlassen werden, weil man — das harte Wort muß heraus — zu träge und senil ist, um den Strauß mit frischen Kräften zu wagen. Der II. Bezirk heißt im Volksmunde die „Judenburg“, da er einen starken Prozentsatz jüdischer Einwohnerschaft aufweist. Trotzdem wurde im 3. Wahlkörper nicht einmal ein freiheitlicher Kandidat aufgestellt.

Ueberlegt man diese Tatsachen, dann hat man des Rätsels Lösung gefunden. Die Christlichsozialen sind in Wien so übermächtig, weil sie erstens die Gemeindewahlordnung für sich haben und weil sie zweitens bloß für den achten Teil der Mandate einen nennenswerten gerüsteten Gegner zu fürchten haben. Daß es in Wien viele Antisemiten gibt und daß Dr. Lueger noch immer ein populärer Mann sei, läßt sich nicht bestreiten. Indes: Die Zusammensetzung der Gemeindevertretung könnte selbst heute, wo über Wien eine reaktionäre Welle flutet, anders aussehen und eine respektable Opposition aufweisen. Aber die Siege der Christlichsozialen in den Jahren 1895 und 1896 haben nicht nur die Herrschaft der Liberalen zerstört, sondern auch die politische Lebenskraft und Kampfesfreude, sowie den politischen Optimismus der fortschrittlichen nicht sozialdemokratischen Elemente. Sie sind da, ohne die Waffen zu kreuzen, ohne hervorzutreten. rm.

Rumänien und die Juden.

Anläßlich des bevorstehenden Jubiläums König Karols und der Bukarester Ausstellung und aus geschäftlichen Gründen ist in letzter Zeit für Rumänien viel Reklame gemacht worden. Die Königin selbst, Carmen Sylva, ließ einen Artikel in einer amerikanischen Monatsschrift los, in welchem sie, die geborene deutsche Fürstin und Gemahlin eines deutschen Fürsten, des Königs von Rumänien, die rumänischen Juden, die seit den römischen Kaiserzeiten im Lande wohnen, „Fremde“ nennt. In London wiederum hat der rumänische Gesandtschaftssekretär Catargi den Engländern die Ueberzeugung beibringen wollen, daß sie gut daran täten, ihre Kapitalien zur Entwickelung der natürlichen Reichtümer Rumäniens herzugeben.

Wie es aber so kommt, wenn Reklame gemacht wird, es finden sich dann auch Leute, die die Angelegenheit von einer anderen Seite beleuchten. Der frühere serbische Gesandte in London Mijatovich, der Rumänien genau kennt, giebt zwar zu, daß Rumänien reich sei an natürlichen Hülfsquellen, daß es aber hinsichtlich der Kultur weit hinter Serbien zurückstehe, besonders was die Behandlung der Juden anbetreffe. Er kenne die rumänischen Juden sehr gut; sie seien energisch, ehrlich und in jeder Beziehung ein prächtiger Menschenschlag. Es sei ein Schandfleck für die rumänische Kultur, daß die Juden dort verfolgt werden und dadurch die industrielle Entwickelung des Landes verhindert werde. Auch Leon Gaster gibt zu, daß Rumänien große natürliche Reichtümer besitze, aber er warnt doch vor übereilten Kapitalsanlagen in jenem Lande wegen der willkürlichen Gesetzgebung daselbst, die zu irgend einer Zeit den Wert solcher Anlagen vernichten könnte.

Also sind es die rumänische Gesetzgebung, der Mangel an Kultur, die Rumänien nicht aufkommen lassen, nicht etwa die Juden. Nun gibt Alexander Landesco, ein rumänischer Jude, der jetzt Privatsekretär des Majors von Cincinnati Dempsey ist, einen trotz seiner Seltsamkeit sehr einleuchtenden Grund an für die Hartnäckigkeit, mit welcher die rumänischen Machthaber gegen das offensichtliche Interesse des Landes den Juden die Emanzipation verweigern.

In dem Maihefte der „Century“ gibt Landesco eine Erwiderung auf die Darstellung Carmen Sylvas, die den Versuch macht, die Behandlung der Juden in Rumänien zu rechtfertigen, weil sie als Fremde unfähig seien für das Vaterland zu empfinden und zu kämpfen. Was Carmen Sylva von den Fremden behaupte, sagt Landesco, sei wahr, aber Fremde seien nicht die Juden, sondern die großen Machthaber. Der königliche Haushalt, der eine enorme Zivilliste bezieht, sei deutsch und sei von einer zahlreichen Bureaukratie umgeben, deren fetteste Posten ausnahmslos von Griechen bekleidet werden. Liberale oder konservative oder sonstige Machthaber seien stets Griechen. Die Cantacuzena, Lahovary, Catargi, Karp, Ferchide Marghiloman und alle die Uebrigen seien nicht so viele Generationen im Lande, als die meisten ausländischen Juden. Der König fürchte nämlich, daß, wenn der eingeborene Adel zur Macht gelange, er mit ihm machen könnte, wie er es mit dem Fürsten Cuza gemacht hat, und eine rumänische Dynastie einsetzen, und darum habe er ihn hinausgedrängt und durch ausländische Neulinge ersetzt.

Die Lage des Volkes sei von Carmen Sylva richtig geschildert. Die 5 Millionen Landleute, die Nation, leben in tiefstem Elend, in Armut und Unwissenheit und würden darin erhalten. Sie zählten überhaupt nicht. Sie und die Juden seien gleich unglücklich, der einzige Unterschied sei, daß die Juden nach der Verfassung als Ausländer angesehen werden und auf sie daher die Bestimmung der Verfassung, daß alle Rumänen vor dem Gesetze gleich seien, nicht zutreffe. Dem Landmann werde zugestanden, daß er rumänischer Bürger sei, aber er sei aller Bürgerrechte beraubt und aller wirtschaftlichen Gelegenheiten zum Fortkommen.

Rumänien habe eine Bevölkerung von $5^1/_2$ Millionen Seelen: davon seien 5 Millionen Landleute, 250 000 Juden und 250 000 seien die Herrschenden. Die Juden hätten keinerlei politische Rechte. Die 5 Millionen Landleute, die die dritte Wahlabteilung bilden, wählten 30 Mitglieder in das Unterhaus oder etwa ein Zwölftel der ganzen Zahl, und kein einziges Mitglied in den Senat. Die 250 000 Herrschenden wählten den ganzen Rest. Von diesen 250 000 würden alle Beamten genommen, und jeder Erwachsene unter ihnen bekleide einen Posten entweder unter der konservativen oder der liberalen Regierung oder unter beiden.

Wäre dem Berliner Vertrage entsprochen, und wären die Juden emanzipiert worden, dann würden sie, da sie alle schreiben und lesen können und Städtebewohner sind, nach den Bestimmungen des Wahlgesetzes entweder zur ersten oder zur zweiten Wählerabteilung gehören und würden daher die Rechte der jetzigen privilegierten Klasse, deren Zahl genau mit der Anzahl der Juden übereinstimmt, genießen und mit ihr die Macht teilen, oder sie würden die privilegierte Klasse zwingen, ihre Vorrechte aufzugeben und die Gesetze so zu ändern, daß auch die große Masse des Volkes eine Stimme habe in der Verwaltung ihrer öffentlichen Angelegenheiten. So sei die Lage der Juden und die Lage des Volkes tatsächlich ein und dieselbe. Die Emanzipation der Juden bedeute nichts mehr und nichts weniger als die Emanzipation der 5 Millionen rumänischer Bauern und Produzenten und die Verdrängung der 250 000 fremden Parasiten aus ihrer Machtstellung.

Das sei der Grund, warum man der Judenemanzipation so hartnäckig sich als einer Gefahr für die Nation widersetzt. Wenn die herrschende Klasse die Nation ist, dann sei die Emanzipation der Juden eine Gefahr für sie und zwar die größte Gefahr.

Landesco schildert noch, wie die herrschenden Klassen lieber das Land in Armut und Elend belassen, als die Schranken niederzureißen und ihre Privilegien zu verlieren. Die Juden seien treue und loyale Bürger und hätten dies auf mannigfache Weise bewiesen, und wann immer sie eine Gelegenheit dazu hatten. Der Rumäne sei kein Antisemit und die Beziehungen zwischen ihm und den Juden seien herzlich und freundschaftlich. Der Fluch, unter welchem Rumänien leidet, seien seine Gesetze, die sowohl die Rumänen als die Juden von allen politischen Rechten und wirtschaftlichen Gelegenheiten ausschließen und die natürlichen Hilfsquellen des Landes unerschlossen halten.

Wir erinnern daran, daß vieles, was hier von drei Männern gesagt wird, auch von einem Gewährsmann der „Revue des Deux Mondes“ gesagt worden ist. Wir haben seiner Zeit umfassende Auszüge aus den sehr interessanten Schilderungen der französischen Revue in den „Mitteilungen“ veröffentlicht.

Die Duma und die Juden.

Aus Petersburg, 16. Mai wird der „Russischen Korrespondenz“ geschrieben:

Für die 6 000 000 Köpfe starke jüdische Bevölkerung des russischen Reiches ist es eine Lebensfrage, wie sich die erste russische Volksvertretung zu der Frage der Befreiung der Juden von dem auf ihnen lastenden Joch verhalten wird. Der vermeintliche Haß des russischen Volkes den Juden gegenüber war im Munde unserer Bureaukraten ein Vorwand, der die Befreiung der Juden unmöglich machte. Besonders oft und geschickt hat diesen Vorwand ins Licht gezogen der bekannte „Judenfreund“ Graf Witte. Als die Vertreter der jüdischen Gesellschaft sich im Herbst des vorigen Jahres an Witte mit der Forderung der Gleichberechtigung wandten, wies er darauf hin, das könnte nur in dem Fall Aussicht auf Erfolg haben, wenn die russische Gesellschaft ihre Stimme in diesem Sinne erhebe. Als man in der Erwiderung darauf hinwies, daß der Kongreß der Semstwovertreter sich bereits im November 1904 für Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Bekenntnisse ausgesprochen hat, meinte Witte, das habe gar keine Bedeutung, da in dieser Erklärung nicht ausdrücklich von den Juden gesprochen sei. Seitdem ist in einer unzähligen Reihe von Erklärungen verschiedener russischer Konferenzen, Parteitage zc. die Forderung der Gleichberechtigung für die jüdische Bevölkerung aufgestellt worden. Trotzdem erklärte Witte die Gleichberechtigung für unmöglich, da das Volk die Juden hasse und ihre Gleichstellung ein schreckliches allgemeines Blutbad hervorrufen werde. Nun hat sich in letzter Zeit sowohl die Intelligenz wie das Volk in dieser Frage ausgesprochen. Wir können die Tatsache nicht leugnen, daß große Schichten, wie überall in der Welt, von instinktivem, angeborenem Antisemitismus durchdrungen sind. Aber nirgends ist dieser Antisemitismus doch so wenig verbreitet, wie hier. Als den besten Beweis können wir die Wahl des Abg. Rechtsanwalt Winawer hier in Petersburg anführen. Winawer ist seit vielen Jahren als Führer des jüdischen „Verbandes zur Erreichung der Gleichberechtigung“ in weitesten Kreisen bekannt und ist oft energisch und schroff aufgetreten, wenn es galt, in der russischen Gesellschaft die Interessen des Judentums zu verteidigen. Zugleich ist Winawer ein sehr tätiges Mitglied der konstitutionell-demokratischen Partei gewesen und die Partei hat ihn als einen der 6 Kandidaten für Petersburg aufgestellt. Der Umstand, daß die Residenz einen Juden als ihren Vertreter in die Duma schickt, muß doch wahrlich als ein Beweis betrachtet werden, daß wir hier keinen ausgesprochenen Antisemitismus haben. (Winawer ist mit 147 gegen 12 Stimmen gewählt worden.) In den letzten Tagen haben wir einen noch wichtigeren Beweis in dieser Richtung erhalten. Wie Sie bereits wissen, teilt sich die Bauernvertretung in der Duma in 2 Gruppen, in Progressive und Parteilose. Die Gruppe der progressiven Bauern umfaßt ungefähr 130 Mitglieder. Vorgestern kam in den Vorberatungen die Stellung zur Gleichberechtigung der Juden zur Sprache. 3 Bauern sprachen sich gegen die Gleichberechtigung aus, von dem Standpunkt ausgehend, daß die Juden fähiger und klüger seien und die Konkurrenz mit ihnen dann unmöglich werde. Eine Gruppe von 10 Bauern enthielt sich der Abstimmung, sodaß die Frage von 107 Bauern ballotiert wurde, die sich mit 104 gegen 3 für die volle Gleichberechtigung ausgesprochen haben.

Die polnischen Juden sind, wie der „Bresl. Ztg.“ geschrieben wird, bei den Wahlen für die Duma gegen die vereinigten Deutschen unterlegen. Während also in Preußen die Polen energisch bekämpft werden, verbünden sich in Rußland die Deutschen mit den Polen, um die Juden, die nach Ansicht der bedeutendsten Nationalökonomen die einzigen Förderer des Deutschtums in Rußland sind (der polnische Jude läßt seine Kinder stets deutsch erziehen), von der Duma auszuschließen. Es ist dies um so widersinniger, als die Polen kein Hehl daraus machen, daß sie nach Erlangung der Autonomie die Deutschen aus Polen hinausjagen werden. Furchtbar sind die Deutschen für ihren Rassenhochmut bestraft worden: sie haben in den baltischen

Provinzen, in ihrer ureigensten Domäne, keinen einzigen Kandidaten durchgebracht. Nachdem die verbündeten Esthen und Letten 9 Sitze unter sich verteilt hatten, verschenkten sie, um die Deutschen zu verhöhnen, die beiden Sitze an je einen Russen und Juden. Also den Deutschen, mit denen sie jahrhundertelang die Scholle teilten, verweigerten sie Sitz und Stimme in der Duma, die Juden hingegen, denen bisher der Aufenthalt in den Ostseeprovinzen von den Deutschen verwehrt wurde, erhielten ein Mandat zugeteilt. In den Provinzen am Schwarzen Meere, in welchen Deutsche und Juden gemeinsam deutsche Kultur verbreiten, ist es gelungen, deutschsprechende Kandidaten durchzubringen. Wie ein Antagonismus mutet es uns an, wenn der Abg. von Brandenstein im preußischen Abgeordnetenhause verächtlich ausruft: „Der Antisemitismus in Deutschland wird vor allem durch die russischen Juden genährt!“ Die Austreibung der Deutschen aus den Ostseeprovinzen ist nach dem Ausfall der baltischen Wahlen nur eine Frage der Zeit. Der deutsche Rassenhochmut à la Chamberlain hat wieder einmal böse Früchte getragen.

* *
*

Das neue Kabinett Goremykin beabsichtigt, in der ersten Session der Reichsduma den Antrag vorzulegen, die Bestimmungen über das Prozentverhältnis der Juden bei der Aufnahme in die höheren Lehranstalten (im Durchschnitt fast überall nur 5 Prozent), aufzuheben. Dieser bescheidene Beitrag zur Lösung der Judenfrage hat seine Geschichte und wird von Herrn Goremykin auch nur deshalb beigesteuert, weil ihn noch Graf Witte durch einen Befehl des Zaren für die Regierung verbindlich zu machen gewußt hat. Schwer genug ist ihm auch das geworden, denn die Judenfrage war für seinen Mitarbeiter immer dasselbe, wie der rote Lappen für den Stier. So konnte Graf Witte immer nur schrittweise vorgehen, mühselig einen oder den andern Minister für seine Auffassung gewinnend. Auf seine Anregung ließ sich der noch am liberalsten gesinnte Minister seines Kabinetts, der Minister der Volksaufklärung Graf Tolstoi, herbei, im Januar d. J. sofort dem Ministerkabinette zu erklären, daß er sich an die Beschränkungen für die Aufnahme von Juden in die höheren Lehranstalten nicht binden könne, da diese Beschränkungen nicht im Wege der Gesetzgebung festgelegt seien, sondern einfach in administrativer Ordnung 1886 vom Ministerium der Volksaufklärung verfügt wurden. Trotzdem Graf Witte in dem Ministerkabinett diesen Punkt Tolstois auf das energischste verteidigte, gaben doch der Minister des Innern Durnowo, sein Schwager, der Justizminister Akimow, und der Marineminister Birilew in scharfer Form ihre Sondergutachten ab, so daß Witte die Frage dem Kaiser vorlegen mußte. Der Kaiser befahl, daß bei den nicht auszugleichenden Differenzen im Kabinett diese Frage der Reichsduma in ihrer ersten Session zur Entscheidung vorzulegen sei. So muß denn Herr Goremykin jetzt diesen kaiserlichen Befehl erfüllen, obwohl er selbst ein ausgesprochener Judophobe ist, was er als Minister des Innern (1895—1899) reichlich bewiesen hat, dem damaligen Generalgouverneur von Moskau, Großfürst Ssergej Alexandrowitsch, die Moskauer Judenverfolgungen in jeder Weise erleichternd.

Herr Goremykin ist aber in seiner Art auch ein Politiker. Er sieht, daß die Duma mit gewaltiger Mehrheit für die Gleichberechtigung der Juden ist, die bäuerlichen Deputierten, bis etwa auf ein Dutzend, nicht ausgenommen, und da er somit fürchtet, daß der mehr als bescheidene Beitrag, den das Kabinett zur Lösung der Judenfrage liefern will, in der Duma nur Unwillen und Hohn hervorrufen wird, so wird der Antrag von einer Art Entschuldigungsmotivierung begleitet werden. Die Lösung der Judenfrage sei so kompliziert, daß dieselbe in kurzer Frist nicht zu erreichen sei, und so wolle die Regierung allmählich einzelne Teile derselben, soweit die Vorarbeiten getroffen seien, zur Entscheidung bringen. Der Ton, in welchem die Presse die Regierung und alles behandelt, was mit ihr zusammenhängt, ist nach wie vor ein überaus hohnvoller. So leistet sich heute das Blatt des eingesperrten jungen Suworin „Dwadzaty Wjek“ (20. Jahrhundert) unter der Ueberschrift „Ein Aergernis“ folgende allerliebste Bosheit: „Die geistlichen Hierarchen befinden sich, wie man hört, in großer Verwirrung und Bestürzung. Die Hofkamarilla hat so geeilt, die „Grundgesetze“ herauszubringen, daß sie in ihnen einen so wichtigen Artikel ausgelassen hat, wie die Festsetzung, daß der russische Kaiser der orthodoxen Kirche angehören muß. Es kommt nun so heraus, daß der russische Zar von jetzt an Muselmann, Katholik oder auch Jude sein kann. Das ist doch ein Aergernis!“

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Verleumdungspraktiken des Kröfellschen „Mittelstand“ vor Gericht. Ueber einen am 18. d. M. vor dem Stettiner Schöffengericht gegen den Redakteur des „Mittelstand“ veröffentlichten Beleidigungsprozeß, der mit der Verurteilung des Angeklagten zu einem Monat Gefängnis endete, berichtet die „Ostsee-Ztg.“:

Herr Kunstmaler Georg Lewin, hier, hatte gegen den verantwortlichen Redakteur des Kröfellschen Organs „Der Mittelstand“ in Pyritz, Herrn Theodor Weber, auf Grund des § 186 St.-G.-B. durch seinen Vertreter Herrn Rechtsanwalt Dr. Delbrück Klage wegen Beleidigung erhoben. In Nummer 64 des „Mittelstand“ vom 17. März 1906 war ein der Stettiner „Deutschen Hochwacht“ entnommener, hämischer Artikel erschienen, in welchem dem Privatkläger unter voller Namensnennung die schwersten Vorwürfe gemacht wurden. Er sollte in einem hiesigen Handschuh- und Krabattengeschäft ein junges Mädchen, Bertha F., kennen gelernt, mit ihm einen Verkehr angeknüpft und unter dem Versprechen der Heirat sie verführt haben. Obwohl das Mädchen um des Verhältnisses willen sein Dienstverhältnis habe aufgeben müssen, habe Herr Lewin später mit ihr gebrochen, um sich mit einer Dame zu verloben. Herr Lewin habe dann auch bei irgendwelcher Gelegenheit in dem betreffenden Handschuhgeschäft gesagt, man möge ihm den Namen dieses Mädchens nicht mehr nennen, für ihn liege sie auf dem Kirchhofe. Aus Verzweiflung über die Auflösung des Verhältnisses habe das Mädchen, das eines Kindes genesen sei, sich tatsächlich durch Gift das Leben genommen. — Herr Weber, 36 Jahre alt, katholisch, gibt an, er habe sich auf die — „Deutsche Hochwacht“ verlassen, die ein dem „Mittelstand“ gleichgesinntes Blatt sei und deren Redakteur er persönlich kenne. Für den Nachdruck sei er ja natürlich verantwortlich. Die Geschichte tue ihm sehr leid. Nachdem er jetzt Fräulein F. (die als Zeugin an Gerichtsstelle erschienen war, also nicht gut durch Selbstmord geendet haben konnte. Red.) vor sich sehe, leuchte ihm ein, daß die Sache nicht wahr sei. — Sodann wird Fräulein Bertha F., 23 Jahre alt, evangelisch, als Zeugin vereidet und vernommen. Während ihrer Vernehmung wird die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Sie bekundete, wie sich aus dem weiteren Verlaufe der Verhandlung ergiebt, die völlige Unwahrheit der im inkriminierten Artikel enthaltenen Angaben. Herr Dr. Delbrück als Vertreter der Privatklage stellte nunmehr fest, daß an der ganzen, von der „Deutschen Hochwacht“ und dem „Mittelstande“ gemeldeten Geschichte kein Sterbenswörtchen wahr sei außer daß Herr Lewin ein Verhältnis mit einer Verkäuferin hatte, wie es ja bei jungen Leuten häufiger vorkommen solle. Erfunden sei, daß aus diesem Verhältnis ein Kind hervorgegangen sei, erfunden, daß Herr Lewin, dem Mädchen die Ehe versprochen und überhaupt derartige Andeutungen gemacht habe, erfunden, daß das Mädchen durch den Bruch eines solchen Versprechens zur Verzweiflung und zum Selbstmorde getrieben worden sei und auf dem Kirchhofe liege: sie sei wohlauf und denke nicht daran, auf dem Kirchhofe zu liegen. Auch die angebliche Aeußerung des Klägers sei glatt ausgedacht. Wenn der Beklagte zur Entschuldigung vorbringe, er habe den Artikel ja nur übernommen, so sei dies Uebernehmen strafrechtlich vollkommen gleichgültig. Und was die Strafzumessung anlange, so sei ein Redakteur, der einen Artikel übernimmt, besonders wenn volle Kenntlichmachung der Person erfolgt, verpflichtet, sich zu erkundigen, ob etwas Wahres an der Sache sei. Eine Nachfrage in dem betreffenden Handschuhgeschäft hätte im besonderen Falle durchaus genügt. Der Beklagte sei mit geradezu frivolem Leichtsinn vorgegangen. Wenn man den Artikel lese, müsse man sagen, daß diese Sorte von Artikeln, die mit der Ehre eines Mannes dermaßen umgehen, den allerniedrigsten Beweggründen entspringen, der Skandalsucht und dem Geldinteresse. Je mehr Skandal, desto besser das Geschäft! Aus solchen Motiven heraus wurde hier

ein Mann aufs schwerste beleidigt, vielleicht noch mit der Nebenabsicht, ihm seine Ehre oder seine Verlobung zu hintertreiben und ihn in seinen Kreisen unmöglich zu machen. Derartige Vorgänge seien dazu geeignet, den Redakteuren solcher Blätter wenigstens einmal klar zu machen, daß man nicht mit der Ehre eines Mannes spielen dürfe, und ihnen eine Bestrafung angedeihen zu lassen, die sie empfindlich treffe. Eine Geldstrafe genüge da keinesfalls, diese werde wohl vom betreffenden Blatte bezahlt und sei deshalb nicht geeignet, in dem Redakteur persönlich das Verantwortlichkeitsgefühl aufzurütteln. Herr Dr. Delbrück bittet daher, gegen den Angeklagten auf eine Freiheitsstrafe zu erkennen, die gar nicht hoch zu sein brauche; ein Tag würde nach seinem Ermessen genügen, damit Beklagter ersehe, daß es verboten sei, der Ehre eines Mannes in solcher Weise nahe zu treten. Sollte jedoch nicht auf eine Freiheitsstrafe erkannt werden, so müsse zum mindesten die Geldstrafe so hochbemessen werden, daß es dem Blättchen vielleicht doch unangenehm werde, sie für den Redakteur zu bezahlen und es so diesem vielleicht zu Gemüte führe, daß es nicht wünsche, daß auf solche Weise weiter gearbeitet werde. Darum möge die eventuelle Geldstrafe auf mindestens 1000 Mk. bemessen und Publikationsbefugnis ausgesprochen werden.

Der Angeklagte Weber wendet sich in erregter Weise gegen den Anwalt, doch ohne auf den Fall näher eingehen zu wollen. Besonders unangenehm schien ihn der Ausdruck „Skandalartikel“ berührt zu haben; er wendet sich dagegen, daß der „Mittelstand“ von Skandalen lebe. Dieses Blatt werde, anders als die „Hochwacht“, zumeist von Bauern gelesen, welche wenig Interesse für den Fall hätten. Schließlich bedauert er, einen Ausgleich angeboten zu haben. Damit ist das Beweisverfahren geschlossen.

Nach längerer Beratung verkündet der Gerichtshof durch den Vorsitzenden das Urteil: Es sei vollständig aus der Luft gegriffen, daß Lewin das Mädchen verführt und dieses ein Kind von ihm habe; festgestellt dagegen sei, daß das Mädchen schon aus einem früheren Verhältnis ein Kind hatte. Auch sei erwiesen, daß Herr Lewin ihr niemals, wie der Artikel behauptete, die Ehe versprochen habe. Das seien schwere, durchaus unbegründete Beleidigungen und der Gerichtshof fand demnach eine strenge Strafe für angemessen. Anders würde die Sache liegen, wenn tatsächlich eine Verführung stattgefunden hätte, wenn auch dann noch das Hereinziehen der Persönlichkeit bestehen bliebe. Es könne sich nur um eine Freiheitsstrafe handeln, auch wenn als mildernd in Betracht gezogen werde, daß der Angeklagte die Artikel nicht selbst geschrieben, sondern nur übernommen habe. Darum habe der Gerichtshof auf eine Strafe von einem Monat Gefängnis und Publikationsbefugnis im „Mittelstand“ und in der „Deutschen Hochwacht“ erkannt, in ersterem unter der Rubrik: „Pommern und die Mark“. Darauf wurde die Verhandlung geschlossen.

Bemerkt sei, daß Herr Lewin auch gegen die „Deutsche Hochwacht“ und deren verantwortlichen Redakteur Herrn Thomas Hübbe die Beleidigungsklage angestrengt hat; Herr Hübbe hat aber ein ärztliches Krankheitsattest beigebracht, sodaß die Verhandlung gegen ihn verschoben werden mußte.

Herr Küster, der Vorsitzende der krypto-antisemitischen deutschen Mittelstandsvereinigung ist nunmehr wegen seiner von uns mehrfach erwähnten höchst bedenklichen Geschäftspraktiken aus dem Bürgervorsteherkollegium in Hannover ausgeschlossen worden.

Es war, wie erinnerlich, gegen Küster der Vorwurf erhoben, daß er gelegentlich der Vergebung von Bauarbeiten für das neue Rathaus zu Hannover bei den Submissionen Abfindungssummen an Submittenten gezahlt habe und als Bürgervorsteher den Stadsäckel geschädigt habe. Eine Klage vor dem Hannoverschen Schöffengericht sollte Küster von den Beschuldigungen reinigen, aber trotz der für Küster günstigen Zeugenaussagen fiel das Urteil zu seinen ungunsten aus. Die Verhandlungen des Bürgervorsteherkollegiums fußten auf dem Urteil, das in der Sache gefällt war. Küster, der die Akten seinen Wählern und auch dem Gesamtvorstande der „Deutschen Mittelstandsvereinigung“ unterbreitet hatte, wurde von diesem für unschuldig in der Affaire befunden und durch ein Vertrauensvotum geehrt. Anders faßten seine Kollegen vom Bürgervorsteherkolleg die Angelegenheit auf. Sie erklärten, daß das Urteil für sie maßgebend sei, und daß Küster die Konsequenzen daraus zu ziehen habe. Küster erklärte, daß er nicht gewillt sei, sein Amt niederzulegen und selbst, wenn er es täte, würden seine Wähler ihn bestimmt wiederwählen. Aus der Mitte des Kollegs wurde ein Antrag gestellt dahingehend, Küster solle sein Amt freiwillig niederlegen, da man die Sache auf sich beruhen lassen wolle. Von den anwesenden 19 Bürgervorstehern stimmten 16 für den Antrag, drei enthielten sich der Abstimmung. Hierauf erklärte Küster, daß er nicht daran denke, aus dem Kolleg auszuscheiden, „jetzt solle der Tanz erst beginnen, alles, was gegen ihn in dieser Angelegenheit unternommen sei, sei Hetze und Mache, wenn er um die Kleinigkeit aus dem Kolleg ausscheiden solle, dann müßten eine Anzahl Mitglieder des Kollegs, die dasselbe oder noch mehr begangen hätten als er, mit ihm ausscheiden!“

Das Dresdener Antisemitenblatt, die „Deutsche Wacht“, wird nunmehr, nachdem der Konkurs über das Unternehmen eröffnet worden ist, vollständig eingehen. Am 26. Mai wird die letzte Nummer der „Deutschen Wacht“ erscheinen. Sämtlichen Redakteuren und Angestellten ist zu diesem Termine gekündigt worden. Die Druckerei wird durch den Konkurs-Verwalter Rechtsanwalt Dr. Krug verkauft werden.

×× **Studentisches.** Der liberale „Allgemeine Deutsche Burschenbund“ (A. D. B.) ist z. Z. mit 19 Burschenschaften an den deutschen Hochschulen vertreten. Suspendiert ist eine Burschenschaft. An studierenden Mitgliedern gehören dem A. D. B. 155 Aktive und 63 Inaktive an.

Der Verein Deutscher Studenten Berlin unterhält auch im Sommersemester unter seinen Mitgliedern eine nationalpolitische Abteilung, in der berufene Dozenten die Mannschaft des V. D. St. belehren sollen. Natürlich benutzt man diese Vorträge auch als Lockmittel für „Füchse“, um ihnen zeigen zu können, was der V. D. St. alles leistet. Da man nun aber, um die verschiedenen Lehren der Alten Herren vom V. D. St. in sich aufnehmen zu können, schon Jahre lang hindurch besonders präpariert und zugestutzt sein muß, teilt man diese nationalpolitische Abteilung in zwei Gruppen, in eine öffentliche und eine geheime. An letzterer dürfen nur Mitglieder teilnehmen. Gäste dürfen an diesen Vortragsabenden nicht erscheinen. In dieser geheimen Abteilung soll auch die „Judenfrage“ behandelt werden.

Der Kampfverband an den deutschen Hochschulen gibt jetzt eine Halbmonatsschrift heraus, die von dem in den letzten studentischen Streitigkeiten recht unliebsam hervorgetretenen Herrn Heile vom Verein Deutscher Studenten in Hannover geleitet wird. Die Herren, die für die „Akademischen Blätter“ usw. arbeiten, sind in den Spalten der „Deutschen Hochschule“ natürlich schon heimisch. Auch Houston Stewart Chamberlain läßt sich bereits mit unangebrachten Ausfällen gegen das Judentum hören.

Vermischtes.

Die Judenriecherei hat den Antisemiten wieder einmal einen schlimmen Streich gespielt. Die Blätter aller antisemitischen Schattierungen bezeichneten nämlich den neuen Eisenbahnminister als „Judenstämmling“. Die Stettiner „Deutsche Hochwacht“, das Organ des Deutschen Volksbundes, schrieb recht geschmackvoll:

„Exzellenz Breitenbach sind ein Hebräer; ein getaufter“.

Das offizielle Organ der Liebermann von Sonnenbergschen Antisemiten, das Hamburger „Deutsche Blatt“, glaubte natürlich, schon aus Konkurrenzrücksichten, bei der Ausschlachtung dieser pikanten Mitteilung nicht zurückstehen zu sollen; es hatte bald mit gewohnter Schläue herausgefunden, daß Breitenbach „als geborener Jude für liberal angesehen wird, womit ihm die Sympathie der

großen liberalen Presse gehört, während Frau und Kinder, die katholisch sind, ihm die Liebe der Zentrumspresse verschaffen." So seien am Familientische des Herrn Ministers „alle drei Konfessionen vertreten, entsprechend den deutschen Reichsfarben schwarz, weiß, rot — katholisch, evangelisch, Jude."

Die Leser der antisemitischen Blätter werden diese Scherze wahrscheinlich für bare Münze nehmen. Die „Danziger Ztg." ist in der Lage, festzustellen, daß an der jüdischen Abstammung des neuen Eisenbahnministers kein wahres Wort ist. Die Familie Breitenbach ist urdeutsch; sie verfolgt ihre Vorfahren bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Die Familie war ursprünglich ansässig in Heiligenstadt i. Thür., später mit einigen Gliedern in Erfurt und Naumburg. Die Familie blieb bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts katholisch, zu welcher Zeit ein Zweig — zu dem unter anderen auch der jetzige Minister und der Inspekteur der dritten Ing.-Inspektion, Generalleutnant Breitenbach, gehören — zum Protestantismus übertrat.

Ein christlicher Geistlicher über Gabriel Rießer. Der Rektor Feiner in Hamburg hat anläßlich des Rießer-Jubiläums ein Lebensbild dieses großen Vorkämpfers der Judenemanzipation in Deutschland herausgegeben. Dieses Büchlein gelangte u. a. auch an den Pastor Clemens Schultz-St. Pauli, der daraufhin an den Verfasser folgenden Brief sandte:

„Man hat mir gestern Ihre Schrift über das Leben Dr. Gabriel Rießers gegeben und gesagt, ich dürfe es behalten. Als ich ein wenig darin blätterte, wurde ich so angeregt, daß ich, zu Hause angekommen, alles stehen und liegen ließ, und Ihr Buch las, das nur den einen Fehler hat, nämlich daß es zu kurz ist; man möchte mehr und immer mehr von dem Manne hören, den Ihr herrliches Schriftchen schildert. Es drängt mich, Ihnen meinen herzlichsten und innigsten Dank zu sagen für den Genuß, den mir Ihr Buch durch das Kommentieren Dr. Rießers verschafft hat. — Ihr Buch enthält — das läßt sich nicht leugnen — viel Beschämendes für die christliche Kirche jener Zeit. Aber die Kirche Christi ist ja nicht das „Reich Gottes", das der Herr gebracht hat, das Reich „der Freiheit, Ehre und Menschenwürde", das „Reich Gottes" ist das wahre Menschentum, und in dieses Reich — mag es nun wollen oder nicht — gehörte Ihr Rießer hinein. Des bin ich gewiß, daß der große Rabbi von Nazareth in diesem „Israeliten ohne Falsch" seine große anerkennende Freude gehabt hätte. Mich hat die Persönlichkeit Rießers aufs höchste begeistert; Gott gebe, daß wir mehr solche deutsche, solche Juden, solche Christen — solche Menschen hätten; dann sähe es besser mit Religion und Vaterland aus. — Sie aber, verehrter Freund, handeln recht, wenn Sie sich nicht mit diesem Wunsche begnügen oder mit der Klage, daß unsere Zeit von solchen Persönlichkeiten so arm ist, sondern wenn Sie einen Mann wie Rießer unserm Volke zugänglich machen und die Jugend dafür begeistern. Unsere Zeiten werden schon bessere und andere, wenn uns ein Geschlecht heranwächst, das solche Helden wie Rießer wenigstens versteht und schätzt und liebt."

Die Ausweisungen der russischen Flüchtlinge aus Berlin nehmen ihren ungestörten Fortgang. Zwar hat Herr v. Bethmann-Hollweg bei der Verhandlung der Interpellation im Abgeordnetenhause erklärt, daß nur „Personen ohne gesicherte wirtschaftliche Existenz oder politisch Verdächtige unmittelbar ausgewiesen werden", daß denjenigen, „bei denen diese Voraussetzungen gleichfalls vorliegen, aber noch nicht in so dringlicher Schärfe hervorgetreten sind, mitgeteilt werden soll, daß sie auf die dauernde Erlaubnis zum Verweilen bei uns nicht rechnen könnten und sich deshalb nach einem anderen Aufenthaltsort umsehen möchten."

Aber auch diese erneute Versicherung des Ministers steht mit den Tatsachen in unüberbrückbarem Widerspruch. Wie die „Jüdische Presse" mit Beispielen aus den allerletzten Tagen zu beweisen in der Lage ist, werden die Ausweisungen nach wie vor wahllos fortgesetzt. Das genannte Blatt greift aus den zahlreichen zu seiner Kenntnis gelangten Fälle den folgenden heraus: Ein Rentier, namens R. aus B., der seit länger als einem Jahr mit seiner schwerkranken Frau hier wohnt, mit 60 Mark zur Staatssteuer herangezogen wurde, also notorisch nicht mittellos ist, einen ordnungsmäßigen Paß besitzt, also notorisch nicht ausweislos ist, und sich politisch in keiner Weise betätigt hat, wurde am 10 d. Mts. als „lästiger Ausländer" mit einer Galgenfrist von — vierzehn Tagen — ausgewiesen! Genau so erging es zahlreichen anderen bemittelten, absolut unverdächtigen Leidensgefährten. Und das, obgleich der Herr Minister im Abgeordnetenhause betont hat: „Ich brauche schließlich nicht hervorzuheben, daß von allen diesen Maßregeln verschont bleiben sollen diejenigen, bei denen keiner der von mir auseinandergesetzten objektiven oder subjektiven Gründe dem längeren Verweilen im Wege steht." — Das heißt doch wohl, daß Personen, wie jener Herr R., geduldet werden sollen, zumindest längere Zeit verbleiben dürfen. Trotzdem wird ihm nicht etwa bedeutet, daß er „sich nach einem anderen Aufenthaltsort umzusehen" habe, sondern er wird mit seiner totsiechen Frau fortgejagt — innerhalb 14 Tagen.

Vielleicht äußert sich die „Norddeutsche Allg. Ztg." recht bald darüber, wie dieses Verfahren mit den ministeriellen Zusicherungen in Einklang zu bringen ist.

Auch Schweden ist jetzt verjudet. Man traut seinen Augen kaum, wenn man diese Nachricht liest. In ganz Schweden wohnen 3402 Juden und zwar erst seit etwa einem halben Jahrhundert, und in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit haben es diese 3402 Juden fertig gebracht, ein ganzes Land mit $5^1/_2$ Millionen Einwohnern zu verjuden. So berichtet wenigstens die „Deutsche Tagesztg.".

In diesem sehr geschätzten Blatt beklagt eine Frau Olga Müller aus Stockholm, daß, wie überall in Europa, so auch in Schweden das Bestreben der Juden darauf gerichtet sei, „das Nationalbewußtsein abzustumpfen". Zu diesem Zwecke habe man die glorreiche Nationalgeschichte kritisch zu bearbeiten versucht. Als abschreckende Beispiele werden Strindberg und von Heydenstam — beide natürlich Juden — genannt. Wie mit der Geschichte, so haben sie es auch mit der Religion und ihren Vertretern in der Kirche gemacht, z. B. Selma Lagerlöf — natürlich eine Jüdin.

Die literarische Kabale der Juden hat aber auch ihre Arbeit auf die Zerstörung des Familienlebens gerichtet, siehe den Juden Ibsen. Dazu kommt der tägliche Krieg der Zeitungen, die natürlich alle in jüdischen Händen sind, gegen die gesellschaftliche Ordnung. Das alles aber genügt ihnen nicht. „Das historische Schweden und das gegenwärtige war in den Händen der Juden. Es blieb doch der Zukunft übrig: die Jugend! Um diese zu verderben, galt es die Lehrerschaft zu gewinnen." Wer hat dieses Kunststück in Schweden zustande gebracht? Kein Geringerer als Herr Abrahamsohn, der auf seinem Rittergute den Handfertigkeitsunterricht (Slojd) in einer Weise eingerichtet hat, daß dieses dadurch zu einer europäischen Berühmtheit und zu einem Muster für die ganze Kulturwelt wurde.

Aber auch damit haben sich die bösen Juden noch nicht begnügt. Sie haben auch noch alle Lehrstühle der Literaturgeschichte und Aesthetik in Schweden besetzt. Und nun ging ihr einziges Bemühen darauf aus, den einen Areopag, in den sie bisher noch nicht zu gelangen vermochten, nämlich die schwedische Akademie, auch noch zu erobern.

Dieser Akademie ist nämlich die Verteilung des Nobel-Preises anvertraut worden. Und wenn erst die schwedische Akademie auch schon in den Händen der Juden sein wird, kommt überhaupt kein Nobel-Preis mehr an einen Germanen. „Das Nobel-Institut ist in Gefahr!" schreit Frau Olga Müller in alle Winde aus.

Wenn man dies alles liest, so möchte es einem fast wie heller Wahnsinn erscheinen. Aber in diesem Wahnsinn liegt doch eine sehr bestimmte, und, wie die Erfahrung gelehrt hat, richtige Methode. Es wird nämlich gegenwärtig von verschiedenen Seiten für einen Dichter Stimmung gemacht, der den nächsten Nobel-Preis erhalten soll. Dieser Dichter ist aber nicht nur kein Jude, sondern einer der schlimmsten Antisemiten. Es ist dies der hinlänglich bekannte Herr Max Bewer in Dresden, der „Lieder aus Norwegen" gedichtet hat. Das ist d s Pudels Kern! Damit Herr Max Bewer den Nobel-Preis erhält, muß Schweden verjudet sein und eine Agitation eröffnet werden, die der betreffenden Kommission die Augen darüber öffnet, in welche Gefahr Schweden und mit ihm das Nobel-Institut durch diese Verjudung geraten muß. Die Sache ist, wie man sieht, schlau eingefädelt, und es ist deshalb dringend notwendig, daß man beizeiten die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf diese dunklen Machenschaften lenkt.

Ein antisemitischer Erpresser. Auf Veranlassung der Pariser Polizei wurde Marc Lapierre, der Herausgeber des in Paris erscheinenden antisemitischen Blattes „La Cocarde", in London verhaftet. Damit hat eine zwanzigjährige Verbrecherkarriere, die ihresgleichen kaum aufzuweisen hat, ihr Ende gefunden. Marc Lapierre hat zwanzig Jahre lang in Frankreich Erpressungen und Verleumdungen verübt, und unzählige Betrügereien und Unterschlagungen sind auf sein Konto zu schreiben. Sie belaufen sich auf viele Millionen. Seine zahllosen Opfer sind meist Leute, die eine Anzeige gegen ihn unterlassen mußten, weil sie entweder das Odium der Zweideutigkeit oder den Spott als Geprellte zu fürchten hatten. Seit langer Zeit schon bereitete die Pariser Polizei die Verhaftung Lapierres vor, doch gelang es ihr erst vor wenigen Tagen, genügendes Beweismaterial zu sammeln, um Lapierre den Garaus machen zu können. Als man aber die Haftbefehle ausgestellt hatte, war der Mann verschwunden. Und als man ihn endlich in London verhaftete, behauptete er, das Opfer einer politischen Intrigue zu sein, und verlangte vom amtierenden Polizeibeamten die Erlaubnis, an di „Cocarde" einen Artikel zu senden, der die Sache aufklären sollte. Dies wurde ihm nicht gestattet. Man fand bei ihm, in das Westenfutter eingenäht, 100 000 Francs in Wertpapieren. Inzwischen wurden in der Redaktion der „Cocarde" und in der Pariser Wohnung Lapierres Haussuchungen veranstaltet, die das System Lapierres vollends aufdeckten. Er hatte für seine Tätigkeit in Lille, Brüssel und London Agenturen eingerichtet, mit denen er in ununterbrochener Verbindung stand, und die prompt funktionierten. In der Redaktion der „Cocarde" fand man nur einen gewissen Domino vor, der erklärte, Sekretär und Geschäftsführer der „Cocarde" zu sein. Er hatte seinen Chef noch niemals persönlich gesehen, sondern mit ihm stets nur brieflich und telephonisch verkehrt. Gleichzeitig mit Lapierre wurde in Paris ein gewisser Edmond Lajoux verhaftet, der mit der Tätigkeit Lapierres in enger Verbindung steht. Auch in der Redaktion der „Tintamarre", von der man vermutet, daß sie ebenfalls im Eigentum Lapierres steht, wurden Haussuchungen vorgenommen. Die Verhaftung hat in Frankreich unverhohlene Genugtuung erweckt.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hat das Kongreßmitglied Dermott im Kongreß eine überaus eingehende Rede gehalten, um die religiösen Vorurteile gegen die Juden zu bekämpfen und namentlich die Behauptungen zurückzuweisen, daß sie für die Kreuzigung Christi verantwortlich seien und dafür zu büßen hätten. Diese Rede hat, obgleich sie eigentlich nichts neues enthielt, drüben großes Aufsehen gemacht.

Interessanter ist, daß der Präsident der Clark Universität Dr. G. Stanley Hall bei der Legung des Grundsteins einer neuen Synagoge in Worcester, Massachusetts, eine Ansprache hielt, in welcher er die Juden ermahnte, ihre Abstammung nicht zu verbergen, im Gegenteil sich ihrer zu rühmen, stolz auf ihre Rasse zu sein, auf ihren Namen, ihre Religion. Erhalten Sie Ihren Kindern, sagte er u. a., die großen alten Namen Israel, Abraham, Moses, Rebekka usw. Erziehen Sie Ihre Kinder, indem Sie ihnen von den großen Ueberlieferungen Ihrer Vergangenheit erzählen, und lassen Sie sie im Hebräischen unterrichten, in der jüdischen Geschichte usw. . . . . In unseren amerikanischen Gymnasien und Universitäten gibt es Juden und Christen. Unsere Gelehrten studieren semitische Sprachen Schulter an Schulter mit den Ihrigen. Wir graben Babylon, Ninive und Jerusalem aus, wir entziffern alte Inschriften, sammeln archäologische Reliquien und veröffentlichen gemeinsame gelehrte Studien. Es ist jetzt für uns an der Zeit, alle alten Verschiedenheiten zu vergessen und nicht weniger herzlich und ehrenvoll in allen anderen Dingen zusammenarbeiten. Endlich sind wir Bürger eines Vaterlandes und schlingt die Erinnerung an die patriotischen Taten Ihres Stammes in der Geschichte dieses Landes ein gemeinsames Band um uns.

Im Memphis, Tennessee, hielt der Pastor der Zentral-Methodistenkirche, Dr. Billing, eine Predigt, in welcher er das Thema „Die Haltung der Christen gegenüber den Juden" behandelte. „Die Juden, führte er aus, unterscheiden sich von uns im Glauben, mögen vom theologischen Standpunkt als Ketzer angesehen werden, und bisweilen hatten wir ihre Religion für niedriger, aber ich wage die Behauptung, daß kein Volk fleißiger, intelligenter, gesetzlicher und reiner in der Lebensführung ist wie die Juden, die, obwohl zerstreut über die ganze Welt und ohne eine eigene Regierung, doch im Verhältnis zu ihrer Zahl weniger Verbrecher in ihrer Mitte haben, als jedes andere der Kulturwelt bekannte Volk. Ich bin ein Christ, aber wenn Rußland etwa das Christentum repräsentieren soll, dann würde ich bei weitem vorziehen, Jude zu sein. . . . . Zu lange haben wir dieses Volk vernachlässigt und während wir den Splitter in den Augen der Juden gesehen, nicht auf die Balken in den unsrigen geachtet. Machen wir unserem Vorurteil und unserer Gleichgültigkeit ein Ende und pflegen wir mehr den Geist der Liebe zu den Nachkommen Abrahams. . . . ."

Juden als Landwirte. Ein jüdischer Farmer, J. Abrahams in Toowoomba in Queensland (Australien), teilt der „Jewish Chronicle" seine Erfahrungen über die dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse mit und empfiehlt Australien für die Besiedelung mit jüdischen Familien, die sich dem Ackerbau widmen wollen. Herr Abrahams war ursprünglich Zuschneider und gründete vor drei Jahren zu gleicher Zeit mit seinem Bruder eine Farm. Er besitzt jetzt 242 Acres Land, sein Bruder 160 Acres. Von seinem Land hat Herr Abrahams bereits 60 Acres kultiviert, 30 bebaut er mit Mais, 3 mit Moorhirse, 3 mit Futtergerste und 3 mit Kartoffeln. Letztere verkauft er für 8 Pfund 10 Sh. per Tonne; der allgemeine Ertrag ist drei Tonnen auf den Acre. Seine 20 Milchkühe bringen ihm jede 4 Sh. die Woche ein. Herr Abrahams verfügt über vier Arbeitspferde und eine ansehnliche Anzahl von anderem Groß- und Kleinvieh. Er schlägt vor, 500 jüdische

Familien versuchsweise in Australien anzusiedeln. Es würde genügen, wenn jede einzelne Familie über ein Kapital von 120 Pfd. verfügte. Ein solches Darlehen könnte im Laufe von 10 Jahren abgezahlt werden. Die australische Regierung würde keinerlei Schwierigkeiten machen. Mit der genannten Summe können 160 Acres Land mit Vieh und allen zur Bebauung nötigen Gerätschaften angekauft werden. Die Berechnung verstehe sich freilich nur für eine gleichzeitige Besiedelung mit mehreren hundert Familien, weil beim Ankauf größerer Quantitäten der nötigen Gegenstände billigere Preise zu erlangen sind. Ein geeigneteres Land für Ackerbau und Viehzucht wie Australien ist, wie Herr Abrahams meint, kaum zu finden. Der Boden gewährt zwei Ernten jährlich; es gedeiht jegliche Pflanzenart. Molkerei und Schafzucht können in bedeutendem Maßstab betrieben werden. Herr Abrahams zweifelt nicht, daß tüchtige Leute, die dorthin kämen, bald der Welt zeigen, daß die Juden als Landwirte ebenso gute Resultate erzielen können, wie andere Völker.

Antisemitische Bade-, Kur- u. Erholungsorte.

Wir veröffentlichen die nachstehende Liste in diesem Jahre in den „Mitteil." nur noch 2 Mal; und zwar vor Beginn der großen Ferien und Mitte August. Separatabdrucke dieser Liste stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Augustusbad bei Radelberg.
Bansin. Hotel Aegir (Recker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Recker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Tabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Friesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz" und „zum roten Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk a Röm.
Landeck in Schl. Logierhaus Elysium.
Langhampsen.
Ligau bei Dresden.
Mettisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Banhaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Travemünde Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Warnemünde. Villa Seeblick.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello
Wildbühl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 22/23. Berlin, 30. Mai 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Wegen der Feiertage fällt die nächstwöchige Nummer der „Mitteilungen“ aus; es erscheint deshalb heute eine Doppelnummer.

Graf Reventlow.

Die deutschsoziale Partei des Herrn Liebermann von Sonnenberg hat ihren Dauphin verloren. Der antisemitische Abgeordnete Graf Reventlow ist den Folgen einer Nierenoperation erlegen. Der Verlust trifft nicht nur die Partei, sondern auch besonders ihren Führer Liebermann von Sonnenberg sehr schmerzlich, der gehofft hatte, sich allmählich auf das Altenteil zurückziehen und die Leitung dem politisch begabten und redegewandten schleswig-holsteinischen Provinzial-Vorsitzenden des Bundes der Landwirte überlassen zu können. Reventlow war zweifellos eine der interessantesten Erscheinungen des Reichstags, der sich vom rabiaten Sozialdemokraten bis zum krassen Reaktionär hindurchgemausert hat; ob er seine politische Laufbahn bei der Partei des Herrn Liebermann von Sonnenberg abgeschlossen hätte, läßt sich bei einer, was Fähigkeiten und Charaktereigenschaften anlangt, so ungewöhnlich differenzierten Persönlichkeit, wie Reventlow es war, schwer sagen. Im Reichstage tummelte er sein Roß mit Vorliebe auf dem Gebiet der hohen Politik und bereitete hier dem Reichskanzler Fürsten Bülow durch seine fein geschliffenen Sottisen oft recht unangenehme Situationen. Ein Beweis der vorurteilsfreien ritterlichen Gesinnung seines Gegners ist es, daß der Reichskanzler ihm dies persönlich in keiner Weise nachtrug. Er beglückwünschte ihn zu der anscheinend glücklich verlaufenen Operation und sandte dann der Witwe des Verschiedenen ein in herzlichen Worten abgefaßtes Kondolenztelegramm.

Wie lange die marxistisch-sozialistische Episode Graf Reventlows, der nur ein Alter von 41 Jahren erreicht hat, angedauert hat, ist nicht genau festzustellen, da er selbst darüber Stillschweigen beobachtet hat. Jedenfalls erzählten, wie kürzlich in einer Charakterstudie über ihn in der „Berl. Z.“ zu lesen war, seine Freunde in Ratzeburg, wo er in seiner Referendarszeit als Reserveoffizier bei den 9. Jägern übte, natürlich ohne von dem Münchener Zwischenfall etwas zu wissen: „Wenn der Reventlow besoffen ist, so redet er wie der reine Sozialdemokrat“. Und da Graf Reventlow als urteutscher Mann alle Kardinaltugenden seines Stammes praktiziert, so kam es öfters vor, daß man ihn sehr merkwürdig reden hörte. Aber da er Graf, Referendar und Reserveoffizier war, dachte man sich weiter nichts dabei, sondern amüsierte sich höchstens über solch vorübergehendes umstürzlerisches Gebaren.

Bei den Antisemiten aller Richtungen genoß der Verstorbene das größte Ansehen, merkwürdiger Weise auch bei denen, die sich auf ihre angeblich demokratische Gesinnung viel zugute tun und sonst jedem Angehörigen des Junkertums von vornherein mit Mißtrauen begegnen. Reventlow hat die Brücke mit schlagen helfen, auf der sich der Uebergang der Gefolgschaft Liebermann v. Sonnenbergs zum Bund der Landwirte vollzog. Es ist daher nur erklärlich, daß das agrarische Hauptorgan, die „Deutsche Tageszeitg.“ in ihrem Nekrolog den Gegensatz zwischen Deutschsozialen und Reformpartei scharf hervorhebt; sie schreibt nämlich:

„So hat er die deutschsoziale Richtung und die Bestrebungen des Bundes der Landwirte einander immer enger genähert, so auch unfreundliche Erinnerungen, die etwa zwischen den Konservativen und dem rechten Flügel der antisemitischen Bewegung standen, gemildert und beseitigt. Allerdings hat er, um zu diesem Ziele zu gelangen, gleich Herrn von Liebermann das Tischtuch zwischen sich und jener demokratischen Richtung zerschnitten, die trotz aller agitatorischer Erregung im letzten Grunde doch unfruchtbaren Schoßes ist. Hier mochte schon die persönliche Abneigung des Aristokraten entscheidend sein, die es ablehnt, mit tönenden Schlagworten sich an die Menge zu wenden und im Stile Ahlwardts die öffentlichen Instinkte aufzureizen.“

Es werden dann aber auch sachliche Gründe ins Feld geführt, die die Deutschsozialen von der Reformpartei trennen:

„Schärfer scheiden sie sich nach der linken Seite hin, und es sind nicht nur persönliche Antipathien, sondern auch sachliche Gründe, die es nicht zuließen, daß Liebermann und Zimmermann, daß Reventlow und Bruhn sich in gleichem Raume zusammenfanden. Schon ist in Marburg der alte Konflikt, der so oft nur mühsam vermieden wurde, in hellen Flammen emporgelodert und sicherlich wird der nächste allgemeine Wahlkampf auch an anderen Stellen die Antisemiten im Bruderkriege sehen. Aber schon heute kann man den Eindruck nicht überwinden, daß die demokratische Richtung sich auf einem sinkenden, die konservative Richtung aber sich auf einem steigenden Aste befindet. Hier hat die agitatorische Kunst Liebermanns von Sonnenberg, der in aller Schärfe des Kampfes doch den alten Offizier nie verleugnet, hier die Organisationskraft Schacks, die Gründlichkeit und der Fleiß des Hamburger Raab, die nationale Freudigkeit Lattmanns, vor allem aber die frische gewinnende Persönlichkeit und der sichere politische Blick des Grafen Reventlow Bedeutendes getan.“

Wir haben schon gesagt, daß auch die Reformpartei auf Reventlow große Stücke hielt, aus den Nekrologen ihrer

Organe klingt aber genau das entgegengesetzte Motiv heraus. Die „Hess. Rundschau" z. B. schreibt:

„Zu frühe hatte die allein große und manneswürdige der menschlichen Leidenschaften, die politische, das glühende Herz dieses Mannes verzehrt und das tückische Leiden, das in aller Stille emporkeimte, gefördert. Angesichts der Majestät des Todes wollen wir heute keine Schelte üben an denen, die uns wehe getan haben; aber eine Frage drängt sich unerbittlich dem gewissenhaften Grübler auf: War es nicht schädlicher, nutzloser Raubbau mit dem Gesundheitskapital dieses zum Höchsten berufenen Mannes, als man ihn in den Ersatzwahlkämpfen Rinteln—Hofgeismar (1900), Schleswig—Eckernförde und Schaumburg-Lippe vorzeitig ausbrauchte?

Klingt es nicht, wie eine schrille Ironie des Schicksals aus tiefem Grunde, wenn ein gewisser L. aus Kassel in den „Deutschsozialen Blättern" (Hamburg) sich unter lauter Mißbilligung des damaligen Redakteurs herausnahm, dem Verstorbenen niedrige Agitationsdienste zuzumuten und in taktlosen Worten auf seinen Gesundheitszustand anzuspielen, nachdem Reventlow im Reichstag schon längst den Nachweis seiner hochpolitischen Befähigung erbracht und der von ihm ins Leben gerufenen „Wirtschaftlichen Vereinigung" ein achtbares Relief gegeben hatte. Ein Reventlow unter dieser Gesellschaft nüchterner Prädikanten, zweifelhafter Puritaner und kondottierihafter Parteiführer — ein merkwürdiges Wechselspiel des Lebens und doch ein nur zu erklärlicher Vorgang".

Man darf einigermaßen neugierig sein, was Herr Liebermann v. Sonnenberg auf das zweifellos auf ihn abzielende boshafte Beiwort: „kondottierihafter Parteiführer" antworten wird.

Das Recht des Rassenhasses.

Die Berechtigung der Immermannschen Rede: „Ein finsterer Geist gab diesen Satz mir ein: all euer Tun ist eitel Heuchelschein" kommt uns niemals klarer zum Bewußtsein, als wenn die Lehre, daß de mortuis nil nisi bene, über die Verstorbenen nur Gutes zu reden ist, ihre Wirkung tut. Gewiß, die Toten können sich nicht verteidigen, und ein sittlich fein Empfindender wird sie nicht schmähen. Allein Persönlichkeiten, die an hervorragender oder an bescheidener Stätte mitgewirkt am großen Bau der Geschichte, sind nicht nach den Stimmungen und Geboten der gesellschaftlichen Kleinwelt zu wägen und zu richten. Stelle man sich doch den krassen Widersinn vor, der darin läge, wenn man über Herrn Torquemada nur Gutes reden wollte.

Der Ueberschwang im Lob eines jüngst Verstorbenen hat auch zu Irrungen über den Grafen Reventlow geführt, jenen antisemitischen Abgeordneten für Hofgeismar, dessen vorragende rednerische Begabung und dessen glänzende Geistes- und Gesellschaftsgaben nicht verkannt werden sollen, dem man aber sicherlich etwas Unrichtiges ins Grab nachgerufen hat, als man an ihm lobte, daß er auch bei den Linkenmännern des Reichstages große Zuneigung genossen. Nein, grundsätzliche Gegner der religiösen und sozialen Unduldsamkeit können nicht einen Hauptpropheten totaler Unduldsamkeit zum Erkorenen ihres Herzens machen. Mag sein, daß Graf Reventlow persönlich genießbarer war als der Graf Pückler und Herr Ahlwardt und deren Geschäftsagentengarde, die sich zum Teil vom Skandalbetrieb schlecht und recht ernährt. Mag auch sein, daß der Herr Reichskanzler besonders viel für die Art des Verstorbenen übrig hatte, wie er's ja in seinem Beileidstelegramme ausgesprochen — das kann an der Natur seiner politischen Persönlichkeit nichts ändern, und diese Natur war die antisemitische. Es trifft also auch auf den „Aristokraten" aus den Elbherzogtümern alles das zu, was die vornehmsten und edelsten Geister über den Antisemitismus und seine Ritter und Lanzknechte gedacht und gesagt haben. Womit freilich nichts bewiesen ist gegenüber der Darstellung, die man jetzt vielfach antreffen konnte, der Darstellung, daß Graf Reventlow der Mann gewesen wäre für ein Ministerium mit starkem christlichsozialem Einschlage, wie es ja schließlich auch bei uns nicht ausgeschlossen erscheine. Ja, warum denn nicht? Die Aera Schönstedt liegt ja noch ganz frisch hinter uns und der praktische Antisemitismus hat gute Tage im Lande.

Wie stark in dem Grafen Reventlow der Gedanke des Rassenstolzes und des Rassenhasses lebte, das erwies sich aus seinem Schwanensange, aus einem Aufsatze über das Recht des Rassenhasses, der kurz vor seinem Tode in einer Wochenschrift erschienen ist. Josef Victors von Scheffel Gruß an das neue Deutsche Reich enthält bekanntlich auch den Wunsch, daß das Vaterland vor Rassenhaß bewahrt bleiben möge. Dieser Wunsch eines trefflichen, edlen Lichtmannes ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Große Scharen der akademischen Jugend plärren dem gottbegnadeten Sänger seine Sänge nach, suchen aber gleichzeitig Anschluß an die Gezelte jener Dunkelgesellen, denen der Rassenhaß eine nationale Tugend dünkt. Und im schnurgeraden Gegensatze zu Scheffel hat Graf Reventlow in dem erwähnten Aufsatze nicht nur eine feurige Lobpreisung des Rassenhasses an sich bewirkt, — er hat gerade demselben Deutschen Reiche, von dessen Schwelle der treffliche Dichter den Rassenhaß, das „Teufelsding", verbannt wissen wollte, die Aufgabe zugewiesen, den Rassenhaß als nationales Gut zu hegen und zu pflegen.

Mit Recht — leider, leider mit Recht! — schrieb Graf Reventlow: „Seit der Neuerrichtung des Deutschen Reiches macht bei uns der Rassengedanke Fortschritte . . ." Zwei Weltanschauungen, die fortschrittliche und die rückschrittliche, im Kampfe! Dabei muß man sich aber daran erinnern, daß seit Jena, Leipzig und Waterloo jedes Streben im Vaterlande nach Deutschlands Einheit untrennbar verknüpft war mit dem Streben nach Deutschlands politischem Vorschritte auf den Bahnen der Freiheit. Wer das Deutsche Reich wollte, der wollte das liberale, das moderne, freie, duldsame, humane Deutsche Reich Und nun stimmten die Reventlow und Verwandte Dankespsalmen an für dieses neue Reich als Vormacht der Rückwärtserei! Mit Recht führt Otto Henne-am Rhyn im siebenten Bande seiner Allgemeinen Kulturgeschichte (bei Otto Wigand in Leipzig 1897 erschienen) aus, daß der Antisemitismus eine scharf rückschrittliche Parteirichtung darstellt und daß „die Antisemiten zwischen Ariern und Semiten, ohne indessen nach der heutigen beständigen Vermischung beider Stämme zu fragen und ohne deren ursprüngliche Verwandtschaft zu berücksichtigen, einen Unterschied aufstellen wie ungefähr zwischen Engeln und Teufeln." Der genannte Kulturhistoriker spottet über das Gerede von einer „Herrschaft des Judentums über das christlich-deutsche Volk". Graf Reventlow aber schlug in die Kerbe des verbohrtesten Antisemitismus, indem er die Behauptung aufstellte, daß „wir Elemente in uns aufgenommen, die als Rasse stärker sind als wir", um von dieser unzutreffenden, den Juden eine Ueberlegenheit gegenüber den nicht jüdischen Deutschen unterstellenden Behauptung aus zu der Folgerung zu gelangen, daß „die Deutschen", hier also im Gegensatz zu den Juden, ein Recht zum Rassenhaß, zum Judenhaß haben, „da sie sich unterdrückt oder in ihrem eigentlichen Wesen bedroht und eingeengt fühlen". Und darauf baute dann der Antisemitenführer ein vom Rassenhaß bestimmtes Programm des Rückschritts und der Verfolgung in Deutschland auf. Er stellte es als sicher hin, daß die Neuerrichtung des Deutschen Reiches einen Anfang bilde für die Gestaltung einer neuen Zukunft Deutschlands als Rassenmacht, und wollte, daß ein Höheres als der Rassenhaß nicht vorhanden sein sollte.

Ein Mann mit diesen Anschauungen, mit dieser Verfechtung eines brutalen Herrenrechts der Deutschen gegenüber den nach dem Maßstabe des vierzehnten Jahrhunderts zu behandelnden Juden kann, nun ihn so früh der Tod abberufen, im Gedächtnis der Zeitgenossen wohl fortleben als ein Gedankenmann im Gedankenbann seiner schroffen antisemitischen Anschauungen, — aber ihn, den Rückschrittler

der schärfsten Art, als einen Heros des deutschen politischen Geisteslebens feiern wollen, mit dem auch wohl gar frei gerichtete Männer freundlich Fühlung nehmen konnten, das heißt doch bedenklich nahe an das Gebiet heranstreifen, auf dem Widersinn und Heucheltum beginnen. L.

Der Kampf um die jüdischen Schulen.

Unser prinzipieller Standpunkt in der Frage ist von vornherein durch die Grundsätze des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" gegeben. Für uns liegt in der Materie eine **staatsbürgerliche Rechtsfrage** in erster Linie. Gleiches Recht für alle! Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir nach Lage der Sache hinsichtlich der jüdischen Schulen volle Entwickelungsfreiheit nach der simultanen sowohl als auch konfessionellen Seite hin fordern, wobei wir allerdings nicht verschweigen wollen, daß wir in der simultanen Schulform für alle Kreise der Bevölkerung ein wesentliches Mittel des gegenseitigen sozialen Verständnisses und religiöser Toleranz sehen. Diese Anschauung teilen wir mit den beiden freisinnigen Gruppen des preußischen Abgeordnetenhauses und auch mit einem großen Teile der Nationalliberalen, wenigstens in theoretisch-pädagogischer Beziehung. Darum unterschreiben wir auch folgende Worte des freisinnigen Abg. **Cassel**:

„Meine Herren, unsere Partei hat in ihren allgemeinen Anträgen Fürsorge dafür getroffen, daß, wenn diese unsere allgemeinen Anträge angenommen wären, es besonderer Bestimmungen über jüdische Schulen überhaupt nicht bedurft hätte; für die jüdischen Kinder wäre dann ebenso gesorgt, wie für die Kinder jeder anderen Konfession durch die Teilnahme an dem gemeinsamen Unterricht und dem besonderen Religionsunterricht in der Konfession, ebenso auch dahin, daß es den Gemeinden überlassen gewesen wäre, je nach ihren Grundsätzen auch konfessionelle Schulen, so auch jüdisch-konfessionelle Schulen zu errichten. Wir kommen dahin, daß wir in dem Resultat der Kommission von unserem Standpunkt aus eine befriedigende Lösung der Frage nicht erblicken können; denn es bleibt nach diesen Bestimmungen für die jüdischen Kinder ein Sonderrecht erhalten, während wir nach unseren Grundsätzen es erstreben würden, daß auch nach dieser Richtung hin ein **allgemeines Recht für Konfessionen** gegolten hätte. Ich muß allerdings anerkennen — ich will das ausdrücklich betonen —, daß unsere Bestrebungen ja auch durch einen Teil der jüdischen Glaubensgenossen durchkreuzt sind. Ich will durchaus nicht verschweigen, daß ein Teil jüdischer Verbände und Vereinigungen mit allem Nachdruck Petitionen gegen die Simultanschulen und für Erhaltung und Neuerrichtung jüdischer Konfessionsschulen eingebracht hat, und es war mir interessant, daß einer der Herren konservativen Kollegen aus der Kommission mir im Privatgespräch bemerkte, das Beste, was über die Notwendigkeit einer konfessionellen Volksschule gesagt sei, sei in einer Petition gesetzestreuer Lehrer jüdischer Konfession enthalten. Meine Herren, diese Bestrebungen können unsere Partei nicht verhindern, unseren Grundsätzen gemäß zu verfahren und unsere Anträge zu stellen, und ich bin auch persönlich davon überzeugt, daß ich in diesem Sinne durchaus nach den Anschauungen der überwiegenden Mehrheit meiner jüdischen Glaubensgenossen handle."

In diesem Sinne waren die betreffenden Anträge der Freisinnigen gehalten:

„Den Schulverbänden ist überlassen, die vorhandenen öffentlichen jüdischen Volksschulen zu erhalten oder bei der Schulaufsichtsbehörde ihre Auflösung zu beantragen. Die Auflösung ist, falls im letzten Kalenderjahr einschließlich jüdischer Gastschulkinder mindestens 12 jüdische Schulkinder die Schule besucht haben, nur zulässig, wenn gleichzeitig der Schulverband für den Religionsunterricht dieser Schulkinder durch eine jüdische Lehrkraft sorgt.

Die ersten sechs Absätze des § 20 des Gesetzentwurfs finden auf Volksschulen mit gleichzeitig christlichen und jüdischen Lehrkräften entsprechende Anwendung.

Die Bestimmung des § 21 findet auf die Erteilung des Religionsunterrichts an jüdische Schulkinder der öffentlichen Volksschulen und die Anstellung einer jüdischen Lehrkraft an denselben entsprechend Anwendung.

Das Vermögen der aufgelösten jüdischen Schulen geht auf die Schulverbände über. Die Bestimmungen des ersten Abschnitts des Gesetzentwurfs finden entsprechend Anwendung. Das Vermögen der nicht aufgelösten jüdischen Volksschulen bleibt seinen bisherigen Zwecken erhalten.

Die Unterhaltungspflicht dieser Schulen liegt den Schulverbänden ob, soweit die Einkünfte aus dem Vermögen dieser Schulen nicht ausreichen.

Die an aufgelösten jüdischen Schulen angestellten ordentlichen Lehrer sind bis zu ihrer anderweitigen ordentlichen Anstellung von dem Schulverband in einer ihrem bisherigen Dienstverhältnis entsprechenden Weise zu beschäftigen und zu unterhalten.

Falls in einem Schulverband an einer öffentlichen Volksschule keine jüdische Lehrkraft angestellt ist, welche den jüdischen Religionsunterricht erteilt und auch mit Erteilung anderweitigen Unterrichts betraut ist, und die Zahl der die Schulen des Schulverbandes besuchenden jüdischen Kinder mit Einschluß der Gastschulkinder über 60, in den Städten sowie in Landgemeinden von mehr als 5000 Einwohnern über 120, während 5 aufeinanderfolgender Jahre beträgt, so ist, sofern seitens der gesetzlichen Vertreter von mehr als 60 bezw. 120 schulpflichtigen Kindern der genannten Art der Antrag bei der Schulaufsichtsbehörde gestellt wird, für diese eine Beschulung in Schulen mit jüdischen Lehrkräften einzurichten.

Der Absatz 2 des § 23 findet entsprechend Anwendung.

Eine Neubegründung jüdischer Volksschulen außer den Fällen des Absatz 7 darf nur mit Zustimmung des Vorstandes der Synagogengemeinde erfolgen."

Ein freisinniger Eventualantrag bezog sich im wesentlichen auf den jüdischen Religionsunterricht.

Wie notwendig es war, streng die interkonfessionellen Staatsgrundsätze an dieser Stelle zu betonen, hatten schon die Kommissionsverhandlungen gelehrt. Von konservativer Seite war wieder der alte Stahlsche Gaul „christlicher Staat" geritten worden. Nach dem Kommissionsbericht hatte der betreffende Abgeordnete erklärt: Wenn die Unterstützung des jüdischen Religionsunterrichts auf eine Bahn geschoben würde, die sich quasi rechtlich als paritätisch mit den christlichen Religionen darstelle, so sei er doch der Meinung, daß entsprechend den Grundsätzen der Verfassung der **christliche Charakter** des Staates im Vordergrund stehen solle, und es da nicht angehe, die Gemeinde indirekt zu verpflichten, auch für diesen jüdischen Religionsunterricht zu sorgen." Nachdem von freisinniger Seite eine durchschlagende Interpretation des Artikels 14 der Verfassung gegeben worden war, gab ein anderes **konservatives** Mitglied der Kommission zu, „**daß man in formalem Sinne von einem christlichen Staat nicht sprechen könne**; das hat auch sein Parteifreund nicht gesagt, vielmehr nur zum Audruck bringen wollen, daß, wenn es sich um die Stellung des Staates zu den Religionsgemeinschaften handele, eine Bevorzugung der christlichen Gemeinschaften geboten wäre. Das sei auch durch ein Patent Friedrich Wilhelms IV. zur Anerkennung gebracht, in dessen Eingang bereits von „bevorrechteten" Kirchen die Rede sei. Diese Bevorrechtung entspräche der geschichtlichen Entwickelung. Da es eine geschlossene, einheitlich organisierte jüdische Religionsgemeinschaft nicht gebe, könne der Staat unmöglich dem jüdischen Religionsunterricht gegenüber dieselbe Stellung einnehmen, wie er es bei der evangelischen und katholischen Religion täte.

Nun könne er wohl verstehen, daß das übel empfunden werde, aber es gehe den Juden nicht allein so. So bezahlten die Altlutheraner, die den Evangelischen doch sicherlich nahe ständen, Steuern wie jeder andere Staatsbürger, und doch gäbe der Staat keinen Pfennig für ihren Religionsunterricht aus. Die allgemeinen Gesichtspunkte also, mit denen man eine vollständige Parität aller Religionen verteidigen wolle, wären unhaltbar.

Den Kampf gegen die falsche Auslegung des Artikels 14 nahm in der 2. Lesung der Abg. **Peltasohn** noch einmal auf, indem er erklärte: „Nach dem klaren Wortlaut des Art. 14 ist nur bei denjenigen Einrichtungen, die mit der **Religionsübung** zusammenhängen, die christliche Religion zu grunde gelegt. Es ist schon in der Kommission und besonders in einem trefflichen Aufsatz des Rechtsanwalts Makower in der „Juristenztg." aus der Entstehungsgeschichte ganz klar dargelegt worden, daß der Begriff „Religionsübung", wie er im Art. 14 der Verfassung enthalten ist,

ganz eng auszulegen ist, und dann wird man nicht sagen können, daß die Regelung der Erteilung des Religionsunterrichts oder die Anstellung der Lehrer durch Art. 14 behindert werde. Ich muß anerkennen, daß seitens der Staatsregierung dies Argument, daß Art. 14 ein Hindernis bilden sollte, nicht vorgebracht ist."

Der Abg. Peltasohn eröffnete den Kampf als erster Redner zur Frage der jüdischen Schulen am zweiten Tage der 2. Lesung. In knapper Weise schilderte er die Gründe der starken Opposition im Hause und im Lande gegen den § 24. Er sagte: „Es herrschte bei allen Beteiligten das niederdrückende Gefühl, daß damit unter Nichtbeachtung allgemeiner staatsbürgerlicher Rechte und verfassungsrechtlicher Grundsätze die jüdische Bevölkerung in einen Ausnahmezustand versetzt werden solle, selbst wo die besonderen staatsrechtlichen Verhältnisse dieser Bevölkerung nicht ins Feld geführt werden können ..."

Die Imparität des § 24 schilderte der freisinnige Redner mit folgenden Worten:

„Es würden nach dem Entwurf die Schulen, das Schulvermögen, die Lehrer eigentlich vogelfrei; und soweit die Erteilung des Religionsunterrichts in Frage kommt, sind ganz ungenügende Vorschläge gemacht worden." „Den Schulverbänden war es überlassen, die vorhandenen jüdischen Schulen zu erhalten oder deren Auflösung zu beantragen, die durch die Schulaufsichtsbehörden dann auch gegen den Willen des Schulvorstandes und auch die sonst nach § 51 notwendige Genehmigung des Ministers erfolgen konnte. Von einer Anhörung der Beteiligten selbst, von einer Anhörung der Vorstände der Synagogengemeinden, wo diese die Schulen unterhalten haben, war nicht die Rede. Ansprüche der Minorität, wie sie ihr in dem Gesetze vorbehalten sind, waren den Juden nicht vorbehalten, und es kennzeichnet dies die Tendenz des Gesetzes als ein ungleiches, wenn man auch die Grundsätze, die das Gesetz bezüglich der qualifizierten Minorität enthält, verwerfen muß.

Und nun die Bestimmungen über das Vermögen! Ueber das Vermögen der aufgelösten Schule konnte die Schulaufsichtsbehörde ganz nach ihrem Ermessen verfügen; ein Rechtsverfahren war nicht vorgeschrieben; die Beteiligten brauchten nicht angehört zu werden, selbst nicht die Inhaber des Vermögens. Und selbst da, was vielfach der Fall ist, wo das Schulvermögen mit dem Vermögen zu Kultuszwecken vereinigt war, konnte durch einen Federstrich einfach dieses Vermögen, soweit es Schulvermögen war, beseitigt werden.

War es da nicht gerechtfertigt, wenn von mancher Seite von einer Konfiskation des Vermögens die Rede war?

Für die Lehrer der aufgelösten Schulen ist nur eine Bemerkung, und zwar nur in der Begründung enthalten: daß die Schulverbände, soweit die Lehrer nicht anderweitig Verwendung finden könnten, sie unterhalten sollten. Wie die Unterhaltung gedacht sei, wie die Lehrer untergebracht werden sollten, ob sie angestellt werden sollten, darüber war nicht einmal in der Begründung etwas gesagt.

Bei der heiklen, aber durchaus nicht unwichtigen Frage der Erteilung des Religionsunterrichtes war, selbst wenn man, was ich durchaus nicht tue, die staatsrechtlichen Bedenken der Regierung berücksichtigt, es wohl nicht notwendig, das Ermessen der Aufhebung in den Schulen, in denen bisher der Religionsunterricht erteilt wurde, den Schulverbänden zu überlassen und das starre Prinzip aufzustellen, daß die Erteilung lediglich eine Aufgabe der Synagogengemeinden ist, selbst da, wo das Schulvermögen den Synagogengemeinden entzogen werden konnte.

Ich glaube, diese Einzelheiten rechtfertigen es wohl, wenn gerade in jüdischen Kreisen eine so heftige Opposition gegen diesen Entwurf zutage getreten ist."

Zwar gelang es dem Freisinn nicht, die weitergehenden Anträge durchzudrücken; aber der fleißigen und kenntnisreichen Tätigkeit der freisinnigen Abgeordneten, besonders der Herren Cassel und Peltasohn, ist es zu danken, daß die Regierungsvorlage eine vollständige Umarbeitung erfuhr, wobei hervorgehoben werden muß, daß alle Parteien zu Zugeständnissen bereit waren. Interessant war dabei die Beobachtung, daß die Regierung überall das Rückzugsgefecht ohne besonderen Widerstand antrat. Zwar ist das Resultat nicht ohne Wermutstropfen, wie der Abg. Cassel hervorhob, aber immerhin ein teilweiser Sieg, dessen wir uns umsomehr freuen dürfen, als die „Mitteil." mit zu den ersten gehörten, die in eine Kritik des § 24 eintraten.

Folgende Beschlüsse der Kommission, erweitert durch einen Antrag des Zentrums und verbunden mit einer Streichung, fanden die Mehrheit des Plenums:

„Für die Errichtung, Unterhaltung und Verwaltung der für jüdische Kinder bestimmten und mit jüdischen Lehrkräften zu besetzenden öffentlichen Volksschulen gelten bis auf weiteres die jetzt bestehenden Vorschriften mit der Maßgabe, daß der § 67 Nr. 3 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 über die Verhältnisse der Juden (Gesetzsamml. S. 263) für den ganzen Umfang der Monarchie zur Anwendung gelangt. Die zur Unterhaltung solcher Schulen Verpflichteten gelten als Schulverbände im Sinne dieses Gesetzes.

Werden die in den §§ 19 bis 23 erwähnten öffentlichen Volksschulen von jüdischen Kindern besucht, so finden bei Aufbringung der Kosten für die Erteilung von jüdischem Religionsunterricht und hinsichtlich der Anstellung von jüdischen Lehrkräften an diesen Schulen zum Zweck der Erteilung von jüdischem Religionsunterricht sowie hinsichtlich der anderweiten Beschäftigung der hierfür angestellten jüdischen Lehrkräfte an diesen Schulen bis auf weiteres die jetzt bestehenden Bestimmungen Anwendung.

Beträgt in einer öffentlichen Volksschule, die nur mit katholischen oder nur mit evangelischen Lehrkräften besetzt ist, die Zahl der einheimischen jüdischen Schulkinder dauernd mindestens zwölf und wird in einem solchen Falle der Religionsunterricht für dieselben durch von der Synagogengemeinde bestellte Lehrkräfte erteilt, so findet § 67 Nr. 3 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 sinngemäße Anwendung.

Für die Errichtung und Unterhaltung von öffentlichen Volksschulen, an welchen nach ihrer besonderen Verfassung, abgesehen von dem Falle des Abs. 2, christliche und jüdische Lehrer zugleich anzustellen sind, bewendet es bei dem bestehenden Recht.

Für die Provinz Hannover bewendet es bei dem Gesetz vom 7. März 1868 (Gesetzsamml. S. 223) § 1 Nr. 3, betreffend die Unterstützung des jüdischen Schulwesens der Provinz durch den Provinzialverband.

Der herangezogene § 67 Absatz 3 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 lautet: „Wo die Unterhaltung der Ortsschulen eine Last der bürgerlichen Gemeinden ist, haben die Juden im Falle der Errichtung einer eigenen öffentlichen Schule eine Beihilfe aus Kommunalmitteln zu fordern usw.

Dankenswert war es endlich noch, daß der nationalliberale Abg. Metger die Unterstützung öffentlicher jüdischer Schulen, auf die obige Bestimmung nicht zutrifft, aus Staatsfonds forderte, was der Regierungskommissar, Ministerialdirektor Dr. Schwartzkopff, aus den Fonds Kap. 121 Tit. 34 des Staatshaushalts auch zusagte.

Gegenüber dem Erreichten ziehe man die starren, imparitätischen Bestimmungen der Regierungsvorlage noch einmal zum Vergleich heran:

„Den Schulverbänden ist überlassen, die vorhandenen öffentlichen jüdischen Volksschulen zu erhalten oder bei der Schulaufsichtsbehörde ihre Auflösung zu beantragen. Ueber das Vermögen der hiernach aufgelösten Schulen wird von der Schulaufsichtsbehörde Bestimmung getroffen.

Den Schulverbänden bleibt ferner überlassen, unter Zustimmung der Schulaufsichtsbehörde ausschließlich für die jüdischen Kinder lediglich mit jüdischen Lehrkräften zu besetzende öffentliche Volksschulen neu zu errichten. usw."

Was erreicht ist, bedeutet eine Befestigung der staatsbürgerlichen Stellung unserer jüdischen Mitbürger, wenn auch nicht in vollem Umfange. Von diesem Gesichtspunkte aus sollte unsere jüdische Bevölkerung stets an eine Aenderung der Grundlagen ihrer Schulorganisation herantreten. Wo der Standpunkt staatsbürgerlicher Gleichheit gewahrt ist, werden religiöse, pädagogische, soziale und nationale Rücksichten sicher nicht zu kurz kommen.

Otto Pautsch-Berlin.

Eine Entgleisung des Ministers Studt.

Zu einem scharfen Zusammenstoße kam es im Verlaufe der Schulbebatten im preußischen Abgeordnetenhause zwischen dem Kultusminister Dr. Studt und dem freisinnigen Abgeordneten Cassel. Dem Abg. Cassel müssen auch die

politischen Gegner zugestehen, daß er den Kampf gegen die Schulvorlage in der Kommission und im Plenum mit einer Sachkenntnis und einem Eifer geführt hat, wie kein zweiter. Seine Stellung gegen die Konfessionsschule glaubte der Herr Unterrichtsminister mit folgenden Argumenten erschüttern zu können:

„Der Herr Abgeordnete Cassel — ich bin auf dieses Thema schon in früheren Zeiten eingegangen — hat am 25. Febr. 1905 ausdrücklich gesagt:

„Wir sind ja der Ueberzeugung, daß wir augenblicklich keine Aussicht haben, die Verhältnisse in unserem Sinne zu ändern, und wir würden auch garnicht daran denken, zu verlangen, daß die Frage über die Konfessionalität der Schule heute bei der Zusammensetzung des Hauses und den sonstigen Verhältnissen nach unserm Sinne geregelt werde."

Meine Herren, dieser feierliche Verzicht, der damit ausgesprochen wurde, (Lachen bei den Freisinnigen) steht wirklich in einem sehr merkwürdigen Gegensatz zu der Art und Weise, wie jetzt der Abgeordnete Cassel — er wolle mir den Ausdruck nicht verübeln — sich den Kopf über die christliche konfessionelle Volksschule zerbricht. Mir scheint diese Art, wie schon in der Kommission die Sache behandelt worden ist, nicht vereinbar mit jenen Erklärungen, die der Herr Abgeordnete Cassel am 25. Febr. d. J. abgegeben hat."

Es ist genugsam bekannt, daß auch höchste preußische Staatsbeamte nicht immer vom Antisemitismus so weit entfernt sind, als es Stellung und Aufgabe gebieten sollten. Der objektive Beobachter wird es darum dem Abgeordneten Cassel nachfühlen, wenn er in den Worten des Ministers eine Anspielung auf seinen jüdischen Glauben sah und sich in einer persönlichen Bemerkung folgendermaßen dagegen verwahrte:

„Meine Herren, der Schluß der Debatte macht es mir unmöglich, sachlich auf die Ausführungen des Herrn Unterrichtsministers zu antworten. Ich werde mir die Gelegenheit hierzu bei der dritten Beratung aufsuchen müssen, möchte aber schon heute bemerken, daß der Herr Minister aus meinen Aeußerungen vollständig unrichtige Schlüsse gezogen hat.

Wenn der Herr Minister es weiter für gut befunden hat, die Frage aufzuwerfen, wozu ich es nötig hätte, meinen Kopf zu beschweren mit den Interessen der christlichen Volksschule, so hat der Herr Minister damit offenbar auf meinen jüdischen Glauben anspielen wollen. Meine Herren, ich habe schon bei einer anderen Gelegenheit gezeigt, daß ich nicht zu denen gehöre, welche irgendwie daran denken, ihren Glauben zu verleugnen, sondern vielmehr zu denen, die mit Stolz und Freude sich zu ihm bekennen. Der Herr Minister hat aber, wenn er das sagte, offenbar in seinem Kopfe nicht recht die Bestimmungen der Verfassung bedacht; denn nach der Verfassung bin ich ein Abgeordneter des gesamten preußischen Volkes, habe das Recht, mich nach allen Richtungen hin um die Interessen des preußischen Volkes zu kümmern, und werde mir dieses Recht auch durch die Angriffe des Herrn Ministers in keiner Weise jemals rauben oder schmälern lassen."

(Lebhafter Beifall bei den Freisinnigen).

Der Unterrichtsminister trat dieser Auffassung mit folgenden Worten entgegen:

„Ich sehe mich aber veranlaßt, noch einmal auf die persönliche Bemerkung zurückzukommen, die der Abgeordnete Cassel vorhin gemacht hat. Ich habe nicht direkt auf diese persönliche Bemerkung erwidert, weil ich sonst die bereits geschlossene Debatte wieder eröffnet haben würde. Ich nehme gern Veranlassung, dem Abgeordneten Cassel gegenüber zu erklären, daß ich bei meiner Andeutung über die christlich-konfessionellen Volksschulen nicht im entferntesten an seine Zugehörigkeit zu der jüdischen Religionsgemeinschaft gedacht habe. Ich bedaure im übrigen, daß der Abgeordnete durch die Fassung meiner Bemerkung zu einer derartigen Auffassung hat kommen können."

Wir wollen an den Worten des Ministers nicht drehen und deuteln; aber ein preußischer Minister sollte auch den Anschein antisemitischer Neigungen vermeiden. Das hat Herr Dr. Studt zum mindesten nicht getan.

Beiträge zur Kampfesweise des Expastors Krösell.

In keiner Partei gibt es soviel Wort- und Maulhelden wie bei der antisemitischen. Leute wie Liebermann von Sonnenberg, Ahlwardt, Graf Pückler reden in Versammlungen stunden- und stundenlang und ertränken ihre Zuhörer geradezu in einem Wortschwall. Zu derselben Kategorie gehört auch Herr Krösell, der Abgeordnete für Pyritz-Saatzig. In seinen Volksversammlungen redet er nie unter 3 bis 4 Stunden. Er tut das natürlich aus wohlüberlegten Gründen. Einmal rechnet er damit, daß es immer noch genug naive Leute gibt, die aus der Länge seiner Rede einen Schluß auf die Größe seines Geistes ziehen, dann aber spekuliert er darauf, daß seine Zuhörer nach einer solchen Dauerrede derartig hinfällig sind, daß sie einem etwaigen Gegner, soweit Herr Krösell einen solchen überhaupt zu Wort läßt, kein Gehör mehr schenken. Wie die meisten antisemitischen Leuchten lebt und hält sich auch Herr Krösell nur durch die Phrase. Rückt man ihm mit Tatsachen näher auf den Leib, so ist ihm das fatal und unbequem. So duldet er z. B nie, daß seine Versammlungsreden, in denen er mit Worten so schw—elgt, daß sich die Balken biegen, von irgend jemand nachgeschrieben oder gar stenographiert werden. Als einmal der Versuch gemacht wurde, eine seiner unglaublichen Ritualmordreden schriftlich zu fixieren, ertönte aus der Versammlung der Ruf: „Herr Pastor, da schriwt Eener!" — und im Handumdrehen flog der Vermessene aus der Versammlung.

Nur durch Tatsachen ist der Nimbus zu zerstören, mit dem der Herr Expastor und Abgeordnete für Pyritz-Saatzig sich zu umhüllen verstanden hat. Tatsächliche Fixierungen über seine Person und sein Wirken bemüht sich Herr Krösell freilich ängstlich von seinen Wählern fern zu halten, deren Stamm die Pyritzer Handwerker und Ba ern bilden Diese hat er durch seine Person, sein Auftreten und sein Phrasengedresch geblendet, diese haben ihre Kenntnis von seinem Tun und Lassen nur von ihm selbst resp. aus dem, was er in seinem Blatt „Der Mittelstand" selbst zu schreiben oder schreiben zu lassen für gut befindet. Wenn seine guten Pyritzer Anhänger und Freunde eine Ahnung hätten, welch eine unbedeutende, ja komische Figur ihr Abgott im Reichstage spielt, den sie zu Hause unter all den kleinen Geistern so erhaben, mit stolzgeschwellter Brust voller Bewunderung einherschreiten sehen, und der doch keine andere Rolle spielt wie jener Frosch, der sich bis zum Platzen aufblähte, und der dann sich selbst und den die anderen Frö che für den Größten und Gescheitesten hielten.

Wenn es, wie wir sehen, seine Schwierigkeiten hat, Herrn Krösell beizukommen in Bezug auf das, was er redet, so muß man sich an das halten, was er schreibt. Er hat ja sein eigenes Blatt „Der Mittelstand", dessen Verleger und Inspirator er ist, und das er gelegentlich auch selbst verantwortlich zeichnet.

Einige Tatsachen aus jüngster Zeit mögen hier registriert werden.

In der Nummer vom 27. Februar d. Js. des „Mittelstand" kündigte Herr Krösell eine Reihe von Versammlungen in seinem Wahlkreise Pyritz-Saatzig an. Dann heißt es wörtlich: „Herr Krösell wird abstimmen lassen und danach dem Wunsch der Mehrzahl seiner Wähler gemäß seine Stellungnahme zu den einzelnen vorgeschlagenen Steuern im Reichstage umgrenzen und begründen".

Eingeschaltet möge werden, daß die Methode des Herrn Krösell, sich durch Versammlungs-Abstimmungen eine Richtungslinie für sein Verhalten im Reichstag vorschreiben zu lassen, mit dem Artikel 29 der Reichsverfassung in Widerspruch steht, nach dem „die Mitglieder des Reichstages,

Vertreter des gesamten Volkes, an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden sind".

Natürlich hatte diese ganze Abstimmungsgeschichte nur den Zweck, seinen gutgläubigen Wählern Sand in die Augen zu streuen. Es war die reine Komödie, die Herr Kröfell in seinen Dorfversammlungen mit seinen Anhängern aufführte. Eine Komödie, die zur Posse ausartet, wenn festgestellt werden muß, daß Herr Kröfell bei den wichtigsten Steuerabstimmungen im Reichstage ohne Entschuldigung gefehlt hat und bei keiner einzigen, entgegen seiner pomphaften Ankündigung, seine Stellungnahme begründet hat.

In allen Berichten über seine Versammlungen stellte Herr Kröfell fest, daß sich die Teilnehmer u. a. für eine Biersteuer ausgesprochen haben.

Als es zur Abstimmung kam, stimmte Herr Kröfell gegen die Biersteuer. — Der „Wunsch der Mehrzahl seiner Wähler" ist ihm aber furchtbar gleichgültig gewesen. Komödie!

Ueberhaupt seine Tätigkeit im Reichstage!

Was hat er in seinen Wahl- und Agitationsreden seinen Wählern über sein Wirken im Reichstage nicht alles in Aussicht gestellt! Wie wollte er dort für den Mittelstand eintreten und ihn retten aus aller Not!

Und was ist Tatsache?

Meistens glänzte er durch Abwesenheit. Nur ganz wenige Male hat er im Reichstage gesprochen; vom Mittelstand aber kaum ein Wort. Einmal sprach er für die höheren Postbeamten, dann über interne Pyritzer Geschichten, die den Reichstag gar nichts angehen, und ferner über etliche höchst persönliche Angelegenheiten und zu Gunsten eines Fraktionsgenossen, der eine Dummheit begangen hatte, und den er reinwaschen sollte.

Worte und Taten, Versprechen und Halten steht auch hier in einem schreienden Gegensatz.

Mit ganz besonders raffinierter Virtuosität wird im Kröfellschen „Mittelstand" die bekannte antisemitische Praxis befolgt, unsinnige Gerüchte und Lügen in die Welt hinauszuposaunen, Richtigstellungen aber gar nicht oder nur mit neuen Verdächtigungen verbrämt zu bringen.

Hier einige Beispiele aus jüngster Zeit.

Am 10. April brachte der „Mittelstand" unter der Ueberschrift: „Soll das wieder totgeschwiegen werden?", wie wir bereits kurz erwähnt haben, eine sensationelle Geschichte von einer geheimnisvollen Kiste, in der auf dem Bahnhof in Posen ein 8—9 jähriger Knabe mit verstopftem Munde und einem gebrochenen Bein entdeckt sei. Der Knabe sei chloroformiert gewesen. Diese Kiste sollte von einem Rabbiner in Breslau abgesandt und an einem Rabbiner in Bromberg adressiert worden sein. „Was ist hier vorgegangen? und warum schweigt die Presse?" Natürlich Ritualmord! „Auch wir", so schrieb der „Mittelstand" zum Schluß, „werden die Sache scharf im Auge behalten."

Als dann sofort, 3 Tage später, am 13. April, der Oberbahnhofsvorsteher in Posen eine amtliche Erklärung abgab, daß „an der Sache kein wahres Wort sei", brachte der „Mittelstand" kein Wort von dieser Richtigstellung. Selbst als am 22. April das ebenfalls in Pyritz erscheinende „Kreisblatt" den „Mittelstand" daraufhin anzapfte, wandte das Kröfell-Blatt in der nächsten Nummer sich zwar gegen das „Kreisblatt", brachte die Ermordung des Gymnasiasten Winter in Konitz des Langen und Breiten zur Sprache, erwähnte aber den Posener Fall und die amtliche Richtigstellung mit keiner Silbe. Auch jetzt noch, nach 14 Tagen, ließ das Antisemiten-Blatt seine Leser in dem Glauben, die Posener Mordgeschichte sei wahr, und durch die Neuerwähnung der Winterschen Mordaffaire, von der das Blatt stets nur als von einem Ritualmord spricht, erweckte es in perfidester Weise in den Lesern den Glauben, als handele es sich wieder um einen solchen.

Erst am 29. April druckte es aus der antisemitischen „Hochwacht" eine Zuschrift des Posener Polizeipräsidenten ab, der auf Grund von amtlichen Ermittelungen die Unwahrheit der ganzen Sache feststellte. Aber auch hieran wurden Bemerkungen geknüpft wie: „Die Behörden müßten getäuscht worden sein"; es wurde „von einem raffinierten Verdunkelungssystem" gesprochen und von „einer großen Zahl tatsächlich geschehener Mordtaten aus der Osterzeit."

Das ist die Kampfesweise eines Blattes, das ein christlicher Pastor a. D. herausgibt.

Ein anderes Bild!

Dasselbe Blatt des Herrn Kröfell hatte eine Geschichte erzählt von einem jüdischen Stettiner Maler, mit voller Namensnennung, der ein christliches Mädchen verführt und in den Tod getrieben haben sollte. Die Gerichtsverhandlung ergab, daß an der Geschichte kein wahres Wort ist. Der verantwortliche Redakteur wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Am 20. Mai berichtete der „Mittelstand" über diesen Prozeß in 10 Zeilen und schrieb: „Wir werden über die Verhandlung, die überaus viel des Interessanten bot, in unserer nächsten Nummer noch ausführlich berichten."

Bis auf den heutigen Tag hat das ehrliche Blatt noch kein Wort darüber gebracht, sodaß die „Mittelstands"-Leser nur erfahren haben, daß der Redakteur wegen „eines Stettiner Juden" zu Gefängnis verurteilt ist, von dem wahren Sachverhalt aber keine Ahnung haben.

Es ist überhaupt ein beliebtes Mittel des „Mittelstand", irgend eine Erwiderung oder Richtigstellung für die nächste Nummer oder die nächste Zeit anzukündigen, dann aber nichts davon zu bringen.

Was müssen das für Leser sein, die sich auf solche Weise hinhalten, täuschen und narren lassen! Wie muß es aber auch mit dem Gewissen des Mannes aussehen, der seinen Lesern und Anhängern derartiges zu bieten wagt!

Daß Herr Kröfell sich nicht hinter seinem verantwortlichen Redakteur zurückziehen und ihm die Verantwortung für solche Handlungsweise aufbürden kann, sondern daß es seine ureigenste Methode ist, lehrt folgender Fall:

In der Nummer vom 17. Mai, die Herr Kröfell selbst verantwortlich zeichnete, hatte er den Gymnasialdirektor Dr. Wehrmann in Pyritz — der, nebenbei bemerkt, der Vater des Antisemitismus in Pyritz ist, aber zu den von Kröfell so gehaßten „Hochkonservativen" gehört — in heftigster und hämischster Weise angegriffen und über ihn Behauptungen aufgestellt, die dem Gymnasialdirektor Veranlassung zu einer Berichtigung gaben, die der „Mittelstand" am 22. Mai abdrucken mußte, und durch die alle Behauptungen als unrichtig nachgewiesen wurden.

Daran knüpfte der „Mittelstand" die Bemerkung: „Eine Erwiderung hie auf und auf die Artikel im „Pyritzer Kreisblatt" in Nr. 115 und Nr. 117 behält sich Herr Reichstagsabgeordneter Kröfell, welcher augenblicklich im Reichstage weilt und besseres zu tun hat, vor."

Mit keiner Silbe ist der Herr Abgeordnete und christliche Pastor a. D. bisher darauf zurückgekommen.

Für einen ehemaligen Pastor eine edle Kampfesweise. Christlich ist sie nicht, aber antisemitisch: Fest drauf los verleumden, nichts widerrufen, es bleibt dann doch etwas hängen!

Antisemitische Mimicry.

Die „Staatsbürgerztg.“ behauptet die folgende Zuschrift eines Herrn Dr. Moritz Kohn erhalten zu haben:

Eine Lanze für Max Reinhard.

„Man fängt in letzter Zeit an auf Herrn Max Reinhard loszuschlagen. Und zwar schlägt man Herrn Reinhard und die Juden meint man! Die Zeiten sind aber längst vorbei wo man nötig hatte darüber zu schweigen. Wir steigen längst nicht mehr ab am Brandenburger Tor. Wir fahren im Automobil, wenn auch manchem der Staub in die Augen beißt. Was schreit man darüber, daß alle Theater Berlins in den Händen von unsern Leuten sind. Daß 70 % der Schauspieler, 90 % der Autoren, 100 % der Rezensenten Juden sind? Das ist nur wieder ein Beweis, nicht für unser rücksichtsloses und gewissenloses Vordrängen, wie behauptet wird, sondern dafür daß wir auch auf diesem Gebiete und intelligenter sind.

Max Reinhard der zielbewußt Schritt für Schritt aus kleinen Anfängen bis zu einer Stellung im Theaterleben fortgeschritten ist, wie sie noch keiner vor ihm hatte, ist freilich ein Beweis für die Macht des Judentumes, denn die christlichen Millionäre sind nicht so schnell bei der Hand wie Herr von Mendelssohn. Ein jüdischer Theaterdirektor kann in Berlin Geld bekommen so viel er will.

Und wenn Brahm, Löwenfeld, Zickel, Barnowsky usw. Könige in ihren Reichen sind, so ist Reinhard der Kaiser über Könige!

Was leisten sie denn eure indogermanischen Bühnenleiter?

Was hat denn Herr von Hülsen bis jetzt zustande gebracht? Hat er literarische Erfolge gehabt, hat er künstlerische Großtaten geleistet wie Max Reinhard? Hat er nicht einen von unseren Leuten holen müssen Ludwig Barnay der ihn hoffentlich bald ganz ersetzen wird. Und was hat der andere Germane der ausgepfiffene Andalosiadichter vermocht der Herr Ferdinand Bonn der so wahnsinnig war ohne die jüdische Presse Erfolg haben zu wallen? Soll er ein Genie sein, meinetwegen, aber pleite gehen wird er schließlich doch mit all seiner Genialität. Was braucht er Theaterdirektor zu sein wo er sich heute den besten Schauspieler der Welt nennen kann Was braucht er reformatorisch aufzutreten mit seiner Deutschtümelei und seinem Idealismus vom Guten? Was heißt gut? Kaviar und Trüffeln schmecken uns besser als Roggenbrot und Rindfleisch. Chamberlain hat ja in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ behauptet daß wir Semiten ein verkümmertes Gemüts- und Phantasieleben hätten! Schön! Dafür sehen wir die Welt klar und ohne Dusel. Das Theater ist ein Geschäft und zu unserem Vergnügen da. . Wir geben unser Geld dafür ans unsere Nerven angenehm reizen, ja meinetwegen kitzeln zu lassen. Oder wollen wir auf dem konfusen Schillerischen Standpunkt von der „moralischen Anstalt“ bleiben? Lest doch den geistvallen Börne einmal wieder durch was er von Schiller hält! Allerdings früher durften wir ja nicht mitreden.

Unser großer Maler Liebermnnn hat es jüngst ausgesprochen daß man uns ins der Kunst mit der Moral vom Halse dleiben sall.

Wenn man jetzt Max Reinhard den großen Napoleon des Theaters anfeindet so ist es nur der Beweis daß er eben seine Zeit richtig versteht und ihre Bedürfnisse kennt. Man wirft ihm vor seine Bühnenkunst sei rein äußerlich, aber unsere Augen wollen zuerst im Theater auf die Kasten kammen.

Seine Künstler spielen mittelmäßig, Frau Sorma und Engels haben ihre guten Zeiten hinter sich, Eysold sei überhaupt keine Persönlichkeit und Schildkraut könne nichts als den Shylak.

Darauf braucht man gar nicht antworten, uns gefallen sie das ist die Hauptsache. Man sagt wenn Reinhard Tragödien spielen wolle komme er kläglich in die Brüche das sei alles klein und genrehaft. Uns gefällt aber das „handy volume“ denn wie die französischen Könige früher so sagen wir jetzt: „Car tel est notre plaisir!“ Wir sind heute das Theaterpublikum, ohne uns gibt es überhaupt kein Theater und dies muß einmal laut ausgesprochen werden. Lange genug bedeutete es eine „macula levis notae“, wenn man sich als „Jude“ bekannte. Das ist vorbei. Ohne aufgesaugt worden zu sein herrscht heute der jüdische Geist wo er früher kaum geduldet war. Wir brauchen nicht mehr in mittelalterlicher Ghettodemut zu verschweigen daß wir die Herrschaft die uns verheißen ward längst besitzen. Ohne uns kann kein Potentat der Welt heute das geringste unternehmen denn wir beherrschen den Geldmarkt. Kein Wart das wir nicht wollen kommt in die Oeffentlichkeit denn wir beherrschen die Presse. Kein Gedanke der uns nicht beliebt kommt in den Denkkreis der Gebildeten, denn wir beherrschen die Bühne.

Es ist nötig gewesen das zu sagen, gegenüber dem Leiseltreten das noch vielen der unsern im Blute steckt und zuletzt im unsinnigen Zionismus seinen Ausdruck fand. Der jüdische Geist hat die Welt erobert, in unserem engeren Falle sehen wir ihn im Besitze der Bühne und darum müssen Leute wie Max Reinhard die ihn in so erfolgreicher Weise repräsentieren hoch gehalten werden. Schleßt eure Pfeile auf ihn er bleibt unser Mann und wir werden ihn oben halten.

Dr. Moriz Kohn.“

Wir haben diese anmutige Blüte antisemitischer — Erfindungskunst in Lebensgröße zu Abdruck gebracht, um sie unserem reichhaltigen Herbarium ähnlicher Genüsse einzuverleiben. Für jeden, der nicht gerade das Unglück hat, als Kretin geboren oder regelmäßiger Leser der „Staatsbürgerztg.“ zu sein, ist es sonnenklar, daß dieser Herr Dr. Kohn und seine angebliche Zuschrift entweder von einem eigenen Redaktions-Wippchen des antisemitischen Moniteurs erfunden oder die Mystifikation irgend eines geistes- oder gesinnungsverwandten viri obscuri ist, die sich das Blatt mit innigem Behagen als Kuckucksei ins Nest hat praktizieren lassen. Trotzdem hat die Redaktion den Geschmack, an den Abdruck der „Zuschrift“ die weise Bemerkung zu knüpfen:

„Dr. Moriz Kohn spricht im Eifer täppisch aus, was tausend Juden denken. Man könnte wirklich auf den Verdacht kommen, daß ein Antisemit diese Zeilen geschrieben; dann aber gälte das Wort von Giordano Bruna: „se non è vera, è ben travato“ (ist's nicht wahr, so ist's doch schön erfunden). Viel zusetzen, hieße abschwächen. Die Herrschgewalt, die das Judentum über Geldmarkt, Presse und Bühne besitzt, wird hier mit frechem Triumph verkündigt. Das Lied von Dr. Moriz Kohn sollte dem deutschen Michel in die Ohren gellen, damit er endlich die Ketten fühlt, in denen er liegt.“

Man fragt sich: wie ungeheuer niedrig muß eine Zeitung die Intelligenz ihrer Leser einschätzen, wenn sie ihnen derartige Bären aufzubinden den Mut hat? Und wie verbraucht und stumpf müssen die Waffen des antisemitischen Arsenals allmählich geworden sein, wenn man schon zu derart durchsichtigen Experimenten gröbster politischer Mimicry seine Zuflucht nimmt!

Tolstoi über die russischen Judenmetzeleien.

Bekanntlich hat vor einiger Zeit eine sehr große Anzahl der hervorragendsten Schriftsteller einen flammenden Protest gegen die Mißhandlungen der Juden in Rußland veröffentlicht. Weniger bekannt dürfte sein, daß ein russischer Literat, namens Roppoport, eine Sammlung von Aussprüchen und Urteilen der hervorragendsten bedeutendsten russischen Denker und Schriftsteller über die Juden in Rußland herausgeben wollte und daß die Zensur, die das einstimmige Lob dieser intelligentesten Russen über die Juden nicht vertragen konnte, sich nicht damit begnügte, nur den Verkauf zu verbieten, sondern die ganze Auflage verbrennen ließ.

Ich habe, schreibt Michel Dennes im „Siècle“ vom 14. Mai d. J., gesehen, wie Turgeniew in Paris ein Jahr vor seinem Tode bittere Tränen über die Leiden seiner israelitischen Mitbürger vergoß, und ich habe ihn ausrufen hören: „Ich schäme mich, ich schäme mich Russe zu sein.“

Nun kommt auch noch Graf Leo Tolstoi und gibt mit der ihm eigentümlichen Wucht sein Urteil über die Judenmassacres in Rußland ab. Wir finden diese bemerkenswerte Auslassung zum großen Teile gleichlautend in der „New York World“ und gleichzeitig im „Siècle“, dessen Gewährsmann der Rechtsanwalt Teneromo in Elisabethgrad ist.

Seit den Schrecken der Sklaverei, sagt Tolstoi, weiß ich nichts Furchtbareres als diese ruchlose, gegen ein ganzes Volk verübte Grausamkeit. Menschen wie Tiere in einem Käfig einsperren, sie mit schändlichen Ausnahmegesetzen absondern, sie durch gemeine und nach Bestechungen gierige Aufseher überwachen lassen, sie von jeder vernünftigen und legitimen Beschäftigung und namentlich vom Landbau wegdrängen und alles dies zu tun einzig zu dem empörenden Zwecke, den Pöbel auf die Juden loszulassen, so oft dies für Petersburg dienlich erscheint, das ist genau dasselbe, was unter den römischen Cäsaren geschah, da die Bestien in den Zirkussen auf Verbrecher und Christen losgelassen worden sind. Das, ja das ist die Lage der Juden in Rußland.

Es ist schrecklich, schrecklich! Genau so wie die Cäsaren und ihre schmeichlerischen Höflinge den Pöbel mit blutigen Schauspielen unterhielten und so die Augen der Massen von den Verbrechen der Regierungen ablenkten, genau ebenso hat die nicht minder listige, aber noch mächtigere Bureaukratie einen ungeheuren Zirkus errichtet, den sie den Rayon der jüdischen Ansiedlungen nennt, und in diesem Zirkus hält sie die Gefangenen für dieselben blutigen Schauspiele und zu demselben niedrigen Zwecke, um nämlich die Augen des Volkes von den Verbrechen der Regierung abzulenken, so oft das Land zu erwachen sich anschickt, oder wenn die Lüge Allen die Augen zu öffnen droht.

Um die Aufmerksamkeit des Volkes abzulenken, lädt sie das Land zu neuen Gladiatorenkämpfen und schickt sie Herolde von Stadt zu Stadt, um den verarmten Pöbel aufzufordern, die Läden und Wohnungen der Juden zu plündern.

Lange Zeit habe ich es nicht geglaubt und lange Zeit habe ich nicht ein Urteil darüber gewagt. Ich konnte nicht denken, daß in unserer Zeit, nachdem wir so viele Jahre uns zur christlichen Religion bekennen, deren Hauptgebote der Duldung uns vertraut sind, und, ich will es ohne zu prahlen sagen, dem russischen Herzen so nahe sind — daß in dieser Zeit, wenn so verächtliche Ränke so leicht aufgedeckt werden können — ich habe es wahrlich nicht geglaubt, daß die Beamten sich heutzutage zu solcher schrecklichen Gemeinheit hergeben könnten.

Ich habe mir die Judenfrage historisch, wirtschaftlich und sonstwie zu erklären versucht, aber niemals bin ich auch nur auf den Gedanken gekommen, daß die Sache so schrecklich einfach, so offenbar verbrecherisch ist.

Jetzt, nach den Schrecken von Kiew, Elisabethgrad und Dutzenden anderen Orten, jetzt, da ich weiß, wie es gemacht, wie das Feuer entzündet und wie es gelöscht worden ist, sehe ich ganz deutlich, daß es ihrer Hände Werk ist. Zu einer bestimmten Stunde kamen Leute, die von der Polizei aufgehetzt, bestochen und der Straflosigkeit versichert waren, schreiend und johlend auf den Marktplatz, vernichteten und brannten alles nieder, mordeten und entehrten öffentlich Frauen. Sie zerrissen Kinder. Sie zwangen schwangere Frauen in Badewannen, verbrühten sie und warteten in kaltblütiger Fühllosigkeit auf die Entbindung, zerrissen dann das neugeborene Kind in Stücke und warfen die Stücke zum Fenster hinaus.

Und die Soldaten standen in Waffen dabei und riefen der Menge zu: Schneller! macht fertig! macht fertig! seid nicht so langsam!

Und sie teilten die Beute mit der Polizei. Die Offiziere schwiegen, die Polizeiinspektoren liefen umher, die Generale ritten von einer Stelle zur andern, und alles schien vorbereitet und programmgemäß ausgeführt und alle schienen befriedigt.

Diese furchtbare und dabei ruhige Haltung der Organisatoren, die ihre Arbeit ohne Hast und Unruhe verrichteten, ist der beste Beweis, daß die Verbrechen verübt worden sind von den Hütern des Friedens, entweder von der Polizei selbst in Verkleidung, oder von dem Volke mit ihrer Zustimmung.

Und nun bemerke man die Einfachheit, mit welcher diese Metzeleien organisiert werden.

Ein weißgekleideter Mensch marschiert an der Spitze der Bande und schwenkt statt einer Fahne ein schwarzes Tuch oder rührt eine Trommel. In einem bestimmten Augenblick gibt er ein Zeichen mit der Hand, und sofort stürzen sich die mit entsprechenden Instrumenten versehenen Leute auf die Läden, sprengen die Türen, zerschlagen die Fenster und ziehen sich alsdann zurück. Sofort folgen ihnen andere aus der Bande und stehlen und plündern methodisch, ohne die fieberische Hast von Räubern, die fürchten müssen, von der Polizei verfolgt zu werden. Wenn die Diebe ihr Geschäft vollendet haben, kommen die Brandstifter an die Reihe. Diese tragen mit Petroleum getränkten Zündstoff herbei, verteilen ihn in den Läden, zünden ihn an und ziehen sich dann zu der Bande zurück, deren Vortrab bereits mit der Plünderung anderer Läden beschäftigt ist.

So ist man in Balta vorgegangen, in Kiew und in anderen Städten, und das ist die Methode, nach der man in allen diesen Orgien verfährt — die Weintonnen werden der Menge zur Verfügung gestellt. — Diese kühl ausgetüftelte Verruchtheit der Organisatoren, die ihr Werk ruhig und ohne Hast vollbringen, ist der augenscheinlichste Beweis, daß diese Ungeheuerlichkeiten von den Hütern der Ordnung, von verkleideten Polizisten oder von Leuten verübt sind, die mit dem Segen der Polizei vorgehen.

Vor einiger Zeit sprach ich über diese Metzeleien mit dem Gouverneur einer Provinz, in welcher die Juden am meisten mißhandelt worden waren.

„Das wird nicht wieder geschehen", erwiderte er mir.

Der sichere Ton, mit welchem er dieses sagte, hat ihn vollständig verraten. Denn diese Sicherheit kann nur dadurch erklärt werden, daß alle jene Verbrechen das Werk der Provinzgouverneure sind. Wenn sie wollen, dann finden Metzeleien stat; wenn sie nicht wollen, dann gibt es keine Metzeleien. Das ist so klar, daß die Bureaukratie bereits eine andere Formel ausgearbeitet hat, die sie nach Bedarf anwendet. Wenn der Gouverneur einer Stadt die Metzeleien ersparen will, dann schreibt er dem Polizeichef: „Sie sind verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Ihrer Stadt". Der Polizeichef versteht die Formel, und es gibt keine Massacres. Der Minister bedient sich derselben Sprache den Gouverneuren gegenüber, und es handelt sich nur darum, daß man die offiziellen Dokumente zu lesen versteht.

Die Grausamkeit dieser heuchlerischen Sprache ist besonders hassenswert in der Formel, welche Massacres anbefiehlt. Alsdann telegraphiert nämlich der Gouverneur an den Polizeichef: „Verhindern Sie nicht die Aeußerung des nationalen Gefühls".

Tolstoi versichert, daß ihm von absolut vertrauenswürdigen Personen mitgeteilt wurde, daß diese Formel in mehreren Städten angewendet worden sei und darauf sofort Metzeleien stattgefunden hätten.

„Das nationale Gefühl!" ruft Tolstoi aus. Das russische nationale Gefühl soll darin bestehen, Läden zu plündern und Greisen und Frauen die Köpfe einzuschlagen! Mein Gott, der Zorn kocht in mir, mein ganzes Wesen empört sich über diese Verleumdung unseres Volkes, dessen Führer nicht wert sind ihm die Schuhriemen zu lösen, den Saum des Gewandes zu berühren.

In Kiew wurde ein einfacher Polizist plötzlich von Mitleid ergriffen, verteidigte einen Juden und jagte seine Angreifer davon. Sofort kam ein Vorgesetzter auf ihn zu und ermahnte ihn mit folgenden Worten: „Du darfst nicht die Aeußerungen des Volkszornes verhindern".

Ein ganzes Volk, ein so altes Volk, welches der Welt so viel gegeben hat, wird in einen Zuber verwandelt, in den sich der Zorn der Russen ergießen soll, wird ausgepreßt und zur Verzweiflung gebracht durch das Joch der Bureaukratie. Die Juden sind der Kanal geworden, der den Lauf der russischen Volkswut ablenken soll. Ein solcher Fluch ist von den Propheten niemals vorhergesehen worden.

Seit meiner Kindheit, sagt Tolstoi, wohne ich in einem ganz und gar russischen Dorfe, und niemals habe ich etwas bemerkt oder gehört was auch nur im entferntesten zu dem Gedanken berechtigte, daß unsere Bauern den Juden feindlich gesinnt seien, sei es gegen ihre Religion oder gegen ihre Rasse.

In der Unterredung mit dem Gewährsmann der „New York World" sagte Tolstoi noch u. a.: Man mache

doch nicht unser Land gleich einem Eishause, in welchem unterworfene und gefangen gehaltene Völker, durchtränkt von Haß und verhärtet durch Grausamkeit, als die Säulen dienen, die Mauern und Decke tragen. Man erwärme das erstarrte Herz und strecke den Verfolgten und Unterdrückten die Hand entgegen, und vor allem strecke man die Hand aus den Juden, weil Niemand mehr leidet als sie, und keiner so verfolgt und so unterdrückt ist wie sie.

* * *

Schon oft hatten wir Gelegenheit zu berichten, daß der Haß des russischen und auch des rumänischen Volkes gegen die Juden nichts weiter ist als ein antisemitisches Märchen. In der „Frankfurter Ztg." vom 12. Mai wird berichtet:

Im Dorfe Wibli, das zum Kreise Tschernigow gehört, weigerten sich die Bauern, den Händlern Feldfrüchte zu verkaufen, die, wie ihnen bekannt, an den Judenhetzen teilgenommen hatten. Diese Tatsache ist um so bemerkenswerter, als die Administration und das Gericht in dortiger Gegend diesen Unruhen mit Rat und Tat sympathisch gegenüberstanden. Noch unangenehmer mag den Antisemiten ein Gemeindebeschluß sein, den die Ortschaft Nowo-Petrowsk, Kreis Tiraspol, faßte und dem zufolge 14 Bauern, die an den Judenhetzen teilgenommen hatten, aus der Gemeinde ausgeschlossen und fortgeschickt wurden. Selbst der Protest des noch von Plehwe ernannten Landhauptmanns konnte an diesem Beschlusse nichts ändern. Für das Verhalten der Bauern zum Antisemitismus ist auch eine Erklärung bezeichnend, die ein Mitglied des Kiewer Bureaus der konstitutionell-demokratischen Partei in den „Birsh. Wjedom." veröffentlicht. Nach seiner Versicherung trügen sich die Bauern des Kiewschen Gouvernements mit der Absicht, im Parlament zu den Juden zu halten. „Sie werden uns Land, wir ihnen Recht verschaffen!"

* * *

Neue Judenmetzeleien drohen, wie aus Odessa geschrieben wird. Leider haben die Zeitungen keine Möglichkeit, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Die Personen, denen der Schutz der „Ruhe" übertragen worden ist, haben nur den „Stimmen der Presse die Redefreiheit gelassen, die es übernommen haben, Menschenhaß und Menschenvernichtung zu predigen. Und diese haben noch nie so ausgiebig von ihrem Recht Gebrauch gemacht, als jetzt. Es vergeht kein Tag, an dem nicht etwas Neues, Sensation Erregendes, das gegen die „Juden" gerichtet ist, erscheint. „Die Judenwähler haben die Stimmen für die Kadetten gekauft, und die erste Reichsduma gehört ganz und gar den Juden. Den wahrhaften Russen und dem Väterchen Zoren droht eine große Gefahr". Ganze Haufen von Aufrufen und Proklamationen, die zur schonungslosen Vernichtung der Juden auffordern, werden überall verbreitet. Vorige Woche verfolgte ein Hooligan plötzlich zwei jüdische junge Leute, die ganz friedlich auf der Straße gingen; er schoß mit dem Revolver auf sie. Als die Nachbarn Schüsse hörten, liefen sie zusammen und fragten den Hooligan, weshalb er auf Menschen schieße. „Das sind Juden, und es ist erlaubt, Juden zu töten". Auf einer anderen Straße schrie einer von diesen „wahrhaften Russen", das Messer in der Hand: „Her mit den Juden, ich schneide ihnen allen die Hälse ab. Ich werde dafür nicht bestraft! Auf allen Straßen, an allen Ecken hört man uns. Bald werden wir die Juden niedermetzeln"! Und in einer solchen Atmosphäre leben tagaus tagein mehr als 150,000 Juden!

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Abstimmungen der Antisemiten im Reichstage haben in der Presse aller Schattierungen schon oft erheiternd gewirkt. Die „Wirtschaftliche Vereinigung", die Vertretung der Hauptparteien der Antisemiten, hat bei den Abstimmungen der letzten Tage wieder Beispiele gezeitigt, die dieser ewig gespaltenen Fraktion eigentlich den Namen „Wirtschaftliche Veruneinigung" eintragen müßten. Die Reichsfinanzreform, gewiß die bedeutendste Frage der verflossenen Session von ausgesprochen wirtschaftlicher Natur, mag als Schulbeispiel gelten. Die Fraktion zählte am 19. Mai, dem Tage der Gesamtabstimmung über die Finanzreform 15 Mitglieder, davon haben **7 gefehlt**, nämlich Schack, Raab, Vogt (Crailsheim), Stöcker, Mittermaier, v. Damm und der kürzlich verstorbene Graf Reventlow. Es fanden drei namentliche Abstimmungen statt und zwar über die Fahrkarten-, die Erbschaftssteuer und die gesamte Finanzreform. Die antisemitische Abstimmung hierüber zeigt folgendes Bild:

	Fahrkarten-Steuer	Erbschafts-Steuer	Finanz-Reform
Liebermnnn von Sonnenberg	Nein	Ja	Ja
Dr. Burkhardt	Nein	Ja	Ja
Lattmann	Nein	Ja	Jn
Stauffer	Nein	Ja	Ja
Dr. Wolff	Nein	Ja	Stimmenthalt.
Vogt (Hall)	Nein	Ja	Stimmenthalt.
Krözell	Ja	Ja	Ja
Bachmeter	Nein	Nein	Nein

Eine buntere Meinungsmusterkarte in so eminent wichtigen Fragen hat es wohl selten in einer Fraktion des Reichstags gegeben. Von derartigen politisch gefestigten Abgeordneten werden 8 deutsche Wahlkreise vertreten. — Die Angelegenheit hat aber auch eine sehr ernste Seite. Die Herren Reichstagsabgeordneten erhalten bekanntlich jetzt Diäten, und zwar nicht etwa von nächster Session ab, sondern schon für diese Session, pro Mann 2400 Mark. Es ist danach nicht nur eine Pflicht den Wählern gegenüber, bei wichtigen Abstimmungen im Reichstag zu sein, sondern heute eine doppelte Anstandspflicht und Schuldigkeit, während man 2400 Mark Diäten einheimst, nicht den Reichstag zu schwänzen; obendrein bei bedeutenden namentlichen Abstimmungen, wie die sieben mit Namen benannten Antisemiten — oder sechs, wenn wir den schwer krank gewesenen Reventlow weglassen — es fertig gebracht haben. Bewundern muß man dann die Kühnheit, mit der beispielsweise der gleichfalls durch Abwesenheit glänzende Abgeordnete für Eisenach, Schack, zu Ostern in Versammlungen, die er in seinem Wahlkreise abhielt, von seiner reichen Tätigkeit im Plenum zu berichten wußte.

Aus dem Reichstagswahlkreise Erfurt-Schleusingen wird uns geschrieben:

Wie bereits in Nr. 20 der „Mitteilungen" berichtet wurde, rechnet man im hiesigen Wahlkreis wegen der Beanstandung der Wahl des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Hagemann mit der Möglichkeit einer baldigen Neuwahl. Wie nunmehr Erfurter Blätter melden, wird Landgerichtsrat Hagemann in das Kolonialamt eintreten, wo er Dezernent für Kamerun und Togo werden soll. Damit hätte im Wahlkreis Erfurt-Schleusingen eine Nachwahl stattzufinden. Antisemiten, Konservative und Angehörige des Bundes der Landwirte haben bereits einen Kandidaten in der Person des Erzreaktionärs Professor Dr. Suchsland aus Halle aufgestellt. In einer Versammlung in Erfurt hat der Kandidat nun sein Programm entwickelt, dessen Extrakt, wie aus den hier wiedergegebenen Aeußerungen ersichtlich, die konfessionelle Verhetzung nach bekanntem antisemitischen Muster bildet. Professor Suchsland verstieg sich u. a. zu folgenden Bemerkungen:

„Das deutsche Volk ist in zwei Konfessionen geteilt. Neben den beiden hauptsächlichsten Religionen gibt es noch die Israeliten. Obwahl diese die Streitfragen in der christlichen Religion gar nichts angehen, sind sie es gerade, die die Presse beherrschen und sie dazu benutzen, um die Parteien zu entzweien und zu verhetzen. In Konfessionsfragen sind die Ratschläge gewisser Zeitungen, in deren Redaktionen jüdische Männer sitzen, zurückzuweisen, da sie die Einrichtungen unserer christlichen Kirche gar nichts angehen. Auch sonst ist der semitische Einfluß, der sich in der Presse, in der Literatur und Kunst breit macht, zu bekämpfen, wenn die Wurzeln der deutschen Volkskraft gesund bleiben sollen."

Also der Herr Prafessor bestreitet jüdischen Männern, insbesandere jüdischen Redakteuren das Recht, über Kanfessiansfragen zu urteilen. Er begründet dieses seltsame und etwas naive Verlangen mit „zwingender Lagik und Beweiskraft" verblüffend einfach durch die Wendung: „weil sie die christliche Religian und die Einrichtungen der christlichen Kirche nichts angehen." Ganz abgesehen davan, daß die Kansequenzen — wenn man den Spieß umkehrt — den Antisemiten höchst unangenehm werden dürften, — glaubt der Antisemit Suchsland etwa Toleranz zu predigen, wenn er einen derartigen Kampfruf gegen die Juden, oder wie er sich prätentiös ausdrückt, „gegen den semitischen Einfluß in Kunst, Presse und Literatur" erschallen läßt? — Fürchtet er persönlich diesen Einfluß — aber meint er im Ernst, der Ekkehart der deutschen Valkskraft zu sein? — Es muß wirklich schlimm um den Antisemitismus in Deutschland stehen, wenn seinen Anhängern für ihre maßlose und verhetzende Agitatian der Staff sa völlig ausgegangen ist, daß sie die Fabrikatian des antisemitischen Tagesbedarfs jetzt nach dem Schema russischer Pragrammaufrufe betreiben; anders kann man das Verlangen, die Juden auf allen geistigen Gebieten zu bekämpfen, nicht bezeichnen. Die Juden aber — wider besseres Wissen — verblümt der Vergiftung der deutschen Volkskraft zu bezichtigen, ist eine Perfidie, für die man nur in antisemitischen und konservativen Wählerversammlungen das „Pfui" nicht findet. Im übrigen ist es für die Reaktiansschablane und Geistesarmut des Erfurter Mandatanwärters charakteristisch, daß er sich aus dem eisernen Bestand unbeweisbarer antisemitischer Verleumdungen einige Schlagwarte angeeignet hat, die er allerdings sa ungeschickt anwendet, daß die stark industrielle Bevälkerung des Erfurter Wahlkreises ihm beizeiten die Maske herunterreißen dürfte.

Vom Grafen Pückler. Der gräfliche Antisemit hat neulich in einer in Berlin abgehaltenen Versammlung der Reichshauptstadt — zum wievielten Male wohl? — den Krieg erklärt. Er ist überhaupt in übler Laune, nach Zeitungsberichten sagte er:

„Auf der „Sandude" Weichselmünde, wo ich pro patria et gloria verschiedene Monate abzubrummen habe, gefällt es mir ja zeitweise ganz gut, aber in Berlin ist es doch besser. Von der Saubude aus habe ich ein Gesuch um Begnadigung an den Kaiser geschickt, das jedoch abschlägig beschieden worden ist. Dies ist mir unverständlich, weil ich mir doch um den Kaiser und um den Staat große Verdienste erworden habe, so daß mir von Rechts wegen der Rote Adlerorden mit Brillanten und Schwertern zustände. Am Hofe weht aber ein eigentümlicher Wind. Bei einem Diner im Schlosse saßen drei Juden neben sechs Generälen. Zwei von den Juden, nämlich Caro und Friedländer, sind sogar in den Adelsstand erhoben worden. Ich für meine Person danke aber für solche Standesgenossen. Bald wird es nun auch einen jüdischen Reichskanzler und einen jüdischen kommandierenden General vom Gardekorps geben. Der Kaiser selber bezieht eine Zivilliste von 16 Millionen Mark. Davon könnte man wohl ruhig zehn Millionen streichen, dann müsse der Kaiser das unnötige Reisen unterlassen und mehr zu Hause bleiben. Andere Staatsoberhäupter, so der Präsident Roosevelt, beziehen bedeutend weniger und haben dabei doch dieselben Repräsentationspflichten auszuüben. Unser Reichskanzler ist ebenfalls ein großer Judenfreund. Meiner Meinung nach hatte er pensioniert werden müssen, als er durch die Rede seines lieben roten Freundes Bebel im Reichstag ohnmächtig wurde. Ich würde dann Bebel selbst als Nachfolger vorschlagen und ihn als Se. Durchlaucht Fürst August von Bebel ausrufen lassen. Durch Gesetz läßt sich die Judenfrage überhaupt nicht mehr lösen. Ich muß daher mal eine Heerschau beim Mondschein auf dem Tempelhofer Felde über meine lieben roten Kerle abhalten. Auch die Penn- Sauf- und Klamottenbrüder werde ich organisieren und dann ist der Sieg unser. Bei der Parade auf dem Tempelhofer Felde werden meine Trompeter aus Klein-Tschirne als Parademarsch blasen: „Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehen!"

Da die „Eraberung" van Berlin kein ganz leichtes Geschäft sein dürfte, so würden wir Pückler raten, sich nach einem Bundesgenassen umzusehen. Und da wüßten wir keinen besseren als den Rabbinersohn aus der Umgegend von Posen zu empfehlen, der, wie Oberst von Deimling dieser Tage in der Reichstagskammission mitteilte, an der Spitze van 300 Hattentatten den deutschen Schutztruppen in Südwestafrika zu schaffen macht. Wir fürchten nur, daß die Hottentotten mit „den lieben Brüdern" des Grafen Pückler nicht werden zusammen gehen wallen und sagen werden: Wir Wilden sind dach bessere Menschen. Abraham Marris aber, der Rabbinersahn aus dem Posenschen, möchte vielleicht Anstand nehmen, Arm in Arm mit dem schlesischen Grafen das Deutsche Reich in die Schranken zu fardern. Er dürfte ihm sagen: Du gehörst nach Weichselmünde oder: . . . Du mußt nach Berlin. Lieber Hottentotten-, als Klamattenhäuptling.

Die Agitationsmethode der Stöckerschen Christlichsozialen bei der palitischen Bearbeitung der einzelnen Wahlkreise ist der der fraktionellen Antisemiten bis in die kleinsten Details nachgebildet, insbesondere auch in der Auseinanderreißung und Ausspielung der einzelnen Erwerbsschichten gegen einander. Wir haben im varigen Jahr in den „Mitteilungen" aus der Reichstagsersatzwahl in Eisenach charakteristische Proben mitgeteilt. Genau dieselben Erfahrungen machen die Liberalen jetzt mit der christlichsazialen Agitatiansmethade in den Wahlkreisen Hagen und Altena-Iserlahn, wo für die verstarbenen freisinnigen Reichtagsabgeardneten Eugen Richter und Lenzmann Nachwahlen stattzufinden haben. Der „Köln. Ztg." wird hierüber geschrieben:

Sie (die christlichsaziale Partei) nistet sich in den Wahlkreisen ein, in denen sie gar keine Aussicht auf Erfolg hat, wa sie aber durch Abbröckelung liberaler Wahlstimmen diesen Parteien den sonst leicht zu erringenden Sieg erschweren ab r gar in Frage stellen kann. Das Mittel, das die christlichsaziale Partei anwendet, um die Wähler zu gewinnen, ist so einfach wie in seinen Wirkungen verwerflich und verderblich. Sie ladet z. B. die kleinen Mieter, die über die hahen Mietpreise mißmutig sind, zu einer besanderen Versammlung ein, wettert hier gegen die Vermieter und verspricht das Blaue vom Himmel herunter, verlästert aber zugleich die anderen Parteien, van denen die Mieter nichts zu erwarten hätten Einige Wachen darauf werden die kleinen Hausbesitzer zu einer Versammlung berufen, und hier wird dann das umgekehrte Spiel getrieben. Geradesa werden die Handlungsgehilfen gefangen und dann die kleinen Handwerker und Verkäufer ins Netz gelackt; alles unter dem schönen Namen der Mittelstandspalitik. Diese die einzelnen Stände unvermerkt miteinander verfeindende Palitik wird nun unter dem Deckmantel der christlichen Liebe ausgeübt, und evangelische Geistliche, deren Autorität bei dem kleinen Mann nicht wenig ins Gewicht fällt, sind es, die die Führung übernommen haben. Diese Minierarbeit hat nun in den beiden westlichen Pravinzen Rheinland und Westfalen in sehr bedenklicher Weise eingesetzt und kann bei den nächsten Wahlen bedenkliche Ueberraschungen bringen, wenn ihr nicht bei Zeiten die schärfste Aufmerksamkeit gewidmet und tatkräftig entgegengetreten wird."

Die „Deutsche Wacht" in Dresden, das langjährige Organ der sächsischen Reformpartei, erklärt jetzt,

daß die Nachricht, das Blatt werde mit dem 27. d. Mts. sein Erscheinen einstellen, nicht zutreffend sei. Tatsache ist jedenfalls, daß der Konkurs angemeldet ist und daß das Blatt selbst vor einigen Wochen sein Eingehen angekündigt hat. Es scheinen sich im letzten Augenblick demnach doch noch opferwillige Parteigenossen gefunden zu haben, die das nötige Geld für die Fortfristung der Existenz des Blattes vorgeschossen haben.

Das Urteil gegen den antisemitischen hessischen Landtagsabgeordneten Köhler, der wegen seiner Angriffe gegen beamtete Personen in der mehrfach erwähnten Kindesmordaffaire zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden war, ist vom Reichsgericht bestätigt worden. Köhler hatte als Landtagsabgeordneter den Schutz des § 193 in Anspruch genommen. Das Gericht war aber der Ansicht, daß er zu den Interessen Dritter nicht in so konkretem Verhältnis gestanden habe, daß er sich für befugt halten konnte, ihre Interessen zu wahren. Die Revision Köhlers behauptete, das Urteil sei nicht ausreichend begründet. Er habe geglaubt, als Abgeordneter und als Mensch berechtigt zu sein, derartige Vorgänge zu veröffentlichen. — Das Reichsgericht verwarf die Revision.

Agitationspraktiken des deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes. Ein Buchhalter in Haynau begab sich jüngst gegen 1/2 10 Uhr Abends in ein Herrenmodengeschäft daselbst und ersuchte den Geschäftsinhaber, ihm noch eine Krawatte zu verkaufen, da er dieselbe am nächsten Tage notwendig brauche. Obgleich der junge Mann ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Geschäftszeit verstrichen sei, bat er doch wiederholt, ihn noch zu bedienen. Durch dieses Bitten ließ sich der Kaufmann schließlich bereit finden, die Krawatten vorzuzeigen, und der Kauf wurde darauf abgeschlossen. Was geschah nun? Schnurstracks ging der junge Mann zum nächsten Polizeibeamten und zeigte den Kaufmann an, weil dieser nach Schluß der Geschäftsstunden ihm noch Waren verabfolgt hatte. Wie das „Haynauer Stadtblatt" erfährt, ist der Denunziant ein Vorstandsmitglied des deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes. Der Denunzierte dagegen ist Jude. Eine feine Kampfesweise!

Vermischtes.

Ibsen und das Judentum. Man versteht vielleicht nicht, was diese beiden Begriffe mit einander zu tun haben können, da Ibsen weder persönlich noch dichterisch jemals das Gebiet der Judenfrage gestreift hat. Aber kein Ding steht so hoch, der antisemitische Eifer erreicht es doch. So war es denn auch der Berliner „Deutschen Zeitung" vorbehalten, in ihrem Nachruf auf Ibsen u. a. die folgende Betrachtung anzustellen:

„Der Norweger Ibsen hielt seinen Einzug auf der deutschen Bühne. Wie er bespöttelt wurde, wie man ihn angriff, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Er paßte mit seiner nordgermanischen Eigenart eben nicht in den jüdisch-französischen Klüngel. Als unberechtigter Eindringling in die monopolisierten Tempel jüdisch-französischer „Kultur" wurde er schroff zurückgewiesen. Nach dem heutigen Urteil aber steht er turmhoch über den Theatergötzen der siebziger Jahre."

Dreister kann man die Wahrheit wirklich nicht auf den Kopf stellen. Bekanntlich war der einflußreiche Berliner Kritiker, der sich am schroffsten gegen Ibsen wandte, Karl Frenzel, der damalige Theaterrezensent der „Nationalzeitung" und „Deutschen Rundschau". Ebenso bekanntlich war der erste und aufrichtigste Apostel Ibsens in Deutschland Otto Brahm, also ein Jude, schon zu einer Zeit, wo noch Mut dazu gehörte, für den großen nordischen Gesellschaftskritiker öffentlich einzutreten. Und ein jüdischer Verleger war es, der die Werke Ibsens schon damals, Mitte der Achtzigerjahre, in mustergiltigen Uebersetzungen einführte. Und der Verein „Freie Bühne", der zumeist jüdische Begründer hatte (Brahm, Mauthner, Theodor Wolff, Maximilian Harden usw.), war es, der durch die denkwürdige „Gespenster"-Aufführung vom Herbst 1889 die ganze Ibsen-Aera der deutschen Bühne überhaupt erst einleitete. Ibsen selbst hat diesen ausschlaggebenden Anteil Berlins an seinem Durchbringen wiederholt anerkannt.*) Aber welches Faktum wäre bewiesen und feststehend genug, daß nicht ein antisemitischer Publizist es im geeigneten Moment zu unterschlagen wüßte!

Max Bewers Ambitionen auf den Nobelpreis. Im Anschluß an die Notiz in der letzten Nummer der „Mitteilungen" sei noch kurz registriert, was der Wiener Schriftsteller Ferdinand Gregory im „Liter. Echo" über den antisemitischen Barden schreibt:

„Die Verse laufen ihm sehr geschwind aus der Feder, und so eignet er sich vor andern zum Bratensänger. Sein bandwurmartiges Lied auf Norwegen dürfte aber sogar auf den Stiftungsfesten deutscher Nordlandsvereine nicht auszusingen sein. Die deutsche Lyrik könnte keine schönere und verdientere Ehrung erfahren, als vor allen Nationen durch den Nobelpreis ausgezeichnet zu werden, weil sie vor allen Nationen herrlich dasteht, aber wir möchten dann den Kranz auf dessen Haupte sehen, der die Linie von Goethe über die Droste, Hebbel, Moerike und Keller fortsetzt. Max Bewer tut das nicht."

Kulturbedeutung der Juden im Urteil Karl Lamprechts. Karl Lamprecht, der geistreiche Historiker der Leipziger Universität, hat in diesen Tagen ein neues Buch unter dem Titel: „Amerikana" erscheinen lassen. Es enthält „Reiseeindrücke, Betrachtungen und geschichtliche Gesamtansicht." Lamprecht kritisiert mit dem geschulten Blick des Kulturhistorikers Menschen und Zustände. Er weiß ins Herz zu sehen und die Impulse menschlichen Handelns aufzudecken. Höchst interessant schildert er einen Besuch im jüdischen Theater in der Grand Street zu New York. Er schreibt:

„Und nun ein letztes Bild. New-York, Grand Street, Jüdisches Theater. Man gibt vor dicht gedrängtem Publikum, das alle Ränge füllt, in Jiddisch-Deutsch ein Stück, das in Südrußland spielt, „Der Liebe Kraft". Ich freue mich, daß ich den mit hebräischen Typen gedruckten Theaterzettel lesen kann: die erste praktische Anwendung früher erworbener Kenntnisse. Das Stück beginnt; man spielt vorzüglich; der Inhalt ist ernst: schwere sittliche und religiöse Probleme. Und mit welch heiligen Feiertagsmienen lauscht das Publikum: alte ergraute Gesichter, manch eines mir dem Typ nach vom Brühl in Leipzig bekannt, manch junge Physiognomie, deren Träger schwerlich gleich den Alten Galizien, Rumänien, Kleinrußland, die Ursprungsgebiete des New-Yorkes Ghettos, gesehen hat. Die Stimmung wird immer ernster, gespannter; einige junge Leute, die in tragischen Momenten lachen, werden niedergezischt, müssen ihre Plätze verlassen, einer wird angespieen. Und was liegt in diesem Beifall nach dem ersten Akte? Nach dem letzten, nach Mitternacht — man hatte um 8 Uhr begonnen — weiß ich es: Erbauung, Frömmigkeit. Hier herrscht die Einmütigkeit sittlicher Vorstellungen bei Publikum, Schauspielern und Dichter. Hier ist Schauspiel noch Gottesdienst! In diesem äußerlich wenig anmutenden Raum, in einer Luft, die besser sein konnte, unter Leuten, für deren Mission im europäischen Osten als deutsche Kulturträger ich erst bei dieser Gelegenheit Respekt gewann, ist mir klar geworden, was auch hellenisches Schauspiel einst gewesen sein muß, solange es Gottesdienst war, und dieser Eindruck steht mir in mehr als einer Hinsicht ebenbürtig neben so außerordentlich religiösen Eindrücken wie dem des Kölner Doms oder dem der erhabenen Ruinen Pästums."

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte. Der in der vorigen Nummer veröffentlichten Liste sind folgende Berichtigungen bezw. Ergänzungen nachzutragen:

*) Daß auch im Norden der entschiedenste Anhänger und Vorkämpfer Ibsens, der bekannte Literarhistoriker, der Kritiker Georg Brandes, ein Jude war, sei nur beiläufig hier erwähnt.

In Cuxhaven hat das Nordsee-Hotel seinen früheren antisemitischen Charakter aufgegeben. Der neue Besitzer, der vor einem Jahr das Hotel gekauft, hat, wie uns mitgeteilt wird, die Bezeichnung: „Jüdischer Besuch verbeten" sofort entfernen lassen. Dagegen wird uns mitgeteilt, daß der Eigentümer bezw. Pächter des Hotels „Kaiserhof" und des Hotels „Seepavillon" rabiater Antisemit und Anhänger der deutschsozialen Partei ist.

Dem Hamburger antisemitischen „Deutschen Blatt" wird mitgeteilt, „daß Hotel und Pension Kellersee in Sielbeck, Post Uklei, in der holsteinischen Schweiz judenfrei gehalten wird".

Ueber Kitzbühel in Tirol, das schon seit vielen Jahren auf unserer Liste steht, wird der „Wiener Allg. Ztg." neuerdings geschrieben: Wenn einer von der verfehmten Nation gleichwohl Lust hätte, gerade nach Kitzebühel zu gehen, so braucht er sich durch den Beschluß des Fremdenverkehrsvereins Kitzbühel nicht abschrecken zu lassen und wird mit Leichtigkeit Obdach finden. Denn nur als Korporation sind die Kitzbüheler antisemitisch, einzeln nehmen sie für ihre Wohnungen mit großem Vergnügen auch jüdisches Geld, wenn es nur recht viel ist. So haben sie den Vorteil, den Antisemiten wohl zu gefallen und dennoch nicht die Möglichkeit zu verlieren, daß etliche Juden, die speziell auf Kitzbühel versessen sind, in ihrem Orte ihr Sommerquartier nehmen. Ein Geschäft ist der Antisemitismus immer, sogar auf den Bergen, wo die Freiheit wohnt.

Die Monatsschrift „Im deutschen Reich" verzeichnet ferner noch folgende Orte bezw. Hotels als antisemitisch:

Bruchhausen (Schwarzwald).
Ettlingenweiler (Schwarzwald).
Finsterbergen bei Friedrichroda: Kurhaus „Felsenstein". (Verwaltung versendet Prospekte: „nur für christl. Familien").
Freudenstadt i. Schwarzwald (Pension Palmenwald).
Gundelbruch i. Unter-Elsaß.
Harzburg: Villa Ladhuse.
Hasserode b. Wernigerode: Kurhaus der Frau Dr. Kubel.
Leba in Pommern.
Neuenahr: Villa Flora.
Ottilienberg: Pensionat am Frauenkloster.
Wildbad i. Schwarzwald: Pension Neuß u. Waldeck.
Trauiheim im Odenwald.
Schwarzach b. Weigandstal.
Schreiberhau im Riesengebirge: Landhaus „Maria Elisabeth".

Wongrowitz. Wegen einer von sechs hiesigen Gemeindemitgliedern infolge der f. Z. auch in den „Mitteil." erwähnten Vorgänge in einer polnischen Versammlung erlassenen öffentlichen Erklärung, hatte Probst Zoch aus Schokken Privatklage angestrengt. Da der Propst öffentlich die Juden unreeller Geschäftsmanipulationen zur Ausnutzung der Polen beschuldigt hatte, haben es die Herren D. Freudenthal, J. Förder, L. Mode, J. Becher, R. Lewin und S. Brodziak für ihre Pflicht gehalten, allgemeinen, unbewiesenen Verdächtigungen öffentlich entgegenzutreten und sind in der am 27. April hier stattgehabten Schöffengerichtsverhandlung freigesprochen worden. Bei Begründung des Urteils führte der Vorsitzende, Herr Amtsrichter Stubenrauch, aus: Es sei festgestellt, daß Pfarrer Zoch eine Hetzrede gehalten habe. Das sei um so schärfer zu verurteilen, als Geistliche berufen seien, Eintgkeit und Verträglichkeit zu fördern, Frieden und Versöhnung zu verkünden, statt einzelne Bevölkerungsklassen anzufeinden. Unverständlich sei auch die Empfindlichkeit des Privatklägers der Abwehrerklärung der Beklagten gegenüber; er habe ja angefangen und sei in seinen Ausdrücken nichts weniger als zurückhaltend gewesen. Objektiv liege zwar eine Beleidigung des Klägers durch die Beklagten vor; da diese aber in der Zurückweisung eines gegen sie gerichteten Angriffs gehandelt hätten, sei auf Freisprechung zu erkennen und der Kläger in die Kosten zu verurteilen.

Die Wahlen in Frankreich. Bei den nunmehr abgeschlossenen Wahlen zur französischen Deputiertenkammer hat der Antisemitismus eine vollständige Niederlage erlitten. Im Jahre 1898, als die Dreyfusaffaire das ganze Land in höchster Aufregung hielt, hätte es fast scheinen können, als richtete sich die ganze Wahlkampagne ausschließlich gegen die Juden. Und dreißig Antisemiten waren damals auch gewählt worden, die sich manchmal so geberdeten, als hätten sie über das Schicksal der französischen Juden zu entscheiden. Das Blatt wandte sich gar bald. Aber noch 1902 flossen die Wahlaufrufe über von gehässigsten Anklagen gegen die Juden. Dieses Mal dagegen war in den Maueranschlägen und sonstigen Wahlaufrufen, ja selbst in den Wahlreden kaum etwas von Antisemitismus zu merken. Die Judenfrage hatte in Drumonts „verjudetem Frankreich" tatsächlich aufgehört zu existieren. Die wütendsten antisemitischen Abgeordneten sind nicht wiedergewählt worden. Unterlegen sind beispielsweise Firmin Faure, Paulin Méry, auch Gaston Méry, einer der giftigsten Redakteure der „Libre Parole", Beauregard, der Deputierte von Nancy Gervaize u. A. m. Lothringen, wo der Antisemitismus sich besonders eingenistet zu haben schien, hat in diesen Wahlen sich von ihm losgesagt und sich wieder an seine liberale Vergangenheit erinnert.

Gleichzeitig mit der antisemitischen Partei ist auch die nationalistische, die weiter nichts ist als eine Abart der antisemitischen, aufs Haupt geschlagen worden. Unterlegen sind namentlich ihre populärsten Führer wie Déroulède, Galli, Marchand, Auffray, Guyot de Villeneuve u. A. m.

Im Gegensatz zu diesen Niederlagen der antisemitischen und nationalistischen Helden sind in die Kammer gewählt worden Männer, die dem Judentum große Dienste dadurch geleistet haben, daß sie in der Dreyfusaffaire ihr Möglichstes getan haben, um dem Recht und dem Unglücklichen, in dem man das Judentum treffen wollte, Dreyfus, zum Siege zu verhelfen. Gewählt sind worden: die beiden Reinach, Josef und Theodor, Gast, der intime Freund des Oberst Picquart, Hippolyte Laroche, Hector Depasse, der wackere Redakteur der „Droits de l'Homme", und vor allem der unerschrockene Verteidiger Labori.

Wir erwähnen noch, zur Charakterisierung der herrschenden Strömung, daß außer den beiden Reinach noch die beiden Juden Klotz und Louis Dreyfus in die Kammer gewählt worden sind. Unterlegen ist der inzwischen im Alter von 83 Jahren gestorbene, um die astronomische Wissenschaft hochverdiente und wegen dieser seiner Verdienste in die Akademie der Wissenschaften berufene Raphael Bischoffsheim. Bischoffsheim war ein rechtgläubiger Jude und als solcher stimmte er gegen das Trennungsgesetz. Man nimmt an, daß diese Abstimmung die Ursache seiner Niederlage im Wahlkampfe gewesen ist.

Jüdische Offiziere in Frankreich. Den Kriegsministern in Deutschland, namentlich dem preußischen, empfehlen wir zur Beachtung die Avancements folgender jüdischer Offiziere der französischen Armee: Oberstleutnant Aufcher in Briançon ist zum Oberst, Eskadronchef Bernard ist zum Oberstleutnant, Kapitän Cerfist zum Bataillonschef ernannt und dem 69. Infanterieregiment überwiesen worden.

Dreyfus. Am 18. Juni werden vor dem Kassationshofe die Verhandlungen über den Revisionsprozeß Dreyfus beginnen und, wie man glaubt, 6 Tage in Anspruch nehmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 24. Berlin, 13. Juni 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zur Reichstagsersatzwahl in Hofgeismar-Rinteln.

Sofort nach dem Tode des Grafen Reventlow hat zwischen den einzelnen politischen Parteien des Wahlkreises ein förmliches Wettrennen in der Aufstellung der Kandidaten stattgefunden. Zuerst erschienen die Nationalliberalen auf dem Plan, die ihren Kandidaten von 1903, den Hannoverschen Handelskammer-Syndikus Dr. Rocke, wiederum nominierten. Die bisher im Besitz des Mandats befindliche Partei, die deutschsoziale, erhob den Bürgermeister Herzog aus Obernkirchen auf den Schild, für den sich auch die Konservativen erklärten und der sicher auch die Unterstützung des Bundes der Landwirte, der bisher offiziell noch keine Stellung genommen hat, erhalten wird. Den Deutschsozialen folgte auf dem Fuße die Reformpartei mit der Aufstellung des Privatiers Helmerich aus Kassel; damit ist also der antisemitische „Bruderkampf“ in Hessen auch in dem Wahlkreise Hofgeismar-Rinteln entbrannt; von Einzelheiten wird weiter unten noch die Rede sein.

Die vereinigten freisinnigen Parteien, freisinnige Volkspartei und freisinnige Vereinigung, stellten den Vorsitzenden des Berliner Waldeck-Vereins, Rechtsanwalt Röhrig auf, der sich im Falle der Wahl der freisinnigen Volkspartei anschließen würde. — Die Aufstellung einer sozialdemokratischen Kandidatur steht noch aus; wahrscheinlich wird auch das Zentrum einen eigenen Kandidaten nominieren, so daß sich alsdann 6 Kandidaten einander gegenüber stehen werden. Der Wahltermin ist auf den 20. Juli anberaumt. Zur Orientierung unserer Leser teilen wir in Nachstehendem das Wahlergebnis von 1903 mit. Es erhielten die vereinigten Antisemiten, Konservativen und Bündler 6426, die Sozialdemokraten 3488, die Nationalliberalen 2154, die freis. Volkspartei 748, das Zentrum 542 Stimmen. In der Stichwahl siegte der Antisemit über den Sozialdemokraten mit 9453 gegen 4030 Stimmen.

Die jetzige Nachwahl wird zweifellos in den Stimmen der reaktionären Parteien eine wesentliche Verschiebung ergeben, schon infolge der antisemitischen Doppelkandidatur. Ferner ist infolge der bei Nachwahlen erfahrungsgemäß intensiveren Agitation der Parteien mit einer wesentlich stärkeren Wahlbeteiligung zu rechnen, die das letzte Mal nur 60 Prozent betrug. Gelingt es den Parteien der Linken, die Säumigen in größerer Zahl an die Wahlurne zu bringen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die Stichwahl eine gegen 1903 erheblich veränderte Stimmengruppierung aufweist. Jedenfalls läge alsdann bei festem Zusammenhalten aller Parteien der Linken eine Verdrängung der Antisemiten aus dem Wahlkreise nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Die konservative und bündlerische Presse ist sich dieser Gefahr sehr wohl bewußt. Deswegen wird aus allen reaktionären Preßlagern den antisemitischen Kampfhähnen gut zugeredet, daß sie die Streitaxt begraben und durch die Zersplitterung der antisemitischen Stimmen auf zwei Kandidaten den Wahlkreis nicht ernstlich gefährden sollen. Diese Lockrufe werden aber ganz sicher keinen Erfolg haben. Bei der Reformpartei kommt jetzt der von langer Zeit aufgespeicherte Haß gegen die Deutschsozialen, welche sich allenthalben in den Wahlkreisen der Reformpartei einzunisten suchen, zum elementaren Ausbruch. Die Nachwahl in Hofgeismar-Rinteln kommt der Reformpartei sehr gelegen, um für die jahrelangen offenen und versteckten Anfeindungen seitens der Partei des Herrn Liebermann von Sonnenberg endlich die heiß ersehnte Rache nehmen zu können. Die „Hessische Rundschau“, das offizielle Organ der Reformpartei in Hessen, erklärt nämlich:

„Die Gegensätze zwischen den deutschsozialen Kryptokonservativen und der reformerischen Volkspartei haben sich seit Jahren so verschärft, daß von gemeinsamen Zielen nicht mehr die Rede sein kann. Für die Reformpartei ist dies ein großer Vorteil; die Verwechslung mit den Politikern, die nach dem Zeugnis konservativer Abgeordneter konservativer als konservativ sind, war nicht angenehm. Je stärker der Bruch wird, desto besser wird er für die freiheitliche Richtung sein, die in allen in Betracht kommenden Wahlkreisen die Mehrheit der Vertrauensmänner und der Bevölkerung auf ihrer Seite hat.“

An eine Zurückziehung der reformerischen Kandidatur, wie sie von der Presse des Bundes der Landwirte und konservativen Blättern der Reformpartei dringend ans Herz gelegt wird, ist unter diesen Umständen natürlich nicht zu denken. Die Deutschsozialen rechnen hierauf auch keineswegs, was schon aus der Schärfe der Polemik ihrer Preßorgane gegen die „Bruderpartei“ hervorgeht. Desgleichen ziehen die Christlichsozialen gegen die Reformpartei ganz gehörig vom Leder. Das Stöckersche „Volk“ macht seinen Lesern in einem Ueberblick über die parteipolitische Situation des Wahlkreises den Unterschied zwischen Reformern und Deutschsozialen an einem netten Beispiel aus einer früheren Agitationsbewegung klar. Der Wahlkreis lerne jetzt in dem reformerischen Kandidaten wieder einmal einen Antisemiten „schärferer Tonart“ kennen, wie 1890 der Abg. Ludwig Werner, der ebenfalls der Reformpartei angehört. „Ihn und seinen zweiten Nachfolger in jenem Wahlkreis, fügt das „Volk“ hinzu, charakterisierte ein Bäuerlein so: „Herr Werner sagt: die verfluchte Schweine-

bande; Herr Vielhaben sagt: die Herren mit dem weiten Gewissen; sie meinen aber beide dasselbe!"

Wir meinen, daß diese Charakteristik für beide antisemitische Richtungen eine recht wenig schmeichelhafte, allerdings sehr zutreffende ist.

Herr Liebermann von Sonnenberg revanchiert sich im „Deutschen Blatt" für die hanebüchenen Angriffe der „Hessischen Rundschau" durch eine boshafte Reminiszenz aus früheren Kämpfen um denselben Wahlkreis. Er läßt in seinem Organ feststellen, daß der im Jahre 1890 nur durch die tatkräftige Unterstützung des deutschsozialen Parteiführers gewählte Abg Werner unmittelbar nach seiner Wahl die schriftliche Erklärung abgegeben hat, daß er als deutschsozialer Abgeordneter gewählt sei. Acht Wochen später hatte er jedoch, wie hinzugefügt wird, dieses schriftliche Versprechen vergessen und trat als Reformer zu der Partei Dr. Böckels über. Bei der Wahl im Jahre 1893 wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Werner war sowohl in seinem alten Kreise, wie in dem Wahlkreise Hersfeld-Hünfeld-Rotenburg, den er jetzt noch vertritt, in die Stichwahl gekommen.

„Wieder", schreibt das Organ Liebermann v. Sonnenbergs, „wandte er sich brieflich um Hilfe an die Deutschsozialen. Er bat, für ihn die Stichwahlagitation im Kreise Rinteln zu besorgen und ihm die Geldmittel zu geben, die es ihm ermöglichten, seine ganze Kraft auf Hersfeld-Hünfeld-Rotenburg zu nerfen. Dafür versprach er im Falle seiner Doppelwahl, das Mandat für den letztgenannten Kreis anzunehmen und Rinteln-Hofgeismar dem Deutschsozialen Dr. König-Witten abzutreten. Herr Werner erhielt das Geld und die Deutschsozialen brachten ihn durch ihre energische Arbeit gegen die vereinigten Konservativen und Nationalliberalen durch. Dr. König wurde nunmehr für die Nachwahl aufgestellt, aber Herrn Werner verließ wieder sein Gedächtnis oder er wurde, wie er behauptet, von seiner Partei zu diesem Vertrauensbruche gezwungen. Der Abg. Lotze schrieb nun aus der Reformpartei an den Abg. v. Liebermann und erklärte, Herr Werner sei garnicht berechtigt gewesen, ein derartiges Versprechen abzugeben und werde in Rinteln annehmen. Den Kreis Hersfeld-Hünfeld werde die Reformpartei mit einem anderen Kandidaten besetzen. Für etwa schon verausgabte Wahlkosten wolle die Reformpartei aufkommen. Durch die energische Ankündigung, aus diesem etwas unüberlegten Anerbieten alle Konsequenzen zu ziehen, gelang es, die Reformpartei vor der Durchführung ihrer Absicht zu bewahren." — Das Liebermannsche Blatt schließt diese pikante Reminiszenz mit der sicheren Erwartung: „Der Wahlkreis war deutschsozialer Besitzstand und wird es bleiben. Nicht ein bisher in den weitesten Kreisen unbekannter Mann aus Kassel — damit ist der reformerische Kandidat gemeint — wird der Nachfolger Reventlows werden, sondern sein seit Jahren treu ergebener Freund und Verehrer, Bürgermeister Herzog aus Obernkirchen."

Aus der Presse der Reformpartei klingt es jedoch nicht weniger selbstbewußt. In einem früheren Artikel hatten die „Deutschsozialen Blätter" es „wegen des Eindrucks nach außen" bedauert, wenn die reformerische Kandidatur aufrecht erhalten bliebe. Darauf erwidert die „Deutsche Reform", das Organ des Abg. Zimmermann, des Vorsitzenden der Reformpartei, sehr von oben herab. „Der Zeitpunkt zu diesem Bedauern „wegen des Eindruckes nach außen" ist recht verspätet und schlecht gewählt. Das Bedauern war angebracht, als die Deutschsozialen in den Besitzstand der Reformpartei, in die Kreise Marburg und Gießen, einbrachen und damit anderweitige Folgen heraufbeschworen".

Die Berliner Stadtmission.

Das „Protestantenblatt", das Organ des deutschen Protestantenvereins, das von Emde-Bremen und M. Fischer-Berlin redigiert wird, beschäftigt sich in seiner letzten Nummer mit der Berliner Stadtmission, die im wesentlichen Stöckersche Gründung ist und infolgedessen auch nichts weiter als eine Dependance der christlichsozialen Partei geworden ist. Der Verfasser des Artikels kommt nach genauer Betrachtung der Verhältnisse zu dem Schluß, daß die Arbeit der Stadtmission unnötig ist und daß die 150 000 Mark, die jährlich für sie aufgewendet werden, unvorteilhaft ausgegeben werden. Denn, heißt es da, „Stöcker ist Politiker, Stifter der christlichsozialen Partei. Wenn nun die Stadtmission nicht direkt politische Arbeit verrichtet, so ist sie doch aufs innigste mit der christlichsozialen Partei verquickt, empfiehlt die christlichsozialen Organe, das „Reich" und die neuerdings aufgekaufte antisemitische „Staatsbürgerztg.", sucht bei Gelegenheit der Seelsorge Parteigänger der christlichsozialen Partei zu werben. Es ist der Fluch der politischen Tendenzen, der auf der Arbeit der Stadtmission ruht. Daher der Haß der politisch anders gesinnten Arbeiterschaft, die auch andere kirchliche Arbeit mit dem Argwohn politischer Nebenabsichten betrachtet. Schon dadurch erweist sich die Stadtmission als kirchenzerstörende Macht und gibt den sozialdemokratischen Arbeitern den Trieb zur Agitation des Massenaustritts aus der Landeskirche, in der die Stöckersche politische Seelsorge geduldet wird. Die Berliner Stadtmission ist eine kirchenpolitische Partei! Es ist der Fluch der Unwahrhaftigkeit, der auf der kirchenpolitischen Parteitätigkeit der Stadtmission ruht."

Der Verfasser geht dann näher auf die kirchlichen Bedenken gegen die Stadtmission ein. „Es ist eine Gewissenspein, führt er aus, für die liberalen Theologen, eine Kirchenkollekte für die Berliner Stadtmission abkündigen und wohl gar empfehlen zu müssen. In dieser Kollekte ist eine innere Unwahrheit. Denn die eingehenden Liebesgaben dienen nicht der Liebe, sie werden verwandt von einer politischen und kirchenpolitischen Kampfesorganisation. — Die Geber, die in Unkenntnis über den politischen und kirchenpolitischen Charakter ihre Gaben darbringen, werden durch die kirchliche Abkündigung verleitet zu der Annahme, als ob sie für die Kirche und christliche Zwecke Opfer bringen."

Die Betrachtungen resümieren sich in der Aufforderung: „Die Kirche sollte die Unterstützung der Stadtmission den politischen und kirchenpolitischen Parteien überlassen, deren Interessen in der Stadtmission Vertretung finden. Sie sollte nicht ein Unternehmen unterstützen, dessen innere Unwahrheit weiten Kreisen aufs genaueste bekannt ist, um dem Ruf nicht Nahrung zu geben zum Austritt aus der Landeskirche."

Auch die dieser Tage zusammengetretene Kreissynode Berlin-Stadt II beschäftigte sich auf Anregung der Liberalen mit dem Thema „Stadtmission". Prediger Steiniger von der Nazarethgemeinde wandte sich in scharfen Worten gegen die Tätigkeit der Berliner Stadtmissionare, die in enger Verbindung mit der christlichsozialen Partei stehe. Der Hofprediger a. D. sei die treibende Kraft dabei. Die Stadtmission werde mit politischen Dingen verquickt, sie vertreibe auch eine politische Zeitung, „Das Reich", die sich jetzt mit einer antisemitischen Zeitung verbunden habe. Dadurch werde der Eindruck erweckt, als sei die Kirche und die christlichsoziale Partei identisch. Stöcker habe einen großen Fehler begangen, als er Politik und Religion vor einen Wagen gespannt habe. Der Redner wandte sich dann heftig gegen Stöcker und schlug vor, in Erwägung, daß die Leitung der Berliner Stadtmission in enger Verbindung mit dem Vorstand der christlichsozialen Partei stehe und aus anderen kirchlichen und kirchenpolitischen Gründen dem Wirken der Stadtmission entgegenzutreten.

Von den Positiven antwortete Pastor Hirsch (Golgatha), der sich insonderheit Stöckers Verteidigung angelegen sein ließ und ihn unter dem Beifall der Rechten als einen der bedeutendsten Männer, die Berlin je gehabt hat, hinstellte. Die Angriffe gegen die Stadtmission seien nur auf ihn gemünzt. Pastor Hirsch schlug eine Sympathiekundgebung für die angegriffenen Stadtmissionare vor, die nach kurzer Debatte von der Mehrheit gutgeheißen wurde.

Ein solches Votum war bei der Zusammensetzung der Synode, in der die Freunde Stöckers die überwiegende Mehrheit bilden, zu erwarten.

Wiener Brief.

XIII.

(Das Ministerium Beck. — Die Geschichte des Antisemitismus in Oesterreich. — Die Deutsche Volkspartei. — Derschatta und Prade. — Der christlichsoziale Landes-Eisenbahnminister.)

Wien, den 10. Juni 1906.

Die Tage vergehen und sie gleichen sich nicht. Vor zwei Wochen noch hieß Oesterreichs Ministerpräsident Prinz Hohenlohe und der Himmel hing voller Geigen, die auf den Fortschritt gestimmt waren. Ein Mann mit weit ausgreifenden Plänen, ein Prinz, der nichts von Ahnenstolz und Tradition an sich hatte und mit seinem Denken und Fühlen in unserer Zeit lebte, führte das Staatssteuer. Heute aber werden die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder von Baron Beck regiert. Der neue Ministerpräsident ist des Thronfolgers Berater, gehört zu den eifrigsten Kirchenbesuchern Wiens und hat eine klerikalkonservative Weltanschauung. Immerhin besitzt er großes Wissen und die geistigen Probleme unserer Tage sind ihm nicht fremd. Gleicher Couleur ist der gegenwärtige Minister des Innern Freiherr von Bienerth, der allerdings schon das Unterrichtsportefeuille inne gehabt hat. Einen völlig neuen Zug erhält die Regierung Beck durch zwei Antisemiten, die in ihrer Mitte sitzen. Der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta trat als Führer der antisemitischen Deutschen Volkspartei in das Kabinett ein und der deutsche Landsmannminister Prade gehört derselben Gruppe an. Wie kommt es nun, daß die Regierung fast von der gesamten freisinnigen Presse Deutschösterreichs begrüßt wurde und wie ist es zu verstehen, daß der antisemitische Einschlag des gegenwärtigen Ministeriums überhaupt keine Beachtung fand?

Die Erklärung dieses Rätsels kam nur durch einen kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des parteipolitischen Antisemitismus in Oesterreich gegeben werden. Ich muß deshalb etwas weiter zurück greifen. Der Vormärz lastete auf der ganzen Bevölkerung schwer und da niemand Rechte und Freiheiten hatte, wurden die Rechtslosigkeiten der Juden weniger hart empfunden. Die Revolution löste dann die Ketten, sie wandelte die Untertanen in Staatsbürger um und auch die Juden konnten dem Ghetto entrinnen. Sie traten in das politische Leben ein und nahmen mit Eifer an dem Reorganisationswerk des Staates teil, wenngleich ihnen die vollständige Rechtsgleichheit bis zu den sechziger Jahren vorenthalten blieb. Aber bereits im Revolutionsjahre wurde von den rückschrittlichen Elementen eine antisemitische Bewegung ins Leben gerufen. Als die Reaktion mit der Eroberung Wiens die Oberhand gewann, mußte neben Blum, Messenhauser und Becher auch der philosophisch angehauchte Journalist Jellinek sein Leben lassen; wohl nicht zuletzt, weil er ein Jude war. Bauernfeld, in diesem Fall ein unparteiischer Zeuge, schreibt: „.... Aber man brauchte einen Juden und hatte sonst gerade keinen zur Hand".

Die Gegenrevolution unterdrückte alle Regungen, in der Konkordatsepoche erstarrten alle Glieder. Gegen Ende der sechziger Jahre erwachte wieder neues Leben und die freiheitlichen Gesetze, die geschaffen wurden, fanden bei der städtischen Bevölkerung jubelnde Zustimmung. Das Bild änderte sich mit dem „großen Krach" an der Wiener Börse. Wir sind heute in der Lage, die Ursachen und Triebkräfte der schweren Krise klar zu erkennen. Vor drei Jahrzehnten war man mit dem Urteil rasch fertig und es gab nur einen Schuldigen: die Juden. Die Verluste, die dem von der Spekulationswut ergriffenen Mittelstand erwuchsen, die wirtschaftliche Bedrängnis, die infolge des raschen Aufblühens der Industrie in den kleingewerblichen Kreisen entstand, erzeugten eine dumpfe Unzufriedenheit, einen Haß gegen die Juden und gegen ihr „Teufelswerk", die Gewerbefreiheit, die freilich vom einsichtsvollen Handelsminister Graf Toggenburg herstammte und 1859, also zu einer Zeit da die Juden keinen Einfluß hatten, ins Leben gerufen worden war. Der Groll des gewerblichen Mittelstandes bedeutete indessen politisch nicht viel, weil diese Schicht vom Wahlrecht ausgeschlossen erschien. Der Antisemitismus wurde aber auch einer anderen Klasse eingeimpft. Die Feudalen fanden in dem gebildeten, geistreichen, federgewandten Freiherrn von Vogelsang einen Erzieher, der sie für den Sozialismus und Judenhaß zu gewinnen suchte und ihr Organ, das Wiener „Vaterland" souverän beherrschte. Nach den Hocharistokraten, die ihren Antisemitismus jedoch mehr gesellschaftlich als politisch fühlen ließen, kam das Intelligenzbürgertum an die Reihe. Schönerer führte den Rassenantisemitismus in den deutschen Kreisen ein. Doch in dem Programmartikel seiner „Unverfälschten Deutschen Worte" hieß es im Jahre 1883 noch: „Stellt sich einer oder der andere Jude freiwillig in unsere Reihen, nun, so mag er in Gottes Namen mittun." Das deutschnationale Programm selbst war früher von einem Komitee, in dem einige Juden saßen, ausgearbeitet worden; der „Antisemitenpunkt" wurde aber erst später aufgenommen. Schönerer hatte kaum nennenswerte politische Erfolge zu verzeichnen, seine Partei blieb lange unansehnlich.

Der Antisemitismus wurde erst zum politischen Faktor, als dem Kleinbürgertum durch die Herabsetzung des Steuerzensus auf fünf Gulden der Weg ins Parlament freigelegt wurde. Das geschah in der Mitte der achtziger Jahre. Es treten nun — im deutschen Lager — zwei Richtungen des Antisemitismus hervor: die rein antisemitische Strömung in Wien und Niederösterreich und die national-antisemitische in den übrigen Alpenländern und im Sudetengebiet. Auf der einen Seite stehen die Christlichsozialen. Sie machen die Juden für den ökonomischen Druck, der auf dem Mittelstand lastet, verantwortlich und nutzen so den Unverstand des kleinen Mannes, der von dem goldenen Boden des Handwerks in früheren Zeiten hört und den Wandel nicht begreifen kann, aus. Weg mit den Juden und Verschärfung des seit Mitte der achtziger Jahre wieder eingeführten Befähigungsnachweises! ist ihre Devise. Daß diese Schlagworte genügten, um einen mit der Zeit so enormen Erfolg zu erzielen, mag befremden. Doch man muß bloß das sonderbare österreichische Wahlsystem und die nationalen und wirtschaftlichen Verhältnisse Niederösterreichs kennen, um alles zu verstehen.

Etwas verschieden waren die Zustände in den übrigen deutschen Gebieten. Innerhalb der privilegierten Städtekurie, das heißt in den von den fünf Gulden Steuer zahlenden städtischen Bürgern gebildeten Wahlkreisen, bildeten sich zwei Interessengruppen: der gewerbliche Mittelstand und die Intelligenz. Der erstere war antisemitisch gesinnt, der letztere empfand national und zwar entweder gemäßigt national (liberal) oder radikalnational (Schönerer Richtung.) Diese Zersetzung der Wählermasse ließ verschiedene Parteigruppen um die Siegespalme ringen, die von einer Hand in die andere fiel, bis endlich die Deutsche Volkspartei dauernd festen Fuß zu fassen vermochte. 1895 entstanden, hat sie es zum

Prinzip, die gewerblich-antisemitischen und die intelligenten nationalen Kreise an sich zu fesseln, in dem sie den einen Antisemitismus und reaktionäre Gewerbereform, den anderen Freiheit und Nationalismus bietet. Ist so ein Unding möglich, ist dieses mixtum compositum denkbar? wird man fragen.

Nun denn: die Deutsche Volkspartei ist heute die stärkste deutsche Gruppe. Die Führer dieser Zwischen-Partei sind meistens Doktoren, Leute, denen der Antisemitismus eine willkommene Geschäftsphrase und nicht mehr ist. Sie schreiben für die „judenliberalen" Blätter, sie sind von „judenliberalen" Journalisten umgeben, ja sie — die soviel Widersprüche zu einer Gesinnung zu vereinen wissen — verschmähen es gelegentlich gar nicht, da wo es zweckmäßig erscheint, um die Stimmen der Juden zu werben. Ich für meinen Geschmack — und ich muß wohl nicht fürchten, mißverstanden zu werden — ziehe den christlichsozialen Durchschnittspolitiker, der in seiner Beschränktheit wirklich so denkt wie er spricht, den schlauen Advokaten der Deutschen Volkspartei vor, die daheim gegen die Juden hetzen und mit den Juden Geschäfte machen — man muß nur den unermüdlichen echt freisinnigen „Tiroler Wastl" lesen — und die in Wien im parlamentarischen Gewerbeausschuß die zünftlerischen Mittelstandsretter und in den Couloirs die Welt- und Staatsmänner spielen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß im Ministerium Beck wohl zwei Antisemiten sitzen, die aber nie antisemitische Akzente anschlagen werden — solange sie eben Ministerfräcke tragen und nicht Wahlagitation treiben müssen. Dies ist der Grund, weshalb die fortschrittliche Presse mit Ruhe über die Minister Derschatta und Prade hinweg ging. Uebrigens gehört der Regierung Beck auch ein regelrechter liberaler Hofrat, der Abgeordnete Professor Marchet an, allerdings einer von den „Fortschrittlichen, die nicht eilen", wie einst ein österreichischer Dichter schrieb.

Die Christlichsozialen gingen bei der letzten Kabinettsbildung leer aus. Sie hatten für den Posten eines Eisenbahnministers schon lange den Abgeordneten Dr. Pattai bereit gehalten, doch der Zufall wollte, daß einige Tage vor dem Regierungswechsel eine peinliche Ehrenbeleidigungsklage die Wiener Geschworenen beschäftigte. Es handelte sich um die Zustände bei einer „kleinen Direktion", nämlich bei der Direktion der niederösterreichischen Landesbahnen, an deren Spitze Dr. Pattai steht. Wurde Herrn Pattai auch ein gerichtliches Ehrenzertifikat ausgestellt, so trat andererseits doch eine Mißwirtschaft zutage, die ein Avancement des „Landes-Eisenbahnministers" zum österreichischen Minister nicht rechtfertigte. Dr. Pattais Träume sind also zerronnen. rm.

Karl Schurz.

(Aus einem amerikanischen Briefe.)

Der vor kurzem gestorbene Karl Schurz hat bewiesen, daß man gleichzeitig sein Geburtsland und sein Adoptiv-Vaterland lieben kann, daß man gleichzeitig ein sehr guter Amerikaner und nicht minder guter Deutscher und daß man beides sein kann und obendrein sehr warm und, so oft sich eine Gelegenheit bietet, für die verfolgten Juden eintreten kann. Karl Schurz, der einer der angesehensten Bürger der Vereinigten Staaten, amerikanischer General und Minister war, den ein Bismarck empfangen und dessen Hinterbliebenen der deutsche Kaiser sein Beileid ausgedrückt hat, wird ja wohl nicht im Verdacht stehen, Judenknecht gewesen zu sein. Aber er ist wie stets für ungerecht Leidende so auch jederzeit mit der ihm eigenen Wärme für die Juden eingetreten, die an ihm einen wahren und mächtigen Freund gehabt haben, und dessen Tod sie jetzt aufrichtig beklagen.

Wie sehr die amerikanischen Juden mit Karl Schurz und auf ihn rechneten, geht daraus hervor, daß sie ihn oft zu ihren öffentlichen Festlichkeiten und Feierlichkeiten als Redner einluden.

Das geschah auch damals, als Eduard Lasker starb und die Newyorker dem in ihrer Mitte gestorbenen deutschen Volkstribunen Ehren erwiesen, wie sie dort noch nie einem Juden erwiesen worden waren. Da war es Schurz, der die Ansprache hielt, in welcher er ausführte:

„Es klingt wie eine Verleumdung der Menschennatur, wenn wir von jenseits des Ozeans hören, daß die Fanatiker dieser neuen Judenverfolgung, dieser unsinnigen Verhöhnung der vielgerühmten Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem sie bereits seine (Laskers) letzten Lebensjahre verdüstert haben, jetzt noch, da er im Sarge ruht, zu schmähen sich bemühen, nur weil er ein Jude war. Laßt uns Mitleid mit ihnen haben, denn sie haben keine rechte Vorstellung von ihrer Schmach und Schande; man kann wahrlich von ihnen sagen: sie wissen nicht, was sie tun. Aber mit um so größerem Stolze stehen wir hier, amerikanische und deutsche Bürger eines freien Landes, und auf unserer Seite steht jeder ehrenhafte Mann, der eines Mannes wahren Wert achtet, und indem wir an sein edles Herz, an seinen hohen Sinn und an den hochstrebenden Ehrgeiz des Verstorbenen denken, halten wir ihm die Bruderhand entgegen auch über das Grab hinaus."

Der Antisemitismus war Schurz noch deswegen besonders verhaßt, weil es den Edlen schmerzte, daß er in seinem Geburtslande entstanden ist. Er betrachtete ihn als die niedrigste Aeußerung der Menschennatur. Und dieser Ansicht gab er wiederholt den schärfsten Ausdruck. So sagte er bei der Einweihung des Montefiore-Home in Newyork:

„Ehre den Männern und Frauen, die dieses zu Stande gebracht haben, und die noch mehr zu Stande bringen werden. Sie machen der Gemeinde Ehre, die sie zu den ihrigen zählt; denn jede Gemeinde, wie hohe Ansprüche sie auch mache, wird sich geehrt fühlen durch Mitbürger, die so hohe Ansichten von ihren Pflichten der Menschheit gegenüber haben. Und wer sind diese Mitbürger? Es sind Juden. Dieses ist nicht das einzige Monument, das die Juden von New York ihrem Wohltätigkeitssinn und ihrem Gemeinsinn errichtet haben. Es sind noch andere da, von denen einige dieses an Geldwert und Großartigkeit übertreffen. Aber keins der von ihnen und keins der von irgend einer anderen Klasse unserer Mitbürger errichteten übertrifft es, nein kommt ihm auch nur gleich hinsichtlich der Schönheit der Empfindung und des Zwecks. Und für wen ist das getan? Hören wir die edlen Worte des Präsidenten der Gesellschaft, wie sie in dem Berichte des letzten Jahres zu finden sind: „Als Juden sind wir durch die Verhältnisse gezwungen und werden wir von unserem Wunsche getrieben, Vorsorge zu treffen für die Bedürftigen unseres Glaubens, aber das darf uns nicht dazu führen, irgend ein menschliches Wesen seines Glaubens wegen von der Wohltat einer Institution auszuschließen, deren Zweck ist, körperliche Leiden zu heilen".

So ist denn dies getan zum Nutzen der menschlichen Bruderschaft, und das ist so recht im Sinne des Mannes, dessen Namen dieser Bau führen soll."

Im weiteren Verlauf seiner Rede sagte Schurz: „Wenn die alte Welt uns ihre Adelsschlösser und ihre Königspaläste zeigt, dann kann die amerikanische Republik, wie Cornelia einst auf ihre Kinder als ihre Juwelen hinwies, auf ihre Schulen, Hospitäler und Asyle, die durch die patriotische Generosität einfacher Bürger begründet worden sind, hinweisen und sagen: Das sind meine Schlösser und Paläste. Daß das amerikanische Volk zu solcher stolzen Auszeichnung berechtigt ist, dazu haben die Juden soviel wie jede andere Klasse von Bürgern beigetragen, nein, ich kann hier wiederholen was ich an anderen Stellen gesagt habe: Die Juden haben im Verhältnis zu ihrer Anzahl weit mehr getan. Ich wiederhole dies um so lieber, als ich jüngst Gelegenheit gehabt, den Ursprung, den Charakter und die Ziele der sogenannten antisemitischen Bewegung zu beobachten. . . . . (hier folgen einige Sätze, die wir schon in Nr. 20 der „Mitteilungen" gegeben haben. Anmerkung der Redaktion.)

„Angesichts dieser Bewegung, fuhr Schurz fort, die seit einigen Jahren etliche Länder in Europa in Aufregung versetzt und ihre Schatten über den Ozean bis zu uns geworfen hat, ist es für das menschliche Herz überaus

erfreulich, den Präsidenten des Montefiore-Home sagen zu hören, daß, während dieses Heim bestimmt ist, die Aermsten Israels zu beherbergen, kein menschliches Wesen wegen seines Glaubens von seinem Schutze ausgeschlossen sein solle. Er könnte die antisemitischen Schreier bei der Hand nehmen, ihnen die Hospitäler, Waisenhäuser, Armenschulen zeigen, die mit jüdischem Gelde gegründet, mit jüdischer Arbeit, jüdischem Gemeinsinn, jüdischer Wohltätigkeit und Hingebung unterhalten werden und ihnen sagen: Wenn Sie einen Kranken, einen Greis, Kinder haben, die nirgends Hilfe finden können, hier ist Platz für sie, hier sollen sie willkommen sein.

Was könnte ein Antisemit darauf erwidern? Nein! Nein! Diese Bewegung kann nicht von Dauer sein. Sie muß in ihrer Scham ersticken. Die edelmütigen Impulse der Menschennatur und der Zivilisation unserer Zeit werden ihr ein schmachvolles Ende bereiten. Was dagegen von Dauer sein wird, das sind der wohltätige Einfluß und die schöne Erinnerung solcher guten Werke, wie Ihr und die brüderliche Menschheit sie geschaffen."

Zu einer vom „American Hebrew" im Jahre 1890 veranstalteten Zusammenstellung von Meinungen über das Vorurteil gegen die Juden hat auch Schurz einen Artikel geliefert, in welchem es u. a. heißt: „Eine lange Erfahrung und ausgedehnte Bekanntschaft mit Leuten der verschiedensten Klassen, Glaubensbekenntnisse und Stände haben mich gelehrt, daß in vielen Fällen diejenigen, welche am lautesten darauf bringen, die Menschen nach ihrer Religion oder Nationalität statt nach ihrem Charakter zu beurteilen, selbst nicht viel Charakter haben, auf den sie stolz sein können und darum einen anderen Maßstab für die Beurteilung vorziehen. Es gibt Menschen so ohne jede Selbstachtung, daß sie glauben, sie stellen sich selbst auf ein höheres Piedestal, wenn sie einer anderen Volksklasse das Stigma der Minderwertigkeit anheften, Menschen von so gemeiner Gesinnung, daß sie sich groß vorkommen, wenn sie Jemand haben, den sie mit Füßen treten können."

Man wird zugeben müssen, daß Schurz in diesen letzten Sätzen mit großer Menschenkenntnis in wenigen Strichen den Charakter einer ganzen, vielleicht der Hauptgruppen der deutschen Antisemiten gezeichnet hat. Und alles, was er, wie wir oben gesehen, gesagt hat, liefert den Beweis, daß er trotz seines langen Aufenthalts in Amerika unendlich viel deutscher ist als die Teutobolde daheim, die in Wahrheit nur dem deutschen Namen im Auslande Schande bereiten.

Es ist begreiflich, daß die amerikanischen Juden und die amerikanische jüdische Presse den erlittenen Verlust tief beklagen und dem Dahingegangenen die wärmsten Nachrufe widmen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Herr Kröfell hatte im „Mittelstand" eine lendenlahme Entgegnung versucht auf die Feststellung des „Pyritzer Kreisblattes", daß er bei der Mehrzahl der Abstimmungen im Reichstage über die einzelnen Teile der Reichsfinanzreform einfach geschwänzt, daß er seine Wähler also, die er in vielen Versammlungen über die Steuern abstimmen ließ, einfach zum Narren gehalten hat. Das Kreisblatt leuchtet Herrn Kröfell aber in einem neuen Artikel, der insbesondere die Abstimmungen bei der dritten Lesung unter die kritische Lupe nimmt, gehörig heim. Man durfte zum mindesten doch annehmen, daß Herr Kröfell in der dritten Lesung so gestimmt hätte, wie es die Teilnehmer von 12 öffentlichen Volksversammlungen, deren Votum der „Mittelstand" in jedem einzelnen Falle gewissenhaft registriert hatte, gewünscht bezw. beschlossen hatten.

Aber weit gefehlt, es wird gewiß allgemeines Erstaunen und große Verwunderung hervorgerufen, wenn, schreibt das Kreisblatt, wir die Tatsache feststellen, daß der Abg. Kröfell sich mit diesen seinen Abstimmungen direkt in Widerspruch gesetzt hat zu allen von ihm seit dem 18. Februar abgehaltenen Versammlungen.

Ueber die Versammlung in Strohsdorf am 25. Februar berichtet Herr Kröfell in Nr. 48 des „Mittelstand" vom 27. Februar:

„Interessant war es, daß sich die Strohsdorfer einstimmig für Biersteuer und Wehrsteuer entschieden".

Das einstimmige Votum der Strohsdorfer findet bei Herrn Kröfell keine Beachtung, er stimmt im Reichstage gegen die Biersteuer.

Aus Ifinger, wo die Versammlung am 4. März stattfand, berichtet Herr Kröfell in Nr. 54 des „Mittelstand" vom 6. März:

„Auch die Ifinger waren wie die Strohsdorfer einstimmig für Biersteuer. Beim Tabak wünschte man die Zigarren unter 10 Pf. steuerfrei, ebenso den Pfeifentabak. Auch die Reichs-Erbschaftssteuer fand Beifall, jedoch müßte dieselbe noch verschiedenen Beschränkungen unterworfen werden".

Herr Kröfell kümmert sich auch nicht um das Votum der Bewohner von Ifinger, er stimmt im Reichstag gegen die Biersteuer, gegen die Zigarettensteuer, wohl aber für den Fahrkartenstempel, der den Mittelstand am schwersten trifft, und für die Erbschaftssteuer ohne Einschränkung, die besonders für die ländliche grundbesitzende Bevölkerung sehr hart ist.

So geht das weiter! Eine Versammlung nach der andern erklärt sich für die Bier- und Zigarettensteuer und ist nur für den Fahrkartenstempel und die Erbschaftssteuer mit starker Beschränkung. So kann Herr Kröfell aus Brietzig vom 25. März in Nr. 72 des „Mittelstand" berichten:

„Die Brietziger und ihre Gäste — nach dem Berichte des Herrn Kröfell war auch Klücken, Woitfick, Cossin, Prillwitz und Klorin, „die ihren alten Pfarrer wieder einmal sprechen hören wollten", wie der „Mittelstand" so rührend schreibt, vertreten — nahmen zu den Steuern im wesentlichen dieselbe Stellung ein, wie die Lettniner, Alt-Groper, Ifinger, Strohsdorfer und Rischower".

Ebenso kann Herr Kröfell auch von Naumersaue und Marienwerder, wo die Versammlung am 22. bezw. 29. April stattfanden, in Nr. 100 des „Mittelstand" vom 1. Mai schreiben:

„Bei den Abstimmungen entschieden sich die Wähler beider Ortschaften im wesentlichen so wie die Wähler der vorausgegangenen Versammlungen".

Selbst die beiden Städte Pyritz und Stargard sind, wie Herr Kröfell mit besonderer Genugtuung verzeichnet, mit den ländlichen Wählern in den Steuerfragen einig. So „entschieden sich in Pyritz am 2. April die Versammelten für Bier-, Automobil-, Wehr- und Junggesellensteuer im vollen Umfange, für Reichserbschafts-, Tabak- und Verkehrssteuer mit Einschränkung", und auch in Stargard am 10. April „entschied sich die Mehrheit schließlich so, wie die ländliche Bevölkerung in den Versammlungen das bisher getan hat."

Also überall erfreuliche Uebereinstimmung und Einigkeit bei den Abstimmungen über die Steuerfragen, nur Herr Kröfell wird plötzlich vom 6. Mai — an diesem Tage fand die letzte Versammlung in Eichelshagen statt — bis zum 18. und 19. Mai, der dritten Beratung der Reichsfinanzreform, anderen Sinnes, und so kümmert er sich schließlich gar nicht mehr um die 12 Versammlungen und stimmt gegen den Wunsch aller 12 Versammlungen mit „Nein" bei der Bier- und Zigarettensteuer, mit „Ja" bei dem Fahrkartenstempel und der Erbschaftssteuer ohne Einschränkung! Unter solchen Umständen hat der Abg. Kröfell noch die antisemitische Stirn in Nr. 125 vom 31. Mai von sich zu schreiben:

„Er (Kröfell) hat dabei (bei den Abstimmungen in dritter Lesung) die Abmachungen, welche er in den Versammlungen vorher mit seinen Wählern getroffen hatte, mit Einsetzung aller Kraft (!!!) innegehalten".

Entweder hat nun Herr Kröſell ein kurzes Gedächtnis, oder er hält ſeine Anhänger für eine „Clique“, in der er allein der Herr iſt und alle anderen ſeine ergebenen, blind gehorchenden Diener, die ihm nichts vorzuſchreiben und nichts zu befehlen haben und deren Wünſche er zwar anhört, weil das zur Erhaltung ſeines Nimbus beitragen ſoll, die ihm aber im übrigen vollſtändig — gleichgültig ſind!

Iſt es ſchon allgemein aufgefallen und entſchieden verurteilt worden, daß der Abg. Kröſell bei der zweiten Beratung der Reichsfinanzreform außer der Erbſchaftsſteuer unentſchuldigt gefehlt hat, ſo wird dieſes Verhalten des Herrn Kröſell bei der dritten Beratung der Steuergeſetze geradezu rätſelhaft. Weiß denn Herr Kröſell am 18. Mai nicht mehr, daß er am 27. Februar feierlich in ſeinem „Mittelſtand“ verkündet hat: „Herr Kröſell wird abſtimmen laſſen und darnach dem Wunſche der Mehrzahl ſeiner Wähler gemäß ſeine Stellungnahme zu den einzelnen Steuern umgrenzen und begründen?“ Durch die Handlungsweiſe des Herrn Kröſell wird dieſer Satz zur reinſten Ironie, werden die Verſammlungen und Abſtimmungen zur vollendeten Komödie, zur reinſten Poſſe, und es dürfte wohl noch niemals einen Abgeordneten im ganzen deutſchen Reiche ſeit dem Beſtehen des Reichstags gegeben haben, der in ſolcher Weiſe direkt dem Wunſche der Mehrzahl ſeiner Wähler zuwider bei wichtigen Abſtimmungen im Reichstage gehandelt hat!

Die Kaſſeler Antiſemiten ſind des trocknen Tons nun ſatt, ſie wollen energiſch vorgehen und zwar mit Benutzung der Sozialdemokraten als Bundesgenoſſen; ob dieſe für ein Techtelmechtel mit den Antiſemiten zu haben ſein werden, erſcheint allerdings mehr als zweifelhaft. Die „Heſſiſche Rundſchau“, das offizielle Organ der Reformpartei in Heſſen, richtet nämlich an die Sozialdemokratie die verſchämte Aufforderung, mit den Antiſemiten bei den Stadtverordnetenwahlen gemeinſame Sache zu machen: „Wenn auch zunächſt ein völliger Umſchwung infolge des elendſten der Wahlſyſteme, wie Bismarck das Dreiklaſſenwahlſyſtem kennzeichnete, nicht möglich ſein wird, ſo muß, ſchreibt das Blatt, der tiefgekränkte und zu Boden getretene Mittelſtand alles daran ſetzen, die Mandate der dritten Klaſſe zu erobern und vielleicht vorerſt aus taktiſchen Rückſichten mit den Genoſſen teilen.“

Bei der „Teilung“ ſoll es aber nicht ſein Bewenden haben, ſondern die antiſemitiſch-ſozialiſtiſche Entente ſoll auch noch einem höheren Ziel dienſtbar gemacht werden, nämlich dem, gemeinſame Radauſzenen hervorzurufen. Zu dieſem Zweck wäre es nötig, „eine möglichſt große Anzahl unzufriedener und erbitterter Handwerksmeiſter in die Stadtverordnetenverſammlung hineinzubringen“, die alsdann folgendermaßen vorgehen ſollen: „In der Stadtverordnetenverſammlung müſſen mit und gegen Genoſſen, vielleicht im Verein mit einigen Rechtsparteilern, bei jedweder Gelegenheit, wo berechtigte Intereſſen mit Füßen getreten werden, tumultuariſche Auftritte hervorgerufen werden, um Mandate der „Allzuängſtlichen“ fällig zu machen“.

Vielleicht verſchreiben ſich die Kaſſeler Antiſemiten zu dieſem Zweck den Grafen Pückler aus Klein-Tſchirne, der ja in der Inſzenierung von Radauſzenen eine ganz beſondere Virtuoſität entwickelt.

Geſchäftsantiſemitismus. Das Bruhnſche Wochenblättchen, das durchweg in Skandalartikelchen macht, die mit dem Namen des Blättchens meiſt durchaus nichts zu tun haben, entrüſtet ſich über ein Schwindelmanöver eines kleinen Winkeldruckers, der eine ſenſationell gefärbte Tagesnachricht erotiſchen Charakters zu einer kleinen Broſchüre erweiterte und für 20 Pfennige pro Stück in der Friedrichſtadt verſchleißen ließ. Bezeichnenderweiſe haben die Herren von der „Wahrheit“ gegen die Art des Geſchäfts nicht das geringſte einzuwenden, iſt doch ihr Blättchen auch nur ein Kehrichthaufen ſkandalöſer Affärchen, die im Laufe der Woche bereits in anderen Zeitungen wiedergegeben waren. Ein bischen Friſur und ein neuer Titel ſchaffen Wunderdinge. Nein, gegen dieſes Gebahren an ſich haben die Herren nicht das Mindeſte vorzubringen, wohl aber dagegen, daß ihr Nachahmer die Dreiſtigkeit hatte, ſein Produkt noch einmal ſo hoch einzuſchätzen, wie die „Wahrheit“, und mit 20 Pfennigen zu bewerten. Darum heißt es auch wörtlich in der „Wahrheit“: „Da man die Kühnheit beſaß, 20 Pfg. dafür zu verlangen, ſein Herausgeber und Drucker des Machwerks hiermit der Oeffentlichkeit preisgegeben.“ — Alſo nur darum werden die armen Schlucker, der Drucker und der Herausgeber, der „Oeffentlichkeit der Wahrheitleſer“ preisgegeben.

Der Redakteur der antiſemitiſchen „Halleſchen Reform“, Schröder, der wegen Beleidigung des Chefredakteurs der „Saale-Ztg.“, Otto Sonne, angeklagt war, führte vorige Woche vor dem Halleſchen Landgericht eine höchſt merkwürdige Verteidigung.

Schröder hatte in ſeinem Winkelblättchen unter der Spitzmarke „Eine kritiſche Sonnenbetrachtung“ zwei Artikel veröffentlicht, in denen er ſagte: Herr Sonne protegiere als Kunſtkritiker ſolche Sängerinnen, die ſich ihm gegenüber „gefällig“ erwieſen. Anſpielungen lieblichſter Art zierten die ſchmutzige Leiſtung. Eine bekannte Opernſängerin, die ebenfalls angegriffen worden war, tröſtete ſich damit, daß die Verunglimpfungen in einem antiſemitiſchen Schmutz- und Revolverblatt, das kein anſtändiger Menſch leſe, geſtanden hätten. Der Antiſemitenredakteur verkaufte die Nummern pro Stück mit 50 und 60 Pfennig. Als man ihn aber wegen Beleidigung an den Kragen ging, verriet er erſtens den Verfaſſer der Artikel in der Perſon des Kunſtkritikers Martin Frey und dann behauptete er, er habe „keine Idee“ gehabt, wer mit den Artikeln getroffen werden ſollte. Als Frey ihm die Artikel gebracht und Beklagter gefragt habe, auf wen ſie gemünzt wären, habe Frey entgegnet: „Wiſſen Sie, das iſt nur etwas für Kenner!“ Gutgläubig als Redakteur habe er, nachdem man ihm die Fremdwörter klar gemacht, die Artikel ohne Bedenken veröffentlicht. Gegen Frey ſchwebt ein beſonderes Verfahren und der „gutgläubige“ Antiſemitenredakteur wurde mit 500 Mk. beſtraft.

Aus dem Reichstagswahlkreis Eiſenach wird uns geſchrieben: Sieben Monate ſind bereits ſeit der Reichstagserſatzwahl verfloſſen und noch immer beſchäftigen ſich die Gerichte mit den Vorgängen, die ſeiner Zeit in den „Mitteilungen“ ſattſam charakteriſiert wurden. 21 Angeklagte hatten ſich vor der Strafkammer des Eiſenacher Landgerichts zu verantworten, weil ſie bei dem durch den überraſchenden Wahlſieg des Antiſemiten Schack zu Stande gekommenen Auflauf ihrer Erregung über das Wahlreſultat mehr oder minder lauten Ausdruck gaben. 14 Angeklagte wurden zu 2 Wochen bis zu einem Monat Gefängnis, 3 Angeklagte zu 15—30 Mk. Geldſtrafe verurteilt. 4 Angeklagte wurden freigeſprochen. — Am 20. Juni wird ſich der ſozialdemokratiſche Reichstagskandidat Leber-Jena und der Vorſitzende des ſozialdemokratiſchen Vereins in Eiſenach Runknagel wegen Beleidigung antiſemitiſcher Agitatoren in einer Wahlverſammlung im November 1905 hier vor Gericht zu verantworten haben. — Hoffentlich haben dieſe vielen Gerichtsverhandlungen, die ja ſtändige Begleiterſcheinungen antiſemitiſcher Wahlkämpfe ſind, aufklärend über das wahre Weſen der Antiſemiten und ihrer Wahlmache auf die Wählerſchaft des Kreiſes gewirkt, ſodaß bei künftigen Wahlen jeder taktiſche Fehler vermieden wird, der dem Gegner eine Handhabe für ſeine Machinationen bieten kann.

Welche Formen übrigens ber Antisemitismus in ber Wartburgstadt annimmt, zeigt ein Vorkommnis, das jüngst die Synagogengemeinde Eisenach konstatieren konnte. In der Synagoge war, offenbar mutwillig, ein wertvolles Fenster durch Steinwürfe total zertrümmert worden. Das sinb bie Früchte antisemitischer Hetzereien.

Graf Pückler macht jetzt böse Zeiten durch. Zwar vom Rabbinersohn aus dem Posenschen konnte er nicht abgewiesen werden, weil der Hottentottenführer nur in der Fantasie des Oberst v. Deimling Sohn eines Rabbiners ist. Dagegen ist Graf Pückler von seinen „lieben roten Kerlen" übel genug behandeit worden, beinahe so als wäre er der „rote Manasse" in Person. Nicht genug damit, daß die „lieben roten Brüder" neulich in einer Pücklerversammlung die Brüderschaft des edlen Grafen zurückwiesen und sich verbaten, von ihm als „liebe rote Kerle" angeredet zu werden, sie prügelten ihn auch weidlich durch, wahrscheinlich damit er eine Vorstellung von ben Freuden habe, die er dem „roten Manasse" zugedacht hat.

Vermischtes.

Wilhelm Steinhauer, der ehemalige Reichstagsabgeordnete und Führer dec liberalen Bauernbewegung namentlich in seiner Pommerschen Heimat, ist im 64. Lebensjahre gestorben. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus, bessen Vorstand der Heimgegangene angehört hat, verliert in ihm einen seiner eifrigsten Freunde. Er wird das Andenken Steinhauers in Ehren halten.

Eine „nationale" Preisaufgabe. Verschiedene antisemitische Blättchen druckten in letzter Zeit ein Preisausschreiben eines Leipziger Verlages ab, wonach ein „Ehrensold" von 1000 Mk. für die Lösung einer „nationalen Aufgabe" ausgesetzt wird. Aus den näheren Erläuterungen zu diesem Preisausschreiben ersieht man, daß es sich darum handelt „ein neudeutsches Lebensprogramm mit positioen Zielen zu schaffen." Der Aufruf ist von etwa 10 Herren unterschrieben, die mit ihrem antisemtitischen Teutonentum gern prunken. Die Sache hat ganz den Anschein, als ob diese Gruppe barauf ausgeht, zu den oielen antisemitischen Parteichen noch ein neues hinzuzufügen, daß es ihr aber noch an einem „Lebensprogramm" fehlt, das sie auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu erlangen hofft. Bedauerlich ist nur, meint eine Schriftsteller-Zeitschrift, die dieses Preisausschreiben ihren Lesern mitteilt, daß nicht das geringste barüber verlautet, wer eigentlich die 1000 Mk. hergeben und zur Auszahlung bringen wird.

Nebenbei — oder sollte das der Hauptzweck sein — wird die Reklametrommel für den „Hammer" gerührt, in dem der Grundton des neuen Programms gegeben sein soll und der daher in verschiedenen Jahrgängen zu einem ermäßigten Preise den Bewerbern empfohlen wird. Sogar der Inhalt des Jahrganges 1906, der erst zu einem Viertel oorliegt, soll in Betracht gezogen werden. Also, wer sich beteiligen will, muß zunächst einmal vier Jahrgänge „Hammer" zu ermäßigtem Preise sich nachliefern lassen, dann schleunigst auf den laufenden Jahrgang abonnieren und dann noch sieben Monate warten, ehe er damit beginnen kann, den in Hammerheften oorgefundenen Grundton weiter klingen zu lassen. Eine riskante Geschichte! Wer garantiert dafür, daß bann das Preisausschreiben noch in Kraft steht?

Aus Rastenburg berichtet die „Oletzkoer Ztg.": „Das Turnkränzchen an der Rastenburger königlichen Herzog-Albrechtsschule hat einem jüdischen Schüler, der sich seit $1^1/_2$ Jahren in der Jugendriege des vor zwei Jahren gegründeten Turnkränzchens befindet, die Aufnahme als Mitglied in das Kränzchen verweigert, unb zwar mit ber Begründung, daß jüdische Schüler nicht aufgenommen werden. Ob dies im Sinne des Begründers des Turnkränzchens, des verstorbenen Gymnasialdirektors v. Kobelinski gehantelt ist, dessen Ziel war, allen Schülern des Gymnasiums Gelegenheit zu geben, durch gymnastische Uebungen ihren Körper zu stählen und sie daburch zu tüchtigen Männern fürs Vaterland zu erziehen, wollen wir sehr bezweifeln."

Wir nehmen an, daß das Bekanntwerden bes Falles genügt, um die Schulbehörde, falls die Tatsache auf Wahrheit beruht, zu einer schleunigen Korrektur zu veranlassen. Bezeichnend und als Symptom bemerkenswert bliebe aber das Vorkomnnis an einem königlichen Gymnasium unter allen Umständen.

Eine wahre Schülerin Pestalozzis. In ber „Freien Lehrerstimme", einem in Oesterreich erscheinenben päbagogischen Organ lesen wir:

„Rosa Golbhammer wurde vor kurzem in Wien begraben. Trotz ihrer 25 jährigen Dienstzeit ist sie als Lehrerin 2. Klasse (als Unterlehrerin) gestorben. Freilich wirkte sie während der 25 Jahre als echte Jüngerin Pestalozzis, erfüllt von seinem Geiste und seiner Menschenliebe, wie keine zweite Lehrerin Wiens. Da weder das liberale noch das christlichsoziale Wien in entsprechender Weise für die schwachsinnigen Kinder sorgt, führte sie ohne Entlohnung neben ihrer offiziellen Klasse noch eine von ihr errichtete Schwachsinnigenklasse. Schon als provisorische Unterlehrerin hatte sie sich diese schwere Last auferlegt unb doch wurde sie erst 10 Jahre nach Erlangung der Lehrbefähigung definitiv angestellt und weitere 10 Jahre blieb ihr bie Vorrückung verschlossen, weil sie — Jübin war. Kein Schulrat verirrte sich je in ihre Schule, stammte sie doch aus armer Familie und besaß keinen anderen Adel, als den der Seele. Das Reifezeugnis hatte sie sich burch privates Studium erwerben müssen. Erst im vorigen Jahre gelang es ihr, bas Schicksal der von ihr errichteten Schwachsinnigenschule sicherzustellen, indem sie im Verein mit ihrer Schwester einen Verein „Providentia" zu diesem Zwecke gründete. Auch ihr Tod erledigt einen Rekurs gegen ungerechte Einreihung. Die Wiener Schulpflege wird durch die Behandlung, welche diese edle Lehrerin gefunden hat, grell beleuchtet. Wer in Wien kann sich messen mit dieser Vertreterin eines nimmermüden Idealismus, mit dieser pflichttreuen, fleißigen und doch so bescheidenen Lehrerin! Und doch äußerte sich ihr taktvoller Inspektor, als man ihm nahelegte, sie zur Lehrerin ber 1. Klasse vorrücken zu lassen: Ich muß sie doch erst inspizieren! In bem offiziellen Wien, das Gesinnungslumpen und Krebspädagogen mit Ehren und Aemtern überschüttet, konnte Rosa Goldhammer es freilich nicht weit bringen. Aber ein Denkmal im Herzen aller, bie sie kannten, hat sich diese „Unterlehrerin" erworben".

o. **Israelitische Erziehungs-Anstalt Ahlem.** Der Bericht der Anstalt gibt ein Bild ihrer Entwickelung im Jahre 1905, erwähnt u. a. die Vollendung des Anbaues an das Knabenhaus, bas nunmehr die Unterbringung von 100 Zöglingen ermöglicht, verbreitet sich über die Gärtnerei- und sonstigen daselbst ausgeübten gewerblichen Betriebe, insbesondere die Bäckerei unb Schuhmacherei und ist in der Lage, auf eine hervorragende Auszeichnung auf der letzten Nordwestdeutschen Obstbau-Ausstellung hinweisen zu können. Die allenthalben anerkannte große Bedeutung der Israel. Erziehungs-Anstalt in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht wirb noch erhöht burch bie erfreuliche Entwickelung des Mäbchenhauses, bas, nebenbei erwähnt, den gemeinsamen Unterricht von Knaben und Mädchen unter 14 Jahren eingeführt hat. Der Handfertigkeits- und Gartenbau-Unterricht der Schüler hat befriedigende Erfolge gezeitigt. In der Lehrlingsabteilung (wir wollen

nur dies hervorheben) fanden bislang 126 junge Leute ihre Ausbildung, zwei zu Tischlern, einer zum Bäcker, alle übrigen zu Gärtnern. Daß manche — wenn auch nur ein kleiner Prozentsatz — den Beruf wechselten, zeigt, w e u. a. noch gewisse Einflüsse und Vorurteile, insbesondere von seiten der Angehörigen, sich nachteilig geltend machen.

Der Bericht über die Finanzen der Anstalt ist insofern recht günstig, als sowohl die Jahresbeiträge als auch die Spenden eine beachtenswerte Zunahme aufweisen. Trotzdem erscheint es notwendig, daß noch immer weitere Kreise sich die Unterstützung der Anstalt angelegen sein lassen, die wohl geeignet ist, die regelmäßig von antisemitischer Seite wiederkehrende Behauptung zu widerlegen, daß die Juden sich nicht zu körperlicher Arbeit eignen.

Die Anstalt bildet einen beweiskräftigen Protest gegen gewisse antisemitische Anschauungen und zu gleicher Zeit in gewissem Sinne einen nicht zu unterschätzenden Faktor zu ihrer Bekämpfung.

Ein Brief des Grafen Heinrich Coudenhove.

Herr Louis Lamm-Berlin stand im vorigen Jahre im Begriffe, die selten gewordene, im Buchhandel überhaupt vergriffene Schrift des Prof. H. J. M. Schleiden: „Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter" aufs Neue herauszugeben und ließ auch dem Grafen Coudenhove, der damals im Wehrawald im Schwarzwald weilte, ein Exemplar dieses Schriftchens mit der Bitte zugehen, ihm seine Meinung darüber mitzuteilen. Ohne Verzug erhielt er folgende Antwort:

Wehrwald, Post Todtmoos, Gr. Baden, den 8. Mai 1905.

Sehr geehrter Herr! Die mir gütigst eingesandte Broschüre „Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederlebung der Wissenschaften im Mittelalter" von Staatsrat Prof. Dr. M. J. Schleiden habe ich erhalten und mit dem größten Interesse gelesen. Der Verfasser hat in dieser gelehrten Broschüre dem Judentum ein vollendetes Denkmal gesetzt. Es wäre zu wünschen, daß diese Schrift sowohl in christlichen, als auch in jüdischen Kreisen die größtmöglichste Verbreitung fände; dies um so mehr in einer Zeit, in welcher die auf dem Boden der Ignoranz (Rassenschwindel!), des Neides, des Fanatismus entsprossene Pflanze des Antisemitismus so giftige Blüten treibt.

Der theoretische Antisemitismus wäre wohl bald zuende, wenn wenigstens die Denkfähigen unter den Christen sich den Inhalt der Darstellung Schleidens zu Gemüte führen wollten, weil sie daran erkennen würden, wie ungeheuer viel die Kultur, die Moral und die Wissenschaft dem Judentum verdanken, weil sie sich dann eine Vorstellung machen würden, wohin unsere heutige Zivilisation gelandet wäre, wenn in den Jahrhunderten der Unwissenheit Juden das Banner der Wissenschaft nicht hochgehalten hätten. Das Judentum, diese merkwürdige und interessante Religionsgesellschaft, ist tatsächlich bedeutend gewesen, wie heute, so zu allen Zeiten. Die germanischen Arier lagen noch auf ihren Bärenhäuten zu einer Zeit, wo Israel bereits einen hohen Grad von Kultur errungen hatte. Schon damals blickten die Juden auf eine große Vergangenheit zurück. Und wirklich, was immer der Jude anpackt, er leistet Großartiges, überall und in allen Zweigen der Kunst und des Wissens; ob er mit der Feder oder dem Pinsel arbeitet, überall schafft er Tüchtiges, sogar auf den Schlachtfeldern im blutigen Ringen, wie dies die Geschichte der Makkabäer, die Verteidigung Jerusalems gegen Titus und der Befreiungskrieg des Bar Kochba beweisen. Was hat doch diese kleine, kaum zehn Millionen zählende Menschengruppe, von denen jedoch bloß vier Millionen in freien Ländern leben, für eine Schar tüchtiger Gelehrter auf allen Gebieten des Wissens, was für hervorragende Künstler und Schriftsteller hervorgebracht! „Wo viele Juden, dort ist viel Licht", wo die Juden menschenwürdig behandelt werden, prosperiert der Staat, wo man sie bedrängt, geht es mit ihm zurück, sodaß man fast geneigt wäre, den Satz wörtlich zu nehmen: „Ich werde segnen, die Dich segnen, und verfluchen, die Dich verfluchen" (Gen. 12, 3).

Warum vergessen Christen und Mohammedaner immer, wieviel sie dem Judentum und seinen heiligen Schriften verdanken? Die jüdische Religion ist die Mutter, aus deren Schoß Christentum und Islam geboren wurden. Christus, welchen die Offenbarung Johannis den Löwen vom Stamme Juda nennt, und die Apostel waren Juden; die seligste Jungfrau war eine Jüdin. Der Jude Petrus ist der Fels, auf welchen, nach dem Glauben der Christen, Christus seine Kirche aufgebaut. Jakobus, der erste Bischof von Jerusalem, Johannes, der Lieblingsjünger des Heilands, Paulus, der Völkerapostel, Stephanus, der erste Blutzeuge, sie waren Juden. Philo, der einen so gewaltigen Einfluß auf die christliche Theologie ausgeübt, war Jude, und die ganze Bedeutung des Maimonides für die scholastische Philosophie des Mittelalters, des Spinoza für die neuere Philosophie ist noch lange nicht genügend verstanden und gewürdigt.

Der bei weitem größte Teil der Lehre Mohammeds ist jüdischen Schriften entnommen. Nach der Ansicht Schopenhauers sind die Juden sogar die Erfinder des Monotheismus. So ungeheuer groß und bedeutend ist dieses kleine Volk. Wer sich diese Tatsachen zu Gemüte führt und wer über sie nachdenkt, wird diesem wunderbaren Volke seine Bewunderung nicht versagen können.

Aber nicht nur Christen ist die Lektüre der Schleiden'schen Broschüre zu empfehlen; heilsamer noch und nützlicher dürfte sie auf gebildete junge Juden wirken, von denen leider eine so große Zahl sich ihrer Abstammung schämt und durch alle denkbaren Mittel zu verbergen und zu vertuschen trachtet, daß jüdisches Blut, eines der edelsten der Welt, in ihren Adern rollt, eine Gesinnung, durch welche sie dem Judentum mehr schadet, als alle christlichen Antisemiten zusammengenommen, denn ein jeder Jude, welcher die Tatsachen, die Prof. Schleiden in seiner so interessanten Broschüre angeführt hat, betrachtet, müßte notwendigerweise stolz sein auf seine Abstammung, sich ihrer rühmen, ja sogar mit ihr posieren, dieselbe nach außen hin, so oft sich eine Gelegenheit bietet, zur Schau tragen und sogar dann, wenn er vom jüdischen Glauben zu einem anderen übergetreten sein sollte. Nur dann könnte er sich in den sogenannten „arischen" Kreisen Achtung erringen und Interesse für das Judentum erwecken. Aus diesem Grunde wünsche ich der Schleiden'schen Broschüre von Herzen die größte Verbreitung.

Hochachtungsvoll Ihr sehr ergebener
(gez.) Jur. u. Phil. D. Graf Coudenhove-Kalergi,
K. u. K. Legationssekretär a. D.

Diese Juden! Der frühere französische Gesandte in Rom Billot erzählt in seinem kürzlich von ihm veröffentlichten Werke einen Vorfall, der so recht zeigt, wie selbst gebildete und hochstehende Männer sich zu Aeußerungen gegen Juden hinreißen lassen, sobald diese etwas tun, was den hohen Herren wider den Strich geht, obgleich die Juden dies nicht als Juden getan haben. Als im Jahre 1891 Rubini an der Spitze der Regierung in Italien stand, waren die Beziehungen Italiens und Frankreichs nicht die freundschaftlichsten. Italien brauchte damals Geld sehr nötig, und um die eben ausgegebenen Eisenbahnobligationen zur offiziellen Cotierung an den französischen Börsen zuzulassen, war die Mitwirkung der großen französischen Bankinstitute, namentlich des Hauses Rothschild, unentbehrlich. Die großen französischen Bankiers wußten gar wohl, daß das Publikum ihnen nicht folgen würde, wenn sie der italienischen Regierung die gewünschte Hilfe gewähren würde, ehe diese Beweise ihrer veränderten Haltung gegeben. Billot kam nun eines Tages auf die Consulta gerade in dem Moment, als die Vertreter der Pariser haute finance das Kabinet des Premierministers verließen. Rudini war nervös, aufgeregt und sagte zu dem französischen Gesandten, Herrn Billot: „Ihre Finanzmänner haben mich in diese Lage gebracht. Würden Sie es glauben, daß sie gewagt haben. . . Sie halten uns für so heruntergekommen. O, sie kennen mich sehr schlecht. Sie haben mir ihre Hilfe zum Kauf angeboten. Sie haben sich erlaubt von dem Dreibund zu sprechen; sie haben gewagt mir Bedingungen zu stellen, mir! O diese Juden! Ich weiß nicht, wie ich mich habe zurückhalten können, sie zum Fenster hinauszuwerfen." Billot erwiderte: „Pst! Herr Präsident! Sprechen Sie leiser! Herr Luzzatti und Herr Malvano, Ihre Mitarbeiter und Freunde, sind doch sehr ehrenhafte und sehr ausgezeichnete Semiten. Wenn sie Sie hörten!" Der Ministerpräsident beruhigtie sich, fing an zu lachen und entschuldigte sich wegen seines heftigen Ausfalls. — Und dennoch haben die jüdischen Bankiers ihre Bedingungen nicht als Juden, d. h. in irgend einem jüdischen, sondern als Franz sen, im französischen Interesse gestellt. Sie waren französische Patrioten, nicht Juden, nicht Kosmopoliten. Aber die Juden können machen, was sie wollen, immer finden sich welche, sogar, wie gesagt, gebildete und hochstehende Persönlichkeiten, die bei jeder ihnen unbequemen Gelegenheit „O diese Juden!" ausrufen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 25. Berlin, 20. Juni 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Bialystok.

Kischinew ist überholt, die Hooligans oder wie sonst die Werkzeuge der russischen Bureaukratie und Polizei genannt werden mögen, haben sich selbst übertroffen. Auf ein Signal während der Prozession am Fronleichnamstage in Bialystok (Bjelostok) stürzten sich die herbeibeorderten „Schwarzen Hundert“ auf die jüdischen Läden und Häuser, raubten, schändeten und mordeten und verübten sonstige Greuel. Hundertsieben Leichen sind bereits beerdigt, hundert und einige fünfzig zum großen Teil schwer Verwundete liegen in den Krankenhäusern oder sind sonst wo untergebracht, um operiert zu werden. Es sind dies aber noch nicht entfernt alle Opfer des Bialystoker Pogroms. Denn viele Juden sind außerhalb der Stadt in Feldern und Wäldern, wo sie sich zu Tausenden hingeflüchtet hatten, beraubt, verstümmelt, erschlagen worden. Einwandfreie Zeugen sagen aus, daß die Raubmörder von der Polizei geführt, unter dem Schutze der Soldaten ihr schändliches Werk verrichteten, ja von Offizieren und selbst von einem General (Bogajewski) dabei ermutigt und angefeuert wurden. Man gab vor und verbreitete offiziell, daß Juden Bomben auf die Prozession geworfen, Revolverschüsse auf sie abgefeuert und dadurch das Volk zu den Ausschreitungen gereizt habe.

Gegenüber diesen Tatsachen ist das Verhalten der deutschen Antisemiten, so wenig wir auch von ihnen erwarten dürfen, unsäglich beschämend.

Vor einigen Jahren mochten sie noch vielleicht in gutem Glauben den russischen Darstellungen der verschiedenen Judenmetzeleien Vertrauen entgegenbringen, wie schwer verständlich das auch ist. Nach den zahlreichen Enthüllungen jedoch, die inzwischen über das Treiben der „Schwarzen Hundert“, der Polizei und Soldateska, der großen und der kleinen Bureaukraten bekannt geworden sind, hätten selbst deutsche Antisemiten den russischen offiziösen Meldungen ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen müssen, um so mehr, wenn sie an größtmöglicher innerer Unwahrscheinlichkeit litten. Nun sehe man sich einmal die unter geistlichem, unter des Ex-Hofpredigers Stöcker Einfluß stehende „Staatsbürgerztg.“ an. „Juden werfen Bomben in eine Fronleichnamsprozession“, lautet die fettest gedruckte Ueberschrift ihres Artikels über die Bialystoker Vorgänge. Nicht der geringste Zweifel scheint sie zu beunruhigen, daß am Ende Andere die Bomben geworfen haben könnten, obwohl es doch ganz unsinnig ist anzunehmen, daß selbst revolutionäre Juden dergleichen tun, schon um nicht das Leben ihrer Glaubens- und Stammesgenossen in allen den Teilen des russischen Reiches aufs Spiel zu setzen, in welchen sie die Minorität bilden. Abgesehen davon hätte es gar keinen Zweck für sie, die religiösen Empfindungen sowohl der katholischen als der griechisch-katholischen Bevölkerung zu verletzen. Dagegen ist wohl bekannt, daß die Behörden in Rußland dergleichen Ausschreitungen veranstalten. Tolstoi hat noch unlängst Beweise dafür erbracht, wenn es solcher Beweise erst noch bedurfte. Inzwischen ist ja auch bereits bekannt geworden, daß man in Bialystok schon vorher ein Pogrom befürchtete und vergebens behördliche Vorbeugungsmaßregeln erbeten hatte, die Erzebenten, die Räuber und Mörder also nicht erst durch von Juden in die Prozession geworfene Bomben provoziert zu werden brauchten.

Selbst als bereits ganz anders lautende Darstellungen bekannt geworden waren, tat die Stöckersche „Staatsbürgerztg.“ so, als wenn das Bombenwerfen in Fronleichnamsprozessionen bei den Juden gang und gäbe wäre. „Damit die Juden nicht wieder Prozessionen durch Bombenwerfen stören“, so leitet das Stöckerblatt in fetter Schrift die Meldung ein, daß in Warschau die für letzten Sonntag geplant gewesenen Fronleichnamsprozessionen vom Erzbischof untersagt worden sind. Es fällt dem Antisemitenblatt gar nicht ein, daß der Erzbischof wohlweislich im Hinblick auf die Bialystoker Metzeleien und die allgemeine Aufregung die Prozessionen verboten haben könnte, ohne auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit gedacht zu haben, Juden könnten die Prozession mit Bomben bewerfen. Ja, es wäre nicht undenkbar, daß der Erzbischof gerade im Interesse der Juden die Prozessionen verboten hat.

Oder hat die „Staatsbürgerztg.“ gar wohl die Nichtigkeit der russisch-offiziösen Meldungen aus Bialystok bezweifelt, sie überhaupt nicht geglaubt, denkt sie gar nicht daran, daß der Erzbischof in Warschau aus Furcht vor den Juden die Fronleichnamsprozessionen untersagt habe, und schwelgt nur in dem Wonnegefühl, daß den Juden wieder einmal eins ausgewischt werden kann, wenn auch ohne Grund? Ja, es fehlt bloß das vielleicht — gedachte Hurrah! vor der fetten Ueberschrift: „Juden werfen Bomben in eine Fronleichnamsprozession“. Der Judenhaß ist bei dem unter dem Protektorat des Pastors Stöcker stehenden Blatte größer als die Christenliebe nicht nur, sondern auch als die Liebe zu den Christen.

Aber die „Staatsbürgerztg.“ kann vielleicht noch nicht die Pücklerschen Gewohnheiten ablegen und außerdem ist sie zu unbedeutend, als daß man sich über sie besonders aufregen sollte. Viel bemerkenswerter und trauriger ist, daß auch die „Kreuzztg.“, das Organ für Christentum und preußisches Junkertum, in dieselbe Kerbe schlägt. Nach ihr

ist „wohl selten mit größerem Unrecht über Judenverfolgungen geklagt worden als in dem Bialystoker Fall.“ Dabei schreibt sie selbst, daß Juden, „wie es heißt“, die Verbrecher gewesen seien, die auf die Menge von einem Balkon Bomben geworfen und Revolverschüsse abgefeuert haben. Trotzdem kann man sich, wie es nur eine Zeile später bei ihr heißt, nicht wundern, wenn die Massen in Erregung gerieten und die Uebeltäter zu strafen suchten. Im Nu sind aus vermeintlich jüdischen Verbrechern wirklich jüdische Verbrecher geworden. Beim Jeuen nennt man ein solches Verfahren, solches Volteschlagen falsch spielen. Aber selbst wenn Juden die Bomben geworfen hätten, ist eine solche Verteidigung brutalster und blutigster Lynchjustiz in einem konservativem Blatt geradezu unerhört. — Wir haben oben gesagt, daß Juden, selbst jüdische Revolutionäre, schon im eigensten Interesse nicht so töricht gewesen sein können, das Attentat zu verüben. Die „Kreuzztg.“ macht dasselbe Argument für die „Schwarzen Hundert“ geltend. Es ist garnicht einzusehen, in wie fern die „Schwarzen Hundert“ durch die Schießerei „ihre Interessen aufs schwerste selbst geschädigt“ hätten. Das Schießen und Provozieren ist ja gerade ihr Geschäft, das sie in hundert Städten zu Tausenden von Malen mit die Welt erschütterndem Erfolge geübt haben.

Mittlerweile sind aber auch neuere und zuverlässigere Nachrichten eingetroffen, welche unwiderleglich beweisen, daß die Bialystoker Judenschlächtereien nicht eine Folge jüdischer Bombenprovokationen sind, sondern daß sie mehrere Tage vor der Fronleichnamsprozession bereits von den Juden befürchtet worden waren und daß die Juden vergeblich vorher Schritte getan haben, um das Unheil abzuwenden, ja daß die Soldaten in den Kasernen auf das Pogrom direkt einerexziert worden sind. In einem von der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichten Schreiben, das ein Berliner von einem seiner Geschäftsfreunde aus Bialystok erhielt und das vom 14. Juni, also dem Tage der Metzeleien datiert ist, heißt es:

„Während ich diese Zeilen schreibe, befinden sich mehrere Freunde in meinem Hause, die zu mir gekommen sind, um sich vor dem Felude zu verbergen. Als am Montag der Polizeimeister und ein Polizist am lichten Tage auf der Straße ermordet wurden, entstand das Gerücht, daß die Polizei eine Rache dafür vorbereite, und daß nunmehr Plünderungen bei den Juden erfolgen werden. Der Offizier, der mit mir in demselben Hause wohnt, hat sogar der Wirtin gestern angeraten, Bialystok für den heutigen Tag zu verlassen. Heute ist Gründonnerstag, und die Christen werden in kirchlicher Prozession durch die Straßen ziehen. Während der Prozession soll jemand einen Schuß abgeben, und das soll dann das Zeichen zur Plünderung sein. Das wußten wir schon vorgestern, und jetzt hören wir, daß der Plan bereits ausgeführt ist, daß schon viele Menschen tot auf den Straßen liegen und daß die jüdischen Geschäfte eben jetzt geplündert werden. Aus den Fenstern unserer Wohnung sehen wir Christen mit kleinen Paketen, wohl geraubte Waren enthaltend, vorbeigehen.

Nachschrift vom 16. Juni, 6 Uhr morgens: Die ganze Nacht hindurch hörten wir viele Schüsse. Christen werden in die Stadt hineingelassen, Juden dürfen sich nicht auf der Straße zeigen. Die ganze Lindenstraße ist zerstört. Es waren nicht mehr als etwa hundert Plünderer an der Arbeit. Ueberall, wo sie zu plündern begannen, bewachten die Soldaten das Haus ringsum mit schußbereitem Gewehr und drohten jeden, der den Juden Hülfe bringen wollte, zu erschießen oder mit den Bajonetten niederzustechen. Christen wurden überall von der Wache durchgelassen, damit noch mehr Pöbel sich an der Plünderung beteilige. Sechzehn Kompagnien Militär verhindern die jüdische Selbstwehr an der Verteidigung. Nachts war ein Brand in der Stadt zu sehen, es regnete aber so stark, daß der Brand dadurch gelöscht wurde. Wie man sagt, war der Gouverneur gestern hier und erklärte, daß die Hetze drei Tage lang dauern werde. Die meisten Toten sind Opfer der Soldaten.“

Abgesehen davon hat der Gouverneur von Grodno die Depesche, welche behauptete, daß Ausschreitungen der jüdischen Bevölkerung der Metzeleien veranlaßt hätten, öffentlich als absolut erlogen bezeichnet. Der Gouverneur erklärt, daß die Prozessionen ungestört verlaufen seien und daß Niemand Schaden gelitten habe. Auch Minister Stolypin bezeichnete die betreffende angeblich offizielle Depesche als erlogen; ja er wisse nicht einmal von wem die „offizielle Depesche“ herrühre. Vor dem von der Duma gesandten Abgeordneten Schleptin erklärte der russische Pope aus Wasilkow, der an der Prozession teilnahm, es sei keine Bombe geworfen, kein Heiligenbild durchschossen worden, überhaupt seien keine Schüsse auf den Zug abgegeben worden. Friedensrichter Derewin sagte aus, er sei am Donnerstag und Freitag auf den Straßen gewesen und habe beobachtet, daß regelmäßig, während der Pöbel die Häuser plünderte, dem Militär Kehrt befohlen wurde, und gleichzeitig wurde Feuer gegen das gegenüberliegende Haus kommandiert, sodaß die Soldaten die Plünderung nicht mit ansahen. Friedensrichter Oldenburg machte dem Sinne nach die gleiche Aussage.

Trotz dieser Dementis und Richtigstellungen, deren wichtigste bereits Montag und Dienstag bekannt waren, bleibt Prof. Theodor Schieman noch in der Mittwochsnummer der „Kreuzztg.“ dabei, den Juden die Schuld in die Schuhe zu schieben und schreibt:

„Daß eine Absicht der örtlichen Obrigkeit vorgelegen habe, die Schlächterei zu provozieren, wie seinerzeit in Kischenew geschah, ist diesmal schwerlich anzunehmen. Das entspricht nicht der politischen Lage des Augenblicks.“

Unter solchen Umständen können wir von dem Rat der „Kreuzztg.“, über die Ereignisse von Bialystok im Interesse des Judentums so wenig wie möglich zu reden, keinen Gebrauch machen, nicht nur im Interesse des Judentums, sondern auch im Interesse der Kultur und der Menschlichkeit. Haben ja die Vorgänge in Bialystok sogar das englische Parlament zum Reden gebracht, und so verschiedenen Parteien angehörende Blätter wie Morning Post, Tribune und Daily News verlangen, daß im Hinblick auf die in Bialystok begangenen Grausamkeiten der Besuch der britischen Flotte in Kronstadt unterbleibe; sie erklären, es sei unmöglich, daß England mit der gegenwärtigen russischen Regierung eine Verständigung abschließe. Daily Telegraph sagt, man dürfe der russischen Bureaukratie nicht gestatten, noch mehr Geldmittel zu erlangen. Ja sogar Pariser Blätter, die doch teils aus politischen teils aus finanziellen Rücksichten über russische Vorgänge milde zu urteilen pflegen, wagen dies angesichts der Bialystoker Greuel nicht mehr zu tun, und der „Temps“ erklärt in einem sehr scharfen Leitartikel, die russischen Behörden hätten entweder die Metzeleien selbst organisiert, oder sie seien vollkommen unfähig.

Indessen wir begreifen, warum die „Kreuzzig.“ rät, über die Ereignisse von Bialystok so wenig wie möglich zu reden. Sie tut dies aus Hinterhältigkeit, aus Furcht sich vor ihren christlichen und anständigen Lesern schämen zu müssen. Das Verhalten der „Kreuzztg.“, der „Staatsbürgerztg.“ und ihrer antisemitischen Kolleginnen steht an Gemeinheit nur dem der „Schwarzen Hundert“ in Bialystok nach, oder diese deutschen Antisemiten sind als die Lobhudler und Zuhälter der Bialystoker Hooligans noch schlimmer als diese, die wieder Scheußlichkeiten verübt haben, welche selbst den barbarischsten Heiden unmöglich wären.

Die „Kreuzztg.“ gibt vor „mit Gott für König und Vaterland“ zu sein. Mit Gott ist sie ganz gewiß nicht, und König und Vaterland danken bestens für eine solche Verteidigerin. Hoffentlich machen ihr auch ihre Abonnenten klar, daß sie keine Hottentotten und Buschmänner sind, sondern mehr oder weniger gebildete und anständige Preußen und Deutsche.

Zur Nachwahl in Hofgeismar-Rinteln.

Der Wahlkampf ist in voller Schärfe entbrannt; es haben auch schon Zusammenstöße zwischen den Agitatoren beider antisemitischen Richtungen stattgefunden.

Für die „Reformpartei" sind außer dem Kandidaten Privatier Helmerich noch R.-A. Harmony, der von der Partei für Marburg in Aussicht genommene und schon offiziell aufgestellte Kandidat, Syndikus Thanheiser, Bezirksinspektor Wallbach und Redakteur Schröder aus Kassel tätig. Während die Reformpartei schon ein reichliches Dutzend Versammlungen hinter sich hat, halten sich die Deutschsozialen verhältnismäßig noch in Reserve. Anscheinend ist eine Massen-invasion insbesonders auch aus den Kreisen der interessierten Parteigenossen aus dem ganzen Reiche zu Beginn der großen Ferien geplant; das offizielle Parteiorgan hat schon wiederholt an seine Leser eine entsprechende dringende Mahnung gerichtet. Das Liebermann von Sonnenbergsche Blatt heuchelte anfangs gegenüber der reformerischen Kandidatur eine gewisse Gleichgültigkeit, die jedoch bald einer gereizteren Stimmung gewichen ist; das „Deutsche Blatt" schreibt nämlich:

„Anfänglich glaubten wir, daß die Sache sich ziemlich leicht machen würde. Inzwischen hat sich jedoch das Bild geändert. Die gegnerischen Parteien scheinen sich tüchtig rühren zu wollen, in ihren Hoffnungen gestärkt durch das widersinnige Eingreifen der sog. „Freideutschen" aus Kassel. Das sind nämlich so einige Uebermenschen, die sich für auserfehen halten, den schmählich verratenen Antisemitismus aus dem deutschsozialen Sumpfe herauszuziehen, wozu ihnen inzwischen der offizielle Segen der „Reformpartei" zu Teil geworden ist. Jetzt haben wir es also auch mit einem reformerischen Gegner zu tun. Uns kann es nur recht sein, wenn diese Herren allesamt den Freunden im Lande einmal ganz handgreiflich zeigen, wie notwendig seinerzeit die Trennung von ihnen war, und wir fürchten auch nicht, daß solche Kinderstreiche noch viel Unheil anrichten können. Aber die eine Folge werden und sollen sie haben: Wir werden dieser Querulantengruppe durch positive Arbeit zeigen, daß wir stark und daß sie — es nicht sind. Wir wollen ihnen die Neigung zu größeren Dummheiten recht gründlich und möglichst ein für allemal austreiben. Darum wollen und müssen wir tüchtig arbeiten. Und hauptsächlich müssen wir tüchtig arbeiten, weil die übrigen Parteien durch die Zersplitterung unter den Antisemiten einen Erfolg für sich für möglich halten."

Die „Hessische Rundschau" konnte natürlich auf den in der vorigen Nummer der „Mitteilungen" erwähnten bösartigen Angriff des deutschsozialen Parteiorgans gegen den Abg. Ludwig Werner nicht schweigen; auffälligerweise erwähnt sie jedoch die Behauptung, daß Werner s. Z. das schriftliche Anerkenntnis gegeben habe, daß er in dem Wahlkreise als deutschsozialer Kandidat gewählt worden sei, mit keiner Silbe; sie revanchiert sich für die peinliche Indiskretion durch einige boshafte Bemerkungen gegen den Führer der anderen antisemitischen Gruppe:

„Die Behauptung, eigentlich sei nicht Werner, sondern Herr v. Liebermann in den Jahren 1890 und 1893 der Sieger im Wahlkreise Rinteln-Hofgeismar-Wolfhagen gewesen, kann bei allen Kennern der Verhältnisse nur helle Heiterkeit auslösen. Wir lassen selbstverständlich einem alten Herrn, der auf seine Art ganz tapfer, wenn auch ohne wesentliche Erfolge, im Leben gekämpft hat, gern das Vergnügen, sich den Rest seiner Tage mit holden Illusionen und harmlosen Renommistereien zu versüßen, und diese Renommistereien würden uns nicht zur Entgegnung reizen."

Es wird alsdann nochmals behauptet, daß die von dem Blatt gegebene Darstellung der Geschichte des Wahlkreises unanfechtbar sei ... Die Drohung mit der Veröffentlich Reventlow'scher Aeußerungen, die nicht gerade sehr schmeichelhaft für die Reformpartei gelautet haben sollen, beantwortet das Organ der „Freideutschen" mit der kühlen Feststellung:

„Daß er auch über deutschsoziale Abgeordnete sehr unfreundliche und höhnische Bemerkungen gemacht hat, können wir beweisen, aber es kommt nicht darauf an. Wir haben nicht gesagt, daß Reventlow der Reformpartei angehört oder für ihre Führer geschwärmt habe; den klaren Sinn unserer Ausführungen aber halten wir aufrecht und sagen noch einmal: Reventlow war eine Persönlichkeit, deren Kraft und Glanz selbst die bedauerliche Tatsache, daß er sich formell zur deutschsozialen Philisterpartei zählte, in Vergessenheit bringen konnte; mit seinem Tode schwand die letzte Hoffnung, daß diese Partei sich je nach links entwickeln könne, schwand auch der letzte Grund, der uns zu einiger Rücksichtnahme auf das deutschsoziale Anhängsel der konservativen Reaktion hätte veranlassen können."

Zum Schluß werden die beiden antisemitischen Kandidaten auf ihre Werbekraft gegeneinander abgewogen und der deutschsoziale selbstverständlich zu leicht befunden:

„Daß die Kandidatur Helmerich überall eine starke Anziehungskraft ausübt, hat uns der bisherige Verlauf der Wahlbewegung deutlich gezeigt. Unser Kandidat, der in einem arbeitsreichen Dasein das Wirtschaftsleben unseres Volkes gründlich kennen gelernt und als langjähriges Mitglied der Kasseler Handelskammer gezeigt hat, wie geschickt er anvertraute Interessen zu wahren versteht, ist nicht nur persönlich ungleich geeigneter zur Vertretung des Wahlkreises als ein konservativdeutschsozialer Regierungsbeamter; die Partei, die ihn aufgestellt hat, besitzt auch den sehr wesentlichen Vorzug, nicht mit der Last einer Abstimmung für die volksfeindliche Reichsfinanzreform bepackt zu sein. Unter glücklichen Zeichen hat die Wahlbewegung für uns begonnen; wo unsere Redner sprachen, zeigte es sich, daß der Geist, der einst den Abgeordneten Werner zum Siege führte, auch heute noch in der Bevölkerung lebt. Ein freiheitliches und nationales Programm, das seine Anziehungskraft stets aufs neue bewährt, ein vertrauenerweckender welterfahrener Kandidat von imponierendem Auftreten, dazu der trefflich arbeitende Agitationsapparat der Freideutschen Vereinigung, das sind drei Faktoren, die uns zu den besten Hoffnungen berechtigen, und die verleumderische Wut der „Deutschsozialen Blätter" wird uns nicht daran hindern, auf dem betretenen Wege zum Siege zu schreiten".

An eine Zurückziehung der einen antisemitischen Kandidatur, auf die man in konservativen Kreisen immer noch gehofft hat, ist, wie wir schon einmal gesagt haben, nachdem die antisemitischen Kampfhähne sich derart festgebissen haben, keinesfalls mehr zu denken. Die „Deutsche Hochwacht", das Organ des „Deutschen Volksbundes", der mit einem Male eine auffällige Hinneigung zu den bisher von ihm ebenfalls als Schrittmacher der Konservativen heftig bekämpften Deutschsozialen bekundet, droht zwar mit feierlicher Geberde:

„Wehe dem Antisemiten, der einen Bruder aus dem Sattel hebt! Eine Partei, die das gutheißt, läuft Gefahr, sich die Zuneigung und Treue ihrer eigenen Anhänger zu verscherzen."

Die Aufforderung des Blattes, daß die „verständigen Führer der Reformpartei jetzt ein Machtwort sprechen und dem unwürdigen Treiben ein Ende machen" sollen, wird aber schwerlich von Erfolg begleitet sein, selbst dann nicht, wenn die Deutschsozialen sich etwa wider Erwarten dem Vermittlungsvorschlag der „Sachsenschau" geneigt zeigen sollten, welche dafür plädiert, „daß die Deutschsozialen nach ihrem ungerechtfertigten Einbruch in Marburg ihre Kandidatur dort zurückzögen und die Reformer dafür einstweilen auf die Agitation in Rinteln-Hofgeismar verzichteten."

Die „Deutsche Hochwacht" beschwört den „wackeren Werner" flehentlich, sich ins Mittel zu legen, da wird das ob des „Bruderzwistes" tief betrübte antisemitische Blatt aber wahrscheinlich lange warten können.

Die Wahrheit marschiert und siegt.

Das Ende der Dreyfusgeschichte.

Lang, lang ists her, seit das Prophetenwort erscholl, daß die Wahrheit im Anmarsch sei, die Wahrheit über den unglücklichen Hauptmann Dreyfus und über die Verbrechergilde, die ihn zu vernichten suchte. Gottes Mühlen mahlen

langsam, mahlen aber trefflich fein. Es soll kein Unmut aufkommen über die Langsamkeit der Gangart der anmarschierenden Wahrheit. Die Hauptsache ist, daß sie eben schließlich doch zum Siege kommt — trotz alledem und alledem. Zum Siege — trotz eines beispiellosen Gewirrs und Gewühls der entfesselten Lügengeister. Zum Siege — trotz der starken Feindschaft der ehedem Stärksten im französischen Reiche, die nunmehr beschämt, soweit sie der Scham fähig, erkennen müssen, daß es doch noch ein Stärkeres gibt als sie, nämlich die Wahrheit und die Gerechtigkeit, die oft genug niedergewuchtet werden mögen, sich dann aber jezuweilen machtvoll erheben und die Dunkelgestalten zertrümmern, die sie entthronen wollen zu gunsten eigensüchtiger Strebungen im Interesse unsauberer, böser, verderblicher und verächtlicher Elemente.

So oft der Finger in die Wunde dieser Verderbnis gelegt wurde, die unter dem Namen der Dreyfusaffaire bekannt ist, war derselbe grinsende Hohn, war dieselbe antisemitische Naserei die Antwort. Dreyfus unschuldig? Dreyfus ein Opfer schwerer Irrungen oder gar tückischer Anschläge? Das durfte nicht sein, weil alles, was Antisemitismus hieß, sich zu feurig und zu innig mit dem Vorgehen gegen diesen jüdischen Kapitän verschwistert und verklittert hatte. Hier war ja ein Schulfall gegeben. Hier konnten ja mit einem Schlage mehrere Fliegen getroffen werden. Hier konnte nachgewiesen werden: der Jude hat kein Vaterland; denn selbst im vaterländischen Heeresdienst dient er nicht dem Vaterlande, sondern verrät es. Hier konnte nachgewiesen werden: es ist gut und weise, den Juden von den Offiziersstellen fernzuhalten; denn er ist sittlich für diese Verwendung im Staate, im Heere nicht geeignet.

Die Leute, denen es nicht darauf ankommt, mit Ritualmordbeschuldigungen herumzukrebsen, und die sich schmunzelnd im stillen Kämmerlein die Hände reiben, wenn aus solcher Saat blutige Ernte aufsprießt, die Leute, die „angebrachtermaßen" öffentlich den Irren von Tschirne verleugnen, heimlich aber seinem Ceterum censeo: „Schlagt die Juden tot!" Beifall zollen, die Glieder einer Sekte, die menschlich Böses trachten muß, wenn sie konsequent ihre Grundsätze des Hasses, der Verachtung gegenüber Mitmenschen anderer Abstammung, anderen Glaubens wahren und vertreten will, — sie mußten den Glücksfall, den die Dreyfussache für sie bedeutete, auszunutzen suchen bis an die äußerste Grenze; sie mußten gegen die Wahrheit, die ihnen erbarmungslos dieses Glück zerstörte, anrennen, so lange es nur möglich war. Mußten es um so mehr, als nicht verkannt werden kann, daß die sogenannten tatsächlichen Unterlagen für die sogenannte tatsächliche Berechtigung des Antisemitismus ohnehin ein bejammernswürdig „klägliches Gewächse" darstellen und bei dem ständigen Abbröckeln des sogenannten tatsächlichen Materials immer mehr die durch keine sachlich berechtigte und sachlich begründete Erwägung genierte Leidenschaft, die sportliche Auffassung und Behandlung des Hasses als das Wesen des Antisemitismus hervortritt.

Die Dreyfussache hat Ormazd und Ahriman in ihren Verfechtern auf den Plan gerufen. Die Zola, Trarieux, Scheurer-Kestner, die Labori, Vaughan, Gohier, Picquart, Clémenceau und die andern alle konnten manch einem, der schier verzweifeln wollte an der Menschheit, den guten Glauben und die idealische Begeisterungsfähigkeit retten. Nicht weil sie Dreyfus, den Juden, verteidigten und für ihn in edlem Mute sich der heulenden Meute entgegenwarfen, sondern weil sie über den Juden hinaus und über das Judentum hinaus, die mit den vergifteten Waffen verletzt, ins Mark getroffen werden sollten, das Menschliche, das menschlich Schöne in der Verteidigung des Rechtes und der Wahrheit zu hohen Ehren brachten und dem Glauben an einen dereinstigen Sieg des Guten und Gerechten in der Menschheit neue starke Stützen lieferten. Die andern aber, diejenigen, die drüben in Frankreich mit den Mitteln der Fälschung, der Rechtsbeugung, einer zum Himmel st—eigenden Heuchelei jenes Bubenstück vollbrachten, das bestimmt war, einen Mann zu verderben und eine große Gemeinschaft von Zeitgenossen anderer Abstammung und anderen Glaubens in seiner Person zu treffen, — sie, die Nutznießer der schlechtesten Triebkräfte der Menschheit, sahen sich verständnisvoll, dankbar gegrüßt, bewundert von den urteutonischen Rittern urteutonischer Rechtlichkeit und Reinheit. Der franzosenfresserische Chauvinismus der deutschen Antisemiten war im Dankgefühl, das dieser extrafette französische Bissen ihnen auslöste, verweht; das Heinewort erwies wieder einmal seine Berechtigung: „Selten habt ihr mich verstanden; selten auch verstand ich euch; nur wenn wir im Kot uns fanden, da verstanden wir uns gleich."

Ist es eine Anmaßung, wenn wir die Verteidiger des Hauptmanns Dreyfus, die zum Teil Märtyrer ihrer Nächstenliebe, ihrer Wahrheitsliebe, ihrer Gerechtigkeitsliebe wurden, wenn wir sie den Heerscharen Ormazds, des guten Geistes, vergleichen und die grundverlogene Gesellschaft der Brunnenvergifter in Frankreich und ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland in das Lager Ahrimans weisen? Sicher nicht. Denn hier hat es sich nicht mehr nur um Meinung gegen Meinung gehandelt, um Partei gegen Partei, um Parteistreben gegen Parteistreben; — hier war auf der einen Seite die Hölle losgelassen und auf der anderen war die sittliche Empörung ob der Mißhandlung aller Gerechtigkeit, aller Menschlichkeit und Wahrheit und die heldische Tapferkeit im Kampf gegen eine übermächtige Gewalt. Uebermächtig. Ist's zu viel gesagt? Gewiß nicht. Die Mächte, die gegen Dreyfus, den man schlug, und das Judentum, das man meinte, im Felde standen, das waren „die Armee" und die Kirche. Auch bei der ruhigsten Betrachtung der Dinge und bei dem ernsten Vorsatz, nicht über gewisse Grenzen und Rücksichten hinauszugehen, kann auch rein geschichtlich nichts anderes gesagt werden als das, daß ein Bündnis der Uniform und der Soutane diese Schandflecken auf dem Schilde der französischen Rechtspflege, diese Beschmutzung der Ehre der Menschheit herbeigeführt, dieses Dreyfusverbrechen, dieses an dem jüdischen Offizier begangene Verbrechen gezeitigt hat.

Man nannte inmitten der Bewegung ob der Dreyfussache die „Dreyfusards", die Verfechter der Gerechtigkeit, die Verächter des Klüngels der Generale und der Priester, man nannte sie die Intellektuellen. In ihrem Lager war die geklärte Vernunft, war zugleich der Glaube an den dereinstigen Aufstieg der Wahrheit. Der Ruf nach Wahrheit und Gerechtigkeit über und für Dreyfus wurde schließlich die Losung für das Verlangen nach der Befreiung Frankreichs aus dem Joche jenes Klüngels bevorrechteter Familien, die in inniger Gemeinschaft mit der ecclesia militans das Gesetz zu beugen und den republikanischen Geist zu ersticken suchten. Es war ja bezeichnend genug, daß die Nationalisten, die Vorkämpfer der unreinheitlichen, mit starrem Priestertum verbündeten, militarisischen Richtung, die Partei der Verfolger des Hauptmanns Dreyfus waren, dieselben Nationalisten, die den Gedanken des Vergeltungskrieges gegen Deutschland besonders pflegen, und denen die deutschen Antisemiten, die die deutsche Vaterlandsliebe in Erbpacht zu haben wähnen, brüderlich die Hand gereicht haben, da es gegen die Juden ging.

Langsam, aber sicher hat sich der siegreiche Vormarsch jenes reinen Republikanismus in Frankreich vollzogen, der die reinliche Scheidung vom Militarismus und vom Klerikalismus als die oberste Bedingung des Blühens und Gedeihens Frankreichs ansieht. Nach dem entscheidenden Siege der Republik bei den letzten allgemeinen Wahlen ist die Dreyfussache, die vorher geruht, obwohl schon seit Jahren die ungeheuren Fälschungen bekannt sind, mit deren Hilfe der Justizmord an Dreyfus vollbracht

worden ist, erst wieder in Fluß gekommen; und der vollständige, der in allem und jedem Betracht lückenlose und einwandfreie Beweis für die Unschuld des Verfolgten liegt nunmehr vor. Ein guter Sieg, ein erwärmender, befreiender und befruchtender Sieg. Wir schätzen die Abgebrühtheit der deutschen Antisemiten nicht gering ein und glauben doch, es könnte unter ihnen noch etliche geben, die sich schämen. Die Leute, die die Herrschaft der Wahrheit zu scheuen Grund haben, mögen in ihrem Sittenstande verharren. Die Männer, die einst die Welt wieder vorwärts und aufwärts führen werden, heraus aus der Trübsal, die jetzt auf dem geistigen und gemütlichen Leben lastet, ihnen wird die sieghafte Wahrheit eine starke Gefährtin sein.

Jüdische Handelsrichter.

Für das neue Landgericht III Berlin sind kürzlich die erforderlichen Handelsrichter ernannt worden. Die Ernennung erfolgt auf Vorschlag des Aeltestenkollegiums der Kaufmannschaft oder der Berliner Handelskammer

Von den 16 aus Kreisen der Kaufleute ernannten Richter sind 8 Juden, nicht 11—12 wie die „Kreuzztg." behauptete, die hierüber ein furchtbares Lamento anstimmt:

„Bei der Ernennung von Handelsrichtern wird sich die zuständige Behörde, schreibt das Hauptorgan der Konservativen, nicht ohne weiteres an die Vorschlagslisten gewählter Körperschaften binden dürfen, sondern unter Umständen in eine nähere Prüfung eintreten müssen, ob Anzeichen dafür vorliegen, daß bei Aufstellung der Liste einseitige Interessen maßgebend waren. Die Verjudung des Berliner Handelsstandes hat ohne Zweifel bedenkliche Fortschritte gemacht, aber doch nicht entfernt solche, daß nunmehr annähernd dreiviertel der Handelsrichter dem Judentume entnommen werden müßten. Im Hinblick auf die weitgehende Solidarität, die das Judentum stets betätigt, selbst wo es sich um fremde Revolutionäre handelt, wird man jene Vorschlagskollegien nicht von vornherein als gänzlich unbefangen ansehen dürfen. In einem jüdischen Staate wäre es ganz undenkbar, daß von den Handelsrichtern eines Gerichtshofes dreiviertel dem Christentume angehörten."

Die „Berl. Ztg. am Mittag" tritt dieser tendenziösen Ausschlachtung in folgender sachgemäßer Darlegung entgegen:

„Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß eine so hohe Besetzung der Handelsrichterstellen aus jüdischen Kaufleuten nicht dem Zahlenverhältnis zwischen christlichen und jüdischen Kaufleuten entspricht. Das ist aber auch weder sachlich noch gesetzlich geboten; die Aeltesten und die Handelskammer schlagen einfach diejenigen Personen vor, die ihnen für den Posten geeignet erscheinen, ohne zu fragen, zu welchem Glauben sie sich bekennen. Ganz falsch ist die Vermutung, als ob aus einer töricht zum Ausdruck gebrachten Solidarität von den Juden immer wieder Juden in Vorschlag gebracht würden, eher ist das Gegenteil der Fall. Denn da nun einmal bei uns in Deutschland eine Judenfrage wieder aufgerollt ist, legt man sich gerade in jüdischen und nicht antisemitisch-christlichen Kreisen eine gewisse Reserve in der Uebertragung öffentlicher Ehrenämter auf jüdische Mitbürger auf. Ob das richtig ist, mag dahingestellt bleiben, aber es ist so fast und entspringt der etwas schwächlichen Resignation, lieber einmal ungerecht zu sein, als immer wieder dieselben Vorwürfe der Begünstigung des Judentums hören zu müssen.

Nicht selten wird von hervorragenden und verdienstvollen Bürgern jüdischer Religion bei der Beratung über Kandidaturen für öffentliche Ehrenämter darauf gedrungen, vorab unter christlichen Mitbürgern einen geeigneten Kandidaten zu suchen, ihnen selbst läge durchaus nichts daran, daß der Kandidat ein Jude sei. Geht man dann unter den für das Amt geeignet erscheinenden Christen auf die Kandidatensuche, so macht man nicht selten die tief beschämende Erscheinung, daß niemand das Amt annehmen will. Der Schreiber dieser Zeilen hat viele Jahre hindurch Schmerzenswege dieser Art gemacht und darf sich in dieser Frage für kompetent halten. Es handelte sich meist um Stadtverordnetenmandate, also um Aemter, die wie auch der Handelsrichterposten erhebliche Opfer an Zeit kosten, daher, wenn sie von Kaufleuten ausgeübt werden sollen, eine gewisse Wohlhabenheit erfordern, denn der Kaufmann, der doch mitten im wirtschaftlichen Tageskampfe steht, kann nicht fortlaufend seine Zeit und sein Interesse einer anderen Sache widmen. Da hört man dann die wunderlichsten Ablehnungsgründe von diesen reichen Leuten; der Eine sagt, es mache ihm zu viel Arbeit, der Andere meint, er habe keinen Dank davon, der Dritte sagt, man erzürne sich dabei bloß Leute, den Vierten hindern irgend welche eigenen Beziehungen oder die Beziehungen seiner Söhne und Schwiegersöhne —, kurz, man hört den ganzen Schwall nichtiger Ausflüchte, wie sie Menschen stets parat haben, denen es an Gemeinsinn mangelt, und man steckt dann schließlich auf, mit Leuten zu verhandeln, deren Interessen offenbar auf einem anderen Gebiete liegen als dem des Gemeinwohls. Es scheint so, als ob der reiche christliche Kaufmann vielfach eine wenig rühmliche Neigung hat, sobald seine äußere Lage es ihm erlaubt, in distinguierte Kreise einzudringen und vornehme Beziehungen zu pflegen. Das hält ihn von den öffentlichen Dingen fern, denn diese gelten nicht als „fein". Juden sind dagegen gefeit, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrzahl. Das braucht nicht etwa ein Beweis edlerer Charakteranlage zu sein, es kann auch bloß gebotene Zurückhaltung sein. Aber die Tatsache selbst steht fest. —

Auf diese Weise erklärt es sich, daß man in Preußen eine Besetzung der unbesoldeten Ehrenämter mit Juden unverhältnismäßig häufig findet. Das kann kein Vorwurf für die Juden sein, ist aber jedenfalls kein Ruhmestitel für die reichen Christen, denn es beweist eine bedauerliche Gleichgültigkeit gegen das große Ganze. Die antisemitische Presse richtet ihre Angriffe an die falsche Adresse, sie könnten ausnahmsweise der Allgemeinheit einmal nützen, wenn sie den Kreisen, deren Ohr sie hat, den Sinn für das Gemeinwohl schärfen würde. In dem unlauteren Wetteifer, dem Staat zu dienen, wird man stets ein ganz loyales Bemühen sehen, gleichviel ob es aus engherziger antisemitischer Gesinnung oder aus höheren Gesichtspunkten entsprungen ist. Der Freiherr von Stein hat mehrfach betont, es sei ganz egal, warum jemand Gemeinsinn bekunde, wenn er nur solchen habe. Es ist jetzt das Jahr, wo man von besagtem Freiherrn von Stein noch des öftern wird zu reden haben".

Antisemitische Wandlungen.

Wie die physischen Krankheiten, so nehmen auch die moralischen je nach Zeit und Umstände verschiedene Formen an und erscheinen in immer neuer Gestalt. Keine krankhafte Erscheinung aber dürfte im Laufe der Geschichte so viele Metamorphosen erlitten haben, wie der Antisemitismus. Es ist, als wenn dieser Antisemitismus immer andere Masken wählen würde, um sich hineinzuschleichen und trotz Bildung und Fortschritt seinen Einfluß geltend zu machen.

Das Mittelalter kannte den Antisemitismus nur in der Gestalt des religiösen Fanatismus. Der christliche Glaube war der einzig berechtigte, wer nicht christlich war, der war ungläubig, ein Feind Gottes. Man haßte und fürchtete den Andersgläubigen, weil der Aberglaube sich allerhand geheime Kräfte und gruslige Vorstellungen in ihn hineindichtete. Aber man wollte ihn eigentlich nicht verdrängen, sondern bekehren, und so verfolgte man ihn, um ihn zum Uebertritt zu zwingen. War ein Jude charakterlos genug, das Christentum, an das er innerlich nicht glaubte, zum Scheine anzunehmen, so wurde er als vollwertiger Christ und gleichberechtigter Bürger betrachtet. Ja, häufig sah man in dem Renegaten etwas Höheres, eine Art von Wunder, und der Haß gegen ihn hörte gänzlich auf. Das

Wort Toleranz war damals noch nicht geprägt und der Begriff der Achtung vor fremder Ueberzeugung war noch ganz fremd. Man glaubte, der christlichen Wahrheit zu dienen, wenn man ihr viele Bekenner zuführte, um ihre Macht zu steigern. Den Juden hielt man für einen Feind des Christentums, den man bekehren oder vernichten mußte. Man dachte sich dann eine menschliche Gesellschaft, einen Staat, eine Kultur nur in christlicher Form möglich. Man glaubte daher, den nichtgetauften Juden in den Staat, in die Gesellschaft nicht hineinfügen zu können. Rudimente dieser Anschauung besitzen wir noch heute in der Auffassung der Judenmission und der — preußischen Regierung.

Zu diesem innern Motiv traten freilich häufig noch äußere Erwägungen hinzu. Man wollte sich eine Gruppe von Parias züchten, um sie auszunützen und ihr die schwersten Lasten aufzuerlegen. So waren die christlichen Bürger durch das kanonische Recht daran gehindert, Zinsen zu nehmen; da man aber das Geldgeschäft nicht entbehren konnte, so zog man den Juden dazu heran und gab ihnen oft Kron- und Kirchengelder, um damit zu wuchern. So besorgten sie die Geldgeschäfte und wurden die Gläubiger der christlichen Gesellschaft, und als diese Juden die Unverschämtheit hatten, ihr Geld zurückzuverlangen, heuchelte man oft religiösen Fanatismus, man verfolgte und vertrieb die Ungläubigen, um die Gläubiger loszuwerden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch in Spanien bei der Vertreibung der Juden die Raubgier und die Lust, die Entrechteten zu beerben, eine große Rolle gespielt haben. Es war gewiß nicht immer ehrlicher Haß, der im Mittelalter zur Verfolgung der Juden die Triebfeder bildete. Es gab Zeiten, wo man den Juden sogar wichtige Staatsgeschäfte übertrug und wo katholische Geistliche gern ihre Geschäfte mit den Juden machten. Man erinnerte sich manchmal erst des religiösen Hasses, wenn man diese Juden wirtschaftlich ausbeuten wollte. Es war damals, wie auch heute, eine bestialische Politik, die man mit dem Fanatismus des Volkes trieb, und mit kalter Berechnung rief man die wildesten Leidenschaften gegen die Juden wach. Wie heißt doch das schöne Lied:

A bissele Lieb' und a bissele Treu
Und a bissele Falschheit ist allweil dabei.

Als der Geist des Mittelalters gewichen war und man anfing, von Bildung und Aufklärung, von Humanität und Gerechtigkeit zu sprechen, da schämte man sich des echten oder unechten religiösen Fanatismus. Da man sich aber noch immer nicht zu der hohen ethischen Auffassung der Bibel, in jedem Menschen den Bruder zu lieben, aufschwingen konnte, so suchte man sich einzureden, der Jude sei ein fremdes Element und passe nicht in die nationale Kultur hinein. Die meisten wußten wohl, daß der größte Teil der Juden seit Jahrhunderten in Deutschland lebte und mit tausend Fäden mit dem Lande, seiner Natur und Kultur verknüpft waren, aber — man glaubt was man wünscht und so suggerierte man sich gern Anschauungen, die bequem waren. Der Volksmund sagt: Wenn man einen Hund ertränken will, sagt man, er sei toll. Es ist psychologisch und kulturhistorisch interessant, die Schriften der Gegner der Judenemanzipation in den ersten Dezennien des vorigen Jahrhunderts zu studieren. Einige von ihnen sind ehrlich genug, ihren nackten Haß gegen die Juden einzugestehen, und das sind noch die relativ sympathischsten unter ihnen. Die widerlichsten sind diejenigen, die ihre niedrigen Triebe hinter wohlklingenden Phrasen zu verstecken suchen. Das Wort Nationalismus tauchte damals auf und nie wurde mit diesem Wort schlimmerer Mißbrauch getrieben als in seiner konträren Anwendung auf die Juden. Man stellte von reaktionärer Seite den Nationalismus in Gegensatz zur jüdischen Gesinnung. In Wirklichkeit aber krankte vielleicht keine Bevölkerungsklasse in Deutschland so sehr danach, mit dem Deutschtum zu verschmelzen, wie die Juden. Denn für sie war der deutsche Nationalismus kein leeres Wort, kein bloßer Luxus, sondern die Grundlage ihrer Befreiung, die Basis ihrer neuen Entwickelung. Für sie war Nationalismus, Liberalismus und Fortschritt eins, ihnen war die neue Idee ein Erlösungsgedanke. Tatsächlich findet man in den jüdischen Kreisen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts häufig die größte Begeisterung für die Sache der deutschen Einheit und die größte Freude über jede neue Errungenschaft des liberalen Geistes. Den Juden war die Auferstehung eines großen freien Deutschlands eine leuchtende Hoffnung und sie waren glücklich, alle bisher brachliegenden Kräfte und Fähigkeiten für eine große Sache betätigen zu können. In idealer Beziehung waren die ersten Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 für die deutschen Juden die glücklichste Zeit. Es war für sie die Zeit der Romantik, in der sie von einer Verbrüderung träumten und sich danach sehnten, ihre besten Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und mit ihren Brüdern anderen Glaubens Hand in Hand für die Kultur und Wohlfahrt Deutschlands zu wirken.

Es war gewiß nicht ihre Schuld, daß sie jäh aus diesem Traume geweckt wurden, und es ist eine Ironie des Schicksals, daß gerade Treitschke, der als nationaler Prophet und patriotischer Heros gepriesen wird, der erste war, der sich alle Mühe gab, den deutschen Juden die Freude am Deutschtum zu verkümmern. Zu ihm gesellte sich dann Stöcker, der Priester des Hasses, um das eben vom Schlachtfelde zurückgekehrte deutsche Volk, wo es einmütig für ein gemeinsames Ziel gekämpft und geblutet hatte, nun zu entzweien. Der bereits begrabene Judenhaß wurde vom Grabe hergeholt und dem Volke als hohes Ideal gepriesen. So wurde der alte Antisemitismus in ein neues Gewand gehüllt und er gab einen neuen Sport für Agitatoren und Demagogen ab. Und als die Politiker, die stets auf die Dummheit und die Niedrigkeit spekulieren, sahen, daß dieses alte häßliche politische Lied mit seiner neuen Melodie auf gewisse Volkselemente einen großen Reiz ausübte, schufen sie aus dem Judenhaß eine Partei. So entstand der politische Antisemitismus. Eine Partei ist wohl nicht genau ausgedrückt. Nein, etwas Einheitliches und Harmonisches kann der Haß nicht erzeugen. Es waren mehrere Parteichen, die der Antisemitismus gebar. Die einzelnen Gruppen und Richtungen befehdeten einander und sie waren auch in sich ohne Halt, denn ihre Programme und ihre Fahnensprüche lösten einander in raschem Wechsel ab. Was all diese Elemente für kurze Zeit einigte, war der instinktive oder geschäftsmäßig zur Schau getragene Judenhaß. Sonst aber waren in diesem Bassin alle politischen Schattierungen, von der schwärzesten Reaktion bis zum blutigsten Anarchismus vertreten. Die Parteien waren stets das, was ihre jeweiligen Führer waren, bald frömmelnd, à la Stöcker, bald alles verneinend à la Dühring, bald gar Wodan anbetend à la Schönerer und Friedrich Lange. Auch in der Art, wie sie sich die Lösung der „brennenden Judenfrage" dachten, unterschieden sich die Richtungen sehr voneinander. Chaotisch wie die Theorie des Antisemitismus war das Leben und Treiben dieser Parteien. Bunt zusammengewürfelt und wie in Babylon verschiedene Sprachen sprechend und einander verwirrend, konnte ihr politischer Turm keine Höhe erreichen. Sprechen und Hetzen — darin erschöpfte sich die ganze Tätigkeit dieser Parteien, und das ganze Treiben erschien dem ernsten Politiker wie ein politischer Karneval, der keine andere Wirkung hinterläßt, als einen bösen Katzenjammer. So war der Parteiantisemitismus in Deutschland nie in dem Sinne politisch, daß er einen Einfluß auf die Gesetzgebung und die Verwaltung ausgeübt hätte. Dieses Geschäft wurde aufs beste durch die Konservativen und durch die alte junkerliche Ueberlieferung in

Preußen besorgt. Nur in dem Sinne waren die „reinen“ antisemitischen Parteien politisch, daß sie im Wählen, Agitieren und Hetzen großes leisteten und die Hitze des Wahlkampfes oft zur Raserei steigerten. Ihnen war die Agitation nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, daher brachten sie es darin zu einer Virtuosität.

Heute ist dieser politische Antisemitismus sehr zusammengeschrumpft und der qualitative und quantitative Rückgang ist trotz aller beschönigenden Phrasen notorisch. Wohl besitzen wir noch im Reichstage zwei antisemitische Miniaturparteien, aber beide zusammen konnten nur mit Hilfe einiger Wild-Reaktionären eine Fraktion zusammenkleistern. Diese Fraktion ist das wunderlichste Parteigebilde im Reichstage. Sie führt den Namen „Wirtschaftliche Vereinigung“, wohl darum, weil die volkswirtschaftliche Unwissenheit ihnen allen gemein ist. Das Fraktionsgebäude ist so schwach, daß der leiseste Wind, der daran rüttelt, es zerstört. Es ist charakteristisch für unsere Antisemiten von heute, daß sie anfangen sich ihres Antisemitismus zu schämen und unter allen möglichen Namen auftreten. Sie wollen Antisemiten sein, aber nicht so heißen. Der Abgeordnete Lattmann versuchte ja vor kurzem im Reichstage, das Odium des Antisemitismus von sich abzuschütteln und ganz energisch verneinte er jede Gemeinschaft mit den Ahlwardt und Pückler. Die heutigen Führer möchten ihren Antisemitismus als illegitime Liebe verleugnen und in ihrem Hauptberufe als Mittelstandspolitiker und nationale Reformer erscheinen. Das aber ist ein bitterer Undank, denn die Judenhetze allein war es, die auf gewisse Elemente eine Anziehungskraft ausübte. Ihre sonstige Politik ist so fade, daß sie auch den Anspruchslosesten nicht locken könnte. Diese Maske hilft auch nicht viel. Nicht nur ihren Gegnern, sondern auch ihren Wählern sind diese Abgeordneten nur in ihrer Haupteigenschaft als Antisemiten bekannt, denn ohne ihren Antisemitismus wären sie das bekannte Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt.

Neben diesem politischen Antisemitismus und vielfach liebevoll mit ihm verschlungen lief eine Zeit lang der Rassenantisemitismus einher und er übte namentlich auf einen Teil der akademischen Jugend eine große Anziehungskraft aus. Aber auch er scheint den Höhepunkt längst überschritten zu haben. Die Schlagwörter der Rassentheorien sind wohl auch heute noch Manchem geläufig und Chamberlain wird noch viel gelesen, aber ernst wird auch dieses wissenschaftlich drapierte Gespenst nicht mehr genommen, denn wer ein angeborenes Gefühl für Wahrheit und Klarheit hat, dem wird es gar bald unheimlich in dieser Nebelregion. Heute weiß jeder Gebildete, daß wir unter den modernen Kulturvölkern gar keine reinen Rassen mehr haben und daß der Rassendünkel imgrunde ebenso töricht ist wie der Adelsdünkel. Höher als alle Rassen steht die Menschlichkeit und der höchste Adel ist der, den man sich selber erringt, und nicht der, den man auf das Konto seiner Rasse a priori beansprucht. Einen eigentlichen Einfluß im öffentlichen Leben hat dieser Rassenantisemitismus niemals besessen und auch aus der Litteratur wird dieses Odol aller unklaren Köpfe durch die Wissenschaft und durch die gesunde Vernunft immer mehr zurückgedrängt.

Als lebend ist heute eigentlich nur noch der gesellschaftliche Antisemitismus anzusehen, d. h. jene Richtung, die dahinzielt, den Juden gesellschaftlich zu isolieren, um die Judenheit allmählich in ein neues Ghetto zu drängen. Diese Richtung ist in den letzten Jahren mit der Schwächung des Liberalismus ziemlich stark geworden. Die Zahl der Leute, die zwar zu vornehm sind, um ihren Antisemitismus öffentlich zu bekunden, die aber jede außergeschäftliche Berührung mit Juden meiden, ist nicht gering. Immer von neuem tauchen Vereine auf, die Juden, sei es offen, sei es durch schlaue Klausel, ausschließen. So wurden die Juden immer mehr aus der Gesellschaft verdrängt und dazu gezwungen, eigene Vereine zu gründen und engern Anschluß an einander zu suchen. Diese Erscheinung bildet keinen Ruhmestitel für Deutschland. Es ist imgrunde absurd, zu einer Zeit, wo man sich über den Partikularismus der Süddeutschen beklagt, wo man alle Mittel versucht, um die Polen, die Dänen und die Elsaß-Lothringer zu germanisieren, man ein gut deutsches Element in der eigenen Mitte separierern möchte. Der Kulturhistoriker der Zukunft wird es nicht begreifen, daß es eine Zeit gab, in der man die Polen mit Gewalt zu Deutschen machen wollte, während man den Juden, die freudigen Herzens alles Schöne und Gute in Deutschland förderten, ihre Liebe zum Deutschtum zu verkümmern suchte. Wohin soll denn überhaupt diese unselige Politik führen? Kein ernster Mensch glaubt heute an die Vertreibung der Juden oder an ihre Stellung unter Ausnahmegesetze. Ist es dann klug, einen Teil der Bevölkerung, mit dem man dauernd zusammenleben muß, abzusondern? Es gibt nichts Widerspruchsvolleres als die Politik des Instinkts. Man klagt über manche jüdische Eigenschaften, die noch vom Ghetto herrühren, und — tut alles, um diese Eigenart zu stärken. Denn es ist ja klar, daß man durch diese Isolierung die guten wie die schlechten spezifisch jüdischen Eigenschaften steigert. Es soll hier nicht untersucht werden, ob man der Judenheit sozial und kulturell dadurch schadet, wohl aber scheint es sicher, daß man Deutschland keine guten Dienste leistet, wenn man die einheitliche Entwickelung seiner Bürger und die Harmonie seiner Kultur stört. Die Pfade des Instinkts sind so verschlungen, daß man mit dem Lichte der Vernunft nicht dahin bringen kann. Bedauerlich aber ist und bleibt diese Richtung, die, wie es scheint, noch nicht abgewirtschaftet hat. Eine rationelle Abwehr ist hier nur durch eine Aufklärung großen Stils, durch eine gesunde Volksbildung möglich. Wer trotz aller Erfahrung sich den Glauben an den menschlichen Fortschritt erhalten hat, der wird die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch hier der kulturelle und sittliche Fortschritt gute Früchte tragen wird. F. S.

Aus dem antisemitischen Lager.

Böckler und Kröfell. Es ist eine seit Ahlwardts Zeiten oft festgestellte Tatsache, daß die Antisemiten ihre Wahlerfolge nicht nur ihrer demagogischen Agitation, sondern auch ihren skrupellosen Versprechungen, mit denen sie geistig minderbegabte Wähler einfangen, zu verdanken haben. Im Falle Böckler, der jetzt aus dem gleichen Anlaß die Oeffentlichkeit beschäftigt, wird ja wohl die gerichtliche Verhandlung hierüber genügende Klarheit schaffen. Herr Böckler hat nämlich, wie die „Deutsche Reform“, das Organ des antisemitischen Abgeordneten Zimmermann mitteilt, sowohl gegen den nationalliberalen Parteisekretär Dr. Kipper, der die jetzt von Böckler allerdings heftig bestrittene Aeußerung: „Wählt mich, dann wird der Schnaps billiger“, zuerst an die Oeffentlichkeit gebracht hat, wie gegen die verantwortlichen Redakteure der „Flatower Zeitung“ und der „Freien deutschen Presse“, die diese Aeußerungen übernommen hatten, Beleidigungsklage angestrengt. Böckler soll nach der Kipperschen Darstellung, deren Richtigkeit er allerdings durchweg bestreitet, auf dem Schlochauer Landratsamt zu seiner Entschuldigung u. a. gesagt haben: „Das macht man so bei Wahlen.“ Das in dem Wahlkreise des antisemitischen Abgeordneten Kröfell erscheinende „Pyritzer Kreisblatt“ gibt hierzu folgende allerliebste Ergänzung: „Ja, ja, das macht man so bei Wahlen! Wirklich ein köstliches Eingeständnis, das der Mit- und Nachwelt nicht vorenthalten werden darf! Und wenn mans wirklich so bei Wahlen macht, dann ist es schließlich auch zu erklären, daß man in einem Jahre, wie

der Abg. Kröfell im Jahre 1905, — 1072 Bittgesuche erhält." — An wie viele Versprechungen mag Herr Kräsell wohl in diesen 1072 „Bittgesuchen" erinnert worden sein!

Bei der Reichstagsersatzwahl in Altena-Iserlohn treiben die Christlichsozialen nach dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters Stöcker den widerlichsten Antisemitismus. In welchem Tone sie sich dabei der Judenhetze widmen, dafür mag ein Ausspruch als Beispiel dienen, den der christlichsoziale Kandidat kürzlich in Meinerzhagen nach dem „Lüdensch. Tagebl." tat. Der Herr bedauerte, daß die Schauspieler zu 70 Proz. aus Juden beständen und dadurch keine Schillersche Tragödie mehr an deutschen Theatern, sondern nur Schmutzstücke gemeinster Art aufgeführt würden!

Das Hamburger „Deutsche Blatt", das offizielle Organ der Deutschsozialen, hat die Stirn, den vor dem Reichsgericht verhandelten Revision in Sachen des Beuthener Landgerichtsrat Blumenberg, obwohl ihm genau bekannt sein muß, daß der Angeklagte kein Jude ist, unter der Spitzmarke zu veröffentlichen: „Juden als Richter." Die Fälschung ist um so plumper, als im Text mitgeteilt wird, daß Blumenbergs Vater Pastor in Breslau gewesen ist.

Vermischtes.

Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte. Herr Franz Schröder, der Besitzer des Grand Hotel „Flora" in Bad Neuenahr protestiert dagegen, daß sein Hotel als antisemitisch bezeichnet werde: „Diese Bezeichnung entspricht nicht den Tatsachen, es wohnen bei uns beständig gute und bessere Familien israelitischen Glaubens, die sich durch derartige falsche Notizen unangenehm berührt fühlen müssen."

Ebenso widerspricht der Vorsitzende des Fremdenkomitees in Tabarz in Thüringen der Behauptung, daß dieser Ort antisemitisch sei: „Uns sind alle Gäste willkommen, welche uns mit ihrem Besuch beehren und bei uns Erholung suchen; und werden wir Alle gleich zuvorkommend behandeln und deren Glauben halber gar keinen Unterschied machen."

Das „Israel. Familienbl." erhält von Herrn Lehrer Hirschfeld in Berlin eine Zuschrift, in der darauf hingewiesen wird, daß Graal bei Müritz nicht als antisemitisch bezeichnet werden kann. „Da ich mit meiner Familie," so heißt es in dem Schreiben, „im vorigen Sommer 9 Wochen dort zugebracht habe und nie, auch nur die geringste Spur von Antisemitismus gemerkt habe, trotzdem ich mein Judentum nicht verleugnet habe und wir alle „jüdisch" aussehen, so beruht die Nennung von Graal wohl auf einem Irrtum."

In Stolp zirkulierte dieser Tage ein sensationelles Gerücht. In einer Kiste sollte auf dem Güterbahnhof der nackte Körper eines chloroformierten Mädchens entdeckt worden sein; der Frachtbrief zur Kiste sollte die Adresse eines jüdischen Geschäfts in Stolp getragen haben. In welcher Weise das Gerücht sensationell ausgemalt wurde, kann man sich leicht denken. Hierzu bemerkt die „Ztg. f. Hinterpomm.": Die Nachricht ist vollständig unwahr. Die Polizei hat bereits gestern Ermittelungen nach dem Urheber der Nachricht angestellt, die aber vergeblich waren. Es sind weitere Ermittelungen im Gange. Hoffentlich gelingt es auch in diesem Falle, dem Verleumder vor Gericht zu Gemüte zu führen, daß die Ehre des Nächsten im deutschen Reiche nicht vogelfrei ist.

Amerikanisches. Im „American Israe lite" finden wir folgendes den Tageszeitungen entnommenes Geschichtchen, das den deutschen Antisemiten zur Beherzigung empfohlen werden mag. Nicht weil wir glauben, daß alle Juden so sind — sie sind es ebenso wenig wie alle Christen —, aber sie können daraus doch ersehen, daß es Juden gibt, die nicht in der Schlacht davonlaufen und die nicht mit Leib und Seele am Mammon hängen. General Carter, also kein Jude, erzählte die Geschichte in einer nichtjüdischen Versammlung in Cincinnati.

Ich möchte, sagte der General, hier von einem Dankbarkeitsakte erzählen, der die Folge einer guten Tat des Generals Sharpe auf dem Schlachtfelde von Shiloh war. Ein jüdischer Soldat der konföderierten Armee hatte den ganzen Tag verwundet dagelegen. Er hatte einen Schuß im Bein erhalten, aber die Soldaten achteten nicht auf seine Hilferufe. General Sharpe bemerkte ihn und gab Befehl, daß er in das Feldhospital gebracht werde, wo sein Bein amputiert wurde. Nach dem Kriege geriet General Sharpe in Geldschwierigkeiten, so daß schließlich seine Besitzung subhastiert wurde. Ein Freund sagte dem General, daß sie von einem Juden gekauft worden sei. Einige Tage darauf erschien ein Jude mit einem künstlichen Bein bei dem General und sagte: „Ich bin der Mann, dem Sie auf dem Schlachtfelde bei Shiloh geholfen haben. Ich habe das ganze Geschäft in der Stadt in meinen Händen, weil ich in der konförderierten Armee gekämpft habe. Ich hörte, daß Ihr Besitz verkauft werden sollte. Hier haben Sie die Kaufurkunde. Die Notare sagen, es sei alles in Ordnung". Damit händigte er das Dokument dem General aus.

David Lubin. Die Amerikaner wissen sehr wohl, wieviel sie den Einwanderern zu danken haben. Aber auch die so vielgeschmähten polnischen Juden haben nicht wenig dem Lande genützt und selbst seinen Ruhm vermehrt. Das sonderbarste Beispiel hierfür ist wohl David Lubin, der, im Jahre 1849 in Polen geboren, in frühester Jugend nach New York gekommen ist. Erst Kommis, dann Hausierer wurde er später — Landwirt, und — man sollte es kaum glauben — der Jude, der polnische Jude, der Hausierer, machte mehrere für die Landwirtschaft sehr nützliche Erfindungen, so erfand er u. a. einen zweckmäßigen Pflug, und steht jetzt im Begriff sich um die Landwirtschaft der ganzen Welt ein epochemachendes Verdienst zu erwerben. Um die amerikanische Landwirtschaft hat er sich bereits sehr verdient gemacht durch seine erfolgreiche Agitation für Ermäßigung der Frachten. Sein jetziges Streben geht dahin, eine korrekte internationale Feststellung der Ernteerträge der ganzen Welt zu ermöglichen, um so einerseits eine Uebervorteilung des konsumierenden Publikums zu verhindern und andererseits den Landwirten mehr den ihnen zukommenden Verdienst zu sichern. Nachdem er sich vergebens bemüht hatte, den Präsidenten der französischen Republik Loubet für seine Idee zu gewinnen, gelang es ihm, wie s. Z. bereits kurz mitgeteilt, durch Vermittelung eine Audienz bei dem jetzigen König von Italien zu erlangen, der gleich auf die Idee Lubins einging und veranlaßte, daß etwa eine halbe Million Lire zur Begründung des von Lubin vorgeschlagenen internationalen Instituts ausgeworfen wurde. Jetzt befindet sich Herr Lubin in Washington, um mit dem Präsidenten Roosevelt und Senatoren für die Schaffung eines internationalen landwirtschaftlichen Kongresses zu konferieren.

Es ist eine wirklich geistreiche Ironie des Schicksals, daß ein Abkömmling desjenigen Volksstammes, dem noch in manchen Ländern die Erwerbung von Grundbesitz teils ganz verboten, teils ungemein erschwert worden ist, dem jede Begabung und Neigung für die Landwirtschaft von den Antisemiten noch heute abgesprochen wird, obgleich die alten Juden Landwirte waren und in Palästina sogar landwirtschaftliche Wunder verrichtet haben, sich um die Landwirtschaft der ganzen Welt so sehr verdient machen und so feurige Kohlen auf das Haupt der Judenfeinde sammeln soll.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 26. | Berlin, 27. Juni 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Eine bedeutsame Kundgebung gegen die russischen Massacres.

Eine Zuhörerschaft von etwa 3000 Personen, vornehmlich aus den gebildeten Ständen, darunter auch viele Damen, füllte am Abend des 25. Juni den großen Saal und die Gallerien der Tonhalle in Berlin, um gegen die russischen Massacres Protest zu erheben. Schon anderthalb Stunden vor Beginn der Versammlung mußte der Versammlungsraum wegen Ueberfüllung gesperrt werden, und Tausende drängten sich noch vergeblich auf der Straße, um Einlaß zu erlangen. Unter den Erschienenen befanden sich auch zahlreiche Mitglieder der parlamentarischen und kommunalen Körperschaften.

Das in diesem Massenandrange zu Tage tretende große Interesse der Berliner Bevölkerung galt, wie man wohl annehmen darf, eben so sehr der Sache wie den Referenten. Hochbedeutsame Männer aus den Kreisen der Wissenschaft, gefeierte Parlamentarier und Politiker in Deutschland hatten sich mit zwei an der Freiheitsbewegung in unserm östlichen Nachbarlande hervorragend beteiligten Vertretern der russischen Intelligenz vereinigt, um das deutsche Volk zu einem flammenden Protest gegen die unerhörten und jedem menschlichen Empfinden Hohn sprechenden Greuelszenen in Rußland aufzurufen. Die mehrtausendköpfige Versammlung bewahrte, wenn sie auch bei Erwähnung der Einzelheiten der verübten Schandtaten mit ihrer gerechten Empörung nicht zurückhielt, eine musterhafte Disziplin; kein Mißton störte die imposante Kundgebung.

Die hohe politische Bedeutung der Versammlung liegt darin, daß die Referenten das blutige Ringen in Rußland unter allgemeinen historischen, sozialen und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten beurteilten; die Judenmetzeleien sind nur eine Teilerscheinung des noch nicht zum Abschluß gelangten sozialen Umwälzungsprozesses in Rußland, freilich eine unnatürliche und die verabscheuungswürdigste Erscheinung.

Die Leitung der Versammlung lag in den bewährten Händen des Reichstagsabgeordneten Eisenbahndirektors a. D. Karl Schrader; als Referenten waren gewonnen die Herren Geh. Justizrat Prof. Dr. von Liszt, Rechtsanwalt Sybanoff aus Moskau Mitglied des Präsidiums der konstitutionell-demokratischen Partei, Justizrat Albert Traeger, Mitglied des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses, Pfarrer D. Paul Kirmß, Dr. med. J. Brutzkus aus St. Petersburg, D. Friedrich Naumann.

Wir lassen nunmehr die Ausführungen der einzelnen Redner mit unwesentlichen Kürzungen nach stenographischer Niederschrift folgen:

Die Versammlung wurde von dem Abg. Direktor Schrader mit folgenden Worten eröffnet:

Hochgeehrte Versammlung! Die Einberufer dieser Versammlung haben mir den Vorsitz am heutigen Abend übertragen. Ich eröffne daher die Versammlung. Die nächste Veranlassung dieser Versammlung sind die Untaten, welche kürzlich in Bialystok verübt worden sind, Untaten, welche in der ganzen Welt Abscheu und Entrüstung hervorgerufen haben. Dazu kommt ein tiefes Mitleid mit den Opfern, die zum größten Teil jüdischer Religion sind. Es war selbstverständlich, daß an erster Stelle hier in Berlin die jüdischen Stammesgenossen sich über das äußerten, was in Bialystok geschehen ist, daß sie als erste ihr tiefes Mitgefühl zum Ausdruck brachten. Wir alle werden die Gefühle, welche jene Versammlung beseelte, teilen. Wir haben das tiefste Mitgefühl mit den Opfern und Abscheu gegen diejenigen, welche diese Untaten angerichtet haben. Aber der Gegenstand dieser Versammlung ist nicht allein hauptsächlich der, unser Mitgefühl auszudrücken mit den Opfern jener Untaten, sondern auch uns über die Zustände in Rußland, von denen das, was in Bialystok geschehen ist, nur ein einzelnes Geschehnis ist, vom politischen Standpunkt des Deutschen Reichs zu äußern. In Rußland ist eine Revolution ausgebrochen, eine Revolution größer und furchtbarer als die Welt sie je gesehen hat. Groß, denn es handelt sich um ein Reich von großer Ausdehnung — und furchtbar, weil es sich darum handelt, die Folgen einer Mißregierung wieder gut zu machen und dem Volke die Freiheit zu verschaffen. Eine Revolution wird niemals möglich sein — und am wenigsten wird das möglich sein bei den Umständen in Rußland —, ohne daß sie schwere Opfer hervorruft, daß Verbrechen begangen werden, zum guten Teil aus patriotischer Absicht. Aber noch mehr Verbrechen werden begangen aus anderen Rücksichten. Ohne Blut, ohne Opfer vergeht eine Revolution nicht. Aber das, was die russische Revolution auszeichnet, das ist der Kampf des russischen Volkes gegen eine Gruppe von Menschen, welche sich die Herrschaft über das Volk lange Jahre hindurch angemaßt haben. Das ist der Kampf gegen eine Beamtenschaft, welche die Zustände aufrechtzuerhalten sucht, unter welchen Rußland gelitten hat. Und wenn uns nicht alle Nachrichten täuschen, so sind diese Untaten veranlaßt durch diese Kreise; mit kaltem Blute sind sie begangen worden; mit kaltem Blute ist das vorbereitet worden, was in Bialystok und

an anderen Orten geschehen ist. Das muß unseren Abscheu in erhöhtem Maße erregen, aber auch unser politisches Gewissen. Wir müssen mit dem russischen Volke darin einig sein, daß es sein höchstes Interesse ist, sich die Freiheit zu erringen und eine Sicherung vor solchen Zuständen, wie sie gegenwärtig in Rußland herrschen. Es muß danach streben, daß verfassungsmäßige geordnete Zustände eintreten, unter welchen sich das Volk entwickeln und in Frieden und politischer Freiheit einen geordneten Staat bilden kann.

Das ist Rußlands Interesse, und niemand wird es wagen, zu leugnen, daß dieses Interesse ein Interesse der ganzen Welt und auch unser Interesse ist. Deutschland hat seit langer Zeit an Rußlands innerer Entwicklung mitgearbeitet. Deutsche Männer, deutsche Wissenschaft und deutsches Kapital haben ihr gutes Teil an dem was in Rußland entwickelt ist. Wir haben freundschaftliche und rege Handelsbeziehungen zu Rußland und daher auch ein weitgehendes Interesse daran, daß in Rußland geordnete Verhältnisse einkehren. Das ist unser nächstes Interesse an der Sache. Aber ein noch größeres und höheres Interesse ist, daß endlich aus Europa die letzte Regierung verschwindet, welche das alte autakratische, despotische Regime aufrechterhält, daß es dann keinen Staat mehr in Europa gibt, der nicht verfassungsmäßig und konstitutionell regiert wird. Auch diesen Gedanken wollen wir hier zum Ausdruck bringen, daß es notwendig ist, daß Rußland endlich zu verfassungsmäßigen Zuständen gelangt. Das liegt im Interesse des russischen Volkes, sowahl als auch in unserem Interesse. Das ist der Gegenstand der heutigen Versammlung, das ist der Gegenstand der Reden, die folgen werden.

Ich bitte Sie, das was die Redner Ihnen sagen werden zu billigen und in sich aufzunehmen und mit ihnen und uns den Abscheu gegen das, was geschehen ist, und das Mitleid mit den Opfern zu teilen. Wir haben alle den lebhaftesten Wunsch, daß endlich einmal geordnete Zustände in Rußland eintreten mögen. Mit diesem Wunsche schließe ich meine Ausführungen. (Beifall)

Es ergreift dann, mit stürmischem anhaltendem Beifall begrüßt, Geh. Reg. Rat Professor v. Liszt das Wort zu folgenden Ausführungen:

Als erster Redner der heutigen Abends habe ich die Aufgabe, in großen Umrissen den Standpunkt klar zu legen, von dem wir bei der Einberufung der Versammlung ausgegangen sind und auf diesem Wege den Gang zu zeichnen, den unsere heutigen Beratungen nehmen sollen. Zwei Motive sind es gewesen, die uns dazu bestimmt haben, zwei Motive, die eng miteinander verbunden, die unlösbar miteinander verknüpft sind. Der erste Grund war der Wunsch, unserer Freundschaft dem benachbarten Reiche gegenüber herzlichen Ausdruck zu geben. Zweitens war für uns der Wunsch maßgebend, nach unseren bescheidenen Kräften dafür einzutreten, daß die Interessen des Deutschen Reiches durch jene Ereignisse nicht gefährdet und verletzt werden, die sich jenseits der Grenze abspielen. Freundschaft zwischen Staaten und Völkern, das ist nichts Zufälliges, nichts willkürlich Gemachtes, das kann nicht künstlich geschaffen werden, nicht durch die persönlichen Beziehungen der Monarchen und nicht durch die gastlichen Besuche. Eine solche Freundschaft beruht auf Interessengemeinschaft. Und wo eine solche Interessengemeinschaft zwischen zwei Staaten vorhanden ist, da kommt es auch vor, daß diese Gemeinschaft vorübergehend verdunkelt wird durch politische Leidenschaften. Aber immer wird diese Erkenntnis der Interessengemeinschaft wieder hervortreten. Eine solche Interessengemeinschaft und Freundschaft besteht zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland. Unsere Beziehungen zu Rußland sind schon getrübt worden und zwar zu wiederholten Malen. Sie waren getrübt im Jahre 1878 während des Berliner Kongresses und nach diesem, als die russischen Staatsmänner meinten, daß die Vermittlung des ehrlichen Maklers, als welcher Fürst Bismarck aufgetreten war, ihnen die Früchte aus dem blutigen Kriege gegen die Türkei aus den Händen genommen habe. Die Beziehungen wurden wieder getrübt in der neuesten Zeit, als das Bündnis mit Rußland nicht erneuert wurde und Rußland in die Arme Frankreichs getrieben worden ist. Trotz dieser Störungen in den politischen Beziehungen ist die Interessengemeinschaft, die uns mit Rußland verknüpft, stets in deutlichster Weise gegeben gewesen. Da sind in erster Linie die wirtschaftlichen Beziehungen, die uns verknüpfen, die Handelsbeziehungen. Ueber eine Milliarde beträgt unser Gesamthandel, Einfuhr- und Ausfuhrhandel, mit Rußland. Das ist ein Zehntel unseres gesamten deutschen Handels. Und innerhalb derjenigen Staaten, mit denen wir in näherem Handelskonnex stehen, steht Rußland an fünfter Stelle. Nach Großbritannien, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Oesterreich und Ungarn kommt gleich Rußland. Dazu kommen die Millionen von deutschem Kapital, die in Rußland angelegt sind; dazu kommen die Hunderttausende von Deutschen Staatsangehörigen, die auf russischem Boden leben. Die innigsten viel verschlungenen wirtschaftlichen Beziehungen verknüpfen das Deutsche Reich mit Rußland, und wenn die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Rußlands geschädigt wird, so ist das auch eine Schädigung unserer deutschen Interessen.

Uns allen vielleicht noch viel deutlicher bewußt sind die kulturellen Beziehungen, die uns mit Rußland verknüpfen. Gebend und empfangend stehen wir Rußland gegenüber, möge es um Musik oder bildende Kunst, um Wissenschaft oder Literatur sich handeln. Und was Rußland vom besten empfangen hat, das hat es mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgezahlt. Die russischen Schriftsteller, wenn wir von Puschkin und Lermontow anknüpfen bis auf Turgenjew, Dostojewsky und Tolstoi, wo haben sie größere Verbreitung, wo haben sie herzlichere Aufnahme, wo tiefer gehendes Verständnis als im deutschen Volke gefunden? Und ich persönlich darf sagen, daß mich, wie gar manchen von meinen Kollegen von den deutschen Hochschulen, zahlreiche persönliche Freundschaft mit den russischen Vertretern der Wissenschaft verbindet, persönliche freundschaftlich gewordene Beziehungen, die auf der gegenseitigen wissenschaftlichen Befruchlung aufgebaut sind. In dem Gesamtfortschritt der Kultur spielt das russische Volk in Kunst und Wissenschaft eine gewaltige Rolle, eine Rolle, die wir nicht ausschalten dürfen, sollte nicht die ganze Entwicklung der Menschheit Not leiden. Auch in hochpolitischer Beziehung sind wir an der politischen Aktionsfähigkeit Rußlands, an einem mächtigen und starken russischen Staat auf das lebhafteste interessiert in dem Gleichgewicht der Mächte, das schon lange kein europäisches Gleichgewicht mehr ist, das hinübergegriffen hat in alle Teile der bewohnten Erde. In diesem allgemeinen Gleichgewicht ist das russische Reich ein ganz gewaltiger Faktor. Und wenn die Aktionsfähigkeit dieses Reiches auch nur vorübergehend ausgeschaltet wird, dann wird das Gleichgewicht erschüttert, so daß die große Gefahr uns nahe rückt, daß nunmehr das Uebergewicht an Großbritannien fällt. Und das ist trotz aller Freundschaftsbeziehungen, die da bestehen und die in den letzten Wochen und Monaten so lebhaft gepflegt worden sind, eine ganz gewaltige Gefahr für die politische Machtstellung des Deutschen Reiches. Aus politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gründen heraus müssen wir in treuer Freundschaft zu dem benachbarten Rußland den dringenden Wunsch hegen, daß Rußland eine starke Macht ist, daß sein Volk die Gelegenheit hat, an dem kulturellen Fortschritt der Menschheit Teil zu haben. Und darum blicken wir heute mit banger Sorge auf die Ereignisse, die da drüben sich abspielen. Nicht das macht uns besorgt, daß Rußland auf dem Wege ist, vom Beamtenstaat sich hinüberzuentwickeln zum Verfassungsstaat, zum konstitutionellen Staat. Das ist eine Entwicklung, die mit elementarer Notwendigkeit sich vollzieht, die wohl vorübergehend aufgehalten werden kann, die sich aber durchsetzen wird und muß. Gerade die Gestaltung des Wettbewerbes zwischen den Staaten untereinander, die die Gegenwart uns gebracht hat, diese Steigerung des Wettbewerbs der einzelnen Staaten, sie macht es für jeden Staat unbedingt notwendig, alle die Kräfte, die in den verschiedenen Schichten des Volkes leben, zusammenzufassen und in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Die Staaten, die in dieser Umgestaltung des Despotismus in den Verfassungsstaat zurückgeblieben sind, sie werden und müssen diese Entwicklung noch durchmachen. Und daß diese Entwicklung nicht friedlich ist, daß sie in gewaltsamen Bahnen sich vollzieht, das ist auch nicht, was uns mit besonderer Besorgnis erfüllt. Das sind vorübergehende Zustände. Gerade in Rußland löst sich diese Umwandlung in gewaltsamster Weise. Hier ist es nicht so, wie bei den westlichen Staaten bei der Ueberführung vom Despotismus zum Verfassungsstaat. In Rußland war keine historisch gegebene Organisation, z. B. wie im Ständestaat, die die Grundlage geben konnte. In Rußland herrschten Beamtentum und Bureaukratie, das giftige Geschwür, das sich in die Eingeweide des gesamten russischen Volks hineinfrißt, wie Bismarck nach Poschingers Bericht einmal gesagt haben soll. Daß bei diesem Zusammenstoß zwischen der alten Bureaukratie und diesen erweckten Volksmassen, daß da Gewalttätigkeiten auf der einen oder der anderen Seite vorkamen, das liegt in der Natur der Sache. Das kann uns nicht mit besonderer Besorgnis im Deutschen Reich erfüllen. Aber was uns mit Besorgnis erfüllt, das ist eine Erscheinung, eine ganz eigenartige Erscheinung, die wir bisher in all den großen und kleinen Revolutionen in dieser Gestalt niemals vor uns gesehen haben. Ueberall hat bei den Ereignissen der letzten Jahre dieselbe wiederkehrende Erscheinung sich gezeigt, sowohl im Jahre 1903, sowohl in Kischinew als auch in den letzten Tagen, genau so überall an den Küsten der Ostsee bis hinüber zu den Gestaden des Kaspischen Meeres, immer typisch wiederkehrend, bei der Niedermetzlung der Juden, wie bei der Hinschlachtung der apostolischen Christen in Armenien und Kaukassen. Immer wiederkehrend und sich erneuernd dieselbe Erscheinung: planmäßige Organisation der schwarzen Banden, und dann die Niedermetzlung nicht der Revolutionäre, sondern des friedlichen Bürgers, der Männer, der Weiber, der Kinder, überall die greulichsten Schandtaten aller Art, Schändung und Brandstiftung, Plünderung und sinnlose Verwüstung der vorhandenen Güter und alles dies unter der passiven Assistenz der Organe, die zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung bestimmt sind, unter passiver Assistenz der Polizei und der bewaffneten Macht, die ihre Waffen nur dazu benutzten, um die zur Wehr sich rüstenden Opfer und Märtyrer daran zu hindern. (Lebhafte Pfuirufe.) Und diejenigen Personen, die daran schuld sind, genießen noch Straffreiheit und erlangen Beförderungen. (Lebhafte Pfuirufe.) Diese passive Assistenz der behördlichen Organe bei diesen Gräueltaten, das ist es, was uns mit banger Besorgnis erfüllt. Gerade an jener Stelle herrschen anarchische Zustände, die die Ruhe und die Ordnung aufrecht erhalten und wiederherstellen sollten. Daß unsere jüdischen Mitbürger wegen der Niedermetzlung ihrer Glaubensgenossen Klage geführt haben, das war ihr gutes Recht und ihre

Pflicht. Aber in erster Linie ist es auch das Recht und die Pflicht gerade der christlichen Bevölkerung, (Lebhafter Beifall) eines jeden von uns, dem sein Christentum mehr ist als der Deckmantel für die Verfolgung selbstsüchtiger Parteizwecke in feierlichster Weise Protest einzulegen (Lebhafter Beifall) gegen das, was an wehrlosen Bürgern, an Männern, Frauen und Kindern, an Juden und Christen dort begangen worden ist. Daß Sie in feierlichster Weise diesen Protest aussprechen müssen, deshalb kam ich hierher. Mit diesem Protest wollen wir doch aber auch das Verlangen, die Forderung verknüpfen, daß Klarheit geschaffen werde über die Ursachen dieser Erscheinung, daß festgestellt werde, wer denn eigentlich die Schuldigen sind, von denen aus in dieser planmäßigen, wohl überlegten Weise seit Jahren diese Gemetzel in Szene gesetzt werden. Die zivilisierte Welt hat ein Recht darauf, daß festgestellt wird, wie groß und wie schwer die Mitschuld der russischen Machthaber an dieser Erscheinung, die nicht mehr weg zu leugnen ist, ist. Wenn wir diesen Protest aussprechen, dann wollen wir uns die Frage vorlegen, ob nicht auch in unserer deutschen Bevölkerung, in der des ganzen Westens, der sich so gern den zivilisierten Westen nennt, ob nicht Mitschuldige dieser Erscheinung unter uns sind. (Lebhafte Zustimmung.) Das gegenwärtige russische System stützt sich auf die finanzielle Unterstützung, die es vom Westen empfängt. (Lebhafte Zustimmung) Es muß in dem Augenblick zusammenbrechen, wo ihm diese Unterstützung entzogen wird. Und wer ihm diese Unterstützung gewährt, der macht sich mit zum Helfershelfer, zum Mitschuldigen. (Stürmische Zustimmung) Unserem deutschen Auswärtigen Amte sind wir zu aufrichtigem und herzlichem Danke verpflichtet für die Haltung, die es der letzten Russenanleihe gegenüber eingenommen hat. (Beifall.) Aber mit lebhaftem Schmerz und mit tiefer Beschämung müssen wir uns in diesem Augenblick eingestehen, daß nicht bloß in dem mit Rußland aufs engste politisch verbundenen Frankreich, sondern auch bei uns Männer der Finanzwelt, jüdische und christliche, (lebhafte Pfuirufe) davor nicht zurückgescheut sind, für die Anleihe, und damit für das jetzige russische System, für die Aufrechterhaltung des jetzigen Zustandes in Rußland einzutreten. Mit dem Protest, den wir hier erheben, ist unsere Aufgabe, wie wir meinen, aber noch nicht vollständig gelöst. Ueber die Vergangenheit müssen wir den Blick hinüber lenken in die Gegenwart und in die nächste Zukunft. Die große und schwere Aufgabe, die das russische Volk zu lösen hat, ist die, eine Organisation zu finden, die stark genug ist, der Träger der Ordnung zu werden. Und da ist in all dem Jammer, in all der Unordnung und dem Gräuel ein Lichtblick, daß wenigstens eine solche Organisation heute vorhanden ist, mögen auch die Parteiverhältnisse, die Parteiprogramme heute noch unklar und unfertig sein, die Hauptsache ist, daß eine solche Organisation da ist, die als Träger der weiteren Entwicklung angesehen werden kann. Sie ist gewählt von dem Volke, getragen von dem Vertrauen des russischen Volkes und hat gezeigt, daß sie Männer hat, die nicht bloß glänzende Redner, sondern auch zielbewußte und tatkräftige Politiker sind. Wir wollen hier heute die Gelegenheit benutzen, um den Männern, die in der russischen Duma gegen den Terrorismus von rechts und links den harten Kampf führen, unsere Sympathie, unser Vertrauen, unsere Zuversicht aussprechen. (Beifall.) Wir wollen der Hoffnung Ausdruck geben, daß es ihnen gelingen möge, wenn auch erst nach langem harten Kampfe, Rußland zu geordneten Zuständen wieder zurückzuführen, ein neues Rußland aufzubauen, ein freies und glückliches, ein neues Rußland, mit dem wir, wie mit dem alten in Frieden und Freundschaft, aber noch mehr in dem innigsten und regsten Austausch der geistigen und materiellen Güter stehen zu können hoffen. Unsere Resolution richtet sich nach diesen beiden Punkten: Protest gegen die Gräuel und Zuversicht in die Zukunft Rußlands. Wir bitten, dieser Resolution Ihre Zustimmung nicht versagen zu wollen. Mancher wird freilich fragen, welche Bedeutung hat eine solche Resolution? Kann sie imstande sein, die Geschicke Rußlands irgendwie zu bestimmen? Ich kann darauf antworten: Selbst wenn wir bestimmt wüßten, daß wir nichts erreichen, dann wäre es doch unsere Pflicht, daß wir das, was wir für wahr erkannt haben, aussprechen. (Lebhafter Beifall) Aber so liegen die Dinge ja gar nicht. Kleinen kurzsichtigen sogenannten Politikern können wir es überlassen, über große Bewegungen der Volksseele witzelnd hinweg zu gehen. Wer die Geschichte der Menschen kennt, der weiß, daß nichts mächtiger und unüberwindlicher ist, als eine große, die zivilisierten Länder umspannende Volksbewegung. (Beifall) Schon regt sichs über Nacht in den Vereinigten Staaten, in England, Oesterreich, selbst in Frankreich und sogar in den unserer Regierung nahe stehenden Kreisen. Ueberall regt sich die Bewegung. Und unser deutsches Volk wird und kann hinter den anderen nicht zurückstehen. Denn niemand hat ein größeres Interesse, an der Ruhe und Ordnung, dem Glück und der Wohlfahrt und dem Fortschritt in Rußland als wir, die wir die unmittelbaren Nachbarn dieses Reiches sind. Und wenn wir heute unsere Stimme erheben in der Zuversicht, daß sie lebhaften Widerhall finden wird in allen Teilen des deutschen Reichs, so handeln wir nicht nur und in erster Linie als Freund Rußlands, sondern als deutsche Patrioten. (Stürmischer minutenlanger Beifall)

Abg. Direktor Schrader verliest hierauf folgendes Telegramm, das aus Wien eingelaufen ist:

„Die Organisation der österreichischen Juden dankt Ihnen aus tiefstem Herzen, daß Sie für ihre Brüder in Rußland, die dem Meuchelmorde preisgegeben sind, ihre Stimme erheben und daß Sie die Kraft und den Mut Ihrer Ueberzeugung besitzen, unbekümmert um die Umtriebe des Tages, eine Frage der Menschlichkeit an ganz Europa zu richten. Europa muß die Frage beantworten, die Gesittung Europas ist ärger gefährdet, als die Juden selbst. Es ist die Pflicht Europas, die Lösung der Judenfrage selbst in die Hand zu nehmen. Wir wünschen und hoffen, daß der Ruf erschallt: Die Judenfrage ist eine Frage Europas, und wir halten es für notwendig, sie auf die Tagesordnung der nächsten Haager Friedenskonferenz zu setzen."

Der nächste Redner ist das Mitglied des Präsidiums der konstitutionell-demokratischen Partei R.-A. Shdanow-Moskau:

Gestatten Sie mir, der ich dem Zentrum der russischen Bewegung nahe stehe und die Grundlagen genau kenne, einige Worte über das Ereignis, welches die öffentliche Meinung so stark berührt hat und die Veranlassung der heutigen Versammlung ist. Die Ereignisse in Bialystok sind keine Einzelerscheinung im stürmischen Gange der Ereignisse der letzten Monate in Rußland. Das Hinschlachten Unschuldiger, Mord, Brand und Gewalttätigkeiten, alle diese Schrecken der Judenhetzen, hat das russische Volk im Kampfe um seine Menschen- und Bürgerrechte, um die Grundlagen seiner bürgerlichen Existenz schon mehr als einmal ertragen. Und die letzte Judenhetze in Bialystok nimmt in der Reihe aller dieser Vorgänge keine besondere Stellung ein. Man würde fehl greifen, wenn man das Unglück in Bialystok auf den Antisemitismus der russischen Bevölkerung zurückführen wollte. Diese schwere Beschuldigung des russischen Volkes muß zurückgewiesen werden. Blutgierige Neigungen liegen dem russischen Volke fern. Dunkle Gewalten der Reaktion haben sie künstlich geschaffen. Es handelt sich um eine Teilerscheinung jener düsteren russischen Gegenrevolution, welche von den erbitterten und verbrecherischen Anhängern der Reaktion in die Wege geleitet worden ist. Sie wissen, daß das russische Volk bis zu den denkwürdigen Oktobertagen zwar mit scharfen, aber den Forderungen der Kultur entsprechenden Waffen um seine Freiheit gekämpft hat. Die Schmach und die Schande der Reaktion ist jetzt vor aller Welt offenbar geworden, ebenso wie die Schandtaten der Polizeiwillkür. Eine mächtige Welle der freiheitlichen Bewegung flutet durch das ganze russische Land, und sie brachte die russischen Staatspfeiler ins Wanken, welche für unerschütterlich galten. Bei uns vereinigten sich alle Schichten der Bevölkerung, der Adel und die Bauern, die Intelligenz und die Arbeiter auf dem Boden einer einheitlichen Forderung der Bevölkerung, der Forderung einer Volksvertretung. Die Bewegung schwoll rasch an, sie zog weitere Kreise, sie ergriff die Bevölkerung in immer höherem Grade, sie rief immer neue politische Vereinigungen und Verbände hervor. Sie führte schließlich zum größten Ereignis der Geschichte des sozialen Lebens in Rußland, zum heldenhaften Hervortreten der russischen Arbeitermasse im Kulturkampfe. Mit erstaunlicher Einmütigkeit, mit erstaunlicher Selbstverleugnung vereinigten sich die nach Millionen zählenden Massen der Arbeiter. Und ohne vor Verfolgungen und schweren Schädigungen zurückzuschrecken entschlossen sie sich, im großen Befreiungskampfe des russischen Volkes zu einem neuen Kampfmittel, dem allgemeinen politischen Streik zu greifen. Und sie haben ihn zur Tatsache gemacht, indem sie ihre Fahnen, auf der die Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung stand, hoch erhaben. Sie setzten die mächtigste Triebfeder des sozialen Lebens der Gegenwart, die Arbeit, außer Tätigkeit. Wie mit einem Zauberschlage stockte das Leben in der russischen Hauptstadt und an anderen Orten, die Eisenbahnen, die Wasserleitungen regten sich nicht mehr. Die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Gerichte und die Konsistorien, alle erstarrten in drohender Spannung. Gegen einen solchen mächtigen Druck der sozialen Kraft konnte der alte Bau nicht standhalten. Die Regierung mußte nachgeben in der Forderung einer Volksvertretung. In den Oktobertagen hat sie das dokumentiert. Das ganze Land atmete erleichtert auf. Wie mit einem Zauberschlage erschienen wieder Licht und Wasser. Die Eisenbahnen setzten sich wieder in Bewegung. Das Leben begann wieder zu erwachen. Aber die Freudenrufe der russischen Bevölkerung über Erlangung des größten politischen Heils gingen bald unter unter dem Stöhnen unschuldiger Opfer und den Schreien des Entsetzens. Es geschahen schreckliche Taten. Unsere bisherigen Meister, welche durch den Zusammenbruch des alten Regimes ein Wohlleben und Vorteile, die sie auf Kosten des Landes bezogen hatten, verlieren sollten, entfalteten eine furchtbare verbrecherische Tätigkeit. Am Kaukasus und an den Ufern des Eismeeres, in Polen und Sibirien, in Städten und Ortschaften tauchten die wohlorganisierten und verbrecherischen Scharen auf und hielten unter Beihilfe von Spionen und anderem Auswurf ihr blutiges Gericht an denen ab, welche ihnen als die Träger der freiheitlichen Bewegung bezeichnet wurden. Hierbei hatten unsere jüdischen Mitbürger am meisten zu leiden. Denn unsere Bureaukratie hat sie zur Opposition getrieben. Aber nicht nur gegen die Juden waren die Hetzen im Oktober gerichtet, sie richteten sich gegen alle Träger der freiheitlichen Bewegung, gegen die gesamte russische Intelligenz. In Tomsk wurde das Versammlungsgebäude der

Intelligenz in Brand gesteckt, in Twer das Selbstverwaltungsgebäude geplündert. Während der ganzen Periode konnte sich in Moskau kein Student auf der Straße in Uniform zeigen, ohne erbarmungslosen Martern ausgesetzt zu werden. Diese furchtbaren, verbrecherischen Verfolgungen riefen in ganz Rußland einen Sturm der Entrüstung hervor. Das ganze Volk verdammte sie und forderte Bestrafung der Schuldigen und Beseitigung der entsetzlichen Gräueltaten. Aber das Ministerium des Grafen Witte ist diesen Forderungen nicht nachgekommen. Es ließ die Verbrecher unbehelligt, und den ganzen Apparat: Arrest und Verbannung richtete sie nicht gegen die Förderer der Hetzen, sondern gegen die Intelligenz, gegen die Lehrer, Aerzte, Rechtsanwälte, Schriftsteller und Journalisten. Diese Politik des Ministeriums führte zu den schrecklichen Ereignissen der Dezembertage. Ein unerhört grausames Mittel hat die Regierung bei dieser Gelegenheit angewendet. Die ganze Welt hat von der grausen Behandlung der Freiheitskämpfer in Moskau durch die sogenannten Strafexpeditionen gehört. Aber nicht nur die Revolutionäre wurden getroffen. Eine ungeheure Anzahl völlig schuldloser Menschen hat durch Kugeln, Säbel und Kanonenschüsse Schaden genommen. An dem grausamsten Wüten haben Offiziere und Mannschaften Gefallen gehabt. Vom frühen Morgen bis zum Abend tönten unaufhörlich Salven und Schüsse. Häuser stürzten zusammen, einige Häuser wurden bis auf das Fundament zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. (Pfuirufe.) Wie viel Menschen ums Leben gekommen sind, weiß niemand genau. Auf der Polizeiwache lagen sie in ganzen Reihen, von Greisen bis zu Kindern. Alle furchtbar verstümmelt. Ich kann auf diese Gräuel nicht näher eingehen. Aber diese unbekannten, nicht rekognoszierten Leichen, die die Massengräber füllten, diese Ströme heißen Menschenblutes und bitterer Tränen, diese entsetzlichen Gräuel dürfen nicht verschwiegen werden. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt muß auf sie gerichtet werden und die ganze Kulturwelt muß sie erbarmungslos richten und brandmarken. (Stürmischer anhaltender Beifall.) Der Sturz des Kabinetts Witte hat in die allgemeine Politik der Regierung wenig Veränderungen gebracht. Das neue Kabinett verfolgte den Trägern der Freiheitsbewegung gegenüber dieselbe Methode. Es verfolgte die besten Träger der russischen Gesellschaft und begünstigte die Organisation der „schwarzen Hundert“ und die örtlichen Verwaltungen, welche sich während der Oktoberhetzen hervorgetan hatten. Das Resultat dieser Politik sind die neuen Judenhetzen. In Bialystock ist das erfolgt, was im Oktober bereits anderswo geschehen ist. Auch hier ist die verbrecherische Schar der „schwarzen Hundert“ in Aktion getreten, und die örtliche Verwaltung hat an der Hetze teilgenommen. Die Ereignisse in Bialystok bedeuten zweifellos nicht ein Zunehmen der antisemitischen Bewegung, sie sind künstlich herbeigeführt. Es ist die russische Gegenrevolution. In diesem Sinne sind unsere schwer geprüften Mitbürger Opfer der freiheitlichen Bewegung, der blutigen Rache der dunklen Gewalten der Reaktion. Die öffentliche Meinung muß auf diese Ereignisse reagieren, und sie muß nicht nur den unschuldigen Opfern ihr Mitgefühl bezeugen, sondern die Anstifter aufs schärfste verurteilen. (Lebhafter Beifall.) Noch ist die Zeit nicht fern, da derartige Geschehnisse verschwiegen wurden vor der russischen Geschichte. Die wahre Stimmung des ganzen russischen Volks und seine Stellungnahme zur reaktionären Politik der Regierung sind in dem Ergebnis der ersten politischen Wahlen mit größter Deutlichkeit zum Ausdruck gelangt. Die gesamten Millionen der Wähler haben die Anhänger der reaktionären Regierung, wie ein Mann mit Entrüstung zurückgewiesen. (Beifall). Nicht sie, sondern die von der Regierung verfolgten Rebellen haben sie als Vertreter in das erste russische Parlament geschickt. (Beifall). Diese Träger des Freiheitsgedankens hat das russische Volk zu Hütern seiner Interessen bestellt und das Recht und die Freiheit des Volks in ihre Hände gelegt. Die scharfe Stimmung der Reichsduma ist Ihnen bekannt. Was für Meinungen späterhin zu Tage treten werden, kann niemand wissen. Zur Zeit ist sie der Reaktion der Regierung gegenüber vollständig oppositionell und durchweg demokratisch gesinnt. Auf dem Boden der Einmütigkeit, welche die erste Etappe der russischen Freiheitsbewegung kennzeichnet, ist sie unbesiegbar und wird Rußland bald der ersehnten Freiheit zuführen. Zweifellos werden wir noch mit den schweren Folgen des alten Systems und der Stumpfheit der untersten Schichten der Bevölkerung zu rechnen haben, aber diese unvermeidlichen Folgen sind gewiß nicht unabänderlich. Wie die nächtlichen Schatten werden sie weichen, wenn die warmen Strahlen der politischen Freiheit sich über das ganze russische Land ergießen und seine dunkelsten Gegenden durchdringen werden. Dann wird im Lichte des Tages ein neuer, aber unblutiger Kampf beginnen zur Beseitigung der sozialen Ungerechtigkeiten, dann wird das große Werk des sozialen Glücks der breiten Massen seinen Anfang nehmen. Die Verwirklichung der höchsten Ideale ist das Ziel wahrhaft freiheitlicher Bestrebungen. Alle wahren Freunde der Volksinteressen dürfen nicht teilnahmslos sein gegen den großen Kampf in Rußland. Sie müssen das kämpfende Volk mit ihrer Sympathie unterstützen zum Nutzen der wahren Freiheit und des sozialen Fortschritts der ganzen Menschheit. (Lebhafter Beifall).

Mit lebhaftem Beifall begrüßt nimmt sodann Reichstags- und Landtagsabgeordneter Justizrat Traeger das Wort:

Ich bin der Aufforderung des Komitees, hier zu sprechen mit größter Bereitwilligkeit gefolgt, nicht weil ich Ihnen etwas Neues oder ganz Besonderes sagen könnte, sondern weil ich der Ansicht bin, daß es die Pflicht jedes Mannes ist, der für Recht und Freiheit, für Gerechtigkeit und Kultur erglüht, an dieser Aufgabe der Menschheit mitzuarbeiten. Er hat die Verpflichtung, gegen diese Zustände und diese Scheußlichkeiten, die den Gegenstand der heutigen Versammlung bilden, einen vollen und entschiedenen Protest einzulegen. (Lebhafter Beifall) Und niemand soll verächtlich sagen: Was geht mich das an. Es passiert ja nicht bei uns. Wir können leider nicht tatkräftigere Hilfe leisten als höchstens mitleidige Gaben für die armen Opfer, aber auch der Protest einer so großen Versammlung, wird nicht wirkungslos verhallen, sondern gehört werden auch an den Stellen, wo er gehört werden soll und gehört werden muß. (Beifall) Die Solidarität der Kulturinteressen darf nicht geleugnet werden. Ueberall wo gegen Freiheit und Recht gesündigt wird, treffen die Folgen auch andere. Es sind gemeinsame Interessen, die überall in derselben Weise verfolgt und geteilt werden. Daher war es unsere Pflicht, und das Komitee verdient den höchsten Dank, daß es uns Gelegenheit gibt, diesen Protest auszusprechen. Es ist eine nicht zu leugnende und erhebende Tatsache, daß der Fortschritt, daß die Kultur auf dem Marsche sich befinden und nicht mehr aufzuhalten sind, (Beifall) daß alle rückwärts gerichteten Bestrebungen von selbst an der Entwicklung der Völker scheitern. Denn die Völker sind überall erwacht. Sie kennen ihre Rechte und sind bereit, für diese zu kämpfen und das äußerste zu erdulden. Denken Sie an Frankreich, wo jetzt die Entschiedenheit der Bevölkerung die letzten schlecht im Boden verankerten Stützen der Reaktion herausgerissen hat. Und nun zu Rußland. Rußland stellt die Versteinerung des Autokratismus, der Selbstherrschaft, der Selbstherrlichkeit dar. Wie der Magnetberg zog es alle nach rückwärts gerichteteten Bestrebungen, alle gegen die Freiheit und die Gerechtigkeit gerichteten Bestrebungen an sich. Wir in Preußen wissen ganz genau noch, wie wir von Rußland gelitten haben zu den Zeiten als der russische Zar mächtiger war in Preußen als der angestammte Herrscher. Man sagt, in Rußland herrscht der Despotismus, aber alle Splitter des Felsens sind wieder Despoten. Alle Vertreter der Macht sind wieder Tyrannen in ihren Kreisen, so daß keine Auflehnung und kein Widerstreben helfen kann. An Rußland ging alles vorüber. Alles richtete da seine Augen auf Rußland. Es lag hier ein Schwergewicht auf der ganzen Entwicklung der Bevölkerung und der Kultur. Wie kam es, daß der mächtige Koloß niedergestürzt ist? Ein Koloß, der immer auf tönernen Füßen stand, wie wir jetzt sehen, der aus tausend Wunden blutet und der aller Stützen seiner früheren Machtstellung beraubt ist. Was soll nun werden? Was soll aus diesem Koloß entstehen? Es muß eine Wiedergeburt erfolgen. Und die Geburtshelfer müssen Freiheit und Gerechtigkeit sein. Das russische Volk ist ein starkes intelligentes Volk, das durch langes Leiden und Dulden niedergedrückt ist. Es hat sich schon seit langem zu erheben versucht, aber stets vergeblich. Die schamlose Anarchie, die in der Verwaltung herrscht, mußte zum Gegendruck führen. Die Anarchie der Verwaltung hat die Anarchie im Lande erzeugt. (Zustimmung.) Jeder wird überhaupt als Anarchist gekennzeichnet, der mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden ist. Kein wahrer Freund der Freiheit wird die Bombe, den Dolch oder den Feuerbrand für die Waffe der Freiheit halten. Aber die Gräuel der Tyrannen und der Terrorismus halten sie für brauchbar. Der Zar war lange Zeit zögernd. Kein Mensch wußte, wozu er sich entscheiden würde. Alles atmete auf, als eine Verfassung und eine Volksvertretung kam. Das ist nicht das erste Parlament, das Rußland zu verzeichnen hat. Der Versuch wurde schon einmal gemacht. Katharina II., die mit Geschick mit vielem und mit vielen kokettierte, (Heiterkeit) berief im Jahre 1767 Vertreter aller Stände nach Moskau. Es entstand ein vollkommenes Parlament mit Geschäftsordnung und sogar Diäten. (Heiterkeit) Sogar Anwesenheitslisten wurden geführt. (Große Heiterkeit.) Das Parlament hat lange Zeit und fleißig gearbeitet, und die Kaiserin hatte großes Interesse an dem Fortgang der Arbeit. Aber die Sache hörte auf einmal auf aus dem einfachen Grunde, weil die Kaiserin den Abgeordneten irgend welche Rechte nicht einräumte, sondern auch neben ihnen die Selbstherrscherin sein wollte. Der 10. Mai 1906 ist ein Datum von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung. An diesem Tage hat der Zar von Rußland die Duma eröffnet. Und mit großer Freude haben die Parlamente aller Kulturstaaten dieses neue Parlament begrüßt und gehofft, einen wirklich tatkräftigen Kollegen zu finden. Und die Duma hat in ihrem Anfang und Fortgang durchaus überrascht und die hohe Hoffnung nicht enttäuscht. Diese durcheinandergewürfelte Menge von Leuten der verschiedensten Intelligenz, des verschiedensten Wirkungskreises hat sich im ganzen würdig verhalten. Und namentlich zeigt sie für ein Volk, das bisher wenig Gelegenheit zu freien Reden hatte, eine Beredsamkeit, die sich kühn neben die anderer Parlamente stellen kann. Und nun nahm die Sache ihren Fortgang und während man schon Hoffnungen fassen wollte, kamen schon die Gerüchte, daß die Duma doch nicht fest stände. Der Zar schien mit den Bestrebungen der Duma nicht zufrieden zu sein. Es gingen schon dunkle Gerüchte, daß schließlich wie damals die Duma nach Hause geschickt werden sollte, weil der Zar seine Selbstherrlichkeit, sein Weltherrschertum neben der Duma wahren wollte. In dieser Beziehung ist eine Versöhnung, ein Ausgleich nicht möglich, denn das Wesen des konstitutionellen Staates besteht darin, daß der

Herrscher sich seiner Privilegien entäußert zu Gunsten der Volksvertretung. (Zustimmung.) In der heutigen Zeit kann ein Herrscher gegen den ausgesprochenen Willen der Mehrheit des Volkes nicht mehr regieren. Er müßte blind oder verblendet sein. Und seine Blindheit und Verblendung würde nicht lange anhalten. Die Duma muß die vollen Rechte der Volksvertretung erhalten. Treu und Glauben, das ist nicht nur im bürgerlichen Verkehr, sondern auch im Verkehr zwischen Herrscher und Volk der letzte Grund, auf dem ein fruchtbares und glückliches Einvernehmen erfolgen kann. Da kam auf einmal der furchtbare Angst- und Wutschrei aus Bialystok, wo kein Verbrechen, das gegen Menschenleben und -Habe gerichtet werden kann, keine Folterqualen, die raffiniertesten entmenschten Bosheiten, den unglücklichen Opfern erspart geblieben sind. Die Verbrechen gegen das Eigentum waren nicht minder furchtbar, wie die gegen das Leben. Wer waren diese armen Opfer? Es waren Juden, das verlesene Telegramm sagte ganz richtig, daß die Judenfrage eine Frage für ganz Europa und für die ganze zivilisierte Welt ist. (Beifall.) Daß eine solche Frage überhaupt aufgeworfen werden kann, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Die sogenannte Judenfrage der Antisemiten ist nicht etwa von unseren Altvorderen überkommener Unterschied, nein, der Antisemitismus und die Judenfrage sind erst in neuerer Zeit wieder aufgetaucht und zwar aus der Reihe derjenigen, die sich gegen Freiheit und Gerechtigkeit und die allgemeine Kultur auflehnen. (Lebhafter Beifall.) In Rußland war das, wie wo anders. Ich weiß nicht, ob in Rußland gerade der Antisemitismus tief im Volke sitzt. (Rufe: Nein, Nein!) Aber die Juden waren für die kämpfenden Parteien ein willkommener Gegenstand, ihre Kämpfe auf neutralen Terrain auszufechten. Ueberall wenn auf der einen oder der anderen Seite eine Erhebung stattfand, mußten die Juden die Kriegskosten zahlen. Ich kenne keine elenderen und bejammernswerteren Menschen als die Juden in Rußland. Und wieder ist es so gekommen. Sie sind beraubt und massakriert worden und schließlich hat man sie an die Grenze geschickt, bis hierher zu uns, wo ihnen ein längerer Aufenthalt als lästige Ausländer nicht gestattet ist. Diese Judenfrage muß ernsthaft erwogen und überall zum Austrag gebracht werden. Aber mit meinem Vorredner aus Rußland habe ich immer geglaubt, daß an dieser Bewegung der Antisemitismus des Volks nicht schuld ist. Das nach Freiheit und Gerechtigkeit strebende Volk ist zu solchen Scheußlichkeiten nicht fähig. Und wenn früher ein Verdacht nach dieser Richtung erhoben wurde, so scheint es jetzt gewiß zu sein, daß diese Metzeleien offizieller Natur sind, daß diese Menschenschlächtereien staatlich entworfen und geregelt worden sind und daß aus Staatsdruckereien die Zettel hervorgingen, die zu Mord und Plünderung aufforderten. (Lebhafte Pfuirufe.) Ich habe bedauert, daß uns jede tatkräftige Unterstützung der in Rußland um Freiheit und Menschenrechte ringenden Elemente versagt bleibt, aber die öffentliche Meinung in allen Kulturländern ist stark genug, um in dieser Beziehung auf Rußland zu drücken. Ich habe heute in einer Berliner Zeitung ein Telegramm gelesen, nach welchem Witte, der ja eine rätselhafte Persönlichkeit ist, die eine Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen nicht vertragen würde (Heiterkeit), an den Zaren telegraphiert hat, daß die Massacres in Bialystok Rußland um den letzten Rest von Ansehen gebracht haben. Er meint wahrscheinlich um den letzten Rest von Kredit. (Heiterkeit.)

Alle meine Hoffnungen sind auf die Duma gerichtet. Wenn einmal eine Volksvertretung vorhanden ist, wenn sie von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe so durchdrungen ist, wie die Duma, dann wird es ihr auch möglich sein, noch zuletzt ihre Rechte durchzusetzen. Und die einzige Hoffnung, die ich zu denen drüben jetzt habe, ist dahin gerichtet, daß es dem Volke und der Volksvertretung gelingen möge, ein neues Rußland zu schaffen, mit dem wir in freundnachbarliche Beziehungen, in edlen Wettstreit treten können, in allen Fragen, die die Kultur und den Fortschritt betreffen. So möge es sein! (Lebhafter mehrfach einsetzender Beifall.)

Das Wort erhält alsdann Pfarrer D. Kirmß:

Nicht vom politischen Standpunkte aus, sondern mehr vom kulturellen und religiösen Standpunkt aus möchte ich als evangelischer Prediger ein kurzes Wort an Sie richten. Wenn es noch einer besonderen Legitimation bedürfte dafür, daß wir in der deutschen Reichshauptstadt über Vorgänge verhandeln, welche in unserem östlichen Nachbarreiche geschehen sind, so würde diese Legitimation auch darin liegen, daß wir als Deutsche sagen dürfen: Es ist doch auch Blut von unserem Blut geflossen, und daß wir als deutsche Protestanten sagen dürfen: Es ist dort Geist von unserem Geist, welcher in schwerem heißen Kampfe steht. Es sind die baltischen Provinzen, über die ich zu Ihnen reden möchte. Sie haben ein gutes Teil zu tragen von dem schweren Geschick, welches jetzt auf dem russischen Volke liegt. Und dieses Geschick fordert unsere innigste Teilnahme heraus. Es liegt uns die sittliche Pflicht ob, unsere Stimmen zu erheben auch im Interesse der religiösen Freiheit. (Beifall). Ich will Ihre Augen hinlenken auf die Kämpfe und Leiden, welche die Deutschen und Evangelischen in den baltischen Provinzen haben durchmachen müssen und noch durchmachen. Was dort geschehen ist und noch geschieht, ist das Ende einer Entwicklung, welche in drei Perioden verlaufen ist. Die erste Periode zeigte eine deutsche Kulturarbeit, die zweite gewaltsame Unterdrückung dieser Kulturarbeit von oben, die dritte brachte revolutionäre Zerstörung dieser Kulturarbeit. Der deutsche Geist hat in den baltischen Provinzen eine Kulturarbeit geleistet, bei deren Anblick einem das Herz aufgehen muß. Die letzte besonders fruchtbare Periode dieser Kulturarbeit hatte ihren Ausgangspunkt in der Zeit der Aufklärung in Deutschland. Junge baltische Gelehrte brachten damals von den deutschen Universitäten die Kulturgedanken und die Kulturideale der Aufklärung in ihre baltische Heimat. Sie sind es damals gewesen, welche gearbeitet haben für die bürgerliche und soziale Befreiung der Esthen und Letten. Der lettische Landeigene wurde ein freier Grundbesitzer, z. T. ein wohlhabender Mann. Und es vergingen einige Jahrzehnte, da konnte sein Sohn die Universität beziehen, um dann als Jurist, als Beamter eine geachtete Stellung in seinem Volke einzunehmen. Im Anschluß an eine Kirche, welche von der Seele des Volkes erfüllt war, bildete sich ein blühendes Volksschulwesen, das unter der Leitung von Behörden stand, welche aus den Gemeinden selbst hervorgegangen waren. Als Beweis für die Früchte dieses Volksschulwesens möge die Tatsache gelten, daß im Jahre 1885 die Zahl der Analphabeten bis auf vier Prozent herabgesunken war, während sie in manchen Gegenden Rußlands bis auf 90 Prozent gestiegen ist. Die Tatsache zeigt, welche Steigerung an Volksbildung und Gesittung von der deutschen Kulturarbeit in den baltischen Provinzen ausgegangen ist. Aber der russischen Regierung war diese eigenartige Kulturwelle in dem Riesenkörper des russischen Reiches ein Dorn im Auge. Es stieg ein Gedanke auf, welcher wie ein finsteres Gespenst Jahrhunderte durch die europäischen Völker gewandelt ist und der überall, wo er zur Macht kam, Nacht und Zerstörung zurückgelassen hatte. Das ist der Gedanke, die politische Einheit eines Staates zu stützen durch religiöse Einheit und religiöse Uniformität, diese religiöse Uniformität herbeizuführen durch politische Machtmittel und damit die religiöse Eigenart, Selbständigkeit und Freiheit zu unterdrücken. Ein furchtbarer Gedanke, welcher eine heilige Maske trägt, aber das Verderben im Herzen hat. An seinen Füßen hängt überall der Fluch. Wer denkt nicht an die Zeiten Philipps II. Das heißt die religiöse Ueberzeugung als einen Stoff zu betrachten, welcher durch rein äußerliche Machtmittel uniform gestaltet werden kann. Das ist eine Verachtung und Verhöhnung jeglicher Religiosität. (Beifall). Wie ging es nun der evangelischen Kirche dort in den baltischen Provinzen? Russische Geistliche wurden dahin geschickt, um die Leute zum Uebertritt in die russische Kirche aufzufordern. Sie sollten den Glauben der Unterdrücker, der Deutschen, aufgeben, hieß es, und den kaiserlichen Glauben annehmen. Der Kaiser werde ihnen Land dafür geben. (Heiterkeit.) Manche sind diesem Rufe gefolgt. Es folgte eine Zeit der religiösen Toleranz. In dieser Zeit traten die Leute wieder zurück zur evangelischen Kirche. Aber 1885 wurde diese ganze Zeit der religiösen Toleranz durch einen einzigen Federstrich der Regierung zu nichte gemacht, und alle die Leute, die zurückgekehrt waren, wurden für die orthodoxe Kirche reklamiert und die Pastoren mit Verbannung und Gefängnis bestraft. (Pfuirufe.) Im Jahre 1895 sind dort in den baltischen Provinzen über 100 Pastoren wegen ihrer religiösen Anschauung in Anklagezustand versetzt worden. Das Volksschulwesen hatte unter diesem System ungeheuer zu leiden. Es wurde der Aufsicht der aus den Gemeinden hervorgegangenen Behörden entzogen und unter das sogenannte Ministerium der Aufklärung gestellt. (Heiterkeit.) Die Folge davon war, daß im Laufe eines Jahrzehntes die Zahl der Analphabeten bis auf 30 Prozent stieg. (Hört! Hört!) Charakteristisch ist die Aeußerung eines russischen Regierungsbeamten, welcher besonders mit der Russifizierung der Volksschule betraut war und der ganz kühn aussprach, es sei ihm nicht unbekannt, daß das Schulwesen um wenigstens 50 Jahre zurückkomme, aber das gelte nichts gegenüber dem Umstande, daß es dann völlig konform in das russische Schulwesen eingefügt werde. (Große Heiterkeit.) Viele Lehrer wurden ihres Amtes entsetzt, weil sie die Kinder in der russischen Sprache nicht unterrichten konnten, welche aber auch die Kinder gar nicht verstanden. Daher mußte die Regierung die Ausbildung der Lehrer selbst in die Hand nehmen. Und hier begannen die revolutionären Zerstörungen der deutschen Kulturarbeit. Wenn eine Macht willenlose Werkzeuge sich erziehen und dressieren will, so genügt das nur für eine gewisse Zeit. Eine Macht, welche die innere Selbständigkeit unterdrückt und die innere Freiheit, wird immer den revolutionären Geist erzeugen. So ist der revolutionäre Geist in die Volksschule hineingetragen worden. Das ist nicht die einzige Erklärung der Revolution in den baltischen Provinzen, aber es ist eine Erklärung, welche hinweist auf eine der Ursachen, welche mitgewirkt hat. Und die russische Regierung selbst hat mit aller Absicht den nationalen Haß der Letten und Esthen gegen die Deutschen geschürt. So entstand der revolutionäre Gang. Die Revolutionäre suchten sich zuerst die Kirchen als Schauplatz ihrer Tätigkeit auf, weil sie hier Gelegenheit hatten, auf große Massen der Landbevölkerung zu wirken. Von den Kirchen gingen sie dann auf die Gutshöfe. Was da an Greueltaten geschehen ist, das ist allgemein bekannt. Gewiß haben auch die Deutschen Fehler gemacht. Aber sie haben auch die Kultur gebracht. Es ist der Druck von oben gekommen, der die selbsttätige aufstrebende Kultur dort unterdrückte. Als Gegendruck erwachte die revolutionäre Bewegung, welche die zerstörende Arbeit dort vollbracht hat. Die Deutschen sollen aber dort den Mut nicht verlieren, sie haben hier seit 700 Jahren gelebt in guten und bösen Tagen. Sie werden ihre Häuser wieder aufbauen. Im Geiste reichen wir diesen tapferen Männern die Hand. Das Bewußtsein, sie sind nicht allein, möge

ihnen Mut und Kraft geben. Wenn hier die Klagen und Anklagen ihre tiefe Berechtigung haben, so ist es auch ein gutes Recht, daß hier der Glaube ausgesprochen wird, daß die Opfer, die in Rußland gefallen sind, nicht vergeblich gefallen sind. Blut ist eine große Macht, und in den Opfern liegt eine größere Kraft als in den klügsten Gedanken der Meister. Blut bricht die verderblichen Mächte, welche den Gang des Volkes aufhalten wollen, den Gang zur religiösen Freiheit. Deshalb ehren wir die Toten, die dort gefallen sind, und wir grüßen die Lebenden, welche mutig und gottvertrauend über die Gräber der Toten dahin schreiten einer besseren Zukunft entgegen. (Lebhafter wiederholter Beifall.)

Der nächstfolgende Redner ist der praktische Arzt Dr. Brutzkus aus Petersburg:

Ich komme soeben aus Petersburg, wo ich drei schwere Tage verlebt habe, indem ich die Leichen auf dem jüdischen Friedhofe besichtigte. Hier sind die Spuren unerhörter Gräultaten offenkundig. In der Kommission der Duma, die nach Petersburg gekommen war, hörte ich die haarsträubendsten Dinge. Ich begleitete den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter nach den Spuren der Verbrechen. Sie konnten sich kaum des Schluchzens erwehren. (Bewegung.) Der jüdische Friedhof bot die schrecklichsten Bilder. Die Einbildungskraft eines modernen Europäers ist zu sehr verwöhnt, um diese Bilder in sich aufnehmen zu können. Das Leben hier ist zu human, um sich dort hineinversetzen zu können. Als vor drei Jahren nach dem Kischinewer Blutbad die schrecklichen Nachrichten von den dortigen Grausamkeiten zu uns kamen, schwankte ich selber, der ich mein ganzes Leben in Rußland vollbracht habe, ob man allen den Gerüchten vollen Glauben schenken dürfe. Jetzt sah ich mit eigenen Augen die Nadeln, die in die Köpfe der Kinder geschlagen waren, die ausgehauenen Augen, die abgeschlagenen Glieder, die kleinen Kinder mit den Bajonetten erstochen. (Bewegung und Pfuirufe.) Bezahlte Mörder, betrunkene Soldaten verwandelten sich in wilde Bestien, ergötzten sich an dem langsamen Hinmorden der Opfer. Und das alles geschah mit Zustimmung vieler Offiziere, Generale, Polizeichefs, ich sage vieler, nicht aller, um den grausamen Befehl nicht etwa der legitimen Regierung, sondern des allmächtigen Anstifters der Bluttage zu erfüllen. Das Blutbad in Biatystok ist im Augenblick die letzte der schrecklichen Seiten der blutigen Chronik der Regierung seit 1887. Drei Hauptziele hat sich die Regierung in Bezug auf die jüdische Bevölkerung gestellt: erstens den wirtschaftlichen Ruin, dann die Unterdrückung des kulturellen Niveaus und schließlich die vollständige Desorganisation der Juden. Das erste Ziel hat die Regierung vollständig erreicht. Sie hat die jüdische Masse auf den Weg des Hungertodes gebracht. Selbst ein orthodoxer Priester schrieb kürzlich:

„Die jüdischen Wohnungen sehen aus wie verlassene und aufgegebene Stallungen. Die Möbel sind nur morsches Tröbelzeug. Die Mütter hungern und die Väter haben kein Geld. In der Vergangenheit gab es für sie nichts als Hunger und auch die Zukunft bringt ihnen nichts anderes. Man muß Geduld haben, um so zu leben. Wie kann man dabei ruhig bleiben, woran soll man noch glauben? Aber diese unglücklichen Juden, sie ertragen alle Leiden und glauben fest an ihren Gott. Sie stehlen nicht, sie morden nicht, sie suchen nur Arbeit. Sie sind nicht nur ehrliche Leute, sondern sogar selbstlose, willensstarke Männer. Im schlimmsten Gefängnis ist das Leben angenehmer als in einer jüdischen Vorstadt".

So schrieb der russische Priester im Jahre 1902. Wie sehen also, daß das erste Ziel der Regierung von großem Erfolg gekrönt ist. Die anderen Bestrebungen der reaktionären Regierung sind aber mißglückt. Trotz der Fernhaltung der Juden von den allgemeinen Schulen und der Unterdrückung der jüdischen Schulen ist es der russischen Regierung nicht gelungen in den letzten 20 Jahren das Kulturniveau der Juden herabzudrücken. Die tausendjährige Kulturentwicklung h t in dem jüdischen Volke eine mächtige Wirkung zurückgelassen. Der Bildungsdrang der russischen Juden ist unverwüstlich. Sind ihnen die öffentlichen Schulen verschlossen, so schicken sie ihre Kinder zu Privatlehrern selbst auf die Gefahr der Verfolgung und Bestrafung hin. Die Fernhaltung der Juden vom öffentlichen Leben, vom Staats- und Kommunaldienst, das Verbot der jüdischen Gemeindeorganisationen, der wohltätigen Gesellschaften haben geheime Organisationen ins Leben gerufen. Trotz der Ausnahmegesetze leben in unserem Volk die Gesellschaften weiter fort und erfüllen ihre kulturelle Aufgabe. Dank ihren Organisationen können die Juden jeder Zeit zu dem Kulturleben in Rußland in Beziehung treten. Das findet man überall. Und als der Groß-Inquisitor Trepow eingesehen hatte, daß das jüdische Volk noch nicht genügend unterdrückt sei, daß es noch Anstrengungen machte, sich von der Knechtschaft laszureißen, beschloß man ein neues Mittel anzuwenden, ein Blutbad einzurichten. Der erste Versuch wurde vor drei Jahren in Kischinew und Homel gemacht. Plehwe wollte die Juden terrorisieren und die russische Intelligenz einschüchtern. Der Nachfolger Plehwes beschloß die Massacres in größerem Umfange zu wiederholen. Er vervollständigte die Methode der Progrome, bestimmte genauer die Assistenterolle der Polizei usw. Er bewaffnete die Mörderbanden, die mit Polizeichefs an der Spitze umherzogen. Die ersten Massacres vollbrachte Trepow im taurischen Gouvernement, welches sein Bruder verwaltete. Als die freiheitliche Bewegung sich über ganz Rußland verbreitete, überschwemmte er den ganzen Ansiedlungsrayon mit Strömen jüdischen Blutes. Jetzt ist wieder ein kritischer Moment in der Geschichte Rußlands. Ich spreche als Jude, wären Vertreter der anderen Nationalitäten hier, sie würden Ihnen dasselbe Bild zeigen. Auch der Großrusse wird Ihnen ähnliches von den Leiden der Freiheitskämpfer erzählen. Ich bin Augenzeuge des schrecklichsten Martyriums und Todeskampfes der russischen Juden gewesen. Ich war Zeuge vieler tausender von Märtyrern. Als die Henker einem Jüngling auf dem Marktplatze inmitten einer kalten blutigen Menge die Glieder zerbrachen und seine Wunden mit glühenden Eisen verbrannten, da schrie er auf: Hörst du es, Väterchen? Und aus der Menge antwortete ihm sein Vater: Ich höre es mein Sohn, ich höre es. Das ganze jüdische Volk Rußlands stöhnt unter den Händen der Henker, und das Volk erhebt die ewige Frage: Hört Ihr auch Menschen und Brüder? Gebt Trost den Sterbenden und Hoffnung den Lebenden. Antwortet und sagt uns, daß in den Staaten von Europa keine teilnahmslose, stumpfe Menge lebt, sondern Menschenbrüder wohnen, Kinder eines Schöpfers, Teile einer einigen Menschheit. (Stürmischer Beifall.)

Als letzter Redner spricht Pfarrer D. Naumann:

Was der Vorredner zu uns gesprochen hat, das beschäftigt unsere Seelen, und wir haben das Gefühl, daß wir jetzt erst Zeit brauchten, um darüber noch einmal mit uns selber zu sprechen, ehe ich kommen kann, um zu Ihnen zu reden. Aber der Gang der Versammlung ist geregelt, und ich werde daher dort einsetzen, wo er aufgehört hat. Ich werde mit Ihnen davon reden, daß das, was er zu uns jetzt als Israelit geredet hat von Israeliten, etwas ist, was wir andere als Deutsche, als Christen, als Bürger mit ihm empfinden. Wir werden davon reden, daß die Leiden dieser Israeliten in Bialystok nur ein Stück sind von all den hundertfältigen Leiden, die von Osten herüber zu uns gekommen sind. Hier sind es die Juden von Bialystok, vor deren Blut wir heute stehen. Vorher waren es die Deutschen in Rußland. Ebenso sind es jetzt Letten, mit denen die russischen Gerichte verfahren, als gäbe es kein Recht und keine Schonung. (Zustimmung.) Die Unschuldigen müssen mit heran und werden mit verurteilt. Einer mehr oder weniger, gehängt oder geschossen, es ist ihnen gleich, die im Namen des Kaisers Recht sprechen. (Lebhafte Pfuirufe) Wenn wir an diese denken, dann erinnern wir uns, was wir von den Finnen wissen und Bobrikow und was mit ihm zusammenhängt. Und dann ist hinter diesen ein ganzer Hintergrund von Stundisten und Altgläubigen und geplagten religiösen Russen und wieder hinter diesen ein Hintergrund von russischen Bauern, die auch nicht wissen, wo ihre Rechte aufgehoben sind, im Himmel oder auf der Erde. Und wir denken derer, die in dem russischen Lande versuchten, ihrem Volke politisch zu dienen und die in Sibirien oder in den Gefängnissen sitzen und deren Untersuchungshaft zur Strafhaft wird, ohne daß ein Mensch die Grenze anzeigt, wo die Untersuchung übergeht in eine Strafe. Und der Fülle dieser Dinge gegenüber scheinen uns die Leiden zu verschwinden, die wir selbst in unserer eigenen Heimat zu tragen und zu beklagen haben. Wir bekommen den starken Eindruck, daß eine halbe Tagereise von uns ein mittelalterlicher Zustand beginnt, daß dort das beginnt, was wir aus den Büchern der Geschichte, aus den Dramen der Dichter als vergangene Sachen anzuschauen gewohnt waren von unserer Kindheit an und daß wir Alba und die Hugenotten nicht in der Vergangenheit zu suchen haben, sondern daß wir sie drüben haben, so nahe daß man sie von Mittag bis zu Abend erreichen kann. Und wird uns dieses klar, daß wir nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart diese Dinge haben, die uns als die Fülle des Grausamen der Vergangenheit erschienen sind, dann steigt uns allen, nach dem was hier gesprochen wurde und nachdem was wir wissen und gehört haben, die Frage auf: Gibts da überhaupt etwas zu bessern, aufrecht zu erhalten und zu ändern? Und das erste Gefühl ist bei Ihnen wahrscheinlich, wie bei mir. Es ist ein Naturvorgang. Das erste Gefühl ist eine große Umwälzung, eine Riesenabrechnung der Weltgeschichte, ein Kampf um die Macht, wie er seit dem Sturze des alten Römerreiches bis heute nicht wieder geführt worden ist. (Zustimmung.) Ein solcher elementarer Kampf um die Macht, um die Führung einer Menge von 140 Millionen Menschen kann nicht verlaufen mit der glatten Gleichmäßigkeit gewöhnlicher Vorgänge. Ein derartiger großer geschichtlicher Umsetzungsprozeß ist seiner Natur nach ein grausamer Prozeß. Und wenn wir dieses Gefühl zuerst haben, dann will es uns im Augenblicke wie eine Art Weichlichkeit oder Sentimentalität bedrücken, wenn wir derer besonders gedenken, die in diesem großen geschichtlichen Umwälzungsprozeß unter die Räder gekommen sind und deren Blut auf den Straßen von Rußland dahin fließt. Wir fühlen, es wird noch mehr fließen. Wir wissen, die Sache ist noch nicht zu Ende. Und wir haben die Empfindung, was soll es inmitten dieses geschichtlichen Naturvorganges, wenn man in Berlin und in Paris und in London sich hinstellt und aus der Ferne protestiert gegen die Morde von Bialystok? Und indem wir dieses Gefühl haben, sollen wir ihm nicht aus dem Wege gehen, sondern sollen ihm mit Klarheit ins Angesicht sehen, damit wir wissen, was wir in dieser Stunde tun oder nicht. Um zu sagen, was der Zweck solcher Proteste ist, will ich eine geschichtliche Erinnerung vorholen. Diejenigen unter uns, die älter sind, werden sie in eigener

Erinnerung tragen. Ich denke an das Jahr 1859, wo die Schlacht von Solferino mit ihren Grausamkeiten die Gefühle von Europa in ähnlicher Weise beschäftigte, wie heute die Taten in Bialystok. Damals war es ein französischer Schweizer Dunant, der den Bevölkerungen vorstellte: So sieht es auf dem Schlachtfelde aus. So sehen die Verwundeten und Zerschossenen aus, um die niemand sich kümmert. Und welche Folgerungen zog er? Diese Folgen, die Kriege können wir nicht beseitigen durch moralischen Protest, aber wir können die Kriege abgrenzen, daß sie nicht über das hinausgehen, was Krieg ist und nicht ausarten in das, was mit dem Zweck des Krieges nichts mehr zu tun hat. Und dieser Aufruf des einen Menschen hat für den Krieg der Staaten untereinander die sichtbarsten Folgen gehabt, denn aus jenem Aufruf kann alles das heraus, was „Rotes Kreuz" heißt, alle Fürsorge für die Verwundeten und Zerschossenen. Jeder schützt das Rote Kreuz, das über den Erdkreis hin eine Art von Kontrolle ausübt und die Verwundeten schützt, daß ihnen der Krieg nicht mehr schadet. Das ist erreicht im Laufe von vierzig Jahren. Bis in die Kriege von Ostasien hat dieser Aufruf nachgewirkt zur Regulierung der Behandlung der Verwundeten. Kriege gibt es noch, aber die alte Art, dreißigjährige Kriege zu führen, die Frauen und Kinder und die Gehöfte der Unbeteiligten einfach als Beute anzusehen, das ist beseitigt worden, und der Krieg ist moralisch begrenzt und geregelt worden durch den Willen einer öffentlichen Meinung. Und das, was damals von 1859 an gegenüber dem Kriege der Waffen geschehen ist, scheint das zu sein, was heute gegenüber dem Bürgerkrieg durchzuführen ist. Es ist nicht zu bezweifeln, wir haben drüben den Beginn eines bürgerlichen Krieges. Der Krieg geht seinen Gang, und von beiden Seiten kämpft man. Es ist gar nicht wunderbar, daß eine alte Dynastie und alle, die von ihr leben und an ihr hängen, daß die sich wehren, wenn sie beseitigt werden sollen. Und ebenso ist es nicht wunderbar, sondern eine Sache größter Hochachtung wert, daß mehr und mehr und immer wieder Köpfe herauskommen aus der russischen Menge, die da sagen: Wir wollen unser Leben einsetzen für die Politik und den Staat, (Beifall) Köpfe, die die Politik und den Staat noch für groß genug halten, um dafür zu sterben, Leute, die sich hingeben für die Staaten und Fürsten und sich jetzt hingeben für die Erneuerung der Verfassung und des volkswirtschaftlichen Lebens. Wir sehen dieses Hingeben auf der einen Seite wie eine Notwendigkeit und wie eine sittliche Tat an und begreifen, daß dieser Kampf da ist, und begreifen, daß dieser Kampf von beiden Seiten nicht so genau geführt werden kann, daß es nie einen treffen kann, der nicht direkt dazu gehört. Das können auch die Revolutionäre nicht versprechen. Auch sie kämpfen und werfen ihre Geschosse und treffen auch unschuldige Leute. Aber indem wir dieses sehen und uns jedes kleinlichen Moralisierens enthalten gegenüber einem Vorgang, der so breit angelegt ist in seiner geschichtlichen Bedeutung, so sagen wir doch, es soll nicht etwas hineingelegt werden, was mit den bürgerlichen Verfassungskämpfen gar nicht zusammenhängt, diese Metzeleien und Morde. Das ist der Punkt, wo die öffentliche Meinung aller Länder eingreifen muß. (Beifall.) Dann muß es heißen: Euren Bürgerkrieg verstehen wir und achten ihn. Es ist euer Bürgerkrieg und nicht der unsrige. Wir stehen mit Achtung vor einem Volke, das diese Krisis in sich durchlebt, aber wir wollen die Vertreter des moralischen Gedankens sein, daß sich der Bürgerkrieg nicht entfaltet zur Barbarei und zu wilden Ausschreitungen. (Beifall.) Und in diesem Sinne gilt unser Protest nicht der Tatsache der Revolution, auch nicht der Tatsache, daß die Regierung sich wehrt, sondern jeder Ueberschreitung der Menschlichkeit. Und wenn wir fragen: Was nützt der Protest als gesprochenes Wort? — Die Worte der Menschen sind immerhin Dinge, die sich auch in Taten umsetzen können. Und es ist schon gesagt worden, wenn sich die Worte des Protestes schon zeitiger in finanzielle Taten umgesetzt hätten, würde heute schon etwas weniger Protest der Worte nötig sein. (Lebhafte Zustimmung.) Die ewig nach Geld begierige russische Staatsmaschine (Heiterkeit) hatte durch Witte versichern lassen: Wir werden von jetzt an liberal sein, aber 500 Millionen wollen wir. (Heiterkeit.) Ja, wenn man gesagt hätte: Erst den Liberalismus und dann die Finanzreform (Heiterkeit), dann wäre es besser gewesen. Statt dessen hat man zuerst das Geld gegeben. Bei dem letzten derartigen Vorgang ist die Haltung der deutschen Regierung würdig und zurückhaltend gewesen, aber früher herrschte in dieser Beziehung eine viel zu große Vertrauensseligkeit. (Zustimmung.) Und es waren auch unserer jüdischen Mitbürger, ich halte das Wort nicht zurück. (Lebh. Zustimmung.) Wir wollen bei der Tatsache bleiben, daß die Milliarden, die nach Rußland gegangen sind, zur Unterstützung der Regierung gedient haben, und daß infolgedessen ein moralischer Einfluß, wie so oft in der Welt, zu materiellen Maßnahmen und Wegen Gelegenheit gegeben hat, und daß infolgedessen in erster Linie bei weiteren russischen Staatsanleihen eine Verweigerung sich zeigen muß, (Beifall) und der moralische Protest der Deutschen in der Abstoßung von $2\frac{1}{2}$ Milliarden russischer Werte zu bestehen hat. (Beifall.) Ich weiß, daß das nichts Kleines ist, denn für innere Moral ist ein Teil dieser Leute durchaus längst verloren und ist jenseits von Gut und Böse angekommen in diesen Dingen. Und darum laufen unsere Aufforderungen darauf hinaus, daß die Unterstützungen der russischen Regierung durch finanzielle Maßnahmen endlich aufzuhören haben. (Lebhafter Beifall.) Und das zweite, was ich in diesem Zusammenhange zu sagen habe, ist bereits von dem Abgeordneten Träger gesagt worden. Es heißt nämlich, daß wir Deutsche uns in gewisser Art immer noch als Hilfstruppen der russischen Regierung fühlen. Wir haben keine Veranlassung, besonderes Mißtrauen auszusprechen wegen der Dinge, die kommen, da wir nicht wissen, was unsere Regierung will. Aber wir können in Bezug auf das, was geschehen ist, aussprechen, daß jene Justizhilfsdienste in Königsberg oder anderswo weit über vertragliche Pflichten hinaus der russischen Regierung geleistet worden sind und mit der gerechten Empfindung des deutschen Volkes nicht im Einklang stehen (Beifall), weil wir absolut neutral zu sein haben gegenüber den kämpfenden Parteien in Rußland, und daß unsere Justiz und unsre Staatsanwälte und Polizeiorgane eben deutsche Justiz und deutsche Polizei sind. (Beifall). Wir sprechen mit aller Vorsicht (Heiterkeit) den folgenden Satz aus: Von den Zeiten der heiligen Allianz an, von den Tagen an, wo Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Kampf gegen Napoleon sich brüderlich gefunden haben und auf dem Mühlenhügel von Leipzig sich die Hände gegeben haben, von diesem Tage an besteht durch alle Jahrzehnte hindurch die schon erwähnte nahe monarchistische Beziehung zwischen Rußland und Deutschland, eine Beziehung, die in entscheidenden Zeiten der deutschen Geschichte für uns wichtig geworden ist. Sie ist für uns wichtig geworden im Jahre 1870 und Bismarck kommt deshalb in seinen Gedanken und Erinnerungen beständig auf sie zurück, als einen großen Faktor seines Lebens. Und von da an kommt die immer erneute Erinnerung, daß die deutsche und die russische Geschichte zusammenzuhalten haben. Wir unsererseits glauben, daß diese Bismarcksche Mahnung, so gut wie die meisten seiner großen Gedanken in Bezug auf äußere Politik, einen bleibenden und unvergänglichen Wert enthält. Wir meinen aber ebenso, daß die Folge dieser Gedanken wechselt mit der wechselnden Folge der verschiedenen Zeiten. Und darum halten wir dafür, daß jenes Bismarcksche Wort, daß die Deutschen und Russen politisches Verständnis für einander haben sollen, aufrechtzuerhalten ist, daß es aber nicht zu beschränken ist auf die Dynastie Romanoff, sondern ausgedehnt werden muß auf das russische Volk im ganzen. (Lebhafter Beifall.) Jeden Gedanken, als wollten die Deutschen in den russischen Bürgerkrieg aktiv oder gar militärisch eingreifen, müssen wir unbedingt und weit von uns abweisen. Und diejenige Neutralität, mit der Rußland im Jahre 1870 bei der Entstehung des neuen Deutschen Reiches sich zurückgehalten hat, müssen wir nun als Dankesgabe einnehmen gegenüber dem neu entstehenden Rußland. (Beifall.) Wie das neu entstandene Deutschland dem Rußland nichts nachzutragen hatte — sie haben uns in Ruhe gelassen und das war das größte, das sie für uns tun konnten —, ebenso sollen wir uns dem entstehenden neuen Rußland gegenüber verhalten. In diesem Sinne der absoluten deutschen Neutralität wollen wir fest bleiben. Das ist der Weg zum Frieden mit dem neuen und kommenden Rußland. Und auf dieses neue und kommende Rußland lenken sich unsere Gedanken. Wie es kommen wird, unter welchen Umständen und Schwierigkeiten, ob mit der jetzigen Duma, ob mit einer nächsten Nationalversammlung, ob mit einem Konvent oder auf welche Weise sonst, das weiß Gott im Himmel allein, das weiß niemand. Wir können den Weg der Geschichte nicht vorhersehen. Wir sehen nur unsererseits, daß die Gedanken einer Volksvertretung durchgeführt sind in jener merkwürdigen Versammlung der russischen Duma. Wir sehen, daß dort im Grunde das Gewissen des russischen Volkes ist. Als die Leute in Bialystok dagelegen haben, wann kehrte da eine Spur von Gewissen ein? Erst als zwei Beamte der Duma nach Bialystok kamen; nicht als der Zar jemand hinsandte, sondern als die Duma das Souveränitätsrecht zu einer Untersuchung großer Gräuel aus eigener Kraft sich nahm, da schlug das Gewissen. Und es zeigte die Duma, daß in ihr sittliche reiche Kraft vorhanden ist. Gewiß, eine Versammlung kann mit einem Tage, mit einem Jahre nichts Abgeklärtes, nichts Fertiges sein, wie lange haben unsere abendländischen Parlamente gebraucht, ehe sie einigermaßen brauchbar geworden sind. (Heiterkeit.) Wir haben nicht an Zauberei und Hexerei geglaubt. Wenn aber irgendwo die Kraft der Erneuerung und Verbesserung ist, dann in dieser Versammlung. Denn diese Versammlung hat etwas, was das Zarentum nicht haben kann, nämlich den einfachen Glauben an den Menschen. (Beifall.) So klein das scheint, so ist es doch das größte Ding in der Geschichte. Welche Völker sind jetzt fest und sicher und gedeihen? Diejenigen, wo man den Glauben an den Menschen gehabt hat. Kein Mensch redet von Revolution in England oder in den Vereinigten Staaten, weil eben dort jene liberale Anschauung vom Menschen zur Entfaltung kam und zur Volkssitte geworden ist. Das ist die Stütze und Staatserhaltung an sich. Staatserhaltung ist Glaube an die Kraft der Freiheit. Und wo der Glaube an die Kraft der Freiheit nicht vorhanden ist, da fehlt das staatserhaltende Moment. Und deshalb sehen wir die Duma für ein staatserhaltendes Institut an. Mag sie jung und schwach sein. Sie hat den Glauben an die Bevölkerung und ihren Wert, und diesen Glauben drückt sie aus, indem sie jede Angstbevormundung beseitigen will. Sie will die freiheitliche Gesinnung, was wir Menschenrecht genannt haben, sie will, daß der russische Acker, jener Boden, aus dem noch zwei oder mehr Mal mehr Menschen herausgehoben werden können, zu einem Boden des gesegneten Gedeihens für die Bevölkerung wird. Und die Frage der Freiheit und des

Ackers, das sind die Dinge, die die Duma bewegen. Sie sind unendlich viel notwendiger als alles andere. Darum soll unsere Resolution an die Duma und ihren Präsidenten gerichtet werden. Gegenwärtig ist das neue, das kommende Rußland durch sie am besten vertreten. Damit dienen wir der allmählichen Verwirklichung eines alten Ideals aller liberalen Bewegungen, daß nämlich ganz Europa ein Land der Freiheit sein möchte (Beifall) und das Licht vom Osten kommen möchte. Denn selbst wenn es drüben gelänge, mehr Licht der Freiheit zu bringen, etwas davon würde auch hier an die Weichsel zu uns kommen. (Beifall.) Die Wünsche, die wir den Russen weihen, sie sind politische Wünsche auch für unsere deutsche Entwickelung. Und wenn wir von den Hoffnungen gesprochen haben, der gegenwärtige Moment gehört der Mitempfindung, aber nicht einer saft- und kraftlosen Mitempfindung, sondern einer Mitempfindung, die uns lehrt, politische Gedanken mit größerem Ernst zu behandeln, als wir es häufig zu tun gewohnt sind. (Wiederholter minutenlanger Beifall.)

Darauf wird folgende Resolution von der Versammlung einstimmig unter großem Beifall angenommen:

Die Versammlung spricht ihr tiefes Mitgefühl mit den Opfern der Metzeleien in Rußland und ihre Empörung über die Urheber der unmenschlichen Grausamkeiten aus. Sie vertraut, daß es die Duma erreichen wird, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, damit neuen Untaten vorgebeugt werde, und sie ist von dem Wunsch beseelt, daß es den Mächten des Fortschritts und der Kultur gelingen möge, unserem großen östlichen Nachbarreich den Verfassungsstaat mit Sicherung der bürgerlichen Rechte und der religiösen Freiheit zu bringen zum Segen Rußlands und als eine zuverlässige Bürgschaft friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen zum Deutschen Reich.

Diese Resolution soll dem Präsidenten der Duma übersandt werden.

Reichstagsabgeordneter Direktor Schrader nimmt alsdann das Schlußwort:

In unseren Beratungen ist mehr als einmal der Gedanke ausgesprochen worden, daß unsere Beschlüsse vielleicht nicht den großen Effekt haben werden, den wir erwarten. Gewiß, wir können mit den Worten der Versammlung in Rußland keinen Eindruck machen, aber was wir können und müssen, das ist, zu Worte kommen lassen die Menschheit, die Gerechtigkeit und die politische Einsicht, hier in Berlin und von hier aus im ganzen Deutschen Reiche. Dieser Versammlung sollen andere in anderen deutschen Städten nachfolgen, damit man nicht von der Meinung Berlins, sondern von einer deutschen Meinung spricht. Und was wir in Deutschland tun, wird auch in der ganzen Welt Nachahmung finden. Der Eindruck auf Rußland und die Regierung wird dann nicht ausbleiben und sie zurückhalten vor weiteren Ausschreitungen. Wenn das russische Volk weiß, die ganze zivilisierte Welt steht auf seiner Seite, so wird das nicht gleichgültig sein. Wir können mit anderen Völkern nur in Frieden leben, wenn sie sich gegenseitig achten. Wir sind aber auch berechtigt darüber zu sprechen, was in anderen Ländern geschieht. (Beifall.)

Damit schloß die imposante Kundgebung.

* * *

Anknüpfend an die letzten Vorgänge in Rußland schreibt das Organ der Reichsregierung, die „Nordd. Allg. Ztg.“ (24. Juni):

„Was sich in Bjelostok, einer kleinen Industriestadt Russisch-Polens, zugetragen, hat die zivilisierte Welt mit schreckensvoller Teilnahme verfolgt. Der Hergang ist aus den Telegrammen bekannt. Wir im Westen stehen staunend vor derartigen Ausbrüchen sinnloser Wut. Aus unseren gänzlich anders gearteten Verhältnissen heraus vermögen wir nur schwer zu verstehen, wie solche Dinge begründet sind, und wie sie sich überhaupt ereignen können. Nicht nur im Interesse der Zivilisation, auch in dem einer gedeihlichen Entwicklung des so schwer heimgesuchten russischen Reiches sind diese Vorgänge sehr zu beklagen. Sie gaben der Duma, die Abgesandte nach Bjelostok schickte, Anlaß zu erneuten heftigen Angriffen auf die gegenwärtige Regierung. Auch das wirtschaftliche Leben wird dadurch schwer betroffen: denn was in Bjelostok passiert, wird, wie Meldungen aus Rußland hervorheben, auch an anderen Stellen erwartet. Auch aus anderen Städten fliehen die Juden. Und wer nicht flieht, hütet sich, sein Vermögen und seinen Kredit in größeren Geschäften längerer Frist zu engagieren. So übersteigt der Schaden, der — abgesehen von Gräuel und Elend — aus solchen Vorkommnissen sich ergibt, weit den Betrag dessen, was tatsächlich zerstört wurde.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 27. Berlin, 4. Juli 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3578.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benalt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Der Pücklerskandal und die Staatshoheit.

Julius Stahl, der von jüdischen Eltern geborene Wortführer einer autokratischen Rechts- und Staatspolitik und der ritterschaftlichen Rückwärtserei „auf der Grundlage christlicher Weltanschauung", hat nicht viel Gutes gewirkt; aber sicherlich war gut und recht der Ausspruch in seiner „Staatslehre": „In der unverbrüchlichen Handhabung der Gerechtigkeit besteht vor allem die Majestät und Heiligkeit des Staates." In der Tat: man kann es täglich, stündlich erfahren, wie nichts so sehr an den Grundlagen der Staatsordnung hämmert und rüttelt, nichts so sehr die Bande frommer Scheu lockert, nichts so sehr erhabene Vorstellungen von der Größe und Sittlichkeit der Staatseinrichtungen in das Gegenteil des Erhabenen verkehrt als die Verletzung der Gebote der Gerechtigkeit durch den Staat. In diesem Betracht ist auch der robusteste Zeitgenosse überaus empfindlich. Warum sehen in allen Kulturländern denkende Männer die Greuel in Rußland, die Pogromwirtschaft als Untaten an, denen am besten mit einer bewaffneten Einspruchskundgebung der europäischen Staaten und Nordamerikas zu antworten wäre? Nicht nur wegen der bodenlosen Unmenschlichkeit, die in den Polizei- und Pöbelscheußlichkeiten à la Bialystok zutage getreten ist, sondern vor allem auch wegen der Niedertretung der Pflichten des modernen Staates, wegen der schweren Erschütterung der internationalen, auf bestimmten Sittengesetzen beruhenden modernen Staatsordnung durch die Ingebrauchnahme der zum äußersten gesteigerten praktischen Ungerechtigkeit durch die Staatsmacht.

Man konnte neuerdings unter gebildeten Ausländern vielfach innerpreußische Zustände in einer Weise gewertet sehen, die uns weit näher in eine Wert- und Ideennachbarschaft zu Rußland bringt, als uns lieb sein darf. Björnsterne Björnsen hat sich gegen die Hinzuziehung der deutschen Nation zu einer engen Kulturgemeinschaft der germanisch-skandinavischen Länder mit einer Begründung ausgesprochen, die für uns geradezu beschämend ist. Frankreich ist niemals geringer eingeschätzt geworden in der kulturell und sittlich hochstehenden Menschheit, als damals, da das Verbrechen der sogenannten Staatshoheit gegen Dreyfus erkennbar wurde. Im deutschen Vaterlande aber und außerhalb seiner Grenzpfähle schüttelt man den Kopf über das, was nach und nach indezug auf den Grafen Pückler aus Tschirne bekannt geworden ist. Alle Welt fragt, ob denn die preußische Staats- und Rechtsgewalt einfach kapituliert habe vor diesem rasenden Prügelritter. Alle Welt fragt, ob die unverbrüchliche Gerechtigkeit, die eine wesentliche Voraussetzung der Majestät und Heiligkeit des Staates ist, irgendwie in Einklang gebracht werden kann mit der Behandlung, die man diesem Mann einerseits und den meisten Opfern der Justiz andererseits zuteil werden läßt.

Redakteure, die wegen eines unvorsichtigen Wortes, einer nicht ganz erweisbaren Behauptung der Strafjustiz verfallen, werden mit aller Härte als Gefängnissträflinge behandelt, werden jezuweilen gefesselt dem Gericht vorgeführt, werden in ihrer Menschenwürde bis aufs Blut gekränkt. Der Herr Graf Pückler aber, der seit Jahren nichts anderes tut als Mord und Totschlag und Plünderung predigen, wird, wenn man doch einmal nicht umhin kann, seine blutrünstigen Rasereien, seine grenzenlosen Nichtswürdigkeiten gegen friedliche Staatsbürger nicht nur „bildlich" zu nehmen, zwar zu Gefängnis verurteilt, aber durch das Justizministerium vor dem Gefängnis bewahrt, indem im Wege des Gnadengesuches die Gefängnisstrafe in die „standesgemäße" Festungshaft umgewandelt wird. Und während der oppositionelle Redakteur wegen eines nicht genau genug abgewogenen Artikels im Gefängnis Kaffeebohnen auslesen oder Düten kleben muß und an seine Befreiung aus harter Gefangenschaft auf nur eine Stunde vor Ablauf der Strafzeit, an eine Unterbrechung seiner Gefängnishaft auch nur auf kurze Zeit nicht zu denken ist, — kann der Herr Graf vergnüglich die Festung verlassen und den Urlaub, der ihm bewilligt ist, dazu benutzen, just dieselben Straftaten fortgesetzt zu begehen, wegen deren er verurteilt worden war. Das ist in der Praxis eine so schwere Verletzung der Achtung vor der Rechtshoheit des Staates, daß man sich nicht zu wundern nötig hätte, wenn diese Behandlung der Gerichtsbehörden durch die ihrer Strafgewalt verfallenen oder verfallen gewesenen Leute Schule machte.

Der Strafgefangene Graf Pückler sitzt auf Festung; dann kann er sich wieder etliche Zeit von der Festungshaft erholen und dabei zu seinem Vergnügen den Sport der strafbaren Aufreizung zu Gewalttätigkeiten weiter betreiben; und dann kehrt er wieder zur Festung zurück und erledigt den Rest der „Strafe". Das ist sein Dank für die ihm zuteil gewordene Begnadigung; das ist seine Quittung auf die Anschauung, daß der Zweck der Strafe sei, abzuschrecken und zu erziehen; und der sogenannte „gemeine Mann" denkt sich: es ist also; auch ich werde mich künftig nicht genieren und zwar sorgen, daß ich mich nicht erwischen lasse, im übrigen aber die sogenannte Staatsrechtshoheit ebenso als Objekt des Ulks ansehen wie der Herr Graf. Die Beurlaubung des Grafen Pückler aus der Strafhaft ist bekanntlich darum erfolgt, weil es auf seinem Gut

gebrannt hatte und er zum Rechten sehen wollte. Das hat er in seiner Weise getan; er ist mit seinem Inspektor böse zusammengeraten und hat ihm den Stuhl vor die Tür gesetzt. Und dann — frisch auf zum fröhlichen Jagen! Der Pücklerrummel zu Berlin setzte wieder in der alten Wildheit ein und zeigte nur insofern ein gegen früher verändertes Bild, als der Herr Graf bei dieser Gelegenheit nicht nur zum Prügeln auffordern konnte, sondern selbst beträchtliche Prügel bezogen hat, als ferner die Polizei mehrfach die Versammlungen auflöste und sich dem Unfug so hinderlich erwies, daß der Impresario nur mit Mühe die Abendkasse, die Eintrittsgelder für die nicht gelieferte Pücklervorstellung retten konnte.

Man hatte angenommen, daß der dem Grafen Pückler erteilte Urlaub auf das Konto der Militärbehörde zu setzen sei. Diese Annahme war unzutreffend; die Militärbehörde hat nur das Recht, Festungsstubengefangene zur Abstattung von Besuchen nach der Stadt zu beurlauben; ein Einfluß in der Richtung der Abkürzung des Urlaubes auf die den Urlaub bewilligende Behörde steht der Militärbehörde nicht zu. Die Beurlaubung des Grafen Pückler aus der Strafhaft konnte nur erfolgen und ist, nach einer Mitteilung der „Danziger Zeitung“, erfolgt durch die für die Strafvollstreckung zuständige Staatsanwaltschaft des Landgerichts I zu Berlin. Die Staatsanwaltschaft ist, nach dem Ausspruch eines ihrer Vertreter, die objektivste Behörde. Es wird abzuwarten sein, inwieweit, etwa bei den nächsten parlamentarischen Verhandlungen über unsere Rechtszustände, es gelingen wird, das Verhalten der Staatsanwaltschaft gegenüber dem Grafen Pückler und anderen, die weniger Glück hatten, mit jenem Ausspruch in Einklang zu bringen. Unter regelmäßigen Verhältnissen hätte es nahe gelegen, daß die Polizei, die bekanntlich im Sinne der Strafprozeßordnung als Hilfsbehörde für die Staatsanwaltschaft anzusehen ist, einen beurlaubten Strafgefangenen, der seinen Urlaub zur Weiterbegehung seiner Straftaten benutzt, festnahm und dem Richter vorführte.

Wollte man uns zur „Rechtfertigung“ der neuesten Seltsamkeit in der Reihe der Seltsamkeiten der Pücklersache wieder mit dem alten Gerede von Pücklers geistiger Unterwertigkeit kommen, so wäre dies ein unnützes Beginnen. Entweder ist der Graf ein gemeingefährlicher Geisteskranker; dann gehört er ins Irrenhaus. Oder er ist, wie die Gerichte annehmen, wohl zurechnungsfähig; dann ist nicht zu begreifen, daß man ihn so behandelt, wie es geschieht, ihn so behandelt, daß diese Behandlung nicht nur im deutschen Volke zu einer Erschütterung des Vertrauens zur Justiz geführt hat, die von diesem kostbaren Gute nicht überviel zu verlieren hat, sondern auch im Auslande Betrachtungen hervorruft, die unseren Ruhm nicht mehren können.

Wer einmal die Kulturgeschichte des preußischen Staates in der neureichsdeutschen Zeit schreiben wird, der wird dem Pücklerskandal einen breiten Raum gewähren müssen; und er wird mehr dazu und davon zu sagen in der Lage sein, als wir, die wir's mit einem Preßgesetz zu tun haben, von dem Maximilian Harden mit Recht sagt, daß es bis zur völligen Lächerlichkeit veraltet sei. Das aber wollen wir wenigstens nicht zu sagen unterlassen, daß die Pücklertragikomödie nicht zu den Mitteln gehört, mit denen Preußen moralische Eroberungen machen könnte. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil.

Deutsche Antisemitenblätter und Bialystok.

Wie es Gegenden gibt, wohin das Licht der Sonne nur selten, auf ganz kurze Zeit oder überhaupt nicht hingelangt, so scheint es auch Köpfe zu geben, in welche das Licht der Wahrheit nur selten, nur spät, manchmal auch überhaupt nicht eindringt. Man würde es nicht glauben, wenn man sich nicht durch den Augenschein überzeugen könnte, daß es selbst in dem entlegensten Winkel Deutschlands Blätter gibt, die noch Ende Juni ihren Lesern vorlügen zu dürfen glauben, daß in Bialystok die Juden durch ihren Angriff auf die Fronleichnamsprozession den Progrom selbst hervorgerufen haben. Das aber ist zu lesen in dem „Politischen Tageblatt für die Hohenzollernlande und deren Umgebung“, das den stolzen Namen „Der Zoller“ führt.

Dieses in Hechingen erscheinende katholische Blatt beruft sich auf die gleichfalls katholische „Augsburger Postzeitung“, deren Redaktionsstuben dem Lichte ganz unzugänglich zu sein scheinen, während in den Köpfen ihrer Redakteure ein seltsames Gemisch krauser Gedanken aufgestapelt ist. Die Herren sind so gnädig zuzugeben, daß die revolutionären Handlungen einiger Juden allerdings keinen Grund zu Mordtaten seitens der Christen, wohl aber einen Anlaß bilden. Und zwar was in einem christlichen Blatte recht sonderbar sich ausnimmt nach dem Grundsatz: „Aug um Aug, Zahn um Zahn“.

Wie aber, wenn die Räuber und Mörder, die Kannibalen von Bialystok auch nicht einen Anlaß zu ihren Ausschreitungen gehabt hätten? Eigentlich hätte man selbst in den schlecht erleuchteten Redaktionshinterstuben der „Augsburger Postzeitung“ bereits wissen müssen, was Fürst Urussow, der früher als Unterstaatssekretär im russischen Ministerium des Innern in Erfahrung gebracht und in der Duma ausgesagt hat, wissen müssen, daß nämlich nachweislich die Behörden über einen ganzen Apparat zur Inszenierung von Pogroms verfügen und reichlich anwenden. Der Bericht der Reichsdumamitglieder, den man in Augsburg allerdings noch nicht kannte, stellt über die Vorgänge in Bialystok fest, daß die meisten Polizeiorgane mit schuld an den Judenmetzeleien tragen und daß die Polizisten und Truppen an den Plünderungen und Mordtaten teilgenommen haben. Er stellt fest, daß die Plünderbanden unter dem Schein von Feuerwehrleuten gebungen worden sind, was doch vor dem Ausbruch der Unruhen geschehen sein muß. Er stellt fest, daß Arretierte in den Polizeiverwaltungen von Polizisten im Beisein von Chefs totgeschlagen worden sind, daß Offiziere die Soldaten beim Plündern und Morden ermutigt haben, und er stellt endlich fest, daß die Morde in den Wohnungen systematisch eingeleitet worden sind. Zuerst wurden von der Polizei und von den Truppen Haussuchungen nach Bomben und Revolutionären veranstaltet. Dann hieß es, das Gesuchte sei gefunden, worauf die Truppen das Haus beschossen und die Hooligans einließen.

Und was hier von der Duma-Kommission festgestellt wird, entspricht durchaus dem, was über frühere Pogroms längst bekannt geworden ist.

Da wir einmal dabei sind, mit der „Augsburger Postzeitung“ und mit dem ihren wunderbaren Artikel gläubig nachdruckenden „Zoller“ abzurechnen, wollen wir noch einige Stellen in dem in der Dunkelheit geschriebenen Elaborat beleuchten. Das wackere Blatt behauptet, die Juden in Rußland seien alle gleich. In Wirklichkeit gibt es in keinem Lande der Welt in körperlicher wie geistiger Hinsicht grundverschiedenere Juden als in Rußland. Würde man in den finsteren Redaktionsstuben des Augsburger Blattes nur etwas von der russischen und russisch-jüdischen dramatischen Literatur neuesten Datums wissen, dann würde man solchen Unsinn nicht geschrieben haben. Alsdann enthüllt das Blatt, daß die Pläne der russischen Juden weiter gehen, als die Juden zugeben. Der Zerfall des russischen Reiches und die Möglichkeit der Errichtung eines Judenstaates werde von der ganzen Judenschaft erstrebt. Die Besserung der russischen Zustände sei ihnen Nebensache. Da nicht anzunehmen ist, daß selbst die Herren von der „Augsburger Postzeitung“ noch nichts vom Zionismus gehört haben, müssen wir glauben, daß sie von einem anderen Staate spricht, denn der Wunsch

der Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina wird ja von den Zionisten zugegeben. Sollte die „Augsburger Postzeitung" gar geheime Beziehungen zu den jüdischen Revolutionären haben, die ihr leichtfertig Vertrauen geschenkt oder sie angeulkt haben? Wir halten die russischen Juden für viel zu klug, als daß wir glauben könnten, sie trügen sich mit dem Gedanken, etwa den Rayon von Rußland abzuzweigen; denn da wohnen doch noch andere Leute, die kräftigeren Rückhalt haben als die ausgepauverten russischen Juden.

Nach den hellen Leuchten des Augsburger Blattes hat „die Allmacht der jüdischen Presse weite Kreise in der Beurteilung der Volksaufstände gegen die Juden irre geführt". Nein, Ihr erleuchteten Herren! nicht weite Kreise, sondern nahezu die ganze zivilisierte Welt ist von der allmächtigen jüdischen Presse irre geführt worden. Der amerikonische Kongreß, die Herren im englischen, im österreichisches, im ungarischen Parlament, die — man höre! — offiziöse französische Presse selbst.

Das helle Augsburger Blatt erkühnt sich „den Beweis zu liefern, daß 90 Prozent der Untaten jeder Art das Werk der Juden sind;" allerdings fügt es hinzu: „auf Grund der Telegramme russischer Blätter". Man hat in den dunkeln Redaktionsstuben der „Augsburger Postzeitung" vermutlich keine Ahnung, daß es in Rußland auch antisemitische Blätter gibt, die genau so wahrheitsliebend sind wie die antisemitischen Blätter in Deutschland, keine Ahnung, wie russische Telegramme fabriziert werden. Dennoch ist erst gerade anläßlich der Bialystoker Judenmetzeleien von dem Minister Stolypin ein offizielles Telegramm öffentlich desavouiert worden. In Rußland, wo alles lügt, heißt es mehr als anderswo: gelogen wie telegraphiert.

Zum Schluß noch ein Zeugnis für die hellseherische Geisteskraft der „Augsburger Postzeitung". Sie ertappt die „Frankfurter Zeitung" bei dem Geständnis, daß sie offen den „jüdischen Geldsack und seinen Einfluß zugibt". Die „Frankfurter Zeitung" schreibt nämlich: „Es ist unbegreiflich, daß die russische Regierung, welche doch in finanzieller Beziehung von der öffentlichen Meinung der zivilisierten Welt abhängig ist, nicht alles in ihrer Macht stehende tut, um die Niedermetzelung unschuldiger Menschen zu verhindern". Dadurch, meint das gescheite Blatt, gibt die „Frankfurter Zeitung" zu erkennen, „daß von dem jüdischen Gelde alles abhängt" Bei der Gelegenheit fügt die „Augsburger Postzeitung" geheimnisvoll hinzu: „Dieses Geld hat bereits eine Rolle gespielt, deren Bedeutung den meisten Christen noch nicht klar geworden ist."

Uns scheint, daß der „Augsburger Postzeitung" noch sehr weniges klar geworden ist. Wenigstens scheint sie keine Ahnung zu haben, daß Geldleute, jüdische wie nichtjüdische, Bedenken tragen ihr Geld einem Lande anzuvertrauen, in welchem eine so große Unsicherheit des Lebens und Eigentums herrscht wie zur Zeit in Rußland, und daß demnach die russische Regierung schon im Interesse ihres Kredits in der Tat alles tun müßte, um solche Zustände zu verhindern.

Die Rede des Fürsten Urussow in der Reichsduma.

Die sensationellen Enthüllungen des Fürsten Urussow, ehemaligen Mitglieds des russischen Kabinetts, über die planmäßige Inszenierung von Pogromen durch russische Verwaltungsbehörden haben allenthalben in der Kulturwelt gerechte Empörung hervorgerufen.

Wir geben die in der Duma hierüber gemachten Ausführungen des Fürsten in den wesentlichsten Gedankengängen nach dem in der Duma aufgenommenen Stenogramm wieder:

„Eine genaue Untersuchung der Exzesse beweist uns, daß sie von stets gleichartigen Erscheinungen begleitet sind. Erstens geht einer Hetze zuerst immer das Gerücht von ihrer Vorbereitung voraus; zu gleicher Zeit werden im Volke aufregende gleichartig stilisierte Proklamationen verteilt und auf der Bildfläche erscheinen niemandem bekannte Vertreter der untersten Schichten der Bevölkerung. Zweitens zeigt es sich stets, daß der offiziell angegebene Grund der Exzesse falsch ist. Drittens macht sich in den Handlungen der Exzedenten eine gewisse Planmäßigkeit bemerkbar, welche diesen Handlungen den Charakter einer zufälligen, elementarischen Erscheinung nehmen. Die Exzedenten handeln, als ob sie überzeugt wären, daß sie dazu das Recht haben und straflos davongehen werden, und handeln nur solange, bis diese Ueberzeugung ihnen nicht genommen wird, worauf die Hetze schnell und leicht unterdrückt wird. Außerdem ist in den Handlungen der Polizei keine Einheitlichkeit bemerkbar. Während einige polizeiliche Reviere, trotz der Anwesenheit einer anständigen Zahl von Polizisten, vollständig demoliert werden, bleiben andere wiederum beinahe unangetastet, weil die sie behütenden Polizisten sicher und energisch ihre Pflicht tun. Endlich, ist einmal der Exzeß zu Ende, und die Exzedenten, deren man habhaft werden konnte, eingesperrt und der Obrigkeit vorgeführt, so kann sich letztere des Eindrucks nicht erwehren, als ob vor ihr nicht so sehr Verbrecher als von jemandem betrogene, dumme Leute stehen.

Folglich fühlt man eine gleichartige und breit angelegte Organisation. Es irren sich aber diejenigen, welche diese Organisation eine offizielle nennen und glauben, die Frage sei gelöst, aber sie irren sich nur zum Teil. Die Ereignisse des vorigen Winters, die eigentlich unsere Interpellation hervorgerufen haben, werden uns teilweise helfen den Nebel zu zerstreuen, der diese so wie so schon dunklen Angelegenheiten umgibt.

Im Januar 1906 bekam ein als Gegner der Hetzpolitik bekannter Herr, der im Ministerium des Innern einen Posten zweiten Ranges besetzte — ich spreche nicht von mir — eine große Anzahl Exemplare von Proklamationen, die sehr sauber gedruckt waren und in den größeren Städten des Südens und Westens von Rußland überall verbreitet wurden; zugleich liefen bei ihm auch Klagen ein, daß in Wiln, Bjelostok, Kiew, Nikolajew Alexandrowsk und anderen Städten Judenhetzen vorbereitet würden. Die Judenhetze von Hómel (Januar 1906) bewies, daß die ausgesprochenen Befürchtungen nicht grundlos seien und bewogen den genannten Herrn, alles zu tun, was in seiner Macht lag, um weitere Exzesse zu verhüten, was ihm auch gelang, dank der vom Ministerpräsidenten (Witte) getroffenen Maßregeln, der sich über den Verlauf der anbefohlenen geheimen Untersuchung auf dem Laufenden halten ließ. Diese Untersuchung förderte folgendes, bisher verschleierte Bild der Tätigkeit der „Hetzmeister" zu Tage.

Eine Gruppe von Personen, die gewissermaßen die Kampfsektion eines unserer „patriotischen" Verbände bildet, hatte den Kampf mit der Revolution aufgenommen im Verein mit Leuten, die der Redaktion einer nicht in Petersburg erscheinenden Zeitung nahe standen. Diese Leute waren überzeugt, daß an den Unruhen der nichtrussische Teil der Bevölkerung (die Bewohner der Grenzgebiete und die Juden) schuld seien. Die russische Bevölkerung und besonders die russischen Soldaten wurden in Zehntausenden von Proklamationen des allerempörendsten Inhalts aufgefordert, mit den Aufrührern ein Ende zu machen. Diese Proklamationen wurden von Mitgliedern des Verbandes an den Bestimmungsort gebracht und zuverlässigen örtlichen Verbandsmitgliedern übergeben, die ihrerseits diese Proklamation vorsichtig und verständnisvoll unter dem Publikum verteilten. Die Folgen davon waren vom Standpunkt der Wahrung einer einheitlichen Macht sehr originell: so z. B. verteilt der Gehilfe des Polizeimeisters diese Proklamationen, ohne daß sein Chef etwas davon weiß. Oder im Gegenteil, der Polizeileutnant des ersten Reviers z. B. genießt das Vertrauen des Petersburger Komitees, während der Polizeileutnant des 2. Reviers es nicht genießt. Bei irgend einem der Angestellten der Gendarmerieverwaltung oder der einem der Angestellten der Gendarmerieverwaltung oder der Geheimpolizei fanden sich dann gewöhnlich auf einmal gewisse Summen vor, deren Herkunft er allein kannte. Bald fingen ihn allerhand verdächtige Subjekte zu besuchen an, in der Stadt zirkulierten Gerüchte über geheimnisvolle Vorbereitungen, zum Gouverneur fuhren erschreckte Bewohner mit der Bitte um Hilfe, und der Gouverneur beruhigte sie, obschon er selbst fühlte, daß lange nicht alles ruhig sei. Aus dem Ministerium kamen Telegramme mit dem Befehl, Vorsichtsmaßregeln zu unternehmen, aber nicht alle trauten ihnen. Es kam vor, daß Polizisten ganz gewissenhaft der Meinung waren, diese Maßregeln würden unternommen, nur um gewissen Leuten Sand in die Augen zu streuen, die wirklichen Pläne der Regierung seien ihnen aber bekannt; sie lasen zwischen den Zeilen und hörten nicht auf die Stimme des Gouverneurs, sondern auf eine Stimme aus der Ferne, der sie mehr vertrauten. Mit einem Wort, es herrschte ein unglaublicher Wirrwarr, eine vollständige Desorganisation und eine vollständige Demoralisation der Regierungsgewalt."

Der Petersburger Korrespondent der konservativen „Schlesischen Ztg.“ weiß hierzu noch folgende charakteristische Einzelheiten mitzuteilen:

„Als im Februar d. J. dem damaligen Premierminister Witte hinterbracht wurde, in einem Geheimkabinett des Polizeidepartements würden Aufrufe zu den „Pogromy“ gedruckt, begab sich Witte in Begleitung Urussows in das Departement und überzeugte sich dort persönlich, daß daselbst eine solche Druckerei existierte, daß sie schon seit langen Monaten arbeitete und daß der Text zu den überall im Lande verbreiteten Aufrufen von den Generalen Bogdanowitsch und Trepow stammte. Es hieß, Witte habe die Aufhebung der Druckerei verfügt und die Angelegenheit in Peterhof zur Sprache gebracht. Demgegenüber erfahre ich: erstens, daß die Druckerei fortfuhr, die Aufrufe herzustellen und durch Polizeiagenten an die Ligen der „wahrhaft russischen Männer“ zu vertreiben, sowie ferner, daß der Kaiser von dem Dasein der Druckerei im Polizeidepartement auch heute noch keine Kenntnis hat“.

Dem Zaren soll übrigens die Nummer der „Times“, die nach der Aufdeckung des schändlichen Verhaltens des russischen Bürokratie geschrieben hatte: „Nach dieser Rede hat das Kabinett Goremykin im wahren Sinne aufgehört, zu sein. Der Notwendigkeit, ein verantwortliches Ministerium zu berufen, kann nicht mehr ausgewichen werden“, — auf den Schreibtisch gelegt worden sein.

Zur Nachwahl in Rinteln-Hofgeismar.

Auf dem antisemitischen Kriegsschauplatz in Hessen wird fortgesetzt von beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten. Die deutschsoziale Partei hatte ein Flugblatt verbreitet, in dem allerlei dunkle Andeutungen über „Diätenjäger“ usw. enthalten waren. Der Kandidat der Reformpartei, Helmerich, glaubte diese Anspielungen auf sich beziehen zu sollen und bezeichnete in einem Gegenflugblatt eine solche Insinuation als eine „gemeingefährliche Ehrabschneiderei“. Er forderte Liebermann von Sonnenberg auf, sich in einer öffentlichen Versammlung wegen dieser „verleumderischen Behauptungen“ zu rechtfertigen. Die „Hessische Rundschau“ setzte noch folgenden Trumpf darauf:

„Daß ausgerechnet Herr v. Liebermann von „Diätenjägern“ und „verkrachten Existenzen“ redet, wird in ganz Deutschland stürmische Heiterkeit erwecken. Der alte Herr fängt offenbar schon jetzt an, seine Autobiographie zu schreiben“.

Von dem deutschsozialen Flugblatt wurde ferner gesagt: „Jeder Satz dieses Wisches enthält eine Unwahrheit.“ Zum Schluß kündigte die Reformpartei den Deutschsozialen den Kampf bis aufs Messer auf der ganzen Linie an, also auch in sämtlichen übrigen deutschen Wahlkreisen, wo sich beide Parteien einander begegnen:

„Die konservativen Deutschsozialen erblicken in den Reformern ihre Todfeinde, und zwar mit Recht, denn nicht die persönlichen, sondern die sachlichen Gegensätze sind unüberbrückbar: Daraus muß aber auch nicht nur die hessische, sondern die ganze Reformpartei den richtigen Schluß ziehen und sich überall zum Glück verheißenden Kampfe rüsten“.

Die Stettiner „Deutsche Hochwacht“, das Organ des „Deutschen Volksbundes“, die sich trotz ihres sonst immer zur Schau getragenen Radikalismus für den deutschsozialen Kandidaten in Rinteln erklärt hat, erhält von dem reformerischen Blatt die schmeichelhafte Zensur, „daß für diese Kandidatur in Stettin und anderen hinterwäldlerischen Kulturstätten die dümmsten Schreiber mobil gemacht werden“.

Das oben erwähnte Flugblatt gab auch schon wiederholt Anlaß zu stürmischen Auseinandersetzungen in antisemitischen Versammlungen. Von den Deutschsozialen wurde dabei treuherzig versichert, es hätte ihnen jegliche persönliche Anspielung auf den reformerischen Kandidaten fern gelegen, ohne freilich mit dieser Ausrede bei der Reformpartei viel Gegenliebe zu finden. In einer von der letzteren einberufenen Versammlung in Hofgeismar, die von 400 Personen besucht gewesen sein soll, während in einer kurz vorhergegangenen deutschsozialen Versammlung nur etwa 80 Personen erschienen sein sollten, platzten die Gegensätze so heftig aufeinander, daß die deutschsozialen Agitatoren durch Herrn Hennigsen am Schluß erklären ließen, sie würden reformerische Versammlungen in Zukunft nicht mehr besuchen. Die „Deutschsozialen Blätter“ charakterisieren das Auftreten der beiden Agitatoren der Kasseler „Freideutschen“, der Herren Stieb und Redakteur Wilke, also:

„Der erste Redner mit all den Mätzchen und Witzen, die vielleicht Pückler oder Ahlwardt benutzen würde und der letzte Redner in einer Weise, die an Gehässigkeit und Unsachlichkeit nicht so leicht übertroffen werden kann.“

Der deutschsoziale Generalsekretär Hennigsen erklärte in dieser Versammlung, wahrscheinlich nach vorheriger Verabredung mit Liebermann von Sonnenberg:

„Wie Herr Liebermann v. Sonnenberg über die Einladung des Herrn Helmerich, sich ihm und seinen Freunden in einer Versammlung zu stellen, denkt, weiß ich nicht. Ich würde es aber sehr bedauern, wenn er dieser Einladung Folge leistete, denn wer etwas Selbstachtung besitzt, der darf mit „Politikern“ vom Schlage der Freideutschen nicht in Berührung kommen.“

Er selbst erklärte zum Schluß ebenfalls, daß er es „unter seiner Würde hielte, sich noch weiter mit solchen Leuten einzulassen“.

Die Gefolgschaft Liebermann von Sonnenbergs sucht jetzt den reformerischen Kandidaten bei der Wählerschaft wegen „Liebäugelns mit den Sozialdemokraten“ anzuschwärzen. Augenzeugen hätten versichert, daß R.-A. Harmony, der Hauptagitator der Reformpartei am Schlusse der Versammlung in Hofgeismar „den Sozialdemokraten die Hand drückte“. Auch was seinen Antisemitismus anlange, erscheine der reformerische Kandidat „nicht zuverlässig“. Er hätte sich in einer Form ausgedrückt, die vielleicht „nationalliberal sein mag, die aber einem sachlich denkenden Antisemiten unter keinen Umständen genügen kann.“

Selbst als freisinnig wird Helmerich von seinem antisemitischen Gegnern verschrieen. In einer von der „Deutschen Hochwacht“ veröffentlichten Korrespondenz aus dem Wahlkreise heißt es:

„Rechtsanwalt Harmony, der den Wahlkreis für die Reformer in Anspruch nimmt, steht selbst längst nicht mehr auf dem Boden der Reformpartei. Eigentlich wollte er seine Vereinigung „liberal-antisemitisch“ nennen. Von den reformerischen Abgeordneten hält nur Zimmermann zu ihm. Besonders Werner ist mit diesem Treiben nicht einverstanden. Der Kandidat der „Reformer“, d. h. in diesem Falle der Kasseler „Freideutschen“, Rentier Helmerich, war zuerst Reisender und kaufte sich dann ein Hotel in Frankenberg. Er war politisch nie tätig, vor allem nicht in antisemitischem Sinne; er galt eher für einen Freisinnigen. In seinem Hotel verkehrten besonders jüdische Reisende, und oft sah man ihn mit solchen beim Skat. Aber er hat es verstanden, sich in wenigen Jahren ein Vermögen zu erwerben. Neben seinem Hotel betrieb er einen Handel mit Weinen, Mineralwasser, Bildern und Bilderrahmen, Gemüse u. dergl., so daß die Kaufleute, die ihn jetzt wählen sollen, ziemlich wenig Zutrauen zu ihm haben werden. Jetzt ist er Rentier. Als man in antisemitischen Kreisen hörte, daß Helmerich aufgestellt sei, glaubte man zuerst an einen Scherz“.

Richtig ist hieran nur, daß die Reformpartei durch durch einzelne liberale Forderungen dem freisinnigen Kandidaten den Wind aus den Segeln zu nehmen hofft; von wirklich freisinnigen Grundanschauungen kann selbstverständlich bei einem Mann, der auf das antisemitische Programm der Reformpartei eingeschworen ist, nicht entfernt die Rede sein.

Nunmehr hat der Kandidat der „Freideutschen“ auch den offiziellen Segen der Reformpartei erhalten und dadurch dem Gerede, daß der Abg. Werner mit dem Vorgehen gegen die Deutschsozialen nicht einver-

standen sei, ein Ende gemacht. Die „*Deutsche Reform*" erklärt:

„Das *Geschrei deutschsozialer Klageweiber* über die Gegenkandidatur Helmerich wirkt auf jeden Eingeweihten deshalb so unwiderstehlich *komisch*, weil die Deutschsozialen selbst, zur Beschönigung ihres Einbruches in das reformerische Agitationsgebiet, in die Kreise Marburg und Gießen, sich darauf berufen haben, daß sie als selbständige Partei täten, was sie für gut befänden, daß eine Abgrenzung der Agitationsgebiete nicht gegeben und auch nicht zweckmäßig sei. Wenn *nach derselben Logik* nun die hessischen Reformer verfahren, so soll das auf einmal schreiendes Unrecht sein! Ja, glaubten denn die Deutschsozialen, daß die *Reformer* sich *jeden Uebergriff geduldig gefallen lassen*? Erst in Eisenach, das früher stets mit reformerischen Kandidaturen besetzt gewesen, hat die Reformpartei einen Beweis politischer Selbstüberwindung gegeben, indem sie zu gunsten Schacks als Führers der deutschnationalen Handlungsgehilfen zurücktrat. *Antwort und Dank vom Hause Liebermann* war der Einfall in Marburg. In Kassel gibt es heute noch Leute, die dem Abg. *Lattmann* vorhalten, er habe früher *sein Wort gegeben*, daß die Deutschsozialen nicht in Marburg gegen die Reformer vorgehen würden! Mit den Christlichsozialen besteht darüber sogar ein schriftlicher Vertrag. *Trotzdem* ist die deutschsoziale Gegenkandidatur in Marburg „gemacht" worden.

Auf welcher Seite sitzen also die Friedensstörer?

Besonders kluge Leute haben nun gemeint: ja, da hätte man den Kampf auf Marburg lokalisieren sollen! Ja, in den Kreis Gießen haben die Deutschsozialen ebenfalls den Gegensatz hineingetragen! Und vor allem: Ort und Stunde des unvermeidlichen Kampfes lassen wir uns *nicht* vom Gegner *bestimmen*. Wir glauben gern, daß den Deutschsozialen jetzt der Kampf in Rinteln-Hofgeismar recht unangenehm wird. Aber — *sie ernten nur, was sie gesäet haben*!

Und wenn der wohlgemeinte Vorschlag: Marburg gegen Rinteln durch gegenseitigen Verzicht auszutauschen, heute kaum noch erörterbar ist, so liegt dies in erster Linie an dem *verletzenden Kampfeston*, den die Deutschsozialen von Anbeginn angeschlagen haben".

Zum Schluß wird noch einmal dem Bedauern Ausdruck gegeben, „daß die reinliche Scheidung in Hessen" nicht schon früher vollzogen worden ist:

„Deshalb stehen wir *in Treue* zu den *kampfesfreudigen Männern des Hessenlandes*, die die schwere Verantwortung nicht scheuen, eine Sache nunmehr zum *Austrag* zu bringen, die nach der Auffassung der Theoretiker schon nach der Magdeburger Trennung die hessischen Wähler *sofort* vor neue Entscheidungen hätte stellen müssen."

Die Magdeburger „*Sachsenschau*" sekundiert der Reformpartei; sie weist auf das Techtelmechtel der Deutschsozialen mit dem Bund der Landwirte hin, durch das die Reformpartei aus allen hessischen Wahlkreisen, ehe sie sich's versah, verdrängt werden sollte:

„Den *Bärenführer* für den Bund machte *Liebermann von Sonnenberg*. Die Deutschsozialen geben die Flagge her, weil der Bund der Landwirte nicht im Stande ist, die selbständigen Gewerbetreibenden in den Städten und Dörfern an seine Fahne zu fesseln. *Der Bund der Landwirte ruiniert* durch sein landwirtschaftliches *Genossenschaftswesen* das gesamte *selbständige Gewerbe*. Deshalb paßt der Bund der Landwirte zu den Deutschsozialen, welche mit ihrem Programm nicht in die hessischen Bauernschaften, sondern in großindustrielle und großgrundbesitzerliche Kreise gehören. Das deutschsoziale Programm paßt auf die hessischen Verhältnisse wie die Faust aufs Auge. Deshalb brauchen die Reformer in Hessen den Mut nicht sinken zu lassen. Wenn sie erst den Hessen diese fundamentalen Unterschiede zwischen dem reformerischen und dem Zukunftsstaat mit vorbereitendem deutschsozialen Programm richtig klar gemacht haben werden, kommt die Sache dort auch anders. Leider ist dieser Unterschied selbst vielen deutschsozialen Anhängern nicht klar."

Der Abg. *Zimmermann* hat bisher, obwohl er schon angekündigt war, noch nicht in den Wahlkampf zugunsten des reformerischen Kandidaten eingegriffen; vielleicht trägt er auch Bedenken wegen der ungünstigen Rückwirkung der unvermeidlichen persönlichen Zusammenstöße mit den Deutschsozialen auf die nächsten Wahlen in Sachsen. Er muß sich darauf gefaßt machen, daß die Deutschsozialen, die in Leipzig noch immer über eine starke Ortsgruppe verfügen, alsdann in sämtliche von der Reformpartei mit Kandidaten besetzte sächsischen Wahlkreise eindrechen und auch ihm selbst einen Gegenkandidaten gegenüberstellen. Der deutschsoziale Verein Leipzig macht schon für den 4. d. Mts. eine Versammlung bekannt mit der Tagesordnung: „Die reformerische Sonderkandidatur in Rinteln-Hofgeismar und welche *Notwendigkeit ergibt sich* daraus für uns für die *kommenden* Wahlen."

Ob Herr Oswald Zimmermann diese Warnung beachten wird? Der reformerische „*Arizona Kicker*", wie das „Deutsche Blatt" die „Hessische Rundschau" höhnisch apostrophiert, läßt sich freilich durch derartige Drohungen nicht irritieren; er donnert weiter:

„Eine *geheimkonservative, regierungsfromme* und *volksfeindliche Clique*, gefolgt von einer kleinen Schar *kritikloser* Mitläufer, das sind die Deutschsozialen, und nichts weiter!"

Und *so* weiter, wenn auch nicht mit Grazie, so doch jedenfalls mit einer *ehrlichen gegenseitigen Verachtung*, die umsomehr zu loben ist, als beide Parteien Recht haben.

Die Antisemiten als Zensoren des Münchener Lehrertages.

Ein Lehrer schreibt uns:

„Jetzt ist es um den mehr als 100 000 Mitglieder zählenden deutschen Lehrerverein geschehen, nachdem ihn Herr Monheim in der „*Staatsbürgerztg.*" und in der Zeitung „*Das Reich*" gründlich vernichtet hat. Der genannte Verfasser, von dessen pädagogischer Befähigung die deutsche Lehrerschaft bisher keine blasse Ahnung hatte, leistet sich unter der Ueberschrift: „Ein Volksverführer" ein geradezu unerhörtes Pamphlet gegen den einen Münchener Festredner, den Universitätsprofessor *Theobald Ziegler* in Straßburg. Herr Monheim schreibt u. a.:

„Ernst soziale Sympathie, kräftige Antipathie gegen die Kirche und rednerische Pose machen diesen liberalen Sturmgesellen recht geeignet, radikale Lehrer zur wilden Opposition gegen Obrigkeit und Landesvertretung zu reizen. Als die freisinnige Leitung der deutschen Lehrerschaft durch viele Mitgliedschaften genötigt wurde, wohl oder übel neben dem Vertreter der Simultanschule auch einem Vertreter der Konfessionsschule in München das Wort zu verstatten, haben die Freunde der Konfessionsschule im Deutschen Lehrerverband sicher nicht vermuten können, daß die Leitung schon gleich im Anfang durch einen Vortrag Zieglers eine Hurrastimmung erzeugen werde, die einer ernst-sachlichen Verhandlung völlig abträglich ist."

„Weit ernster noch ist der Haß, der aus Zieglers Worten gegen Wittenberg und Rom spricht, und die wegwerfende Behandlung der Obrigkeit als „Bureaukratie". Aller dieser Lehrer Berufspflicht ist es, den Religionsunterricht ihrer Konfession zu erteilen und Gehorsam gegen die Vorgesetzten zu pflegen. Diese Eigenschaften, ohne die der Lehrstand nicht bestehen kann, bekämpft Ziegler. Wir verstehen die süddeutschen Behörden nicht recht, daß sie ihre Delegierten solchen Beleidigungen aussetzen, und können es begreifen, wenn das preußische Kultusministerium nach der Hetzrede Zieglers die Frage erwägt, ob es künftig den ihm unterstellten Lehrern noch gestatten darf, zu einer Tagung zu fahren, auf der sie untüchtig zu ihrem Beruf gemacht werden."

Für die antisemitische Ethik ist die Denunziation und die Aufforderung zur Scharfmacherpolitik interessant.

Das Endurteil über den Zieglerschen Vortrag lautet:

„Professor Zieglers Vortrag zeigt, wo es hinaus will: man will die Simultanschule nicht aus schultechnischen Gründen, sondern als den Sturmbock gegen den Konfessionalismus, „gegen Wittenberg und Rom". Das biblische Christentum soll dem Volke aus dem Herzen gerissen werden — das ist das Ziel der Verblendeten, die am Dienstag in München den Deklamationen Zieglers zujubelten. Käme es so weit, wie schnell würden dann Zwittergestalten wie Ziegler von der Entwicklung hinweggeschwemmt werden; die Sozialdemokratie fände das Feld reif zur Ernte. Es gilt noch einen harten Kampf gegen die aufgeblasenen Freisinnsgrößen, die in der Lehrerschaft unserer Großstädte dominieren".

Herr Monheim ist ein gelehriger Mann, das muß man ihm lassen; denn er hat sich mit Fleiß die Vokabeln angewöhnt, mit denen man gegen die Leitung des deutschen Lehrervereins hetzt. Da wir in der Tonart unseres Kampfes

nicht bis zum antisemitischen Straßenorgan herabsinken können, werden wir nicht in die Lage kommen, solchen Pamphleten gleiche entgegenzusetzen. Die Lehrerschaft betrachtet Herrn Monheim und seine Gläubigen mit dem Lächeln des Mitleids, das die „Pädagogische Zeitung“, das Hauptorgan des deutschen Lehrervereins, für Leute dieses Schlages hat. Sie schreibt:

„Professor Ziegler wird mit gewissem Humor das Konfersei betrachten, das politischer und religiöser Zelotismus, ja vielfach Fanatismus, von ihm und nebenbei auch von seinem Münchener Hörerkreise geschaffen haben“.

Wiener Brief.

XIV.

(Gegen Ungarn. — Thronfolger und Kaiser. — Auf nach Rumänien. — Die freie Schule.)

Wien, den 24. Juni 1906.

Wenn Politik nur die Kunst wäre, von sich reden zu machen, dann hätten die Christlichsozialen in der letzten Zeit kolossale Erfolge aufzuweisen. Schon lange hat man von ihnen nicht so viel gesprochen, wie in den jüngst verflossenen 14 Tagen. Zuerst beschäftigte die antimagyarische Demonstration die Oeffentlichkeit. Dr. Lueger ist ein gar feiner Taktiker, der recht gut weiß, wann die Zeit zu reden und wann zu schweigen gebietet. Anfangs der neunziger Jahre verging kein Tag, ohne einen Redeexzeß gegen die Judäo-Magyaren. Die politischen Kinder Wiens hörten es gerne und Dr. Lueger war nicht der Mann, ihnen ein so billiges Vergnügen zu versagen. Als dann eine Ermattung und Abstumpfung eintrat, nahm das Oberhaupt der christlich-sozialen Partei die alte Walze aus dem Leierkasten. Jetzt haben sich die Verhältnisse wieder geändert, in Oesterreich herrscht eine allgemeine Gereiztheit gegen Ungarn und Dr. Lueger, der den günstigen Augenblick nicht gerne verschläft, sucht die Führung der Los-von-Ungarn-Bewegung an sich zu reißen. Für Sonntag, den 10. Juni war eine große Protestversammlung der Antisemiten in die Volkshalle des Rathauses einberufen worden, die zu einer mächtigen Kundgebung werden sollte. Die Christlichsozialen machten die größten Anstrengungen, um einen Massenbesuch herbeizuführen; in der Presse wurde eifrig agitiert, große Plakate prangten an allen Straßenecken, kurz: Was geschehen konnte, geschah. Die Anstrengungen waren nicht vergebens unternommen worden, denn es dürften sich immerhin 20—25000 Menschen eingefunden haben, die den großen Platz vor dem Rathause besetzt hielten. Die Christlichsozialen konnten sich also einer Massenkundgebung freuen, aber der Schlag, der Ungarn bestimmt war, wurde Oesterreich versetzt. Die Antisemiten wollten den Sozialdemokraten die Riesenmeetings nachmachen, allein sie vergaßen einen Faktor: Die Disziplin. Was den sozialdemokratischen Aufzügen der letzten Monate einen besonderen Charakter verlieh, war die stramme Ordnung, die unbedingte Befolgung aller Anordnungen. Dr. Lueger hat aber seine Leute nicht in der Hand. Selbst seine Führer machen ihm böse Streiche. Schon auf dem Rathausplatze kam es unter der Patronanz des Mechaniker Schneider — dessen Antisemitismus bereits ein schönes Landgut in Galizien eingetragen hat, wie man vor kurzem erfuhr — zu einer wüsten Szene. Der ungarische Handelsminister wurde in effigie „gehenkt“, indem man eine Puppe an einem Laternenpfahl befestigte. Dieser „Spaß“ war selbst Dr. Lueger zu stark und er ordnete die Entfernung des Spielzeuges an. Nach der Versammlung kam es zu einer höchst beklagenswerten Demonstration. Die Polizeibehörde hatte vom Bürgermeister die Zusicherung erhalten, daß die Kundgebung würdig verlaufen werde und sie unterließ deshalb die primitivsten Vorsichtsmaßregeln. Als ein etwa 3000 köpfiger Zug den Weg in die Bankgasse nahm, wo im ungarischen Ministerium die ungarische Delegation tagte, und taktlose Skandalszenen aufführte, war die Polizei so überrascht, daß die Manifestation eine Viertelstunde dauern konnte. Straßendemonstrationen sind in Oesterreich ein sehr beliebtes, sehr wirksames und leider auch sehr notwendiges politisches Kampfesmittel. Doch „ein Jegliches hat seine Zeit — ein Jegliches sein Ziel — wer sich der Liebe ernst geweiht — der treibt mit ihr kein Spiel!“ singt Mirza Schaffy, und wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht immer dasselbe, sagt ein altes Wort. Die Demonstration vor dem „Reichsparlament“ — und das sind die Delegationen ja tatsächlich, wenn auch nicht staatsrechtlich — war taktlos, weil die ungarischen Delegierten als Gäste in Wien weilten. Durch die Behelligung wurde das Gastrecht schnöde verletzt. Sie war außergewöhnlich taktlos, weil sie von einer Partei ausging, die in der Stadt die Alleinherrschaft inne hat und an deren Spitze der **Bürgermeister** steht. Die Demonstration verfehlte natürlich ihren Zweck, da sie den österreichischen Ministerpräsidenten und Minister des Innern zwang, den Herren aus Ungarn, die sich mit Recht erbost und erregt hatten, Abbitte zu leisten. Dr. Lueger selbst suchte seine Hände in Unschuld zu waschen. Er habe von dem Rummel erst aus der Zeitung erfahren, erklärte er einem Berichterstatter und in der ersten Gemeinderatssitzung, die nachher stattfand, mißbilligte er das Vorgehen seiner Parteifreunde. Es war dies eine echt Lueger'sche Entschuldigung.

Eine Einzelheit des Demonstrationsantrags darf nicht vergessen werden. Knapp vor Eröffnung des Meetings fuhr der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin in einem offenen Wagen an der Versammlungsstätte vorbei, selbstredend wurden ihm stürmische Ovationen bereitet. Ebenso sang ein Trupp christlichsozialer Versammlungsteilnehmer vor dem Belvedère — der Residenz des Thronfolgers — das Kaiserlied, vor der Hofburg aber waren die Herrschaften mäuschenstill. Dieses Intermezzo wurde viel bemerkt. Die Antisemiten wenden sich merklich vom alten Kaiser ab und dem Thronfolger zu, den sie wie einen Mann aus ihrer Mitte ansehen. Im Zusammenhange damit dürfte wohl der Umstand stehen, daß der Bürgermeister von Wien Dr. Lueger, bei der Ankunft des deutschen Kaisers in Wien vom greisen Habsburger ostentatio gemieden wurde. Allerdings lassen sich die Antisemiten solche Nadelstiche, die oft empfindlicher als Kolbenschläge sind, nicht ohne Gegenwehr versetzen. Sie sind Patrioten, soweit es sich lohnt, nicht weiter. Sie opfern „Gut und Blut für unsern Kaiser“, doch sie verlangen dafür mancherlei Erkenntlichkeit. Bleibt der Lohn aus, dann ziehen sie andere Saiten auf. So nahmen die christlichsozialen Delegierten diesesmal an dem Delegationsempfang in der Hofburg nicht teil. Sie blieben zuhause, weil sie angeblich „dringende Geschäfte“ zu verrichten hatten. Der alte Kaiser aber wußte schon, warum die Herren plötzlich so fleißig geworden sind.

Wie Alexander, dem Mazedonien zu klein wurde, ein neues Reich zu erobern auszog, so unternahm Dr. Lueger vor einigen Tagen einen Siegeszug nach Rumänien. Mit großem Gefolge — der unvermeidliche Schneider war natürlich auch dabei — fuhr der Herr von Wien nach Bukarest. Der direkte Weg hätte durch Ungarn geführt, aber Dr. Lueger ist lieber feig als dumm und wählte deshalb die Route über Galizien. In Rumänien wurden die Wiener Gäste wie Souveräne empfangen. Wer die Berichte der antisemitischen Blätter las, der war sicherlich über den sonst an dieser Stelle ganz ungewohnten Sprachglanz überrascht. In den kühnsten Perioden wurde geschildert, wie der König, die Königin, die Minister, wie Land, Stadt und Volk miteinander wetteiferten, um den Gästen das Leben zu verschönern. Welchen Taten aber verdankte der Wiener

Bürgermeister die Ehrungen? Ganz einfach: Dr. Lueger hat eine eigentümliche politische Situation geschickt ausgenutzt. In Ungarn seufzen die Rumänen unter dem Drucke magyarischer Willkür, dadurch besteht eine gewisse Spannung zwischen dem Königreiche Rumänien und Ungarm. Desgleichen steht Oesterreich mit Ungarn auf schlechtem Fuße. Es lag somit der Gedanke nahe, daß sich die beiden Gegner der Magyaren die Hände reichten. Zu den politischen Motiven kommen noch wirtschaftliche Momente. Außerdem trifft der Antisemitismus Dr. Luegers in Rumänien auf volles „Verständnis“. So fanden sich die edlen Seelen. Bei der Rückkehr nach Wien wurde dem Bürgermeister eine imposante Huldigung bereitet. Wohl ging es vor dem Rathause sehr stürmisch her, aber die vielen zehntausend entzückten Bewunderer von einstmals fehlten doch. Der schöne Karl wird alt .... und des Volkes Gunst und — die Schwärmerei der Frauen, die früher die Legionen für die Spaliere gestellt hatten, ist wandelbar.

In der letzten Zeit haben die Christlichsozialen zu einem Streiche gegen die moderne Schule ausgeholt. Der von ihrem Geiste erfüllte niederösterreichische Landesschulrat hat die Schließung der Wiener Schulen des Vereines „Freie Schule“ angeordnet. Ein gesetzlicher Grund für diese Maßnahme lag nicht vor, aber das Papier ist geduldig und so fällt es nicht schwer, irgend einen Paragraphen zur Motivierung des Schrittes namhaft zu machen. Der Verein „Freie Schule“, der trotz seines kurzen Bestandes bereits 60 000 Mitglieder — soviel wie der „katholische Schulverein“ — zählt, geht den Christlichsozialen und Klerikalen auf die Nerven. Und doch erstrebt der Verein nichts Anderes als die Errichtung von Musterschulen, die er mit seinen eigenen Mitteln erhält. Aber schon das Wort „Freie Schule“ ist den Dunkelmännern aller Nuancen ein Greuel und kein Mittel scheint zu schlecht, der verhaßten Organisation aller Freunde einer modernen, von keinem Konfessionalismus beherrschten Jugenderziehung an den Leib zu rücken. Einzelne Bischöfe erlassen Hirtenbriefe gegen die Ketzer, die klerikalen Blätter und Vereine protestieren bei jedem Anlasse; die Christlichsozialen jedoch gehen weiter und denken gleich an die Schließung der mühsam errichteten Schulen. Allein der Landesschulrat dekretiert und das Ministerium hat die Anordnung zu bestätigen. Es ist nun ganz ausgeschlossen, daß der jetzige liberale Unterrichtsminister das Vorgehen der ihm unterstehenden Schulbehörde bewilligen wird. Die Antisemiten haben mithin einen Schlag ins Wasser getan. Aber es ist „etwas geschehen“ und die radikaleren Elemente im Lager Luegers verlangten mit Ungestüm, daß endlich wieder „etwas geschehe“. Sie wollen ihre Macht fühlen lassen. Das ist schon so die Art der Wiener Protzen, die gerne „den Herrn“ zeigen. rm.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Dresdener „Deutsche Wacht“, das langjährige Organ der antisemitischen Reformpartei hat, nachdem sich ein Käufer für die Konkursmasse nicht gefunden, am 30. Juni ihr Erscheinen eingestellt. Auf dem Sterbelager hat das Blatt, das sein Lebtag in der Hauptsache mit Denunziationen, Lügen und Verleumdungen operierte, eine Anwandlung zum Besseren bekommen. Es sagt in dem Abschiedsartikel die Wahrheit, indem es das antisemitische Parteielend und den Bankrott der „Reformpartei“ unumwunden zugibt. Es heißt in diesem Abschiedsartikel, nach einem Hinweis auf das Anschwellen der antisemitischen Schlammfluten bei der Reichstagswahl im Jahre 1903:

„Intelligente Ueberläufer aus anderen politischen Parteien scharten sich um das neue politische Banner, ein Strebertum sondergleichen drängte sich in den Vordergrund, und auf den Schultern der treubetrunkenen Masse gelangte mancher Kleine, bis dahin unbeachtete Geist, wenn er nur über starke Ellenbogen verfügte, zu Ruhm und Würden. Als aber der erste Rausch verflogen war, als sich erwies, daß die antisemitische Bewegung nicht im Sturme zum Siege zu führen sei, sondern in ausdauernder mühe- und opfervoller Arbeit ihre Existenzberechtigung erst zu beweisen habe ... da begannen sehr bald jene vom Kampfplatze zu verschwinden, die ihr erhofftes Ziel schon erreicht hatten, oder den Kampf gegen die Waffen des Gegners nicht ertragen konnten, und Tausende der Kleingläubigen und Schwachen und Mutlosen gingen mit ihnen ... Einst schrieb der Führer der Reformpartei in einem Rundschreiben an seine Getreuen: „Mit der „deutschen Wacht“ steht und fällt die reformerische Bewegung in Sachsen.“ Nur die „Wacht“ in ihrer bisherigen Gestalt ist gefallen, mag die Zukunft lehren, daß die Prophezeiung des reformerischen Führers auch in ihrem zweiten Teile recht behält.“

Mit einem Aktienkapital von mehreren 100 000 Mark wurde, wie der „Vorwärts“ erinnert, das Blatt, das als ein solches großen Stils angekündigt wurde, gegründet. Acht Redakteure, mehrere Geschäftsführer und einen Direktor für das Ganze stellte man mit hohen Gehältern an. Und nun ging es los. Nach $1^1/_2$ Jahren war das Geld in der Hauptsache verpulvert. Nun ging das Elend an. Man legte Aktien zusammen, bettelte Geld bei reichen Antisemiten, pumpte, was das Zeug hielt usw. Schon vor sechs Jahren stand das Blatt vor dem Bankrott; es fand sich aber noch einmal ein Käufer, dasselbe wiederholte sich vor drei Jahren. Jetzt ist das Blatt wieder ausgeboten worden; es ist aber nicht einmal im Ramsch loszuschlagen gewesen.

Dem Leipziger Verband deutscher Handlungsgehilfen waren von der „Deutschen Handels-Wacht“, dem Organ des antisemitischen deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes antisemitische Neigungen nachgesagt worden. Eine leitende Persönlichkeit des Leipziger Verbandes hätte den Ausschluß der Juden aus dem Verbande betrieben. Für den geplanten „Judenparagraphen“ leisteten nach der Behauptung dieses Blattes „schon jetzt verschiedene Kreisvereine und die Verbandsleitung in ihrer Zusammensetzung wertvolle Pionierarbeit.“

Demgegenüber veröffentlicht der Verband Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig eine Erklärung, in der es zum Schluß heißt:

„Abgesehen davon, daß der Verband Deutscher Handlungsgehülfen in Leipzig überhaupt politische und konfessionelle Verschiedenheiten innerhalb seiner Mitglieder nicht kennt, ist diese Unterstellung vollständig unwahr und erfunden wahrscheinlich zu dem Zwecke, dem Leipziger Verband etwas anzuhängen, das gute Einvernehmen mit seinen Mitgliedern zu stören, Beunruhigung hervorzurufen und das tätige Vorwärtsschreiten des Leipziger Verbandes zu hemmen. Man ist ja eigentlich von den Deutschnationalen schon soviel gewöhnt, daß man nur denjenigen, die den Verband Deutscher Handlungsgehülfen zu Leipzig noch nicht kennen, sagen muß, daß die ganze Auslassung blos auf Neid und Böswilligkeit zurückzuführen ist.“

Antisemitische Bade-, Kur- u. Erholungsorte.

Wir veröffentlichen die nachstehende Liste nur noch Mitte August. Separatabdrucke der Liste stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Augustusbad bei Radelberg.
Bansin. Hotel Aegir (Necker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Necker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.
Binz. Villa „Glückspilz“. Villa „Quisisana“. Villa „Seeblick“. Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein“.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder“.
Borkum.
Bozen. „Zur weißen Rosen“, „zum Neußen“.
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Schwarzwald).

Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Kaiserhof und Seepavillon.
Einöd, Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingenweiler (Schwarzwald).
Finsterbergen bei Friedrichroda. Kurhaus Felsenstein.
Freudenstein (Schwarzwald). Pension Palmenwald.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Harzburg. Villa Ladhufe.
Hasserode bei Wernigerode. Kurhaus der Frau Dr. Kubel.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz“ und „zum roten Adler“.
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakoll a. Röm.
Landeck in Schl. Logierhaus Elysium.
Langhampfen.
Leba in Pommern.
Ligau bei Dresden.
Mettisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembarbo. Rest. Gröbner.
Montaoon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
Neuenahr. Villa Flora.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Ottilienberg. Pensionat am Frauenkloster.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl. Dachroebens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schwarzach bei Weigandstal.
Schreiberhau. Landhaus Maria Elisabeth.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Sielbeck bei Uklei. Hotel und Pension Kellersee.
Spindelmühle. Hotel Wiesenhaus und Villa Hercynia.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). V. lla Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabartz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Trautheim i. Odenwald.
Travemünde. Villa „Mira Mare“, Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Warnemünde. Villa Seeblick.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello. Pension Reuß u. Waldeck.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Die obengenannten Hotels in Spindelmühle haben wir auf die Liste gesetzt, weil die „Deutsche Hochwacht“ schreibt, daß ihre Besitzer „keine Hebräer aufnehmen. Die Bedienten sind eigens angewiesen, für Hebräer kein Zimmer freizuhalten oder derartige Preise zu fordern, daß keiner anbeißt.“

Von unserem Frankfurter Bureau wird uns kurz vor Redaktionsschluß telephonisch mitgeteilt:

Der von dem Abg. Direktor Schrader in der Berliner Kundgebung gegen die russischen Massakres ausgesprochene Wunsch, daß dieser Protest auch an anderen Orten Deutschlands einen lebhaften Widerhall finden möge, ist rasch in Erfüllung gegangen. Am Dienstag, den 3. d. M. ist Frankfurt a. M. dem Beispiel Berlins gefolgt. Ein vorbereitendes Komitee, das aus Mitgliedern der verschiedensten Parteien und Konfessionen zusammengesetzt war, hatte die Einladung zu dieser Versammlung ergehen lassen, der die freiheitlich gesinnte Bevölkerung in Scharen gefolgt war. Viele Hunderte suchten infolge Ueberfüllung des Versammlungslokals vergeblich Einlaß. Nach einer Begrüßungsansprache durch Herrn Stadtrat Flinsch, der die imposante Versammlung leitete, hielten, oft von lebhaftem Beifall unterbrochen, Ansprachen die Herren Pfarrer D. Rade-Marburg, R.-A. Shdanow-Moskau urd Prof. Quidde-München; in der Diskussion nahm auch der sozialdemokratische Frankfurter Reichstagsabgeordnete Schmidt das Wort. Die wirkungsvolle Kundgebung schloß mit der einmütigen Annahme der Resolution, die auch die Berliner Versammlung beschlossen hat. Wir kommen auf die Ausführungen der Redner der Frankfurter Versammlung in nächster Nummer noch zurück.

☛ Von der Nummer der „Mitteilungen“, die den ausführlichen Bericht über den eindrucksvollen Protest der Berliner und Frankfurter Versammlungen gegen die russischen Massacres enthält, können unsere Leser Exemplare in beliebiger Anzahl zur Weiterverbreitung erhalten; wir bitten, Bestellungen bis spätestens den 15. d. M. an unsere Expedition zu richten, da alsdann der Satz abgelegt wird.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 28. Berlin, 11. Juli 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14,** und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Bialystok.

Die entsetzlichen Metzeleien in Bialystok und mehr wohl noch die entrüsteten Aussprachen in den verschiedensten Parlamenten, Protestversammlungen und Zeitungen aller Parteien scheinen doch schließlich auch den Antisemiten einigermaßen auf die Nerven gefallen zu sein. Sie versuchen, da Vertuschen und gar Leugnen nicht mehr möglich ist, zu erklären, zu mildern. Es werden angeblich von angesehenen deutschen Einwohnern Bialystoks „objektive" Berichte über die dortigen Zustände veröffentlicht; so z. B. in der deutschen „St. Petersburger Zeitung", in der „Düna-Zeitung", in der Berliner „Staatsbürgerztg." u. a. m. Um von dem Gewährsmann der „Staatsbürgerztg." zu schweigen, verraten einige Wendungen und Worte auch in dem Berichte der *Petersburger Zeitung*, daß der Schreiber, er mag ein hochangesehener Mann sein, nicht ganz frei von antisemitischen Regungen ist. Indessen wollen wir seine Darstellung, die unseren deutschen antisemitischen Blättern, wie der Abdruck beweist, so gefallen hat, als einen objektiven Versuch einmal gelten lassen, wenn er auch in vielen Punkten anderen Darstellungen widerspricht. Aber was beweist diese Darstellung? Sehen wir sie uns einmal an und berücksichtigen wir dabei auch andere antisemitische Berichte und urteilen wir dann.

Das geben wir ohne weiteres zu, daß die volle Wahrheit über das Entstehen des Pogroms nicht bekannt ist. Es sei die Möglichkeit zugegeben, wenn wir auch die Wahrscheinlichkeit als nahezu Null bezeichnen, daß, wie der Gewährsmann des Petersburger Blattes meint, ein „Judenjunge" aus „Freude am Tumult, aus kindischem Triebe mit Pulver zu spielen und Menschen zu erschrecken, aus Haß gegen *jede* Religion, aus einem Gemisch von solchen Trieben eine Explosion veranstaltete und damit das Unglück über die Juden Bialystoks heraufbeschwor". Wie gesagt, wir halten diese Annahme für höchst unwahrscheinlich aus allerlei Gründen, auf die wir aber hier und jetzt nicht weiter eingehen wollen. Jedenfalls hat die Menge nicht wirklich gewußt, daß ein Jude die Explosion verursacht hat, wie man es ja auch jetzt noch nicht weiß. Dennoch stürzte sie sich sofort auf die Juden. Um das zu erklären, muß der „hochangesehene deutsche Fabrikant" die revolutionäre *junge* Judenschaft Bialystoks ins Feld führen, ein Anderer die offizielle, nicht gouvernemental offizielle Behauptung, daß in Bialystok zwischen jüdischer und christlicher Bevölkerung jeder Haß fehlte, rundweg leugnen. Nach dem erstgenannten Gewährsmanne nun ist aber die revolutionäre jüdische Jugend bei Christen und *Juden* gleich verhaßt, ja es „haben die Juden sich vielleicht noch mehr von ihr gefallen lassen müssen als die Christen". Trotzdem stürzt sich auf eine *vielleicht* von einem jungen jüdischen Revolutionär verursachte Explosion die mit den nötigen *Zerstörungsinstrumenten* bei einer *kirchlichen* Prozession versehene Menge auf die Läden derjenigen Juden, die von den revolutionären jungen Juden mehr zu leiden hatten als die Christen.

Um dies einleuchtend zu machen, muß nun weiter ausgeholt werden. Die alten Juden haben „ihre Sprößlinge nicht in Ordnung und Zucht gehalten", entziehen teilweise aus dem „Gefühl der absoluten Solidarität des ganzen Volkes Israel", zweitens aus „Furcht vor der Rache der eigenen Sprößlinge" diese der Bestrafung und darum hält das Volk die Juden überhaupt für schuldig. Die angeblich absolute Solidarität würde unseres Erachtens eher den Juden, die unter der Tyrannei ihrer fünfzehn- bis achtzehnjährigen Sprößlinge zu leiden hatten, die Möglichkeit gegeben haben, sich mit Hilfe der Christen und der Polizei dieser Tyrannei zu erwehren, und die „Rache der Sprößlinge" widerspricht dem jüdischen Familiengefühl, das viel beglaubigter ist als die „absolute Solidarität" der Juden gegenüber Jünglingen, die ihnen Geld abnehmen und sie tyrannisieren. Wahr ist allerdings, daß in Bialystok zuerst der jüdische Selbstschutz begründet worden ist, der aber doch erst durch die Pogroms in Kischinew und in anderen Orten sich als mehr oder minder zweckmäßig herausgestellt und der auch so manche Metzelei verhindert hat. Das Karnickel, das angefangen hat, sind also nicht die „Judenbengel" des Gewährsmannes der „St. Petersburger Zeitung", nicht die „schwarzen Bocher" desjenigen der „Staatsbürgerztg.", sondern Diejenigen, die seit mehr als einem Vierteljahrhundert Pogroms in Szene gesetzt haben.

Wie das geschieht, hat ja Fürst Urussow zum Entsetzen der Welt in der Reichsduma erzählt. Nur war es ein Irrtum anzunehmen, daß die verbrecherische Organisation zu eventueller „Niedermetzelung von zehn bis zehntausend Menschen", einmal entdeckt, auch aufgehört hat. Nein, sie bestand noch weiter, und erst *jetzt* hat der Minister des Innern die sofortige Schließung der Geheimdruckerei und die Entlassung der Pogrom-Beamten angeordnet. Freilich hat auch Witte schon einmal die Schließung angeordnet, und trotzdem bestand die Organisation weiter; eine Garantie, daß die Anordnung der jetzigen Regierung befolgt werden wird, hat man in Rußland nicht, wo die schlimmsten Anarchisten die — Beamten sind.

Doch zurück nach Bialystok. Glaubt man, daß in irgend einem anderen Lande der zivilisierten Welt selbst bei einer Panik die Menge sich gleich ans Rauben und Morden

machen würde? daß in irgend einem nur halbzivilisierten Lande ein Volk glauben wird, daß der Monarch befohlen habe, „drei Tage die Juden zu schlagen", und daß irgend ein Pöbel der Welt außer in ganz barbarischen Ländern selbst solch einem Befehle in der Weise, wie es in Bialystok geschehen, nachkommen wird?

Nein! wie viel auch absichtlich oder unabsichtlich über die Vorgänge in Bialystok gelogen worden sein mag, fest steht, daß der Pogrom erwartet wurde, ferner daß die Polizei sich an dem Rauben beteiligt, die Führung sogar übernommen und auch das Totschlagen mitbesorgt hat. Fest steht, daß das Militär mindestens nicht geholfen hat, den Pogrom sofort zu ersticken, sondern durch absichtlich verkehrte Maßregeln ihn unterstützt hat. Selbst der Gewährsmann der „Staatsbürgerztg." bezeugt, daß die Schutzleute, abgesehen davon, daß sie erst sehr spät zur Stelle waren, „mit dem Revolver in der Hand zusahen, bis die jüdischen Wohnungen ausgeräumt waren, so daß die leeren Wände nachblieben." Was irgend brauchbar war — schreibt der in diesem Falle gewiß zuverlässige Berichterstatter des Berliner Antisemitenblattes — wurde in die Taschen gesteckt. Zur Schmach und Schande des russischen Beamtentums muß er bezeugen, „daß die in Beamtenuniform am raffiniertesten zu Werke gingen."

Was noch nicht amtlich festgestellt worden ist, das ist, daß die Polizei nicht nur den Pogrom begünstigt und an ihm aktiv teilgenommen, sondern auch ihn überhaupt in Szene gesetzt hat. Dafür gibt es aber so viele Indizien und Anhaltspunkte, daß ein preußischer Staatsanwalt ohne weiteres die Verurteilung der Bialystoker Polizei beantragen würde. In der Tat hat ja sogar die russische Regierung sich veranlaßt gesehen, den wegen seines Verhaltens während der Bialystoker Judenhetze in dem Berichte der Dumakommission scharf angegriffenen Gouverneur von Grodno, Küster von seinem Posten abzuberufen. Als Beweis dafür, daß die Beschuldigung, die Ortspolizei organisiere an vielen Orten die Judenhetzen und nehme an den Ausschreitungen teil, selbst von der Regierung als nicht unbegründet anerkannt wird, kann die Meldung dienen, daß der frühere Polizeimeister von Twer wegen Teilnahme an den Ausschreitungen vom 30. Oktober 1905 dem Kriminalgericht übergeben worden ist. Auch gegen den Polizeimeister von Zarizin und dessen Gehilfen ist das gerichtliche Verfahren eingeleitet worden, da belastende Beweise für ihre Teilnahme an der Organisation der dortigen Progroms und ihre Untätigkeit während der Ausschreitungen sowie dafür vorliegen, daß sie zu diesen angereizt haben. Da haben doch die „Judenbengel" die „schwarzen Bocher" von Bialystok nicht provoziert.

Das Schlimme ist nur, daß diese Maßregeln reichlich spät kommen und doch nur halbe Maßregeln sind. Die Pogroms und der jüdische Selbstschutz sowie die Hinneigung der jüdischen Jugend Rußlands zur revolutionären Partei werden mit vielen anderen an dem russischen Volkskörper nagenden Mißständen nicht eher aufhören, als bis die russische Regierung sich zur radikalen Lösung der Judenfrage entschließt, die in der Annahme der von der Duma in der Adresse an den Zaren in Erwiderung auf die Thronrede aufgestellten Forderung der Gleichheit aller russischen Untertanen besteht.

In einem gleichfalls von der deutschen „St. Petersburger Zeitung" gebrachten, „Die Juden" überschriebenen Artikel, von dem die deutsche antisemitische Presse indessen nicht so Notiz nimmt, wie von dem oben erwähnten zwei Tage früher, am 29. Juni alten Stils erschienenen, wird „die schnelle und zweckmäßige Lösung der russischen Judenfrage als unabweisliche Notwendigkeit" bezeichnet.

Es wird die **Gleichberechtigung der Juden** gefordert in dem Artikel, welcher wie folgt schließt:

„Am Ziele zweifeln hieße aber an der vitalen Kraft des eigenen Volkes zweifeln, das ebenso gut Juden hat, die es verdient, wie die Nachbarn. Es heißt sie verdauen und vertragen, und gerade dem etwas weichlich indolenten Charakter des Russen kann aus der Parität mit dem Juden mancher Nutzen und Wert erstehen. . .

Die Parole muß aber unter diesen Umständen lauten, ein so schwieriges Experiment es bei der eben noch entsetzlichen kulturellen Schwäche und Unreife des Russenvolks scheint, — möglichst schnelle und vollkommene Gleichberechtigung des Juden! Es ist der einzige Weg, und je rückhaltloser, je früher er beschritten wird, um so rascher wird der junge Volksorganismus mit dem Fremdkörper, den er nicht entfernen oder ausstoßen kann, fertig."

* * *

Bei der „Kreuzztg." dämmert's. Vor kurzem noch plapperte die „Kreuzztg." gläubig den russischen Offiziösen nach, daß die Juden die Metzeleien in Bialystok verschuldet haben. Sie plapperte alles nach; auch sie und ihr Oberr sse, Professor Schiemann, glaubten oder gaben vor zu glauben, daß die Juden wie den japanischen Krieg, so auch die russische Revolution verschuldet haben. Es fiel selbst dem Professor Schiemann nicht ein darüber nachzudenken, woher die russischen, überhaupt alle Juden die Macht hernehmen sollten, ein solches Riesenreich an allen Ecken in Brand zu stecken, und was fast noch wunderbarer wäre, die verschiedenartigen Gesellschaftskreise, die ihnen so ganz und gar in jeder Beziehung fernstehen, gegen Väterchen aufzuwiegeln. Man bedenke. Die Duma hat mit überwältigenden Majoritäten, zum Teil sogar einstimmig Resolutionen angenommen, die vom Standpunkte des Zaren, der Hofpartei und — der „Kreuzztg." erzrevolutionär sind. In dieser Duma aber sitzen 164 Adelige, 14 Geistliche, 12 Kosaken, 204 Bauern usw. Unter den „Kadetten" sind 60 Prozent Adelige und 23 Prozent Bauern . . . Wie können die Juden, die in der Duma nur durch zwölf Mitglieder vertreten sind, diese alle beeinflussen? Aber jetzt dämmert es selbst dem Professor Schiemann, daß, was sogar offiziell über die Beeinflussung durch die Juden gemeldet wird, nur noch naiven Gemütern glaubwürdig sein kann. Vor kurzem war bekanntlich gemeldet worden, und zwar offiziell, daß die jüdischen Spielleute bei der Meuterei des Preobraschenskischen Regiments die Hauptrolle gespielt haben. Nicht nur jeder vernünftige Mensch lachte über die Idee, daß jüdische Spielleute die hohen Offiziere und den Flügeladjutanten des Zaren zur Meuterei bewegen könnten, auch Professor Schiemann schreibt jetzt und unterzeichnet mit seinem Namen in der „Kreuzztg.", daß „diese amtliche Beschwichtigungsnachricht außerhalb Rußlands nur ein Achselzucken hervorrufen werde". Nicht nur ein Achselzucken, wertgeschätzter Herr Professor, sondern ein unauslöschliches Gelächter. Aber immerhin ist's ein Fortschritt in der „Kreuzztg." Sie wird vielleicht bald noch mehr russische offizielle Nachrichten bezweifeln, und dann wird man in Rußland, sobald man sieht, daß man im Auslande keine Narren mehr findet, denen man russische Bären aufbinden kann, und daß selbst die „Kreuzztg." nicht mehr glaubt, aufhören zu lügen und sogar die Ursachen, die zum Lügen reizen, zu beseitigen suchen.

Protestkundgebungen gegen die russischen Greuel.

Aus der in der letzten Nr. der „Mitteilungen“ erwähnten Versammlung in Frankfurt a. M. geben wir die Ansprachen der Herren Pfarrer D. Rade-Marburg und Prof. Quidde-München in möglichster Ausführlichkeit wieder.

Pfarrer D. Rade:

Ich war zuerst entschlossen, so begann der Redner, wegen dringender Berufsgeschäfte abzulehnen, hielt es aber bei weiterer Ueberlegung für meine Pflicht, hier zu erscheinen. Ich würde dem Rufe übrigens auch gefolgt sein, wenn er nur von einer Seite an mich ergangen wäre. Ich will hier kein Pathos der Beredsamkeit in die Wagschale werfen. Ich komme und spreche von dem Gefühl beseelt, daß gerade einer in meiner Lage berufen und berechtigt ist, seine Stimme zu erheben. Die da erschlagen wurden, das sind Juden, die sie erschlugen, das sind Christen! So haben die Juden gedacht, aber keiner von ihnen wird das hier sagen. Das muß einer von uns. Und so frage ich: Hat denn der Herr und Meister umsonst die Seinen gelehrt in der Erläuterung des fünften Gebots? Besitzt die russische Christenheit nicht die Bibel, kennt sie nicht die Bergpredigt? (Bewegung.) Die Kluft zwischen diesem Ideal und dem, was dort geschehen und geschieht, ist wahrlich allzu groß. (Sehr wahr.) Die Juden werden klagen über die Erschlagenen ihres Volks. Worüber aber werden wir klagen? Wir klagen über die furchtbare Ohnmacht unserer Religion, über die entsetzliche Blutschuld, welche die Christenheit auf sich lädt. Man wendet ein: Das waren Einzelne, die diese Taten verübten. Aber der russische Staat, das russische Volk, die russische Kirche sind Eines. Das ist eine wundersame Kirche, von der wir meinen, sie sei tot und — siehe da! — sie lebt. Sie bringt Gutes und Schlimmes: einen Tolstoi und das schwarze Hundert, Duma und Pogrom. Nun wird uns vielleicht weiter gesagt, es seien in Rußland nicht die Juden allein, die unter diesen Verfolgungen litten. Gewiß nicht. In unseren Herzen zittert immer noch die Trauer um unsere baltischen Brüder, und wir hörten mit Entsetzen von den Metzeleien zwischen Armeniern und Tartaren im Kaukasus. Das waren schreckliche Dinge, in jenem Falle entrüsten wir uns aber namentlich über die Schuld der Obrigkeit. Dieselbe Technik wie bei dem Morden der Armenier und der Türken, das zu einer bestimmten Stunde begann und zu einer bestimmten Stunde endete, finden wir jetzt bei einem christlichen Volk, angewandt auf den jüdischen Teil. Das macht uns Herz und Gewissen erstarren. Weiter wird von mancher Seite darauf hingewiesen, daß bei den russischen Juden Schuld vorhanden ist. Sie mag sich gehäuft haben in den Jahrhunderten; die Juden mögen revolutionär gesinnt sein. Aber dieser Einwand hat auf mich keine Spur von Eindruck gemacht. Wenn wir unter solchen Rechtsverhältnissen leben würden, wie die Juden in Rußland, so wären wir alle ohne Ausnahme Träger der Revolution. (Stürmische Zustimmung.) Die den Juden aufgebürdete Schuld entlastet uns Christen das Gewissen nicht, und wir müssen mit Bangigkeit fragen, was nun werden soll. Die russische Kirche und der russische Staat, eine Einheit bis ins Kleinste, werden eine große Wandlung durchmachen müssen, wenn sie sich rechtfertigen wollen. Ist das ein europäischer Staat, der solche Metzeleien duldet oder in Szene setzt? Und ist es nicht der Gipfel der Heuchelei, wenn von demselben Thron die Haager Konferenz einberufen wird? (Lebhafter Beifall.) Das sind innere Widersprüche, die ein ethischer Mensch kaum zu fassen vermag. Hundert in Bjelostok Gemordete bedeuten viel mehr, als 1000 durch das Erdbeben in San Francisco Getötete. Wo bleibt die Menschenwürde, vor der ein Kant sich beugte, der seine Gesinnung von zwei Dingen herleitete: von dem gestirnten Himmel über uns und dem moralischen Gesetz in uns? Wie furchtbar, wenn der Glaube an Menschengemüt und Menschengewissen in uns wankend gemacht wird? So vereinigten wir uns denn angesichts solcher Missetaten zu einem lauten Schrei des Schmerzes und der Entrüstung. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Prof. Quidde:

Es gibt superkluge Menschen, die fragen, welchen Zweck solch eine Versammlung habe, ob wir die Ereignisse in Rußland dadurch ändern können. Das glauben wir nicht so ohne weiteres, aber wir glauben trotz alledem an die Macht der öffentlichen Meinung, wenn sie sich dauernd und konsequent nach ein und derselben Richtung geltend macht. Diese Kundgebung soll aber vor allem uns selbst genug tun, in dem Sinne, daß wir die Empfindung haben und zum Ausdruck bringen, daß es angesichts solcher Greuel nicht stumm bleibt in unserem Kreise. (Allgemeine Zustimmung.) Und man wird weiter fragen: haben wir denn das Recht, in die Angelegenheiten anderer Völker dreinzureden? Gewiß, wir beanspruchen ein solches Recht, weil wir eine große Kulturgemeinschaft der Menschheit anerkennen. Dort, in Rußland, wird aber gekämpft um Menschenfreiheit, um Menschenrecht und Menschenwürde. Wie aber dieser Kampf in Rußland entschieden wird, das ist nicht ohne Bedeutung für unser eigenes Vaterland. (Sehr wahr!) Wir werden von diesem Recht freilich einen vorsichtigen Gebrauch machen, wir werden nicht bei den Einzelfragen mitreden, aber bei gewissen Ereignissen sind wir gleichsam herausgefordert, unsere Stimme zu erheben. Der tiefste und wahrste Grund dieser Kundgebungen ist aber eine Parteinahme in dieser ganzen Bewegung, in diesem Kampf zwischen Freiheit und Autokratie, dem Absolutismus, der in Rußland in den letzten Zügen zu liegen scheint und alle Gesetze der Menschlichkeit mißachtet. Es gibt einen patriarchalischen Absolutismus, der keine Vergewaltigung der Völker bedeutet, aber diese Zeit ist für Rußland längst dahin, seit einem Menschenalter und länger wird dort gekämpft. Dieser Kampf wird von den Herrschenden mit allen Attributen gewaltsamer Unterdrückung geführt. Wir wissen, wie man die Bergwerke Sibiriens mit politischen Sträflingen bevölkerte, wie man das Leben der Freiheitskämpfer vernichtete, und wir begreifen, daß gegen dieses Regiment eine gewalttätige Aufhebung erfolgen mußte, gegen ein Regiment, das sich gegen den Geist der Zeit, gegen die elementarsten Forderungen der Gerechtigkeit und Freiheit richtet. Denn: eine Grenze hat Tyrannenmacht. (Beifall.) Gleichwohl haben wir uns gehütet, durch Volkskundgebungen dort einzugreifen. Erst aus Anlaß des „blutigen Sonntags“ in Petersburg wurde öffentlich dagegen protestiert, so bei uns in München. Heute handelt es sich noch um etwas anderes. Wenn jene privilegierten Klassen noch weiter herrschen wollen, so müssen sie die Rassen verhetzen. Das ist stets ihr letztes Mittel. (Sehr richtig!) Etwas Aehnliches, nur in zivilisierteren Formen, spielt sich in unserem Nachbarland Oesterreich-Ungarn ab, wo man, um freiheitliche Forderungen hintanzuhalten, den Nationalitätenkampf gefördert hat und fördert. Wenn erst die Nationen sich einigen, dann ist es aus mit der Herrschaft der Privilegierten. So wurden im Baltenland die Esten und Letten gegen das Deutschtum aufgehetzt. Diese nationale Verhetzung war ein Mittel, um die russische Herrschaft in jenen Provinzen zu etablieren. Nun die letzten Kämpfe: die russische Regierung beruft sich gegenüber der Duma auf das russische Volk, die Volksmassen. Die Duma ward aber unter einem System gewählt, das nur darauf berechnet war, die freiheitlichen Parteien einzuschüchtern und zu vergewaltigen. (Zustimmung.) Und trotzdem diese Duma, in der keiner zufrieden ist, der auf Seiten der Regierung steht. Keine Seele nennt sie ihr eigen in dieser ersten russischen Volksvertretung. Die russische Regierung kann sich nur dann aufs Volk berufen, wenn sie zu den infamsten Mitteln greift, wenn sie künstliche Gegenbewegungen hervorruft, die sich nicht in Beschlüssen äußern, sondern die zur Tat schreiten, bis hin zu Raub und Mord. Neben dem Motiv, sich für angeblich erlittene Unbill an den Juden zu rächen, neben dem Motiv des Gesindels, Beute zu machen, läuft die Absicht, die Volksleidenschaften abzuleiten. Das geschieht aber nicht nur in Rußland, das findet man auch bei Völkern, die in der Kulturentwickelung weiter vorangerückt sind. (Lebhafte Zustimmung.) Nur schreitet man bei uns nicht gleich zum Mord; aber auch bei uns sucht man jede unbequeme Bewegung zu diskreditieren, indem man einfach sagt: da steckt das Judentum dahinter. (Stürmischer Beifall.) Nun wieder zu Rußland. Die Polizei stand dabei, das Militär schaute zu. (Hört! hört!) Beide griffen erst dann ein, als die Gegenwehr kam, aber sie schossen auf die Leute, die sich verteidigten! Bei einem Regiment in Bjelostok ward eine Proklamation verteilt — sie ist in der Staatsdruckerei hergestellt und trägt den Stempel des Zensors — in der gegen die Juden in abscheulicher Weise gehetzt wird und in der es heißt: „Wandelt Brüder in Christi Fußtapfen! Auf gegen den jüdischen Feind!“ So ward die Soldateska für das Eingreifen in solchen Pogrom vorbereitet. Wenn wir nun demgegenüber unsere Sympathien mit den Geschädigten und Verfolgten bekunden wollen, so müssen wir vor allem mit Beschämung daran denken, daß man jenem Land durch Beteiligung an Anleihen Geldmittel bewilligte, ohne die Forderung zu erheben: Werde erst ein Kulturland! Wenn bei dieser Gelegenheit die deutsche Regierung vorsichtig war und das deutsche Kapital zurückgehalten hat, so wollen wir ihr das danken, aber aus jenem Kulturforderungsmotiv ist das sicherlich nicht geschehen. (Sehr wahr!) Wir haben uns nicht immer neutral verhalten. Beweis: die Russenausweisungen! (Lebhafte Zustimmung.) Das war aber seit Jahren so, daß man der reaktionären russischen Regierung Gefälligkeitsdienste in Deutschland geleistet hat. Umsomehr müssen wir im Gegensatz zu den offiziösen Handlungen der Regierung die Gesinnung des großen Teils des Volkes bekunden. Damit verletzen wir nicht nationale Interessen, nicht die Interessen des Reichs. Wir wollen Frieden mit Rußland. Aber das ist nicht das Rußland der Vergangenheit, des Absolutismus, das Rußland der Freiheit, das Rußland der Duma. Mag auch die Reaktion noch einmal triumphieren, die Freiheit wird und muß in Rußland kommen. (Stürmischer langanhaltender Beifall).

* * *

Eine in Stuttgart am 5. Juli stattgehabte Versammlung war von etwa 1500 Personen besucht. Nach den tief wirkenden Vorträgen des Stadtpfarrers Umsrid-Stuttgart, des Rechtsanwalts Shdanow-Moskau, des Landgerichtsrats Luft-Tübingen und des Professors Quidde-München wurde die bereits in Berlin und Frankfurt angenommene Protesterklärung angenommen.

Herr Stadtpfarrer Umfried hob hervor, über die entsetzlichen und himmelschreienden Ereignisse von Kischenew und Bialystok sollte man auch bei uns nicht teilnahmslos hinweggehen. Der Baum der Freiheit, der dort mit so viel Blut verdüngt worden sei, werde sich jetzt emporringen über die dumpfen Gewölbe der Knechtschaft. Die russische Regierung dulde, wie einst Nero, alle diese Greueltaten, weil sie den Boden unter ihren Füßen wanken sehe und die Volkswut ablenken möchte. Gegen die immer mehr anwachsende Volksbewegung gebe es aber ein anderes Rezept, das heiße: „Verhilf dem Unterdrückten zu seinem Recht". Teilnahme sei das wenigste, was die russischen Opfer verlangen können und auch vom deutschen Volk verlangen, obwohl das letztere in der jüngsten Zeit vielfach nach dem Grundsatz erzogen worden sei, daß es sich nicht darum zu kümmern habe, wenn des Nachbars Haus brenne. Wir verlangen keine Intervention mit Feuer und Schwert, wir wollen aber eine solche ausüben mit der ganzen Wucht der öffentlichen Meinung; im Namen der Menschlichkeit wollen wir protestieren gegen die Unbarmherzigkeit, im Namen der Freiheit gegen die Tyrannei Deshalb rufen wir denen, die ihr Leben einsetzen in dem russischen Freiheitskampf, ein herzliches Glückauf zu! (Beifall.)

In der am 5. Juli in Wien abgehaltenen großen Protestversammlung wurde beschlossen, folgende Resolution an die Duma zu senden: „Die Versammlung spricht ihr tiefes Mitgefühl mit den Opfern der unmenschlichen Metzeleien und ihre Empörung über deren Urheber aus. Es ist ihre Ueberzeugung, daß die Roheit und der ethische Tiefstand, der sich in diesen Greueltaten kundgibt, mit der politisch n Unterdrückung des Volkes im engsten Zusammenhang steht und daß nur von einer kräftigen Volksvertretung eine Besserung zu erwarten ist. Die Versammlung begrüßt das Auftreten der Duma, wendet sich aber zugleich an die fühlende Menschheit aller Länder, sich im flammenden Protest gegen derartige Freveltaten zu vereinigen". Den Aufruf zur Versammlung hatten unter anderen der Präsident der Akademie der Wissenschaften Professor Sueß, Professer Mach und viele andere hervorragende Persönlichkeiten ergehen lassen.

Präsident Roosevelt hat sich damit einverstanden erklärt, daß eine von beiden Häusern des Kongresses der Vereinigten Staaten gefaßte Resolution, in welcher dem Abscheu des Volkes der Vereinigten Staaten über die Judenmetzeleien in Rußland, Ausdruck gegeben wird, dem Staatsdepartement übermittelt und amtlich bekannt gegeben werde.

Aus Sydney, 6. Juli wird der „Frankf. Ztg." telegraphiert: Das Bundes-Repräsentantenhaus nahm einen die russischen Greuel bedauernden Antrag des Abgeordneten Storer an. Der Premierminister Deakin befürwortete den Antrag, wobei er die russischen Behörden zu schonen versuchte.

Von der kryptoantisemitischen Mittelstandsvereinigung.

Der frühere Vorstand der Mittelstandsvereinigung in München hat seinen Mitgliedern einen bösen Streich gespielt. Wie erinnerlich, ist es vor einiger Zeit in der Vereinigung zu Differenzen gekommen, in deren Verfolg der bisherige Vorstand abgesetzt wurde. Der neue Vorstand hat aber eigentlich nur noch die Funktionen einer Liquidations-Kommission zu erfüllen. Der alte Vorstand dieser famosen Mittelstandsvereinigung hat nämlich — wofür weiß niemand — soviel Schulden gemacht, daß er jetzt sämtliche Mitglieder verklagt und zwar auf Zahlung von je 40 M., obwohl in den Zirkularen, mit denen seinerzeit die Mitglieder geworben worden waren, ausdrücklich vermerkt war, daß ihnen außer der Zahlung eines monatlichen Organisationsbeitrages von 40 Pfennig keinerlei Verpflichtung erwachse. Die Schuldenlast beträgt insgesamt 48000 M., die von den 1200 Mitgliedern durch Zahlung von je 40 M. getilgt werden sollen. Das Schönste dabei aber ist, daß der alte Vorstand den neuen als gar nicht berechtigt zur Führung der Geschäfte bezeichnet. Der neue Vorstand, wie überhaupt sämtliche Mitglieder der Vereinigung werden indes dem Terrorismus des alten Vorstandes gegenüber, indem ein konzessionierter Schuldentreiber die Hauptrolle spielt, einen schweren Stand haben. Tatsache ist jedenfalls, daß die Schuldenaufkäufer des alten Vorstandes zu Schuldenanhäufern der ganzen Mittelstandsvereinigung geworden sind. Der neue Vorstand flüchtet sich nun mit einem beweglichen Bettelschreiben an die Oeffentlichkeit.

Diese patentierten Mittelstandspolitiker wollen den Mittelstand vor der angeblichen „Umklammerung" durch das Großkapital retten, und können sich selber vor der Ausbeutung ihrer eigenen Freunde nicht schützen.

Die sächsische Mittelstandsvereinigung hatte die Naivetät besessen, den politischen Charakter der Vereinigung grundsätzlich in Abrede zu stellen. Die Magdeburger „Sachsenschau" höhnt darüber:

„Ob die Herrschaften wirklich an den Wert ihrer Erklärung glauben? Bei manchen Handwerkern und Kaufleuten, welche nicht wissen, was das Wort „Politik" besagt, mögen solche Erklärungen wohl verfangen, aber nicht bei hellen Leuten. Wer ein Programm aufstellt und durch Wort und Schrift, durch Sammlung von Anhängern durchzusetzen versucht, gründet eine Partei und treibt auch Parteipolitik. Die Mittelständler sollten den deutschen Michel doch nicht für naiver halten, als er wirklich ist. Vielleicht interessiert die Führer der Mittelständler, daß man ihre Parteipolitik im Volke schon hin und wieder als „halbseiden" bezeichnet. Der Volksinstinkt hätte damit allerdings wieder das Richtige getroffen."

Die Mittelstandsvereinigung hat dieser Tage auch in Stettin nach einem Vortrage ihres Vorsitzenden Obermeisters Rahardt eine Ortsgruppe gegründet. Interessant war das Auftreten des konservativen Abg. Malkewitz, der für seine Partei bei der Mittelstandsvereinigung ein gutes Wort einzulegen suchte. Wenn Rahardt gesagt habe, daß die sämtlichen politischen Parteien nicht das rechte Interesse gezeigt haben, so sei das nicht ganz richtig: auf der rechten Seite des Hauses hätten sich die mittelstandsfreundlichen Elemente zusammengefunden, und darum müsse der Mittelstand konservativ stimmen. Rahardt forderte denn auch zum Schluß auf, vom Stettiner Wahlkreise die „Schande" zu nehmen, durch einen Sozialdemokraten vertreten zu sein und ihn durch einen Mann zu ersetzen, der das Vertrauen des Mittelstandes genießt. Nach dem ganzen Gange der Verhandlung und den Parteiverhältnissen in Stettin kann das natürlich nur ein Konservativer oder ein ihm gleichwertiger Antisemit sein. Wer noch Zweifel hegte, ob es sich um etwas anderes als um Gründung eines antisemitischen Wahlvereins handle, dem wurden die Augen geöffnet, als Herr Kaufmann Sepke bei der Vorstandswahl die meisten, nämlich 104 Stimmen auf sich vereinigte. Wenn übrigens Herr Rahardt so bewegt von der „Schande" redet, die Stettin dadurch betroffen habe, daß es durch einen Sozialdemokraten vertreten sei, so hätte er nur zugleich der Wahrheit die Ehre geben

und hinzufügen sollen, daß seine engeren Freunde, die hauptsächlich die Mittelstandspolitik machenden Antisemiten an dieser „Schande" schuld sind. Denn im Jahre 1903 wäre der zur Freisinnigen Vereinigung gehörende Landtagsabgeordnete Brömel unbedingt gewählt worden, wenn nicht die Antisemiten zum größten Teile für den Sozialdemokraten Herbert gestimmt hätten. Dieses „schändliche" Verhalten der Reformpartei rügte Herr Rahardt, wie gesagt, mit keinem einzigen Wort. Dagegen suchten er und der Abg Malkewitz in der Versammlung den Glauben zu erwecken, als könnte es gelingen, einem Vertrauensmann der Mittelstandsvereinigung das Stettiner Mandat zu gewinnen. Dabei war das Stimmverhältnis im Jahre 1903 folgendes: Freisinnige Vereinigung 9472, Zentrum 270, Reformpartei 4939, Sozialdemokraten 13 11t! Diese Zahlen sprechen für sich allein.

Auf dem Lübecker Verbandstage der Deutschen Gastwirte war auf irgend eine Weise der Beschluß zustandegekommen, daß die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses der Mittelstandsvereinigung beitreten sollten, damit sie erfahren könnten, was diese eigentlich wollen und wie sie sich gebahren. Der Essener Gastwirtstag dieses Jahres verhandelte wieder über dieselbe Frage. Lasse-Berlin teilte mit, daß nach dem Beschlusse des Lübecker Tages einige Herren des Ausschusses sich der Mittelstandsvereinigung angeschlossen hätten. Sie seien aber von dem, was sie erfahren hätten, durchaus nicht zufrieden. Von dieser Vereinigung sei jetzt und auch in der Zukunft nichts zu erwarten. Braun-Berlin äußerte dieselbe Ansicht und forderte die Ausschußmitglieder auf, wieder aus der Mittelstandsvereinigung auszutreten. Fischer-Berlin äußerte sich in ähnlicher Weise. Nur der antisemitische Abgeordnete Frölich-Potsdam und der Gastwirt Deglow-Münsterdorf traten für die Mittelstandsvereinigung ein und empfahlen nähere Beziehungen. Sie hatten wenig Glück mit ihren Worten Auf Antrag von Lasse-Berlin wurden die Mitglieder des Ausschusses aufgefordert, aus der Mittelstandsvereinigung wieder auszutreten.

Man kann den Gastwirten zu diesem Beschlusse nur Glück wünschen.

„Der Sport der Protzen und Juden."

Unter dieser Ueberschrift bringt das „Bayerische Vaterland" vom 28. Juni einen nicht mehr in dem urwüchsigen Siglschen, aber in einem immer noch recht grobkörnigen Tone einen Artikel gegen den Automobilsport. Das seltsame ist nur, daß in dem ganzen Artikel nicht mit einem Worte von Juden die Rede ist. Nun sind zwar Ueberschriften wie Büchertitel nicht immer leicht zu finden. Man erzählt von einem Romanschriftsteller, der vergeblich nach einem passenden Titel für seinen Roman suchte und sich in seiner Verzweiflung an Freunde um Rat wandte, von einem Kollegen gefragt wurde, ob in dem Romane Pauken vorkommen. „Nein", antwortete der titelsuchende Schriftsteller. „Und Trompeten, kommen die vor?" „Auch nicht", lautete die Antwort. „Nun dann" nennen Sie doch den Roman: „Ohne Pauken und Trompeten." Nach diesem Rezept hätte aber die Ueberschrift wenigstens lauten müssen: Der Sport der Protzen ohne Juden. Wie in aller Welt die Juden in die Ueberschrift hineingeraten sind, das ist Geheimnis für Weise wie für Toren. Wir können nämlich nicht annehmen, daß der Artikelschreiber unter den „so vielen hohen Herren", die sich unter den „Stink- und Geldprotzen" befinden sollen, Juden gemeint habe.

Oder sollte noch ein zweiter Artikel folgen, in dem die Juden nachgeliefert werden? Da wollen wir dem Schreiber des Zukunftartikels gern einiges Material geben. Es ist nämlich offenkundige Tatsache, daß auch Juden Automobile besitzen und benutzen. Ja, es soll ein jüdischer Automobilist sogar schon einen Unfall verschuldet haben. Grund genug für das „Bayerische Vaterland" zu behaupten, Juden hätten das Automobil erfunden, seien die Haupt-Automobil-Industriellen, trügen die Verantwortung für die Verbreitung des Automobilsports seien die schlimmsten Autofexe und hätten sich verschworen, alle Germanen niederzuauteln. Das „Bayerische Vaterland" hat schon mit weniger Grund noch schlimmere Verleumdungen und Lügen gegen die Juden verbreitet. Also los!

Doch halt, da fällt uns doch eine Erklärung ein für die Juden in der Ueberschrift eines Artikels, in dem mit keinem Worte von Juden die Rede ist. Der Artikelschreiber ist so gewohnt, den Juden etwas anzuhängen, sie für alles Unheil verantwortlich zu machen, daß sie ihm gewissermaßen gewohnheitsmäßig in die Feder schlüpfen, wenn er gegen irgend ein Uebel losziehe. Die Juden sind schuld an den Kriegen, Revolutionen, Warenhäusern, natürlich also auch an der Automobilmisere. Es ist aber dem Autor beim Schreiben nichts, absolut nichts eingefallen was er gegen die Juden in seiner Automobilieremiade hätte verwerten können. Die Juden aus der Ueberschrift auszustreichen hat er aber vergessen. Solche Entgleisungen können schon einem vielbeschäftigten Schimpfredakteur passieren.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der antisemitische Bruderkampf im Hessischen, speziell im Wahlkreise Rinteln-Hofgeismar nimmt seinen Fortgang. Die „Deutsche Reform" schreibt:

„Tatarennachrichten über die Stellungnahme zur Kandidatur Helmrich im Kreise Rinteln-Hofgeismar werden geflissentlich in der den Deutschsozialen nahestehenden Presse verbreitet. So wird u. a. behauptet, daß in den führenden Kreisen der Reformpartei keine Einstimmigkeit inbezug auf das Vorgehen herrsche, daß von den Abgeordneten der Partei nur Herr Zimmermann sich auf die Seite der „Freideutschen" stelle, daß Aeußerungen und Gutachten der einzelnen Abgeordneten ein eigentümliches Bild ergeben würden usw. Gegenüber diesen Falschmeldungen stellen wir in aller Kürze fest, daß sämtliche Abgeordnete der Deutschen Reformpartei sich einmütig für das selbständige Vorgehen und eine eigene Kandidatur erklärt haben. Nun mögen die Herren Märchenerzähler eine neue Geschichte für die Preßgläubigen erfinden!"

Auch Abg. Zimmermann konstatiert in einer Zuschrift an die „Deutsche Hochwacht", daß sämtliche Abgeordnete der Reformpartei sich für das Vorgehen der Reformer gegen die Deutschsozialen erklärt haben. Worauf die „Hochwacht" repliziert, der Abg Frölich sei nicht damit einverstanden. Das Blatt weist zugleich entrüstet den Vorwurf Zimmermanns zurück, daß es sich „zur Ablagerungsstätte für Angriffe auf die Reformpartei hergebe und damit die Geschäfte von Leuten betreibe, denen der Deutsche Volksbund früher unabhängig gegenübergestanden habe". Die „Hochwacht" habe selbständig Stellung genommen; auch handele es sich nicht um Angriffe, sondern um Abwehr in Form einer Fürsprache.

Ueber die Kampfesweise der Reformer beklagt sich das „Deutsche Blatt", welches sich aus Beckershagen schreiben läßt: „Was von den Reformern zu erwarten ist, sieht man recht deutlich u. a. auch daraus, daß am Sonntag in einer hier abgehaltenen Versammlung, in der Herr Abg. Lattmann sprach, der Vertreter der Reformpartei erklärte: Im Falle der Stichwahl zwischen deutschsozial und sozialdemokratisch würde er sich der Stimme enthalten. Er begründete es mit der groben Unwahrheit, daß die Deutschsozialen Gegner des Reichstagswahlrechts seien".

Im Wahlkreise Marburg sind die Deutschsozialen ganz außer sich vor Freude darüber, daß für ihre Kandidatur

Böhme zwei Reformer und zwar der frühere parlamentarische Vertreter des Wahlkreises Dr. Böckel, derselbe, der seinerzeit geneigt war, das Mandat zu verschachern, und der Abg. Bruhn sich ins Zeug legen. Führwahr, zwei Helfershelfer, auf welche die Deutschsozialen stolz sein können! Das „Deutsche Blatt" meint, die Erkenntnis, daß mit dem Eintreten Böckels für Böhme die Aussichten einer etwaigen Gegenkandidatur unter den Nullpunkt gefallen sind, dürfte zugleich die Ursache des wütenden Desperadotreibens der Enttäuschten sein.

Für die ihnen zu Teil werdende schnöde Behandlung wollen die Reformer sich durch einen Einbruch in den Wahlkreis Eschwege-Schmalkalden, der bekanntlich den Deutschsozialen in einer Nachwahl zugefallen ist, revanchieren. Wie der „Freisinnigen Ztg." mitgeteilt wird, beabsichtigen sie in der Person eines Kaufmanns Bellinger einen eigenen Kandidaten aufzustellen.

Der Oberlandesgerichtsrat von Richthofen, nominierter antisemitischer Reichstagskandidat für Waldeck-Pyrmont, richtet an die in Arolsen erscheinende „Waldeckische Rundschau" folgende Zuschrift:

„In der am Abend des 10. Juni in Korbach von mir abgehaltenen Wählerversammlung habe ich nicht, wie in Nr. 5775 Ihrer Zeitung behauptet wird, die Forderung aufgestellt, daß die Juden von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden sollten. Vielmehr habe ich in Uebereinstimmung mit dem deutschsozialen Parteiprogramm lediglich die Ansicht ausgesprochen, daß die Juden von solchen Berufen, in denen ihre Eigenart für unsere Kultur schädlich ist, fernzuhalten seien. Als derartige Berufe habe ich den Richterstand, den Offiziersstand, den Beruf eines Lehrers an Schulen, die von Kindern deutschen Stammes besucht werden, sowie die Mitgliedschaft in gesetzgebenden Körperschaften bezeichnet. Ferner habe ich mich dafür erklärt, daß die Zulassung der Juden zur Rechtsanwaltschaft nach dem Prozentsatze der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Reiche beschränkt werde".

Welche öffentlichen Aemter der Herr Oberlandesgerichtsrat für die Juden offen halten will, sagt er nicht. Vermutlich die Oberpräsidenten- und Ministerposten.

Herr Kröfell, die Reichstagsleuchte der Antisemiten des Wahlkreises Pyritz-Saatzig, hat sich bei seinen fortgesetzten Versuchen, die Politik auch in den privaten und geschäftlichen Verkehr hineinzutragen, bei einem Teil seiner Wähler eine gehörige Abfuhr geholt. Die Pyritzer Maurer- und Zimmererinnung, die am 30. v. M. ihre Quartalsfeier beging, hat, durch Erfahrung gewitzigt, sich den Besuch dieser Feier durch Herrn Kröfell in folgendem Schreiben höflichst verbeten: „Da Sie bei derartigen Veranlassungen bisher fast immer Gelegenheit genommen haben, solche Feste mit Ihrer Gegenwart auszuzeichnen und politisch auszunützen pflegen, so teile ich Ihnen im voraus mit, daß sowohl Sie, als auch die Vertreter Ihres Blattes zu dieser Innungsfeier keinen Zutritt erhalten, andernfalls Sie uns zwingen würden, von dem uns zustehenden Hausrechte Gebrauch zu machen."

Das ist eine bittere Pille für Herrn Kröfell; gerade aus dem Handwerkerstande, der en mit seinem ausdringlichen Liebeswerben fortgesetzt verfolgt, wird er solchen „Undank" am allerwenigsten erwartet haben.

Stettin, 7. Juli. Heute vormittag sollte vor dem hiesigen Landgerichte als Berufungsinstanz über die Revision verhandelt werden, die der Redakteur Weber des in Pyritz erscheinenden Antisemitenblättchens „Der Mittelstand" gegen das Urteil des Schöffengerichts vom 18. Mai d. Js. eingelegt hatte. Bekanntlich war er damals wegen Beleidigung des hiesigen Kunstmalers Herrn Georg Lewin, begangen durch den Abdruck eines von den unglaublichsten Erfindungen strotzenden Artikels der hiesigen „Deutschen Hochwacht", zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden Beim heutigen Termine war der Privatkläger Herr Lewin durch Hern Rechtsanwalt Schleußner vertreten. Der Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirektor Rusche brachte ein Schreiben des verurteilten Weber zur Verlesung, in dem dieser mit ein paar kurzen Worten eröffnete, er sei am Erscheinen verhindert! Das Gericht fand, daß dies keine genügende Entschuldigung sei, daß jede Bescheinigung und Beglaubigung fehle und daß Angeklagter Gelegenheit gehabt habe, sich durch einen Rechtsanwalt mit schriftlicher Vollmacht vertreten zu lassen; demgemäß wurde die Berufung Webers abgewiesen und es bleibt bei der Verurteilung.

Im Anschluß an den vorstehenden Bericht bemerkt das „Pyritzer Kreisblatt", daß der Verurteilte, Herr Weber, bis zum Freitag früh sich in Pyritz aufgehalten hat und an diesem Tage, wie verlautet, nach Wien, seinem Geburtsorte gefahren ist. Am Dienstag, den 10. Juli, sollte übrigens gegen denselben Herrn Weber auch in einer weiteren Privatklage vor dem Pyritzer Schöffengerichte verhandelt werden, und ein weiteres Strafverfahren wegen Beleidigung der Rabbiner in Bramberg und Breslau schwebt noch gegen den Herrn Weber vor der Strafkammer in Stargard.

Vom Grafen Pückler. Der Appell der Presse an die Behörden, dem Unfug zu steuern, den Graf Pückler trotz der an ihm zu vollstreckenden Freiheitsstrafe fortgesetzt anrichtet, scheint endlich Erfolg gehabt zu haben. Kurz vor seinem Auftreten in einer auf Montag abend in Berlin angesetzten Versammlung wurde der Graf auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft aus seinem Hotel abgeholt und nach Weichselmünde in seine Festungshaft zurückgebracht.

× × **Aus der Turnerschaft.** Vielen österreichischen Turnern beginnt bereits der Zwist mit der großen deutschen Turnerschaft, zu dem sie durch antisemitische Heißsporne gedrängt wurden, leid zu werden. So erklärte letzthin bei dem Vorarlberger Gauturnfest, das in Dornbirn abgehalten wurde, der Gauvertreter August Feierle in seinen Begrüßungsworten: „Persönliche Feindschaft und die Macht der Verhältnisse zwangen uns, dieser größten und idealsten alldeutschen Verbindung den Rücken zu kehren. Wir gingen blutenden Herzens, und, so Gott will, ist der Tag nicht mehr ferne, an welchem unsere Wiederkehr möglich gemacht wird."

Berichtigend bemerkt dazu der Vorsitzende der deutschen Turnerschaft, Dr. Goetz-Leipzig, in der „Deutschen Turnztg.": „So herzlich und treu die letzten Worte klingen und Zeugnis von der alten Anhänglichkeit ablegen, fragen muß man doch: „Wo ist die persönliche Feindschaft zutage getreten, die einem Deutsch-Oesterreicher zum Austritt aus der deutschen Turnerschaft hätte veranlassen können?" — Man fange beim Vorsitzenden an und höre beim jüngsten Turner auf — nie ist persönliche Feindschaft zutage getreten. Nur der starre antisemitische Parteistandpunkt der Führer Deutsch-Oesterreichs und die Weigerung, sich dem Turntagsbeschluß zu fügen, der dem einen Teil nicht verwehrte, judenrein zu machen, dem anderen Teil aber die langbestehende Mitgliedschaft in der deutschen Turnerschaft bewahrte, hat die Trennung bewirkt." —

Vermischtes.

Die Ehrung eines jüdischen Dichters. Die „Rodenberger Zeitung" vom 28. Juni berichtet:

Am letzten Sonntag erlebte unsere Stadt ein Fest, wie es wohl kaum jemals wiederkehrt und das allen Rodenbergern, die daran teilnahmen, in steter Erinnerung bleiben wird: Die Enthüllung einer Gedenktafel für den Dichter Julius Roden-

berger (Julius Levi ist sein eigentlicher Name), die mittags 12 Uhr im Beisein der Gattin des Dichters, zweier Schwestern und eines Schwagers und unter Beteiligung des Magistrats und der Stadtverordneten stattfand. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel und eine weihevolle Stimmung überkam alle, als aus dem denkwürdigen Hause die Gattin des Dichters mit den übrigen Angehörigen traten und auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ihren Platz einnahmen: Nachdem die Möllersche Kapelle die Feier durch das Lied: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ eingeleitet hatte, sprach Herr Dr. Linse als Vorsitzender des Vereins die Enthüllungsworte: „Hochgeehrte Festgesellschaft! Ein Heimatsfest im wahrsten Sinne des Wortes ist es, zu dem wir uns heute vor diesem alten, ehrwürdigen Patrizierhause zusammengefunden haben, um dem größten Sohne unserer Stadt, dem Dichter Julius Rodenberg, an seinem Geburtshause eine Ehrentafel zu enthüllen. Der Wunsch, den viele von uns, die das Leben des Dichters verfolgt und sich an seinen Werken erbaut haben, längst gehegt, er soll heute in Erfüllung gehen: Die alte Heimat, „das Städtlein an des Berges Fuß“, will zeigen, daß sie ihren großen Sohn nicht vergessen, sondern voll Verehrung und Bewunderung zu ihm aufschaut und stolz ist, daß ein solcher Mann aus ihr hervorgegangen. Hier in dieser Stadt, in diesem Hause, vor dem wir jetzt stehen, hat Julius Rodenberg seine erste Jugendzeit verlebt. Hier ist durch eine sorgfältige Erziehung, die besonders seine hochbegabte, schöngeistige Mutter leitete, an der der zarte Knabe mit schwärmerischer Liebe hing, der erste Grund gelegt zu seinem späteren segensreichen Schaffen. Hier war es, wo die Saat, die ihm die Musen in die junge Brust gelegt, die ersten Früchte trug, die an seinen Geschwistern und den übrigen Spielgefährten ein begeistertes und dankbares Publikum fanden. Aber hier sind auch Werke bleibenden Wertes entstanden, besonders als er von seinen Reisen zurückgekehrt, hier in der Stille der Einsamkeit, die mannigfachen Eindrücke, die er dort gewonnen, verarbeitete. Und noch so manche liebe Erinnerung knüpft sich an den Aufenthalt des Dichters in unserer Stadt. Vieles könnten diese Wände erzählen, wenn sie redeten, von der Jugend Leid und Lust, von so vielen Träumen, die nicht in Erfüllung gegangen, sagt er selbst in seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit“. Weit, ach gar weit liegt zurück diese Zeit, die heute vor unserem geistigen Auge wieder lebendig wird. Fast fünfzig Jahr sind verflossen, seit die Eltern von hier fortgezogen und damit auch die Zeiten aufhörten, wo der junge Dichter öfters im Jahr Einkehr hielt in seiner Vaterstadt, um in der Stille des Elternhauses bei seiner vielgeliebten Mutter auszuruhen von den Mühen und dem Hasten der großen Welt. Längst hat er eine neue Heimat gefunden, in dem geistigen Mittelpunkt unseres deutschen Vaterlandes, in der Kaiserstadt an der Spree. Vieles hat er vollbracht in dieser Zeit und auf ein reichgesegnetes Leben schaut er zurück, das so köstlich gewesen, da es Mühe und Arbeit gewesen. Die ganze gebildete Welt würdigt die großen Verdienste, die er sich erworben als lyrischer Dichter, als Romanschriftsteller, als Großstadtschilderer und nicht zuletzt als Herausgeber unserer angesehensten Zeitschrift, der „Deutschen Rundschau“, seinem letzten Lebenswerk an dem er jetzt noch in ungeschwächter Jugendkraft arbeitet. Und wenn nach unseren besten zeitgenössischen Schriftstellern gefragt wird, dann wird auch der Name Julius Rodenberg genannt werden. Aber bei all den großen Erfolgen, die ihm das Leben gebracht, trotzdem er gleichsam in eine andere Welt versetzt wurde, die alte Anhänglichkeit an seine alte Heimat und an sein engeres Vaterland, sein geliebtes Kurhessen, hat sich der Dichter auch in seiner Wirkungsstätte treu bewahrt. Seine Sehnsucht nach den hessischen Bergen klingt wieder aus vielen seiner Lieder und auch aus seinen späteren Werken offenbart sich die warme Liebe zu seinem Heimatlande. Oftmals hat er in den 50 Jahren seine Vaterstadt wieder besucht, um alte Erinnerungen wieder wachzurufen, die Beziehungen zwischen dem Hause Rodenberg und seinem Geburtshause haben niemals aufgehört und als vor einigen Jahren der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs gegründet wurde und wir uns auch an auswärtige Rodenberger wandten, da war es ja fast selbstverständlich, daß Julius Rodenberg als einer der ersten unserm Verein beitrat und uns mit reichen Mitteln unterstützte. So ist er der unsrige geblieben bis auf den heutigen Tag, wo ein neues Band geknüpft werden soll zwischen dem Dichter und seiner Vaterstadt. Möge dies Band halten für alle Zeiten und die alte Heimat auch dem größten Sohne wieder näher bringen. Am kommenden Dienstag feiert der Dichter seinen 75. Geburtstag. Möge ihm noch ein langes und praktisches Leben beschieden sein; möge er noch viele Jahre wandeln wie bis heute an der Seite einer geliebten Gattin umgeben von der Liebe seiner Kinder und seiner Enkelkinder und seiner Geschwister. Möge sein jugendfrischer Geist noch weitere Erfolge erringen zu seines Namens Ehre und zur stolzen Freude seiner Heimatstadt. Es falle die Hülle!“ Nach einem weiteren Musikvortrag schloß die kurze, aber erhebende Feier. Die Gedenktafel aus schwarzem Granit trägt in vergoldeten Lettern die Inschrift:

Geburtshaus
des Dichters
JULIUS RODENBERG
26. Juni 1831.

Am Abend vereinigten sich alle Festteilnehmer im Saale des Stockholm, wo Herr Hofrat Böhling aus Hannover über des Dichters Leben und Wirken einen interessanten Vortrag hielt, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. — Auf das Telegramm, das im Anschluß an die Enthüllungsfeier dem Dichter gesandt wurde, lief folgende Antwort ein:

„In tiefer Rührung erwidere ich den Gruß meiner Heimatsgenossen und danke Ihnen aus vollem Herzen für die meinem Elternhause erwiesene Ehre.

Julius Rodenberg“.

Nordhausen. Die „Nordhäuser Allgem. Zeitung“, hat als „liberales Organ auf nationaler Grundlage“ die ursprüngliche „liberale Tendenz gemäßigter Richtung“ nach und nach so gemäßigt, daß jetzt mehr und mehr jene „nationale“ Grundfarbe durchschimmert, die für agrarische und antisemitische Bestrebungen weit günstiger ist als für liberale. Unverhüllter ist aber der Antisemitismus der Redaktion bisher noch nie zutage getreten, als in dem am 29. v. M. veröffentlichten Leitartikel „Zum neuen Schulgesetz“, dessen Spitze sich so scharf gegen das Judentum richtet, wie dies bisher wohl in stockkonservativen und agrarischen Blättern, aber kaum jemals in nationalliberalen Blättern geschehen ist. Unseres Wissens, bemerkt das „Israel. Familienbl.“, ist das Blatt von der jüdischen Bankfirma Apel in Halle gegründet worden, deren jetziger Inhaber noch heute an diesem Zeitungsunternehmen beteiligt ist; der Verleger Herr Pnalzow, ein Prokurist der genannten Firma, wird als Vertreter strenggläubiger Juden unmöglich darüber erfreut sein, in seinem Organ die Verballhornisierung eines aus dem Zusammenhang gerissenen harmlosen Mommsenschen Ausspruches zu finden, der in dieser Lesart eine der gröbsten Beschimpfungen des Judentums darstellt. Daß aber solche Entgleisungen nationalliberaler Redakteure außerdem geeignet sind, die nationalliberale Sache nicht nur in den Augen ehrliebender Juden, sondern auch in denen vorurteilsfreier Christen vollständig zu diskreditieren, müßte eigentlich auch dem dortigen Vorstand der nationalliberalen Partei einleuchten.

Konfessionelle Sommerfrische. Unter dieser Spitzmarke schreibt die „Köln. Volksztg.“:

„Alljährlich bei Beginn der Saison erscheint im Organ des Evangelischen Bundes, der Monatskorrespondenz für die Mitglieder des Evangelischen Bundes, ein Aufruf an die Protestanten, durch Ferienaufenthalt in dem Orte Ramsau den Protestantismus dortselbst stützen und fördern helfen. Dieses Jahr heißt es in Nr. 6 der genannten Korrespondenz: „Sommerwohnungen in der evangelischen Gemeinde Ramsau, Obersteiermark werden uns für die beginnende Ferienzeit zur Empfehlung an erholungsbedürftige Leser acht bezeichnet“ (darauf folgen die Namen der protestantischen Quartiergeber). Dann heißt es weiter: „Wir haben bereits im vorigen Jahre (Nr. 4) über die starke römisch-katholische Invasion in das fast noch ganz evangelische Gebiet der Ramsau berichtet und die Notwendigkeit betont, das protestantische Element durch Zuzug aus dem Reich, wenn auch nur während der Sommermonate, zu stärken.“ Wenn in dem ganz katholischen Bozen-Gries in Tirol die protestantischen Sommerfrischler sich niederlassen und sogar eine Kirche bauen, über deren Grundsteinlegung in derselben Nummer der Monatskorrespondenz lang und breit berichtet wird, so ist das selbstverständlich ganz in der Ordnung. Da heißt es: Die Protestanten müssen den katholischen Sommerwirten das Geld bringen. Aber wenn Katholiken an einen Erholungsort mit überwiegend protestantischer Bevölkerung gehen, dann ist sofort das „Evangelium“ in Gefahr. Eine solche Notiz, wie die obige, sollte einmal ein katholisches Blatt erlassen, und mit der angegebenen Begründung — denn das ist an der ganzen

Notiz die Hauptsache — wie würde man sich über katholische Intoleranz und Absonderung entrüsten."

Die Nutzanwendung auf die antisemitischen Sommerfrischen ergibt sich von selbst.

Aus der Rhön. Nicht weit vom Bahnhof Dermbach auf der Zehnt befindet sich ein dichter, gutgepflegter lebendiger Zaun, über den hinweg selten jemand die Blicke wirft. Und doch ist es ein heiliges Stück Land, das dieser Zaun umschließt; denn in dieser Erde ruhen 42 gefallene Bayern und Preußen, welche 1866 in den Gefechten bei Dermbach ihr Leben fürs Vaterland opferten; auch einige Offiziere fanden hier vor nunmehr 40 Jahren ihre letzte Ruhestätte. Außer dem einfachen, aber würdigen Denkmal rechts vom Eingang künden noch einige andere Grabdenkmäler und ein großer Stein mit den Namen der Gefallenen von dem Kampf und seinen Opfern, unter denen sich auch mehrere Juden befinden. Trauereschen überschatten die Gedenksteine und blühende Blumen und Rosen zieren die stets gut gepflegten Grabstätten. Alljährlich am 3. Juli marschiert der Krieger- und Landwehrverein des Ortes in echt kameradschaftlicher Weise hinaus und schmückt die Gräber der Toten mit Kränzen und Blumensträußen; eine kurze Ansprache und ein stilles Gebet beschließen die Feier. Wie herrlich kommt da zum Ausdruck, was sonst wohl kaum nirgends wieder möglich scheint: Protestanten, Katholiken und Juden gedenken gemeinsam ihrer Toten, deren Ruhe weder durch Klassen- und Rassenhaß, noch durch Nationalitäts- und Religionszwistigkeiten gestört wird. Die Ehrungen, die man in pietätvollem Gedenken den im Kampf fürs Vaterland Gefallenen alljährlich erwies, gestalteten sich in diesen Tagen, da gerade 40 Jahre verflossen sind, seitdem die Tapferen, die fremde Erde deckt, noch herzlicher und feierlicher.

Juden im österreichischen Heere. Delegierter Dr. Straucher beklagte sich in der österreichischen Delegation über die Zurücksetzung der Juden, namentlich im militärärztlichen Offizierskorps und im Auditoriat und verlangte die Pflege des religiösen Gefühles der Juden durch strenges Einhalten der Vorschriften des Dienstreglements. In der Sitzung vom 2. Juli antwortete Kriegsminister v. Pitreich auf die Beschwerden. In Bezug auf den Wunsch, daß jüdische Militärseelsorger angestellt werden, weil mohammedanische vorhanden sind, erwiderte der Minister: Meine Herren, da ist denn doch ein großer Unterschied. Die mohammedanischen Truppen sind in Oesterreich und Ungarn; dort sind keine mohammedanischen Geistlichen, aber jüdische Geistliche finden Sie ja überall, wo Truppen liegen, ohnedies im Zivil. Ich glaube nicht, daß diesen die Seelsorge gar zu viel Mühe macht. Die Mannschaft wird in dieser Beziehung auch so gehalten, daß sie ihren religiösen Pflichten nachkommen kann. Der Herr Delegierte Dr. Straucher hat sich auch über die Aerzte und speziell über den hochverdienten Chef des militärärztlichen Offizierskorps aufgehalten nach der Richtung, daß er die Juden quasi verfolge und dergleichen. Von dem ist gar keine Rede. Er achtet, so wie wir alle, den Mann ohne Rücksicht auf seine Religion oder Nationalität, und wir können auch sagen, daß wir ja ganz hervorragende Aerzte in der Armee haben, die Juden sind und die nicht nur als Aerzte anerkannt, sondern auch als Kameraden geschätzt sind. Ich führe nur an, daß unter den Oberstabsärzten erster Klasse zwei Juden sind; bei den Oberstabsärzten zweiter sind von 68 22 Juden, das sind 32 Prozent, bei den Stabsärzten von 127 38 Juden, das sind 30 Prozent, bei den Regimentsärzten zweiter Klasse sind von 231 11 Juden, das sind 4,7 Prozent. Auch kann nicht behauptet werden, daß Stipendien an Juden nicht verliehen werden. Stipendien wurden auch an Juden verliehen, doch tritt die Erscheinung zutage, daß der Zudrang des christlichen Elements zum militärärztlichen Berufe in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat. Ueberdies muß auch auf den Studienerfolg und auf die volle physische Kriegsdiensttauglichkeit entsprechende Rücksicht genommen werden. Im ganzen wurden, seitdem Stipendien überhaupt erteilt werden, 104 Juden beteilt. Das ist, glaube ich, auch gerecht.

Aus Alexandrowsk (Südrußland) wird der antisemitischen „Deutschen Hochwacht" eine an den Inhaber der Richterschen Apotheke, Herrn Petzhold, gerichtete Postkarte zugeschickt. Da heißt es:

„Geehrter Herr! . . . . . Ich wäre geneigt, die Stelle bei Ihnen anzutreten, wenn Sie nicht die Bedingung erwähnt hätten, daß Hebräer nicht angenommen werden. Ich bin deutscher Nationalität und Lutheraner, fühle mich aber gleich dem Verbande Rigaischer Pharmazeuten über solch einen blöden Antisemitismus empört und werde den Beschluß des Verbandes festhalten, daß solche menschenfeindliche Stellen boykottiert werden müssen. Mit Achtung

Heinrich Georgy."

Briefkasten.

Auf mehrere Anfragen. Pogrom ist ein russisches Wort und heißt zu deutsch etwa Ausschreitungen (Exzesse und Plünderung). Seit dem Jahre 1880 werden mit großer Regelmäßigkeit von den russischen Behörden Ausschreitungen gegen die Juden hervorgerufen. Infolgedessen hat das Wort Pogrom allmählich die Bedeutung von „Exzessen gegen die Juden" erhalten. — Hooligan ist der Name einer irischen Verbrecherfamilie. Der Prozeß gegen diese Verbrecherfamilie erregte weit über Irland und England hinaus ungeheures Aufsehen. Seit dieser Zeit hat man Verbrechern solcher Art, Plünderern, Räubern usw. den Namen Hooligan beigelegt. Da die russische Sprache das „H" nicht kennt, so wird im Russischen daraus Chooligan oder Kooligan gemacht. Diese Schreibweise hat ein Berliner Blatt irre geführt. Es brachte vor einiger Zeit in einer Briefkastennotiz auf eine Anfrage die Antwort, Hooligon würde wohl von Kuli herkommen, also eine niedrige Menschenklasse bedeuten, genau sei das aber nicht bekannt. Die Verbrecherfamilie Hooligan ist viel bekannter, als z. B. Heinze, nach dem die Lex Heinze genannt wird.

☛ Von dem Separatabdruck aus den „Mitteil." betreffend die gegen die russischen Massacres gerichteten Protestversammlungen in Berlin und Frankfurt a. M. können unsere Leser Exemplare in beliebiger Anzahl zur Weiterverbreitung erhalten; wir bitten, Bestellungen bis spätestens den 15. d. M. an unsere Expedition zu richten, da alsdann der Satz abgelegt wird.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14.— F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstraße 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 29. Berlin, 18. Juli 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Fenaiß, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Das Ende der Dreyfus-Affaire.

Der höchste französische Gerichtshaf hat nach überaus eingehenden und sorgfältigen Verhandlungen sein Endurteil in der Dreyfus-Affaire gefällt. Es lautet auf Freisprechung des Kapitäns Dreyfus von jeder Schuld an dem Verbrechen, dessen er var zwölf Jahren angeklagt worden war. Dieses Urteil hat die ganze gebildete Welt nicht nur Frankreichs bereits an dem Tage gefällt, an welchem das Kriegsgericht in Rennes Dreyfus unter Anerkennung mildernder Umstände — mildernde Umstände für einen reichen Offizier, der sein Vaterland verrät! — zu zehn Jahren verurteilt hatte, ja lange bevor der Strafsenat des Kassationshofs am 27. Oktober 1898 die Revision des vor dem Kriegsgericht in Paris verhandelten Prozesses für zulässig erklärt hatte.

Dieses Urteil des Kassationshofs war also, zumal was nach den Ausführungen des Generalstaatsanwalts bekannt worden war, erwartet worden. Van besonderem Interesse aber ist, daß von den neunundvierzig höchsten Richtern einstimmig die Aufhebung des Renner Urteils beschlassen worden ist. Die ausführliche Begründung führt als neue Tatsachen, die die Revision rechtfertigen, an, die Ersetzung des Buchstaben P. durch den Buchstaben D., die Zurückdatierung des Schriftstücks über die Organisation der Eisenbahnen durch den Fälscher Oberst Henry usw. und erklärt ferner, daß feststehe, daß das Bordereau von Esterhazy geschrieben worden ist.

Zweifelhaft war gewesen, ab die Angelegenheit zu neuer Verhandlung an ein drittes Kriegsgericht verwiesen werden würde. Die Zurückverweisung wurde gerade von vielen Freunden Dreyfus' gewünscht, um in offener kontradiktorischer Gerichtsverhandlung die volle Wahrheit an den Tag zu bringen. Der Kassationshof beschloß indessen mit 31 gegen 18 Stimmen, daß eine Verweisung der Anklage an ein neues Kriegsgericht nicht stattzufinden habe. Der erste Vorsitzende Ballat-Beaupré betonte in seiner Rede bei der Verlesung des Gerichtsbeschlusses eindringlich, daß eine Rückverweisung „angesichts des vollständigen Fehlens auch nur des kleinsten Verdachtsgrundes gegen Dreyfus“ eine Verhöhnung der Rechtspflege wäre.

Wenn man bedenkt, wie sich die französischen Kriegsgerichte in den Prozessen gegen Offiziere, die sich bei der Aufnahme der Kircheninventare geweigert hatten, die Befehle ihrer Vorgesetzten auszuführen, über das strenge Recht hinweggesetzt haben, dann ist diese Entscheidung nur weise, zumal der aberste Gerichtshaf durchaus souverän ist, und die endgiltige Aufhebung des Renner Urteils nur im Interesse der äffentlichen Ordnung lag.

Sa hat denn die Wahrheit gesiegt, gesiegt im Interesse der Wahrheit und des Rechts all.in; denn Dreyfus, der einmal begnadigt war, hätte dach nichts geschehen können; er war frei und mußte frei bleiben.

Aber es kannte nicht fehlen, daß dem ehemaligen Bewohner der Teufelsinsel nicht nur das formale, nackte Recht, sondern auch eine gewisse Genugtuung zu Teil wurde. Nicht genug, daß das Urteil des Kassationshofs im Amtsblatt und in fünfzig von Dreyfus auszuwählenden Zeitungen veröffentlicht werden muß, hat die Regierung sofort Vorlagen eingebracht, wonach Dreyfus wieder als Major und Picquart als General in das Heer eingestellt werden sallen, sa daß sie genau die Stellungen in der Armee einnehmen, die sie eingenommen hätten, wenn die Zwischenfälle sich nicht ereignet hätten, und daß ferner beide Offiziere in die Liste der Anwärter auf den Orden der Ehrenlegion eingetragen werden sallen.

Die Deputiertenkammer nahm das Gesetz über die Rehabilitierung und das Avancement der beiden Offiziere mit 473 gegen 42, der Senat mit 183 gegen 30 Stimmen an. Bei der Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses in der Deputiertenkammer erklärte der Präsident Brisson, daß diese Abstimmung einen Triumph der Wahrheit bedeute, dem die ganze Welt zustimme. In Erwiderung auf die Gesuche mehrerer Deputierter wurde regierungsseitig erklärt, das Urteil des Kassationshofes solle in allen französischen Gemeinden zum öffentlichen Anschlag gebracht werden.

Erwähnt sei nach, daß auch den Männern, die für Dreyfus eingetreten waren, wenn auch nur posthume Ehren zu Teil geworden sind. Gegen die Generale, die das ganze Unglück der „Affaire“ nicht nur über Dreyfus, sondern auch über ganz Frankreich gebracht, kann zwar infalge des Amnestiegesetzes nicht mehr strafrechtlich vorgegangen werden, aber in den sehr aufgeregten Verhandlungen der Kammer hat sich bereits gezeigt, daß sie nicht ganz den Folgen ihres verbrecherischen Treibens entgehen werden.

Wir enthalten uns aller weiteren Betrachtungen über die eingetretene Wendung, zumal wir schon in Nr. 25 dem Gegenstande einen Artikel gewidmet haben, und wollen uns nur noch mit der Stellung unserer antisemitischen Presse zu dem Urteile des Kassationshofes etwas beschäftigen.

„Es werden so viele Rechtsirrtümer begangen, jammert die „Staatsbürgerztg.“, und das Leben

flutet über sie hinweg, wenn es sich aber um einen gegen einen Juden begangenen Rechtsirrtum handelt, dann wird ein furchtbares Aufheben gemacht, und nicht eher geruht, bis Remedur geschaffen worden ist." „Wer — so schreibt die „Deutsche Hochwacht" — den ganzen 12 jährigen Dreyfusrummel überblickt und sich sagt, daß um die Frage, ob ein französischer Hauptmann einen Verrat begangen habe, die ganze Erde aufgerüttelt worden ist (von Staatshäuptern bis in die Verbrecherkaschemmen aller Welt) — und wer dann noch nicht erkennt, welche Riesenmacht das internationale verschworene Judentum unter den Völkern hat, dem ist nicht zu helfen, der ist mit Blindheit geschlagen."

Nicht weil sie mit Blindheit geschlagen sind, sondern aus bösem Willen ignorieren die Antisemiten die Tatsache, daß es sich bei dem „Dreyfusrummel" denn doch um ganz andere Dinge gehandelt hat, als bloß um die Frage, „ob ein französischer Hauptmann einen Verrat begangen habe." Nicht auch um einen Rechtsirrtum nur handelte es sich, sondern um eine wissentliche und mit den gemeinsten und raffiniertesten Verbrechen ausgeführte Erdrosselung des Rechts, und nicht um „einen französischen Hauptmann" nur handelte es sich — obschon auch das genug ist, alles mögliche daran zu setzen, ihm, wenn er unschuldig ist, der Teufelsinsel zu entreißen und ihn von der auf ihn mit unrecht gehäuften Schmach zu befreien —, sondern für die französischen Patrioten auch darum, ob eine Bande von Verbrechern unerkannt an der Spitze der Armee und des Staates stehen soll. Der Einblick, den die republikanischen Führer in Frankreich durch diesen „Dreyfusrummel" in die Klüngelwirtschaft hinter den Kulissen gewonnen haben, hat ja denn auch zu den weitgehendsten Konsequenzen geführt, hat die Regierung veranlaßt, das Schulwesen zu reorganisieren, Staat und Kirche zu trennen usw. Für die Juden, die sich mit größter Lebhaftigkeit für den französischen Hauptmann interessiert und zum Teil für ihn eingesetzt haben, lag dazu noch ein ganz besonderer Grund vor. Oder machen gerade die Antisemiten, die über das internationale verschworene Judentum jammern, etwa nicht stets die ganze Judenschaft für jeden jüdischen Verbrecher verantwortlich? Haben sie etwa nicht aus dem „Fall Dreyfus" den Schluß gezogen, daß Juden keinen verantwortlichen Posten im Staate erhalten dürfen?

Die Juden halten es durchaus nicht für unmöglich, daß auch ein Jude, wie Hunderte von Angehörigen aller Religionen, Konfessionen, Nationalitäten und Rassen es zu allen Zeiten getan haben, auch zahlreiche Deutsche, wie man aus der Geschichte und aus Prozeßverhandlungen weiß, oft genug getan haben und noch tun, Verrat üben könnte. Wenn sie aber jedesmal, da ein Jude irgend ein Verbrechen begangen zu haben angeklagt ist, nervös werden und ein Mehr tun, um, falls die Anklage unbegründet ist, es wenn irgend möglich zu beweisen, das ist ganz selbstverständlich und lediglich eine Folge der üblichen Generalisierung auf antisemitischer Seite, sobald es sich um einen Juden handelt, der etwas böses getan haben soll.

Manche Antisemiten „freuen" sich über den Sieg des Rechts mit noch größerer — Aufrichtigkeit, mit welcher sie die Judenmetzeleien in Rußland „bedauert" haben. In den Augen anderer Antisemiten aber muß trotz aller Beweise des Gegenteils Dreyfus der Schuldige bleiben, weil er ein Jude ist. Darum ist er nach ihren Preßorganen nicht freigesprochen worden, weil die juristischen Beweise für seine Unschuld beigebracht worden sind, sondern weil die angebliche Macht und das Geld der Juden den Schuldigen der gerechten Strafe entzogen haben. Nicht weniger als 30 Millionen, nach einem anderen kundigen Thebaner unter den Antisemiten sogar 35 Millionen Frcs. sollen von den Juden aufgebracht worden sein, um Dreyfus rein zu waschen. Die braven Antisemiten vergessen nur, daß selbst diese Summe auch nicht entfernt hätte ausreichen können, um das zu Wege zu bringen, was die Wahrheit und das Recht zu Wege gebracht haben. Man gedenke nur: Mit diesem Gelde sollte Esterhazy abgeschoben, die Presse der ganzen Welt, soweit sie nicht antisemitisch ist, bestochen, die 49 den Kassationshof bildenden höchsten Richter Frankreichs, die 473 Mitglieder der Deputiertenkammer, die 183 des Senats gekauft worden sein, ganz abgesehen von den hervorragenden Männern, die wie Zola, Scheurer-Kästner, Trarteux, Clemenceau, Picquart, und wie sie sonst noch heißen, die schon früher für Dreyfus eingetreten waren. Zur Bestechung so vieler Personen in höchsten Stellungen und beiläufig zum großen Teil auch von anerkannter Ehrenhaftigkeit reichen nicht 30, nicht 35, nicht 100 Millionen und noch viel größere Summen aus, selbst wenn alle Welt für einen entsprechenden Preis käuflich wäre. Die Antisemiten beurteilen die Menschen und die Preise denn doch gar zu sehr nach sich. Wir unsererseits ziehen es vor, an die Macht der Wahrheit und nicht an die Macht des Judentums und an die Kaufkraft jüdischen Geldes zu glauben.

Ganz überschlau wissen die „Leipziger Neuesten Nachrichten" ihren Aerger über den einem Juden und den Juden zu Gute kommenden Sieg zu verbergen. Sie meinen, Dreyfus habe es seinem Vaterlande gegenüber nicht verantworten können, in seinem persönlichen Interesse es, wie geschehen, zu beunruhigen. Für einen Soldaten gebe es noch höhere Pflichten als die Erkämpfung seines persönlichen Rechts. Das Blatt führt als Beispiel den österreichischen Feldzeugmeister Benedek an, der, wie es schreibt, nach Königgrätz alle Schuld auf sich nahm, sich still in einen Winkel verkroch, und dort als vergessener Mann starb. Er konnte unschuldig dastehen, aber er schwieg, denn er war Soldat, er war ein großer, vornehmer Charakter, was von Dreyfus niemand behaupten werde.

Wie doch Antisemiten unglücklich in der Wahl ihrer Gleichnisse sind, und wie großmütig sie sein können, wenn ein Jude die Kosten zahlen soll! Daß es ein Ding ist, ob Jemand sich als Feldherr verkannt sieht, ob er den Vorwurf tragen muß, eine Schlacht nicht gewonnen zu haben, was auch dem größten Feldherren passieren kann und den größten Feldherren zu allen Zeiten passiert ist, ein ganz anderes Ding aber, als Verräter, als Schuft für alle Zeiten seiner Familie, seinem Vaterlande gegenüber gebrandmarkt zu sein, das übersehen die hellen „Leipziger Neuesten Nachrichten", aber wohl nur weil Dreyfus ein Jude ist. Uebrigens ist es noch sehr fraglich, ob Benedek wirklich weise und vornehm gehandelt hat, da er schwieg. Wenn wirklich, was wir ja nicht wissen, nicht Benedek, sondern wie es in dem Leipziger Blatte heißt die Korruption, die Unfähigkeit und die Schäbigkeit in den hohen Kreisen Schuld waren an dem Verlust des Feldzuges, dann war es sogar im höchsten Grade unpatriotisch, daß er nicht gerade im Interesse des Vaterlandes statt zu schweigen, sprach, statt sich zu verkriechen, hervortrat. Es wäre dann viel vornehmer gewesen, nicht vornehm zu sein. Daß es auch von höchster Wichtigkeit für Frankreich war, die Schufte, die Lügner, die Meineidigen, die Fälscher, die Mörder und die Dummköpfe im Generalstabe bloßzustellen und sie unmöglich zu machen, das werden Antisemiten vielleicht einsehen, niemals aber zugeben, wenn der Enthüller ein Jude ist.

Doch wozu noch lange rechten mit Blättern, die den Aufenthalt auf der Teufelsinsel, wie die „Staatsbürgerztg." es tut, als „einen vielleicht etwas warmen, aber im übrigen rechtsträglichen Badeaufenthalt" bezeichnen, die von einer „Judenmacht" fabeln, an die sie selbst nicht

glauben, die mit jüdischen Millionen um sich werfen und alle möglichen Unmöglichkeiten eher als möglich hinstellen als den Sieg der Wahrheit und des Rechts. Mögen sie weiter fabulieren und ihre Unvernunft zu Markte tragen so wie ihre heimlichen bösen Wünsche verraten, wenn nur immer die Wahrheit siegt und das Recht triumphiert.

Nationale und internationale jüdische Organisationen.

In dem Mai/Juniheft der illustrierten Monatsschrift für modernes Judentum „Ost und West" findet sich ein Vorstoß gegen jüdische Organisationen, die keinen universellen, internationalen jüdischen Charakter tragen. Die Ausfälle sind umso bedauerlicher, als sie, um die „Alliance Israélite Universelle" zu empfehlen, einen Gegensatz zwischen dieser und den nationalen jüdischen Organisationen konstruieren, der nur dazu dienen kann, den Antisemiten in ihren Angriffen sowohl gegen internationale, wie nationale jüdische Organisationen Vorschub zu leisten. Der Angriff der Monatsschrift „Ost und West" befindet sich in einem Artikel „Volkswohlfahrt und Volkserziehung" und knüpft an die Bestrebungen zur Hebung der Juden im Orient an. Im Sperrdruck wird in diesem Zusammenhang wörtlich hervorgehoben: „Mit besonderem Nachdruck muß hier nochmals auf die eminente Gefahr hingewiesen werden, die unseren Gesamtbestrebungen zur Hebung der Juden im Orient von Seiten jener jüdischen Organisationen droht, die keinen universellen, internationalen jüdischen Charakter tragen, sondern als Vereinigungen der Juden eines bestimmten Landes, einer bestimmten Nation auftreten. Wem die Ruhe und die natürliche Entwicklung unserer Brüder speziell im Orient aufrichtig am Herzen liegt, der muß es strengstens vermeiden, sie im Namen dieses oder jenes europäischen Staates in Schutz zu nehmen."

Wenn man berücksichtigt, daß sich neben der „Alliance Israélite Universelle" der „Hilfsverein deutscher Juden", die „Anglo-Jewish Association", die „Oesterreichische Allianz" und außerdem in den Vereinigten Staaten die „United Hebrew Charities" als nationale jüdische Organisationen gebildet und speziell bei der Linderung der wirtschaftlichen Folgen russischer Pogrome eine großartige Hilfstätigkeit entwickelt haben, so kann dieser Versuch, die nationalen jüdischen Organisationen zu diskreditieren, um die Bestrebungen der an sich durchaus verdienstvollen „Alliance Israélite Universelle" in hellerem Licht erstrahlen zu lassen, nur als höchst bedauerlich bezeichnet werden. Daß internationale und nationale Organisationen dieser Art sehr wohl ersprießlich wirken können, wird durch nichts klarer erwiesen als dadurch, daß einzelne hervorragende Juden, wie z. B. Charles L. Hallgarten in Frankfurt a. M., sowohl dem Vorstande der „Alliance Israélite Universelle" wie dem Zentralkomitee des „Hilfsvereins deutscher Juden" angehören. Dem Antisemitismus ist nichts so erwünscht, wie Angriffe auf jüdische Organisationen, die er spezifisch jüdischen Zeitschriften entnehmen kann. Es erscheint deshalb angezeigt, den Folgen der Entgleisung der Monatsschrift „Ost und West" rechtzeitig zu begegnen.

Ein Antisemit über die Juden in der Provinz Posen.

Wir sind nicht verwöhnt durch antisemitische Wahrheitsliebe. Wie aber Jemand so, wie ein Freund des in München erscheinenden „Deutschen Volksblattes", ohne jede äußere Veranlassung die Wahrheit auf den Kopf stellen kann, ist uns selbst bei einem Antisemiten auffallend.

Besagter Freund des Münchener Blattes, der den nicht gerade deutsch klingenden Namen Montwy-Mawra führt, fühlt sich berufen für das „Sorgenkind des preußischen Staates, die Provinz Posen" einzutreten, und glaubt wahrscheinlich das am besten durch eine eigenartige Berichterstattung über die Lage und die Tätigkeit der Juden in der Provinz Posen tun zu können.

Nachdem er den Nationalitätenkampf zwischen Deutschen und Polen geschildert, behauptet er, daß die Kinder Israels den zwischen den beiden feindlichen Brüdern stehenden sich freuenden und profitierenden Dritten bilden. Tatsache aber ist, wie Jeder weiß, daß die Juden, weit entfernt, sich über den in Posen bestehenden Nationalitätenkampf zu freuen, am meisten unter ihm leiden. Von einem Teil der Deutschen werden sie aus antisemitischen Gründen, von den Polen, weil sie deutsch sprechen und in den Wahlen für die deutschen Kandidaten stimmen, mehr oder weniger geschäftlich boykottiert.

Es ist nicht wahr, daß der Pole, wie der Gewährsmann des „Deutschen Volksblattes" behauptet, den jüdischen Geschäftsmann nie boykottiert. Der Pole kauft, wenn er irgend kann, bei dem Polen, und bei dem Juden nur, wenn er muß. Daß dem so ist, wird ja am besten durch die geradezu erstaunliche Zunahme der polnischen Geschäfte und die Abnahme der jüdischen bewiesen. Dazu bedarf es nicht einmal besonderer statistischer Tabellen. Jeder, der nur eine Viertelstunde durch die Straßen Posens wandert, sieht, wie zahlreich die polnischen Firmen sind, aber nur wer die Stadt von früher her kennt, wird wissen, wie zahlreich sie geworden sind, eben durch die Zurückdrängung und Verdrängung der Juden durch Germanen wie Polen.

Der Mann mit dem so wenig deutsch klingenden Namen scheint überhaupt seine Darstellung unbelästigt durch irgend welche Sachkenntnis, sich aus den Fingern gesogen, nach seiner durch keine Rücksicht auf die realen Verhältnisse getrübten Phantasie sich ausgemalt zu haben. Er scheint es den Juden in Posenschen zum Vorwurf zu machen, daß sie „Lumpen und Knochen zu Handelsobjekten" gemacht haben. Nachgerade sollte selbst ein Teutone nicht so zimperlich über die nützliche Verwendung von Abfällen sein. Gerade in der sonst nicht sonderlich gesegneten Provinz sollte doch nichts unverwertet bleiben, und wenn die Juden wirklich die einzigen sein sollten, die Lumpen und Knochen zu Handelsobjekten gemacht haben, dann sollten ihnen die Germanen wie die Slawen hierfür dankbar sein. Nur noch ein sehr zurückgebliebener oder snobbisch veranlagter Mensch kann heutzutage, da selbst die großartigsten Firmen die Verwertung von Nebenprodukten nicht verschmähen, die Nase darüber rümpfen, daß es nichts gebe, was dem jüdischen Schachergeiste entginge, und daß Lumpen und Knochen ihm Handelsobjekte seien.

Aber nicht nur nicht mit Lumpen und Knochen und anderen Artikeln Handel treiben, auch Ziegeleibesitzer sollen die Juden nicht sein. Nun haben aber gerade auf die Anfertigung von Ziegeln die Juden eigentlich ein gewisses Prioritätsrecht; denn schon in Aegypten verfertigten sie Ziegel für den Pharao, also zu einer Zeit, da weder von Germanen noch von Polen die Rede war. Allerdings waren sie damals nicht Ziegelbesitzer. Daß sie es heute sind, das eben ist der Kummer des Herrn Montwy-Mawra. Er ärgert sich darüber, daß die vielen allerorts nötigen Neubauten in der Provinz Posen den jüdischen Ziegeleibesitzern reichen Gewinn liefern. Nun, wir können dem Herrn mitteilen, daß, als noch in Posen nicht so viele Neubauten erforderlich waren, nämlich noch vor dem französischen Kriege, Juden bereits in Posen Ziegeleibesitzer waren. Im Uebrigen wäre es kein Unrecht, wenn Juden die Konjunktur benützten und den Bedarf an Ziegeln befriedigten. Ein Gesetz, das Christen, Germanen oder Polen, die Anfertigung von Ziegeln verbietet, existiert

unseres Wissens nicht. Vielleicht beruhigt sich der geschäftskundige Herr, wenn wir ihm sagen, daß zur Zeit die Geschäftslage in der Ziegelei in Posen wie auch in einigen anderen Teilen des Reichs weniger günstig ist im Gegensatze zu dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk, wo sie sehr günstig ist. Ob da auch die Juden sich besonders mit der Herstellung von Ziegeln befassen, wissen wir nicht.

Weiter weiß Herr Montwy Mawra über die in jüdischen Händen befindlichen Brennereien und Brauereien zu klagen. Er schildert, wie „das Höllenwasser sich gleich einem verheerenden Strom über das Land ergießt und Wohlstand, Gesundheit und Familienglück vernichtet.“ Der von den christlichen Edelleuten und Gutsbesitzern gebrannte Spiritus wirkt wahrscheinlich befruchtend und beglückend, und ist kein Höllenwasser, sondern ein paradiesisch Getränk.

Der tiefsinnige Gewährsmann des Münchener Blattes meint, der Lohn des christlichen Fleißes und die vom preußischen Staate hergegebenen Millionen kämen nur den Juden zugute, deren „Tausende von diebes- und feuersicheren Geldschränken“ ihn bergen. Nun, wir glauben jede Wette eingehen zu können, daß in der ganzen Provinz Posen nicht *ein tausend* Geldschränke im Besitz von Juden sind, geschweige denn Tausende.

Das beste und für die Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit des Berichterstatters charakteristischste kommt aber noch. Nachdem er gejammert, daß die Juden in Posen im Gegensatz zu den Germanen „mühelos reich“ werden, teilt er mit, daß, wenn sie es geworden, nach Berlin ziehen, wo „mit dem erworbenen Mammon *mühelos* die lukrativsten Geschäfte zu machen sind.“ „Der häufige Fortzug der jüdischen Kapitalisten — heißt es dann weiter — aus den Ortschaften, in denen sie mit „Nichts“ angefangen, entblößt diese Ortschaften von den kräftigen Steuerzahlern und entführt der Provinz Millionen. Trotzdem vermindern diese Fortzüge durchaus nicht die Kopfzahl der Kinder Israels, junger Nachwuchs ihres Stammes übernimmt die Geschäfte der Fortziehenden, um wiederum nach einem oder zwei Jahrzehnten „mit Schätzen reich beladen“ Jenen zu folgen.

Sehen wir einmal zu, wie begründet die Behauptung ist, daß die Kopfzahl der Kinder Israels sich in der Provinz trotz der Abwanderung nicht vermindert.

Die folgende Liste zeigt den Zuwachs und die Abnahme der Bevölkerung in einer Reihe von Posener Kleinstädten und Flecken von der Volkszählung von 1900 bis zu der von 1905. Sie ist keine tendenziöse Auswahl, sondern ist dadurch nur ein Bruchstück, daß uns das Zählungsmaterial nur in diesen Grenzen zugängig war:

	Evangelische	Katholiken	Juden
Kolmar	+ 848	+ 527	— 50
Wreschen	+ 821	+ 727	— 180
Stadt Schrimm	+ 567	+ 378	— 73
Kreis Schrimm	+ 829	+ 1109	— 168
Kurnik	48	+ 47	— 57
Janowitz	+ 78	+ 277	— 31
Ostrowo	+ 270	+ 1105	— 46
Schroda	+ 67	+ 603	— 10
Lissa	+ 992	+ 936	— 168
Kreis Wongrowitz	+ 3551	+ 277	— 130
Kreis Strelno	— 139	+ 3848	— 148
Rogasen	— 7	+ 395	— 67

Man beachte: die Abnahme der jüdischen Einwohnerzahl ist eine durchgängige. Ebenso durchgängig ist die beträchtliche Zunahme der polnischen Bevölkerung. Auch die Zahl der Evangelischen vermehrt sich, wenn auch nicht ganz durchweg, so doch meist und teilweise recht beträchtlich. Was aber schreibt Herr Montwy Mawra? Man lese und staune:

„Neben dieser Entfaltung des jüdischen, leicht erworbenen Reichtums arbeitet der Deutsche und Christ im Schweiße seines Angesichtes. Es ist, als gilt der Fluch Gottes: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen“ nur ihm, nicht den Kindern Sems. Er arbeitet und arbeitet und bringt es zu Nichts. Man muß unwillkürlich wieder an den deutschen Michel denken, dem so oft die Schlafmütze über die ehrlichen, träumerischen Augen fällt. Will er denn nicht wach, nicht helläugig werden? O ja; er wird es fast immer, die traurige Wirklichkeit rüttelt ihn wach. *Dann verläßt er empört Pflugschar und Spaten und räumt dem andrängenden Polen den Platz, an welchem er die besten Jahre seines Lebens in unfruchtbarer Arbeit sich abgequält. Arm geht er aus der Provinz*“.

Ob der Herr mit dem wenig germanisch klingenden Namen, abgesehen davon, daß er der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlägt, glaubt mit seiner Skribelei für die Germanisierung der Ostmark Propaganda zu machen? Wer soll denn von germanischen Bauern nach Posen gehen, wenn man sie so zurückschreckt? Aber hoffentlich wissen die Bauern im Reiche die Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit der Antisemiten richtig einzuschätzen. Hoffentlich wissen sie, daß es einem antisemitischen Gewährsmann nicht etwa nur vor allem, sondern *einzig und allein darauf ankommt gegen die Juden zu hetzen*; ob die Wahrheit dabei Schiffbruch leidet, ob die ganze kostspielige Ostmarkenpolitik dadurch in die Brüche gehen kann, das ist ihm gleichgiltig. Sein Geschäft ist, gegen die Juden zu hetzen, und darüber vergißt er, was der preußische Minister v. Rheinbaben in seiner Rede auf dem Schiller-Kommers in Posen im vorigen Jahre gesagt hat, und was sehr beherzigt zu werden verdient.

„An uns selber, sagte damals der Minister, sollen wir Kritik üben, *nicht aber zuerst an den anderen*. Sie ist ja eigentlich ein Grundzug unseres deutschen Wesens, die unsere *Einigkeit gefährdende, zersetzende Kritisierung der anderen*. Aber ein jeder soll an seine Brust schlagen und daran arbeiten, daß dieser *bedauerliche Grundzug* deutschen Wesens zurücktritt *und das tut doppelt not hier in den Ostmarken. Hier darf es sich nicht darum handeln, ob Bürger oder Bauer, ob Protestant, Katholik oder Jude*, ob Beamter oder nicht, hier muß es uns darum zu tun sein, daß das Bewußtsein einer nationalen Pflicht in uns brennt.“

Wir glauben, es wird keinem vernünftigen Menschen schwer fallen, zu entscheiden zwischen Herrn Montwy Mawra und dem preußischen Minister Freiherrn v. Rheinbaben.

Antisemiten und Christentum.

Gegen Juden und Jesuiten! Diese neueste Ahlwardtsche Parole wird auch von dem „*Deutschen Volksbund*“ ausgegeben. Wir entnehmen dies dem nachstehenden Berichte der „Deutschen Hochwacht“ vom 14. Juli:

„Die am Mittwoch abgehaltene Monatsversammlung der Bezirksgruppe Norden, Nordwest und Zentrum des Deutsches Volksbundes hatte einen sehr zahlreichen Besuch aufzuweisen. Bd. Redakteur *Schäfer*, der in einer Vortragsreihe die Stellung des deutschen Volkes zur heutigen „Religion“ behandeln will, behandelte als Fortsetzung des ersten Vortrages das Thema „*Christentum und germanische Weltauffassung*“. Scharf ging der Redner mit den Vertretern des Dogmas ins Gericht. Es ist eine Lust zu leben in einer Zeit der großartigsten Revolution auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete, die in ihrer Tragweite keinen Vergleich aushalten kann mit der Reformationszeit usw. Diesen Kampf mitzukämpfen ist unsere Pflicht. *Die Religion und ihre berufenen Vertreter haben einen unheimlichen Einfluß auf unsere Verhältnisse gewonnen.* Wir haben kein Volk, das innerlich gefestigt dasteht, sondern das geknechtet am Boden liegt. Die Religion der „Nächstenliebe“ hat sich nur durch die rücksichtsloseste Gewaltherrschaft so ungeheuer ausbreiten können. Nicht

die wahre Nächstenliebe zeichnet das heutige Christentum aus, sondern eine falsche Nächstenliebe, durch das asiatische Element in unsere germanische Auffassung hineingebracht, die das unfiegbarste Elend hat groß werden lassen und das Gegenteil von dem ist, was wir darunter verstanden wissen wollen. Aber es ist schon Bresche geschossen; es geht vorwärts auf der ganzen Linie. Mit dem neuen Volksschulgesetz ist ein Verrat am deutschen Volke verübt, wie er schlimmer nicht gedacht werden kann. Das internationale Judentum einerseits und andererseits die modernisierte noch gemeinere Art, die Jesuiten, sie beherrschen das Erdenrund. Sie sind es, die Amerika in Händen haben und ihre Hand ausstrecken auf unser Vaterland. Demgegenüber müssen wir unsere germanischen Hochgedanken verbreiten, um dadurch das fremde Gift aus unserm Volkskörper herauszuziehen. Wir wollen unsere Kinder nicht mehr vergiften lassen mit fremder Art. Wir müssen uns bewußt sein, daß wir die Pflicht haben der Reinigung und Säuberung unseres Volkskörpers von undeutscher Art. Und daß dies geschieht, dafür haben wir den „Deutschen Volksbund". Der unverbrüchliche Glaube an die Zukunft deutscher Art und des deutschen Volkes ist unser Evangelium und unser Dogma und an Stelle dessen zu setzen, was man uns bisher aufgezwungen hat. (Stürmischer Beifall.)

Hierauf sprach Hans von Mosch, der die Ausführungen des Vorredners in trefflicher Form ergänzte und ebenfalls reichen Beifall erntete."

Einen ähnlichen Standpunkt gegenüber dem Christentum, wie er hier entwickelt wird, vertritt eine ganze Reihe antisemitischer Autoritäten, worüber der „Antisemitenspiegel" eine interessante Blütenlese bringt. So schreibt Paul de Lagarde (Deutsche Schriften I, 238):

„Ein Sohn Gottes, welcher mit der Uhr in der Hand am ersten Januar des Jahres Eins, fünftausend oder viertausend Jahre nach der Schöpfung in Bethlehem oder Nazareth das Licht der Welt erblickt, hilft Niemandem etwas, der 1878 Jahre nach diesem Zeitpunkt sich mit Gott und der Kreatur abzufinden hat."

Und Eugen Dühring, ein Bahnbrecher unter den Aposteln des Antisemitismus, kämpft offen und frei für die Beseitigung des Christentums, als der letzten welthistorischen Schöpfung der verderblichen, grundsätzlich fremden semitischen Rasse. Um dem semitischen Geist aus dem europäischen Leben zu bannen, will er das Christentum durch eine höhere Religionsform ersetzen. Er sagt in seiner Abhandlung „Die Parteien und die Judenfrage":

„Das Christentum hat überhaupt keine praktische Moral, die unzweideutig, brauchbar und gesund wäre. Mit dem semitischen Geist werden daher die Völker erst fertig werden, wenn sie auch diese zweite jenseitige Gestalt des Hebraismus, der ihre nationale Kindheit durch Unerfahrenheit anheimfiel, wieder aus ihrem besseren Geiste ausgeschieden haben."

Und an einer anderen Stelle:

„Vom Standpunkte des Christentums, und wäre es auch nur von dessen Moral aus, heute gegen den Judenstamm auftreten, heißt, das Schädliche mit einem seiner eigenen Ausläufer, also wesentlich durch sich selbst unschädlich machen wollen."

„Diejenigen, welche an der christlichen Ueberlieferung festhalten wollen, sind nicht im Stande, sich mit Nachdrücklichkeit gegen das Judentum zu wenden."

Und S. 32 der „Judenfrage":

„Ein Christ, wenn er sich selbst versteht, kann kein ernsthafter Antisemit sein. Die nordischen Götter und der nordische Gott sind etwas, was einen Naturkern hat und was von keiner tausendjährigen Ablenkung aus der Welt geschafft wird. . . Hier hat eine Phantasie gewaltet, die unvergleichlich über die jüdische Knechtsimagination erhaben war."

Die antisemitischen Schüler E. Dührings eifern ihrem Meister in der Beschimpfung der christlichen Lehre nach. E. Dührings Wort: „Das Christentum ist die Schmach des Jahrtausends", seinen Haß gegen die „fugenlose und verderbliche Jesuslehre" variiren sie in allen Tonarten.

Im „Modernen Völkergeist" (Septbr. 1896, S. 140) heißt es:

„Wenn jemals ein Schwert im Zusammenhange mit dem Christentume gezogen wurde, so hätte das immer nur zum Zwecke der Zerschmetterung des Kreuzes geschehen sollen: denn dann wäre nicht diese tiefgehende Verseuchung des Geistes der modernen Völker vor sich gegangen, und an der Oberfläche unseres Planeten würden die Menschen unter Beseitigung ihrer mißgelungenen Gebilde ein freieres und besseres Dasein führen, als es bisher unter der drückenden Last jenes Kreuzes geschehen könnte.

Prof. Dr. Paul Försters „Freideutschland" (2. Juni 1896) sagt:

„Geschichtlich ist unstreitbar, daß die altgermanische Kraft des Heidenvolkes der Weltgeschichte völlig echt nur vor der Berührung mit dem Christentum da war, seitdem im Laufe der Jahrhunderte stets mehr gebrochen wurde, bis wir endlich zu dem Jammervolke von heute wurden, immer unter dem Einfluß des — Christentums! Ueber diese harte geschichtliche Tatsache hilft keine dem Christentum noch so freundliche Stellung hinweg. Mit ihr muß erst sich abfinden, wer in der Frage „deutsch oder christlich" mitsprechen will."

In Dr. Böckels „Deutscher Volkswacht" (16. März 1895) ist zu lesen:

„Deutschtum und Hebräertum verhalten sich wie Feuer und Wasser; man merke wohl, auch das geistige Hebräertum, auch wo letzteres in christlicher Salbe geschminkt sich mit deutscher „Frömmigkeit" aufspielt."

Wilhelm Marr nennt das Christentum „einen Baum, welcher bis jetzt nur Früchte des Todes getragen hat."

Prof. Wahrmund sagt (Babyloniertum, Judentum und Christentum, S. 194): „Die christliche Idee . . trägt noch heute das semitische Gewand."

Wir wollen uns heute auf diese Zitate beschränken, die wir Herrn Exhofprediger Stöcker, dem Vater des Antisemitismus, zur geneigten Beachtung empfehlen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Emil Bodeck, ein ehemals vielgenannter antisemitischer Agitator in Berlin und Begründer mehrerer „deutscher Wirtshäuser", ist dieser Tage gestorben. In dem ihm gewidmeten Nachruf der „Deutschen Hochwacht" heißt es:

„Bodeck hat sich auch um einzelne antisemitische Führer wackere Verdienste erworben und wohl seine persönlichen Interessen dabei arg vernachlässigt, so daß er trotz hoher Einnahmen aus dem Geschäfte stets in Geldsorgen war. Daher mußte er es erleben, daß seine erste Frau ihn verließ; sie wollte die Sorgen nicht mit ihm teilen. Seine zweite Gattin wurde die älteste Tochter des Rektors Ahlwardt. Fast schien es, als solle dem braven Manne nun ein sonnigeres Geschick beschieden sein — da erkrankte er, und zwar so bedenklich, daß sein Schwiegervater glaubte, ihn in einer Nervenheilanstalt unterbringen zu müssen. Hier ist er denn begraben geblieben, obwohl unter seinen zahlreichen Freunden niemand daran glauben wollte, daß seine Absonderung nötig sei. Er ist gestorben als ein Opfer seiner Vaterlandstreue."

Das klingt ja recht mystisch!

Zur Reichstagswahl in Rinteln-Hofgeismar. Je mehr man sich dem Tage der Entscheidung nähert, desto heftiger wird der Kampf zwischen den antisemitischen Gruppen. So lesen wir in der „Hessischen Rundschau" (15. Juli):

„. . . Nur vor dieser einen Frage stehen die Wähler bei dieser Nachwahl: Soll die höfische **Cliquenpartei der Deutschsozialen,** verkörpert durch den **reaktionären Junker Liebermann von Sonnenberg,** den Freund Oldenburg von Januschau's einem hessischen Wahlkreis im Reichstage Zuwachs verdanken, oder soll die freiheitlich nationale und unabhängige deutsche Reformpartei, verkörpert durch den schlichten Volksmann Ludwig Werner, den immer hilfsbereiten Freund der Bedrängten und Unterdrückten, den Sieg erringen? . . . Hie **Herzog** — hie Helmerich, so lautet die Parole; die politisch abhängigen werden einem Herzog, die freien Hessen unserm Helmerich die Stimme geben, und die Anzahl der für Dietrich Helmerich abgegebenen Stimmen werden der Welt zeigen, wieviel freiheitlich nationale Männer der erste hessische Reichstagswahlkreis aufzuweisen hat."

Vermischtes.

Bei der Schlußberatung des Schulgesetzes im Herrenhause hat der bekannte Frhr. v. Durant bei § 40, der von der Verwendung jüdischer Lehrer handelt, die Verwendung jüdischer Lehrer sehr einzuschränken. Ebenso wie das deutsche Volk sich nicht von jüdischen Richtern Recht sprechen lassen wolle, ebensowenig dürften die christlichen Kinder von jüdischen Lehrern erzogen werden. Und Ministerialdirektor Schwartzkopff beeilte sich zu erklären, die Anstellung solcher Lehrer solle, „wie bisher nur in Fällen dringendster Notwendigkeit erfolgen". Diese Aeußerung geschah, als Herr Schwartzkopff wußte, daß die Vorlage nicht mehr an das Abgeordnetenhaus zurückgelangen würde; vorher, solange er die Kritik des Landtages zu fürchten hatte, waren seine Erklärungen auf einen anderen Ton gestimmt. Wie die Bemerkung des Herrn v. Durant bezüglich der Anstellung jüdischer Richter in offenem Widerspruch mit Verfassung und Gesetz steht, so auch die Erklärung des Herrn Schwartzkopff. Denn die Zugänglichkeit zu den Aemtern ist allen Befähigten ohne Rücksicht auf ihre Konfession verheißen. Nun ist allerdings diese Verheißung, soweit die Juden in Betracht kommen, bisher gänzlich unerfüllt geblieben; aber mit gleich rückhaltloser Offenheit ist diese Uebertretung von Verfassung und Gesetz unseres Wissens noch nie vom Regierungstische aus wie eine völlig einwandfreie Selbstverständlichkeit angekündigt worden.

Der bekannte Schriftsteller Otto Ernst in Hamburg wird durch eine öffentliche Erklärung jüdischer Freunde gegen den Verdacht antisemitischer Gesinnung und Handlungsweise in Schutz genommen. Hamburger Blättern geht folgende Erklärung zu: „Wir unterzeichneten jüdischen Freunde Otto Ernsts erklären aus langjähriger und intimster Kenntnis seines Charakters und seiner Gesinnungen für ausgeschlossen, daß er einen Menschen „als Juden denunziere." Seine — allerdings auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhende — Behauptung, „es sei bezeichnend für Herrn Lindner, daß er als Jude für antisemitische Blätter schreibe", ist ihrem innersten Wesen nach eher judenfreundlich als judenfeindlich. Otto Ernst ist einer der wenigen namhaften modernen Schriftsteller, vielleicht sogar der einzige, der unausgesetzt mit leidenschaftlicher Gerechtigkeitsliebe und Unerschrockenheit für das Recht der Juden eingetreten ist; wir verweisen u. a. auf die Essays „über den Judenhaß." Noch in allerjüngster Zeit hat er seine Gesinnungen auf dem Goethebundtage in Stuttgart energisch und unzweideutig bekundet. — Hochachtungsvoll Dr. M. Caro; Leon Goldschmidt; Dr. M. Levor; Dr. J. Loewenberg; Dr. M. Spanier."

Hamburg, 12. Juli. Für den raschen Wiederaufbau der Michaeliskirche zeigt sich in den hiesigen Bürgervereinen große Opferfreudigkeit. Gestern bewilligten dafür zwei Bürgervereine 500 und 1000 Mark. Dr Kaufmann Levisohn erklärte dabei, daß die alte Michaeliskirche ein Wahrzeichen der Toleranz gewesen sei, denn in früherer Zeit sei die Ansiedelung von Juden um die Kirche geduldet worden; deshalb trügen die Israeliten gern zum Wiederaufbau der Kirche bei.

Stolberg (Rheinl.). Ein gutes Einvernehmen herrscht in unserem Orte zwischen der jüdischen und christlichen Bevölkerung. Dieser Tage fand im hiesigen Hotel Scheufen ein Festessen von 160 Gedecken zu Ehren der Anwesenheit des Herrn Kardinals Erzbischofs Fischer aus Köln statt. Als Ehrengast war u. a. der Vorsitzende der hiesigen jüdischen Filialgemeinde, Herr Leop. Weyl seitens des Festkomitees, an dessen Spitze Herr Bürgermeister Fleuster und Pfarrer Dr. Kaufmann stehen, eingeladen. Vor Beginn des Festes wurde Herr Weyl dem Herrn Kardinal, der sein Interesse für die jüdische Gemeinde durch eine Reihe von Fragen bekundete, vorgestellt. Der hohe geistliche Würdenträger gab zugleich seiner Freude Ausdruck, daß ein so gutes Einvernehmen zwischen den Konfessionen hier herrschte. In seiner Festrede auf Kaiser und Papst sagte er, daß es stets seine Aufgabe sein werde, Frieden zwischen den einzelnen Konfessionen herzustellen, und daß er sich besonders freue, daß viele Andersgläubige ihn durch ihre heutige Anwesenheit geehrt hätten. Nach den offiziellen Toasten, u. a. sprach auch der Regierungspräsident Herr von Hartmann aus Aachen, dankte Herr Weyl dem Festkomitee für die der kleinen jüdischen Gemeinde von zirka 60 Seelen bewiesene Ehre, nahm Bezug auf die schönen Worte des Psalmisten: „Wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder friedlich neben einander wohnen'. Der Redner hob besonders hervor, daß die Stadtvertretung bisher der Gemeinde bereitwilligst entgegengekommen sei bei ihren Wünschen, und daß das Verhältnis zu der gesamten christlichen Bevölkerung ein ungetrübtes wäre. Die Rede fand den lebhaftesten Beifall.

Hamburg, 17. Juli. In stark überfülltem Saale fand eine Protestversammlung statt, in welcher Pfarrer Naumann unter lebhaftem Beifall in ähnlichem Sinne wie in Berlin und Bremen über die russische Volksbewegung sprach. In der Debatte sprach das Bürgerschaftsmitglied Dr. Petersen, sozialdemokratischerseits Frau Steinbach. Die Berliner Protestresolution fand einstimmige Annahme.

Amsterdam, 10. Juli. Da die ursprünglich für den Juli in Aussicht genommene Friedenskonferenz erst im folgenden Jahre stattfinden wird, hat die Regierung die Kreditforderung zur Bestreitung der damit zusammenhängenden Ausgaben vorläufig zurückgezogen und wird sie erst bei der Beratung des außerordentlichen Budgets für das Jahr 1907 wieder vorbringen. Ein von den hervorragendsten liberalen Mitgliedern der zweiten Kammer unterzeichneter Antrag, der bei dieser Kreditforderung verhandelt werden sollte, hatte folgenden Wortlaut: „Die Kammer hat mit Bedauern und Entrüstung von den blutigen Verfolgungen Kenntnis genommen, denen in einem befreundeten Staate ein Teil der Bevölkerung ausgesetzt ist, der mit vielen unserer Mitbürger durch innige Bande vereinigt ist, und sie ersucht die Regierung, in Erwägung, daß der weitere Ausbau von Theorien über Menschlichkeit und Recht dem gesunden Menschenverstand widerspricht, so lange in dem Staat, der den Aufruf zu den sogenannten Friedenskonferenzen erlassen hat, fortwährend Greuel verübt werden, die die ganze ge-

bildete Welt mit Entsetzen erfüllen, die Uebermittlung russischer Einladungen zu einer Zusammenkunft von Friedensgesandten auf unserem Boden so lange zu unterlassen, bis man Bürgschaften dafür erhalten hat, daß derartige traurige Ereignisse dort nicht mehr vorkommen Damit geht die Kammer zur Tagesordnung über." — „Es ist", sagt eines der führenden liberalen Blätter, „in hohem Grade zu bedauern, daß die Gelegenheit für die Behandlung dieses Antrages verschoben worden ist, sie wird indessen bei der Beratung des Budgets für 1907 sicher wiederkehren. Denn es ist hohe Zeit, daß auf irgend welche Weise ein offizieller Protest gegen dieses elende Komödienspiel der russischen Regierung ausgesprochen werde, die sich trotz der Schändung der beschworenen Rechte Finlands, trotz des Heraufbeschwörens des Krieges mit Japan, trotz der wiederholten abscheulichen Judenschlächtereien, die noch dem offenen Zeugnis eines früheren Viceministers durch die Polizei angeordnet worden sind, zur Beschützerin von Recht und Frieden aufwirft. Die Niederlande dürfen sich der Teilnahme an einem solchen Heuchelstück nicht schuldig machen." Da der Staatshaushalt für 1907 noch in diesem Jahre von der Volksvertretung erledigt werden muß, so ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß der erwähnte Antrag nicht im Archive der Kanzlei der zweiten Kammer verschwinden wird.

Ein Kreuzzug gegen die Duma und die Juden. Die „Mosk. Wied." veröffentlichen einen Aufruf an das russische Volk, welcher zwar mit einer Unterschrift nicht versehen ist, der aber dennoch durch die Wut gegenüber den freiheitlichen Ideen und durch die Aussaat neuen Hasses gegen die Juden als eine neue, allgemeine, ungeheuerliche Provokation seitens der durch die sogenannte Sternenpartei unter Trepows Leitung zur Verteidigung der alten bureaukratischen Willkürherrschaft betriebenen Reaktion auf den ersten Blick sich kennzeichnet. Aus der ganzen Provokation, welche gegenwärtig in Form gedruckter Aufrufe unter das Volk im ganzen Reiche in hunderttausenden Exemplaren verstreut wird, klingt die wohlberechnete Absicht einer Ernte neuer Pogroms nur allzudeutlich heraus. Die russischen reaktionären Blätter bringen diesen Aufruf auf der Hauptseite, von einem Trauerrand umgeben, gleich einem Menetekel, mit einem schwarzen, orthodoxen Kreuz an der Spitze und der Ueberschrift darunter:

„Prawoslawnyje Russkije Ludi!" („Rechtgläubiges russisches Volk!")

Dann folgt das Motto:

„Große Versprechungen macht Euch die Reichsduma, und viele Dinge erwartet Ihr von derselben, — aber wißt Ihr auch, was sie mit Euch vorhat?"

Nach einer Besprechung der beiden Wege, auf denen die Agrarfrage gelöst werden könnte, nämlich durch Landverteilung zum bleibenden Besitz oder in Pacht, heißt es dann weiter:

„Seht, so kümmert sich die Duma um Euch. Aber das ist noch nicht alles! Sie hat noch beschlossen, Euch durch Ausgleichung Eurer Sonderrechte mit den Rechten der anderen Stände zu beglücken. Dies bedeutet, daß Ihr von nun an keine Gemeindeältesten mehr werdet frei wählen dürfen, daß Ihr keine Starosten, noch ein eigenes Gemeindegericht mehr haben werdet, noch überhaupt alles das, was Ihr jetzt vor den anderen Ständen besitzet. Dafür aber werdet Ihr freie Bürger sein, in der Weise, daß es keine Standesunterschiede mehr geben wird, weder Adel, noch Stadt-, noch Landleute, sondern alle werden vor dem Zaren und dem Gesetz gleich sein, gleichwie vor Gott. Und mag es schließlich auch so sein, aber das ganze Unglück liegt darin, daß, wenn alle Standesunterschiede unter den Untertanen aufgehört haben, die Duma alsdann auch nicht einen Unterschied in der Nationalität und Religion mehr haben wollen. Sie wird verlangen, daß alle, der Edelmann, Kaufmann, Bauer, der Rechtgläubige, Katholik, Mohammedaner und sogar — der Jude gleich sein sollen, daß alle als russische Bürger mit gleichen Rechten angesehen werden.

Und dann wird die Duma sagen: So, jetzt gibt es bei uns weder Herren noch Knechte, weder Russen noch Tataren, weder Christen noch Juden, sondern alle sind nur russische Bürger, gleich vor dem Zaren und Gesetz. Und nun vorwärts an die Verteilung des Landes, auch unter die ackerlosen Juden, einem jeden vier Dessotinen, so daß allein für die Juden auf diese Weise zwanzig Millionen Dessatinen Land zur Austeilung kommen! Dies ist es, was unsere Duma beabsichtigt, was ihre heutigen Mitglieder wollen, welche durch die Juden oder die durch sie erkauften Verräter, die russischen Demokraten, dort hineingebracht worden sind.

Glaubt dieser Duma nicht! Etwas Gutes wird für Euch dabei nicht herauskommen. Wollt Ihr Euer eigenes Land vermindern, dann seht zu, wie dasselbe in Judenhände gerät, vier Dessatinen auf jede ungetaufte Seele! Da habt Ihr die Gleichheit, da habt Ihr auch die Agrarfrage!

Hütet Euch also, Rechtgläubige, vor jener Duma! Sie verspricht, weich zu betten, aber hart wird Euch dies Lager sein. Sie verspricht viel, aber der Gewinn wird nicht Euch, Ihr rechtgläubigen Bauern, sondern nur das Judenaas erfreuen, welches sich auch breitmachen wird auf dem der Regierung und den Gutsbesitzern abgenommenen Land. Dorthin auch nur führt Euch der ganze heutige Verlauf der Dinge."

Ein Kommentar hierzu ist überflüssig.

Geheim-Zirkular eines Gouverneurs der Hooligans. Die „Rjetsch", das Hauptorgan der konstitutionellen Demokraten, erzählt aus der großen Judenstadt Minsk:

In Minsk herrschte Pogrompanik. Die Juden gingen zum stellvertretenden Gouverneur Kurlow (dem Schützling Durnowos) und baten um Schutzmaßregeln. Er antwortete: „Drei Dinge hasse ich: Revolutionäre, Hooligans und Pogrome." — — Die Deputation ging beruhigt nach Hause. Gleichzeitig aber erließ jener nachstehendes Geheim-Zirkular an die Beamten seines Gouvernements, in dessen Besitz eben die „Rjetsch" gelangt ist:

Nr. 3819. An alle unsere Polizeikommissäre, Landgemeinden, Stadtgemeinden und Stadtverwaltungen.

Betreffend die Meldung der Minsker Abteilung des Vereins des russischen Volkes (das sind die Hooligans) vom 8. Juni 1906 Nummer 176 schreibe ich den Provinzkommissären, Polizeikommissären, den Landgemeinden, Stadtgemeinden und Verwaltungen vor: sie sollen die Mitglieder und Vorsitzenden der Bezirks- und örtlichen Abteilungen des Vereins in ihrer Arbeit, unter der Bevölkerung die Ideen des Vereins zu verbreiten, nicht stören, da sein festes Prinzip ist, durch gesetzliche Mittel dem orthodoxen Glauben, dem russischen Kaiser und dem Vaterlande zu dienen, was zum Ausdruck kommt durch die Broschüren und Flugschriften, die das Zentralkomitee herausgibt, und durch die Auszüge aus patriotischen Zeitungen, die die örtlichen Abteilungen abdrucken.

Der Stellvertretende Gouverneur F. Kurlow.

Statt des Vizegouverneurs der älteste Rat Jusefowitsch.

Aus Odessa wird geschrieben: „In der Stadt und im Bezirk wird eine große Proklamation des „Schwarzen Hunderts" verbreitet, die an die Soldaten und Matrosen gerichtet ist. Die Armee wird darin aufgefordert „möglichst bald, so lange wir noch stärker sind, mit den Juden ein Ende zu machen; sonst

wirds zu spät werden, denn die Juden werden unseren Zaren niederwerfen und ihren eigenen auf den Thron setzen". Ueber Bialystok wird in der Proklamation gesagt: die Juden schossen die Soldaten wie die Spatzen nieder und dasselbe Schicksal erwartet die Odessaer Soldaten und Matrosen. Die Proklamation endet mit der Aufforderung: „Stehe auf, erwach', nimm die Arbeit auf!" Das Odessaer Semstwo tat die notwendigen Schritte, um die maßgebenden Stellen zu bewegen, zeitgemäße Maßnahmen zu treffen und einen eventuellen Pogrom zu verhindern. Ob das helfen wird, wird uns die nächste Zukunft zeigen.

Budapest. Der ehemalige Antisemitenführer Julius Verhovay ist gestorben. Er war von 1871 bis 1887 Reichsratsabgeordneter und nahm während der Zeit des Tisza-Eszlarer Ritualmordprozesses an der Seite Istoczys als Antisemitenführer an der damaligen Bewegung teil.

Ueber ein Ritualmord-Märchen wird aus Nagymärton berichtet:

Kürzlich erschien eine Anzahl aufgeregter Bauersleute beim hiesigen jüdischen Restaurateur Tik und forderte die Herausgabe eines Knaben, der von Daheim verschwunden und wahrscheinlich nun schon „durch die Juden abgeschlachtet" sei. Es wurde eine förmliche Hausdurchsuchung abgehalten, bei welcher man den Knaben nicht fand. Die Aufregung stieg immer mehr, bis man andern Tags den Knaben auf der Straße herumirrend auffand. Dadurch glätteten sich wieder die Wogen der Erregung. Wahrscheinlich wird die Sache noch ein gerichtliches Nachspiel haben.

Dr. C. Josephy. Vor kurzem wurde auf dem israelitischen Friedhofe im Friesenberg ein Mann, Dr. Carl Josephy, begraben, der eigentlich in Deutschland hätte wirken müssen, und, wenn selbst in der Schweiz seine Religion einer früheren Anstellung nicht im Wege gestanden hätte und er infolge dessen nicht gezwungen gewesen wäre, ein Uebermaß von Arbeit zu bewältigen, das ihn schwächte, noch länger hätte wirken können. Erst im Alter von zweiundvierzig Jahren erhielt er eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache an der höheren Töchterschule zu Zürich. Schnell gewann Josephy sich die Verehrung der Schülerinnen, die Achtung der Kollegen, das Vertrauen der Behörden. Selbst poetisch veranlagt und Verfasser mehrerer dichterischer Werke verstand Josephy, ein geborener Mecklenburger, die Schülerinnen in das Verständnis der großen deutschen Dichter einzuführen und auch weitere Kreise in seinem Adoptivvaterlande für die Dichtergrößen seines deutschen Geburtslandes durch Vorträge zu interessieren. Der Mann, der nach antisemitischer Ansicht sich wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum nicht zum Unterricht in deutscher Literatur eignet, war berufen, am 9. Mai 1905 vor tausend Schülern der Gewerbeschule in der Fraumünsterkirche zu Zürich den heiteststen Dichter, Schiller, zu feiern. „Schön und unbestritten war, wie Hans Bodmer in der „Neuen Züricher Zeitung" schreibt, sein Lehrererfolg," „unvergessen wird seine schöne Schillerrede bleiben." „Josephy verfügte über eine außergewöhnliche, oft hinreißende Beredsamkeit. Er war eine ideale Natur, ein freidenkender Mensch, ein offener und grader Charakter, mit einem Worte eine Persönlichkeit."

Solche Männer sind in Deutschland nicht so zahlreich, daß man sie ins Ausland ziehen lassen müßte, aber er war ja ein — Jude.

Sic transit gloria antisemitica. Wir haben schon manche antisemitische „Berühmtheit" hinter Kerkermauern, ins Ausland oder sonst in eine Versenkung verschwinden sehen. So schlimm wie dem General und Senator Mercier, der ausgezogen war, den Drachen Dreyfus zu töten, ist es noch selten einem ergangen. Nicht genug, daß Dreyfus nicht getötet worden ist, sondern jetzt wieder mit höherem Rang der Armee angehört, nicht genug daß der Monsieur Mercier hat erfahren müssen, wie man in den Verhandlungen des Kassationshofes und in der Deputiertenkammer seiner gedacht, im Senat hat anhören müssen, was ihm unangenehm genug war, geben ihm die Antisemiten in Frankreich jetzt noch den Eselstritt. Sie fordern ihn auf, zu offenbaren, was er bisher verschweigen zu müssen behauptet hat, zu sagen, welches die unanfechtbaren Beweise für Dreyfus' Schuld sind. Wenn er nicht rede, sondern schweige, dann müßte man annehmen, daß er auch sich von den — Juden habe bestechen lassen. Und dabei wissen die Herren von der „Libre Parole", in der diese fürchterliche Drohung ausgestoßen wird, recht gut, daß General Mercier aus dem denkbar triftigsten Grunde schweigt, nämlich weil er nichts zu sagen hat, keine Schuldbeweise besitzt. Also wird es dabei bleiben, daß nach antisemitischer Behauptung auch Mercier im Solde des Dreyfus-Syndikats steht. Und das ist der Humor davon.

Briefkasten.

C. M—m. Sie schreiben, daß ein bei einer reitenden Artillerieabteilung stehender jüdischer Einjähriger, dessen Namen Sie angeben, am 1. April zum Gefreiten und am 1. Juli zum Unteroffizier mit Schießauszeichnung befördert wurde. Damit wird aber doch die von uns gebrachte Straßburger Notiz nicht widerlegt. Oder bezieht sich Ihre Mitteilung auf einen Straßburger Truppenteil?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und 12 Pf. Bestellgeld vierteljährlich bei der Post.

Nr. 30. | Berlin, 25. Juli 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Der Reichstagswahlkreis Rinteln-Hofgeismar,

der sich seit 1890 in antisemitischen Händen befindet, bleibt der deutschsozialen Partei erhalten. Das ist das Ergebnis der am 20. Juli stattgehabten Nachwahl. Die endgiltige Entscheidung ist zwar noch nicht gefallen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß aus der Stichwahl der deutschsoziale Kandidat als Sieger hervorgeht.

Es haben erhalten der Antisemit Liebermannscher Richtung Herzog 6318, der Sozialdemokrat Vetterlein 3995, der refarmerische Antisemit Helmerich 1707, der Nationalliberale Rocke 1186, der Freisinnige Volksparteiler Röhrig 1007 Stimmen. Bei der Wahl von 1903 gestaltete sich das Stimmenverhältnis folgendermaßen: Graf Reventlow 6426, Vetterlein 3488, Rocke 2154, Volkening (Freisinnige Volkspartei) 748, Müller-Fulda (Zentrum) 542 Stimmen. In der Stichwahl wurde dann Graf Reventlow mit 9543 gegen 4030 sazialdemokratische Stimmen gewählt. Hieraus ergibt sich für die Deutschsozialen ein Verlust von 108, für die Nationalliberalen ein salcher von 968 Stimmen, während die Sozialdemokraten 507, die Freisinnigen 359 Stimmen mehr aufgebracht haben.

Das hervorstechendste Merkmal der diesmaligen Wahl war die Sanderkandidatur der antisemitischen „Reformer“, welche der „Bruderpartei“ einen gewissen Abbruch getan hat, der aber dadurch wett gemacht worden ist, daß die Zentrumswähler in Ermangelung eines eigenen Kandidaten für Herzog gestimmt haben dürften. Die Refarmer erhielten dadurch, daß sie sich ein „freiheitliches“ Mäntelchen umgehängt hatten, wohl auch Zuzug aus den liberalen Reihen. Freilich hatten sie ihre Erwartungen viel zu hach gespannt. Ihr Plan, die Partei des „Junkers“ Liebermann van Sonnenberg wenn möglich aus der Stichwahl zu verdrängen und so für den Einbruch in „ihren“ Wahlkreis Marburg zu strafen, schetterte gänzlich. Ob der in den denkbar gröbsten Formen, waoon wir in den „Mitt.“ ergötzliche Proben zum Besten gegeben haben, unter den antisemitischen Gruppen geführte Kampf weitere Folgen genereller Natur nach sich ziehen wird, das lehrt vielleicht schon die nächste Zukunft.

Wenn es den Deutschsozialen, trotzdem sie in Herzog einen im Vergleich zum Grafen Reventlow recht obskuren Kandidaten besaßen und trotzdem sie es mit einer unbequemen antisemitischen Konkurrenz zu tun hatten, möglich war, den Wahlkreis zu behaupten, sa lag dies in der Hauptsache daran, daß ihnen in einem Umfange wie nie zuvar die Unterstützung der Kanservativen, des Bundes der Landwirte und der Regierung zu teil geworden ist. Der behördliche Apparat stand ganz und gar zu ihrer Verfügung, die Landräte v. Ditfurth, zugleich konservatiaer Landtagsabgeordneter, und v. Butlar waren die Wahlmacher der Deutschsozialen. Die Art der Agitation, die für Herzog getrieben worden ist, wird in der „Köln. Ztg.“ wie folgt geschildert:

„Man stelle sich vor, welchen Eindruck es in einem vorwiegend ländlichen Wahlkreise machen mußte, wenn zwei Tage vor der Wahl der Landrat des wichtigsten Verwaltungsbezirks im Kreise in einer antisemitischen Versammlung erklärte, die konservatioe Partei halte den Antisemiten für den geeignetsten Kandidaten im Wahlkreise, oder wenn in einem Bauerndorf der Ortspfarrer in einer Wahlversammlung die Lehre predigte, der Antisemitismus sei etwas Urdeutsches, Berechtigtes und besonders im Wahlkreise historisch Notwendiges! Die Agitation für den deutsch-sozial-antisemitischen Kandidaten ist aber noch weitergegangen. In einem Ort verweigerten sämtliche Gastwirte dem antisemitischen Gegenkandidaten Helmerich ihre Gaststuben für eine Wahlversammlung. Ja, noch mehr, in einem im Wesertal gelegenen Orte verbot der Bürgermeister dem freisinnigen Kandidaten eine Wahlversammlung und zwar auf Grund einer Verfügung des Landrats, des konservativen Landtagsabgeordneten v. Ditfurth. Nach der Erklärung des Bürgermeisters ging diese Verfügung dahin, der Landrat wünsche von jeder Wahlversammlung so rechtzeitig benachrichtigt zu werden, daß er in der Lage sei, womöglich einzuschreiten. Als die freisinnige Versammlung nun 24 Stunden vorher angemeldet wurde, verbot der Bürgermeister ihre Abhaltung, da er nicht in der Lage sei, in so kurzer Frist den Landrat wie befohlen zu benachrichtigen!“

Den besten Beweis für die Schwierigkeiten, mit denen die nicht deutschsozialen Kandidaten im Wahlkreis zu kämpfen hatten, stellt aber eine andere Verfügung des Landrats dar, welche den liberalen Wahlkomitees die Herstellung von Abschriften der Wählerlisten erschwerte bezw. unmöglich machte. Eine Beschwerde beim Minister des Innern gegen diese landrätliche Verfügung schaffte Abhilfe und bescherte einigen Bürgermeistern Strafmandate, aber der Respekt vor der Verfügung war so groß, daß ein Bürgermeister gleichwohl die Einsichtnahme in die Wählerliste verweigerte.

Ferner wird berichtet, daß der Verwalter eines adligen Großgrundbesitzers seine Knechte wie eine Hammelherde zum Wahllokal führte, ihnen dart die gegnerischen Stimmzettel aus der Hand nahm und Stimmzettel für den Antisemiten

Herzog mit dem Befehl reichte: „Den wählt Ihr, sonst keinen!“

Bezeichnend für die ganze Situation ist auch, daß am Abend des Wahltages ein Mitglied der freisinnigen Vereins „Waldeck“ in Berlin, das sich im Interesse der Wahl des freisinnigen Kandidaten im Wahlkreis aufhielt, in Wolfhagen vom Landrat v. Buttlar mit Stockschlägen bedroht und darauf in seiner Gegenwart durch einen Landratsboten mißhandelt wurde.

Kurz, für die antisemitische Kandidatur Herzog setzten Landräthe, Junker und Bündler alle Hebel in Bewegung. Der Bund der Landwirte insbesondere machte ganz besonders große Anstrengungen, um seinen Schützlingen das Reichstagsmandat zu erhalten.

Seit Jahren schon ist die deutschsoziale Partei nichts als ein Anhängsel des Bundes, ihre Führer stehen an der Bundeskrippe. Und so bedeutet der Sieg der Liedermänner in Rinteln-Hofgeismar recht eigentlich einen Sieg des unter dem Patronat der Landräte stehenden Bündlertums.

Es liegt uns fern, die Tatsache des Vorhandenseins einer antisemitischen Strömung, wie sie auch in dem Festhalten des Rintelner Mandats sich kundgibt, beschönigen zu wollen. Unser Hinweis auf die Mächte, welchen der Antisemitismus seine Förderung vorzugsweise zu verdanken hat, enthält eine Mahnung an alle freiheitlichen politischen Parteien den Kampf gegen den Bund der Landwirte und alles Rückschrittlertum in systematischer harter Arbeit fortzusetzen. Nur so wird es gelingen, die hessischen Wahlkreise allmählich vom Antisemitismus zu säubern.

* * *

Von einem Teilnehmer am Wahlkampfe wird uns geschrieben:

Das antisemitische Spektakelstück „Der Wahlkampf um Rinteln-Hofgeismar-Wolfhagen“ ist zu Ende und erleichtert werden die Wähler dieses schwer heimgesuchten Kreises aufatmen. Was an Schmutz und Schimpfereien von den sich raufenden antisemitischen „Brüdern“ in diesem Kampfe zu Tage gefördert wurde, davon kann man auch nicht annähernd eine Beschreibung liefern. In Wort und Schrift wurde Gift, Galle, Bosheit, Lüge und Niedertracht gegen einander verspritzt, was allerdings nur den überrascht hat, der dem wahren Wesen des Antisemitismus kenntnislos gegenübersteht. Womit man bisher unsere jüdischen Mitbürger und die liberalen Parteien traktierte, das mußte zur Abwechslung einmal die eine Bruderpartei sich von der anderen an den Kopf werfen lassen. Das unglaublich Komischste dabei war, daß jede der streitenden Parteien der anderen den Dreschgrafen Pückler und den Rektor Ahlwardt anzuhängen suchte, ohne daß beide merkten, wie erfolgreich jede in Ahlwardts und vor allem in Pücklers Spuren wandelte. Denn es blieb nicht bei der bilderreichen antisemitischen Sprache, sondern man glaubte als kräftigstes Ueberzeugungsmittel der Prügel nicht entbehren zu können. Die Deutschsozialen warfen reformerische Diskussionsredner zum Tempel hinaus und der Reformerkandidat Helmerich ohrfeigte im Eisenbahnkupee den deutschsozialen Parteisekretär Wulfes.

Aber „man“ schlägt sich und man verträgt sich!

Das Wahlresultat hat den Reformern eine furchtbare Niederlage gebracht. Trotzdem Herr Zimmermann, der Vorsitzende der Reformpartei und die Abgg. Bruhn, Böckler, Werner und Dutzende anderer Leute im Wahlkreise wühlten, haben die sogenannten Reformer knapp 1800 Stimmen aufgebracht, während Herr Herzog dank der unerhörten amtlichen Beeinflussungen und der Organisation des Bundes der Landwirte rund 6000 aufgebracht hat.

Die „Reformer“ sind aber jetzt um einen Ausweg nicht verlegen. Sie suchen wieder Anschluß an die Deutschsozialen, die sie als schlimmste Reaktionäre soeben erst gebrandmarkt haben. Der Reformerkandidat bezeichnete zwar in einer Erklärung zu Beginn des Wahlkampfes die deutschsoziale Kandidatur als eine „Komödie konservativer Dunkelmänner“, mit der die Wähler „getäuscht“ werden sollten. Jetzt aber fordert er auf — — für den deutschsozialen Kandidaten zu stimmen. Seine Stichwahlparole verknüpft er mit einer Darstellung der „Ohrfeigenaffaire“. Es genügt, die „Erklärung“ des reformerischen Kandidaten kommentarlos wiederzugeben. Sie spricht Bände antisemitischer Charakterlosigkeit und gibt dem fernerstehenden Leser eine kleine Ahnung von dem Niveau des beendeten Wahlkampfes. Hier ihr Wortlaut:

Erklärung.

Adolf Wulfes, der berüchtigte Agitator der deutschsozial-konservativ-bündlerischen Sippschaft läßt durch den Liebermannschen Generalsekretär Henningsen die stark entstellte Erzählung von einem Attentat verbreiten, dem er zum Opfer gefallen sei.

Wulfes und Henningsen sind in der bekannten Liebermannschen Hochschule für Verleumdungskünste ausgebildet, und diese beiden edlen Seelen sind einander würdig.

Während meiner Abwesenheit im Kreise Rinteln hat nun die Liebermannsche Meute mit diesem teils erlogenen, teils übertriebenen Märchen einen unlauteren Stimmenfang betrieben und zur Steuer der Wahrheit ist daher meinerseits eine Richtigstellung erforderlich.

Wulfes, den ich zuerst nicht kannte, störte ungerufen mein, des Wagengeräusches halber mit 2 Landleuten laut geführtes Gespräch und ich verwies ihn energisch zur Ruhe. Daraufhin erdreistete sich dieser, auch bereits von Herrn Dr. Rocke öffentlich an den Pranger gestellte Agitator Wulfes, den Ausdruck verkrachte Existenz in dem lügenhaften Flugblatte sich mir gegenüber zu eigen zu machen. — Da ich nun trotz dieser Verleumdung immer noch zahlungsfähig und kein Freund von Schuldenmachen bin, so habe ich Aug' in Auge dem Biedermann Wulfes die verdiente Ohrfeige mit kräftigem Nachdruck gegeben. — Er steckte diese Züchtigung ruhig und harmlos ein, ich saß in der anderen Ecke mit der Deutschen Tageszeitung, unterhielt mich weiter, bemerkend, daß Herr Liebermann von Sonnenberg dieselbe Quittung von mir erhalten hätte. Das brachte nun endlich das Wulfessche Ehrgefühl zum Sieden, und hinterlistigerweise versuchte er dann, durch die 2 Schaffner zurückgehalten, mich zu insultieren.

Es war der Ueberfüllung halber ein Dienstabteil, in dem wir uns befanden, und auf der nächsten Station Fischbeck baten mich die Schaffner, in das nächste Kupee zu gehen, damit ich von der Gesellschaft des Biedermannes Wulfes befreit würde.

Hoffentlich ist nunmehr dieser sattsam berühmt gewordene Mann nicht zu feige, um seine von mir bezweifelte Rechtschaffenheit sich gerichtlich bezeugen zu lassen.

Einen Wahlkampf mit solchem Schmutz und solch maßloser persönlicher Gehässigkeit hervorgerufen zu haben, dieses Verdienst gebührt den politischen Brunnenvergiftern Liebermannscher Richtung.

Wahrheit und Recht haben infolgedessen kläglich Schiffbruch gelitten, und so sind diesmal mit all dem Lug und Trug, durch die widerwärtigen Verhetzungen und teils mit dem amtlichen Unterstützungsapparat, darunter ein nachweisbarer Wortbruch des amtlichen Rintelner Kreisblattes (Schaumburger Zeitung), die Wählerkreise beeinflußt und eingefangen worden.

Ein unlauteres Manöver jagt das andere, Existenzen, die kein Mensch kennt, darunter ein Mann namens Evers in Hofgeismar, aus der Schreibstube der Deutschsozialen, verfaßt Entrüstungsartikel nach Henningsenschem Diktat. Dann kommt im Auftrag der garnicht vorhandenen Nationalliberalen in Frankenberg ein Zerrartikel und dergleichen widerlicher Unfug mehr. — Dieser Mensch, der alle Tatsachen in frivoler Weise fälschte und von Henningsen, der sich ja selbst der Unwahrheit mir gegenüber in meiner Versammlung schuldig erklärte, geschult wird, hat inmitten der Liebermannschen Söldlinge eine gute Zukunft vor sich. —

So hat diesmal die Lüge und Verleumdung den Sieg errungen.

Allen meinen treuen Wählern, die sich nicht durch diese groben Fälschungen beeinflussen ließen, spreche ich aufrichtigen Dank für das mir bekundete Vertrauen aus. Getreu meinem allzeit eingenommenen Standpunkte, man muß die Personen von der Sache trennen, und das Vaterland steht uns über allem Parteigezänk, fordere ich nunmehr meine Freunde auf, in der Stichwahl einmütig für den Bürgermeister Herzog, Obernkirchen, einzutreten.

Cassel, den 21. Juli 1906.

Dietrich Helmerich.

Das Heinedenkmal des Herrn Adolf Bartels.

(Nachdruck verboten.)

I.

Herr Adolf Bartels, Professor, hat ein besonderes Bedürfnis befriedigt und Heinrich Heine, dem Dichter, ein Denkmal gesetzt. Man kann es auch so machen, aber man muß darnach geartet sein. Es gibt Menschen, die müssen überall nur den Schmutz sehen. Sie können nicht anders. Es gibt Menschen, die ihn überall aufsuchen müssen. Es ist nicht etwa ihre Schuld, es ist ihr Schicksal. Niemand kann für seine physische und psychische Beschaffenheit. Schlimm wird die Sache nur, wenn ein Prinzip daraus gemacht wird. Mehr als schlimm, unerträglich wird sie, wenn eine Weltanschauung daraus gemacht wird.

Herr Adolf Bartels, Professor, sagt: ich bin ein Teutomane, so muß ich vermöge meiner höheren und besonderen teutomanischen Rasseeigenschaften, — die, unsere Gottähnlichkeit ist evident, alle übrigen Rasseeigenschaften aller Völker der Welt übertreffen und die allein gültigen und wertvollen sind, — den Schmutz der Juden riechen. Den Schmutz der Juden suchen und den Schmutz der Juden riechen, das ist germanisch. Und so wird Herr Professor Adolf Bartels germanischer Literaturschulmeister, teutonischer Kunstnachtwächter, literarischer Graf Pückler und Errichter eines Heinedenkmals in Schlamm. Widerwärtiger Anblick, höchst verächtlicher Beruf. Herder hat einmal eine Nikolaische Schrift als „eine Schüssel voll Schlamm" charakterisiert. Bartels der Judenfresser, würde Börne prägen. (Aber da Börne Jude ist und also keine menschliche Berechtigung hat nach Bartels, so gilt er ja auch literarisch nichts.) Goethe würde es mit ihm machen, wie mit den Gästen, die nachträglich über sein Haus räsonniert haben. Und der und jener wird ein gutes deutsches Wort auch dem Sprachschatze Doktor Martin Luthers gebrauchen. Alle aber werden sich die Hände waschen. Man muß sich wirklich die Hände waschen, wenn man dies Heinedenkmal von Herrn Adolf Bartels nur angetippt hat. Es ist ein document humain von ihm selbst, selbsteigen.

Man kann es auch so machen, man muß nur den entsprechenden Schnüffelsinn dazu haben. Und wer den auch hat, wird sich an dieser Arbeit freuen. Es wird die vase de nuit unterm Bett vorgeholt und mit Behagen ausgeleert, man wühlt in der schmutzigen Wäsche und hängt sie mit Wohlgefallen vor aller Welt auf und sagt den Leuten: seht, liebe dumme Leute, saubere Wäsche hatte der gute Mann überhaupt keine! Man durchstöbert alle Schubladen und Fächer, sucht, wo man nur etwas Unreines wittert, zerrts hervor, betastets und befühlts mit erregten Fingern und dann schichtet mans zu einem Haufen. So erhält man dann ein Bild von einem Menschen, — das ein Bild von einem selber ist — und wills kein Ganzes werden, so hat man den Kitt seiner sauberen Auslegung bereit. Es muß auch jeder auslegen, wie er muß. Hat dann einer noch den Brustton seiner geheiligten Ueberzeugung und das Pathos der Kriegervereinsredner, so macht er aus seiner Not ein Prinzip und eine Tugend und eine Moralität — denn kein Ding ist so schlecht, daß man es nicht moralisch rechtfertigen könnte und erklärt: ich habe einen Juden vor mir, ein Jude, der infolge seiner Bedeutung uns Nationalisten und Teutschtümlern nicht gleichgültig sein kann, und der Jude muß verbrannt, d. h. er muß verstunken werden. Es schließt sich darin der Zirkel, es kommt das Bild desjenigen heraus, der so etwas unternimmt, der es unternehmen muß. Denn das Werk soll seinen Meister nicht nur loben, sondern auch bekennen. Herr Bartels kann beruhigt sein, es tuts, es tuts in der eklatantesten und widerwärtigsten Weise.

Man kann auch Literaturgeschichte schreiben, wie ein Pogrom inszeniert wird. Und Herr Bartels, Literaturprofessor in Weimar, hat hier einen literarischen Pogrom inszeniert. Das Heinedenkmal soll „in die Luft fliegen", falls es zu Stande kommt. Er spricht natürlich „nur bildlich." Alles ist natürlich nur bildlich. Dazu ist die Bildlichkeit da, daß man sich hinter sie versteckt, wenn man zu deutlich geworden ist. Man weiß ja auch, trotz der Bildlichkeit, wo man verstanden werden will, wird man doch verstanden. Es sucht jeder seine Ehren da, wo er sie finden will, es sucht jeder die Ehren, die er finden kann.

Aus dem kleinen Kritiker Adolf Bartels ist plötzlich ein großer Literarhistoriker geworden, der das deutsche Volk bevormundet und seine Rassereinheit rettet. Nebendei bemerkt, den Slavismus in Preußen und im Preußentum z. B., den sieht er dabei nicht. Wie kräftig hat Heine gerade darauf hingewiesen! Das Judentum hat ihn gereizt. Jude, das ist das rote Tuch für ihn. Zu komisch, das Bild, wie er seine Feder sträubt und draufzufährt. Christlich-deutscher Kulturverteidiger. Kulturlosigkeit in Reinzucht, in ihrem abstoßendsten, blamabelsten Gebahren. In ihrer ganzen heuchlerischen Häßlichkeit. Zu faustdick, um richtig gefährlich zu sein — jeder Hetzkaplan ist sophistisch besser geschult, als Herr Bartels — aber doch widerwärtig in ihrem wüsten und verwüstenden Barbarismus. Vandalismus ohne Kraft. Ohne die gewisse Berechtigung ihrer ungebändigten Sauvagerie und Körperlichkeit, ohne die Unmittelbarkeit der Instinkte, also ohne Entschuldigungsgründe.

Ferdinand Avenarius, dessen Name in dem Buche wiederholt gemißbraucht wird, hat diesen Pudel in den „Kunstwart" eingelassen, wie Faust den Pudel in seine Stube schlüpfen ließ. Auf der Schwelle der Literatur stand dann freilich das offene Pentagramm, das hinderlich war, hier ins Freie der Literatur hinauszukommen. In einen Teufel konnte sich des Pudels Kern nicht verwandeln, dazu reichte es nicht aus, so wurde ein teutscher Professor aus ihm, der flugs mit dem Zauberspruch des Antisemitismus über den offenen Drudenfuß hinwegsprang. Und nun gebärdert er sich als den maßgebenden Dichterbeurteiler. Nun wurde zensiert und dekretiert, und die kleinen Bählämmer bähten dem größeren Bählamm hammelsvollst nach. Er hat nun seine „Gemeinde", aber sie ist auch darnach. Aber wenn sich einer wohl fühlt in so einer Rolle, was will man dagegen sagen. Auch die Kanalisationsarbeiten der Literatur müssen gemacht werden. Man muß nur nicht sagen, das sei Literatur und nur da unten in den Abzugskanälen könne man die wahren Dichter erkennen.

Natürlich wird sich Herr Bartels in die arisch-zottige Hochbrust werfen und verkünden, daß er eine große Sache vollbracht habe. Er hat den Mut seiner traurigen Sache. Sie soll ein großer Beweis sein. Ein faustdicker, grober, plumper Beweis. Eine ganz faule übelriechende Sache. Sie fällt ganz und gar auf den Herrn Großinquisitor zurück. Neues wird gar nicht herbeigebracht. Die tausendmal wiederholten ollen Kamellen. Auch die jüdischten Literaten und Literarhistoriker, die Heines Ruhm künstlich erhalten haben — nach diesem Peter Arbuez zu urteilen —, wußten das alles schon. Heine hat viel zu wenig verheimlicht, viel zu wenig seine Natur gezügelt, viel zu wenig abgewogen und den Moment beherrscht, viel zu wenig schließlich sich geniert und immer all seine Schwächen gezeigt, sogar mit ihnen renommiert, als daß da etwas zu verheimlichen gewesen wäre. Karpeles hat nach dem Geständnis des Herrn Bartels selbst, hauptsächlich das Material geliefert. Gibt es nicht zu denken, daß dieses der vollsten Oeffentlichkeit übergebene Material, das durch die verschiedensten, und nicht nur jüdische, Hände gegangen, nicht Heines Namen ganz von selbst vernichtet und seinen Ruhm untergraben hat? Nein, es mußte erst einer wie Herr Bartels kommen, der den richtigen Gesichtspunkt dafür hatte, der mit der nötigen Ausschließlichkeit begabt war, die Sünden und Fehler zum Ausschlaggebenden für einen Menschen zu machen. Und

darin hat sich Herr Bartels ein Denkmal gesetzt. Ein Ehrendenkmal. Man kann es auch anders bezeichnen. Aber Herr Bartels dachte, er käme doch wohl nie anders zu einem Denkmal. Er war sich wohl seiner quantité négligeable bewußt. So wollte er lieber so eines, als gar keines. Er habe es! Es riecht einem scharf in die Nase. Und das Germanische macht den Geruch nicht besser.

Es ist wohl anzunehmen, daß sich die Deutschen, selbst die, an die Herr Bartels sich wendet, nicht mit Herrn Bartels von Herrn Bartels werden identifizieren lassen. Unreinlichkeitsbedürfnis betätigt sich hier zum erstenmale als deutsche Tugend. Schon den anderen Völkern gegenüber müßte Herr Bartels unter uns alleinstehend und Ausnahme bleiben, die die Regel bestätigt. Es ist eine mißbräuchliche Anwendung und Betonung des Deutschen. Denn an sich ist es gar keine Frage, daß Reinlichkeit unser Stolz ist. Und nur um einen Juden zu töten, auch wenn dieser Jude ein deutscher Dichter ist, — immerhin etwas, wenn auch Dichter in Deutschland nicht allzuviel gelten für gewöhnlich, — wird das deutsche Volk seine Reinlichkeit nicht hingeben wollen. Es ist nicht schön von Herrn Bartels, von unserem Volke schlechter zu denken als es ist. Das beste Deutschtum ist da, wo sich sein bester Geist betätigt. Denn da ist das Beste eines jeden Volkes. Weder Volk noch einzelne Menschen darf man nach ihren Fehlern und Schwächen beurteilen. Das wäre ganz und gar destruktiv. Der destruktive Geist ist aber nach Herrn Bartels einzig und allein der jüdische. Der germanische ist die einzige Vollkommenheit, also auch rein positiv. Aber wenn man nur einen Augenblick lang das anerkennt, errötet man vor Scham. Sind wir Deutschen so eitel, so borniert und uns überhebend? Gott sei Dank, daß wir es nicht sind! Wir lehnen Herrn Bartels ab Es wäre eigentlich gar nicht der Mühe wert, seinen sauberen Pfaden nachzugehen. Das sind wir uns selbst schuldig, daß wir sein Machwerk ablehnen. Es ist eine Verunglimpfung des Deutschtums, wie sie im 20. Jahrhundert nicht mehr möglich sein sollte. Allerdings, ein Schelm macht immer zwei. Ein Finsterling macht gleich zwei Dutzend Finsterlinge. Hier hat die Phrase der Nationalität, des Vaterländischen, des Patriotismus eine besondere Wirkung. Hier springt der erstarrte und erstarrende Geist des Dogmatischen ein und verkehrt die Begriffe und rechtfertigt die Verwerflichkeit. Wenn jemand das Bedürfnis fühlt, im Kote zu waten, so tue er es für sich und lasse die Oeffentlichkeit ungeschoren. Wir haben nichts gegen Privatsachen und mischen uns nicht in sie hinein. Aber wenn einer kommt und tut, als erfülle er damit eine öffentliche, eine literarische, gar eine kulturelle Mission, dann muß er entsprechend behandelt und in sein Privatleben zurückgewiesen werden. Gewisse Dinge und ein gewisser Ort im Hause entziehen sich der Oeffentlichkeit. Freilich, ist einem Schmutz angeflogen, so muß man sich von ihm reinigen. Eine angenehme Arbeit ist das nicht. Man fühlt sich zu gut dazu. Aber sie muß gemacht sein. Und es gibt ja Seife! Deutsche Seife zu deutscher Reinlichkeit.

Vom deutschen und vom französischen Dreyfus.

Vom deutschen Dreyfus? Ein deutscher Dreyfus? Ja, ja, die antisemitischen Hanswurste haben auch einen deutschen Dreyfus herausgeschnüffelt. Es sollte dies der angebliche Anarchist R o s e n b e r g sein.

Als die Kunde per Kabel zu uns kam, daß ein gewisser Rosenberg von Seatle in den Vereinigten Staaten nach Hamburg abgereist sei, um den Deutschen Kaiser zu ermorden, da war es für die Antisemiten alsbald selbstverständlich, daß ein Mann, der Rosenberg heiße, Jude sein müsse. Ob er es ist, wissen wir noch heute nicht, aber Antisemiten genügt ein bloßer Name, um eine ganze antisemitische Legende zu bilden. Man jubelte im antisemitischen Lager über den vermeintlich j ü d i s c h e n Verbrecher, den man der ganzen Judenschaft würde aufhalsen können. Als gar ein sogenanntes Judenblatt einige Zeit nach der Verhaftung des Rosenberg zu melden in der Lage war, der Mann sei gar kein Anarchist, es stelle sich im Verlaufe der Untersuchung immer mehr seine Unschuld heraus, und er werde wohl bald aus der Haft entlassen werden müssen, da hatte es die phantasievolle „Staatsbürgerztg." gleich heraus, daß die Juden ihren Rosenberg der Strafe entziehen wollen, und sie taufte den amerikanischen Anarchisten Rosenberg in einen — „deutschen Dreyfus" um. Vielleicht wußte sie bereits ganz genau, wie viele Millionen die Juden aufgebracht haben, um den „deutschen Dreyfus" zu befreien, wie sie nach antisemitischen Wahnideen den französischen befreit haben sollen.

Und jetzt ist Rosenberg wirklich als unverdächtig aus der Haft entlassen worden. Aber noch haben die Antisemiten keine Brandartikel losgelassen über die Macht der Juden und ihres Geldes, der die deutsche Justiz wieder einen schweren Verbrecher, einen deutschen Dreyfus ausgeliefert habe. Aber was nicht ist, kann noch werden. Vielleicht haben sich die Antisemiten erst einmal Detektivs engagiert, die in Altona alle richterlichen und polizeilichen Beamten, die mit dem vermeintlichen Anarchisten Rosenberg zu tun gehabt haben, beobachten sollen, ob sie sich nicht ihre Zigarren mit Tausendmarkscheinen anzünden, die von dem Sündengelde herstammen, mit welchem sie von dem „Deutschen Dreyfus-Syndikat" bestochen worden sind.

Denn daß ein Jude zu Unrecht verdächtigt und mit Recht befreit werden kann, das glauben die Antisemiten noch immer nicht, d. h. sie geben vor, es nicht zu glauben. Die „Staatsbürgerztg." meint noch immer, d. h. sie tut so, als meinte sie noch immer, daß „eine begründete Ueberzeugung, ob Dreyfus schuldig oder unschuldig sei, sich bei der furchtbaren Korruption in Frankreich und bei der Rolle, die das Bestechungsgeld in dieser Sache gespielt habe, absolut nicht gewinnen lasse." „Wenn — schreibt sie — General Mercier öffentlich behauptet, daß im Ministerium Aktenstücke, deren Diebstahl Dreyfus zur Last gelegt wurde, damals gefehlt hätten, während sie heute wieder an ihrem Platz liegen, und andererseits die „Dreyfusards" behaupten, die Akten seien auch früher dagewesen, Mercier habe sie nur nicht gesucht, so hört jede sachliche Meinung so lange auf, bis man weiß, wer von beiden der Lügner ist."

Erstens handelt es sich nicht um General Mercier und „einen" Andern, sondern dem General Mercier stehen A n d e r e gegenüber. Sodann hat ein Mann, der, wie General Mercier erwiesenermaßen getan, einen Gerichtshof wider Recht und Gesetz zu beeinflussen getrachtet hat, schon deshalb jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit verloren. Endlich liegt auch ein Beweis vor, daß Mercier es keineswegs mit der Wahrheit genau nimmt.

Nach dem Renner Prozeß hat der frühere Präsident der französischen Republik, Casimir Perier vor dem Kassationshofe eine jetzt im Wortlaut vorliegende Erklärung abgegeben, worin er Merciers Angabe, daß im Winter 1894/95 Frankreich von einer deutschen Kriegserklärung bedroht gewesen sei, als haltloses Geschwätz bezeichnete. Das einzige bezügliche Gespräch Casimir Periers mit dem deutschen Botschafter Graf Münster, dessen Untergrund die Forderung des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe nach einem unzweideutigen Dementi der in Paris geflissentlich verbreiteten, Deutschland und den Deutschen Kaiser verletzenden Aeußerungen war, wurde durchaus höflich geführt und endete zur vollsten Befriedigung der deutschen Regierung. Die sogenannte „Historische Nacht" war demnach eine Erfindung Merciers, um jenen Ministerkollegen, welche Dreyfus'

Schuld bezweifelten, sagen zu können, für nichts und wieder nichts hätte man sich in Berlin doch nicht so aufgeregt.

Das Berliner Antisemitenblatt stellt sich naiv und schreibt, zugunsten der früheren Richter spreche es, „daß man nicht verstehe, welches Interesse sie gehabt haben sollten, einen Mann zum Verräter zu stempeln, dessen sie sich auf tausend andere Weise entledigen konnten." Als ob die „Staatsbürgerztg." nicht ganz genau wüßte, daß, wenn Dreyfus einfach nach einer fernen, selbst mörderischen Kolonie abgeschoben worden wäre, es keinen Feldzug gegen „die Juden" gegeben hätte, auf den es doch den Generalstäblern und den Hintermännern der „Libre Parole" ganz besonders ankam. Um einen bloßen verräterischen französischen Hauptmann hätte die antisemitische Presse in Deutschland sich weiter nicht gekümmert; dieser gewann erst Interesse für sie durch seine Zugehörigkeit zum Judentum. Einen verräterischen **jüdischen** Offizier brauchte man in Paris, und über einen solchen freute man sich in den antisemitischen Kreisen Deutschlands. Wenn Dreyfus nicht Jude wäre, dann hätte die antisemitische Presse in Deutschland, falls er trotzdem Opfer eines solchen Justizmordes geworden wäre, genau so über die Generalstäbler Frankreichs gedonnert wie die Dreyfusardpresse, wahrscheinlich sogar noch mit ihr so wohl anstehender nationalistischer und chauvinistischer Verschärfung.

Wir haben so eine leise Ahnung, daß die deutschen Antisemiten unangenehm enttäuscht sind, daß der „deutsche Dreyfus" ihnen durch die Lappen gegangen, daß es mit dem Rosenberg nichts ist, daß er kein Anarchist, daß er keine Attentatspläne gehabt hat, daß man ihn nicht gegen die Juden ausnutzen kann. Denn wie wenig gut die antisemitische Presse auf die Justiz, die nicht einmal an Ritualmorde glaubt, zu sprechen ist, ernstlich glaubt wohl selbst die „Staatsbürgerztg." nicht daran, daß ein jüdisches Syndikat den Rosenberg den Fängen der deutschen Justiz hätte entreißen können oder selbst wollen. Aber „der deutsche Dreyfus" ist so recht aus ihrem Herzen ihr in die Feder geschlüpft.

Schließen wir nun — und hoffentlich für immer — mit dem französischen Dreyfus ab. Er ist nun auch mit aller Feierlichkeit vor den Truppen rehabilitiert worden. Unter den üblichen Zeremonien wurde er in Gegenwart der Truppen in Paradeuniform zum Ritter der Ehrenlegion geschlagen. Dem armen Mann stürzten Tränen aus den Augen, als ihm diese Genugtuung zu Teil wurde: Freudentränen und wohl auch Tränen des Schmerzes bei der Erinnerung an die furchtbare Schmach, die ihm vor einem Dutzend Jahren vor den Truppen angetan worden ist. Und die Menge, die einst „Steinigt ihn!" gerufen, sie rief jetzt: „Hoch die Gerechtigkeit!" In diesen Ruf stimmte in Gedanken die ganze zivilisierte Welt freudig mit ein.

Der Einfluß des Antisemitismus auf die Gestaltung der Kriminalstatistik.*)

Von Dr. jur. **Bruno Blau**, Berlin.

Ein Umstand, der bisher bei der Betrachtung der Kriminalität der Juden zu wenig Beachtung gefunden hat, ist die Stellung der Juden als einer Bevölkerungsminderheit, die vielfachen Anfeindungen ausgesetzt ist.

Die soziale Lage der Juden, wie sie sich allmählich herausgebildet hat, bringt es mit sich, daß die Juden im Leben der Völker, in deren Mitte sie wohnen, eine ganz eigenartige exponierte Stellung einnehmen, welche hervorgerufen wird einmal durch ihre geringe Zahl im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung und dann durch die Stellungnahme der nichtjüdischen Bevölkerung den Juden gegenüber. Welcher Art diese Stellungnahme ist, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Man bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Antisemitismus".

Welche Faktoren den Antisemitismus zur Entstehung gebracht und in seiner Entwickelung gefördert haben, mag dahingestellt bleiben. Wir müssen uns mit der nicht wegzuleugnenden Tatsache abfinden, daß der Antisemitismus heute vorhanden ist und in vielen Schichten der Bevölkerung eine Abneigung gegen die Juden erzeugt, welche sich je nach dem Bildungsgrade und der Berufsstellung der betreffenden Kreise in verschiedenen Formen äußert.

Diese Animosität gegen die Juden hat auf deren Kriminalitäts**ziffer** möglicher- oder wahrscheinlicherweise eine recht ungünstige Wirkung, wenn sich dies auch nicht durch Zahlen erhärten läßt.

Die Kriminalitätsziffer nämlich bestimmt sich durch die Anzahl der erfolgten Verurteilungen; die Verurteilungen aber haben ein Strafverfahren und dieses wiederum in der Regel eine Strafanzeige bezw. einen Strafantrag zur Voraussetzung.

Allerdings hat nach deutschem Rechte die Staatsanwaltschaft — abgesehen von den nur auf Antrag verfolgbaren Straftaten — die Pflicht alle strafbaren Handlungen, welche zu ihrer Kenntnis gelangen, von Amtswegen zu verfolgen. Zu ihrer Kenntnis gelangen aber nur diejenigen Straftaten, welche entweder von dem durch sie Verletzten oder einem Dritten zur Anzeige gebracht werden. Eine Ausnahme machen die verhältnismäßig wenigen Verbrechen, welche so offenkundig ausgeführt werden oder von so allgemeinem Interesse sind, daß sie ohne Weiteres zur Kenntnis des großen Publikums gelangen.

Es treten also nur diejenigen strafbaren Handlungen in der Kriminalstatistik auf, welche den Strafverfolgungsbehörden bekannt geworden sind. In welchem Verhältnis die abgeurteilten Straftaten zu der Zahl der wirklich begangenen, aber nicht zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft gelangten stehen, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen. Die Neigung, Straftaten zur Anzeige zu bringen, ist natürlich an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und innerhalb verschiedener Personenklassen verschieden, und ist überdies abhängig von der individuellen Veranlagung und augenblicklichen Seelenstimmung des durch die Straftat in Mitleidenschaft Gezogenen sowie von dessen Verhältnis zum Täter; schließlich ist die Bewertung der Person des Täters von Bedeutung. Jedenfalls aber dürfte der Prozentsatz der nicht abgeurteilten strafbaren Handlungen ein recht erheblicher sein, und es muß daher bei einer jeden Betrachtung der Kriminalstatistik berücksichtigt werden, daß dieselbe das Bild nur eines Teils aller begangenen Straftaten wiederspiegelt. Dies ist um so mehr zu beachten bei denjenigen Straftaten, welche nur dann verfolgt werden, wenn der erforderliche Antrag seitens der dazu berechtigten Person gestellt worden ist; zu diesen Delikten gehören nach deutschem Recht insbesondere die Beleidigung, die einfache Körperverletzung, der Ehebruch, die Verführung, die Sachbeschädigung usw.

Der hier gerügte Mangel der Kriminalstatistik ist weniger schwerwiegend, wenn es sich um die Betrachtung der Kriminalität nur einer einheitlichen Personengattung handelt. Denn es kann angenommen werden, daß sich bezüglich der Erstattung von Strafanzeigen und Strafanträgen mit der Zeit eine wenig wechselnde Uebung herausgebildet hat, so daß sich das Verhältnis der zur Anzeige gebrachten strafbaren Handlungen zu den übrigen kaum ändert und jener Fehler einigermaßen ausgeglichen wird.

Ganz anders ist es aber, wenn man die Kriminalitätsziffern mehrerer Volksklassen miteinander vergleichen will, zumal wenn dieselben durch Abstammung und Religion verschieden und durch politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche

*) Aus der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden.

Gegensätze getrennt sind. In einem solchen Falle wird man in Betracht ziehen müssen, daß die Neigung zum Denunzieren von der Zugehörigkeit des Täters zu der einen oder anderen Klasse in hohem Maße beeinflußt wird.

Dies dürfte namentlich dann zutreffen, wenn der Täter eine Jude ist. Ohne sich besonders als Antisemit auszuzeichnen und ohne besonders boshaft und gehässig zu sein, wird der Nichtjude, der sich von einem Juden beleidigt oder betrogen glaubt, viel eher dessen Bestrafung herbeizuführen suchen als dann, wenn der Täter ein Christ ist.

In letzterem Falle ist das Rachegefühl, welches in dem von einer strafbaren Handlung betroffenen Christen hervorgerufen wird, zweifellos weniger stark und wird in vielen Fällen entweder von anderen Regungen und Ueberlegungen zurückgedrängt werden oder an sich so schwach sein, daß von einer Strafverfolgung Abstand genommen wird.

Trifft dies zu — ein ziffermäßiger Beweis kann, wie bereits hervorgehoben, nicht erbracht werden, — so stellt sich die Kriminalitätsziffer der Juden in der Kriminalstatistik als zu hoch dar, und zwar darf füglich behauptet werden, daß es sich hier um einen Fehler zu Ungunsten der Juden handelt, der erheblich mehr ins Gewicht fällt als andere in der Literatur hervorgehobene Unrichtigkeiten, die auf Mängeln der statistischen Technik beruhen.

In erhöhtem Maße gilt dies für die Delikte, welche nur auf Antrag verfolgt werden. Es dürfte daher die größere Beteiligung der Juden an der Beleidigung, der Verführung und dem Ehebruch zum guten Teile auf das hier behandelte Moment zurückzuführen sein.

Aus dem antisemitischen Lager.

Frhr. v. Durant. In der Schlußsitzung des Herrenhauses am 7. Juli d. J., in welcher das Schulunterhaltungsgesetz endgiltig verabschiedet wurde, glaubte das Mitglied des Herrenhauses Frhr. v. Durant, wie wir bereits erwähnt haben, seinen judenfeindlichen Empfindungen Ausdruck geben zu sollen, indem er bei Beratung des § 40 die mögliche Einschränkung der Verwendung jüdischer Lehrkräfte zur Erteilung in anderen Unterrichtsfächern als im Religionsunterricht verlangte und zur Begründung dieser Forderung bemerkte: „Wie wir es auf Grund der verschiedenen Grundanschauungen, welche die christliche und die jüdische Religion trennen, schon nicht für wünschenswert erachten, daß die christliche Bevölkerung von jüdischen Richtern abgeurteilt werde, so können wir es noch viel weniger wünschen, daß christliche Kinder durch jüdische Lehrer in gewissen anderen Schulfächern unterrichtet werden."

Zu diesem Auftreten des Frhrn. v. Durant wird der „Voss. Ztg." geschrieben:

Frhr. v. Durant ist ein Nachkomme der ihres Glaubens wegen aus Frankreich vertriebenen Hugenotten; er hätte, im Andenken hieran am wenigsten sich zum Mundstück von mus Religionshaß diktierten Gehässigkeiten gegen die jüdische Religionsgemeinschaft hergeben sollen. Dergleichen war auch früher in der Familie des Herrn v. Durant nicht Brauch. Im Jahre 1848 hatte die jüdische Gemeinde in R y b n i k, Oberschlesien, den Bau einer S y n a g o g e unternommen, sie konnte ihn aber mangels genügender eigener Mittel und weil in jenem unruhigen Jahre Darlehen schwer erhältlich waren, nicht zu Ende führen. Da war es der Vater des jetzigen Herrenhausmitgliedes v. Durant, der damalige Landrat des Rybniker Kreises, Baron v. Durant auf Baranowitz, welcher durch zinslose Hergabe von 3000 Talern zum Zwecke der Fortführung des unterbrochenen Synagogenbaues die Fertigstellung des jüdischen Gotteshauses ermöglichte. Das Darlehen ist später dem Herrn v. Durant Vater mit Dank und Anerkennung zurückgezahlt worden, und dieser hat das betreffende Dankschreiben des Synagogenvorstandes wie folgt beantwortet:

„Das anerkennende Dankschreiben vom 20. d. M. habe ich mit l e b h a f t e r F r e u d e. empfangen, weil es mir einen wohltuenden Beweis einer Gesinnung gibt, welche nicht zu den zeitgängigen Gesinnungen der Gegenwart gehört. Mein langes Leben ist reich an trüben Erfahrungen in dieser Beziehung, deshalb geize ich mit den besseren, die mir Gott der Herr zuweilen beschert. Lassen Sie, meine Herren, mich die Erinnerung an Ihre freundliche Gesinnung gegen mich für die kurzen Lebenstage bewahren, welche mir noch beschieden sind, und solche dann auf meine Söhne übergehen zum Gedächtnis eines guten Einverständnisses. Einige von Ihnen, meine Herren, wissen es sehr wohl, daß E i g e n n u tz m i c h n i e m a l s b e h e r r s c h t e, am wenigsten, wenn es sich um eine Hilfe in der Not handelte. Habe ich der jüdischen Gemeinde zum Aufbau ihres Gotteshauses helfen können, so habe ich solches g e r n u n d o h n e j e d e N e b e n r ü c k s i c h t getan, es f r e u t mich, daß ich, wenn ich auch zu einer andern Konfession gehöre, der Gemeinde bei dem Aufbau eines Hauses habe behilflich sein können, in welchem Sie würdig zu dem Gott Ihrer Väter beten. D e r G o t t A b r a h a m s, I s a a k s u n d J a k o b s i s t a u c h m e i n G o t t, zu dem ich bete, und Sie wissen es, ich bin weit entfernt davon, Andersgläubige wegen ihres Glaubens zu verdammen. L a s s e n S i e u n s i m m e r a n G o t t u n d d e m G l a u b e n f e s t h a l t e n, e s s e i, u n t e r w e l c h e r F o r m e s w o l l e . . ."

So der V a t e r, der dabei ein streng konservativer Mann war, so konservativ, daß er beim Einsetzen einer liberalen Richtung in der Regierung aus seinem Amte schied. Und der S o h n? Er ist auch konservativ, aber wie himmelweit unterscheidet sich seine Gesinnung von der des Vaters. Ob der Sohn, auf den doch „die Erinnerung der freundlichen Gesinnung" zum Gedächtnis eines guten Einverständnisses mit den Juden Rybniks übergehen sollte, angesichts dieses Briefes sehr stolz auf seine Herrenhausrede sein wird? Wir wagen es zu bezweifeln. Er hätte das Vermächtnis des Vaters höher halten sollen.

Im Anschluß hieran bringen wir zwei vom 4. September 1898 datierte, uns von geschätzter Seite zur Verfügung gestellte Telegramme zum Abdruck. Sie haben folgenden Wortlaut:

Baron v. Durant auf Baranowitz.

Dem Sohne des edlen Mannes, der vor 50 Jahren der hiesigen Synagogen-Gemeinde in uneigennütziger Weise als Helfer in der Not beigestanden, spricht bei Gelegenheit der Jubelfeier der Erbauung ihres Gotteshauses die jüdische Gemeinde ihre Ehrerbietung aus.

D e r V o r s t a n d d e r S y n a g o g e n - G e m e i n d e.

Vorstand der jüdischen Gemeinde Rybnik.

Baranowitz.

Dank für das Gedenken der Unparteilichkeit meines seligen Vaters und für freundliche Begrüßung sagt

B a r o n v. D u r a n t.

Die „Deutsche Hochwacht" ist eines der verlogensten antisemitischen Blätter. Unter dem 14. Juli brachte sie folgende Notiz:

B a d N e u e n a h r (Rheinland). Hier haben die zahlreichen j ü d i s c h e n K u r g ä s t e die Frechheit gehabt, von der Badedirektion zu verlangen, sie solle den C h o r a l, mit dem die Kurkapelle morgens das Konzert beginnt (Ein' feste Burg) f o r t f a l l e n lassen. Die Direktion hat aber geantwortet, die „Herrschaften" könnten ja während des Chorals den Kurort v e r l a s s e n.

In jener erzkatholischen Gegend, wo man so viele dicke S c h w a r z r ö c k e sieht, die dünner werden wollen, hätten d i e s e doch noch eher Anlaß das Lutherlied zu beanstanden; sie tun es aber n i c h t. Der Jud bringt eben alles fertig; und mit Juden ist Bad Neuenahr gesegnet, sogar mit zahlreichen russischen Juden — also ganz modern.

Wir wandten uns um Aufklärung an einen angesehenen Herrn in Neuenahr und erhielten von ihm folgenden Bescheid: „Die Mitteilung der „Deutschen Hochwacht“ ist frei erfunden. Ich legte dieselbe dem Herrn Kurdirektor Kütten vor. Derselbe erklärte mir, daß niemals, weder jetzt, noch jemals früher — der Herr ist seit 1893 hier — ein derartiges Ansinnen an ihn gestellt worden sei, nach daß man sich mit etwas Aehnlichem jemals an die Direktion gewandt habe.“

Vom Pastor Iskraut. Der in der evangelischen Kirchengemeinde Kröffuln bei Weißenfels a. S. tätige Pastor Iskraut, der ehemalige antisemitische Reichstagsabgeordnete, befindet sich mit seiner Gemeinde in Konflikt. Aus Weißenfels wird dem „Berl. Tgbl.“ darüber geschrieben:

Am 28. November 1905, nach vielen vorangegangenen Beschwerden, nahm die Gemeindevertretung zu Kröffuln Veranlassung, zum Zwecke der Versetzung des Pfarrers Iskraut Schritte zu unternehmen und beschloß einstimmig, ein Bittgesuch an den Synodalvorstand des Inhalts: 1. Einen anderen Geistlichen zu senden, um das heilige Abendmahl auszuteilen; 2. Herrn Pfarrer Iskraut baldigst zu versetzen, da die Gemeindevertretung nur von der Versetzung des Herrn Pfarrers Iskraut völlige Ruhe und Frieden in der kirchlichen sowie auch in der politischen Gemeinde erwartet. — Der Synodalvorsitzende Superintendent Mertens in Hohenmölsen riet in einer an den Gemeindevorsteher Kadisch in Kröffuln gerichteten Zuschrift zu einer Versöhnung, die aber unmöglich scheint. Die Gemeindevertretung beschloß vielmehr, dasselbe Bittgesuch an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin zu übersenden. Die Gemeindevertretung spricht zugleich ihr lebhaftes Bedauern aus, daß Superintendent Mertens eine Berufung der Synodalvorstandsmitglieder nicht für nötig erachtete. Am 22. März 1906 kam nun der Bescheid vom Oberkirchenrat mit der Begründung, daß er keinen Anlaß finden könne, den Bescheid des königlichen Konsistoriums zu Magdeburg vom 26. Oktober v. J. von Aufsichtswegen zu beanstanden. Damit wollte sich die Gemeindevertretung nebst den Kirchenältesten nicht beruhigen, und sie beschloß am 11. April einstimmig ein Gesuch an den Kaiser mit der Bitte um Zuteilung eines anderen Geistlichen.

×× **Studentisches.** Der „Verband Deutscher Hochschulen“, der in den Tagen des Kampfes um die „akademische Freiheit“ geboren wurde und der, wie seine Leiter vom Verein Deutscher Studenten und der Burschenschaft auf ganz einseitigem kryptoantisemitischen Standpunkt steht, scheint seine Rolle in der Studentenschaft so ziemlich ausgespielt zu haben. Jüngst hielt er zwar noch einen Verbandstag in Hamburg ab, der mit hochtönenden Phrasen angekündigt war, auf dem man aber der Oeffentlichkeit nichts zu sagen wußte; denn man verhandelte hinter verschlossenen Türen. Die Beratungen sollen sich hauptsächlich um die finanzielle Sicherstellung des von Herrn Heile vom V. D. St. in Hannover so schnell ins Leben gerufenen Verbandsorgans, der „Deutschen Hochschule“ gedreht haben.

Die Schar, die sich immer noch um das Banner des konfessionellen Kampfes sammelt, schmilzt von Tag zu Tag mehr zusammen. Die große Gruppe der Finkenschaften hat auf ihrer Tagung in Weimar dem Verbande eine entschiedene Absage gegeben, die Kösener Korps sind gleichfalls nicht von der Partie und sogar die Vereine Deutscher Studenten wiegeln jetzt aus „taktischen“ Gründen ab. Was bleibt da nun übrig von dem famosen Verbande? Ein Par Korporationen hier und dort, die sich schon zu sehr in die Sache verrannt haben, die zu stark engagiert sind, als daß sie ohne weiteres — wie sie es wohl gern möchten — den verfahrenen Karren stehen lassen könnten. Mehrere Universitäten und Hochschulen haben sich sogar geschlossen gegen den Verband ausgesprochen, vor allem die süddeutschen. Und gerade dort blüht doch studentisches Wesen. Hält man also dort den Verband für unnätig und sogar schädlich, dann kann wirklich nicht viel Gutes an ihm sein.

Mittelstandliches. Auch in Augsburg war vor einigen Monaten eine Mittelstandsvereinigung gegründet worden. Mit tausend Masten steuerte man in die Zukunft und gründete auch eine „Mittelstandszeitung“. Jetzt hat sich die Vereinigung aufgelöst und auch die „Mittelstandsztg.“ hat ihr Erscheinen eingestellt.

Vermischtes.

Um den Nobelpreis. Wie schon in Nr. 21 und 22/23 der „Mitt.“ erwähnt, zeigt der antisemitische Sänger Max Bewer lebhafte Ambitionen für den nächsten literarischen Nobelpreis. Um sicherer zum Ziele zu kommen, hatte er sich an Geheimrat Thode in Weimar gewandt und ihn um eine Empfehlung gebeten. Thode hatte sich dazu verstanden und den Bewerschen Poesien einige Worte des Lobes gezollt. Gegen dieses Thode'sche Lob und überhaupt gegen eine eventuelle Verleihung des Nobelpreises an Bewer erhob Ferdinand Avenarius, der bekannte Herausgeber des „Kunstwarts“ energischen Einspruch. Er erklärte, aus einer solchen Ehrung Bewers müsse das Ausland den Schluß ziehen, daß dieser der erste deutsche Dichter sei. Und dies sei durchaus nicht der Fall. Avenarius wandte sich in dieser Frage um Aufklärung an Thode, und dieser äußerte sich dahin, daß es ihm fern gelegen habe, Bewer durch seine anerkennenden Worte als ersten deutschen Dichter hinzustellen, er habe nur ein einfaches Lob ohne irgend welche Messung an anderen dichterischen Produkten erteilen wollen. Avenarius bringt ein diesbezügliches längeres Schreiben Thodes in der letzten Kunstwartnummer zum Abdruck und erhebt nochmals schärfsten Widerspruch gegen eine etwaige Verleihung des Preises an Bewer.

Breslau, 19. Juli. Ueber einen antisemitischen Exzeß berichtet die „Bresl. Ztg.“: „Zu einer sehr ärgerlichen Szene kam es in der vergangenen Nacht am Tauentzienplatz. In einem großen bekannten Bierrestaurant wurden drei Gäste, auswärtige Reisende, von an einem Nebentische befindlichen „Herren“ belästigt und mit antisemitischen Redensarten traktiert. Die Rawdies, von denen der eine Leutnant der Reserve sein soll, während der andere, wie es heißt, früher dem Offiziersstande angehörte, verlangten von dem Kellner, er solle den „Juden“ kein Bier mehr einschenken. Es kam infolgedessen, da andere Gäste intervenierten, zu einem großen Halloh und Tätlichkeiten. Diese setzten sich, als die skandalierenden Gäste das Restaurant gezwungen verlassen hatten, in verstärktem Maße auf dem Tauentzienplatz noch weiter fort, und einer der Reisenden erhielt von seinem antisemitischen Gegner einen Stockhieb über den Kopf. Aus dem erneuten Zusammenstoß entwickelte sich, da der Lärm zahlreiche Gäste aus dem am Platze gelegenen, um Mitternacht noch vollbesetzten Café Residenz herbeigezogen hatte, dann ein größerer Auflauf, bei dem die Schutzleute eingreifen mußten.“

Ein Achtundvierziger. In der interessanten Schrift „Erinnerungen aus meinem Leben“, von Corvin, Leipzig 1880, befindet sich eine Stelle, die für uns von besonderem Interesse ist. Otto von Corvin wurde am 12. Oktober 1812 als Sohn eines früheren preußischen Offiziers und späteren Postdirektors in Gumbinnen geboren. Zur Offiziers-

laufbahn bestimmt, fühlte sich Otto von Corvin im Sturmjahre 1848 veranlaßt, sich auf die Seite der Volksarmee zu schlagen, und wurde schließlich Kommandant der Festung Rastatt, deren Kapitulation am 23. Juli 1849 erfolgte. Daraufhin in ein kriegsgerichtliches Verfahren verwickelt, nahm er den Advokat Kusel zu Bruchsal zum Verteidiger. Ueber seinen Anwalt spricht sich Corvin in seinen Erinnerungen aus: „Kusel sprach ganz ausgezeichnet, und der Eindruck, den seine Rede hervorbrachte, war ein sehr günstiger." Trotzdem wurde Corvin damals mit fünf Stimmen gegen eine zum Tode durch Erschießen und in die Kosten verurteilt, bald darauf aber zu 6 Jahren Zellengefängnis begnadigt, welche Strafe er in Bruchsal verbüßte. Nach seiner Entlassung fand eine Begegnung Corvins mit seinem früheren Verteidiger Kusel statt. Ueber dieses Wiedersehen schreibt Corvin: „Der gute Dr. Kusel besuchte mich. Ich dankte dem braven Kusel nochmals herzlich für die uninteressierte menschenfreundliche Teilnahme, welche er mir und meiner Frau während der sechs Jahre erzeigt, konnte aber nicht halb ausdrücken, was ich wirklich fühlte. Kusel ist ein Israelit, wie die meisten derjenigen Personen, welche mir und meiner Frau die meiste und herzlichste Teilnahme und Hilfe erwiesen. Es ist dies kein Wunder. Die Juden haben so lange unter ungerechtem Drucke gelitten, und das hat ihre Herzen besonders teilnehmend für Unglückliche und Verfolgte gemacht. Teilnehmend und hilfreich fand ich sie überall in Baden, Frankfurt, in Berlin, in Hamburg, in Amsterdam und in London."

Am Vorabend neuer Pogroms. Die „Russische Korrespondenz" schreibt:

In dem Manifest über die Dumaauflösung werden die Vertreter des Volkes u. a. beschuldigt, daß sie sich „aus dem Bereiche ihrer Zuständigkeit" entfernten und „sich mit Untersuchungen über die Handlungen der auf unsere Anweisung eingesetzten Lokalbehörden beschäftigten." Es ist zweifellos, daß hier auf die Untersuchungsarbeiten der Dumakommission über die Ereignisse in Bialystok angespielt wird, die der Regierung sehr unbequem waren. Es scheint, als ob der Zar selbst auf seiten der Pogromstschiky steht und die verbrecherischen Lokalbehörden, die die Hauptschuld an den Pogroms tragen, durch eigene Autorität zu schützen sucht. Zweifellos aber ist es, daß die Regierung die Pogromtätigkeit der schwarzen Bande nicht mißbilligt, sondern im Gegenteil sie fördert und unterstützt. Ohne die Beihilfe der Regierung wäre es ihr nicht möglich, eine solche Tätigkeit zu entfalten, über deren Umfang man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man betrachtet, daß die „Reiseagitatoren" des „Verbandes russischer Leute" während nur eines der letzten Monate mehr als 2 000 000 (2 Millionen!) Broschüren und ebensoviel Flugblätter verteilt haben. Aber außer dieser Literatur, die von einer Zentralstelle aus verbreitet wird, entfalten auch noch eine ganze Reihe Lokalorganisationen eine nicht unerhebliche literarische Tätigkeit. Es gibt außerdem auch eine Anzahl Tageszeitungen, die direkt verbrecherische Artikel gegen die Duma und die Juden abdrucken.

Diese Tätigkeit wird nicht nur geduldet seitens der Zentral- und Lokalbehörden, sondern direkt unterstützt. Zur Charakteristik kann das nachfolgende Schreiben des Gouverneurs von Minsk dienen, das besagt: „Infolge des Ersuchens der Pinskaer Abteilung des Verbandes der russischen Leute vom 25. Mai 1906, N. 176, schreibe ich den Bezirks-Polizei-Aufsehern, den Stanowoj Pristavs, den Wolostverwaltungen und den Kleinbürgerbehörden vor, der Verbreitung der Ideen des Verbandes durch die Mitglieder und Vorsitzende des Verbandes unter der ländlichen Bevölkerung keine Schwierigkeiten zu bereiten." Wie noch erinnerlich ist, hat der Fürst Urussow in der Duma auch Enthüllungen gemacht, die das nahe Verhältnis der Regierung zu den Pogromstschiky bewiesen haben. Danach ist es nicht verwunderlich, wenn das Zarenmanifest mit den Unternehmungen der Duma unzufrieden ist. Man möchte nicht gern sehen, wie die eigenen Verbrechen aufgedeckt werden. Andererseits läßt diese Stelle des Manifestes in Verbindung mit den mitgeteilten Tatsachen befürchten, daß die ganze Organisation der schwarzen Bande jetzt von der Regierung zu ihren Zwecken gegen die fortschrittliche Bevölkerung mobilisiert wird. Man kann sich leicht eine Vorstellung machen davon, was unter solchen Umständen in den nächsten Tagen oder Wochen in Rußland sich abspielen kann.

☞ Der heutigen Nr. der „Mitteilungen" ist ein von beteiligter Seite herausgegebenes Flugblatt „Das Schächten" beigelegt, auf das wir unsere Leser aufmerksam machen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 31. Berlin, 1. August 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die **„Mitteilungen"** direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14,** und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benult, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Die Lehren der Reichstagsersatzwahl in Rinteln-Hofgeismar.

Aus dem Wahlkreise wird uns geschrieben:

Trotzdem die „Reformer" wenige Tage vor der Wahl in Rinteln-Hofgeismar-Wolfhagen in ihren Flugblättern die Frage aufwarfen: „Soll die höfische Cliquenpartei der Deutschsozialen, verkörpert durch den reaktionären Junker Liebermann von Sonnenberg, den Freund Oldenburg von Januschaus, einem hessischen Wahlkreise im Reichstage Zuwachs verdanken?" bringt es der Reformerkandidat Helmerich fertig, durch direkte Aufforderung an seine Wähler, in der Stichwahl den Deutschsozialen Herzog zu wählen, der „höfischen Cliquenpartei" „Zuwachs" im Reichstage zu verschaffen. Nun handelt es sich in der Stichwahl allerdings um eine Entscheidung zwischen einem Deutschsozialen und einem Sozialdemokraten, und man könnte wähnen, daß der Haß zwischen den antisemitischen „Brüdern" derartig gestiegen sei, daß, wenn irgend ein bürgerlicher Kandidat mit Herrn Herzog zur Stichwahl stände, die Reformpartei eine Parole für den ersteren gegen den deutschsozialen „Bruder" ausgeben würde. Der Schreiber dieses Artikels hat den verflossenen Wahlkampf von Anbeginn mitgemacht und ist — auch aufgrund seiner sonstigen Kenntnis der antisemitischen „Psyche" — der Meinung, daß unter den jetzigen Verhältnissen die Parole „für Herzog" seitens der Reformer unter allen Umständen erfolgen würde. Die furchtbare Niederlage der „Reformer" zwingt diese, wieder Anschluß an die Deutschsozialen oder wenigstens Frieden mit ihnen zu suchen. Dieser Notwendigkeit entspringt die jetzige Stichwahlparole. Denn anfangs dachte man selbst in einer Stichwahl zwischen Deutschsozialen und Sozialdemokraten bei den Reformern an eine andere Möglichkeit. Die „Deutschsozialen Blätter" teilten mit, daß in zwei deutschsozialen Versammlungen der Diskussionsredner der Reformer sich für Stimmenenthaltung im Falle einer Stichwahl zwischen Herzog (deutschsozial) und Vetterlein (Sozialdemokrat) erklärt habe. Nach ihrem Débacle müssen die Reformer Frieden um jeden Preis suchen. Die Episode des Bruderkrieges dürfte vorüber sein, wenn auch die Reformer ihren Rückzug noch eine Weile durch Stinkbomben zu decken versuchen werden. Man wird sich wieder vertragen (d. h. sich nicht mehr gegenseitig ins Gehege kommen), weil man sich vertragen muß. Das gilt wenigstens von den Reformern, die bisher die streitlustigsten waren. Mit Ausnahme vielleicht des Kreises Marburg dürfte es bei den nächsten Wahlen nirgend zu antisemitischen Doppelkandidaturen kommen. Die Reformpartei ist nicht imstande auch nur noch in einem anderen Kreise eine Kandidatur gegen die Deutschsozialen zu unternehmen, und wenn es ihr jetzt möglich war, so verdankte sie das ausschließlich den reichlichen Geldern ihres Kandidaten, der aber zum zweiten Male auf das kostspielige Vergnügen, durchzufallen, verzichten dürfte und zu gleicher Zeit auf alle ähnlichen Ambitionisten reformerischer Couleur abschreckend wirken wird.

Stolz hatte das Reformerblatt zu Beginn des Wahlkampfes gerufen: „Wir wollen nicht Marburg oder Rinteln, sondern beides und bei den nächsten Wahlen noch Einiges mehr." Diese Hoffnungen müssen die großspurigen Herren jetzt endgültig begraben. Natürlich werden die Deutschsozialen an den Besiegten auch noch eine Weile ihr Mütchen kühlen. Das besorgt schon ausreichend in seinen letzten Nummern das Organ des Herrn Liebermann von Sonnenberg*). Aber schließlich wird auch er nichts gegen

*) Die „Deutschsozialen Blätter" (25. Juli) verhöhnen die „lieben Brüder von der anderen Fakultät, die Rrrreformer", „diese politischen Schwerenöter" und widmen ihnen folgende Liebenswürdigkeiten: „Der Krieg gegen solche „Brüder" war gewiß keine Freude. Aber nun ist es doch gut, daß er gekommen. Die Welt weiß jetzt, weshalb es mit der Reformerei und wie tief es bergab ging. Sie werden natürlich auch jetzt die Backen noch voll nehmen. Sie können mal nicht anders. Unser Sieg ist in ihrer Vorstellung sicher nur durch Lüge und Verrat, durch Bestechung und Knebelung des freien Volkswillens entstanden — und eigentlich war es gar kein Sieg, vielmehr haben die Reformer gesiegt. Wie sie sich aber daheim gegenseitig in die Haare geraten werden, einer dem anderen die Schuld an der Niederlage zuschiebend, das anzusehen, müßte ein Götterspaß sein."

Die Reformer sind noch liebenswürdiger. Ihr Organ, die „Hessische Rundschau" (31. Juli) wirft Herrn v. Liebermann und dem Generalsekretär Henningsen vor, sich in versteckter Ehrabschneiderei gegen Helmerich hervorgethan zu haben. Was alles an Lügen und Verleumdungen von deutschsozialen Tintenkulis zusammengebraut wurde, das spottet jeder Beschreibung — sagt Helmerich in einem Interview, und er fährt fort: „Es geht die Sage, daß Henningsen, der ehemalige Theologiebeflissene, sich jetzt zur Strafe für seine unchristlichen Wahlmanöver selbst kasteit, indem er zu seiner Entsühnung das 9. Gebot, Du sollst nicht falsch' Zeugnis reden wider Deinen Nächsten, täglich zehnmal abschreibt. Nach unverbürgten Nachrichten soll auch Liebermann v. Sonnenberg dasselbe versucht, es aber bald wieder aufgesteckt haben, da er mehr als 3 Menschenalter brauchen würde, wollte er sich auf diese Weise von begangenen Verfehlungen reinigen."

Und in einem offenen Brief an den deutschsozialen Kandidaten Herzog sagt Helmerich u. a.:

„... Deshalb kann ich Ihnen auch den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß Sie das hinterlistige Gebahren Ihrer Agitatoren,

einen Frieden haben. Denn hätte er den Bund der Landwirte und den amtlichen Apparat nicht auf seiner Seite, dann könnte die reformerische Konkurrenz am Ende doch gefährlich werden.

Ich meine also: Auf keinen Fall dürfen die Gegner der Antisemiten für die nächsten allgemeinen Wahlen mit der antisemitischen Uneinigkeit rechnen.

Denn wenn man auf diese Uneinigkeit hofft und sich noch mehr in Sicherheit wiegt als es jetzt in Rinteln der Fall war, dann dürfte man auf liberaler Seite in allen antisemitischen Kreisen noch schwerer enttäuscht werden als jetzt in Rinteln. Es muß offen gesagt werden, daß nächst den Reformern die liberalen Parteien eine empfindliche Schlappe erlitten haben. Schon die Aufstellung eines Freisinnigen und eines Nationalliberalen war liberaler Selbstmord. Es soll an dieser Stelle nicht untersucht werden, wen die Schuld an der Zersplitterung trifft. Nur die Mitteilung sei verzeichnet, daß von freisinniger Seite den Nationalliberalen Kompensationen angeboten wurden, wenn sie nicht noch einen eigenen Kandidaten brächten. Dann aber war von liberaler Seite seit den letzten Wahlen gar nichts geschehen, während die Deutschsozialen seit 1903 ständig im Wahlkreise Versammlungen abhielten. Dabei ist, wie ich aus genauer eigener Kenntnis sagen kann, die Bevölkerung des Wahlkreises absolut nicht antisemitisch. In den weit über 300 Versammlungen, die die beiden antisemitischen Richtungen zusammengenommen abgehalten haben, ist man sogar meistens um die Judenfrage gänzlich herumgegangen. Lediglich der in dem Kreise vorhandenen ausgezeichneten Organisation des Bundes der Landwirte und dem Wirken des amtlichen Apparates verdanken die Deutschsozialen ihren Erfolg. (Nebenbei bemerkt ist es charakteristisch für unsere Zustände, daß der Regierungskandidat jener antisemitischen Richtung angehört, deren Parteiorgan in seiner neuesten Nummer zu schreiben wagt: „Die Juden, besonders die in Rußland, haben es ehrlich verdient, wenn ihnen eine sizilianische Vesper bereitet wird.")

Bei guter Vorarbeit und eifriger Agitation hätte bei geschlossenem Vorgehen sehr wohl ein liberaler Kandidat in Stichwahl gelangen können. Auch an der Opferfreudigkeit der Antisemiten können die Liberalen lernen. Eine Reihe antisemitischer Mitglieder hatte ihre Ferien so gelegt, daß sie Wahlhülfe leisten konnten. An eingegangenen Geldbeiträgen lediglich für diese Wahl haben die „Deutschsoz. Blätter" bereits über 4000 Mark quittiert. Und die reformerischen Wahlunkosten werden von diesem Blatte auf 18—27000 Mark (10—15 Mark pro Stimme) angegeben. Alles das kann sehr wohl für die Liberalen vorbildlich sein. Aber — und das haben namentlich die Nationalliberalen erfahren müssen — man macht Wahlen nicht mit Geld allein. Eine lange vor der Wahl beginnende systematische Aufklärungsarbeit, gute Organisation, eifrige Wahlagitation möglichst des Kandidaten selbst und vor allem geschlossenes Vorgehen der Liberalen ist in allen antisemitischen Kreisen dringend vonnöten. Und wenn diese Voraussetzungen für die nächsten Wahlen nicht erfüllt sind, ist es auch schade um jedes Geld, was in die Agitation gesteckt wird. Hoffentlich fassen die liberalen Parteien den jetzigen Wahlausgang in diesem Sinne als ernstes Discite moniti auf.

Das Heinedenkmal von Herrn Adolf Bartels.

II.

Der Jude muß verbrannt werden. Heine als Dichter muß aus der Literatur heraus. Ich besinne mich, ob ich, die Absicht von Herrn Bartels genau auszudrücken, nicht richtiger sagen sollte, als „deutscher" Dichter. Aber das würde nicht stimmen, obschon Herr Bartels auch so tut. Heine wird mausetot gemacht. Er muß als Dichter „zu Boden", wie der geschmackvolle Ausdruck dieses geschmackvollen Teutomanen heißt. Er versteht es, die deutsche Rasse zu diskreditieren, der Herr Professor. Er diskreditiert ihren Geist, ihre Bildung, ihre Kultur. Er tut es in einer rüden Sprache, mit plumpen Gedanken, einseitigen Argumenten, Enge der Anschauung, Unkultur und Verständnislosigkeit. Es fehlt ihm das psychologische Verständnis. Er hat die Psychologie des Landsknechtszeitalters. Für ihn ist Heine zu früh gekommen. Seine Kompliziertheit, seine Differenziertheit, das Widerspruchsvolle, Nervöse und Dekadente seines Wesens, das Schillernde seines Geistes, das Raisonnement seiner Poesie, das Bewegliche seines Eklektizismus, das Skeptische seiner Modernität, das Pathetische und das Laszive in ihm, Eigenschaften, die unvermittelt nebeneinanderliegen, das wird von diesen Fäusten zerquetscht und massakriert. Nur sehr vorsichtige feine Finger dürften daran rühren. Nur ein weiter Geist darf hier zerlegen. Und auch einem solchen bliebe noch Ungelöstes genug. Weil auch der Weiteste und psychologisch Tiefblickendste noch nicht genug vom Menschen weiß. Niemals aber haben die à tout prix-Verdammer Menschenkenntnis bewiesen. Und Bartels ist ein solcher. — Der Jude muß verbrannt werden, das ist sein Refrain. Die deutsche Ehre soll gerettet werden, indem jede Kritik des Deutschtums, jeder, auch der noch so sehr durch die momentanen Umstände und Verhältnisse bedingte und notwendig gemachte Kampf und Widerspruch falsch ausgelegt werden. Und sind gar Grenzen überschritten worden — gewiß hat Heine Grenzen überschritten — so wird nicht etwa eine Erklärung dafür gesucht, es wird nur schlankweg verurteilt. Pardon wird nicht gegeben. Mutiger Kampf! Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt. Aber eines sollten wir doch fürchten: uns bis auf die Knochen zu blamieren. Es gibt geistige Blamagen, die zu vernichtenden Rückschlüssen auf die Allgemeinheit zwingen. Wird die Allgemeinheit die geistige Blamage, die sich Herr Professor Adolf Bartels hier geholt, verantworten wollen? Sie wird es nicht wollen! Denn außer dem Stolz auf sein Deutschtum hat der Deutsche doch auch noch einen Stolz auf seine Kultur. Zur Kultur gehört aber ein Freisein, das unfähig wäre, sich auf die Unduldsamkeit zu bornieren. Dazu gehört, daß Deutschsein nicht ein dogmatischer Begriff, nicht der ausschließliche und unbedingte Begriff des Positivismus werde, nur um durch eine solche Begriffskonstruktion eine andere Rasse, die längst Bürgerrecht in Deutschland erhalten, ihr Bürgertum vollwertig betätigt und an der geistigen Arbeit der Nation und der nationalen Arbeit im engeren Sinne vollwertigen und positiven Anteil nimmt, um sie einfach zu vernichten, ihr Recht und Wert abzustreiten, und ihr, wie der Schluß des Buches zeigt, die Menschenwürde zu nehmen. Selbst wenn der Jude Heine als Mensch und Dichter die unbedingte Kanaille, das unbedingte mauvais sujet wäre, in dieser Verallgemeinerung seiner Art auf die ganze Artung des Judentums liegt schon an sich eine solche rohe und finstere Unduldsamkeit und Kulturlosigkeit, daß sich Herr Bartels des Rechtes begeben

---

das Aufwühlen gemeinsten und immer nur persönlichen Schmutzes, die gewissenlosen Fälschungen dieser dunklen Ehrenmänner nicht mal kräftig abschüttelten. Hier lag geradezu eine Pflicht für Sie vor, mit allem Nachdruck diesen Lästermäulern den Mund recht gründlich zu stopfen. Stattdessen lassen Sie es aber zu, daß verdiente Parlamentarier, wie unsere Abgeordneten Werner und Bruhn, von Leuten, die diesen wirklichen und verdienten Volksmännern nicht die Riemen lösen können, in verleumderischer Weise besudelt werden. Nun, hierüber wird eine Klage gegen den Rottenführer Henningsen demnächst Aufklärung schaffen und dieses Verfahren ist bereits eingeleitet."

hat, über Menschen zu urteilen, literarische Urteile zu fällen und sich zum Verteidiger und Reiniger des Deutschtums aufzuwerfen. Er hat an der Bildung unserer Zeit nicht teil, so hat er auch kein Recht, ihr Wächter und Herold zu sein. Er zählt nicht nur nicht, er ist schädlich. Freilich gefährlich scheint er mir nicht. Um gefährlich zu sein, muß doch ein Mensch eine gewisse Bedeutung haben. Die fehlt Herrn Bartels. Herr Bartels ist ganz unbedeutend. Er wirft sich zum Führer auf. Zum Führer der Blinden und Dummen. Und als solcher übt er einen tyrannischen, rückständigen, rohen Autokratismus. Er schafft ein geistiges Rußland. Da kann er wirken. Unter wahrhaft Gebildeten wird seine Aufreizung nicht wirken, wird ihm niemand folgen, den Pogrom zu inszenieren, den er inszenieren möchte im Namen des Deutschtums.

Am Pfingsttag 1906 kam ihm der Geist zur Einleitung seines Buches. Er kanzelt die Aufrufer zu einem Heinedenkmal ab. Juden und Judenmache. Anna Ritter wird dabei als Dichterin hervorgehoben. Das ist der literarische Maßstab dieses Literaturpapstes. Alle größeren Werke über Heine sind „judenfreundlich" „so die von Adolf Strodtmann, Robert Prölß und Hermann Hüffer" — und „ohne eine Ahnung des im Fall Heine vorliegenden Problems". Des Problems des Antisemitismus. Warum ist auch der Antisemitismus noch nicht zu einem literarischen Dogma erhoben worden? Der biedere Schwabe Gustav Pfizer muß als Zeuge und Eideshetzer für die Anklage des Herrn Bartels herhalten. Man würde den Stand der Staatsanwälte beleidigen, wenn man sagen würde, Herr Bartels eigene sich zum Staatsanwalte. „Schon 1838 hat Gustav Pfizer in seinem großen Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz" für jeden Einsichtigen das Rätsel Heinrich Heines gelöst und den Dichter und Schriftsteller im Grunde vernichtet." Nun, das hat er eben nicht, das blieb Herrn Bartels vorbehalten. Pfizer und Bartels, würde diese Linie die Entwickelungslinie der deutschen literarischen Kritik markieren, so wäre diese Linie eine beschämend absteigende. Freilich sagt Herr Bartels, da es Pfizer trotz seiner Angriffe doch nicht eingefallen ist, Heine ganz und gar zu vernichten, zum Schluß seines Buches, daß Pfizer Heine zeitlich noch zu nahe gestanden habe. Aber nun sei die zeitliche Entfernung gekommen, nun könne er sein Amt verrichten, der Herr Bartels. Statt daß durch die größere zeitliche Entfernung ein nur gerechteres, objektiveres Urteil Platz greifen könnte, statt daß alles Kleinliche, vom Tageskampf und Haß Diktierte, alles Gezänk und alles Persönliche und Allzupersönliche auf ihren richtigen Wert hin geprüft, verstanden und in ruhiger Weise erörtert und beurteilt werden könnten, wird es hier besonders und ausschließlich hervorgeholt, in eine krasse Beleuchtung gerückt und im Hohlspiegel einer subjektiven Auffassung, in der Subjektivität des Antisemitismus verzerrt. Wozu arbeitet jeder, dem die geistige Hebung des Volkes und die Förderung der Kultur am Herzen liegt, an einem vernünftigen und gesunden Ausgleich der Gegensätze, wenn so einer kommen kann und alle Pflanzung wieder kurz und klein treten, wie ein unvernünftiges Geschöpf, das die Bedeutung und den Wert der Pflanzung nicht zu schätzen weiß? Die Kultur erhält einen Schlag ins Gesicht, die Entwickelung wird zurückgeworfen, das geistige Niveau wird herabgedrückt, die Eintracht wird gestört. Verwüstung, Unvernunft, Geist- und Kulturlosigkeit sind die Folgen.

„Karl Goedeke gab in der 1. Abteilung des 3. Bandes seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" jene monumentale (!) Charakteristik des Menschen und Dichters Heine". Und das Gewicht des Goedekeschen Namens — Herr Bartels kann Goedeke doch nicht das Wasser reichen — hat trotz der Monumentalität seiner Charakteristik Heine nicht vernichten können. Da muß doch etwas nicht stimmen. Freilich, Herr Bartels weiß gleich eine Erklärung: Judenmache. Die Juden können stolz sein, wenn sie so viel fertig bringen können. Es ist aber nicht zu glauben, daß sie so viel fertig bringen, und die Erklärung des Herrn Bartels ist eine sehr platte, eine Erklärung für die Dummen. Treffliche Spekulation! Herrgott, wenn Herr Bartels gar einen Tropfen jüdischen Blutes hätte! Denn nach ihm können doch nur Juden so gut spekulieren. Vollblutdeutsche spekulieren gar nicht. Kennen so was gar nicht. Uebrigens bei der Erwähnung des Gödekeschen Werkes vergißt Herr Bartels nicht als weimarischer Professor vor dem weimarer Hofe seine Reverenz zu machen. „Nebenbei" und in Klammern bemerkt er, daß diese Arbeit „dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gewidmet ist!" Herrgott, müßte es diese Arbeit von Herrn Professor Bartels nicht auch sein, nebenbei bemerkt? Ein entschiedener Lapsus vom Herrn Professor. Treitschkes Angriffe sind nach Herrn Bartels „grandios"! Herr Bartels kennt sich in den Adjektiven aus wie ein Fisch im Sande. Nach Goedeke Treitschke, Sandvoß — man merke sich die Linie — Bartels. „Nur wenn wir die ästhetisch-literarische Position Heines endgültig erschüttern — und sie ist jetzt eine durchaus künstliche (!) — ist Aussicht, das ihn daß deutsche Volk endlich gründlich überwindet". Dann entnimmt er Karpeles sein Tatsachenmaterial. Man muß es zu lesen verstehen, meint er. Das ists gerade, — daß so viele, auch Nichtjuden — dieses Tatsachenmaterial auch gelesen haben und doch nicht zu der unbedingten Verdammung Heines gekommen sind. Hier wird der Rückschluß auf den Auffassenden notwendig. (Uebrigens ist es bezeichnend, daß Ernst Elster, der die beste Ausgabe von Heines Werken besorgt hat, nur sehr wenig herangezogen und angegriffen wird. Ist er Jude? Allerdings ist er Heine freundlich, d. h. objektiv und verständig. Karpeles hat viel Material herbeigeschafft, Elsters Reinigung seiner Werke und seine Auffassung haben doch auch ihre Geltung. Man müßte sogar in einer neueren Heinebiographie hervorragend mit ihnen rechnen. Freilich, wenn er das Unglück haben sollte, Jude zu sein, dann ist er von vornherein für die große Sache des Herrn Bartels verloren.)

Damit Bartels auch seine sittliche Stütze habe — für ihn ist es ja sittlich an sich, den Juden zu vernichten — geht er von dem richtigen Satze aus, daß nur ein großer Mensch auch ein großer Dichter sein kann. Das ist die höhere ethische Prämisse seiner Beweisführung, mit der er Sand in die Augen streut. Denn in Wirklichkeit kommt es ihm darauf gar nicht so sehr an. Die eigentliche Prämisse ist, ein Jude als Dichter an einem hervorragenden Platze, das lassen wir Deutschtümler uns nicht bieten. Der Satz vom großen Menschen und großen Dichter ist eine Wahrheit, aber eine gefährliche. Denn jede Wahrheit ist gefährlich, wenn sie in die unrechten Hände gerät. Jede Wahrheit ist an sich weit, sie hat die Weite der Bedingtheit. Sie ist nicht unbedingt und positiv in ihrer Anwendung. Darum, gerät sie in die falschen Hände, so wird sie zur Heuchelei, zur Enge, zum Hochmut, zur Unwahrheit. Auch der Mensch ist nichts Unbedingtes, abgesehen davon, daß in der Forderung nicht enthalten ist, daß er gleich ein Herrgott und Heiliger sein soll. Aus der Abhängigkeit des Menschen von den Schwächen und Gebrechen seiner Natur, seiner Vererbung und seiner Rasse, und ganz besonders von den Umständen seines Lebenslaufes, löst sich das tiefer Menschliche mit einer gewissen Absolutheit heraus, wenn die Persönlichkeit fern von uns gerückt ist, wenn wir eine gewisse Entfernung zu ihr gewonnen haben, und wenn das Beste seines inneren Wesens von den Schlacken des Momentanen im Besten seines Werkes gereinigt erscheint. Die Zeit nimmt hier immer eine gewisse Abstraktion vor. Aller Klatsch und alle Kleinlichkeit, die übertreibende Liebe der Freundschaft und die überhitzte Kampfesweise des Hasses verlieren ihre Geltung und ihr Recht. Wer dafür keinen Sinn hat, dem

ist es nicht beizubringen. Wer nur einen Sinn für die Schwächen und Fehler eines Menschen hat, dem ist der Sinn für sein Gutes nicht einzuimpfen. Was da fünfzig und hundert Jahre nicht gewirkt haben, das wirkt die beste Lektion nicht. Das wirkt nicht einmal die Scham. Von allem, was einem nicht zu lehren ist, ist es am wenigsten die Scham. Das Vorurteil kleidet sich in die pathetische Phrase der höheren Sittlichkeit, der nationalen Aufgabe. Jegliche Psychologie wird vernichtet. Nichts gelernt und nichts vergessen. Und ja keine Kultur: Unfreies, plumpes Pharisäertum, unendlich komisch und unendlich traurig zugleich. Es brandmarkt sich selbst, stellt sich selbst an den Pranger. Wir kennen auch des Olympiers Fehler und Schwächen, wir scheuen auch bei ihm nicht die Auswahl, aber wir nehmen ihm damit gar nichts von seiner Bedeutung und Bedeutenheit, im Gegenteil, wir werden durch das Menschliche nur zu einem tieferen Verständnis zu ihm selbst geführt, er bleibt uns Goethe, in der vollen und höchsten Bedeutung, die wir mit diesem Namen verbinden. Man kann überzeugt sein, wäre er kein Arier, Herr Bartels hätte ihn schon längst unter seine Säge gebracht. Es ist der Beruf des Banausen, zu vernichten, das Errichtete zu schänden, das Helle zu trüben und die Trübe als das allein giltige Kriterium zu argumentieren. Das heißt man dann Positivismus. Man rüpelt und räkelt sich in der deutschen Sprache herum und macht sie zu einem Dreschflegel. Dazu ist keine Spur von Geist nötig. Man müßte dem Buche ein Buch entgegensetzen und es würde doch nichts helfen. Es ist nicht so sehr das Was, es ist das Wie, was den Kampf dagegen so unmöglich macht. Dieses Wie ist Haß und Borniertheit, Enge und Voreingenommenheit, Einseitigkeit und germanische — falsch-germanische — Selbstüberhebung. Diese Art bleibt immer bei ihrer Meinung. Diese Borniertheit hat immer das letzte Wort. Das ist ihre Stärke, gegen die Götter selbst vergeblich kämpfen. Der Jude muß verbrannt werden. Herr Bartels, der das Gemüt so sehr betont und auf der Suche darnach ist, ist höchst gemütvoll. Höchst gemütvoll und feinfühlig ist seine Sprache. Er ist wirklich der geeignete Mann, den Juden und Dichter Heine zu vernichten. Er schlägt mit Knüppeln tot. Aber er hat sich in der Zeit geirrt. Was will er heute noch unter uns? Wir leben am Anfang des 20. Jahrhunderts. Das stellt Forderungen an uns. Die Forderung einer Würde vor allen Dingen, die seiner Kulturhöhe entsprechend ist. Die Forderung, einen jeden von oben herab zu verachten, der unter dieser Würde steht. Heute dürfte Goethe nicht mehr sagen: „Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." Er dürfte es nicht mehr sagen, denn es ist ein weiteres Jahrhundert nach ihm verflossen, und sein Geist und seine Kultur sind beherrschend geworden. Es darf aber auch keiner mehr kommen, uns vor der gesamten Kulturwelt zu diskreditieren und uns oder ihr zu Barbaren zu stempeln. Wir dürfen es nicht mehr sein, und darum dürfen wir es nicht dulden!

Antisemitische Randglossen im Hoforgan.

Mit deutscher Seife und deutscher Gründlichkeit ist in No. 30 der „Mitteilungen" die heikle Sache, das Projekt des Heinedenkmals von dem Schmutz zu reinigen, mit dem es der Judenfresser Adolf Bartels beworfen hatte, unternommen worden. In Thüringen haben wir uns über die Abfuhr des teutomanischen Literaten ehrlich gefreut. Umso erstaunter waren wir über das Unterfangen des in diesen Spalten schon sattsam charakterisierten Weimarischen Regierungsorgans, der „Weimarischen Zeitung", die es in dieser unrühmlichen Angelegenheit nicht unterlassen kann Herrn Bartels die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Da die Veröffentlichung an hervorragender Stelle geschieht und leicht den Eindruck erwecken könnte, die Stimmung der maßgebenden Weimarischen Kreise widerzuspiegeln, erachten wir es als unsere Pflicht, diese aufdringliche Meinungsfälschung des antisemitischen Regierungsorgans als solche zu charakterisieren. Der offiziösen Weimaranerin geht offenbar der Antisemitismus Bartels' nicht weit genug und so versucht sie das zoologische Garten-Milieu in krasser naturalistischer Wildheit zu überflügeln. Gleich eingangs versucht der ungenannte Redaktionsantisemit den Veranstaltern der Heine-Gedächtnisfeiern unlautere Motive unterzuschieben. Das Blatt erinnert an seinen ersten Schmähartikel gegen Heine, der Anfang Februar an leitender Stelle erschien und nicht nur in Thüringen peinliches Aufsehen erregte, dann fährt das Blatt also fort:

> „Der kleine Aufsatz hat damals in der jüdischen Presse mehr Beachtung gefunden, als wir hatten voraussehen können, und wir erlebten das sonderliche Schauspiel, daß jene Presse sich voll Zorn und Wut darauf stürzte (!) und im Zusammenhange damit sogar „die Stadt Goethes und Schillers" schmähte, natürlich weil die betreffenden Machenschaften (!) hier naturgemäß keinen Boden finden wollten."

Soweit wir seinerzeit die Angelegenheit verfolgt haben, war in allen Kommentaren, die in der Presse über den betr. Hetzartikel Nr. 1 erschienen, übereinstimmend die Ansicht ausgesprochen, daß die Stadt Schillers und Goethes über solchen widerlichen Antisemitismus erhaben sei, und es gänzlich verkehrt wäre, wollte man einen, wenn auch nur kleinen Kreis Weimaraner mit solchen verhetzenden Elaboraten identifizieren.

Der Schmähartikel Nr. 2 enthält dann weiter Bartelsche Anti-Heinephrasen, vermischt mit platten, billigen antisemitischen Witzeleien über jüdische Dichter und Schriftsteller. So wird von Ludwig Fulda und Oskar Blumenthal als den „Lieblingsjuden" gesprochen etc. Zu diesem erneuten Hetzartikel leistet sich die „Weimarische Zeitung" nun einige Randglossen. Daß dieselben in der Hauptsache aus Reklamen für den Nationalhelden der „Weimar. Ztg.", Herrn Adolf Bartels bestehen, mit dessen Werken das Blatt sich nicht nur einverstanden erklärt, dessen Schmähschriften sie sogar als „außerordentlich treffend und schlagend" bezeichnet, ist eine Sache für sich; daß aber das amtliche Organ in versteckter Form mit „lustigen Beispielen" aus Weimars Mauern droht, übersteigt denn doch das Maß, das man von einem Organ, das der Großherzog Wilhelm Ernst und das weimarische Ministerium zu offiziösen Verkündigungen benutzen und von sämtlichen Behörden des Großherzogtums gehalten werden muß, dulden kann. Der Geist, der unter den Redakteuren dieses Blattes herrscht, wird ja schon lange in leitenden antisemitischen Kreisen anerkannt. Vor nicht allzulanger Zeit holte sich z. B. die „Staatsbürgerztg." aus dem Redaktionsstab des weimarischen Regierungsorgans ihren Bedarf an Redakteuren. Auch die Freundschaft Adolf Bartels' mit der Leitung des Blattes ist bekannt und das Eintreten der „Weimarischen Zeitung" für die sogen. Bartelsche Nationalbühne in Weimar ist noch zu frisch in der Erinnerung. So dürfte es das offiziöse Organ interessieren, daß man nach seinen letzten antisemitischen Frivolitäten bei der Regierung vorstellig geworden ist. Die Proteste gegen die Tendenz dieses staatlich durch große Aufträge unterstützten Blattes scheinen unerwartet schnell gewirkt zu haben.

In gut unterrichteten Buchdrucker-Fachblättern finden wir folgende Notiz:

„Ein schwerer Schlag (!) soll gegen die Intelligenz des Weimarischen Landes geführt werden, — das Regierungs- und Hoforgan soll voraussichtlich eines recht unrühmlichen Todes sterben. Wenn das Verschwinden dieses Hoforgans mit dem Hinweis bedauert wird, daß es von Goethe während seiner Ministertätigkeit als Sprachrohr benutzt wurde, so dürfte dem entgegen zu halten sein, daß es damals im Weimarischen Ländchen auch ganz anders aussah und daß das Amtsorgan der Weimarischen Staatsregierung auch noch nicht nötig hatte, die von ihm gemachten Fehler zu beschönigen oder zu verteidigen, weil eben keine in solcher Ergiebigkeit gemacht wurden wie heute."

Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch, daß sich der Landtag des Großherzogtums demnächst mit der Angelegenheit befassen wird. Der Leiter bezw. die Redakteure des Blattes werden nämlich, wie sich jetzt herausgestellt hat, direkt von der Regierung angestellt. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die antisemitischen Regungen von dies.r Stelle eine wesentlich andere Bedeutung, und es kann nur als sehr erwünscht bezeichnet werden, wenn mit diesen Usancen schleunigst aufgeräumt wird. Die Randglossen und versteckten Drohungen der Parteiklique im Hoforgan Weimars haben jedenfalls auch auf die Regierung als Prinzipalin einen unschönen Schatten geworfen. Der Weimarische Landtag hat jetzt in dieser Sache das Wort.

Die Stimme von der Wartburg.

Wer ist international?

Zu den antisemitischen Dogmen gehört auch die Behauptung von der Internationalität des Judentums, und es ist traurig, daß es noch immer Leute gibt, die diesen Unsinn nachsprechen und in deren Phantasie die Juden als mystische Wesen mit teuflischen Attributen erscheinen. International ist, logisch gedacht, eine Person, deren Interessen in der Gegenwart und deren Hoffnungen in der Zukunft außerhalb des nationalen Kreises liegen. Von welchen Juden in Deutschland darf man dies behaupten? Die Juden wurzeln mit ihren Interessen und ihren Hoffnungen ebenso in Deutschland wie die anderen Bürger. Selbst die Zionisten in Deutschland betonen bei jeder Gelegenheit ihr warmes Interesse für alle öffentlichen Vorgänge des Vaterlandes. Die Juden sind wie alle Menschen in erster Reihe Menschen, mit Neigungen, Idealen, Interessen, und erst dann Juden. Daß psychologische Eigentümlichkeiten, die auf geschichtlichen und sozialen Verhältnissen basieren, vorhanden sind, ist wohl wahr. Aber im Staatsleben, wo nur konkrete Faktoren mitsprechen, spielt das gar keine Rolle. Diese seelischen Eigentümlichkeiten mögen wohl ein Gegenstand für psychologische Studien sein, politische Konsequenzen kann und darf man daraus nicht ziehen. Und gewiß wird diese psychologische Differenzierung durch Liebe vermindert, durch Haß aber gesteigert. Je weniger man in den Juden den Juden sucht, desto mehr fühlen sie sich als Menschen und Glieder der Völker, unter denen sie leben. Je mehr aber man in ihnen lediglich und ausschließlich den Juden sieht, destomehr drängt man sie auch innerlich aus der großen Gemeinschaft und zwingt sie dazu, sich zurückzuziehen und eine Art unsichtbaren Ghettos zu bilden.

Man hat immer wieder zur Sanktionierung dieses antisemitischen Dogmas die Alliance Israélite Universelle als Schreckensgespenst heraufbeschworen. International aber ist an dieser Institution nur der Name. Die Statuten und Berichte, die Satzungen, Protokolle und Abrechnungen dieses Vereins liegen der Oeffentlichkeit vor, und wer wirklich glaubt, daß daneben noch geheime Sitzungen stattfinden, mit dem läßt sich nicht streiten. Die Alliance ist ein Verein mit ausschließlich humanitären Bestrebungen. Sie fördert die Armen, sozial und sittlich, erzieht ihre Kinder zur Arbeit und zur Kultur, und damit nützt sie der Judenheit und der Kulturwelt zugleich, ohne irgend jemand zu schaden. Damit fördert sie auch die kommerziellen Beziehungen der Länder zu einander, und das kommt einem Exportland ersten Ranges wie Deutschland gewiß zu statten. Wo sie im Orient ihren Einfluß geltend macht, den Juden, die unter Ausnahmegesetzen schmachten, ihre Lage zu erleichtern, da geschieht es im Lichte der Oeffentlichkeit. Dieses Wirken ist ebensowenig international wie das Eintreten der Deutschen für die Armenier in der Türkei.

Das alles sind bekannte Dinge, die freilich angesichts der immer wiederkehrenden antisemitischen Verdächtigungen stets wiederholt werden müssen. Die deutschen Juden sind nicht um ein Haar internationaler als die deutschen Christen und ihre humanitäre Tätigkeit für die Juden des Ostens hindert sie nicht daran, alles, was in Deutschland schön und gut ist, warmen Herzens zu fördern. Wenn freilich unsere Antisemiten jedes Vergehen, das irgend ein Jude in der Welt begeht, getreulich registrieren, um es als typisch-jüdisches Verbrechen zu bezeichnen, so wird man die Juden für diese komische Mache nicht verantwortlich machen können.

Dagegen trägt der Antisemitismus in seiner theoretischen Begründung und in seinem praktischen Wirken, also als Idee und als Bewegung, alle Zeichen der Internationalität an sich. Und all sein Prunken mit nationalem Heldenmut und mit germanischem Berserkertum, all sein Prahlen mit kernigem Patriotismus und urwüchsigem Deutschtum dient nur dazu, um die dahinter steckende Internationalität zu verbergen. Und während die angebliche internationale Vereinigung der Juden darauf gerichtet ist, Leid zu mildern, Kultur zu verbreiten und die Idee der Menschlichkeit zu fördern, zielt die antisemitische Internationale überall dahin, jeden Fortschritt zu bekämpfen und die Humanität durch Bestialität zu ersetzen. Ob dieser Antisemitismus unter der Führung eines Stöcker, eines Drumont oder eines Pobjedonoszew steht, ob er sich religiös oder atheistisch gebärdet, ob er stürmische oder sanfte Töne anschlägt, — es ist nur ein Unterschied des Grades und der Form, das Wesen bleibt dasselbe.

Der Antisemitismus soll nach der Behauptung seiner hervorragendsten Theoretiker auf der Erkenntnis der Schädlichkeit der Juden für die Völker beruhen. Er bedeutet in seinem Ziele den Kampf der arischen Völker gegen die Judenheit. Dieser Kampf kann doch nur so gedacht werden, daß alle arischen Völker sich vereinigen, um die Juden zu verdrängen, ihre Existenz zu verkümmern und ihren Einfluß zu vermindern. Das ist eine internationale Idee mit einem internationalen Ziele in optima forma. Faßt man die Judenfrage als Rassenfrage auf, dann ist es ja klar, daß die Begriffe Volk und Rasse sich heute nirgends decken. Einerseits ist der Begriff Volk enger, weil er doch nur den Teil einer Rasse verkörpert, andererseits aber ist er weiter, weil er auch Teile anderer Rassen enthält. Also kämpft die eine Rasse, wo sie auch sein möge, losgelöst von der engeren nationalen Bedeutung, gegen die andere Rasse. Nicht die deutschen Antisemiten kämpfen im Grunde gegen die deutschen Juden, sondern ein Teil der Antisemiten, der zufällig in Deutschland lebt, kämpft gegen einen Teil der Judenheit, der in Deutschland lebt. Eine solche Aufgabe wird man nur als internationale betrachten dürfen. Tatsächlich ist der verehrte Vater der Rassentheorie der französische Graf Gobineau und der populärste Vertreter in der Gegenwart ist der aus England stammende Chamberlain. Es ist schon mehr als merkwürdig, daß unsere Uebergermanen sich Nationalheilige aussuchen, deren Namen die alten Germanen kaum hätten aussprechen können.

Faßt man die Judenfrage als religiöse Frage auf, so kann es logischerweise nur den Sinn haben, daß man Judentum und Christentum als unversöhnliche Feinde betrachtet und daher vom Standpunkte des Christentums das gefährliche Judentum bekämpft. Da aber das Christentum nicht das Gut einer einzelnen Nation ist und bei uns in Deutschland auch in der äußeren Form einer Nationalkirche nicht existiert, so kann dieser Kampf wiederum nur als ein internationaler aufgefaßt werden. Das höchste Ziel wäre die Vereinigung aller christlichen Völker im Namen des Christentums gegen das Judentum. Diese Aufgabe wäre ebensowenig national wie etwa die Kreuzzüge im Mittelalter es waren. Von welcher Seite also man die Sache auch anfassen mag, sie ist und bleibt, wenn sie überhaupt konsequent erscheint, international.

Und wie in der Idee, so zeigt sich auch in der praktischen Bewegung überall der internationale Zug. Die christlichsoziale Partei in Deutschland und Oesterreich hat so viel Aehnlichkeit mit der klerikalpolnischen Partei in Galizien und mit der nationalistischen Partei in Frankreich, daß man ihre innere Verwandtschaft sofort merkt. Ja, sogar die Kontinuität zum Antisemitismus in Rußland ist nicht schwer nachzuweisen, und manchmal erscheint die „Staatsbürgerztg." Einem nur als deutsche Ausgabe der sattsam bekannten „Nowoja Wremja." Die Mittel und die Formen des antisemitischen Kampfes sind, von lokalen Variationen abgesehen, in allen Ländern so ziemlich dieselben. Der Antisemitismus schillert wohl in allen Farben, der Grundton aber läßt sich nirgends verleugnen.

Die Sympathien und Antipathien kennzeichnen das Einzelindividuum und die Gemeinschaft am meisten. Und nach der Richtung hin kann man bei den Antisemiten jeden Tag seine Beobachtungen machen. Unsere deutschen Antisemiten sympathisieren mit allen reaktionären Mächten im Auslande und verfolgen dagegen jede freiheitliche Regung in der ganzen Welt mit ihrem Hasse. Ihr gelobtes Land ist Rußland und ihre verhaßteste Nation ist England, trotzdem wir sicherlich, von der Abstammung ganz abgesehen, doch viel mehr kommerzielle und kulturelle Beziehungen zu England als zu Rußland haben. Im Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens steht eben der Antisemitismus, der zum Ausgangspunkt aller Neigungen und Betrachtungen wird.

Es ist bezeichnend, daß die deutschen Antisemiten den Intriganten und Schwindlern in Frankreich, die die ganze Dreyfus-Komödie zu chauvinistischen Zwecken inszeniert haben, stets zujubelten, trotzdem sie wohl wußten, daß jene die grimmigsten Deutschenfeinde sind und daß ihre höchste Sehnsucht der Vergeltungskrieg gegen Deutschland ist. Wegen ihres Antisemitismus verzeihen sie ihnen alle Sünden. Ebenso sympathisieren unsere deutschen Antisemiten heute mit den blutdürstigen Hooligans in Rußland, trotzdem sie wohl wissen, daß die Bestien in Menschengestalt auf einen Wink von oben und gegen Schnaps und Bezahlung sich mit derselben kannibalischen Lust auf die „ungläubigen Protestanten" und „fremden deutschen Teufel" stürzen würden. Daß sie aber Juden gemordet und geplündert haben, ist ein so großes Verdienst, daß alle andern Betrachtungen verstummen müssen. Unsere Antisemiten würden zu jeder Zeit auch mit Chinesen und Negern fraternisieren, wenn diese sich durch einen „zielbewußten Antisemitismus" legitimieren könnten. Es ist dieselbe Erscheinung überall: die Judenfeinde sind zugleich bewußt aber unbewußt die schlimmsten Feinde der Kultur, die größten Gegner der modernen Zivilisation. Das ist das unsichtbare internationale Band, das diese edlen Seelen überall verbindet. F. S.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der sächsischen Mittelstands-Vereinigung in ihren Nöten kommt jetzt das konservative Parteiorgan „Das Vaterland" in einem langen Artikel „Sachsens politische Parteien und die wirtschaftlichen Interessen-Vereinigungen" zu Hilfe. Man erfährt aus diesem Artikel, daß die außerordentlich tugendhafte konservative Partei es ganz selbstlos begrüßt, daß der Mittelstand sich eine Organisation schafft, die befähigt ist, seine wirtschaftlichen Interessen im Staatsleben zur Geltung zu bringen. Die Befürchtung, die Mittelstands-Vereinigung könne durch die Macht der Verhältnisse gezwungen werden, den neutralen wirtschaftlichen Boden zu verlassen und aktiv in den politischen Kampf als Mittelstands partei eingreifen, teilt das konservative Parteiorgan nicht — Natürlich nicht, denn die Mittelstands-Vereinigung ist ja nur als große Schafheerde gedacht, die von ihren Leitern für die konservative Partei an die Wahlurne geführt wird. Es lohnt sich nicht, die Biedermeyer-Salbaderei des konservativen Organs weiter zu verfolgen, auch auf die nichtsnutzige Behauptung, daß die Waarenhaus-Vereinigungen und großkapitalistischen Verbände vom Liberalismus gefördert werden, wollen wir heute nicht eingehen, sondern nur folgende Stelle aus dem Artikel hervorheben:

„Das schnelle Wachsthum der Mittelstands-Vereinigung (auf dem Papier!) hat die kleine Freisinnige Volkspartei beinahe um den Verstand gebracht. Die Führer dieser politischen Interessengruppe (!), an ihrer Spitze der große Wortmacher Günther, legen eine Angst an den Tag, die sie dazu verführt, alle freisinnigen Grundsätze zu verleugnen und die Hilfe des Staates gegen die Mittelstands-Bewegung anzurufen. (!) Günther und Genossen, die das Wort „Freiheit" bei jeder Gelegenheit mißbräuchlich im Munde führen, fordern die Regierung auf, den Innungen den Anschluß an die Mittelstands-Vereinigung zu verbieten."

Hierzu bemerkt die „Zittauer Morgenztg.":

Kann man die Entstellung der Wahrheit weiter treiben, als in diesem Zitat aus dem „Vaterlands"-Artikel geschieht? Schwerlich! Demgegenüber sei doch nochmals festgestellt, daß die Organisatoren der Mittelstands-Vereinigung konservative und antisemitische Parteimänner sind, die sich unter dem unwahren Vorgeben, eine unpolitische Vereinigung der Mittelstandsgruppen zu organisieren, an die Regierung mit dem Ersuchen gewandt haben, den Innungen, also gesetzlichen Handwerker-Organisationen, zu gestatten, sich korporativ der Mittelstands-Vereinigung anschließen zu dürfen. Der Anschluß aber an eine politische Vereinigung ist gesetzwidrig. Weiter haben dann dieselben konservativ-antisemitischen Agitatoren durch ihren konservativen Generalsekretär die Innungen durch nichtöffentliche Rundschreiben aufgefordert, der Vereinigung sich anzuschließen und es ist auch gleich ein Schema für eine Erklärung mitgeschickt worden, welche die Innungen der Regierung gegenüber dahin abgehen sollen, daß die Mittelstands-Vereinigung keinen politischen Charakter trage. Wir haben nachgewiesen, daß diese Mache auf eine Täuschung der gutgläubigen Innungsmitglieder und der Regierung, auf eine Verführung zur Ungesetzlichkeit hinausläuft, weil es für eine solche Vereinigung unmöglich ist, einen Einfluß auf die Gesetzgebung ohne Beteiligung an den Wahlen zu erlangen, also unpolitisch zu sein. Die Innungen haben ihre gesetzliche Vertretung in den Gewerbekammern, sie bilden überdies Verbände und halten Handwerkertage ab, auf denen sie ihre Berufsinteressen erörtern und Beschlüsse fassen, die der Regierung unterbreitet werden können. Die Handwerker können überdies Wirtschaftsgenossenschaften bilden, so viel sie wollen und diese Genossenschaften können sich wiederum zu Verbänden zusammenschließen. Das sind Standes- und Wirtschafts-Vereinigungen, die ohne korporatives Eingreifen in die Wahlen auskommen. Aber jene Mittelstands-Vereinigung ist eben etwas ganz anderes. Sie kann die

wirtschaftlichen Interessen der Erwerbsgruppen, die gemeinhin als Mittelstandsgruppen bezeichnet werden, nicht wahrnehmen, weil es ihr lediglich darauf ankommt, einen großen Haufen von Leuten zusammenzuwürfeln, in dem sich die verschiedensten Interessen gegenseitig widerstreiten. Die Gründung der Mittelstands-Vereinigung kann daher nur den Zweck haben, Stimmvieh für die Partei der Macher, die konservativ-antisemitische Partei, zu sammeln.

Vermischtes.

Rothschild und Ballin. Herr Harden, der Herausgeber der „Zukunft", wird von den Antisemiten bei jeder Gelegenheit daran erinnert, daß er Jude gewesen ist. Wenn er aber etwas schreibt, was ihnen in den Kram paßt oder zu passen scheint, dann vergessen sie seine frühere Zugehörigkeit zum Judentum, vergessen sie, daß er „Rassejude" ist, und sie verwerten seine Auslassungen, als wären es klassische Aussprüche, sogar als Motto.

(Hubertusstock. Kaiser und Kanzler haben Herrn Ballin von der Bahn abgeholt und, noch einem Spaziergang, in sein Junkerzimmer geleitet, wo nur ein Stuhl steht. Der Kaiser schwingt sich auf die Kommode. Der Kanzler setzt sich auf den Bettrand. Zwischen beiden Ballin auf dem Stuhl. Lebhaftes Gespräch. Noch einer Weile sagte der Kanzler: „Wenn uns einer von der Presse so sähe, würde es gewiß heißen, Herr Ballin solle Minister werden". Der Kaiser: „Oder Kanzler, lieber Bülow!" Harden.)

Dies ist einem „Jetzt und einst" überschriebenen Artikel in der „Staatsbürgerztg." als Motto vorangesetzt. Ob alles, was in den Hardenschen Sätzen gesagt ist, auf Wahrheit beruht, wissen wir nicht. Vermutlich weiß es Herr Harden selbst nicht, da er ja nicht im „Junkerzimmer" anwesend gewesen ist und gehört hat, was Kaiser und Kanzler gesagt haben, und er, so viel wir wissen, weder ein Vertrauensmann des Kaisers noch des Kanzlers noch selbst des Herrn Ballin ist. Nichts desto weniger begeistert die schwerlich wahre und sicher nicht gut erfundene Bosheit des Herrn Harden die „Staatsbürgerztg." zu allerlei Exzerpten, aus welchen hervorgeht, daß Fürst Bismarck um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht gut auf den Frankfurter Rothschild zu sprechen war. Einen vernünftigen Zusammenhang zwischen den Exzerpten und der kleinen Hardenschen Erzählung können wir absolut nicht herausfinden. Soll damit gesagt sein, daß, wie einmal Fürst Bismarck, damals noch einfach Herr v. Bismarck, schlecht auf Rothschild zu sprechen war, so auch heute der Kaiser und der Kanzler schlecht auf Herrn Ballin zu sprechen sein müßten? Aber solche logische Purzelbäume trauen wir nicht einmal gern einem Antisemitenblatte zu, zumal dieses ganz gut weiß, daß seine frühere Behandlung des Herrn v. Rothschild den Grafen v. Bismarck nicht verhindert hat, auf sehr gutem Fuß mit dem jüdischen Herrn Gerson v. Bleichröder zu stehen und ihn noch als Fürst v. Bismarck sehr liebenswürdig zu behandeln. Das tertium comparationis ist aber jedenfalls die Zugehörigkeit sowohl des Herrn v. Rothschild als auch des Herrn Ballin zum Judentum und die daraus zu ziehende Lehre die, daß man mit einem Juden so umgehen müsse wie Fürst bezw. Herr v. Bismarck einst mit Herrn v. Rothschild umgegangen ist. Das ist aber schlechte Logik und ebenso schlechte Lehre.

Uebrigens ist auch die Spitze der Hardenschen Erzählung, gleichviel ob sie Wahrheit oder Dichtung oder beides zusammen ist — denn einen Teil der Mitteilung kann Herr Harden ja von einem befreundeten Lakai erhalten haben — sehr stumpf und so gar nicht einmal hardenisch. Denn wie in Fuldas Talisman der König König ist „auch in Unterhosen", so ist gewiß Kaiser Wilhelm Kaiser, auch wenn er auf einer Kommode, und der deutsche Reichskanzler Kanzler, auch wenn er auf einem Bettrand sitzt. Herr Ballin dürfte, auch wenn allein er sich auf einem Stuhl bequem gemacht haben sollte, wahrscheinlich der letzte, das zu bezweifeln. Im Uebrigen ist Herrn Harden die Bosheit, die der „Staatsbürgerztg." so gut gefallen hat, daß sie sogar ihren semitischen Ursprung vergessen konnte, vollständig vorbeigelungen. Er hat, wie der Bileam der Bibel, fluchen wollen und hat gesegnet. Er wollte boshaft sein und er hat vortrefflich geschildert, wie gemütlich und ungezwungen Kaiser und Kanzler sein können. Diese vornehme Ungezwungenheit hoher Herren ist freilich Freunden von Lakaien ebensowenig verständlich, wie Antisemiten, die sich nur auf die Manieren der Herren Ahlwardt, Pückler und Konsorten verstehen.

Ehrenrettung der deutschen Justiz. Man soll wirklich Keinen für verloren halten, selbst eine antisemitische Zeitungsredaktion nicht. Wir wissen alle, wie schlecht die antisemitische Presse von der deutschen Justiz gedacht und geschrieben hat in den Tagen des Konitzer „Ritualmordprozesses". Da sollten jüdisches Geld und jüdischer Einfluß die vermeintlich jüdischen Mörder vom wohlverdienten Henkertode gerettet haben, und das gleiche wurde bei Gelegenheit anderer angeblicher Ritualmorde, von welchen die Antisemiten nun einmal nicht lassen können, mehr oder weniger verblümt gesagt. Wie bekannt, können die Antisemiten die Tatsache, daß die deutsche Justiz noch keinen jüdischen Ritualmörder ausfindig gemacht hat, sich nicht damit erklären, daß es keinen jüdischen Ritualmörder gibt, weil es eben keinen jüdischen Ritualmord gibt, sondern nur damit, daß die deutsche Justiz den Juden zuliebe, d. h. unter dem Druck der „Judenmacht" und unter dem Einflusse jüdischen Geldes, die Herren Ritualmörder entschlüpfen läßt. Jetzt finden wir in einer Briefkastennotiz der „Staatsbürgerztg." folgenden in seinem ersten Teile durch Sperrdruck hervorgehobenen Satz:

„Ueber den Vorwurf der Parteilichkeit und Bestechlichkeit ist ein deutscher Richter erhoben, auch wenn ein jüdischer Handelsrichter und Inhaber des Roten Adlerordens 4. Klasse „dahinter steckt."

Wenn also schon ein jüdischer Handelsrichter und Ritter des Roten Adlerordens 4. Klasse nicht einmal einen vermeintlich meineidigen „Hebräer" der deutschen Justiz entreißen kann, werden die Leser der „Staatsbürgerztg." in Zukunft hoffentlich überzeugt sein, daß ein jüdischer Ritualmörder in Deutschland erst recht nicht der wohlverdienten Strafe infolge von „Parteilichkeit und Bestechlichkeit" entgehen kann. Wir werden die antisemitische Presse an die jetzt sogar von antisemitischer Seite bescheinigte Unbeugsamkeit der deutschen Justiz erinnern, wenn sie es wieder einmal für gut findet, ihr altes Ritualmordmärchen zu erzählen und wenn sie, falls es zur gerichtlichen Verhandlung eines vermeintlichen Ritualmordes kommt, klagen, daß der jüdische Herr Ritualmörder freigesprochen wird.

Die Mischehen in Deutschland. Unter den 477 822 Ehen, die 1904 im Deutschen Reiche geschlossen wurden, befanden sich 434 530 Fälle, in denen Personen gleichen Religionsbekenntnisses sich die Hand zum Bunde fürs Leben reichten. Von diesen Heiraten waren 283 980 rein evangelisch, 145 696 rein katholisch und 4001 rein jüdisch. Auf die rein konfessionellen Ehen — wenn man sie so nennen darf — kamen also 90,9 Prozent aller Eheschließungen, so daß 9,1 Prozent der Heiraten Mischehen waren. Im Allgemeinen zeigt sich, daß bei den Angehörigen der evangelischen Kirche das weibliche, bei denen der katholischen Kirche das männliche Geschlecht eine stärkere Neigung zum Eingehen einer Mischehe hat. Wenn 1904 im ganzen sich 21 283 katholische Männer mit evangelischen Frauen verbanden, wurde der umgekehrte Fall, also die Heirat zwischen

einem evangelischen Manne und einer katholischen Frau, nur 19 843 mal beobachtet. Die Mischehen zwischen Juden und Christen waren im Berichtsjahre besonders häufig. Während 1902 nur 599 derartige Heiraten geschlossen wurden, wuchs ihre Zahl 1903 auf 635 und im folgenden Jahre gar auf 720. Der weitaus häufigste Fall war die Heirat zwischen einem Juden und einer evangelischen Christin, der 316 mal vorkam. Dann folgten die Ehen zwischen evangelischen Männern und jüdischen Frauen (256). Die 497 jüdisch-protestantischen Mischehen des vorigen Jahres waren somit auf 572 im Jahre 1904 gestiegen und betrugen annähernd viermal soviel, als die jüdisch-katholischen Verbindungen, deren 148 Fälle sich je zur Hälfte auf die beiden hier möglichen Kombinationen verteilen. Die Abneigung gegen eine eheliche Verbindung mit Juden ist also auf katholischer Seite ganz bedeutend stärker ausgeprägt, als auf evangelischer.

Von Interesse ist jedenfalls die Tatsache, daß die Häufigkeit der Mischehen in den letzten Jahren in unverkennbarer Zunahme begriffen ist. Während ihr Anteil 1902 8,7 Prozent der Gesamtheit ausmachte, stieg er 1903 auf 8,8 und im folgenden Jahre auf 9,1 Prozent. Man wird im ersten Momente wohl geneigt sein, diese Entwickelung der Dinge auf Rechnung der zunehmenden religiösen Gleichgültigkeit oder der fortschreitenden Toleranz in religiösen Dingen zu setzen. Diese Ursache mag da und dort mit ins Gewicht fallen; richtiger ist es aber wohl, in der immer mehr zunehmenden konfessionellen Mischung der Bevölkerung auch den Grund für die Zunahme der Mischehen zu suchen.

Beuthen O.-Schl. In einer der letzten Stadtverordnetensitzungen gab Rechtsanwalt Freudenberg namens der liberalen Partei des Stadtverordnetenkollegiums die Erklärung ab, daß von dieser Partei die Einleitung des Strafverfahrens gegen die antisemitische „Oberschlesische Zeitung" in Beuthen wegen eines in der letzten Sonntag-Nummer enthaltenen Artikels betreffend die letzte Stadtratswahl, in welchem gegen die jüdisch-liberale Partei der Vorwurf des Vertrauensbruches, der Verleumdung und der Perfidie auf Grund des angeblichen Verhaltens dieser Partei bei der Wahl erhoben wird, beantragt werden soll.

Eine antisemitische Geschäftsreklame. Im „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker" (26. Juli) lesen wir:

Ein großer Buchdruckerstreik wird aller Wahrscheinlichkeit am Ende dieses Jahres ausbrechen — also ist in einem großen Inserate in der „Sachsenschau", einem in Magdeburg erscheinenden antisemitischen Organe, zu lesen. Nachdem den Lesern graulich gemacht worden ist mit einem durch die Forderungen der Gehilfen heraufbeschworenen „Bankerott der Buchdruckereien", heißt es in dieser Publikation der Buchdruckerei der „Sachsenschau" (Inhaber: Oskar Kienzler) weiter: „Man rechnet auf beiden Seiten mit einem Streik. Deshalb geben wir unsrer werten Kundschaft den wohlgemeinten Rat, einmal jetzt ihre Bestände an Drucksachen einer Prüfung zu unterziehen und sich nötigenfalls bis Mitte des nächsten Jahres durch sofortige Bestellungen zu versorgen. Ein Vierteljahr würde der Streik mindestens währen. Manches Geschäft kann durch den Mangel an den richtigen Geschäftsformularen in große Verlegenheit kommen. Wir nehmen schon jetzt Bestellungen entgegen und sichern deren baldige und billige Ausführung zu." — Das Ganze entpuppt sich also als eine echt antisemitische, gerissene Geschäftsreklame, die jeden Inhaber eines Ramschbazars neidisch machen muß. Wir glauben kaum, daß dieser letzte Notschrei die erhofften Aufträge bringen wird und wünschen es natürlich nicht, auch im Interesse jener Firmen, die solch elende Manipulationen zum Heranziehen von Aufträgen verschmähen.

Die Judenfrage in Rußland. Der russische Ministerpräsident Stolypin sagte in einer Unterredung mit dem Petersburger Korrespondenten der „Voss. Ztg.", in der Judenfrage wolle er nicht übermäßige Hoffnungen entfachen; die Tatsache aber, daß der größte Teil der russischen Juden zu den Unzufriedenen gehört, beweise ihm, daß die Judengesetzgebung Mißstände zeigt, welche der Abänderung bedürfen.

Graf Witte, der zur Zeit in Aix-les-Bains weilt, hat sich dort in einer Unterredung mit Dr. Dillon, dem Petersburger Vertreter des „Daily Telegraph", ausführlich über die Lage in Rußland geäußert. U. a. sagte er: „Ich habe nie ein Geheimnis aus meiner Ueberzeugung gemacht, daß eine gegen die Juden gerichtete russische Politik, milde ausgedrückt, ein schwerer Irrtum ist. Ich bin der Ansicht, daß, falls es unter den russischen Juden zahlreiche Revolutionäre gibt, billigerweise nicht allein die Juden dafür verantwortlich gemacht werden können. Ich bin natürlich gegen die revolutionären Juden, aber nichtsdestoweniger befürworte ich entschieden eine liberale Politik gegen dieses Volk, das, wenn es auch einige unsympathische Eigenschaften haben mag, doch sicher hochbegabt und ausgezeichnet ist. Eine humane Lösung der Judenfrage verlangt gebieterisch nicht sowohl das jüdische Interesse als Erwägungen der Staatsraison, denn keine Staatspolitik, die sich auf Ungerechtigkeit gründet, kann zu einem erstrebenswerten Ziel führen."

Graf Tyschkewitsch für die Gleichberechtigung der Juden. Der Abgeordnete Graf Tyschkewitsch veröffentlicht in der „Retsch" einen Artikel, in dem er sich, wie wir dem „Herold" entnehmen, folgendermaßen für die Gleichstellung der Juden mit den übrigen Staatsbürgern ausspricht:

Seit Jahrhunderten leben die Juden in Polen, seit Jahrhunderten besteht zwischen ihnen und der örtlichen Bevölkerung der Wirtschaftskampf, in welchem einzelne den Grund des Zwiespalts zwischen Russen und Juden sehen wollen. Dessenungeachtet hat Polen nie Judenhetzen gekannt. Ja, es läßt sich noch mehr sagen: In Polen gibt es „Polen jüdischen Glaubens", also Juden, die Polen so sehr als ihr Vaterland betrachteten, daß sie sich in den Freiheitskämpfen ebenso wie die Vertreter der echt polnischen Familien opferten. Womit läßt sich dieses friedliche Zusammenleben von Polen und Juden erklären? Doch nicht etwa dadurch, daß beide seit 70 Jahren in gleicher Weise geknechtet werden? Allein auch zu den Zeiten, wo Polen noch unabhängig war, kam es zu keinen solchen Vorgängen, daß eine Bevölkerungsklasse gegen die andere gehetzt wurde. Man erhebt in der Bjelostaker Affäre den Vorwurf, daß die jüdischen politischen Organisationen sich verteidigt und zusammengeschlossen hätten, aber tun das nicht auch die christlichen Organisationen in den Ostseeprovinzen oder anderen Teilen des Reiches? Beim Juden erscheint dieses Zusammenschließen seiner rechtlosen Lage wegen schon eine ungeheuere Dreistigkeit, fast ein Verbrechen. Darin liegt aber auch der Schwerpunkt der Frage. Weil einzelne das selbständige Auftreten der Juden im politischen Kampfe für ein Verbrechen halten, wird zu solchen Mitteln, wie Judenhetzen gegriffen. Hierbei gibt es nur einen Ausweg und eine Abhilfe: das ist die volle Gleichberechtigung der Juden. Die rechtlose Stellung der Juden ist die Quelle aller Erniedrigung und Schande; sie muß daher aufgehoben werden. Nur die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden kann der unleidlichen Lage der Dinge ein Ende machen. Diese Gleichberechtigung fordert ebenso das Volksgewissen wie der öffentliche Nutzen, denn mit der Gleichberechtigung schwindet jenes Ungetüm aus Rußland, welches man die Judenfrage nennt.

Briefkasten.

L. Sp. in Aachen. Besten Dank für die Uebersendung der „Rheinischen Volksstimme." Daß diese „Tageszeitung für die christlichen Berufsstände", das Organ des Rheinischen Bauernvereins, ein Antisemitenblatt ordinärsten Kalibers ist, war uns bekannt.

W. in Neutomischel. Würden Sie Ihren Zweck nicht besser durch die Veröffentlichung der „Warnung für die israelitischen Geschäftsreisenden" in der dortigen Lokal- und Provinzialpresse erreichen?

Dr. B. Das italienische Parlament zählt 13 jüdische Mitglieder.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sammer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 32. Berlin, 8. August 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh Baurat a. D. Benott, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Wieder der jüdische Sündenbock.

Nicht rund heraus gesagt, aber sehr deutlich zu verstehen gegeben wird in dem Artikel „Opfer des Mammon“ in den „Zeitfragen“, Sonntagsbeilage der „Deutschen Tageszeitung“ vom 5. August, daß die Juden auch an dem Fischerschen Kolonialskandal schuld seien. Dem Verfasser jenes Aufsatzes drängt sich nämlich die Gewißheit auf, daß „auch hier wieder die Wirkungen jener Weltanschauung zu Tage treten, die heute die Weltherrschaft führt“. Alsdann fährt der Verfasser fort:

„Und vielleicht stößt man auch hier wieder auf jene zersetzenden Folgen, die durch die allzu enge Verbindung, durch das Ineinandergleiten des Altpreußentums und jener Kreise heraufbeschworen werden, die mehr und mehr sich bereit machen, die Erbschaft eben dieses Altpreußentums anzutreten und den Altar der Ehre und der Würde durch einen neuen Altar zu ersetzen, vor dem die Menschen im Kultus des goldenen Kalbes sich beugen. Ist erst der Stamm vermorscht, der bisher die Pforte versperrt hat, dann bricht er umso leichter zusammen, dann ist auch der Weg frei für ein neues Geschlecht, das über die Schwelle dringt und die Gefallenen höhnisch mit Füßen tritt, wie einst die Juden von Amsterdam den Uriel Acosta.“

Man weiß aus den Jeremiaden über die jüngsten Nobilitierungen und über die Persönlichkeiten, die der Kaiser bisweilen mit Einladungen beehrt, wohin diese Pfeile gerichtet sind. Aber so stumpf und schwach sind diese Pfeile, daß es kaum lohnt, einen Schild hinzuhalten, um sie abzuwehren. Die ganze Abhandlung liest sich, wie wenn etwa Entspektor Bräsig des Langen und Breiten auseinandersetzen, begründen und mit Beispielen belegen wollte den Satz, daß die Armut von der Pauverté herkomme. Und den guten, gemütlichen mecklenburgischen Entspektor könnte man noch geduldig anhören. Aber dieses Gesalbadere darüber, daß Landgerichtsrat Blumenberg in Beuthen, das Professor Meyersche Ehepaar, die Majore Zander und Fischer zu Grunde gegangen sind, weil sie das Bedürfnis gefühlt haben, „über die Verhältnisse hinaus ein luxuriöses Leben zu führen und trotz der Beschränktheit ihrer Mittel es denen gleich zu tun, die einen flutenden Goldstrom in ihre Kassen lenken“, das fällt denn doch einem auf die Nerven!

Es ist dies alles nämlich unbestreitbar wahr, so wahr, wie daß die Armut von der Pauverté kommt. Aber solche Leute, die über ihre Mittel hinaus gelebt haben, hat es immer gegeben; dafür braucht man nicht „den modernen Mammonismus“ und noch weniger die Juden als Sündenbock hinzustellen, mit einem wichtig tuenden Ernst, als hätte man eine funkelnagelneue Weisheit entdeckt, das Grundübel in dem gesellschaftlichen Gefüge herausgefunden. Das Sprichwort: „Schulden wie ein Major haben“ stammt wohl aus einer Zeit, da Juden noch nicht den wohl nur Antisemiten beunruhigenden heutigen Einfluß hatten, und da es noch ein „Altpreußentum“ gab. Wenn der Teutone, der unter dem Namen „Der arme Yorick“ in der „Deutschen Tageszeitung“ klagt, nur ein wenig die Geschichte des deutschen Volkes studiert hätte, würde er wissen, wie die Kleider- und Speiseordnungen schon vor alten, alten Zeiten in Deutschland dem Uebel zu steuern bestimmt waren, das der arme Yorick dem modernsten Mammonismus und zwischen den Zeilen den Juden in die Schuhe schiebt. Er wird wahrscheinlich auch etwas von dem Luxus im alten Rom gehört haben, da es sogar schon eine von Dichtern beklagte auri sacra fames gab, die aber jene Dichter gerecht genug waren, nicht besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen oder den Juden zuzuschreiben.

Wir würden des armen Yorick Klagen gar nicht beachtet haben, wenn er nicht einige Wahrheiten auch sagte, die wir am wenigsten in der stark antisemitischen „Deutschen Tageszeitung“ zu finden geglaubt hätten, und die wir den Herren Antisemiten gar nicht dringend genug zur Beachtung empfehlen können. Er weist mit Recht darauf hin, daß die Masse, bei der „billiges Empfinden und ein sachlicher Blick sich nicht vereinen“, „von dem einzelnen Fall auf die Allgemeinheit, von der einzelnen Frucht auf den Boden schließt, auf dem sie entsprossen ist“. Gerade die Antisemiten sind es gewesen, die ohne „klaren sachlichen Blick“ die Verfehlungen einzelner Juden der jüdischen Gesamtheit zur Last legten, „jeden Fehltritt den Gläubigen als einen Beweis der völligen Vermorschtheit hinstellten“.

„Wer billig denkt — fährt der arme Yorick fort — der wird auch zugeben müssen, daß in einem so gewaltigen Organismus, wie ihn das Offizierkorps darstellt, auch wunde Flecken sein müssen.“ Unzweifelhaft richtig. Aber zahlreicher als das Offizierkorps sind die Juden in Deutschland. Und die Mitglieder des Offizierkorps werden besonders ausgewählt, mit besonderen Privilegien ausgestattet, nehmen eine ganz besonders bevorzugte Stellung ein. Wenn also selbst da „wunde Flecken vorhanden sein müssen“, wie sollten sie dann nicht vorhanden sein bei einer vielleicht dreißigmal so großen Gemeinschaft, in die man nicht hinein gewählt, sondern in die man hinein geboren wird, deren Mitglieder nichts weniger als eine bevorzugte Stellung im Lande genießen, nichts weniger als mit besonderen Vorrechten, sondern im Gegenteil mit Minderrechten ausgestattet sind? Aber jeder Fehler, jedes Vergehen eines jüdischen Tröblers, jede Unmanier eines jüdischen Handelsmannes, eines jüdischen Parvenu werden gerade von den Lesern des Blattes, in welchem obige Wahrheit gesagt wird, der ganzen Judenschaft zur Last gelegt und darauf hin sogar weitere

politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und noch andere Benachteiligungen der Juden überhaupt verlangt.

Nachdem wir nun uns soweit mit des armen Yorick Klagen beschäftigt haben, möchten wir doch noch im allgemeinen Interesse auf seine Gegenüberstellung des Altpreußentums mit der nach seiner Meinung die Weltherrschaft führenden mammonistischen Weltanschauung zurückkommen. Für diese letztere macht man häufig nicht bloß in antisemitischen Kreisen die Juden verantwortlich. Wohin der arme Yorick zielt, ersieht man ja auch aus folgenden Sätzen:

„Da sehen sie ringsum nicht nur die Jagd nach dem Erwerb als oberstes und wichtigstes Gesetz des Lebens, sondern sie nehmen auch wahr, wie man gewaltige Gewinne ohne Mühe und Schweiß und ohne redliche Arbeit erreichen kann, wie der Spekulant an einem glücklichen Tage Hunderttausende erwirbt, wie die glückliche Vermittelung eines Geschäftes, bei dem das eigene Risiko völlig fehlt, aus schweren Verlegenheiten zu retten vermag."

Wir wollen zugeben, daß die wirtschaftlichen Anschauungen, die bei uns herrschen, wesentlich auch von Juden beeinflußt worden sind. Aber diese Anschauungen herrschen, nicht weil sie jüdisch sind, sondern weil sie als richtig sich Bahn gebrochen haben. Nehmen wir einige Beispiele. Vor mehreren Jahrzehnten noch wurden in Preußen Juden bestraft, die mehr als sechs oder wenn wir nicht irren, gar nur fünf Prozent für die Hergabe von Geld genommen hatten. Heute müßten nach denselben altpreußischen Anschauungen die **Direktoren der Deutschen Reichsbank** mitunter ins Gefängniß gesteckt werden, weil sie auch einen höheren Zins nehmen, im Interesse ihres Instituts, ja im Interesse des Landes nehmen müssen.

Warum ein glücklicher Spekulant nicht an einem Tage Hunderttausende erwerben, für eine glückliche Vermittelung eines Geschäfts nicht eine schöne Provision erhalten soll, das werden heute nur noch sehr rückständige Urgermanen nicht einsehen. Gewiß können heute von Glückspilzen gewaltige Gewinne ohne Mühe und Schweiß und redliche Arbeit erreicht werden, so zum Beispiel in der **preußischen Lotterie**, auf dem Rennplatz, an der Börse, oder auch wer eine glückliche Idee hat und sie sich durch das **Kaiserliche Patentamt** schützen läßt. Aber das alles hat mit dem Judentum so wenig wie mit dem Sirius zu tun. Ja, wir können dem armen Yorick und seinen Gesinnungsgenossen verraten, daß es sogar Juden gibt, die das beklagen, die selbst mit dem borniertesten Agrarier in der Geringschätzung des Börsengeschäfts wetteifern können. In einer Ghettonovelle — wir wissen leider nur nicht, in welcher — läßt der Verfasser eine alte Jüdin klagen, daß man heute sich nicht genug zu „quälen" habe.

Und nun zum Schluß noch eine Gegenüberstellung aus dem wirklichen Leben, die uns zufällig bekannt geworden ist, und in der zwei Prachtgermanen, Vater und Sohn, eine Rolle spielen.

Der Vater, der Offizier und später Domänenverwalter noch vor den Freiheitskriegen war, und der von dem Sohne als das Muster ehrenhafter und streng rechtlicher Gesinnung in jeder Beziehung geschildert wird, hatte durch seine persönlichen Beziehungen zu preußischen Ministern und anderen hochgestellten Persönlichkeiten Gelegenheit, auf durchaus ehrliche und anständige Weise „für ein Butterbrod" große Güterkomplexe zu kaufen. Er tat dies aber nicht, weil er sie nicht bar bezahlen konnte, obwohl man ihm den fünfzehntausend Thalern, die er anzahlen konnte, sich zufrieden geben wollte. Hätte er das Geschäft gemacht, dann wäre er vielfacher Millionär geworden. Aber seine altpreußische Ehrenhaftigkeit gestattete ihm nicht zu kaufen, was er nicht bar aus eigenen Mitteln bezahlen konnte. Gewiß sehr schön. Ein ähnliches Beispiel nur in ganz kleinen Dimensionen ist uns nur bekannt von einer — Jüdin, einer jüdischen Geschäftsfrau, deren peinliche Akkuratesse in Geldangelegenheiten noch bis auf den heutigen Tag den Sohn zu seinem großen wirtschaftlichen Nachteil beeinflußt.

Nun zurück zu dem Sohne jenes altpreußischen braven Herrn. Dieser Sohn lebt noch heute, und es ist eine ganz besondere Freude, den natürlich sehr alten Herrn, eine urgermanische Kraftnatur, körperlich wie geistig, zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Bei den Gesinnungen seines Vaters war von einer großen Hinterlassenschaft natürlich nicht die Rede, zumal die Familie groß war. Auch er war Offizier und er hatte, als ihm Gelegenheit zu einem günstigen Gutskauf geboten war, dazu alles, nur keinen Pfennig Geld. „Wozu bin ich da?" sagte ihm ein Jude. „Kaufen Sie das Gut, schlagen Sie die Buchen ab, ich kaufe sie Ihnen für bares Geld ab. Da haben Sie etwas Anzahlung, etwas Betriebskapital, und da Sie ein tüchtiger Landwirt sind, wird es schon gehen". Der Sohn befolgte den Rat des Juden, bewirtschaftete dreiundzwanzig Jahre das Gut, erzog eine große Kinderschar und lieferte dem deutschen Vaterlande zwei hohe Beamte.

Wir überlassen Jedem zu urteilen, was für die betreffenden Individuen, die Familien und für das Land das richtigere war, das Altpreußentum des Vaters oder die von einem Juden beeinflußte modernere Handlungsweise des Sohnes. Daß wir es ja nicht vergessen: der Jude hatte seinen Vorteil bei dem Geschäft gehabt, und der Germane dankt ihm trotzdem noch heute dafür.

Man sollte doch endlich aufhören, nach chinesischem und russischem Beispiel für die eigenen Sünden einen Prügelknaben hinzustellen, einen Sündenbock zu suchen. Nach dem Lehrgeld, das die Franzosen mit ihrer „Affaire" und die Russen mit ihren Pogroms haben zahlen müssen, wäre es wirklich höchste Zeit dazu. Kurpfuschmittel verhindern mindestens die rechtzeitige Anwendung richtiger Mittel und sind beliebt nur bei denen, die nicht alle werden. Also weg mit ihnen, und höre man endlich auf, für germanische oder allgemein menschliche Fehler einen jüdischen Sündenbock zu suchen.

Das Heinedenkmal von Herrn Adolf Bartels.

III.

Es ist, wie gesagt, in diesem Elaborat alles der Gesichtspunkt, die antisemitische Voreingenommenheit, die klägliche geistige und menschliche Enge des Verfassers. Es muß nun alles herhalten, wie es gerade hält, wie es dem Herrn Verfasser gelegen kommt. Prölß, der Biograph, ist erst „durchaus gläubig", dann wird er „naiv", je nachdem sein Urteil klingt. Hier der Grundton für diese Bartelsche Literaturschreibung: „Heine, der seinen Katzenjammer, je länger, desto besser, zu überwinden lernte, lebte ganz vergnügt in Paris seinen Lüsten und war selbst durch seine Krankheit nicht umzubringen, ein Beweis, um wie viel zäher und materialistischer die jüdische Rasse ist. Nach Karpeles freilich hatte Heine den „Instinkt des Ethos", und der führte ihn immer wieder auf den rechten Weg. So viel ist jedenfalls sicher, daß er sich aufs Essen verlegte und nicht aufs Trinken". Taktvoller und gemütvoller Herr! Der Schluß soll jedenfalls ein Witz sein. Die Karpelessche Auffassung ist nicht widerlegt, Heine ist nur verhöhnt. Aber der Stil wird noch besser, die Auffassung noch plumper und pietätloser. Als Heine in London seinen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling bei Rothschild umsetzte, „betrog er direkt um eine große Summe". Später wird dieser „Betrug" der „Londoner Raub" genannt. Nur ein Mord konnte ihm nicht nachgewiesen werden, sonst alle Schlechtigkeit, obgleich er natürlich auch „kein reines Scheusal" war. Cotta wird gehörig abgekanzelt, daß er die Juden Heine und Börne in seinen Dienst zog, nachdem er Schiller und Goethe

verlegt: Und dann das Verhältnis Heines zu Witt. Herrn Bartels Feinspürigkeit bewährt sich hier ganz besonders. In diesem, übrigens psychologisch nicht uninteressanten Schwindler, hat Heine „die verwandte Seele entdeckt“. Kurzwegs. Dabei führt Herr Bartels selbst den Satz Heines an Varnhagen an, der übrigens auch für seine Heinefreundschaft eines ausgewischt kriegt: „Mir kann er nicht schaffen, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen“. Man kann Herrn Bartels nicht zumuten, daß seine Maulwurfspsychologie sehe, wie Heine die „verwandte Seele“ gerade nicht entdeckt hat, sondern die untergeordnete. Daß freilich ein jenseits von Gut und Böse das Menschliche und die menschliche Psyche bewertender Lebensbetrachter wie Heine, dem Lebenserscheinung eben Lebenserscheinung war, von Herrn Bartels nicht verstanden werden kann, wenn er sagt: „wir aber sind weit feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Witt von Döring für einen seltenen Meister etc.“, nun, das ist doch selbstverständlich. Für Ironie kann der weimarer Professor keinen Sinn haben. Es ist gar keine „Weltanschauung“ von Heine, wenn er den Spieß herumdreht und die Sache einmal von einer anderen Seite betrachtet, daß kleine Lumpigkeiten erlaubt seien, wenn sie der großen Idee des Lebens nützten. Herr Bartels handelt doch selbst nach dem Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heiligt. Er hatte wahrhaftig keinen Grund, selbst wenn ihm das Mißverständnis nachgesehen würde, sich darüber aufzuregen. Im übrigen bleiben hier zwei Welten ewig getrennt von einander. Das Geistesproletentum von Herrn Bartels und die Kulturkompliziertheit Heines, es wirkt ja geradezu grotesk und komisch, wenn sich so zwei Welten vereinigen wollen. Herr Bartels drückt diesen Gegensatz als deutsch und jüdisch aus. Aber obgleich er manchmal so tut, als verwahre er sich gegen Verallgemeinerung, er übt sie beständig, und wir müssen uns dagegen verwahren, einfach zu Bärenhäutern seines Schlages herabgedrückt zu werden. Das Deutsche ist doch außerdem nicht das Gewöhnliche, wenn es auch sehr oft das Schwerfällige ist. Der Völkerpsychologie des Herrn Bartels passiert hier offenbar eine Verwechselung.

So wenig Heine als Literarhistoriker in wissenschaftlicher Hinsicht bedeuten mag, so steckt doch genug des Interessanten, gerade weil Subjektiven, in den betreffenden Schriften, das sie über den Charakter von Pamphleten hinaushebt; man muß hier nur lesen können, die Spreu vom Weizen sondern, des Geistreichen sich erfreuen und vor allem nicht Forderungen stellen, die sie gar nicht erfüllen wollen. Aber Herr Bartels hockt an seinem Schreibtisch, hockt hinter Büchern und hat seine graue einseitige Theorie, die den beweglichen Gang des Lebens nicht zu prüfen vermag. Das einzig Lebendige, das er hat, ist sein Haß. Aber der Haß ist an sich zu destruktiv, wie wäre es ihm da möglich, aus dem Spiel und Gegenspiel der Negationen, aus Witz und Ironie und Satire, etwas Positives herauszulesen, Ausgangspunkte zu weitertragenden positiven Gedankengängen zu finden.

Es ist unmöglich, sich mit allem zu befassen, was Herr Bartels in seine eigene Beleuchtung zu rücken beliebt zum Zwecke, man muß das immer wiederholen, der Beschimpfung und Verunglimpfung. Ein Satz über die Matratzengruft als Stichprobe. Heine suchte sich durch Zeitungen auf dem Laufenden zu halten, „dies um so mehr, als er in der Matratzengruft viel Zeit hatte“. Pfui! Es sollte einem Juden übel ergehen, wollte er über einen germanischen Kranken, nur weil er ein germanischer ist, eine solche Sprache führen, die bar ist jeder Empfindung, die jedem menschlichen Gefühle Hohn spricht, die nicht einmal Respekt vor dem Schicksal hat — selbst vor dem völlig selbstverschuldeten verlangt der Kulturmensch als mindestes diesen Respekt, wenn er sich zu der Höhe des „Respektes vor dem Geiste“ nicht aufschwingen kann. Ist das christlich? Und darf literarische Feindschaft bis zu solcher gemein=persönlichen Despektierung eines Totkranken führen? Aus der Gesellschaft der Gebildeten schließt sich jeder aus, der dazu hinabsteigt. Wenn in jemand eine unüberwindliche Abneigung gegen einen Mitmenschen Platz gegriffen hat, am Todesbette muß sie Halt machen. Sie muß hier verstummen. Das ist das einfachste Gebot des Anstandes, der Erziehung. Oder will Herr Bartels die Unerzogenheit der Deutschen proklamieren, um die eigene zu entschuldigen? Dann rede man doch ein Wort deutsch mit ihm. In England hätte er sich dauernd und unerbittlich unmöglich gemacht. Auch herostratische Ohnmacht muß ihre Grenze haben. Wo sie das einfachste Taktgefühl verletzt, begibt sie sich des letzten psychologischen Momentes, der anders immerhin noch aus ihr herzuleiten wäre.

Was wir Deutschen unter Denunziation verstehen, ist doch nicht dasselbe, was Herr Bartels verstehen machen möchte, „heimliche Anklagen bei den Behörden“, nein auch dieses Heinedenkmal ist eine Denunziation, nur keine heimliche, sondern eine öffentliche. Die Denunziation an die öffentliche Meinung, zur Veranstaltung eines Pogroms gegen Heineverehrer und Heineverteidiger im besonderen, die Juden im allgemeinen.

Natürlich verteidigt Herr Bartels Goethes unbedingte Tugendhaftigkeit gegen Heine. Es paßt ihm hier, fünf gerade sein zu lassen. Herr Bartels zählt Heine die schlechten Sätze nach. Man muß es bei Herrn Bartels unterlassen. Herr Bartels versteht Heines Geldverhältnisse nicht. Wie sollte er auch: Wie zu erwarten war, ein großer Entrüstungsspeech wegen der Pension. Ob auch Herr Bartels der französischen Regierung wertvoll genug gewesen wäre, ihm eine anzubieten? Von Heines Grabstein dieses: „Hier ruht ein deutscher Dichter“ soll auf ihm stehen (meinte Heine.) Glücklicherweise steht oder stand doch Henri Heine darauf. Chajjim Bückeburg wäre freilich noch schöner gewesen“. Seife, bitte Seife!! Wieder Heines Krankheit: „die „Tragödie“ — die Perfidie dieser Gänsefüßchen! — seiner Krankheit, seines jahrelangen Sterbens spielte sich auf dem Hintergrunde gesicherter Verhältnisse ab, was immerhin bemerkt werden muß“. Gemütvoll, der Herr Bartels. Aber das deutsche Gemüt ist das nicht. Die deutsche Sprache nennt das Gemütsroheit, und damit drückt sie das Empfinden des Volkes aus.

Eine Schrift von S. Rahmer über Heines Krankheit konnte deshalb ungelesen bleiben, weil sie von einem Juden stammt. Heines Eheleben wird herabgezogen, trotz des früheren oder späteren Eingeständnisses, daß seine Liebe zu Mathilde ein Lichtpunkt in Heines Leben ist. Hier gilt nun das Zeugnis des Juden. Alexander Weill muß dazu herhalten. Er hat seine Erinnerungen französisch geschrieben. Ob Herr Bartels die Sprache des Erbfeindes aus purer Rasseeigenart nicht richtig versteht? (Er bezweifelt z. B. ein 4faches jamais im Ausruf! Er hat also wohl nur mit Deutschen verkehrt in seinem beweglichen Leben.) Das Zerwürfnis mit Weill ist ganz allein auf die heftige und eifersüchtige Art Mathildens zurückzuführen, weder auf Heine noch auf Weill fällt ein Schatten. Nach dem richtigen Zeugnis Weills. Aber Herr Bartels erdreistet sich dennoch zu schreiben: (Heine) „warf den braven — (hier muß er brav sein!) — Alexander Weill, der ihm sonst die jüdischen Melodien vorsingen mußte, hinaus, angeblich (!) weil er einen Angriff (der brave!) auf Mathildens Tugend gemacht, was ja zu diesem ganzen Milieu vortrefflich stimmen würde“. Der Satz hört hier nicht auf. Er schleimt sich noch über die Mouche aus, die selbst, sowie das Verhältnis Heines zu ihr, nicht rein bleiben dürfen. Ja, ja, Heine hatte recht:

„Mich dauert Deutschland. Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen herumkriechen, wenn ich tot sein werde, ich, der große Vernichter!" Bartels, der sich offenbar getroffen fühlt, bemerkt dazu: „Der Elende hatte also nicht einmal eine Ahnung davon, daß er sich bei jedem Angriff, den er unternommen, nur selbst beschmutzt hatte." Es ist die Tatsache zu konstatieren, daß Bartels wenigstens einmal aus einer gewissen Selbsterkenntnis heraus urteilte. Wenn „der harmlose Prölß immer ruhig weiter von dem großen Dulder und Märtyrer" redet, so meint Herr Bartels tiefsinnig als Menschenkenner und gefühlvoller Alldeutscher „als ob es nicht genug wäre, von einem zähen Juden zu reden!" Es ist zum Erbrechen, beständig eine solche Rowdysprache anzuhören. Dann wird im kräftigsten Jargon geheuchelt: „Nun, wir Deutschen richten nicht gern, sind jedenfalls keine Henker, wie Heinrich Heine selber einer war." Heilige Einfalt der biederen Seele! In seinem eigenen Henkerhandwerk ist Herr Bartels doch nur ein Pfuscher. Spricht am Ende wieder der Neid aus ihm? Das muß man sagen, wenn Heine Herrn Bartels hinzurichten gehabt hätte, so wäre er hingerichtet, mit Grazie und allen scharfgeschliffenen Messern des streitbaren Geistes. Herr Bartels kann das nicht. Er erwürgt und erstickt. Er sucht Heine dadurch zu vernichten, daß er ihn mit Schlamm übergießt. Und dann wird die Lutherpose kopiert, hier stehe ich . . . denn die Dressur der Pfaffheit war neben dem Korporalstock am Ende doch das einzige, was solchen Leuten ein bischen von einem gewissen Schliff beigebracht hat: „Wenn der Eindruck für Heine wenig günstig ist, so ist das nicht meine Schuld — Heines Leben ist fast weiter nichts als eine Selbstbesudelung." O Sohn von Teut! Ist das Fanatismus, so ist er ehrlich, aber unsagbar dumm. Ist es Charakter, so ist er die abstoßendste Heuchelei. Sind solche Leute die Freunde des Deutschtums? Nun, dann schütze sie Gott vor ihnen! Sie schieben ihm Tartüfferien und einen unerträglichen Sykophantismus in die Schuhe. Darin müssen sich seine charakteristischen Rasseeigenschaften betätigen. Bis jetzt ist, wenigstens im großen und ganzen, leidlich erreicht worden, daß Rassenhaß von Kunst und Wissenschaft ferngehalten wurde. Nun sollen sie mit urgermanischem Hornruf auch hier einziehen. Die Grenze der Kulturhöhe soll noch tiefer herabgedrückt werden, als das schon genugsam durch andere Kräfte geschieht. Will sich das deutsche Volk das bieten lassen? Gehen ihm nicht die Augen auf, daß dieser Prozeß zu einer Kulturblamage führen muß, die uns dauernd um unser Kulturansehen bringt? Man denke, ein Franzose ließe es sich einfallen, so über Musset herzufallen! Er wäre vor seinem Volke geliefert, obgleich niemand es sich einfallen läßt, irgend etwas von Mussets Sünden zu verbergen! Heine war ein Sünder! Das wußten wir alle! Ein Sünder anderer Art, wie z. B. Goethe einer war! Wollte uns das Herr Bartels zum Ueberflusse noch einmal beweisen und zeigen, so hätte er es wenigstens mit einem Funken Geist, mit einer Spur von Grazie tun sollen. Nicht von ihm zu verlangen, daß er Menschliches und Allzumenschliches verstehe, gar nicht von seinem Engherz zu fordern, daß er auch den Einschlag der Rasse erfasse und eine psychologische Studie darauf gründe, die uns das Problem aufhellte und in der Erkenntnis jener feinen Kräfte, die im Künstler zusammenwirken, einen Schritt weiter brächte! Wir wissen so wenig vom Menschen, wir wissen noch weniger vom Künstler, obgleich er am meisten von sich kündet, weil sich in ihm so diffizile und wechselnde Zustände herausbilden und in momentane Wirksamkeit treten, daß gerade seine Abhängigkeit noch interessanter und schwieriger ist als die Beherrschung, die sich in seinem Werke doch vorzüglich dokumentiert.

Herr Bartels hat das Denkmal Heines, das noch nicht errichtet ist, (er sagt in seiner geschmackvollen Art, daß sich schon ein paar deutsche Dichter darauf gesetzt hätten) stürzen wollen. Es steht aber auf einem sicheren Platze, auf dem Platze der Literatur. Und will man da ein Denkmal stürzen, muß man schon mit anderen Werkzeugen kommen. Die des Herrn Bartels sind zu plump dazu. Die Arbeit, die er verrichtet, stößt nur ab. Sie überzeugt nicht. Aber auch Vernichtung muß überzeugen, gerade wie der Aufbau. Davon versteht aber Herr Bartels nichts. Das ist spanisch für ihn. Er spielt nur den sittlich und deutschtümlich Entrüsteten und knüppelt drauf zu. Aber er spielt selbst diese Entrüstung schlecht. Er versteht sein Handwerk nicht. Es reicht ihm weder zu Herostrat noch zu Tartüffe, er ist ohne jegliches psychologische Interesse, ohne Bedeutung. Er ist unvernünftig und abstoßend. Man kann darum ganz sicher sein, er ist ungefährlich. Es bedarf nicht einmal der Ueberwindung. Man schiebt ihn nur beiseite. Das wird sehr rasch geschehen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die „Deutsche Hochwacht" versuchte, unser Dementi bezüglich ihrer Lügennotiz über Neuenahr durch folgende Bemerkung zu diskreditieren:

An viele Einsender. Wir bitten Sie zu beachten, daß die „Mitteilungen" sich nicht an die Badedirektion in Neuenahr, sondern an einen „angesehenen Herrn" daselbst gewendet haben. Von diesem namenlosen Genossen stammt die Kunde, daß unser Bericht nicht stimme. — Wer kann denn nun mit solchen verborgenen Quellen etwas anfangen? Hm ja, so wird — — semitische Politik gemacht.

Wir wandten uns nunmehr direkt an die Kurdirektion, welche uns nachstehenden Bescheid zugehen ließ:

Bad Neuenahr, den 3. August 1906.

Auf Ihre gefl. Anfrage vom 1. crts. teilen wir Ihnen ergebenst mit, daß von israelitischen Kurgästen das Ansinnen, beim Morgenkonzert unserer Kurkapelle den Choral fortfallen zu lassen, niemals an uns gestellt worden ist.

Hochachtungsvoll
Die Kurdirektion.
A. Kütten.

Frech lügen und mit eiserner Stirn die Lüge aufrecht erhalten, so wird — antisemitische Politik gemacht.

Die Reichstagsstichwahl in Rinteln-Hofgeismar hat, wie zu erwarten war, mit dem Siege des deutschsozialen Kandidaten Herzog geendet, der 9098 Stimmen erhielt, während auf den Sozialdemokraten Vetterlein 4498 Stimmen fielen. In der Hauptwahl waren abgegeben 6318 deutschsoziale, 3995 sozialdemokratische, 1882 reformerische, 1289 nationalliberale, 937 freisinnige Stimmen. Nationalliberale, Reformer und ein Teil der Freisinnigen haben in der Stichwahl den Antisemiten Herzog gewählt.

Obwohl die Antisemiten beider Richtungen in der Entscheidungswahl sich wieder zusammenfanden, dauert der Bruderkampf mit unverminderter Heftigkeit fort. So bringt die „Hessische Rundschau" vom 5. August einen gepfefferten Artikel mit der Ueberschrift: „Der Dank des Bundes an seine Trabanten". In demselben heißt es:

„Das offizielle Organ des Bundes der Landwirte, die „Korrespondenz" widmet in No. 48 in einem Artikel über die Nachwahl in Rinteln-Hofgeismar-Wolfhagen seinem deutschsozialen Anhängsel folgende Liebkosungen: „Obwohl der deutschsoziale Kandidat die weitaus größte Stimmenzahl von allen Parteien auf sich vereinigt hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Erfolg im Wesentlichen der Unterstützung des Bundes der Landwirte und der konservativen Partei zu verdanken ist. Eine relativ starke Minorität, wie die des reformerischen Kandidaten Helmerich, der zunächst dem Deutschsozialen von allen bürgerlichen Parteien die meisten Stimmen auf sich vereinigte, könnte in anderen Wahlkreisen genügen, um den Antisemitismus überhaupt

auszuschalten". Damit empfangen die deutschsozialen Knechte von ihren agrarischen Herren den verdienten Lohn. Wer sich in das Sklavenjoch begibt, muß sich auch gefallen lassen, daß er als Sklave behandelt wird. Deutlicher ist die völlige Abhängigkeit der deutschsozialen Partei vom Bund nach nicht offenbart worden. Diese Preßstimmen haben die „Deutschsozialen Blätter" in ihren Siegesartikeln aus leichtbegreiflichen Gründen nicht gebracht. Der gute Ruf dieser „mächtig aufstrebenden Partei", wie es in einem Inserat der „Staatsbürgerztg." heißt, hätte darunter auch zu sehr gelitten. Ihren Anhängern aber wären dadurch die Augen geöffnet und die vollständige Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit der deutschsozialen Partei offen dargelegt worden. Aller Welt wäre dann klar geworden, daß diese Partei aus „eigner Kraft", wie es in verschiedenen von dem „General" Henningsen selbstverfaßten Artikeln einiger unbedeutender Zeitungen prahlend hieß, überhaupt nichts erreichen kann. Nur solange sie ein williges und gefügiges Werkzeug des Bundes der Landwirte und der hochfeudalen und aristokratischen konservativen Partei sind, gestehen ihnen diese Parteien in solchen Wahlkreisen, wo sie selbst wenig Aussichten auf Erfolg haben, gnädigst ein Mandat zu. Wenn nun ein solcher Kompromißkandidat mit Hilfe allerlei unlauterer Mittel siegt, nehmen die bündlerischen und konservativen Herren das Verdienst für sich in Anspruch, und die deutschsozialen Knechte müssen sich demütig ducken. Aber sie sind an eine solche Behandlung längst gewöhnt und fügen sich daher gern oder ungern in die ihnen aufgezwungene Dienerrolle. Willig nehmen sie die Fußtritte entgegen, welche ihnen die Geldgeber nach getaner Arbeit versetzen. Von der deutschsozialen Partei kann man sagen: „Wer sich in Abhängigkeit begibt, kommt darin um". Das werden die Wahlen **1908** beweisen. In Kassel, Eschwege und Eisenach genügen die reformerischen Stimmen, um den deutschsozialen Kandidaten auszuschalten, in Marburg, Rinteln und Waldeck, um ihm den Sieg zu entreißen. Dann kann der Häuptling als letzter Mohikaner der „mächtig aufstrebenden Partei" mit wehmütigem Blick auf sein Treiben zurückschauen und als getreuer Knecht zu den Füßen der Konservativen sich niederlassen. Sic transit gloria mundi."

Dem antisemitischen Bruderkrieg beabsichtigen die Deutschsozialen eine noch breitere Basis zu geben, indem sie auch das zweite ureigenste Operationsfeld der Reformer, das Königreich Sachsen, mit einem Angriff bedrohen. Die „Deutschsozialen Blätter" des Abg Liebermann v. Sonnenberg sind nämlich sehr unzufrieden damit, daß die Reformpartei bei der Reichstagsersatzwahl in Döbeln auf eine eigene Kandidatur verzichtet, und knüpfen daran die Folgerung:

„Wir werden sicher, sofern die Reformer keinen Kandidaten aufstellen, die Frage erörtern, ob nicht wir die Sache unserer politischen Weltanschauung führen müssen und wollen. Wir werden jedenfalls nicht leichten Herzens einer Abdankung zustimmen, die dem gesamten Antisemitismus eine arge Blöße geben könnte. Fühlen sich die Reformer zu schwach, und möchten sie deshalb verschüchtert in Kompromißlöcher schlüpfen, so gibts noch andere, die anders denken und unter Umständen das tun werden, was hier in erster Linie und mit Recht von den Reformern erwartet werden darf".

Die Christlichsozialen haben im Ruhrrevier große Pläne vor. Auf einer Konferenz von christlichsozialen Delegierten für die Ruhrwahlkreise am 5. August glaubte man feststellen zu können, daß die Partei stetige Fortschritte mache. Die Aussprache über die Wahltaktik der christlichsozialen Partei wurde nicht zu Ende geführt; auf einer Herbstkonferenz soll darüber weiter beraten und Beschluß gefaßt werden. In der Besprechung wurde von allen Rednern gefordert: Die Christlichsozialen sollten bei den allgemeinen Wahlen 1908 in den Industriewahlkreisen mit eigenen Kandidaturen vorgehen, falls es nicht zu einer ehrenvollen Verständigung mit anderen Parteien komme.

Aus der bayerischen Abgeordnetenkammer. In einigen Blättern sind Angriffe gegen das Verkehrsministerium gemacht worden, weil es das Nichtanhalten des D-Zuges 39 in Fürth verfügt hat. Minister v. Frauendorfer wies in der Abgeordnetenkammer diese Angriffe zurück und berührte hierbei die vom sozialdemokratischen Abg. Segitz gemachte Aeußerung, wonach der Referent des Verkehrsministeriums in dieser Sache gesagt haben sollte, in Fürth wäre für das Anhalten kein Bedürfnis, wer steige dort ein, höchstens ein paar Judenweiber! (Abg. Memminger ruft: Sehr richtig!) „Eine derartige Aeußerung — fuhr der Minister fort — wäre höchst beklagenswert; sie ist aber so nicht gefallen. Ich war selbst Zeuge dieser Aeußerung. Der betr. Beamte sagte: „Ich kenne die Verhältnisse persönlich aus meiner früheren Tätigkeit in Bamberg; wer benutzt denn den Zug, höchstens ein paar Bamberger Juden", daraus sind dann, wie die Sache durch mehrere Zungen hindurchging, wie es ja häufig geht, die „paar Judenweiber" geworden, und das klingt allerdings häßlicher. (Heiterkeit. Abg. Memminger: Aber gleich ist's!) Ich billige diese Aeußerung nicht und habe auch dem betr. Beamten die erforderlichen Bemerkungen zugehen lassen."

Mittelstandliches. Die deutsche Mittelstandsvereinigung, die von Hannover aus geleitet wird, will es nun einmal mit einem eigenen Organ versuchen. Das Blatt „Deutsche Volkspost" heißen; es wird vom Generalsekretär Eisenträger geleitet und erscheint in Berlin und zwar wöchentlich. Mit dem Erscheinen dieses Blattes ist, so hofft der Herausgeber des „Hammer", das äußere Band zwischen den einzelnen Ortsgruppen geschaffen und eine Waffe gegeben, um Angriffen und Verleumdungen mittelstandsfeindlicher Elemente entgegentreten zu können. Dieses Wochenblättchen soll das einzige Band sein, das die „Mittelstands"-Herren zusammenschließt — na, für bescheidene Seelen genügt's.

Vermischtes.

Der ehemalige Reichstagsabgeordnete Geh. Baurat Benoit, langjähriges Vorstandsmitglied und Schatzmeister des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, begeht am 12. August in körperlicher und geistiger Frische in Karlsruhe seinen 80. Geburtstag, zu dem wir ihm unsere herzlichsten Glückwünsche darbringen. Möge dem verdienten Veteranen im Dienste der Freiheit ein froher Lebensabend beschieden sein.

Gottfried Keller und der Antisemitismus. Am 20. Dezember 1881 schrieb der Schweizer Dichter Gottfried Keller an Prof. Moritz Lazarus: „Soeben erhalte ich den dritten Band Deines Seelenwerkes und, da ich bei diesem Anlasse zugleich einer Anzeige Deines aktuellen Aufenthaltes habhaft geworden bin, so daß ich bestimmt zu wissen glaube, wo mein Brief Dich erreicht, säume ich nicht länger Dir für diese neueste Gabe, wie für alle früheren, meinen so herzlichen als ehrerbietigen Dank darzubringen . . . Das Vorwort erinnert mich freilich an die dünne Kulturdecke, welche uns von den wühlenden und heulenden Tieren des Abgrundes noch notdürftig zu trennen scheint und bei jeder gelegentlichen Erschütterung einbrechen kann. Ich hätte Dir seinerzeit auch gern für die Vorträge in der Judenverfolgungssache gedankt, war aber damals ungewiß hinsichtlich Deines Aufenthaltes. Allerdings bleibt die Idealität in der Welt bestehen, wenn die Kultur infolge periodischer Gedächtnisalterung der Menschen auch morgen einbricht, und so wollen wir uns unsere Tage, die uns gegönnt sind, nicht zu sehr verbittern lassen, und ich wünsche Dir einen heiteren und glücklichen Jahreswechsel."

Henrik Wergeland, ein bäuerlicher Vorkämpfer der Judenemanzipation. Norwegen, das jüngste Königreich, ist das einzige Land der Erde, das bisher einem bäuerlichen Vorkämpfer der Judenemanzipation ein Denkmal errichtet hat. Da in Norwegen die Stadt konservativ, das Land aber demokratisch ist, so kämpfte Wergeland, der Vertrauensmann des Bauernstandes, dort für die Durchführung jener liberalen Grundsätze, welche in anderen Ländern energisch nur von den Städten aus verfochten zu werden pflegen: so namentlich für die Emanzipation

der Juden, deren bloße Zulassung in Norwegen noch bis zum Jahre 1851 untersagt war. Ueber die damals das norwegische Parlament beschäftigende Judenfrage schrieb Henrik Wergeland, nachdem er sein Leben lang für die Emanzipation gestritten, noch von seinem Totenbette an den politisch ihm zur Seite stehenden Storthingsmann Sorenskriver Sörenssen: „Ich brauche Dir, dem warmen Kämpfer für Licht, nichts zu sagen. Wenn aber der Tag (der Judendebatte) im Storthing kommt, dann kämpfe, rase, weine, und wenn auch das nichts hilft, dann reiße dem Egoismus und der Roheit die Maske ab mit der ruhigen Kälte eines Chirurgen. Es gilt die Ehre unseres Volkes vor der Welt! Die Freunde unserer Sache, welche bei dieser Gelegenheit sprechen werden, sollten sich zusammentun, die Parteirollen verteilen, wie es die Picadores vor einem Stierkampf machen." . . .

Wergeland starb leider sehr jung, im Alter von 37 Jahren, am 12. Juli 1845. Dem Kämpfer für menschliche und bürgerliche Freiheit errichteten dankbare Juden außerhalb Norwegens Grenzen (wie die vorhandene Inschrift lautet) in Christiania das hier besprochene Denkmal. Die Anregung dazu gab der dänische Dichter Meyer Aron Goldschmidt, welcher namentlich die Juden in den Hansastädten hierfür lebhaft interessierte und wenige Tage vor Wergelands Tode den Dichter und Kämpfer noch durch einen warm anerkennenden Brief erfreute. Das Monument in Norwegens Hauptstadt ist sehenswert; der Königsberger Oberlandesgerichtsrat Ludwig Passarge, der bekannte Ibsen-Biograph, hat es in seinen Briefen über Norwegen eingehend beschrieben.

Der letzte Kurfürst von Hessen und der jüdische Soldat. In der „Frankf. Ztg." lesen wir folgende Geschichte:

In Kurhessen, welches auch ein „Garderegiment" hatte, bestand die Regel, daß ein Israelit nicht die Ehre haben konnte, in diesem Regiment seine zwei Jahre abzudienen. Nun war ein hübscher, schlanker Bursche aus Sontra wehrpflichtig geworden und da er auch nicht im geringsten „jüdisch" aussah, wurde er kurzer Hand für die „Garde" ausgehoben. Lassen wir den Betreffenden jetzt selbst weiter erzählen:

„Bei der Besichtigung durch den Kurfürsten lief alles glatt ab. Unsere Kompagnie hatte gut abgeschnitten und der Kurfürst sagte: „Sehr gut; so weitermachen!" Ich war der zweite Mann vom rechten Flügel. Der Kurfürst sprach mich an:

„Woher?"

„Von Sontra, Königliche Hoheit."

„Hm; Vater auch Soldat gewesen?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, hat in Hanau gedient."

„So, bei den „Mainfranzosen", Wie heißen?"

„Blumenthal."

„Doch kein Jude?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, Jude," erwiderte ich, ihn stramm anblickend.

„Hauptmann von —," schrie der Kurfürst, „wie kommt der Mann in meine Garde?"

Dem Hauptmann ging es wie dem Pflanzer in Seumes „Kanadier" er stammelte verwirrt Entschuldigungen.

„Morgen geht Er nach Hanau, kann dort dienen, wie sein Vater auch," schnauzte der Kurfürst mich an.

Und so kam es. Von der Garde zur Linie versetzt und der wollenen Litzen beraubt, zog ich nach Hanau, wo mich das dortige Infanterie-Regiment in seinen Schoß aufnahm.

Die Bedrohung der Juden in Odessa. In Verfolg eines Gesuchs, das vom Zentral-Komitee der Alliance Israélite Universelle im Interesse der vom Aergsten bedrohten Odessaer Juden an den französischen Minister des Aeußern gerichtet worden ist, hatte der Präsident der Alliance, Narcisse Leven, — da der Minister auf Urlaub ist — mit dem Direktor der politischen Angelegenheiten eine längere Unterredung. Der Direktor erklärte, daß die Regierung Informationen erhalten hätte, die lediglich auf Mitteilungen der französischen und englischen Konsuln beruhten und die darin übereinstimmten, daß die Bewegung, die in Odessa eingesetzt habe, augenblicklich zum Stillstand gekommen sei. Infolgedessen liege für die Entsendung von Schiffen zur Aufnahme von Flüchtlingen kein unmittelbarer Anlaß vor. Ueberdies sei diese Maßnahme nicht leicht zu nehmen. Ohne Präzedenzfall, könne sie leicht als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes gedeutet werden. Jedenfalls werde der Minister den angeregten Schritt im Auge behalten und wohlwollend prüfen, wie weit der Anregung Folge zu geben sei.

Hierzu bemerkt das Deutsche Bureau der Alliance Israélite, daß der Grund für das außergewöhnliche Ansuchen derselben nicht unbedeutend gewesen sei. Wenn man sich erinnert, welche entsetzlichen und verheerenden Greueltaten vor wenigen Monaten an der jüdischen Bevölkerung von Odessa verübt worden seien, so werde man die Unruhe begreifen, die durch die ersten Anzeichen eines neuen Progroms in Odessa hervorgerufen werden mußte. Neueren Nachrichten zufolge sind durch die beklagenswerten Vorkommnisse vom 24. und 25. Juli nicht nur eine größere Zahl Läden und Wohnungen demoliert und ausgeraubt worden, sondern nicht weniger als sechs blühende Menschenleben, alles junge Arbeiter, sind den Progrombeschützern zum Opfer gefallen. Zwei, Gewert und Trebelew wurden auf der Stelle getötet, die anderen starben in den darauffolgenden Tagen im Krankenhaus. Die höchsten Beamten des Odessaer Militärbezirks machten ihnen im Krankenhause Besuche und forschten sie aus. Wie in Bjelostok griff das Militär ein, sobald sich die Juden der Ausplünderung widersetzten. Daß ein Haufe „echt russischer Männer" armen Uhrmachern, Strumpfwirkern, Wäschern und Färbern das letzte Hab und Gut raubte, ließ das Militär gleichgültig. Das sollte vielmehr eine gerechte Rache dafür sein, daß zufällig einmal ein einzelner Kosak seine Niedertracht mit dem Leben gebüßt hatte. Es steht fest, daß der Kosak Wassili Shurawlew in ein Handgemenge geriet, als er mit dem Rufe: Nieder mit den Juden! durch die dichtbesetzten Gassen ritt. Nicht erwiesen ist, daß Juden es waren, die ihn erschlugen. Wenn diesmal das weitere Umgreifen des Pogroms verhindert wurde, so ist das wohl zumeist dem einsichtigen entschlossenen Eingreifen des Stadtgouverneurs Generalmajor Grigorjew zuzuschreiben, der nicht müde wurde, in den bedrohten Stadtteilen persönlich die Volksmengen zu beruhigen. Das Auftreten des Oberbefehlshabers Baron Kaulbars, der an die in das jüdische Krankenhaus Geflüchteten eine Beschwichtigungsansprache hielt, hätte kaum Eindruck gemacht, auch die Versicherungen des zeitweiligen Generalgouverneurs Generalmajor Karangosow hätten kaum irgendwo Glauben gefunden. Richtig ist, daß, solange es diese obersten Spitzen nicht wünschen, ein Pogrom nicht in die Erscheinung treten wird.

Antisemitische Bade-, Kur- u. Erholungsorte.

Separatabdrucke der Liste stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Augustusbad bei Radelberg.

Bansin. Hotel Aegir (Necker und Naumann). Concordia (Naumann). Familien-Pension Strandhaus (Necker) nebst zugehörigen Villen, Pensionen und Gartenhaus.

Binz. Villa „Glückspilz“. Villa „Quisisana“. Villa „Seeblick“. Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein“. Restaurant „Imperial“.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder“.
Borkum.
Bozen. „Zur weißen Rosen“, „zum Reußen“.
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Schwarzwald).
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Kaiserhof und Seepavillon.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingenweiler (Schwarzwald).
Finsterbergen bei Friedrichroda. Kurhaus Felsenstein.
Freudenstein (Schwarzwald). Pension Palmenwald.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Harzburg. Villa Ladhuse.
Hasserode bei Wernigerode. Kurhaus der Frau Dr. Kubel.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz“ und „zum roten Adler“.
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk a. Röm.
Landeck in Schl. Logierhaus Elysium.
Langhampsen.
Leba in Pommern.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez Pirmasens.
Müritz.
Neuenahr. Villa Flora.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Ottilienberg. Pensionat am Frauenkloster.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Reusch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.

Salzbrunn i. Schl. Dachroedens Hof, christliches Logierhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schwarzach bei Weigandstal.
Schreiberhau. Landhaus Maria Elisabeth.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Sielbeck bei Uklei. Hotel und Pension Kellersee.
Spindelmühle. Hotel Wiesenhaus und Villa Hercynia.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabartz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thiersee.
Trautheim i. Odenwald.
Travemünde Villa „Mira Mare“, Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern). Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchensee.
Warnemünde. Villa Seeblick.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello. Pension Reuß u. Waldeck.
Wildungen. Villa Wald-Eck.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

* * *

Aus Saßnitz auf Rügen wird uns geschrieben: „Vor einigen Tagen las ich hier, wo im übrigen von Antisemitismus nichts zu spürenist, an der Tür des Geschäftes von Johann Herr, Ecke Weddingstraße und Prinzen-Allee, einen großen Anschlag folgenden Wortlauts: „Israeliten, die dies Geschäft betreten, werden wegen Hausfriedensbruch belangt“. Darüber stand noch auf einem kleineren Zettel: „Israeliten draußen bleiben“. Sollte es nicht möglich sein, gegen diesen Unfug einzuschreiten?“

Binz auf Rügen. Ueber eine antisemitische Ausschreitung, die im hiesigen Restaurant „Imperial“ passiert ist, berichtet die „Freiburger Verkehrs-Ztg.“: Der Kommerzienrat Z. aus Berlin gab in diesem Restaurant ein Fischgericht mit dem Bemerken zurück, es schmecke ihm nicht und da er magenkrank sei, wolle er sich nicht der Gefahr aussetzen, sich den Magen zu verderben. Der Wirt hörte das, fuhr den Gast an und traktierte ihn mit Kraftausdrücken wie „verfluchter Jude!“ Als der Gast erregt aufsteht, wird er aufgefordert, sofort das Lokal zu verlassen. Beim Hinausgehen bekommt er noch Liebenswürdigkeiten folgenden Stils zu hören: „Das verdammte Judenpack, das hat man davon, daß man solche Hunde reinläßt.“ Dabei fuchtelt der Wirt mit einem Stuhl in der Luft herum, wobei eine Scheibe in Trümmer geht. Ein anderer Gast, der sich weigert, zu bezeugen, daß „der Jude“ angefangen habe, wird ebenfalls an die Luft befördert. „Der Jude“ hat der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet.

Bad Wildungen. Zu den „streng christlichen“ Sommerfrischen zählt, wie wir einem Schreiben des Etablissements entnehmen, die Pension Villa Wald-Eck. Die Inhaberin desselben, eine Frau Dr. Thilenius erteilte einem jüdischem Herrn auf seine Anfrage die folgende Antwort: „Leider ist es mir nicht möglich, Ihnen das Zimmer zu überlassen, da ich nur mit voller Pension vermiete und mein Haus streng christlich ist“.

Heimkehr.

(Nach dem Russischen.)

Zwei kleinrussische Gäule schleppen den altersschwachen Kastenwagen auf dem elenden Landwege hin. Die letzten Sonnenstrahlen verschwinden hinter den Bäumen des nahen Kieferwaldes; eine fahle graue Färbung liegt über der ganzen Gegend. Mit liebevollen Worten treibt der Bauer seine müden Tiere an; seine „Täubchen“ und „Liebchen“ keuchen zwischen den harten Erdschollen nur mühsam vorwärts, selbst die Aussicht auf ein Bündel Heu und der Stall treibt sie nicht zu rascherem Laufe an.

Im Hinterteil des Wagens auf einem Bund Stroh liegt, halb gegen die eine Seitenwand gelehnt, ein noch junger Mann in einen zerschlissenen Soldatenmantel gehüllt. Bei jedem Ruck, den der Wagen macht, zuckt er stöhnend zusammen. Ein jüdischer Soldat ists, der vor vier Jahren in Jugendkraft herauszog gen Osten, den der Befehl des Zaren rief zum blutigen Geschäft gegen die schurkischen „Japs“, die Rußland unterwerfen wollten, wie man den Rekruten sagte.

Es war ein wilder Kampf gegen die gelben Teufel. Schaudernd ziehen blutige Bilder an der Seele des Heimkehrenden vorüber. Er gedenkt der furchtbaren Kämpfe, des Mordens und Wütens, der Schlacht bei Turentschan, die ihm den linken Arm kostete.

Jetzt kehrt er heim ein Krüppel, ein Jüngling und ein Krüppel. Was werden die Eltern sagen, was das Schwesterchen? Tränen verdunkeln den Blick des Invaliden. Wochenlang ist er schon unterwegs. Lange war der Krieg zu Ende. Mit nichtigen Gründen hielt man die Truppen zurück. Verworrene Gerüchte aus der Heimat drangen ihnen zu Ohren. Sie forderten drohend die Heimkehr. Da gab man dem Drängen nach und ließ zuerst die Kranken und zum weiteren Dienst Untauglichen die Reise antreten.

Die Reise war eine furchtbare Qual, schlechte Nahrung, elende Wohnstätten. Doch jetzt sollte es bald anders sein. Jetzt war er daheim, nur wenige Minuten noch, dann grüßte ihn das elterliche Haus. Er hatte lange nichts gehört von Eltern und Schwester. Ihr Briefe mochten verloren gegangen sein im kriegerischen Trubel. Er fragte den Bauer nach ihnen, der ihm gegen geringes Entgelt den Platz auf dem Strohbund überlassen hatte. Der wußte nichts, und brummte nur mürrisch etwas zwischen den Zähnen.

Der Wagen rasselte über die Straßen der kleinen Stadt. Am Marktplatz trennte sich der Soldat von seinem Fuhrherrn. Erstaunt blickte er umher. Es kam ihm alles so fremd vor. Ueberall türmte sich Gerümpel auf in den engen Straßen. Die Fensterhöhlen gähnten ihn leer an. Die Haustüren waren zerschmettert. Selten ließ sich jemand auf der Straße erblicken.

Dem Invaliden wurde unheimlich zu Mute. Er schritt die Gasse herunter zum elterlichen Hause. Ueberall dieselbe Zerstörung und ängstliche Stille. Jetzt stand er vor dem altbekannten lieben Hause. Er schaute starr hin. Die Fenster waren herausgerissen, ihm wohlbekannte Möbelstücke lagen auf der Straße, die Haustür war halb verkohlt. Von Entsetzen erfaßt trat er ins Innere. Die Zeichen wilder Zerstörung an allen Orten, Trümmer und Schutt überall, keine lebende Seele. Er wankte und griff nach einem Türpfosten. Dumpfes Gemurmel scholl aus einer Ecke des Flures an sein Ohr.

Er tappte dahin. Ein halbblinder alter Anverwandter kauerte dort und murmelte Gebete. Er beachtete den Herantretenden kaum. „Wo ist der Vater?“ stammelte der Soldat „Tot“ erhielt er zur Antwort — — „Die Mutter, die Schwester?“ — „Tot, tot — alles tot“ murmelte der Alte.

„Tot?“, schrie der Heimgekehrte auf, „tot? warum — tot?“ — „Weiß nicht“, knurrte der Greis weltentrückt — „Väterchen hats befohlen — Kosaken — Soldaten kamen — und jetzt ist alles tot — alles tot.“

Ein Aechzen hallte durch den Raum, dann brach der Heimgekehrte zusammen. Schwer schlug sein Haupt gegen den Türpfosten.

Der Alte betete weiter. F.

Briefkasten.

W. in Delitzsch. Besten Dank für Ihre interessanten Informationen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 33. Berlin, 15. August 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Die antisemitische Zwickmühle.

Gotthold Ephraim Lessing hat bekanntlich das Wort geprägt: „Der Jude wird verbrannt". Er glaubte mit diesem einem Patriarchen zur Zeit der Kreuzzüge in den Mund gelegten Satz der mittelalterlichen fanatischen Borniertheit und Bosheit letzten Schluß ausgedrückt zu haben. Und Millionen Menschen mit und nach ihm glaubten dasselbe. Wenig ahnte der gute Lessing, obwohl er doch einer der hellsten deutschen Köpfe war, die seit des Cheruskers Zeiten bis auf den heutigen Tag gelebt haben, daß antisemitische Borniertheit und Bosheit im neunzehnten, ja im zwanzigsten Jahrhundert ihn weit übertrumpfen werden. Die Antisemiten unserer Tage geben sich nach dem berühmten Muster Franz Moors mit Kleinigkeiten nicht ab. Ihnen genügt nicht, daß der Jude verbrannt wird; bei ihnen heißt es: Die Juden werden verbrannt. Sie gehen gleich aufs Ganze.

Die fortgeschrittenen Nachfolger des Lessingschen Patriarchen haben sich eine wunderschöne Zwickmühle ersonnen. Ein Verbrechen wird verübt. Ein Jude soll es unter allen Umständen begangen haben. Man denke an Dreyfus, an den Konitzer Mord, an Hilsner. Mit den verwerflichsten Mitteln einer zügel- und skrupellosen Agitation wird alles auf den vermeintlichen jüdischen Verbrecher gehetzt, bis er, wenn auch nicht mit Recht, so doch in aller Form Rechtens verurteilt ist. Nun werden, was bereits während der gerichtlichen Prozedur mehr oder weniger verblümt geschehen ist, Reflexionen angestellt über die Glaubens- und Stammes-Genossen des Verurteilten in der ganzen Welt. Wird aber Dank der sich mit aller Macht zur Wehr setzenden Unschuld und der der Wahrheit innewohnenden Macht nach Jahr und Tag nicht nur in aller Form Rechtens, sondern auch wirklich von Rechtswegen der unschuldig Verurteilte freigesprochen und rehabilitiert, dann haben die Juden mit Hilfe ungezählter Millionen die Justiz bestochen und den „Schuldigen" der wohlverdienten Strafe entrissen. Und jetzt sind erst recht die Juden aller Länder Mitschuldige des vermeintlichen Verbrechers, der in den Augen oder richtiger in den Zeitungen der Antisemiten der Verbrecher bleibt, haben sie solidarisch über Meer, Gebirg und Tal, sich der Bestechung, der Zeugenbeeinflußung, der Anstiftung zu Meineiden und was der Verbrechen mehr sind, schuldig gemacht. In jedem Falle sind die Juden die Schuldigen und nützten, wenn es noch eine von den Juden unabhängige Gerechtigkeit gäbe, von Rechtswegen samt und sonders eingesperrt werden, da es ja eine Bestrafung zum Tode durch Verbrennen nicht mehr gibt.

Man weiß, daß für Dreyfus — zu ihrer ewigen Ehre sei es gesagt — in erster Reihe durch ihre Stellung und durch ihre sittliche Größe hervorragende Christen, Männer wie Scheurer-Kestner, Trarieux, Zola, Picquart, Labori, Anatole France, Jaurès und sehr viele andere mehr, und schließlich die ganze Regierung, der höchste Gerichtshof, die überwältigende Mehrheit des Senats und der Deputiertenkammer, fast die gesamte Presse der ganzen zivilisierten Welt, die weit überwiegende Mehrheit der Menschen und vor allem des früher auf ihn höchst erbitterten französischen Volkes eingetreten sind, bennoch bleibt bei der antisemitischen Presse Dreyfus nach wie vor der Verräter, den die Juden auf verbrecherische Weise losgekauft haben.

Die ganze zivilisierte Menschheit weiß, daß es einen Ritualmord nicht gibt. Dennoch ist in Oesterreich ein Jude, Hilsner, in aller Form Rechtens wegen Ritualmords zum Tode verurteilt worden. Kaiser Franz Josef hat den Verurteilten begnadigt. Da Hilsner notorisch ein mauvais sujet ist und absolut nichts einen Gnadenakt begründen kann, ist nur anzunehmen, daß der Justizminister und der Kaiser aus denselben Gründen Gnade hat walten lassen, aus welchen Dreyfus nach der Verurteilung durch das Militärgericht in Rennes begnadigt worden ist: nämlich in Frankreich um nicht einen ohnehin schon hart mitgenommenen Mann das Opfer eines bereits notorisch ungerechten Urteils werden zu lassen, in Oesterreich um einen nicht mehr gut zu machenden weil blutigen Justizmord nicht zuzulassen.

Auch für Hilsner, trotzdem er ein verrufenes Subjekt und ein armer Teufel ist, von dem also nichts zu holen wäre, ist ein Gerechtigkeit liebender Christ eingetreten, ein Dr. Bulowa, der Jahre lang mit Aufopferung des wenigen, das er hatte, bis zu seinem Tode die Unschuld des Verurteilten verfochten und die Schuldigen genannt hat. Wenn einmal die neuen Tatsachen gefunden werden sollten, die zur Wiederaufnahme des Verfahrens erforderlich sind, dann wird es ganz sicher wieder heißen, die Juden haben den Ritualmörder der strafenden Gerechtigkeit entrissen. Kein Antisemit wird fragen: warum haben sie ihn erst verurteilen lassen? warum haben sie ihn erst viele Jahre im Zuchthaus sitzen lassen? Wenn die Juden schon die christlichen Richter in allen Ländern bestechen können — so liebevoll urteilen die Antisemiten über christliche Richter — warum haben sie es nicht getan, da es noch viel leichter und — billiger gewesen wäre?

Uebrigens brauchen die Antisemiten zur Anwendung ihrer Zwickmühle nicht einmal eines bereits verurteilten jüdischen Verbrechers. Ihnen genügt, daß ein Jude eines Verbrechens beschuldigt wird. Noch ehe das Gericht ge-

sprochen, ist er schuldig, und sind seine und seiner Freunde Bemühungen, seine Unschuld zu beweisen, Versuche, die Justiz zu bestechen.

In **Rumänien** wird ein jüdischer **Gutspächter** beschuldigt, vierzehn rumänische Bauernmädchen vergewaltigt zu haben. Eine gerichtliche Verhandlung hat noch nicht stattgefunden. Der Beschuldigte hat die Flucht ergriffen. Ob er sich schuldig fühlte, oder ob er der rumänischen Justiz mißtraute, wissen wir nicht. Und nun höre man, wie die „**Staatsbürgerztg.**" weiter über den Fall berichtet. „Das ganze Judentum — so schreibt sie — ist auf den Beinen, um durch Aufstellung falscher Zeugen, durch Bestechung von Polizei- und Justizpersonen, durch Drohungen und Einschüchterungen gegenüber den Beschädigten und ähnliche Mittel die Sache zu vertuschen und aus dem Verbrecher einen „Märtyrer" zu machen . . . Das Verbrechen ist notorisch und erwiesen, und trotzdem haben sich alle Juden zusammengeballt, um den Verbrecher reinzuwaschen."

Man bedenke! Vorläufig hat nur der Staatsanwalt gesprochen, es hat keine Gerichtsverhandlung stattgefunden. Die „Staatsbürgerztg." hat anscheinend noch nie davon gehört, daß sehr viele Indizien gegen einen sprechen können, daß ein Staatsanwalt sich irren kann, sich schon öfter geirrt hat. Dennoch spricht sie von einem bereits erwiesenen Verbrechen, dennoch wirft sie den Juden, nein dem ganzen Judentum vor, was oben zu lesen. Das Antisemitenblatt sollte doch einmal den Rabbi von Bacharach lesen, und es wird dann wissen, daß Juden, wenn auch nur der entfernteste Verdacht auf sie geworfen worden ist, als einziges Mittel die Flucht kannten. Das war allerdings im Mittelalter. Aber in Rumänien und überall, wo Antisemiten das Wort führen, herrschen eben mittelalterliche Zustände. Wir sehen ja, wie in Rußland nur das Wort hingeworfen zu werden braucht, daß Juden auf eine Prozession geschossen haben, und die Menge ist schon bereit, auf nicht einmal verdächtigte Juden sich zu stürzen und sie scharenweise hinzuschlachten. Wenn die Antisemiten es für möglich halten, daß Juden die rumänische Justiz bestechen können, wie sollten dann nicht Juden, die gar wohl wissen, daß die Juden kein Geld, am allerwenigsten ungezählte Millionen, für Verbrecher übrig haben, der rumänischen Justiz zutrauen, daß sie sich durch die im Lande herrschende antisemitische Strömung beeinflussen lassen möchte?

Zu Saladins Zeiten brauchte nur der Jude zu fürchten, der der Gewalt eines wenig patriarchalischen Patriarchen anheimfiel. Im zwanzigsten Jahrhundert soll nach antisemitischer Christlichkeit die Judenheit auf dem ganzen Erdball zittern, wenn es irgend einem Antisemiten einfällt, eine Beschuldigung gegen einen Juden auch nur auszusprechen. Und das ist doch, wie man schon aus den Ritualmordbeschuldigungen, die sich bald als leere Hirngespinste erwiesen haben, oft genug vorgekommen.

Und da sage man noch, es gebe keinen Fortschritt! Von dem Patriarchen zur Zeit der Kreuzzüge bis zu dem modernsten Antisemitismus welcher Fortschritt auf dem Wege — rückwärts. Die Dummheit und die Bosheit währen eben ewiglich und kennen keine Grenzen.

Man darf indessen nicht annehmen, daß die so bequem zu handhabende und vortrefflich funktionierende antisemitische Zwickmühle nur im Falle von Verbrechen in Betrieb gesetzt wird. O nein! Sie wird bei jeder möglichen Gelegenheit angewendet. Wenn ein Graf Hoensbroech in einer Stichwahl die Parole ausgibt: lieber rot als schwarz, dann wird es niemandem einfallen, seinem Charakter einen Makel anzuheften, noch weniger seine Glaubensgenossen zu verdächtigen. Wollen aber Juden in einer Stichwahl zwischen einem Antisemiten und einem Sozialdemokraten nicht als die größten Kälber ihre Metzger selber wählen, dann sind sie das zersetzende Element, die Umstürzler, die vaterlandslosen Gesellen, und zwar nicht blos die Juden in dem betreffenden Wahlkreise, sondern die Juden im ganzen Reiche. Sind sie aber wirklich die größten Kälber und stimmen für den Antisemiten, dann sind sie die ehrlosen, feigen Kriecher, die heuchlerisch ihre wahre Meinung verbergen. Stehen die Juden auf Seiten der Regierung, dann sind sie die listigen Egoisten, die es gern mit der Macht halten. Sind sie, was infolge ihrer gesetzlichen oder doch tatsächlichen Rechtlosigkeit in vielen Ländern nur natürlich ist, auf Seiten der Opposition, dann sind sie die ewig unzufriedenen Nörgler, die Wühler, Agitatoren usw. Treten sie mit vollem Eifer in dem Lande, in welchem sie wohnen, für die Nationalität ein, dann werden sie verspottet, sind sie nicht eifrige Nationalisten, dann macht man ihnen zum Vorwurf, daß sie kein Interesse nehmen an dem Schicksal des Volkes, in dessen Mitte sie leben, dann sind sie Parasiten und was dergleichen mehr ist. In dem russischen Riesenreiche wallt und braust und siedet und zischt es. Bauern und Edelleute, alle Intelligenzen, Soldaten, Matrosen, Offiziere, alle Nationalitäten sind in Aufruhr, und die ganze Welt sympathisiert, wenn auch nicht mit den rebellischen Handlungen immer, so doch mit der geistigen Bewegung, genau so wie die ganze Welt seinerzeit mit der großen französischen Revolution sympathisiert hat. Würden Juden in Rußland nicht auch an dieser Bewegung teilnehmen, dann gäbe es keine Schmähung, die man nicht für die elende, feige, niedrig denkende Judenschaft Rußlands zur Verfügung hätte. Nun nehmen sie als die am meisten Unterdrückten, als diejenigen, die am meisten zu gewinnen und am wenigsten zu verlieren haben, an der Bewegung teil, sofort heißt es, sie seien die eigentlichen Anstifter der das ganze große russische Reich erschütternden Revolution. Eine Zeit lang warf man ihnen vor, daß sie zwar die Hauptleiter der Bewegung seien, daß sie aber von allen Mut und persönliche Aufopferung erfordernden Taten sich feige fernhalten. Nachdem angesichts der Tatsachen dieser Vorwurf nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, da mehrere Juden als Attentäter auf frischer Tat ergriffen und dann hingerichtet worden sind, so heißt es jetzt, die Juden seien die Hauptbombenwerfer und so weiter.

Kurz, die antisemitische Zwickmühle ist überaus leistungsfähig. Die Juden können machen, was sie wollen, der antisemitischen Weisheit letzter Schluß ist: Die Juden werden verbrannt, die Juden hier, da, überall. Und die bornierte Masse, die man keineswegs nur oder hauptsächlich unter den Massen zu suchen hat, folgt wie die Schafherde dem Leithammel und stimmt mehr oder weniger laut ein in den Ruf: Die Juden werden verbrannt! Es kommt eben nichts über eine praktische Zwickmühle, besonders wenn es viele gibt, die sich nicht die Mühe geben, die zu beschränkt oder zu denkfaul sind, die Verwerflichkeit eines solchen Zwickapparats einzusehen.

Nachklänge zur Wahl in Hofgeismar-Rinteln.

In den Stöckerblättern, der „Staatsb. Ztg." und dem „Reich" veröffentlicht **Liebermann von Sonnenberg** einen Rückblick auf die Wahlbewegung und ihr Endergebnis, der mit spitzen Pfeilen gegen die Reformpartei reichlich gespickt ist. Was indessen die anderen bürgerlichen Parteien am meisten interessiert, ist die Mitteilung, daß ein **antisemitisch-bündlerisch-konservatives Bündnis in Hessen** bereits jetzt für die nächsten allgemeinen Wahlen perfekt ist; der deutschsoziale Parteiführer schreibt nämlich:

„Mit besonderer **Genugtuung** erfüllt es mich, daß ein seit einem Jahrzehnt von mir verfolgter Plan endlich der Verwirklichung entgegengeht, nämlich ein **Wahlbündnis** zwischen den **Konservativen** und den **Deutschsozialen** in Hessen zur Wahrung des gegenseitigen Besitzstandes im Landtage und Reichstage. Der

Reichstagswahlkreis Marburg fällt dabei uns zu. In Zukunft wird bei allgemeinen Wahlen ein größerer Teil unserer Arbeitskraft zur Bekämpfung der Sozialdemokratie und gegebenen Falles zur Unterstützung von Kandidaturen verwandter Richtungen verfügbar sein."

Die antisemitische Bewegung in Hessen, die sich früher gern ein freiheitliches Mäntelchen umgehängt hatte, ist also nunmehr endgiltig ins konservativ-agrarische Fahrwasser hinübergeführt worden. Das führende Organ der Freisinnigen in Hessen begrüßt das Bündnis als eine sehr erfreuliche Klärung. Immer noch hatte der junkerliche Antisemitismus des Herrn von Liebermann ab und zu die volksfreundliche Maske aufgesetzt. Jetzt aber wissen die Wähler, woran sie sind. Die Bahn ist frei. Bürger, Bauer und Arbeiter sehen klar den Feind: die junkerlich-konservativ-antisemitische Reaktion. Diese Sachlage wird den nächsten Wahlkampf wesentlich vereinfachen. Es wird heißen: hie Freiheit und Fortschritt — dort Junkergeist und Rückschritt.

Im Lager des befreundeten Deutschen Volksbundes, der eben erst bei der Nachwahl in Rinteln-Hofgeismar ein offenkundiges Zeugnis seiner Sympathie für die Deutschsozialen abgelegt hat, ist man von dieser Erklärung sehr unangenehm überrascht. Die „Deutsche Hochwacht" schreibt:

„Es ist uns unmöglich zu glauben, daß dieser Plan in weiteren deutschsozialen Kreisen gebilligt werde. Wir verkennen nicht die gute Absicht des Herrn v. Liebermann; wir wissen wohl, was er damit bezweckt. Aber wir sehen darin doch nur ein Zugeständnis an die eigene Schwäche unserer antisemitischen und antiklerikalen Bewegung. Herr v. Liebermann ist ein kernfester und gewiß stramm deutscher Vertreter der alten Schule; dieser Plan aber ist ein Greifen nach dem Strohhalme, wo wir doch schwimmen sollen. Wir hoffen und wünschen, daß Herr v. Liebermann aus den eigenen Kreisen heraus das Selbstvertrauen wiedergewinnen möge, wie es zweifellos uns alle beseelt. Ein Sturm aller seiner Freude möge ihn mitreißen und ihm die frohe Gewißheit geben, daß wir solche „Kompromisse" nicht nötig haben, mit denen unser völkischer Gedanke sich nur „kompromittieren" würde!"

Die „Deutsche Reform", das offizielle Organ der Reformpartei, antwortet auf die Liebermannschen Angriffe verhältnißmäßig schwächlich:

„Wenn er (Liebermann) die Reformer in Hessen als „politische Hausknechte" bezeichnet, die „gröbere und unsaubere Wahlarbeit" besorgten, so richten sich solche Schimpfereien von selbst. Zum Glück bleiben ja nach einem Wahlkampfe die Flugblätter als dauernde Urkunden dafür, wie die Parteien agitiert haben. Die der deutschsozielen Partei, u. a. ein solches, das eigentümlicherweise auf rötlichem Papier gedruckt ist, können gewiß nicht als Muster vornehmen Tones hingestellt werden. Von den „Reformern" (in Anführungszeichen!) heißt es da u. a.: „Solche Politiker, die unter dem schönen Namen von „Reformern" bisher nur öde Schlagworte zu Tage förderten, die durch Leute wie Ahlwardt und Pückler den berechtigten Antisemitismus aufs schwerste schädigten ... unklare Köpfe ... die mit ihrem verworrenen Krakehl ... lediglich ein trauriges Parteigezänke verewigten möchten." Ja, Herr v. Liebermann hat Recht. Der Wahlkampf in Rinteln, den die Deutschsozialen mit solchen Waffen führten, war ein „beschämendes Schauspiel zur Belustigung der gesamten Judenpresse". Nur merkt Herr v. Liebermann nicht, daß er selbst und seine Freunde es sind, die, wenn auch unfreiwillig, die Judenpresse belustigen. Und auch hier wieder verläßt ihn sein Gedächtnis. Was hat Ahlwardt mit der Reformpartei zu tun? Nicht mehr als mit Herrn v. Liebermann selbst. Ahlwardt war kurze Zeit Hospitant der Deutschsozialen Reformpartei, zur selben Zeit als Herr v. Liebermann einer der beiden Vorsitzenden der Partei war. Und nur in dieser Zeit hat Ahlwardt mit der heutigen Reformpartei einer Organisation angehört. Hat Herr v. Liebermann auch das vergessen? Entsinnt er sich auch nicht mehr, wer den Grafen Pückler ausgegraben hat? Herr v. Liebermann selbst! Müssen wir sein Gedächtnis überall erst auffrischen? Wenn nun die Reformer gleiches mit gleichem vergolten hätten und, freilich mit mehr Recht, die konservativ-deutschsoziale Kompromißpartei als die Partei Hammerstein-Leuß verschrieen hätten? Wer weiß, ob sich dann nicht doch mancher brave Kompromißmann seitwärts in die Büsche geschlagen hätte. Die Reformer verschmähten solche Kampfmittel und erhalten zum Dank von den Glashäusiern nun Ehrentitel wie „Hausknechte", „Krakehler" usw.

Der deutschsoziale Reichstagsabgeordnete Raab wird in dem Organ der Reformpartei hart angelassen, da er gelegentlich einer Quittung über bei dem deutschsozialen Wahlfonds eingegangene Beiträge geschrieben hatte:

„Und eine besondere Freude bei dieser Wahl ist es gewiß für uns alte Deutschsoziale, daß wir schon verschiedene und recht ansehnliche Beiträge von ehemaligen Reformern entgegennehmen durften, die durch das parteifeindliche Treiben der „Reformer" erzürnt, nun zu uns gekommen sind. Daraus dürfen wir die Hoffnung schöpfen, daß bald die letzten verständigen Männer aus den Reihen der Reformer ausgeschieden sind und dann bei uns das finden, was sie auf der andern Seite vergeblich suchten, nämlich ein Feld für gemeinsame, besonnene aber tatkräftige Arbeit im Sinne unserer deutsch-völkischen Ideale."

Die „Deutsche Reform" erwiderte hierauf:

„Herr Raab kann zwar in seinen Quittungen keinen uns bekannten „ehemaligen Reformer" namhaft machen, der vor dem ersten Wahlgange einen Beitrag in seine Kasse geliefert hätte; daß jetzt zur Stichwahl auch einige Reformer, die es sind und bleiben, auf die beständigen dringenden Bitten des „Deutschen Blattes" hin, trotz des schreienden Undanks der Hamburger, halten wir für denkbar, so schwer ihnen dies durch das Verhalten der Raab und Genossen auch gemacht wird. Sind doch von Seiten, auf die wir Wert legen, von solchen Gesinnungsgenossen, die bisher eine vermittelnde Stellung zwischen Reformern und Deutschsozialen einnahmen und eine nochmalige „Eisenacher Vereinigung" für wünschenswert hielten, Zuschriften bei uns eingegangen, in denen sie gerade infolge der hämischen Angriffe der hamburger Deutschsozialen voll Entrüstung nun jede Möglichkeit eines Zusammengehens als endgültig ausgeschlossen erklären. Besonders die Zumutung des Herrn Raab, nach alledem mit ihm „ein Feld für besonnene Arbeit" gemeinsam zu beackern, erscheint ihnen ein starkes Stück, und sie fragen: Wie würde dies Feld wohl aussehen?"

Das hessische Organ der mit der Reformpartei im allgemeinen identischen sogenannten „Freideutschen", die „Hessische Rundschau" schließt ihren Nachruf an die verlorene Schlacht mit einem „Gelöbnis":

Nie wird die internationale Reaktion, die Sozialdemokratie, den 1. hessischen Wahlkreis erringen, aber auch die nationale Reaktion, die konservative Partei und ihre gefügigen Anhängsel, soll sich nicht lange seines Besitzes freuen, — das geloben wir unsern dortigen Wählern und unserer zahlreichen Anhängerschaft im Lande! Man hat der deutschen Reformpartei Untätigkeit nachgesagt, man hat sich da und dort unwillig von ihr abgewandt, und man hat dabei vergessen, daß wir lange Jahre in unsern besten Kräften lahmgelegt waren durch jenen großen Irrtum von Eisenach, durch die Einigung mit den verkappten Konservativen Liebermann'scher Tendenz im Jahre 1894. Befreit von ihnen, können wir uns endlich wieder zwanglos entfalten und unsere Kräfte an den reaktionären Widerständen erproben. Blickt hin nach dem Königreich Sachsen! .. Darum Mut gefaßt, Ihr Freunde, und nicht an der Reformpartei versagt! Lernet Ihr vor allem recht begreifen die fundamentalen Unterschiede zwischen freien Reformern und konservativen Deutschsozialen. Hier die unabhängige radikalnationale Volkspartei aller selbständig schaffenden Männer, dort das gefügige Werkzeug des reaktionären Großgrundbesitzes und des feudalen Großkapitals, vorgeschoben und benutzt zur Einfangung möglichst vieler Handwerker- und Bauernstimmen. Keiner laufe mehr aus Angst vor dem roten Gespenst diesem reaktionären Nationalismus in die Arme! In der deutschen Reformpartei findet jeder freie Deutsche seinen Platz und seine rechte Vertretung. Wir können nicht immer siegen, aber daß wir kämpfen, das ist die Hauptsache! Wohl kann des Schicksals Wucht den Helden vorübergehend bedrücken, aber sein eherner Sinn ist und bleibt doch gewaltiger."

Diese „Helden" à la Don Quichote berauschen sich an ihrem eigenen Phrasenschwall.

Das Heinedenkmal des Herrn Bartels.

IV.

Für Herrn Professor Bartels gibt es nicht Probleme, gibt es nichts Menschlich-Problematisches, nichts Künstlerisch-Problematisches. Er wirft sich in seine Hochbrust, scheidet und unterscheidet. Hier die Schafe, da die Böcke. Hier Germanen und da Juden. Das ist furchtbar einfach. Das schaltet jede Kompliziertheit aus. Dazu gehört keine Psychologie. Die Aesthetik wird ungemein erleichtert. Wozu hat sie sich nur so lange mit so verwickelten und unnützen Dingen herumgeschlagen? Nun ist ihr Alexander gekommen. Nun hat Adolf der Germane den Knoten durchhauen.

Den Menschen Heine meint Bartels bis dahin genugsam erwürgt zu haben. Nun muß er den Dichter umbringen. Der berühmte Satz: „Der Mensch ist der Dichter" — „Was einer als Mensch ist, ist er auch als Dichter, und umgekehrt, des Dichters Vorzüge und Schwächen finden sich im Menschen wieder". Hier wird freilich Herrn Bartels ein wenig vor seiner Gottähnlichkeit bange: „Wenn darum auch noch nicht alles, was in den Werken des Dichters steckt, in seinem Leben gesucht zu werden braucht — künstlerisches und menschliches Erlebnis sind oft nur Analogien, decken sich nicht jederzeit ohne weiteres." Wer näher zusieht, erkennt hier aber leicht den Jesuitismus. Was eine Einschränkung erscheint, ist nichts anderes als eine Erweiterung, die nämlich, dem Klatsch, der Schnüffelei und der Hereinzerrung alles Persönlichen und Persönlichsten in das Werk des Dichters und den Schlußfolgerungen daraus ein Mäntelchen umzuhängen. Das Mäntelchen eines höheren Gesichtspunktes, einer bedingteren Auffassung. Herr Bartels meint sich salvieren zu müssen. Aber er fällt sogleich wieder in seine Unbedingtheit und Plumpheit. „Heine der Dichter und Macher seines Ruhms". Wenn Heine Immermann gegenüber Verwahrung gegen das Hineinschnüffeln in das Gedicht, Persönliches darin zu suchen, einlegt, so war das doch wohl mehr und ein anderes, als „die Furcht, als Jude erkannt und hingestellt zu werden". Mußte er denn den Juden verbergen und hat er ihn verborgen? Hat er nicht gerade vom „großen Judenschmerz" gesungen? „Später scheint dann Heine den Zusammenhang zwischen Leben und Gedicht gänzlich geleugnet zu haben". Herr Bartels ist nun schnell fertig mit dem Wort und sucht darin den Grundunterschied des Deutschtums und Judentums. Platteres ist in der Kunstästhetik kaum noch geleistet worden. Hat nicht C. F. Meyer von Hutten gesagt, daß er „kein ausgeklügelt Buch" sei, daß er „ein Mensch mit seinem Widerspruch" sei? Hat er damit nicht das deutsche Wesen Huttens geleugnet? Herr Bartels wäre fähig, das Deutsche einfach als das Harmonische zu erklären. Heine ist aber noch von keinem Menschen als eine harmonische Natur hingestellt worden. Oder wäre Herr Bartels sogar fähig, die Konsequenz zu ziehen und zu sagen, eine unharmonische Natur kann kein Dichter sein? Er würde es so ausdrücken, daß eine unharmonische Natur nicht der größte Dichter nach Goethe sein könne, was die Dummheit nicht besser macht. Aber, mit dem größten Lyriker nach Goethe, das ist überhaupt so ein Spleen. Wenn darauf so viel ankäme, und wenn sich das nur nach Bartelsschen Argumenten abschätzen ließe, so bliebe immer noch dies eine Enge, daß der größte Dichter nach Goethe in seiner Richtung liegen müsse. Er kann doch sein direktes Gegenteil, ja er kann sogar, mit Gegenteiligem Goethe direkt fortsetzen. Herr Bartels wird das aber nicht verstehen. Man muß ihn seiner Unvernunft überlassen.

Heine schnitt manche Grimmasse, die Herrn Bartels nie verständlich sein wird, trug manche Maske — (un faux nez, wie er zu Weill sagte) hinter die Herr Bartels nie wird sehen können. Von Auslösung der Gegensätze weiß dieser Seelenkünder nichts. Er hat die klipp und klare Formel: deutsch, jüdisch. Daß es noch andere Dinge zwischen Himmel und Erde geben könnte, als diese beiden, das wäre seinem kleinen Gehirn zu viel zugemutet. Außerdem würde ihn das von seinem Ziele entfernen: der Jude muß verbrannt werden. So darf er ihn sich nicht entschlüpfen lassen. Und also rückt er dem Dichter, dem Lyriker, zu Leibe. Gleich wieder Vereinfachung, gleich ein einziges Kriterium: Gemüt. Was er Gemüt nennt, in seinem allerengsten Sinne. Da schaltet er nun Heine aus. Er hatte kein Gemüt wie Goethe und — Mörike! (Es wird ihm doch noch glücklich gelingen, uns den feinen und liebenswürdigen Mörike zu verekeln!) Erstens ist das nicht richtig, Heine das Gemüt schlankweg abzusprechen, zweitens zeigt sich darin wieder die Bartelssche Unfähigkeit, den Umkreis einer Sache abzuschreiten. Er kann nur auf einen Punkt starren.

Herr Bartels zieht nach dem Referat von Goebeke die Kritik von Willibald Alexis an. Aber wer die liest, muß doch sehen, wenn er nicht die gleiche Brille der Voreingenommenheit wie Herr Bartels trägt, daß hier versucht ist, verständnisvoll nachzugehen. Herr Bartels versteht unter verständnisvoll nachgehen freilich: das Persönliche erschnüffeln und hereinzerren und unbedingt und in Bausch und Bogen verdammen. Kritiker sein heißt Totschläger sein. Dann hätte freilich Goethe recht, wenn er den Rezensenten, „den Hund" totgeschlagen haben will. Herr Bartels dürfte Willibald Alexis nicht verständnislos nennen, er hat in diesem Falle auch den Autoritätsglauben seines kleinen Geistes, so hält er sich an das Absprechende, das Alexis vorbringt und zieht das Fazit; „so enthält Alexis vornehme (ob eine Kritik vornehm ist, dürfte Herr Bartels nicht Kompetenz genug haben zu beurteilen) und gründliche Kritik im Grunde (!) schon die Verdammung der Heinischen Lyrik, soweit eine solche berechtigt (also ist seine, des Herrn Bartels Verdammung, zugestandenermaßen unberechtigt!): Laune und Reflexion statt Gefühl, epigrammatischer Charakter statt des eigentlichen lyrischen, die Originalität (also doch!) nur in der Form (ich dächte, die sei auch gestohlen!) Sinnentaumel, Hineinfingieren in den krankhaften Zustand (also die dichterische Autosuggestion gibt es nicht, und wo sie's gibt, macht sie die Lyrik tot!) Schamlosigkeit, der Wechsel zwischen dem Pathetischen und Komischen, besser die Abwechselung beider Dinge, (Frage: hat nicht auch das Volkslied selbst diesen Kardinalfehler? Ist also keine Lyrik!) die Prostitution, der Materialismus in der Liebe" (daß es für Herrn Bartels nur einen Immaterialismus der Liebe, oder nur eine immaterielle Liebe gibt, begreift man gerne) Nun sehe man sich das alles an. Lauter einzelne Merkmale, lauter Merkmale des Einzelnen. Kein einziges allgemeines, das die Möglichkeit des Dichterischen oder des Lyrischen ausschlösse. Im Gegenteil, lauter Möglichkeiten im Kreis des Lyrischen, und sogar eine Anzahl Möglichkeiten mehr zu seiner Erweiterung. Heine hat gewiß auch Scheinwerte. Wer nicht auf den Kopf gefallen ist und über die erste Pubertät hinaus ist, sieht sie sofort. Herr Bartels ist da ganz überflüssig, falls er nicht denkt, ein Literarhistoriker für Analphabeten zu sein. Heine hat gewiß einen starken, manchmal überwiegenden, nicht selten störenden Einschlag der Kopfarbeit. Er ersetzt damit oft Herzensunmittelbarkeit. Wer weiß das nicht? Oft ist das glänzend, wie er den Mangel ausgleicht, oft gelingts ihm nicht. Aber wo er Virtuose ist, ist ers vollendet. So wenig gerecht und kritisch es wäre, das leugnen zu wollen, so falsch, unkritisch und ungerecht ist es, darin das Ausschließliche zu sehen und die anderen Werte, sagen wir die im Bartelsschen Sinne eigentlich lyrischen, zu leugnen und herabzusetzen. Wer sich hier in das Uebergleitende des lyrischen Schaffens einzufühlen weiß, wer mit einem feinen Empfinden bis zu den äußersten Grenzen folgen kann, wo das Künstlerische ins Dichterische, das Können in die Kunst übergeht, wird zu ganz anderen Resultaten kommen als Herr Bartels. Heine ist ein komplizierter und widersätzlicher Geist, ein Schema reicht für ihn nicht aus, und es soll gar nicht geleugnet werden, daß die Mischung des Deutschen und Jüdischen in ihm noch ein wesentlich Teil dazu beigetragen hat, die Mischung nur noch komplizierter zu machen.

Herr Bartels gefällt es nun, Heine die Originalität abzusprechen. „Er lernt nicht von seinen Vorgängern, er übernimmt von seinen Mitstrebenden und richtet das, was sie bereits geschaffen, auf seine Weise zu". Der plumpe Sophismus des Lernens von seinen Mitstrebenden läßt sich

gar nicht halten. Wollte man diese hahnebüchene Theorie einmal auf Goethe anwenden. Einmal feststellen, wo er von seinen Mitstrebenden gelernt, um ihm die Originalität abzusprechen. Die Dummheit erscheint sofort in Skioptikonvergrößerung. Wieder das Mäntelchen der objektiven Betrachtungsweise: „Auch er mußte natürlich lernen, (wie wärs, es würde der Satz aufgestellt, wer etwas lernt, ist überhaupt kein Dichter? Er würde vieles vereinfachen!) aber da er als Jude aus fremder Dichtung zu lernen hatte, so kann man bei ihm kaum von Entwicklung einer latenten Begabung durch das Lernen reden, es war bei ihm vielmehr Aneignung fremden Gutes gemäß seiner Natur. So ahmt er denn in weit höherem Grade nach als seine deutschen Dichtergenossen, sein Dichten ist, mögen auch die subjektiven Antriebe nicht ganz fehlen, doch eher ein „Hineinfingieren" wie Alexis sagt in fremde Stimmungen, ein bewußtes Nachmachen bestimmter Wirkungen als ein jugendlich-unreifes Dichten mit erborgten Mitteln." Dieser siebenfach geschachtelte Satz spricht Bände. So viel darin gesagt ist, so viel wäre zu widerlegen. Heine ist deutsch erzogen, also lernt er nicht aus fremder Dichtung. Aber selbst wenn er aus fremder Dichtung gelernt hätte, schlöße das nicht die Entwickelung einer latenten Begabung aus. Und schließlich schließt die Entwickelung selbst nicht die Aneignung fremden Gutes aus, weil diese Aneignung ihr Postulat sein kann. Herr Bartels sollte wirklich das Philosophieren lassen. Es ist ja entsetzlich, daß man den Veitstanz davon kriegen kann. Alexis, das noch zu sagen, hat das „Hineinfingieren" selbst gar nicht im Hinblick auf fremde Stimmungen, sondern auf die eigene gerade gebraucht, die er als krankhafte bezeichnet, krankhaft als Gesundheitszustand. Und zuguterletzt betont Alexis gerade das eigene Gut Heines: „wunderbare Ausdruck der Laune", „kräftige Bildersprache der Reflexionen", „Tiefe des augenblicklichen Gefühls", „vorzüglich aber seine sonderbare Gestaltung". Also nicht nur Negatives, wies Herrn Bartels gefällt. Daß Alexis den Heinischen Gedichten den eigentlich lyrischen Charakter abspricht, liegt eben daran, daß er das darunter versteht, was Bartels etwa ausdrückt „wilde Ergüsse einer wütenden Leidenschaft", „sanfte Klänge eines leidenden Gemütes", „nicht der Ausdruck der Freude, nicht der des Schmerzes", also gerade eine Charakterisierung der Neu- und Eigenart der Heinischen Gedichte, ihrer, wie wir heute sagen, modernen Erweiterung des lyrischen Gebietes.

Man sieht, Herr Bartels schreibt für Leser, die nicht denken, und gar nicht für solche, die von solchen Dingen etwas verstehen. Er hat nun sein Beweiseiertänzlein begonnen. Er hat ihm durch geistige Armut den nötigen Kredit gegeben. Das Tänzlein läuft auf die Virtuosität hinaus. „Man mißverstehe mich nicht so, als ob ich Heine die dichterischen Qualitäten absprechen wollte; (trotz dieser Versicherung tut er es doch. Das bekannte Mäntelchen seiner Objektivität!) nein, er ist ein Dichter (aha:) aber er ist ein Dichter anderer Art als unsere großen deutschen Lyriker, er ist eben ein Dichter-Virtuose, wie er der gegenwärtigen jüdischen Natur entspricht." Ist der Dichter-Virtuose wirklich ein Dichter? In dem Sinne des Schöpferischen, wie Herr Bartels das Wort Dichter doch wohl verstanden haben möchte? Setzen wir nun einmal Schöpfer und Virtuose, um sie, wie Herr Bartels, indezug auf die Schöpfung zu vereinigen, so hat man den Pleonasmus in nuce. Das Beweistänzlein tappst weiter. Aufs Volkstum muß es hinaus. „Er ist ein geborener Dichter", aber er dichtet nicht aus dem Volkstum heraus. Und „damit" (und mit der notwendigen Manier der Form) — die Klammer ist von ihm — „hängt es dann weiter zusammen, daß die Heinischen Gedichte der Naturfrische und Innigkeit der Mörikeschen, ihrer Traumhelle, wie Kuh (der Jude!!!) so schön sagt, und ebenso der starken Resonanz der Hebbelschen vollkommen entbehren. —" Grazie haben si', „Salongrazie" Herr Bartels spricht von Grazie und gar vom Salon, man denke! — „um den ausgeprägten Kulturpoesiecharakter ganz deutlich zu bezeichnen." „Heine also, um jetzt deutlicher zu werden, übernimmt mehr als andere (bedeutendere) Dichter (bis dahin rangiert er also noch mit denen! Logischer Herr!) er übernimmt die äußere Form, den sprachlichen Ausdruck, die Anschauung, im besonderen die Naturanschauung (die er freilich oft mißbraucht), — Klammer von Herrn Bartels — ja ganze Anschauungskomplexe mit den dazugehörigen Gefühlskomplexen, fertige dichterische Motive, selbst ganze Gedichte, die er dann nur in seine Manier übersetzt." Nun brate einer einen Storch! So arg auf die Dummheit seiner Leser zu spekulieren, das ist denn doch polizeiwidrig. Heine ist also tot. Der tapsende Beweistanz tritt ins Stadium der Demonstration. Die „Lorelei" muß, natürlich als der eigentliche Dorn im Auge, dazu herhalten. Hören wir die Demonstration des tapsenden Beweistanzes: Man hält sie uns immer „als Zeugnis für das deutsche Dichten Heinrich Heines „entgegen." Heute hört man sie nicht mehr so häufig." So? Kein Wunder, sie hat „auch gute Deutsche über ihren wahren Wert getäuscht." Köstlich: gute Deutsche! „Von ihr — der „Lorelei" — gehört Heine wirklich nur die Mache, und die taugt nicht einmal viel." Hören wir den Mann sich weiter beweistanztapsend blamieren. In der Strophe:

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Die war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin

„sind von den Motiven des Heinischen Gedichtes nur zwei enthalten, die Schönheit der Zauberin und der Fels im Rhein.„ Man denke nur! „Aber den Schiffer oder Fischer im kleinen Kahne konnte Heine in einem anderen Brentanoschen Gedichte finden, dessen Anfang lautet:

Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Lieb war ihm gestorben,
Das glaubt er nimmermehr."

Ist das nicht zum Kopfstehen? Wer weiß zu vermelden, wo noch ein Kahn und ein Fischer drin vorkommen, damit sie Heine daher gestohlen haben könnte? Das zerschellte Schifflein, konstatiert Herr Bartels, findet sich irgendwo, das Sirenenmotiv auch. Wie wäre es, Herr Bartels untersuchte einmal, ob Goethe den Floh des Flohliedes aus Frankfurt oder aus Weimar hatte? Der Antisemitismus hat ihm einen Floh ins Ohr gesetzt, noch größer als der, von dem Brander singt, davon ist der arme Herr Professor ganz rabiat geworden und spielt nun den dummen Teufel. Es ist aber gar nicht zu fürchten, daß er sich extra in die Rolle „hineinfingiert" habe. Der Herr Professor konstatiert einmal, daß Heine, der alle schlechten Eigenschaften hatte, ein Faulenzer war. Nun stelle man sich den Fleiß vor, den er aufgewandt haben muß, das Gedicht zusammenzustehlen! Denn man höre nur, er muß noch weiter suchen. Ein schlechtes Gedicht des Grafen Otto Heinrich von Löben existiert, das hat „schon den ganzen Gehalt". Eichendorff hat dann die Stimmung herausgebracht — (also hat Eichendorff auch erst gestohlen, um dann die Stimmung herauszubringen! Das reine Diebsgesindel, diese deutschen Dichter!) In einem anderen Gedichte von Eichendorff ist das Haarkämmen enthalten. Einen wunderlichen Einblick ins Dichterschaffen hat der Herr Professor. Wie naiv er sich vorstellt, wie ein Gedicht zustande kommt, als hätte er gestern noch in Böotien die Schweine gehütet. Jahrelang hat dieser Mann im „Kunstwart" Lyrik und Dichtung kritisiert. „Jedenfalls ist das Heinische Gedicht abschließend, aber ein lyrischer Krystall, wie die meisten Deutschen noch immer meinen, ist es keineswegs. Wie allgemein und trivial, wie breit und

im Grunde überflüssig ist zunächst die Einleitung". Er meint die erste Loreleistrophe. Wollte einer sagen, wie trivial und allgemein ist die Einleitung des deutschen Märchens: es war einmal, wir würden ihn reineweg auslachen. Man ließe ihn stehen. Neben hilft da doch nichts. Es wäre, wie wenn man einem Ochsen ins Horn petzt. Er fährt fort: „Das paßt mit seiner verschwimmenden Sentimentalität als Einleitung für alle möglichen Gedichte". Ist es wirklich nur Verständnislosigkeit, daß hier die eigentlichen lyrischen Qualitäten in Mängel verkehrt werden? Darf man eine solche Verständnislosigkeit nur einem halbwegs gebildeten und unterrichteten Menschen zutrauen? Merkt der Barbarismus des Herrn Bartels nicht, daß in der Vagheit der Strophe und ihrer verschwimmenden Sentimentalität poetische, lyrische Reize liegen, die übrigens und zudem, wenn Herr Bartels, worauf er sich einmal was zugute tut, halbwegs „kulturhistorisch lesen" könnte, noch eine zeitliche Bedingtheit haben? In dieser zeitlichen Bedingtheit löst sich übrigens, wenn man überhaupt auf den Unsinn eingehen will, vieles aus den anderen „Diebstählen". Die zweite Strophe hat „etwas Abendstimmung". Man lese sie. Sie hat eine konzise Abendstimmung und ist ein konzinnes Bild. „Nicht ungewöhnlich, aber ausreichend", nennt Herr Bartels das. War der Mann einmal am Rhein? Kann der Mann überhaupt eine Abendstimmung und ein Abendbild erleben?" „Auch die Schilderung der Jungfrau mag angehen (!), wenn man auch sagen muß, daß die Attribute („schönste" Jungfrau, „goldenes" Haar) bei einem Mörike wahrscheinlich etwas besonderer ausgefallen wären." Nur die Mörikeattribute gelten also. Herr Bartels deckt seine Karten noch deutlicher auf. Er läßt dem armen Heine nun mal was durchgehen, das „wilde Weh" — „könnte der scharfe Verstand tadeln, aber der ist bei der Lyrik nicht ausschlaggebend (der Herr Schulmeister kennt seinen scharfen Verstand und hat zugleich Einsicht) und so lasse ich die Wendung durchgehen." Man hohnlacht nicht. Man halte weiter das göttliche Schauspiel aus. Eine Güte ist gleich zwei Hiebe wert. Heine wird nun übers Knie gelegt, bekommt die Höschen angespannt, und bekommt nun mit einem echt deutschen Haselstöckchen, ein spanisches Rohr wäre zu elegant und ist auch was fremdes, seine Portion aufgezählt: „Geradezu greulich ist aber die letzte Strophe:

> Ich glaube, die Wellen verschlingen
> Am Ende noch Schiffer und Kahn.
> Und das hat mit ihrem Singen
> Die Lorelei getan!

Die Unterstreichungen sind von Herrn Bartels. Also blamiert er sich: „Ich glaube! Ein allwissender Dichter, der glaubt!" „Und dann der Pleonasmus Ich glaube — am Ende." Wo ist der Pleonasmus? Der Herr Professor philosophiert wieder: Nur durch den allwissenden Dichter, nur durch Einführung des Bartelsschen Unsinns kann ein Pleonasmus konstruiert werden. Wie gerade durch das „ich glaube" der ganze Vorgang ins Vage, Sagen- oder Märchenhafte wieder zurückklingt, aus dem es geklungen in der ersten Strophe, und daraus es durch die tatsächliche Schilderung des Vorganges so deutlich, gegenwärtig und wirklich sich gehoben, das empfindet der professionierte Lyrikkritikaster nicht. Wie sich über den Ausgang ein ungewisser Schleier breitet, wie ein Vorhang vor dem Ende schwebt, dafür hat dieser stumpfe Organismus keine Aufnahmefähigkeit. „Am Ende," die Feinheit, daß hier ein landläufiger Ausdruck am Rhein aufgegriffen und direkt zu einer poetischen Wirkung erhöht wird, die zu erwischen, kann man von Herrn Bartels nicht fordern. „Und dann zum Schluß der auch in der Form geradezu marktschreierische Hinweis auf die Schuld der Lorelei — Ramschbasar würde unser Freund Xanthippus sagen." Der moralinsaure Professor Bartels-Engherz sieht hier banausischerweise eine Schuld. Das geht doch wirklich über die Hutschnur. Die Zaubergewalt des Singens, die hier ausgedrückt ist, wird in einen Schuldbeweis umgebeutelt. So liest dieser Mann Gedichte. Und schließlich hat seine tapfere Voreingenommenheit auch wieder das Jüdische aufgetrieben — für weniger von ihren Rassenwerten verblendete Sterbliche nicht zu sagen wo, aber Herr Bartels, der Professor, hat's gefunden. Er hat's gefunden. Um es zu finden, hat er von der Kunst geredet, wie ein Maulwurf vom Licht. Schild- und Schwerthalter des Deutschtums! Aber Civilisation und Kultur protestieren dagegen Und seine letzten und höchsten Werte hat doch schließlich das Deutschtum in ihnen. „Es ist aber auch sicher, daß unbeirrtem deutschen Empfinden (ach der Mißbräuchlichkeit mit diesem Worte!) diese wie so viele andere Heinesche Pointen (wir haben gesehen, daß es Bartelssche Unterschiebungen und Falschdeutungen heißen müßte) durchaus widerstehen, daß der Unterschied zwischen deutscher und jüdischer Poesie nirgends deutlicher als hier zutage tritt." Was zu beweisen war. Aber der Beweis ist mißglückt. Wenn es nirgends deutlicher zutage tritt als hier, tritt es nirgends deutlicher zutage. Herr Bartels und seine Schmähschrift zur Heineschen Denkmalsschändung werden vergehen, die Lorelei wird bleiben. Sie hat alles nicht, was Herr Bartels von ihr sagt, und sie hat etwas, was ihm so fremd ist, wie der Mond dem Mopse: Poesie. Und es gibt sogar noch bessere Gedichte von Heine. Würde sie Herr Bartels auch kleintrampeln, sie würden nur schöner wieder aufblühen.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der Leipziger Verband deutscher Handlungsgehilfen hat, wie unseren Lesern bekannt ist, in mehreren Veröffentlichungen sehr entschieden bestritten, daß er sich antisemitischen Vorurteilen zugänglich erweise. In einer Zuschrift hieß es, der Verband besitze eine Reihe sehr tätiger jüdischer Vertrauensmänner, und eine stolze Reihe jüdischer Firmen seien außerordentliche und stiftende Mitglieder. — Diese Tatsache bestreitet das Organ des antisemitischen Handlungsgehilfenverbandes keineswegs, behauptet aber gleichzeitig in seiner letzten Nummer, die Tatsache lasse sich nicht aus der Welt schaffen, „daß der Leipziger Verband in seiner Leitung Juden nicht duldet und daß Herr Reif in einer öffentlichen Versammlung, die vor einiger Zeit in Posen stattfand, diejenigen Vereinigungen des Leipziger Verbandes, die keine Juden aufnehmen, verteidigte, indem er erklärte, diese Vereinigungen seien nicht antisemitisch, die Leute wollten nur unter sich sein! Diese merkwürdige Erklärung haben wir schon vor $1^1/_2$ Jahren in der Handels-Wacht festgenagelt. Der Leipziger Verband hat sich wohl gehütet, darauf zu antworten, denn unsere Mitteilungen beruhen auf Notizen, die an Ort und Stelle bei jener Versammlung in Posen aufgenommen wurden. Der Leipziger Verband hängt eben auch in der Judenfrage den Mantel nach dem Wind. Als stiftende, außerordentliche und ordentliche Mitglieder sind ihm die jüdischen Kaufleute willkommen, aber in der Verbandsleitung huldigt man dem versteckten Antisemitismus, da duldet man Juden nicht".

Der Leipziger Verband wird, wie wir hoffen, in der Lage sein, auch diese Behauptungen zu entkräften.

Juden und Preußen. Das „Bayerische Vaterland" klagt über die Kostümserei der Sommerfrischler in Oberbayern. Das ist sein gutes Recht, und wenn das Blatt die Klage in Witz und Spott gekleidet hätte, wäre gewiß nichts dagegen zu sagen, denn die Salonbajuvaren sind ebenso lächerlich wie die Salontiroler. Aber das „Bayerische Vaterland" fährt gröbstes Geschütz auf zur

Verteidigung des bayerischen Reservatrechts auf die bayerische Gebirgstracht. Es schimpft in echt Ehren-Siglschen Tone auf die „Juden und Preußen", die es zuwege gebracht haben sollen, daß „die Gebirgler sich ihrer Tracht schämen", und immer weniger die wunderschöne und kleidsame Gebirgstracht tragen. Wir verzichten auf eine Untersuchung, ob die bayerischen Gebirgler ein Reservatrecht wie auf so manches andere auch auf ihre Tracht haben, und ob sie in der Tat sich ihrer Tracht schämen. Wir wissen nur, daß überall in Deutschland, nicht blos in Bayern, sondern in der ganzen kulturbeleckten Welt die Nationaltracht der nivellierenden Allerweltstracht Platz zu machen die Neigung verrät. Was uns interessiert, das ist, daß die Berliner „Staatsbürgerztg" es übel nimmt, daß das „Bayerische Vaterland", „Juden und Preußen auf einer Gabel verspeist." Gegen das Verzehren nur von Juden hätte das Berliner Antisemitenblatt nichts einzuwenden. Ihm ist nur schmerzlich auch und obendrein zusammen mit Juden „verspeist" zuwerden. Die „Staatsbürgerztg." hätte lieber daraus lernen sollen, daß, was sie nicht will, daß man den Preußen tue, sie auch nicht wollen sollte, daß es anderen zugefügt werde. Wenn es einmal gestattet ist, andere zu verspeisen, dann gibt es keine Grenze; dann hat der eine ein Gelüste, Juden, der andere ein Gelüste Preußen, Russen, Deutsche, Franzosen zu verspeisen. De gustibus ist bekanntlich nicht zu streiten. Und wenn die „Staatsbürgerztg." meint, daß „oberbayerische Gebirgstracht und orientalische Abstammung sich unter allen Umständen sehr schlecht vertragen", dann meint das „Bayerische Vaterland" eben, daß auch oberbayerische Gebirgstracht von Preußen, vielleicht sogar von Antisemiten und Berlinern den Gebirglern verekelt werden kann.

Judenreiner Schützenverein. In Darfeld bei Münster wurde am 16. und 17. Juli allgemeines Bürger-Schützenfest gefeiert. Die „Warend. Rundschau" meldet nun darüber: „Ungefähr 60 Schützen beteiligten sich daran. Am ersten Tage gings um 1 Uhr mit klingendem Spiel hinaus nach der „Vogelstange" zum Königsschießen. Den Königsschuß tat J. H., jedoch wurde ihm die Königswürde nicht zugesprochen, weil Herr J. H — Israelit ist. Nach den alten oder richtiger gesagt „veralteten Statuten darf der König nicht mosaischem Bekenntnis angehören. Nun war guter Rat teuer. Es blieb kein anderer Ausweg, als den zerschossenen Vogel so gut wie möglich zusammenzuflicken und ihn wieder auf die Stange zu setzen, damit er kunstgerecht zum zweiten Mal heruntergeschossen werde. Aber keiner hatte Neigung, Vizekönig zu werden, vielmehr schossen alle der Reihe nach Löcher in die Luft. Auf diese Weise konnte man also unmöglich zum Ziele gelangen. Den Vizekönig auszuknobeln oder das Los entscheiden zu lassen, erschien denn doch allen zu komisch, und so griff man zu dem Aushilfsmittel, einen Vizekönig zu kaufen. Für Geld kann man ja alles haben. Dreißig Schützen trafen die Vereinbarung, demjenigen, der Vizekönig werden wollte, je 5 Mk, in Summa also 150 Mk., zur Verfügung zu stellen. Dieses Mittel half; nicht lange dauerte es, da konnte man Herrn Kupferschmiedemeister B. als Vizekönig proklamieren. — Nun war die Welt wieder gerettet. — Warum Herr J. H. als Israelit wohl einem solchen Verein als Mitglied angehört?

Unhöfliche Antwort eines bayerischen Eisenbahnbeamten. Von einem Herrn aus Warschau ist an den Bahnhofsvorstand in Nürnberg folgende Beschwerde gerichtet worden:

Warschau, 4. August 1906.

An den Bahnhofsvorstand der Station Nürnberg.

Nürnberg.

Ich bitte Sie, höfl. recherchieren lassen zu wollen, welcher Beamte es ist, der am vorigen Montag 30. Juli a. c. zwischen $11^1/_2$ bis 11.45 morgens, am Schalter Bamberg-Prabstzella, folgende Antwort auf eine Frage meiner Gemahlin gegeben hat: Frage: „Bitte, könnten Sie mir vielleicht sagen, welches ist ungefähr der Fahrpreis von Nürnberg bis Warschau?" — Antwort: „Das kann Ihnen hier niemand sagen, gehen Sie zur jüdischen Gemeinde."

Ich kann nicht annehmen, daß die bayer. Bahnverwaltung eine derartig unpassende und unfreundliche Antwort gestatten kann, und bitte Sie daher, mir mitteilen zu wollen, welche Strafe diesem groben Beamten auferlegt worden ist, damit ich urteilen kann, ob ich von weiteren Reklamationen absehen soll.

Ich bemerke nebenbei, daß ich Franzose bin und daß weder meine Frau noch ich jüdischer Konfession sind, und wenn es auch der Fall wäre, glaube ich nicht, daß Sie die Handlungsweise des betreff. Beamten billigen können.

Hierzu bemerkt der „Fränk. Kurier":

„Es erscheint doch kaum glaublich, daß ein Beamter auf eine höfliche Anfrage diese Antwort erteilt haben sollte. Auf jeden Fall ist es aber angebracht, zur Erhaltung des guten Rufes der bayerischen Eisenbahnbeamten festzustellen, ob wirklich eine derartige Aeußerung von einem hiesigen Beamten gemacht worden ist, und wenn das geschehen sein sollte, einzuschreiten. Die Erhebungen können ja bei den nur einzelne gehenden Angaben des Beschwerdeführers nicht schwer sein."

Vermischtes.

Ueber die staatsbürgerliche Zurücksetzung der Juden in Lippe klagt eine Zuschrift an die „Lippesche Landesztg.", der wir das Folgende entnehmen:

„Als die Ausnahmegesetze in den anderen Staaten fielen, war auch der Jude in Lippe der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit teilhaftig. Leider hat in den letzten Jahrzehnten der reaktionäre antisemitische Kurs des ehemaligen preußischen Justizministers Schönstedt auch in Lippe Schule gemacht. Wir wollen heute nicht untersuchen, ob der geringe Zuschuß zur Unterhaltung der jüdischen Religions- und Elementarschulen seitens des lippeschen Staates in dem richtigen Verhältnis steht zu den Steuerlasten der lippeschen Staatsbürger jüdischen Glaubens. Darüber ein anderes Mal. Heute sei nur die Rede von der selbst in Preußen nicht in dem Maße geübten Ungerechtigkeit der lippeschen Justizbehörde. Seit einer langen, langen Reihe von Jahren ist ein Jude weder für das Amt eines Schöffen noch eines Geschworenen für würdig befunden worden. Da das lippesche Staatsgesetz Juden die Bekleidung dieser Ehrenämter durchaus nicht abspricht, liegt hier eine arge Verletzung bürgerlicher Staatsrechte der Lipper jüdischen Glaubens vor. Es würden sich mit Leichtigkeit mehrere Dutzend in ihrer moralischen Qualifikation einwandsfreie jüdische Herren finden lassen, die sehr wohl für einen Schöffen oder Geschworenen sich eignen würden. Daß schon seit Jahrzehnten gerade die Juden nicht ausgelost werden, kann unmöglich Zufall sein. Und wodurch kann eine solche Ignorierung der Gesetze speziell in Lippe verteidigt oder besser, zu rechtfertigen versucht werden? Einzig und allein muß der Grund in der Rassenzugehörigkeit liegen. Und da kann nicht laut genug die Stimme des Protestes erhoben werden gegen solche mittelalterliche, jeglichem Humanitätsgefühl hohnsprechende Behandlung der Juden in Lippe.

Daher ist es falsche Bescheidenheit, wenn die maßgebenden, vielleicht auch einflußreichen Kreise der Juden in Lippe schweigen und diese sie tief kränkende Verletzung der Gesetze über sich ergehen lassen. Schweigen an falscher Stelle ist in diesem Falle entweder ein Zeichen unverzeihlicher Gleichgiltigkeit oder feiger Selbstmißachtung. Und sehen es die Herren am grünen Tisch nicht ein, daß hier ihr Vaterland gar innig liebenden Staatsbürgern bitter Unrecht geschehe, dann gibt es noch einen Fürsten in Lippe, der zehn Jahre lang einen Kampf ums Recht geführt hat, damit Recht auch Recht bleibe, dessen hochseliger Vater mit den Worten „Gott und mein Recht" seinen Geist aufgegeben hat. Die Lipper jüdischen Glaubens sollen sich aber auch nach

ihrer Beschwerde mit einer der konventionellen „Zusagen" nicht abspeisen lassen, sondern nicht eher ruhen, bis Remedur geschaffen ist, bis ein gerechtes Gericht sich aufbaut auf ein gerechtes System.

Die politische Lage der Juden in Lippe ist, unter der Lupe der Gleichberechtigung betrachtet, preußischer als in Preußen. Wo noch so rückständige Vorurteile herrschen, wo man in dem Menschen nicht nur den Menschen sieht und alles Edle und Gute in ihm wertschätzet, sondern als Maßstab für seine Beurteilung die Abweichungen der Hypothenuse des Nasendreiecks oder den Zufall der Geburt wählt — da ist man alles andere als freisinnig, da hat man sich noch nicht zu dem inhaltswahren Bekenntnis Kaiser Friedrichs, daß der Antisemitismus eine Schmach des Jahrhunderts ist, aufgeschwungen."

Gegen die russischen Judenmassakres hat auch eine von dem Bürgerverein in Kattowitz am 8. d. Mts. einberufene, von Angehörigen aller Stände und Konfessionen zahlreich besuchte Versammlung protestiert. Das Hauptreferat hatten der katholische Rektor Latacz-Kattowitz und Dr. Moses-Berlin übernommen; in der Diskussion nahm auch der Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz das Wort. Die vom Fabrikbesitzer Gerdes geleitete Versammlung nahm zum Schluß einstimmig folgende Resolution an:

„Die heute im großen Saale der Reichshalle aus allen Schichten der Bevölkerung zahlreich besuchte allgemeine Versammlung des Bürgervereins der Stadt Kattowitz spricht ihr lebhaftes Bedauern und ihre tiefste Entrüstung aus über die grausamen Verfolgungen, denen die Juden ihrer Religion wegen in Rußland ausgesetzt sind, und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß das Nachbarreich recht bald aus seinen Wirrnissen der Gegenwart als ein Kulturstaat hervorgehe, in dem die Gerechtigkeit und Liebe allen Untertanen gegenüber in gleicher Weise betätigt wird, und dadurch den Verfolgungen der Juden ein Ende gemacht wird."

Auf das politische Ränkespiel am Petersburger Hofe, dem die Duma zum Opfer gefallen ist, werfen Mitteilungen, die der „Voss. Ztg." von einem hervorragenden Mitglied der konstitutionell-demokratischen Partei zugehen, ein charakteristisches Licht:

Am Freitag erledigte die Duma die Erörterungen über die Metzeleien von Bjelostok. Die führenden Personen der Duma waren bei der Gespanntheit der Lage, in einem Augenblick, da gleichzeitig über ein Kadettenministerium und über die Auflösung begründete Gerüchte in Umlauf waren, der Ansicht, daß es nicht zweckmäßig sei, die Debatte über Bjelostok nochmals in voller Leidenschaftlichkeit zu entfesseln. Der Minister Stolypin war augenscheinlich anderer Ansicht. Er schickte durch den Unterstaatssekretär Krischanowski einen Brief an das Präsidium der Duma mit der Bitte, daß dieser Brief verlesen werde, da der Minister selbst zu der Debatte über Bjelostok, die kurzerhand geschlossen worden sei, nicht rechtzeitig habe erscheinen können. Das Präsidium lehnte es ab, einen Brief mit angeblichen Aufklärungen über Bjelostok zu verlesen, da die Debatte über diesen Punkt geschlossen war. Am Freitag abend 8 Uhr kam Stolypin auf seinen Wunsch nochmals zurück und verlangte, daß auf die nächste Tagesordnung — am Sonnabend war keine Sitzung — also auf Montag von neuem eine Erörterung über Bjelostok gesetzt werde. Dazu fand sich das Präsidium der Duma zunächst bereit, und es liegen tatsächlich gedruckte Exemplare für die Montagssitzung vor mit der Tagesordnung: „Erklärungen des Ministers über Bjelostok". Die führenden Kreise der Duma mußten sich jedoch sagen, daß, solange eine Auflösungsmöglichkeit in der Luft läge, es der Stimmung im Lande wegen unzweckmäßig sein würde, eine neue Erörterung über Bjelostok herbeizuführen. Man hatte mit dieser Vorsicht vollkommen recht, wie sich später herausstellte und gerade infolge dieser Vorsicht wurde die Tagesordnung für Montag abgeändert und die Erörterung über Bjelostok auf den folgenden Freitag, den Tag für Interpellationen, verschoben.

Das alles spielte sich am Sonnabend ab, und nunmehr hielt es Minister Stolypin nicht mehr für möglich, die Dumaauflösung, für die er das Dekret seit Freitag in der Tasche hatte, noch weiter hinauszuschieben.

Aus diesem politischen Ränkespiel geht hervor, daß Minister Stolypin die Absicht hatte, unmittelbar nach einer Debatte über Bjelostok die Auflösung herbeizuführen. Das Land sollte unter dem Eindruck stehen, daß die Duma nicht russische, sondern jüdische Interessen vertrete, und dieser Umstand sollte gegen die bisherige Volksvertretung ausgebeutet werden. Dieser Politik entspricht es durchaus, daß das Mitglied des Reichsrats, Frisch, der als Vertreter des Ministers Stolypin zur Untersuchung nach Bjelostok entsandt worden war, sich in privater Unterhaltung rundweg weigerte, die Verantwortung für jene Erklärung zu übernehmen, die Stolypin durch die offiziöse Presse in der Bjelostoker Angelegenheit abgegeben hatte.

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag kehrte gegen 11 Uhr der nunmehrige Ministerpräsident Stolypin aus Peterhof nach Petersburg zurück. Es war mit dem Zaren vereinbart worden, daß mit der Auflösung der Duma nicht länger gezögert werde, da es unmöglich schien, den Plan länger geheim zu halten. In der gleichen Nacht erfuhr noch Miljukow die Tatsache, und die ganze Nacht von Sonnabend zum Sonntag hindurch wurden durch Radfahrer die Dumamitglieder von dem bevorstehenden Ereignis verständigt.

Diese Vorgänge geben genügende Aufklärung über die Regierungsgrundsätze des jetzigen Ministerpräsidenten Stolypin. Eine ganz kurze Zeit hat genügt, um selbst den allergemäßigtsten Mitgliedern der Duma die Ueberzeugung beizubringen, daß es politisch einen Selbstmord bedeuten würde, das eigene Schicksal mit dem des Herrn Stolypin zu verknüpfen. Stolypin wünschte, seine büreaukratisch-reaktionäre Politik durch Anteilnahme einer Reihe politischer Männer mit achtbaren Namen dem Lande und vor allem dem Auslande annehmbarer zu machen. Dieser Versuch ist gänzlich gescheitert, das Ministerium Stolypin bedeutet nichts als eine Wiederbelebung des Prinzips der Plehwe, Durnowo, Trepow, nämlich des Prinzips der Repression, das bisher gescheitert ist, und das binnen Wochen oder spätestens binnen Monaten — denn man muß in Rußland mit längeren Zeiträumen rechnen — auch unter Stolypin scheitern wird, freilich nicht, ohne das Land und die Dynastie vor eine noch weit gefährlichere Situation gestellt zu haben.

×× **Judenmassacre und Judenfrage.** Unter diesem Titel behandelt Lucien Dreyfus in der literarischen Wochenschrift „Funken", die von Dr. Hans Fischer in Berlin herausgegeben wird, einen in derselben Zeitschrift erschienenen Artikel Eduard Goldbecks, der das Eintreten der Israeliten der ganzen Welt gegen die entsetzlichen Schlächtereien in Bialystok weniger dem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühl, als vielmehr dem jüdischen Rassegefühl zuschreibt. (Und der dabei ganz übersieht, daß die ganze Kulturwelt, Christen und Juden, entschiedensten Protest gegen die russischen Mörder erhoben haben. — Der Ref.)

Ueber dieses Rassegefühl sagt Lucien Dreyfus:

„Wenn man einer bestimmten Gruppe von Menschen, die nach den vier Enden der Erde zerstreut sind, überall aus demselben Grunde dieselbe Abneigung entgegenbringt, so muß das ihnen zukommende gemeinsame Merkmal, sagen wir das Judentum, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugen, das kein ehrlicher Christ den Betroffenen verargen wird. So haben jahrhundertelange, wahnsinnige Verfolgungen und Qualen aller Art um die Juden die Bande eines natürlichen Solidaritätsbewußtseins geschmiedet, das durchaus anzuerkennen ist und das ihnen keineswegs zur Unehre gereicht. Die gemeinsame Not, der gemeinsame Feind hält die Träger des Judentums zusammen, und die heftigsten Antisemiten haben sich als die schlechtesten Entjuder bewährt. Was man so jüdisches Rassegefühl nennt, das ist dem Wesen nach nichts anderes, als das zusammenbindende Bewußtsein, als Juden verachtet, gehaßt und unterdrückt zu werden."

Was soll inzwischen mit den Juden Rußlands geschehen? fragt der Verfasser. „Es gibt keinen anderen Ausweg als den Appell an die politische Einsicht und an das ethische Gewissen der Kulturvölker. Die Kardinaltugend der Gerechtigkeit soll sich hier mit einer Maßregel von weltpolitischer Tragweite verbinden, um über das Schicksal der Juden zu entscheiden. Wenn Amerika, das freie, ruft, wenn England, das stolze, folgt, dann wird Frankreich, das edle, nicht zurückstehen. Dem internationalen Kongresse der Großstaaten, die an der Spitze der Zivilisation marschieren, liegt die Aufgabe ob, die Judenlandfrage zu lösen".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 34. | Berlin, 22. August 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit**, **Berlin W**, **Magdeburgerstr. 14.**

O alte Schilda-Herrlichkeit!

Die alte Burschenherrlichkeit entschwindet wohl, nicht blos den Individuen, sondern, wie wir leider aus so vielen Vorgängen im Studentenleben sehen können, überhaupt. Ob sie, die dem Einzelnen nie wiederkehrt, jemals der deutschen Jugend wieder blüht? Aber wenn auch die Burschen entschwunden sind, die alten deutschen Schildbürger leben und gedeihen. Zwei deutsche Städte streiten gleichzeitig um die Ehre, mit Schilda und Schöppenstedt der Mit- und Nachwelt bekannt zu werden: D a r f e l d und S a l z b r u n n.

Die Leser wissen aus der vorigen Nummer der „Mitteilungen", daß die wackeren germanischen Schützen in Darfeld, obgleich sie nur Löcher in die Natur zu schießen verstanden, doch so viel Selbstgefühl bewahrten, einen Juden, wenn er auch den Vogel abgeschossen hatte, nicht als Schützenkönig über sich zu dulden. Zwar haben die Juden zwei der berühmtesten Könige der Welt, David und Salomo, gestellt, zwar sind Juden Minister großer Reiche gewesen und sind es hier und da noch, aber Schützenkönig, und gar Schützenkönig in Darfeld zu sein, das ist denn doch zu viel Ehre für einen Juden. Wenn die braven Darfelder Schützen auch nicht den Vogel getroffen hatten, darin hatten sie als teutonische Männer das Richtige getroffen, daß sie einem Juden die Schützen-Ehrenrechte aberkannten. Nur wundert uns, daß derartig germanisch gesinnte Männer auf ein so „semititisches" Auskunftsmittel gefallen sind, sich einen König zu kaufen. Den Mammonismus hätten die Darfelder nicht in ihre altehrwürdige Schützengilde eindringen lassen sollen. Am Ende sagt man nun doch, daß die Darfelder Schützen mit ihrem für bare 150 Mark gekauften Vizekönig — verjudet seien. Nicht wundern soll es uns, wenn der jüdische Schützen-Kronprätendent jetzt Schützen-Republikaner wird und — die Juden sind ja einmal das zersetzende Element — auf Abschaffung der Schützenmonarchie hinarbeitet. In jedem Falle steht Darfeld in Deutschland voran und rivalisiert mit Schilda und Schöppenstedt, nur daß sein Ruhm in neuem Glanze strahlt und um eine Königskrone sich schlingt.

Wenn nur die Konkurrenz nicht wäre! Diese wird den Darfeldern, und das obendrein von A m t s wegen von Salzbrunn gemacht. Dort wurde, wie wir lesen, eine B e k a n n t m a c h u n g der h e r z o g l i c h e n B r u n n e n d i r e k t i o n angeschlagen, daß vom nächsten Jahre ab das T r a g e n v o n K a f t a n s auf den Promenaden n i c h t m e h r g e d u l d e t werden soll. Dieses mittelalterliche Kleiderregulativ ist gegen die russischen Juden gerichtet, die sich in Kaftans — das sind lange Röcke — zu kleiden lieben. Ob die herzogliche Brunnendirektion sich auch herausgenommen haben würde, die dekolletierten Mondainen und Demimondainen, falls diese überhaupt sich nach Salzbrunn verirrten, aus den Promenadenwegen zu graulen? Der Kaftan ist unser Geschmack nicht, aber es ist so manche Kleidertracht nicht nach unserem Geschmack. Will die herzogliche Brunnendirektion gegen alle ihr nicht zusagenden Moden zu Felde ziehen? Will sie eine gewisse, vielleicht vom herzoglichen Hofschneider ersonnene Toilette lanzieren, patronisieren und monopolisieren? Ist Isidora Duncan die Egeria, der Naturmensch Nagel der Urheber der Antikaftan-Kampagne? Es kann uns ebenso wenig einfallen, die verborgene Weisheit des Salzbrunnschen Ukases ergründen zu wollen, als uns es einfällt, uns den Kopf zu zerbrechen über die in Abbera, Schilda und Schöppenstedt gefaßten Ratsbeschlüsse. Nur das wollen wir der herzoglichen Brunnendirektion allersubmissest zu gnädiger Erwägung empfehlen. Dero Beschluß kann weder von antisemitischem noch von philosemitischem Standpunkt uneingeschränkte Zustimmung erhaten. In dem heute mit Recht wieder zu Ehren kommenden Mittelalter machte man die Juden gerade durch absonderliche Tracht allen ehrbaren Christen kenntlich. Warum will die herzogliche Brunnendirektion abweichen und die polnischen Juden zwingen, sobald sie die Schönheiten der Salzbrunner Promenade genießen wollen, sich in germanische Tracht zu werfen? Man könnte nun die herzogliche Brunnendirektion im Verdacht haben — uns liegt ja, wir schwören es bei allen Göttern Walhalls, solcher Verdacht meilenweit fern — aus philosemitischen Gründen den Kaftanen den Krieg erklärt zu haben, etwa in der Absicht, die Juden zu verschönern und der germanischen Menschheit im allgemeinen und der Salzbrunner Elite im besonderen angenehmer zu machen. Aber es wäre u. E., zumal für eine herzogliche Brunnendirektion, zu bedenken, daß die polnischen Juden ihren Kaftan teils aus konservativer Neigung, teils auch aus Frömmigkeit tragen, und daß es nicht gut aussieht, wenn eine herzogliche Direktion konservative Neigungen und Frömmigkeit bekämpft.

Viele werden sagen, die hochwohllöbliche Brunnendirektion habe weder einen anti-, noch einen philosemitischen, noch überhaupt einen Standpunkt bei ihrer Anordnung, sondern lediglich den — Sitzpunkt im Auge gehabt. Das scheint uns aber am allerwenigsten einer herzoglichen Behörde würdig zu sein. Ob und wie der Kaftan den Kurgästen sitzt, ist Privatsache. Darum hätte die Brunnendirektion lieber auch den Sitzpunkt bei den polnischen Juden nicht ins Auge fassen sollen. Wir fürchten, dieses Kaftanregulativ wird dem Bad Salzbrunn keinen Nutzen, aber vielleicht den

Ruhm einbringen, mit Schilda und Schöppenstedt, dem alten Abdera und dem neuen Darfeld in Wettbewerb getreten zu sein. Ob die Darfelder oder die Salzbrunner den Preis verdienen, ist schwer zu entscheiden. Die Darfelder Schützen haben den Vogel nicht abgeschossen, die Salzbrunner Brunnendirektion aber auch nicht.

Liebermann von Sonnenberg.

Eine Charakterstudie nach antisemitischen Zeugnissen.

In der „Hessischen Rundschau" finden wir folgende allerliebste Indiskretionen „aus dem Leben eines deutschsozialen Parteiführers":

Das Wörtchen „von".

Einer der glühendsten Verehrer des Herrn Liebermann von Sonnenberg war vor Zeiten ein Kunstgärtner in Elberfeld. Weil er für die antisemitische Bewegung des Herrn v. Liebermann viel Geld hingab, so hielt es der „adlig" Geborene nicht unter seiner Würde, sich mit dem „gemeinen" Bürgerlichen eng zu befreunden. Einst, bei solenner Kneipe nach vollendetem Vortrage, brachte nun der Kunstgärtner voller Begeisterung einen Trinkspruch auf Herrn Liebermann v. Sonnenberg aus, der in die Worte ausklang: Wir wollen Herrn Liebermann hochleben lassen! Prompt erhob sich der also Gefeierte und sagte: Ich heiße nicht Liebermann, sondern von Liebermann. — Seit dieser Zeit soll sich die Begeisterung des Kunstgärtners für die Liebermann'sche Sache merklich abgekühlt haben, sodaß er keine Moneten dafür übrig hatte. Sehr zum Leidwesen des ebenso adelsstolzen wie geldbedürftigen „Freundes".

Der „Ritter ohne Ar und Halm.

„Meine Herren", sagte Herr Liebermann v. Sonnenberg eines Tages zu einigen parlamentarischen Kollegen, „ich würde Sie gern zu einer Jagd auf meinem Landgute einladen, aber es liegt leider zu weit." — Seine Freunde, die aus leicht verzeihlicher Neugier seiner Einladung — trotz weiter Entfernung — gern Folge leisten würden, warten aber bis zum heutigen Tage vergeblich auf Angabe des Ortes und der Eisenbahnstation durch Herrn v. Liebermann. Man sollte doch meinen, so weit könnte das Landgut derer v. Liebermann garnicht liegen, als daß es nicht mit der Eisenbahn und Anschlußvehikeln erreichbar wäre. Oder sollte es für den Irdischen überhaupt unerreichbar sein? Dann allerdings hätten diejenigen Recht, die das Dasein des Liebermann'schen Landgutes auf den Mond verlegen, demgemäß in Herrn Liebermann v. Sonnenberg einen Mondgeborenen erblicken und hierauf seine politischen Kletterpartien auf schwindelndem Steg in konservativen Mondscheinnächten zurückführen. Ein leibhaftiges Mondkalb von ihm lebt übrigens in Hamburg und ist doppelt sehenswert deshalb, weil es wie ein Rabe krächzt.

Wie Herr v. Liebermann die Wähler einschätzt.

In einem „standesgemäßen" Coupé II. Klasse, zwischen Kassel und Treysa, soll einst Herr Liebermann v. Sonnenberg über die getreuesten seiner hessischen Wähler folgende klassische Aeußerung getan haben: „Meine Schwälmer Bauern sind treu wie die Hunde, aber dreckig wie die Schweine". — Kommentar vollkommen überflüssig!

Der sterbende Löwe.

Doch Schluß mit den ollen Kamellen. Der, dem sie galten, gehört ja eigentlich schon der Vergangenheit an. Und der der sie schrieb, ist einer von dem „eineinhalb Dutzend politischer Hausknechte" nach Herrn Liebermann v. Sonnenbergs unmaßgeblicher Meinung ... Doch um auf das Löwengleichnis zu kommen: Den toten Löwen mögen die Esel mit Fußtritten traktieren; ich habe es mit dem lebenden Liebermann zu tun, dessen Politik zwar im Sterben liegt, der aber noch manchem Lämmlein gefährlich werden kann. Allerdings, im Reichstage ist er jetzt vollkommen ungefährlich. Das kommt von seiner leidigen Gedächtnisschwäche, welche neuerdings so bedeutend ist, daß er auch die kleinen Reden sorgfältig memoriert und vom Manuskript abliest. Wird ihm so das freie Denken und Sprechen äußerst schwer, so fällt ihm doch das Lesen sehr leicht. Denn das Leben schafft immer einen gerechten Ausgleich, und wenn ein Organ verkümmert, so geht es dem anderen um so besser. Bei Herrn v. Liebermann ist es also das Sehvermögen, das ausgezeichnet funktioniert, sein Auge läßt ihn nie im Stich. Leider kann er keinen damit ansehen ...

Auch der antisemitische Abg. Werner bringt in seiner Erwiderung auf die Liebermannschen Angriffe in der „Staatsbürgerztg." einen niedlichen Beitrag zur Vervollständigung des Charakterbildes des deutschsozialen Parteiführers, mit dem wir diese kleine Blütenlese schließen wollen:

„Herr von Liebermann spricht vom Erwachen des Antisemitismus in Hessen, wobei er erwähnt, daß er, neben Dr. Henrici und Hofprediger Stoecker, alljährlich in den 80er Jahren mehrere Versammlungen in Kassel abgehalten habe. Kaum aber hatte der Antisemitismus seinen Siegeslauf angetreten, da verabschiedete sich Herr v. L. von seinen Getreuen in Berlin auf der „Bockbrauerei". Er wollte, „weil in Deutschland alles verloren sei", nach einem fremden Erbteil auswandern. Er führte indes diesen Entschluß nicht aus, sondern verzog von Berlin nach Leipzig ..."

Das Heinedenkmal des Herrn Adolf Bartels.

(Schluß)

Der Deutsche hat auch in seinem Nationalitätsgefühl das „kurze Gedärm", wie sich Goethe ausgedrückt hat. Darum fällt er leicht in Rodomontadentum. Besonders im Auslande fällt seine Renommisterei und sein Protzentum unangenehm auf. Im Munde solcher Leute kommt kein Volk der Welt dem deutschen an Qualitäten nur entfernt nahe. Herr Bartels ist einer der ärgsten und unerträglichsten Schreier unter diesen Leuten. Es steckt ein schlechtes Kulturbewußtsein hinter den überlauten Worten, die meist eine Kulturlosigkeit verraten, deren man sich schämen muß. Das ganze Buch über Heine ist eine solche beschämende Rodomontade des Deutschtums, die hier gegen die Juden und das Judentum, gegen die „Ausländer" losgelassen wird. Was man von diesem Deutschtumrenommisten als Kunstkritiker zu halten hat, das hat die Loreleikritik zur Evidenz beweisen, das hat der ganze Verlauf seines Beweis-Eiertanzes mit all seinen Widersprüchen, seiner Illogik, seiner Verständnislosigkeit, seinem Banausenium gezeigt. Die Loreleikritik war der Gipfel. Sehen wir nun noch diesen Radschlagenden Kulturträger in der ganzen Kulturfeindlichkeit seines Hasses auf der Höhe seiner Blamage und Unbildung.

Daß Heine von Müller gelernt hat, daß er von Goethe gelent hat, (wir machen Herrn Bartels darauf aufmerksam, daß er Goethes „Nachtgesang" und „Bergschloß" hätte anführen können!), daß Heine vom Volkslied, von Herders „Stimmen der Völker", von Byron gelernt hat, braucht man dazu Herrn Bartels, daß er es uns sagt? Er kommt sehr post festum damit. Er trägt Eulen nach Athen. Und selbst hier, wo die Dinge so einfach liegen, gehts nicht ohne Widersprüche ab. Z. B. den „Stimmen der Völker" hat er „die berühmten Strophenformen und im ganzen auch den Ton seiner Balladen und Romanzen entnommen, wie ja übrigens die meisten neueren Dichter". Später heißt es dann freilich, daß Heine in den Balladen von Uhland abhängig sei. Wenn es hier also keinen Unterschied zwischen Uhland und den „Stimmen der Völker" gibt, so kann sich der Widerspruch nur dadurch lösen, daß eben Uhland einfach abhängig und uneigen ist. Will der Herr Professor das sagen? Chamissos Bonhommie hat Heine übernommen und — in Bosheit verkehrt. Also ist für den Herrn Professor Bonhommie gleich Bosheit, oder, allgemein gesagt, ein Ding gleich seinem Gegenteil! Es ist zu dumm. Wie Herr Bartels literarisch nur in den Ecken kehren kann, so kehrt er auch philosophisch und menschlich nur in den Ecken. Ein reiner Boden ist ihm etwas unerträgliches. Er hat die angenehme Gewohnheit, überall hinzuspucken — das nennt er Charakter haben — und das läßt sich besser auf einem schmutzigen Boden besorgen als auf einem glänzenden Parkett. Abgesehen davon, daß er auf dem Parkett unbedingt ausgleitet und einfach hinschlägt.

Heine ist der „Macher seines Ruhms". Mit ein paar Freundschaften, Briefen, Kritiken, Verbindlichkeiten hat er seinen Ruhm gemacht. Das soll möglich sein? Ist Deutschland wirklich das Land der Dummköpfe, als welches es Herr Bartels hinstellt? Wenn Waschzettel und Selbst-

anzeigen Ruhm — Ruhm von Dauer — machen könnten, so wimmelte es in Deutschland van Berühmtheiten. Schließlich haben wir bach gesehen, wie wenig die Anstrengungen aan Cliquen und Katerien, einen Namen berühmt zu machen, auf die Dauer genützt haben. Ja selbst große Bucherfolge, — fünf Jahre gehen ins Land, und ein Name ist wieder in Vergessenheit zurückgesunken. Bei Heine, der es weit besser verstanden hat, sich Feinde, als sich Freunde zu machen — Herr Bartels weist bäswillig darauf hin, wie es nur wenige Freundschaftsverhältnisse waren, die eine unaerbrüchliche Dauer hatten —, hat es fünfzig und mehr Jahre gehalten, trotz aieler Angriffe, trotz geistvollerer und mächtigerer Angriffe, als dieses platte Pamphlet des Herrn Bartels. Aber für Herr Bartels gelten solche Observationen nichts, er hat ein Zauberwart, das alles löst, ein Schlüßlein für die verschlossensten Türen der Beweisführung, ein Tischlein deck dich, wenn er vor leerem Tisch sitzt — davor er ja eigentlich immer sitzt — dies Zauberwort heißt: Jude!

Wenn die Juden wirklich eine solche Allmacht im geistigen Deutschland besitzen, warum lassen sie nur germanische Berühmtheiten gelten, degeistern sich sagar für sie? Und sie haben doch, nach Herrn Bartels, keine Spur aan Positivismus, warum unternehmen sie nicht auch einmal Naagerien wie die Bartelssche hier? Herr Bartels wird sagen, weil sie dazu doch nicht mächtig genug sind und die Blamage fürchten. Alsa einmal mächtig und ein andermal nicht. Die Blamage würden sie wahl fürchten, es liegt einzig nur an der Bartelsschen Unbildung, daß e r sie nicht fürchtet.

Es ist auch noch keinem Menschen eingefallen, Heines Dichterruhm auf seine beiden Tragödien aufzubauen, so aiel er selbst auch van „Ratcliff" gehalten haben mag. Es sind sehr oft die mißratensten Kinder, die die Väter am liebsten haben. Herr Bartels kanstatiert nun wieder alles Mögliche. Ein „nicht canzinnes Bild", eine „Bilderhäufung, Parallelismen", ahne gerade hier die Steigerung zu bemerken. Er verdammt „Sinnlichkeit". Dann zensiert er die Lieder. „Im wunderschönen Monat Mai" ist „ein Lied, das nicht weiter geht". Herr Bartels möchte es weitergehend haben. Er ist gegen die Kürze. Das Lied geht „natürlich aus Raffinement nicht weiter. Die Lilie darf nicht „klingend hauchen". „Du sollst mich liebend umschließen" besteht aus zwei Bruchstücken, „die wegen ihrer nackten Sinnlichkeit auf uns Deutsche abstoßend wirken". So geht es weiter in Zensuren. Van 69 Gedichten konstatiert er reichlich ein Dutzend als „wertvoll". Also doch ein Dutzend, „reichlich ein Dutzend". Bei solcher Zensierung! Aber es genügt ihm nicht. „Ein deutscher Lyriker mittlerer Begabung übertrifft den großen Virtuosen Heine in der Regel". Diese Lyriker mittlerer Begabung möchten wir bach kennen lernen. Uebrigens, die besten Hasser Heines werden mit den Bartelsschen Zensuren nichts anfangen können. Sie sind zu plait. Die Absicht ist deutlich. Zugleich ist die ganze Zensiererei und Einteilung zu harmlas, man wird nicht einmal verstimmt. Sie belustigt einen auch nicht einmal. Man gähnt. Gähnende Gleichgiltigkeit, das ist die Wirkung.

Die Profaschriften Heines, um ste besser verreißen zu können, behandelt er als Dichtungen. Er weist Heines dichterische Ohnmacht in ihnen nach. Heines dichterische Macht hai aber dis jetzt noch jeder in seiner L y r i k gesucht. Den Begriff des „Feuilletans" erklärt er so, daß es „für uns geradezu im Gegensatze zu Poesie steht, etwa geistreichelndes und poetisierendes Getue zu Zwecken persönlicher Aufspielerei". Gerade daraufhinein, wie der Ochse in den Kohl. Man weiß sofort, wo, wie und warum aufgespießt werden soll. Und ein Verständnis! Werden, Zusammenhang, Entwicktung des Feuilletons kulturhistorisch zu sehen, seine Bedeutug und seinen Anteil an der Bildung und dem geistigen Leben der Gegenwart, die Entwickelung, die es geradezu gefordert, schließlich noch in formaler Hinsicht seine Beziehungen zur Poesie, nicht zu ihrem Zwecke, sondern zum Zwecke der eigenen Wirkung und gesteigerten Ausdrucksfähigkeit, das hängt Herrn Bartels zu hoch, das geht ihm über den Harizont. Da er als feuilletonistische Leistungen die prosaisch-poetischen Arbeiten Heines als bedeutend anerkennen müßte, da sie als solche so hoch stehen, daß tatsächlich ein paar poetische Gestalten in ihnen geschaffen sind, so stellt Herr Bartels skrupellos eine Prämisse auf, um Schlußfolgerungen der Verunglimpfung daran knüpfen zu können. Die „Nordseebilder" werden herabgesetzt. Die Originalität muß ihnen genommen werden. „Außer Gaethe, bei dem die Anfänge sind („Meeresstille", „Glückliche Fahrt", besonders „Seefahrt") und Wilhelm Müller ist auch noch Henrik Steffens zu nennen, der in den mit Heines „Reisebildern" gleichzeitig hervortretenden nordischen Romanen charakteristische Meeresschilderungen hat". Man greift sich an den Kopf. Einen solchen Pleonasmus zu verzapfen! Wenn der Hendrik Steffens seine nordischen Romane noch vor Heine veröffentlicht hätte, wäre vielleicht eher ein Sinn in der Anführung zu finden. Aber so! Man fragt: hat nicht gleichzeitig aielleicht auch in Grönland ein Eskimo charakteristische Meeresschilderungen aeröffentlicht? Und so ein Blechschmied prätendiert ernst genommen zu werden.

Die Sozialdemokratie erhält ihre Fußtritte. Frenssen wird hereingezerrt. Auf wie schwachen Beinen muß eine solche Deduktion stehen, die sich mit solchen Mitteln stützen muß! Heine hat, wie den Uhland, sa auch Eichendarff, Kerner, Wilhelm Müller, Brentano, Chamisso „ausgeschlachtet". „Wohlverstanden, ich weiß, daß Heine kein bloßer Nachahmer ist, aber von fremden Gut lebt er zuletzt denn doch". Die alte Frage: wo ist die Logik? Und dann, sollte nicht am Ende Herr Bartels nicht doch so etwas wie ein literarisches Gewissen haben, und sollte das ihm nicht sagen, daß in seinen ganzen Beweisführungen etwas nicht ganz richtig ist? Hebbel ist von Heine „unbeschmutzt gelassen", weil „Hebbel, der Dramatiker", „kein Konkurrent" war. Nun, und Hebbel, der Lyriker? Existiert der auf einmal für Herrn Bartels nicht? Er stellt doch an anderer Stelle gerade seine Eigenart in der Ballade fest und stellt ihn überhaupt lyrisch sehr hoch, wogegen ja nichts zu sagen ist. Dann soll sich Herr Bartels aber wenigstens treu bleiben! Das tut er aber nicht, sanst würden die Löcher seiner Beweisführung auch hier deutlich. Daß es eine ungeheuer bedeutende und schäpferische Zeit war, in der Heine auftrat, hält ihm Herr Bartels einmal besonders entgegen, um ihn zu widerlegen und zu treffen, dann läßt er aber den Schluß des Pfizerschen Auffatzes gelten, daß Heines Dichtung „in einer paetisch ziemlich lauen und erschlafften Zeit zunächst anregend gewirkt habe, aber dann ein Rückschlag gegen Heine eingetreten sei". Könnte nun Herr Bartels ein klein wenig kulturhistorisch lesen, so käme er nicht in eine solche Zwickmühle hinein, er könnte gerade die neue, die andere Kraft Heines aus den Worten Pfizers herausmerken, der in diesem Falle bach als Zeitgenosse gelten muß. Denn Herr Bartels könnte wissen, daß es für eine Zeit nicht so sehr darauf ankommt, was Künstlerisches in ihr erscheint, als darauf, was künstlerisch in ihr wirkt. Aber wir wollen Herrn Bartels nicht goldene Brücken bauen.

Die Dreyfus-Affäre, und der Ausdruck „die Intellektuellen", „den Heines Rassegenossen zur Zeit der Dreyfus-Aufregung geschaffen haben — das ist doch schon Winkeljournalistik. Man muß es unter seiner Würde halten, darauf einzugehen. Höchst willkommen ist Herrn Bartels natürlich das Buch über Börne. Er nimmt Gelegenheit, beide, Heine und Bärne zu vernichten. Aber auch welch ein Hochgenuß, zwei Juden gleich auf einmal unterm Messer zu haben! Und nun wieder eine kulturpsychologische Tief-

gründigkeit: die Erklärung, weshalb Heine in seiner mittleren Periode weniger Dichter war. (Aber dichterische Maßstäbe werden beständig, wie schon gesagt, angelegt, und dichterische Forderungen gestellt) Herr Bartels sagt: „Inzwischen war nämlich in Deutschland eine neue bedeutsame dichterische Entwicklung hervorgetreten, und Heine erhielt von ihr neue poetische Elemente zugeführt, die er benutzen konnte". Er meint die Entwicklung der sogenannten „politischen" Poesie. Vermeide es zu lachen, mein Freund! Bei Herwegh, Freiligrath — in Ehren sei er genannt! — Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben sollte er sich Anregung holen? Und nicht einmal kindliche Naivität kann Bartels zugebilligt werden, daß man ihn entschuldigen könnte. Er betont sogar ernstlich einmal, daß man wahre politische Poesie bei Herwegh, Freiligrath suchen müsse. Herwegh nennt er mit Freiligrath zusammen: Maßstäbe hat der Aermste. Er stellt auch den Dichter Körner sehr hoch.

Das Erwürgen wird nun immer plumper geübt. „Das Räsonnement Atta Trolls ist demokratisches oder sagen wir lieber sozialdemokratisches Gerede gegen die Aristokratie der Menschheit." Herr Bartels stellt sich selbst an den Pranger. Er fordert das Mitleid heraus. Auch am „Wintermärchen" haben die „sozialdemokratischen Kindsköpfe" immer noch ihr Vergnügen. „Vom nationalen Standpunkt freuen wir uns jetzt, daß diese Dichtung da ist, sie allein genügt, um jeden Anspruch Heines, ein deutscher Dichter zu sein, rundweg abzuweisen." Es ist erreicht! Wie soll so man so etwas widerlegen? Man kann doch nicht bei Adam und Eva anfangen? Und Poesie beweisen! Poesieunverständnis hat eine untere Grenze, unter der man die Diskussion nicht aufnehmen kann. „Lyrisches ersten Ranges finden wir gar nicht im „Romanzero", bei Heine vielleicht überhaupt nicht". Zu diesem kostbaren Vielleicht zu gelangen, schmiert der Mann ein ganzes Buch. Gescheites findet man bei Herrn Bartels vielleicht überhaupt nicht? Nein, findet man überhaupt nicht! Philistereien über den Humor folgen. Der „Dichter" Wolfgang Kirchbach als Eideshelfer! Maßstäbe!

Selbst für die Feile muß Heine büßen. Die Feile, das ist für Herrn Bartels die Mache. Er beweist das eine durch das andere, indem er sie zugleich gleichsetzt. Lauter geistiges Kauderwelsch. Verstünde der Mann nun etwas, so hätte er bei Karl Hillebrand, Heines Sekretär, nicht nur angeführt, sondern auch gelesen: „Das Gedicht war jedesmal ganz fertig am Morgen". Es ist also nicht mehr von der Mache zu sprechen. Aber selbst wenn es noch nicht „ganz fertig" gewesen wäre, was bewiese das? Herr Bartels hat auch wohl nie im Auslande gelebt, um zu wissen, was es bedeutet, die eigene Sprache, ich möchte sagen ganz naturnahe wieder zu hören, wenn man nur eine fremde Sprache um sich hört. Darum könnte die Mitteilung erst recht für den Deutschen in Heine zeugen. Er wollte sich durch den jungen Mann in unmittelbarster Nähe der Muttersprache halten. Aber gegen Mißdeutung ist keine Handlung geschützt. Wer mißdeuten will, tut es beim Harmlosesten nicht nur, sondern auch beim Besten und Edelsten.

Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen. Herr Bartels wollte alles beweisen, und er hat gar nichts bewiesen. Er wollte Heine den Dichtertitel nehmen, den er ihm doch lassen mußte. Er stempelt ihn zu einem jüdischen Dichter, der aber immerhin vielleicht Erstklassiges als deutscher Lyriker geleistet hat. Nein, nein, in dem Heine ist etwas, das können selbst so plumpe Bärentänze nicht kleintrampeln, und das ist eben Heinrich Heine, der Dichter, wie ihn sein literarisches Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat, verewigt. Wenn unter den verschiedenen Dingen, über die Herr Bartels Streit erhebt, wirklich eines wäre, darüber diskutiert werden könnte, so wäre das sicher keines, was den Dichternamen Heines umbringen könnte. Im übrigen muß wiederholt werden: kritiklos steht kein Mensch Heine gegenüber, dem Menschen und dem Dichter nicht, ohne daß jemand die Auffassung des Herrn Bartels belieben möchte. Mangel an Verständnis, Mangel des Geschmacks, Enge der Anschauung und Auffassung entschuldigen den blinden Haß nicht. Auch wo man haßt, müßte man sich bemühen, erst zu verstehen und zu erfassen, nicht bloß wo man liebt. Blinder Haß und blinde Liebe sind gleich — ungebildet.

Festgenagelt muß noch die Insinuation werden, daß Heine in seiner Ankündigung von neuen Dichtungen eines Herrn * * * Mörike gemeint habe. Herr Bartels ist den Beweis schuldig geblieben. Er hat sich „einen Witz der Weltgeschichte" geleistet, der ihm aber gänzlich vorbeigelungen ist. Mörike, sein Idol — (armer Mörike! muß der Pfarrer von Kleversulzbach auch noch das Schicksal haben, in solche Hände zu fallen!), Goethes Nachfolger nach der Auffassung des Herrn Bartels, von Heine als solcher vorausgeahnt und anonym beschmutzt. Kommentar überflüssig.

„Das Rätsel Heinrich Heines" ist die richtige Pücklerrede. Eine feine Sprache! Eine alldeutsche Suaba. Geschichtsauffassung unter aller Kanone! Der Herr Professor müßte unbedingt ein Kreisblättchen redigieren. Es kann weder mit den Gründen noch mit der Ueberzeugung sehr weit bei jemand her sein, wenn er so grob werden muß. „Heute, wo man dank der verjudeten Presse den Respekt vor Vaterland und Deutschtum, um von Liebe gar nicht zu reden, in den „unklaren Volksmassen" so ziemlich ausgerottet hat, möchte man die Vorkämpfer der Nationalisten (zu denen ich Figuren wie den von den Juden selbst großgepäppelten Grafen Pückler (!) selbstverständlich nicht rechne) (na!) lieber ins Irrenhaus stecken: ich für meinen Teil würde die Guillotine vorziehen". Mut zeigt selbst der Mameluk, wie vielmehr also ein deutscher Nationalist! Aber die Pose des Helden steht Herrn Bartels schlecht, sie ist komisch. Er ist ja viel zu klein, ein Held zu sein! Aber er leistet sich noch schönere Blüten: „mit Respekt zu sagen, es gibt auch ein verfluchtes Völkergesindel, das unsere gute Rasse nur verderben würde", oder: „wir lassen uns den hochmütigen Juden Heinrich Heine gefallen; denn der ist echt. Die Maske ist gefallen, und von dem großen deutschen Dichter ist nur ein eitler Jude, der es gern sein wollte — (bitte, was sein wollte?) — übrig geblieben". Es genügt, daß man einfach solche Gedanken und solche Worte nebeneinanderstellt. Wer auf ein solches Geschimpfe, auf ein solches Ueber-Ziel-Hinausgehen noch hereinfällt, dem ist nicht zu helfen. Der läßt sich ein X für ein U vormachen und zählt nicht. Deutsche Reinlichkeit, deutsche Gerechtigkeit und deutsche Freiheit in einem weiteren und wahreren Sinne müssen sich aber dagegen empören. Der deutsche Geist protestiert dagegen. Er läßt sich nicht auf ein so niedriges Kulturniveau herabdrücken, wie es Herrn Bartels beliebt. Hat wirklich in unseren Tagen „die gesamte Judenschaft gegen die Heimatkunst mobil gemacht"? Eine Wahrheit steht in dem Buche. Herr Bartels gibt sie der staunenden Mitwelt als von ihm ganz neu gefunden. Sie ist aber nicht neu. Aber es ist wenigstens eine Wahrheit. Er behauptet der Ansicht zu sein daß es „ebensogut gebildete wie ungebildete Esel gibt!" Er hätte noch sagen sollen, daß die gebildeten Esel die schlimmsten sind, aber so weit hat seine — Erkenntnis nicht gereicht. Was ein Dichter wert ist, eben weil Herrn Bartels der Beweis mißglückt ist, das wird schließlich nach der Quantität eingeschätzt. Wenn wir erst einmal anfangen mit der Elle zu messen, dann wird uns ein ganz neuer Reichtum an Größen beschert werden. Das gibt eine erfreuliche Ernte.

Ein Geständnis des Herrn Bartels statt weiterer solcher Einzelheiten, von denen das Kapitel wimmelt. Aber man kann sich nicht weiter damit abgeben. Ein Narr richtet mehr Wirrwarr an, als zehn Weise zu lösen vermögen.

Und das Geständnis des Herrn Bartels überhebt jeder Diskussion, es ist überzeugend, es schaltet ihn gänzlich aus. Hier ist es: „nein, ich sehe doch nicht die Notwendigkeit, daß *die Menschheit, die für mich natürlich ein arisches Gesicht hat*, an die Matratzengruft Heinrich Heines herantritt“. Also die Menschheit hat für ihn ein arisches Gesicht! Und das findet er natürlich. Ein Federstrich des Herrn Bartels, und Völker und Rassen verschwinden vom Erdboden! Er bauert einen. Nein, er braucht keine Angst zu haben, die Guillotine besteigen zu müssen. Der Geisteszustand allerdings, da müßte man schon eine psychiatrischen Rat einholen.

Es ist einem Troglodyten wie Herrn Bartels wirklich zu viel Ehre angetan, sich so viel mit ihm zu beschäftigen. Die Kulturmenschheit, so weit sie ein arisches und soweit sie ein nichtarisches Gesicht hat, hot sich nichts um ihn zu kümmern. Er nimmt an ihrer Sprache nicht teil, er hot von ihren Gedanken keinen Gewinn, er stammelt in animalischen Lauten und denkt vorweltliche, unkultivierte Gedanken. Er meint, seine Höhle ist die Welt, und die Welt darf nicht weiter sein und nicht höher als seine Höhle. Es gibt für ihn keine Entwickelung, es gibt für ihn keine Kultur und keine Kulturmenschheit. Es gibt nur sein Troglodytentum für ihn. Und so ists Herrn Bartels gelungen, sich ein Denkmal zu setzen. Dieses traurige Denkmal seines Troglodytentums. Die Literatur hätte ihn nie zu überwinden gehabt, dazu fehlt ihm die Bedeutung. Die öffentliche Meinung muß es nun aber tun. Das ist das Gute an seinem Buche, daß er dazu zwingt. Und noch ein Gutes mag es haben: es wird durch die Unart und Uebertreibung, mit der es Heines Schwächen und Fehler hervorgehoben und einseitig dargestellt hat, nur dazu beitragen, daß wir klarer zu dem kommen, was des Dichters ist, daß wir gewisser das Vergängliche an ihm überwinden und vergessen und das Dauernde deutlicher herausklären. Aber dazu kommt die Entwickelung von selbst auf einem reinlicheren Wege, als der, auf den Herr Bartels in seinem Hooligansübermut zu treiben versucht hat.

Wilh. Holzamer.

Wiener Brief.

XV.

(Was das „Deutsche Volksblatt“ von der deutschen Politik weiß. — Ein antisemitischer Gelehrter über Rußland; seine Methode. — Die alldeutsche Selbstvergessenheit.)

Wien, den 18. August 1906.

Das Wiener „Deutsche Volksblatt“ hat mit seinen externen Mitarbeitern entschieden Pech. Schon so manchesmal brachte es stolz eine eingesandte „wissenschaftliche“ Notiz, die aber, wie sich dann herausstellte, darauf berechnet war, der geehrten Redaktion eine Falle zu legen und die Unwissenheit der geistigen Führer des Antisemitismus zur Schau zu stellen. Ueble Erfahrungen machen vorsichtig und die Redakteure des Vergonischen Blattes haben die anonymen Einsendungen wie das Feuer fürchten gelernt. Dennoch sind die Herren im „Antisemitenhof“ wieder aufgesessen und zwar diemal ihrem eigenen Berliner Korrespondenten. Das hot der arme Vergani wirklich nicht verdient! Bisher machte es den Stolz des „Deutschen Volksblatt“ aus, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches einen Berichterstatter zu haben und so der Scherenarbeit der anderen antisemitischen Blätter enthoben zu sein; die Berliner Korrespondenzen erhielten deshalb immer den großgedruckten Vermerk: „Von unserem Korrespondenten“, die Angabe des Herkunftsortes und eine eventuelle Chiffre allein genügten nicht. Trotz dieser schmeichelhaften Wertschätzung hat der Berliner Korrespondent des Herrn Vergani den unedlen Einfall gehabt, sein Blatt zum besten zu halten. Im Morgenblatt erschien vor einigen Tagen an leitender Stelle ein Berliner Brief, der den „*Kolonialskandal*“ behandelte und dem Vorfalle eine originelle Seite abzugewinnen wußte. Zur Freude der Wiener Redaktion wurde der Nachweis erbracht, daß die ganze Angelegenheit eine *Machenschaft der Juden* sei Natürlich! Wie hätte es „Israel“ auch verwinden sollen, daß eine „arische“ Firma die einträglichen Geschäfte mit dem Staate machte? Doch man höre die weise Stimme aus Berlin selbst. Am Schlusse des Artikels heißt es wörtlich:

„Von dem „Panama“ in der deutschen Kolonialabteilung bleibt nach alledem also nicht viel übrig. . . . Höchst gefährlich wäre es aber, wenn die Reichsverwaltung sich durch den Lärm der jüdischen Presse einschüchtern ließe und die Lieferungen für die Kolonialtruppen dem *jüdischen Syndikate* übertragen würde, das die ganze Kampagne *inszeniert* hat, um eben diese Lieferungen an sich zu reißen. Wäre die Firma Tippelskirch jüdisch, dann könnte man sicher sein, daß die jüdische Presse auch nicht ein Wort der Entrüstung finden würde, selbst wenn alles das, was heute über die Geschäftsgebahrung dieser Firma gesagt wird, wahr wäre; auch Major Fischer fände dann wohl Gnade vor den Augen der jüdischen Journalistik. Allein Herr Tippelskirch ist nicht Jude und darum ist an ihm unmoralisch und verwerflich, was die jüdische Presse an einem ihrer Stammesgenossen bewundernswert finden und jedenfalls verteidigen und decken würde. Wir wollen damit keinesfalls die Unregelmäßigkeiten in der deutschen Kolanialabteilung, soweit solche wirklich vorliegen, beschönigen, sondern nur darauf hinweisen, daß wiederum die jüdische Presse nicht das mindeste Recht hat, sich in dem Falle Tippelskirch-Fischer auf das hohe Roß zu setzen und den Moralitätsprotzen zu spielen, denn das Motiv ihrer Entrüstung ist kein anderes als *der Neid* auf den Unternehmergewinn. Das sollte aber für den weiteren Verlauf der Angelegenheit unbedingt festgehalten werden; verdienen will und wird jede Firma, die die Lieferungen für die deutsche Kolonialverwaltung übernimmt; es wäre aber sehr bedauerlich, wenn da die jüdische Presse recht behielte, die jeden erfolgreichen nichtjüdischen Unternehmer als eine Art Einbrecher in ihre Domäne betrachtet und Staatsanwalt, Polizei und öffentliche Moral gegen ihn zu Hilfe ruft.“

Was sagt der Abgeordnete Erzberger dazu, was die Berliner „Germania“, die sonst das Wiener Antisemitenblatt wie ein Orakel belauscht und seine Ansichten bewundert? Die „Original-Korrespondenz“ des „Deutschen Volksblattes“ ist ein wertvolles Dokument für die antisemitische Kampfesweise. Es wird verdreht, entstellt, totgeschwiegen, erdichtet, und dies alles nur zu dem Zwecke, den Juden etwas aufs Kerbholz schreiben zu können. Die leichtgläubigen Leser der Schmutzpresse glauben dann die Offenbarungen ihrer Propheten. Aber wenn auch Herr Vergani nichts weiß, so gibt es in Wien doch genug Leute, die die Vorgänge im verbündeten Reiche verfolgen und die Lügen, die sich in „Korrespondenzen“ verbergen, aufdecken können.

Nach dem Berliner Korrespondenten des „Deutschen Volksblatt“ verdient Herr *Rudolf Vrba* sofort genannt zu werden. In ihm ist der christlichsozialen Presse ein geistiger Mitkämpfer erstanden, der letzhin ein zweibändiges Werk: „Die Revolution in Rußland“, statistische und sozialpolitische Studien — erscheinen ließ. Die Arbeit hat das Entzücken des „Deutschen Volksblatt“ hervorgerufen und die parteiofffiziöse Wiener „Deutsche Zeitung“ ist nicht weniger begeistert. In einem Feuilleton führt das Organ der Rarhauspartei einige Proben aus dem „reichen Inhalt“ des Werkes an, die jedem Antisemiten das Wasser in den Mund treiben müssen:

„Vrba — heißt es an einer Stelle — vergleicht die Vorgäng, im russischen Reiche mit jenen, die sich vor hundert Jahren in Frankreich vor dem Ausbruch der sagenannten großen Revolution zugetragen er weist darauf hin, daß wie die Sarbonne der Tummetplatz der französischen Revotutianäre war, sa auch alle Schamlosigkeiten, aller Verrat gegen den Zaren und das treue russische Volk, alle gekauften Agenten der Judenrechte an den Universitäten zu suchen seien. Diese Schmach muß die „Wissenschaft“ tragen. Die Freimaurerlogen in Moskau mit den Trubetzkois an der Spitze bezeichnet Vrba zutreffend als die Brutstätten aller Revolution in Rußland. Und ebenso richtig ist, wenn er mit Berufung auf eine Schrift Podgorniks sagt, daß in- und ausländische Juden mit Geld wirken und in Rußland wie überall Revolution, Kosmopolitismus und Irreligiosität predigen, denn auf diesem Wege hoffen sie die Welt zu erobern. Wenn die Juden Frankreich, wo sie vall berechtigt sind, schan zehn Jahre außer Atem hatten und unermeßlich schädigen wegen des Lumpen Dreyfus, um wieviel mehr trachten sie Rußland zu ruinieren, wo sie mindeee Rechte genießen. Die russischen Studenten sind ganz in Diensten des

Judentums. Diese Helden der westeuropäischen Judenpresse, die nach Gleichheit der Juden rufen, arrangieren blutige Straßenkämpfe mit der Polizei, wenn sie erlaubt, daß in Rußland in irgend einem Stadttheater Stücke aufgeführt werden, welche jüdische Kontrabandisten schildern, während die rühmlichen Helden ganz ruhig die schonungsloseste Kritik russischer Zustände und Persönlichkeiten vertragen, welche in Theaterstücken aber sogar in Lehrbüchern vorkommt. Diese Aufopferung der russischen Studenten zu gunsten ihrer jüdischen Lieblinge läßt tief blicken."

An einer anderen Stelle wird gesagt:

„Aeußerst interessant sind die Abschnitte des Werkes, welche davon handeln, wie die Völker, besonders das russische, immermehr in die Schuldknechtschaft des Judentums fielen. Er führt zur Begründung seiner Behauptungen eine stattliche Reihe von ziffernmäßigen Belegen ins Treffen. Was die Juden damit erreichen wollen, daß sie ihre Wirtsvölker in finanzielle Abhängigkeit vom Judentum bringen wollen, darüber läßt die Rede eines Talmudisten über den jüdischen Kahal keinen Zweifel. Es heißt in ihr u. a.: „Brüder! Neunzehnhundert Jahre kämpfen die Juden um die Weltherrschaft, die dem Abraham verheißen worden ist, aber das Kreuz hat die Juden zu Boden geworfen. Zerstreut in alle Länder der Welt, waren die Juden überall unterdrückt. Weil sie auf der ganzen Welt zerstreut sind, folgt daraus, daß die ganze Erde den Juden gehören soll. Das jüdische Volk wird stets mächtiger. Und den Juden gehört das Geld, vor dem die ganze Welt sich beugt. Das Geld ist die Zukunft der Juden." Kurz, die Juden müssen alles in ihre Gewalt bekommen, so die einflußreichsten Stellen im Staate, die Advokatur, die Richterstellen, ganz besonders aber die Ausübung der Arzneikunst."

So geht es fort mit Grazie.

Ich habe das neueste Werk Vrbas nicht gelesen und möchte vorläufig nicht versprechen, das Versäumnis wettzumachen. Ich habe frühere Versuche, mich mit Herrn Vrba zu beschäftigen, noch in schlimmer Erinnerung. Der betriebsame Autor ist kein Neuling. Er veröffentlichte bereits eine Broschüre: „Sünden der Gesellschaft", ein Buch: „Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Oesterreich" und ein dickleibiges Werk: „Oesterreichs Bedränger". Sieht man die Arbeiten dieses Mannes — der seinem Schaden nach ein in Prag lebender tschechisch-katholischer Geistlicher zu sein scheint — flüchtig durch, so ist man von der Fülle des „Materials", der Zahlen, Exzerpte usw. überrascht und geneigt, eine gelehrte Behandlung des Stoffes zu vermuten. Doch wie anders wird das Urteil, wenn man das Schreckliche vollbringt und die Werke gewissenhaft durchgeht. Die Methode Vrbas, die sich dabei offenbart, ist höchst einfach: Der Autor sammelt Stöße von Zeitungs- und Broschürenausschnitten, die mit dem Thema irgendwie zusammenhängen und setzt sie wahllos zusammen. Man gewinnt den Eindruck, als hätte irgend ein Zeitungsausschnittbureau den Hauptanteil an dem Entstehen der Werke. Von einer ordnenden Hand, von einem geistigen Erfassen ist keine Spur zu entdecken. Nur ein Umstand fällt auf: Gilt es beispielsweise die Christlichsozialen zu loben, so wird irgend eine Aeußerung der — „Deutschen Zeitung", des „Deutschen Volksblatt", des berüchtigten Bayrischen „Volksblatt", das von Dr. Sigl gegründet wurde, oder spezifisch antisemitischer Autoren angeführt. Man kann aus dem Gesagten schon entnehmen, welchen wissenschaftlichen Wert die Machwerke Vrbas haben. Auf die Methode des Verfassers mußte aufmerksam gemacht werden, da anzunehmen ist, daß auch die reichsdeutschen Antisemitenblätter ihrem Gesinnungsfreunde vom Moldaustrand Weihrauch streuen werden. Deshalb sei rechtzeitig vor den Arbeiten des neuesten Kronzeugen derer gewarnt, die in dem gewaltigen russischen Drama ein Werk geldgieriger Juden sehen.

Weil wir schon von den Erzeugnissen der Druckerpresse sprechen, möge eines Artikels, der am „7. Erntings" die erste Seite des „Alldeutschen Tagblatt" zierte, gedacht werden. „Der Kaiser und die Journalisten" lautet die Ueberschrift der Ausführungen, die sich mit den letzten vielbeachteten Aeußerungen Kaiser Wilhelms II. über die Presse beschäftigen. Ueber die allgemeine Logik des alldeutschen, sehr schlecht deutsch geschriebenen Blättchens ein Wort zu verlieren, wäre unverzeihliche Zeit und Raumverschwendung. Aber es gibt Ausnahmsfälle, von denen Notiz genommen werden muß. Ueber drei Spalten, — eine ganze Seite — ergießt sich in dem erwähnten Artikel ein fürchterliches Geschimpfe über die „Judenpresse", die des Kaisers hartes Urteil vollauf verdient. Der Stand der deutschen Journalisten — meint der Leitartikler des Schönerer Blattes — sei von einem fremden Rassentum korrumpiert worden, der Journalismus, der sich unter dem Einflusse des Judentums entwickelt, sei eines der mächtigsten Elemente zur Zerstörung der germanischen Kultur. Ei, Ei! Sonst sagt man, wer im Glashause sitze, möge nicht mit Steinen werfen. Dieser gut deutsche Lehrsatz scheint aber der Schriftleitung des „Alldeutschen Tagblatt" nicht geläufig zu sein. Ich meine nicht, daß die führende Zeitung der Schönerianer verjudet sei, das wäre nicht gut möglich, denn das Blättchen hat überhaupt nur einen Redakteur und der wird wohl das Ariertum seiner Familie nachweisen können, was seinem Herrn und Gebieter, dem Abgeordneten Schönerer, der bekanntlich eine „Tochter Judas" geehelicht hat, nicht gelingen würde. Ich denke auch nicht daran, daß die alldeutsche Zeitung bestochen sein könnte; wer würde dem für den Makulaturpapierhändler gedruckten Blatt einen Heller opfern wollen? Zudem führt das Organ den vielsagenden Untertitel „Unbestechliche Zeitung"; doch gerade das muß stutzig machen. Der Nichteingeweihte könnte glauben, diese Bemerkung sei als Unterscheidungszeichen von der angeblich durch und durch korrumpierten Judenpresse gedacht. Allein die Dinge verhalten sich anders. Das Alldeutsche Tagblatt" folgte der antisemitischen „Ostdeutschen Rundschau", deren Verständnis für den Wert des schnöden Geldes, einerlei aus wessen Hände es komme, durch den Prozeß Berger-Wolf kund und offenbar wurde. Herr Schönerer, beziehungsweise Herr Hauck, wollte manifestieren, daß die Sünden des ostdeutschen Organes dem alldeutschen Blatte ferne bleiben werden. Eine Zeitung, die durch ihre eigene Kopfvignette an die Entartung gewisser „arischer" Blätter erinnert wird, handelt nun unehrlich, indem sie das Judentum als einzigen Träger der Korruption hinstellt. Oder bereitet das „Alldeutsche Tagblatt", das die Artikel mit vielen Fortsetzungen liebt, einen zweiten Aufsatz, der — um bei der Terminologie des unverfälscht deutschen Blattes zu bleiben — etwa: „Die Verjudung der Alldeutschen, oder die Korruption im arischen Lager" heißen wird, vor?

rm.

Aus dem antisemitischen Lager.

Den Verlust des Reichstagswahlkreises Marburg an den freisinnigen Abg. von Gerlach können die Antisemiten noch immer nicht verschmerzen. Seit Jahren machen sich die verschiedenen „Richtungen" gegenseitig die heftigsten Vorwürfe; einer lädt die Schuld auf den anderen. Bekanntlich hatte der frühere langjährige antisemitische Vertreter des Kreises, der einstige „Hessische Bauernkönig", Dr. Böckel zur Verwirrung im antisemitischen Lager dadurch nicht unwesentlich beigetragen, daß er seine Parteigenossen monatelang im Ungewissen ließ, ob er wieder kandidieren werde. Jetzt erklärt die „Deutsche Hochwacht" in einer Polemik gegen Liebermann v. Sonnenberg:

„Es ist nicht richtig, daß Herr Zimmermann daran schuld sei, daß der kleine Gerlach in den Marburger Wahlkreis hineingerutscht ist. In dieser Sache geben wir einzig und allein die Schuld Herrn Dr. Böckel, dem früheren Vertreter dieses Kreises. Wir glauben das beurteilen zu können. Denn wir, die tagtäglich auf unserer Schriftleitung mit unserem damaligen Hauptschriftleiter Dr. Böckel zusammenkamen, haben Tag für Tag, Woche für Woche nichts aus ihm herauskriegen können, ob er nun wieder kandidieren wolle oder nicht. Das ging solange, bis es zu einer vernünftigen Wahlarbeit zu spät war. Wir ersparen es uns und unsern Lesern, die Aeußerungen wiederzugeben, mit denen Dr. Böckel sein negatives Benehmen begleitete; wir wollen die schmerzlichen Gedanken, die wir schon damals zweifelnd hegten, für uns behalten.

Tatsache ist, daß Marburg niemals gefallen wäre, wenn Dr. Böckel rechtzeitig erklärt hätte: „Nein, ich kandidiere nicht wieder, schlage aber den und den vor."

Die Deutschsozialen, die jetzt den Wahlkreis mit Beschlag belegen wollen und schon im Verein mit den Konservativen und dem Bunde der Landwirte den früheren Bundesangestellten Dr. Böhme als Kandidaten nominiert haben, berufen sich für die Rechtmäßigkeit ihres Anspruches immer darauf, daß Dr. Böckel, der frühere Besitzer des Mandats, ihnen den Wahlkreis „vererbt" habe. Unter Bezugnahme auf obige Mitteilung der „Deutschen Hochwacht" macht nun die „Deutsche Reform", das offizielle Organ der Reformpartei, nicht mit Unrecht darauf aufmerksam, wie „lächerlich es ist, wenn die Deutschsozialen darauf pochen, Dr. Böckel habe ihnen sein Marburger Erbe hinterlassen. Wer so mit dem Parteieigentum gewirtschaftet hat wie Dr. Böckel, der hat nichts zu vererben, zumal ja niemand weiß, ob Dr. Böckel heute wirtschaftlich so unabhängig dasteht, daß er seiner Ueberzeugung freien Ausdruck geben darf".

In Alsfeld-Lauterbach-Schotten wird das Mandat des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Kreisrat Wallau, der als liberaler Kompromißkandidat mit Hilfe des Zentrums den langjährigen antisemitischen Mandatsinhaber Bindewald bei der letzten Wahl — allerdings nur mit ganz geringer Mehrheit — verdrängte, allem Anschein nach wegen amtlicher Wahlbeeinflussungen kassiert werden. Die Zentrumspresse — „Germania" und „Köln. Volksztg." — bereiten hierauf schon vor und erklären gleichzeitig, daß bei der Neuwahl Herr Wallau unter keinen Umständen mehr auf die Unterstützung der den Ausschlag gebenden katholischen Stimmen rechnen dürfe, da er in einer oberhessischen Versammlung des Evangelischen Bundes einer Resolution zugestimmt haben soll, durch die er sich verpflichtete, „für alle Zeiten „den Intoleranzantrag" des Zentrums, so oft er auch wieder eingebracht werde, abzulehnen". Die „Köln. Volksztg." bemerkt hierzu:

„Wenn sich diese Nachricht bestätigen sollte, hat Herr Wallau „für alle Zeiten" den Anspruch auf die Unterstützung des Zentrums verwirkt. Sein Gegner Bindewald hat in seiner langjährigen parlamentarischen Tätigkeit sich stets tolerant gezeigt."

Auch die „Germania" erklärt:

„Sollte sich die Mitteilung über diese Kundgebung des Herrn Wallau bestätigen, so kann sich derselbe für alle Zukunft die Unterstützung der Centrumswähler im Monde suchen. Im übrigen werden die Zentrumswähler im Kreise Lauterbach voraussichtlich schon bald Gelegenheit haben, Herrn Wallau die Quittung zu erteilen, da seine Wahl wohl für ungiltig erklärt werden wird."

Die Liberalen des Kreises sollten unter diesen Umständen schon jetzt sich über die Person eines geeigneten Kandidaten an Stelle des Herrn Wallau verständigen. Eine nochmalige Aufstellung Wallau's als Kandidat aller liberalen Parteien ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil der etwas vielseitige Herr, der 1903 im schärfsten Kampfe gegen den Bund der Landwirte gewählt worden ist, es fertig gebracht hat, einige Wochen nach der Wahl demselben antisemitischen Bund der Landwirte als Mitglied beizutreten.

Im Reichstagswahlkreis Waldeck-Pyrmont, den der freisinnige Abg. Dr. Potthoff bei den letzten Wahlen im heißen Kampfe den Antisemiten abgerungen hat, wird es bei den nächsten Wahlen wahrscheinlich ebenfalls zu einer antisemitischen Doppelkandidatur kommen. Die Liebermänner haben bekanntlich schon vor Monaten im Verein mit den Konservativen und dem Bund der Landwirte den Oberlandesgerichtsrat v. Richthofen, den Sohn des verstorbenen Staatssekretärs des Auswärtigen, aufgestellt, der sich auch schon in einer großen Anzahl von Versammlungen den Wählern vorgestellt hat. Die Nationalliberalen, die das letzte Mal ihre aussichtslose Kandidatur einige Wochen vor der Wahl zurückgezogen und den freisinnigen Kandidaten unterstützt hatten, wollen diesmal wieder den früheren Abgeordneten des Kreises Dr. Böttcher aufstellen. Nun entnehmen wir dem Parteiorgan der Deutschsozialen, daß auch die Reformer auf dem Plan erschienen sind. Das „Deutsche Blatt" meldet nämlich:

„Es haben sich auch die Reformer eingefunden, und ihr Herr Wilke von der herrlichen „Hess. Rundschau", der aus dem Jungdeutschen Bunde hervorgegangen ist, hat sich bereits vorgestellt und Herrn v. Richthofen einen schweren und heißen Kampf verkündet; schon heute freuen wir uns besonders auf das Gesicht dieses Herrn, wenn er die hundert Häupter seiner Lieben zählen wird."

Prophezeien in Wahldingen ist immer eine mißliche Sache; es ist indessen gar nicht ausgeschlossen, daß die Freude der Parteifreunde des Herrn Liebermann von Sonnenberg, wenn sie sich am Wahltage die Bescheerung ansehen, sich in das gerade Gegenteil verwandelt.

Wie die Antisemiten sich ihre Wahlkreise zu erhalten suchen. Auf der dieser Tage abgehaltenen sozialdemokratischen Parteikonferenz für Ost- und West-Sternberg wurde mitgeteilt, daß der antisemitische Vertreter des Kreises, der Abg. Frölich, es meisterhaft verstehe, für sich Reklame zu machen, indem kaum eine Kirmes oder ein Schützenfest vergeht, wo er nicht einen Pokal stiftet mit der Widmung: „Frölich, Reichtagsabgeordneter".

Das dritte Dutzend Strafklagen gegen den antisemitischen Abg. Kröfell ist bald voll. In der Pyritzer Stadtoerordnetensitzung vom 14. d. M. machte der Vorsitzende Rechtsanwalt Haase Mitteilung, daß ihm nach der letzten Sitzung ein Brief vom Stadtoerordneten Kröfell zugegangen sei, an ihn in seiner Eigenschaft als Stadtverordneten-Vorsteher gerichtet; diesen Brief habe Redner der Staatsanwaltschaft eingereicht mit dem Antrage auf gerichtliche Verfolgung des Stadtoerordneten Kröfell wegen Beleidigung. U. a. wirft Herr Kröfell in diesem Briefe dem Vorsteher „ausgezeichnete Flegelei" vor.

Im Zusammenhang hiermit schreibt das „Pyritzer Kreisblatt":

„Der Abg. Kröfell, der in den letzten beiden Monaten als Redakteur des „Mittelstand" sich etwa ein Dutzend Klagen wegen Beleidigung und Verleumdung zugezogen hat, hat an dieser seiner journalistischen und redaktionellen „Leistung" anscheinend noch nicht genug. Auch in den letzten Tagen hat er die redaktionelle Verantwortung des „Mittelstand", trotzdem seit dem 1. August ein neuer Redakteur am „Mittelstand" tätig ist, wieder selbst übernommen und sündigt nun flott darauf los. Hält es schon ein vernünftiger Mensch direkt für unmöglich, wie man eine derartige reine Privat-Angelegenheit zum Gegenstand von Zeitungs-Artikeln mit den ominösen „Fortsetzung folgt" machen kann, ohne nicht anzunehmen, daß das Papier und vor allem auch die Leser eine Riesengeduld haben müssen, so muß man noch mehr an dem Verstande des Verfassers zweifeln, wenn man steht, wie er mit Absicht und einer gewissen Raffiniertheit Beleidigungen und Verleumdungen en masse ausspricht, ohne sich anscheinend der Folgen solcher verwerflichen Handlungsweise bewußt zu sein! Glaubt denn Herr Kröfell, der Reichstag würde überhaupt nicht mehr geschlossen werden, — das wäre ihm anscheinend das angenehmste — glaubt er denn, er wird sein Lebenlang Ageordneter bleiben? Zweifellos würde Herr Kröffel besser handeln, auch im Interesse der antisemitischen Partei, wenn er endlich bald seine schon im Dezember vorigen Jahres angekündigte Nachkur antreten und einige Zeit wenigstens seine Tätigkeit am „Mittelstand" einstellen würde, damit er neugestärkt und neugekräftigt an den kommenden Arbeiten des Reichstags sich beteiligen und dann nach dem Schlusse des Reichstags mit der nötigen Frische und Ruhe seine Strafklagen vertreten kann, von denen das dritte Dutzend bald voll ist. Denn daß ihm nach dem Schluß des Reichstags wiederum Zeit zur Abreise nach Schweden gelassen wird, glaubt doch wohl Herr Kröfell selbst nicht!"

Die Langmut der Behörden gegenüber dem antisemitischen Demagogen Grafen Pückler, der den ihm gewährten Festungsurlaub dazu benutzte, um seine

ekelhafte Hetzpropaganda in Berlin mit frischen Kräften fortzusetzen, hat mit Recht allenthalben in der Bevölkerung lebhaftes Befremden hervorgerufen. Im Anschluß an die Beschwerden der Presse hatte sich der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens mit einer entsprechenden Eingabe an den Justizminister gewandt und hierauf unterm 4. Juli durch den Oberstaatsanwalt Isenbiel folgenden Bescheid erhalten:

„Auf Ihre an den Herrn Justizminister gerichtete, von diesem an den Herrn Oberstaatsanwalt am Kammergericht zur Prüfung und weiteren Veranlassung abgegebene und von letzterem mit dem gleichen Auftrage mir zugefertigte Eingabe vom 21. Juni 1906 erwidre ich ergebenst, daß dem Grafen Pückler-Klein-Tschirne aus gewichtigen Gründen zur Abwendung wirtschaftlichen Untergangs Strafurlaub vom 2. Mai bis 25. Juni 1906 gewährt worden war. Da Graf Pückler nach Ablauf dieses Urlaubs seine Strafe freiwillig nicht wieder angetreten hat, habe ich seine zwangsweise Einlieferung in die Festungsstubengefangenenanstalt zu Weichselmünde veranlaßt. Die gegen das Auftreten des Grafen Pückler während des ihm gewährten Strafurlaubs gerichteten Vorstellungen sind damit erledigt.

Wenn von dem Grafen Pückler Flugblätter strafbaren Inhalts ausgegeben, so ist es ohne weiteres meine Amtspflicht, dagegen mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln einzuschreiten."

Der letzte Satz des oberstaatsanwaltlichen Bescheides besagt nur etwas Selbstverständliches. Sehr seltsam muß es aber, wie die „Lib. Corr." hervorhebt, berühren, daß die Justizbehörde Pückler einen verhältnismäßig so langen Urlaub gewährt hat zur Erledigung einer Lappalie. Die „gewichtigen Gründe zur Abwendung wirtschaftlichen Untergangs" bestehen nämlich, wie z. B. in der Presse mitgeteilt wurde, darin, daß dem Schloßherrn von Klein-Tschirne — eine Scheune abgebrannt war. Was soll es ferner heißen, wenn der Herr Oberstaatsanwalt erklärt, daß durch die zwangsweise Einlieferung „die gegen das Auftreten des Grafen Pückler während des ihm gewährten Strafurlaubs gerichteten Vorstellungen erledigt sind"? Der Hetzgraf hat in diesen Versammlungen, abgesehen von vielen anderen, noch weit schlimmeren Beschimpfungen der Behörden, u. a. auch erklärt, er gehe nach „der Saubude Weichselmünde" auf keinen Fall mehr zurück. Wollen die Justizbehörden diese berechnete Schmähung einer staatlichen Institution dem Grafen Pückler ebenfalls ruhig hingehen lassen?

Damit bei der ernsten Angelegenheit auch der Humor zu seinem Rechte komme, sei hier angefügt, was „Gottlieb" im „Tag" zur Sache zu sagen hat:

Graf Pückler.

Eine Betrachtung in notgebrungenen Versüberbeinen.

„Nach Klein-Tschiene trug Verlangen er
Als Weichselmündener Festungsstubengefangener,
Und zur Abwendung seines nahen wirtschaftlichen Untergangs
Bekam er reichlich Urlaub nach Vorschrift des Festungs-Reglements.
Aber er wurde, weil er während dessen doch wohl zuviel gehepp-hepp-heppt,
Von den Schergen nach der Festungsstubengefangenschaft zurückgeschleppt.
Ob er dort mit Kalbsbraten empfangen wurde wie der verlorene Sohn,
Kannst du erfahren von der Festungsstubengefangenenanstaltsinspektion."

Vermischtes.

In Italien ist ein Jude, Herr Riva, Unterrichtsminister geworden, ohne daß deswegen von judenfeindlicher Seite auch nur ein schüchterner Protest laut geworden wäre. Wie herrlich weit haben wir es dagegen in Preußen-Deutschland gebracht, wo erst noch vor wenigen Wochen bei Verabschiedung des Volksschulgesetzes Herr Ministerialdirektor Dr. Schwartzkopff die „schweren Bedenken" des Frh. von Durant durch die Zusicherung beschwichtigte, daß jüdische Volksschullehrer nur in den dringendsten Notfällen an christlichen Schulen beschäftigt werden sollen. Der gleichfalls jüdische italienische Schatzminister Luigi Luzzatti ist kürzlich von dem deutschen Kaiser durch das Großkreuz des Roten Adlerordens ausgezeichnet worden, und der Reichskanzler Fürst Bülow hat ihm ein höchst schmeichelhaftes Schreiben übersandt, in dem er seiner Bewunderung „für die geniale, überaus verdienstvolle Finanz-Transaktion" Luzzattis Ausdruck gibt. Merkwürdig nur, daß unsere amtlichen Stellen immer nur an ausländischen Juden hervorragende Verdienste entdecken, die doch nach antisemitischer Behauptung moralisch und intellektuell noch unter den deutschen Juden rangieren.

Die Gerichtsvollzieher und die Antisemiten. Zu einzelne Beamtenkategorien sich heranzudrängen ist ein seit Jahren schon von den Antisemiten beliebtes Manöver. Selbstverständlich kommt es den Antisemiten dabei weniger auf eine Besserung der Lage der betreffenden Beamten an, als darauf, diese Herren für die Wahlen einzufangen. Nächst den unteren und mittleren Beamten der Postverwaltung sind es namentlich die Gerichtsvollzieher, denen sich die antisemitische Fürsorge besonders eifrig zugewendet. So bringt denn aus Anlaß des soeben in Berlin eröffneten Gerichtsvollziehertages die Stöcker-Presse auch wieder einen Begrüßungsartikel, in dem sie unter anderem behauptet, daß der antisemitische Geist unter den Gerichtsvollziehern weit verbreitet ist. Das sei die Reaktion des Herzens gegen die Ausnutzung des formellen Rechts durch die Judenschaft. „Wer kennt wie sie die Hartherzigkeit des jüdischen Geschäftsmannes?" — Wir überlassen es den Gerichtsvollziehern selbst, sich gegen die Beleidigung zu verwahren, als ob sie zum größten Teil antisemitisch gesinnt seien.

Houston Stewart Chamberlain und die Jesuiten. In seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" fördert Chamberlain oft die sonderbarsten Ideen zu Tage. Seine Rassentheorien sind reichlich ad absurdum geführt worden. Gegen seine Rassenriecherei wendet sich auch H. Boehmer-Romundt in einer historischen Skizze „Die Jesuiten", die in einer Sammlung bei Teubner erschienen ist. Es handelt sich um die Erklärung der Größe der Persönlichkeit des Stifters des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, und es heißt da: „In allerneuster Zeit hält man die Rasse oder die Rassenmischung für den wesentlichsten Bildungsfaktor. So ist für Houston Stuart Chamberlain das Urteil über die Person wie das Lebenswerk Inigos (die spanische Form des Namens Ignatius) damit gegeben, daß Inigo kein „Germane" sondern Baske von Herkunft war und sich nicht entblödete, bei Semiten, nämlich bei muhammedanischen Derwischen in die Schule zu gehen. Denn dieser Rhapsode der Rasse hat sich von dem Franzosen Müller den ungeheuren Bären aufbinden lassen, daß der Jesuitenorden ein Produkt islamitischen Einflusses auf dem Boden des Christentums sei".

Turnerisches. Der Ausschuß der deutschen Turnerschaft ist unter dem Vorsitz von Dr. Goetz-Leipzig in Hildesheim zu einer Tagung zusammengetreten. Man dachte in diesen Tagen auch der österreichischen Turner, die seit zwei Jahren der großen deutschen Turnerschaft nicht mehr angehören. Man dachte ihrer ohne Groll, weil man weiß, daß nur die Treibereien einiger antisemitischer Großsprecher die Trennung zu Werke gebracht haben, und daß schon jetzt viele Vereine es ernstlich bereuen, den Lockungen antisemitischer Prahlhänse gefolgt zu sein. Man darf also sich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß über kurz oder lang die österreichischen antisemitischen Eigenbrödler ihre Rolle ausgespielt haben werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 35. Berlin, 29. August 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Senolt, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Die feindlichen Brüder.

Eine antisemitische Komödie.

Seit der Wahl von Rinteln-Hofgeismar sind die Deutschsozialen und die Reformer sehr schlecht auf einander zu sprechen und sie packen gegenseitig mit allerlei jämmerlichem Klatsch und persönlichen „Enthüllungen" aus. In der „Staatsbürgerztg." wird vom Abg. Raab hier, vom Abg. Werner dort der entsprechende wohlriechende Dung abgeladen in einer Reihe von „Erklärungen".

Daß es beiden Seiten aber nicht Ernst ist, wenn sie sich gegenseitig moralische Vorwürfe machen, daß sie hier vor ihren Anhängern eine große Komödie aufführen und sich, nachdem sie sich gehörig ausgeschimpft haben, mit verständnisinnigem Auguren-Lächeln zunicken werden, — dafür zeugt die wieder in die Debatte geworfene Behandlung des Falles Werner-Hamburger.

Im Jahre 1898, also zu einer Zeit, als Werner, Raab und Liebermann von Sonnenberg noch in einer Partei zusammenfaßen, behauptete der Redakteur Erdmannsdörffer, daß Werner dem jüdischen Parlamentsjournalisten Dr. Hamburger gegen Entgelt Kommissionsberichte aus dem Reichstag liefere. 1901, nach jahrelangem Hinziehen der Angelegenheit seitens Werners, erbrachte Erdmannsdörffer für diese seine Behauptung in einem Prozeß zu Cassel den vollen Wahrheitsbeweis und wurde dieserhalb freigesprochen (nur wegen einer nebensächlichen Briefkasten-Notiz erfolgte Verurteilung zu 50 Mk. Geldstrafe). Das Urteil erkannte gleichzeitig an, daß Werner, als er den Verkehr mit Hamburger ableugnete, eine bewußte Unwahrheit, „auf gut deutsch" eine Lüge ausgesprochen habe.

Werner war demnach als „Judenknecht" und als Lügner gerichtlich gebrandmarkt. Eine antisemitische Partei, die von einem ihrer eigenen Gesinnungsgenossen so schmählich hintergangen war, hätte nun doch die Konsequenz ziehen müssen. Sie hätte den so Gezeichneten cum infamia aus ihren Reihen ausschließen müssen. Um den Antisemiten diesen Entschluß zu erleichtern, sandte Erdmannsdörffer damals an alle antisemitischen Abgeordneten eine Abschrift des Casseler Urteils. Kein Mensch reagierte darauf. Im Gegenteil: Werner wurde bald darauf in alle Parteiehrenämter der Reformpartei wieder hineingewählt, und 1903 ward er aufs neue Reichs- und Landtagsabgeordneter. Nur das Hamburger „Deutsche Blatt" des Herrn Raab leistete sich unter Anspielung auf Werner folgenden Satz:

„Wenn unter den Anhängern einer Idee oder Bewegung einige persönlich räudige Schafe mitlaufen, so kann das auf die übrigen, welche sich von dem großen Haufen noch dazu geflissentlich abgesondert haben, doch keinerlei Schatten werfen."

Aus einem (in der Nr. 2 des Jahrgangs 1902 von uns veröffentlichten) Briefwechsel zwischen Erdmannsdörffer und Raab ging aber zur Genüge hervor, daß es seitens der Deutschsozialen bei diesem Schimpfswort vom „räudigen Schaf" sein Bewenden haben würde. Zu mehr reichte das sittliche Pathos der Herren nicht aus. — Erdmannsdörffer hatte damals an Raab geschrieben:

„Der einzig korrekte und überzeugungstreue antisemitische Weg für Sie wäre zu sagen: Wir als Antisemiten verlangen, daß Du, der Du zwar einer anderen Richtung, aber doch dem Gesammtantisemitismus angehörst, und der Du gerichtlich derart gekennzeichnet worden bist, Deine Aemter und Würden als Antisemit und Volksvertreter niederlegst, da Du Dich dieser Aemter unwürdig erwiesen hast. — Erst wenn Ihre Partei so spricht, dann kann sie von Mitschuld freigesprochen werden. Erst wenn sie rückhaltlos und unnachsichtlich verurteilt, ist sie frei von dem Vorwurf, einen Schuldigen mit ihrem Schilde gedeckt zu haben."

Die Deutschsozialen, wie gesagt, sprachen nicht so und machten sich dadurch zum Mitschuldigen Werners. Seitdem sind 4¾ Jahre verflossen. Diese ganze Zeit lang hat Werner im Reichstage Seite an Seite mit den Deutschsozialen gesessen, nie ist er von ihnen desavouirt oder auch nur persönlich „geschnitten" worden. Sämtliche Antisemiten verkehrten im Parlamente mit dem Manne in der kordialsten Weise.

Und nun mit einem Mal erwacht bei Herrn Raab die Erinnerung daran, daß Werner doch eigentlich vom antisemitischen Standpunkt aus eine sehr zweifelhafte Persönlichkeit ist! Aber lediglich die jetzige Partei-Katzbalgerei ist die Ursache der Ausgrabung der alten Sünden Werners, nicht etwa ein plötzlicher Ausbruch höchster moralischer Entrüstung. Nachdem sich Werner am 19. August in der „Staatsbürgerztg." mit dem ihm zu Gebote stehenden geschwollenen Pathos gegen den Vorwurf des „Rintelner Anz.", er habe Kommissionsberichte gegen Entgelt geliefert, entrüstet hatte, erwiderte Raab am 21. August:

„Herrn Werner ist . . . meines Wissens von uns niemals daraus ein Vorwurf gemacht worden, daß er Berichte gegen Entgelt schrieb, sondern nur daraus, daß er diese Berichte früher für einen Juden, namens Hamburger, schrieb, denselben, der später wegen eines schmutzigen Aktendiebstahls steckbrieflich verfolgt wurde, aber leider entkam. Bei unserer grundsätzlichen Stellung zur Judenpresse konnten wir es nicht gutheißen, daß ein antisemitischer Abgeordneter einem jüdischen Unternehmer den Inhalt zu seiner Korrespondenz lieferte."

Jetzt also, nach fast 5 Jahren, besinnen sich die Deutschsozialen auf ihre „Grundsätze" Herrn Werner gegenüber, die sie damals schon geltend gemacht haben wollen.

In der Oeffentlichkeit ist davon nichts bekannt geworden. Und das hätte geschehen *müssen*, wenn die Entrüstung der Deutschsozialen ernst gewesen wäre. Sie hätten Werner abschütteln müssen, der vom antisemitischen Standpunkt aus ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatte. Jetzt langt die ganze antisemitische Ueberzeugung von der Verruchtheit des Geschäftsverkehrs mit einem Juden nur zu einem „nicht gutheißen." Und *Werner*, dieser Biedermann? Nachdem er sich derartig gestellt sah, konnte er nicht mehr ausweichen, und derselbe Mann, der 1900 mit kecker Stirn geleugnet hatte, mit Hamburger Geschäftsbeziehungen gehabt zu haben, der 1901 gegen seinen Gegner Erdmannsdörffer mit gut gespielter sittlicher Entrüstung Gefängnisstrafe wegen dieser Affäre beantragt hatte, er schreibt jetzt ganz harmlos (26. August, „Staatsbürgerztg"):

„*Daß ich für den Juden Hamburger objektive Kommissionsberichte geliefert habe, mag ein Fehler gewesen sein.* Und der erste Schritt zur Besserung ist der, wenn man einen *begangenen Fehler offen bekennt. Das will ich hiermit tun.* Wie sagte doch der Nazarener: „Wer unter euch ohne Sünde ist . . ."

Wenn nun Herr Raab ferner anführt, daß Herr Hamburger später wegen seines schmutzigen Aktendiebstahls — es handelt sich um die Akten der Zolltarifkommission — steckbrieflich verfolgt worden sei, so ist das richtig. Ich *bedauere* mit Herrn Raab, daß Hamburger *leider nicht gefaßt* worden ist. Aber meine Kommissionsberichte sind wirklich unschuldig an dem Aktendiebstahl des Herrn Hamburger und an dem Wetter der damaligen Zeit, und genau ebenso unschuldig, wie es Herr Raab z. B. an dem derzeitigen Eisenbahnunfall bei Spremberg ist. Da ich keinerlei Einfluß auf den Aktendiebstahl hatte, auch *im Jahre 1901, in welchem Jahre ich meine Geschäftsverbindung mit Hamburger löste*, (weil ihm damals der Prozeß mit Erdmannsdörffer auf den Nägeln brannte! D. Red.), unmöglich ahnen konnte, daß Hamburger im Jahre 1903 Akten stehlen würde, mir also von dieser unsaubern Affäre absolut nichts vorher bekannt war, so weiß ich wirklich nicht, „welchen Wert es haben soll", diesen Aktendiebstahl künstlich mit meinen Kommissionsberichten in Verbindung zu bringen.

Ohne Entgelt konnte ich s. Z. die Kommissionsberichte nicht liefern, weil ich — es handelt sich hauptsächlich um die Zeit vor 1898 — auf diese Einnahme dringend angewiesen war; auch bin ich der Ansicht: „*Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert*". Sollte mich der Herr Abg. Raab etwa lediglich aus dem Grunde an jene Zeit der Armut erinnern, damit ich *nicht hochmütig* werden soll, so wäre dies bei mir überflüssig. Diejenigen Leute, die zu Hochmut neigen, und die, ihre Herkunft und Vergangenheit vergessend, sich aufs hohe Roß, von dem sie gar zu leicht herunterfallen können, schwingen, sind mir *stets die widerwärtigsten und unangenehmsten Menschen* gewesen. Auch hat man mir schon in der Schule mitgeteilt, daß „Hochmut vor dem Fall komme!" Ich besitze weder Neigung noch Veranlagung, jemals hochmütig zu werden".

Wir haben diese ganze Stelle wiedergegeben, weil sie unendlich charakteristisch ist für die moralischen Auffassungen dieses Herrn Werner. Eine feine politische Ehre als Antisemit aufs schwerste belastende Tätigkeit, die er jahrelang ausgeübt und die ihm zum Teil die Möglichkeit seiner Mandatsausübung gewährleistet hat, nennt er jetzt beiläufig einen „Fehler", den er „offen bekenne" — nachdem er wegen Nichterkennens dieses „Fehlers" 1901 vom Gericht zu Kassel als Lügner gekennzeichnet worden war. Und dieser Mann, der *jüdisches Geld* genommen hat, um *antisemitischer Abgeordneter* bleiben zu können, erinnert in widerlicher, blasphemischer Weise an das herrliche Wort des Nazareners! Er empört sich künstlich über das — ganz nebensächliche — Wort Raabs von dem Aktendiebstahl Hamburgers und ergeht sich, immer um von der Hauptsache abzulenken, in einer sich selbst beweihräuchernden Entrüstung über den Hochmut, den er *nicht* habe. Dieses Gemisch von scheinbarer Aufrichtigkeit, von aalglattem Bestreben, den unangenehmen Dingen aus dem Wege zu gehen und die Debatte auf ein anderes Gebiet zu schieben, von Frömmelei und Biedermeierei — das ist die *Antisemiten-Moral in Reinkultur*.

Und was wird nun werden aus dem Streit zwischen Raab und Werner? *Nichts!* Die Deutschsozialen werden sich mit der Erklärung Werners zufrieden geben, weil sie selbst keine reine Weste in der Affäre haben, und Werner nebst seiner gesamten Reformpartei werden erst recht schweigen, damit wieder Gras darüber wächst. Beide Richtungen aber werden auch in Zukunft mit deutscher Treue die antisemitischen „Ideale" pflegen.

Wir aber möchten, wie Dr. Relling in der „Wildente" dem Gregor Werle, so den Antisemiten die Worte zurufen: „A propos, gebrauchen Sie doch nicht das Fremdwort „Ideale", wir haben ja das schöne deutsche Wort „Lügen".

Ein neues Programm des Deutschen Volksbundes.

Die Herren vom Deutschen Volksbund haben wieder einmal das Bedürfnis, ihr Programm zu revidieren. Zum wievielten Male wohl? Ihr offizielles Organ, die Stettiner „Deutsche Hochwacht" veröffentlicht den von den „Hochmeistern" des Bundes ausgearbeiteten Entwurf, aus dem wir den Abschnitt 4 hier wiedergeben, der die Forderungen in der „*Judenfrage*" wie folgt formuliert:

„Die Ausscheidung des Judentums aus dem deutschen Staats-, Volks- und Geistesleben durch ein *Auswanderungsgesetz* und andere geeignete Maßnahmen. (Als Kennzeichen des Judentums ist nicht die „Religion", sondern, naturwissenschaftlich die Rasse zu betrachten. Als Juden haben alle die zu gelten, in deren Abstammung innerhalb der letzten drei Generationen auch nur eine Person jüdisches Blutes nachzuweisen ist)

Vorläufig sind folgende Maßregeln zu ergreifen:

Ausschließung der Juden aus allen *öffentlichen Aemtern*, aus dem Richter-, Rechtsanwalts- und Aerztestande und aus den Lehrer-Kollegien deutscher Schulen, sowie aus der deutschen Presse.

Ausschließungen der Juden aus dem Offizier-, Reserve-Offizier und Sanitäts-Offizierkorps.

(Diese Ausschließungen gelten auch für Deutsche, die Jüdinnen geheiratet haben.)

Verbot der Judeneinwanderung.

Verbot, Grund und Boden zu besitzen.

Ausschluß der Juden von der *Börse*, um aus dieser wieder ein dem ehrlichen deutschen Groß-Unternehmen dienliches kaufmännisches Institut zu machen.

Verbot, weibliches Personal deutsches Stammes zu halten.

Unterricht in besonderen Judenschulen.

Verbot der Führung deutscher Namen und Firmen.

Einrichtung einer Judenstatistik.

Uebersetzung der auf die Sittenlehre bezüglichen Stellen des Talmud, namentlich des Schulchan Aruch, in die deutsche Sprache.

Ausschließung der Juden von der direkten und indirekten Beteiligung an öffentlichen Lieferungen, Verpachtungen und Submissionen.

Verbot des Schächtens."

Auf *religiösem* Gebiete wird die „Duldung jeder mit germanischer Rechts- und Sittenanschauung nicht im Widerspruch stehenden Ueberzeugung" und „an Stelle der Zersplitterung des deutschen Volkes in vielerlei Konfessionen *Zusammenschluß* auf dem Boden der *gemeinsamen, versöhnenden Urlehre Christi in deutscher Auffassung*" gefordert. Das soll wahrscheinlich heißen: das *Christentum auf dem Boden des Wodanskultus aufgebaut!* Andererseits enthält das Programm als nächsten Punkt die Forderung: „*Bekämpfung* des unser deutsches Volkstum gefährdenden *Ultramontanismus und Jesuitismus*".

Da es sich vorläufig nur um einen Entwurf handelt, der durch Anträge aus den Kreisen der Mitglieder voraussichtlich noch Abänderungen und Ergänzungen erfahren wird, behalten wir uns eine eingehende Kritik dieses famosen „Programms" für später vor.

Die Gastwirte und die Mittelstandsvereinigung.

Der krypto antisemitischen Mittelstandsvereinigung haben die deutschen Gastwirte, die sich, wie erinnerlich, im vorigen Jahre hatten verleiten lassen, drei ihrer Vorstandsmitglieder in die Vereinigung zu delegieren,

in diesem Jahre wieder den Laufpaß gegeben, da sie mit diesem reaktionären politischen Gebilde denn doch zu traurige Erfahrungen gemacht haben. Auf dem diesjährigen Essener Verbandstage der Gastwirte berichteten die drei Delegierten über ihre Aufnahme in die Mittelstandsvereinigung. Lasse-Berlin erzählte, daß die Mittelstandsvereinler die drei Vorstandsmitglieder mit offenen Armen aufgenommen und sie sofort in den Vorstand gewählt haben, in der Hoffnung, den ganzen Gastwirtsstand für ihre Zwecke einfangen zu können. Es wären ihnen aber überall nur hohle Versprechungen gegeben worden, so daß er vorschlug, der Vereinigung gegenüber z. B. noch eine abwartende Haltung einzunehmen. Seine Kollegen waren aber mit dieser abwartenden Stellung nicht einverstanden. Braun-Berlin erklärte: Ich kann mich der Mittelstandsbewegung gegenüber nicht so günstig stellen, wie es der Kollege Lasse getan hat. Die Kollegen Ringel, Vogel und Lasse sind der Mittelstandsvereinigung beigetreten, um sich über die Ziele und Zwecke derselben zu informieren. Aber nach den Verhandlungen über die Brausteuervorlage werden Sie wohl alle wissen, wo unsere Freunde im Reichstage sitzen und wo nicht und, meine Herren, wenn Sie das begriffen haben, dann wird wohl kein Wirt im Zweifel darüber sein, was er zu tun hat. Weiter erklärte Fischer-Berlin: Als diese Frage im vergangenen Jahre in Lübeck verhandelt wurde, ließen sich auch einige warnende Stimmen vernehmen, und es wurde vor allen Dingen gesagt, wir sollten nicht in corpore der Mittelstandsvereinigung beitreten, sondern nur als Einzelmitglieder, überhaupt eine abwartende Stellung einnehmen und blos Fühlung mit der Vereinigung halten. Wie richtig dieser damalige Standpunkt war, das möchte ich Ihnen an einem kleinen Beispiel illustrieren. Im letzten Winter besuchte ein Kollege eine Versammlung der Mittelstandsvereinigung, die in Schöneberg bei Berlin stattfand. Dort referierte der konservativ-antisemitische Landtagsabgeordnete Hammer. Der Kollege sprach nach Herrn Hammer, und dieser war so liebenswürdig, ihn aufzufordern, ihm Material zugehen zu lassen. Der Kollege hat das auch getan, aber bis zum heutigen Tage von Herrn Hammer noch keine Antwort erhalten. Meine Herren, das ist sehr bezeichnend für das Verhalten dieser Herren, die sich wohl in einer Volksversammlung hinstellen und dort Propaganda für die Mittelstandsvereinigung machen, auf der anderen Seite aber, wenn ein berufener Vertreter eines Gewerbes sich erbietet, Material zu liefern, und es auch wirklich einsendet, ihn nachher links liegen lassen. — Der Redner erhob den gleichen Vorwurf noch gegen den konservativ-antisemitischen Abgeordneten Pauli-Potsdam, der dem geschäftsführenden Ausschuß sogar versprochen hatte, er werde alles tun, was in seinen Kräften stehe, um die Brausteuer zu Falle zu bringen. „Was geschah aber? — fuhr der Redner fort — der Abgeordnete Pauli hat zwei Tage später für die Brausteuer gestimmt. (Lebhaftes Hört! Hört!) Meine Herren, eine solche Haltung eines Reichstagsabgeordneten, der auch zu der Mittelstandsvereinigung Beziehungen hat, verdient doch, hier von der Tribüne des deutschen Gastwirtstages für spätere Zeiten festgenagelt zu werden'. (Lebhafte Zustimmung). —

Der antisemitische Reichstagsabgeordete Fröhlich suchte für die Mittelstandsvereinigung noch zu retten, was zu retten war. Er entschuldigte sie damit, daß sie noch in den Kinderschuhen stecke, und rühmte die Vertreter der „Wirtschaftlichen Vereinigung" im Reichstage als wahre Mittelstandsmänner. Er schloß mit der dringenden Bitte, die Brücke zwischen Gastwirtsstand und Mittelstandsvereinigung nicht abzubrechen. Er hatte jedoch mit seinem Liebeswerben wenig Glück. — Lasse-Berlin präzisierte noch einmal den Standpunkt des geschäftsführenden Ausschusses dahin, daß sich jeder der Mittelstandsvereinigung gegenüber verhalten könne, wie er wolle, der Verband nehme zu ihr keine Stellung — und die drei Vorstandsmitglieder, die ihr auf kurze Zeit angehört haben, scheiden wieder aus.

Damit hat sich also wieder ein großer Bestandteil des Mittelstandes im wesentlichen gegen die Mittelstandsvereinigung erklärt.

Aus dem Leben von Karl Schurz.

Der vor wenigen Monaten verstorbene hervorragende deutsch-amerikanische Staatsmann, auf den seine alte wie neue Heimat in gleicher Weise stolz sein können, hat noch kurz vor seinem Tode „Lebenserinnerungen"*) abschließen können, die nicht nur wertvolles historisches Quellenmaterial über eine der interessantesten Perioden der deutschen Freiheitsbewegung liefern, sondern auch in schlichter ungezwungener Darstellung das Selbstporträt eines freien edlen Geistes enthalten. Für unsere Leser dürfte insbesondere folgendes Glaubensbekenntnis aus seiner Jugendzeit von fesselndem Reiz sein:

„Im Religionsunterricht wie auf der Kanzel hatte ich den Pastor wiederholt sagen hören, die katholische sei die allein seligmachende Religion und alle Andersgläubigen, Protestanten, Juden und Heiden, seien unrettbar dem ewigen Höllenfeuer verfallen. Protestanten gab es nun in unserem Dorfe und der Umgebung keinen einzigen. In der Tat konnten wir Kinder uns einen „Calviner", wie dort die Protestanten gewöhnlich genannt wurden, kaum vorstellen; und als einmal ein durchreisender Fremder, ein preußischer Beamter, mir als Protestant bezeichnet wurde, betrachtete ich ihn zuerst mit halb furchtsamer, halb mitleidiger Scheu, und war dann sehr erstaunt, in ihm einen sehr würdig und angenehm aussehenden Mann zu finden. Einen Juden hatten wir im Dorf, der das Metzgerhandwerk betrieb, und von dem wir und unsere Nachbarn einen großen Teil unseres Fleischbedarfs bezogen. Aber sonst kam man nicht mit ihm in Berührung. Dagegen sah ich einen anderen Juden namens Aaron, der in einem benachbarten Dorf wohnte, nicht selten in unserem Hause, und ich bemerkte daß mein Vater sich bei jedem seiner Besuche in freundschaftlicher Weise mit ihm über allerlei Dinge unterhielt. Das wunderte mich. Aber mein Vater sagte mir, der alte Aaron, dessen Gesicht mir in der Tat immer besonders ernst und würdevoll vorgekommen war, sei nicht allein ein guter und rechtschaffener, sondern auch ein sehr kluger und aufgeklärter, ja, ein weiser Mann — rechtlicher, tugendhafter und weiser als mancher Christ. — Die Frage, ob nun auch ein so guter Mann wie Aaron durchaus zum ewigen Höllenfeuer verdammt sein werde, gab mir viel zu denken. Ich konnte mir das mit der Allgerechtigkeit Gottes nicht zusammenreimen. Bald machte mich mein Vater mit Lessings „Nathan der Weise" bekannt, und die Lehre der Duldsamkeit, welche diese Dichtung so anziehend darstellt, und die mein Vater mir passend erläuterte, gewährte mir Befriedigung, ohne daß ich mir bewußt gewesen wäre, wie bedenklich sie einen der Grundpfeiler des allein seligmachenden Glaubens erschütterte. . . ."

„Ich habe bereits erzählt, wie in früher Kindheit mein Glaube an die ewige Verdammnis der Andersgläubigen und an die Unfehlbarkeit und sittliche Größe des Priestertums bedenklich erschüttert worden war. Ich hatte seitdem über diese und verwandte Gegenstände viel und ernstlich nachgedacht. Endlich kam die Zeit, da ich konfirmiert werden, oder, wie wir es nannten, „zur ersten Kommunion gehen" sollte. Als Vorbereitung wurde uns ein besonderer Unterricht in der katholischen Glaubenslehre durch den Religionslehrer des Gymnasiums zuteil. Ich gab mich diesem Unterricht hin mit dem aufrichtigen und wahrhaft frommen Wunsche, meine Zweifel zu überwinden. Ich bildete mir sogar ein, daß dies gelungen sei, und so ging ich durch den Akt der ersten Kommunion in einer Art von religiös schwärmerischer

*) Berlin; Georg Reimer.

Stimmung. Aber unmittelbar darauf meldeten sich die alten Skrupel wieder, und zwar stärker als je vorher. Was mir nach wie vor am meisten widerstrebte, war der Glaubenssatz, daß die römische Kirche nicht allein die einzig wahre, sondern auch die allein seligmachende sei und daß es außerhalb derselben absolut kein Heil, sondern nur ewige Verdammnis gebe; daß Sokrates und Plato, daß alle Tugend des Heidentums, daß mein guter, alter Freund, der Jude Aaron, daß selbst jedes neugeborne Kind, das zufällig ohne Taufe gestorben, unrettbar im ewigen Höllenfeuer brennen müßte; — ja, daß ich selbst, wenn ich an der Verdammnis jener Unschuldigen einen noch so ehrlichen Zweifel hege, auch zu den Ewigverlorenen gehöre. Gegen diesen Satz lehnte sich nicht allein meine Vernunft, sondern es bäumte sich gegen ihn mein tiefinnerstes Gerechtigkeitsgefühl auf, wie mir denn auch stets von allen Schandtaten menschlicher Grausamkeit, denen wir in der Geschichte begegnen, die religiösen Verfolgungen die empörendsten gewesen sind. Diese Lehre schien mir dem Wesen der göttlichen Allgerechtigkeit so schreiend zu widersprechen, daß sie nur dazu diente, mir die andern Glaubensartikel verdächtig zu machen.

Freilich versagen einige hohe Autoritäten in der Kirche dieser extremen und grausamen Lehre ihre Zustimmung und weisen den Seelen ungetaufter Kinder und denen tugendhafter Heiden einen Mittelzustand zwischen Himmel und Hölle an. Aber gewiß ist, daß die Religionslehrer meiner Jugend mich so lehrten, wie ich hier angegeben habe. Sie taten dies mit der rauhen und erbarmungslosen Logik, die das Dogma von der Erbsünde und die gepredigte Notwendigkeit der Kindtaufe zu erfordern schienen. Welch ein Segen würde es für die Kirche sein und für alle, die unter ihrem Einfluß stehen, wenn all ihre Lehrer in allgemeiner Uebereinstimmung nicht nur ihren Gläubigen, sondern allen schuldlosen und tugendhaften, wenn auch ungetauften, Menschenseelen den Himmel öffneten mit all seiner Glückseligkeit!

Diese Gedanken beunruhigten mich furchtbar. Ich betete oft und inbrünstig um Erleuchtung, aber als Antwort auf mein Gebet kamen immer dieselben Zweifel wieder. Meinem Religionslehrer vertraute ich meinen Gemütszustand mit voller Offenheit. Wir hatten eine Reihe von Gesprächen, in denen er mir jedoch wenig zu sagen wußte, das ich nicht schon früher oft gehört hatte. Ich gestand meinen Lehrer freimütig, daß, während ich mich gern überzeugen ließe, er mich doch nicht überzeugt habe, worauf er auch mich von den kirchlichen Observanzen dispensierte, bis ich mich selbst würde gedrungen fühlen, dieselben wieder aufzunehmen. Er fuhr fort, mich mit Güte und Freundlichkeit zu behandeln und ich könnte nicht sagen, daß die Geständnisse, die ich ihm gemacht, mir im Laufe meiner Schulzeit irgendwelche Schwierigkeiten verursacht hätten. Ich meinerseits studierte Kirchengeschichte und Schriften dogmatischen Inhalts mit gesteigertem Eifer und benutzte jede Gelegenheit, Prediger von Ruf zu hören; aber je länger und ernstlicher ich diese Studien fortsetzte, um so weniger konnte ich den Weg zu den meinen Gerechtigkeitsgefühl widerstrebenden Glaubenssätzen zurückfinden. Dabei blieb in mir ein starkes religiöses Bedürfnis tätig, eine tiefe Achtung vor dem religiösen Gedanken und ich habe nie einen leichtfertigen Spötter über religiöse Dinge ohne Widerwillen zuhören können."

Nach diesen eines wahrhaft vornehmen und edlen Mannes würdigen Grundsätzen hat Schurz auch sein ganzes Leben hindurch gehandelt.

Bewer und Richard Wagner contra Bartels.

Dem Weimarischen literarischen Krittkaster und Teutomanen, dessem neuesten Heine-Pamphlet in den letzten Nummern der „Mitt." von sachmännischer Seite die gebührende Würdigung zu Teil geworden ist, scheint bei der Abfassung seines traurigen Machwerkes gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, wie sehr er sich mit dieser Schmähschrift mit hervorragenden Leuten seiner eigenen antisemitischen Gesinnungsclique in Widerspruch gesetzt hat. Als erster und beweiskräftigster Kronzeuge wäre da der Bismarckbarde Max Bewer zu nennen, der ja mit Herrn Bartels um die Gunst des jungen und jüngsten antisemitischen Deutschland seit Jahren wetteifert. Bewer schreibt in seiner 1891 erschienenen Broschüre: „Bei Bismarck" auf Seite 19 und 20:

„Ihrem eitlen Heine hat die Presse unnützer Weise die Grabesruhe gestört, wenn sie Lärm darüber schlägt, daß ich zu Eingang meiner Berichte mich mit ihm habe vergleichen wollen. Allerdings, das Schwierigste und Schönste, was seinem Menschenwitz geglückt ist, gelang auch mir schon in frühester Jugend, in Düsseldorf geboren zu werden. Aber ein Schriftsteller, der heute Heine nachahmen wollte, würde nicht weniger ridikül sein, als ein König, der Friedrich den Großen kopieren möchte. Kopien sind immer schlechte Originale. Nicht ich, indem ich Bismarck und Goethe einander zu nähern suchte, sondern eine alberne Presse hat mich bei dieser Gelegenheit mit Heine verkoppelt. Den richtigen Weg, einen selbstständigen Anschluß an Heines politische Satyre zu finden, wenn ich es wollte, hat die Natur mir übrigens klar vorgezeichnet; wenn man eine gerade Linie von dem Hause, an welches die Unsterblichkeit Heines Visitenkarte geheftet hat, zu dem Hause ziehen wollte, wo meine Wiege stand, so würde diese Linie mitten durch das Haus gehen, in welchem Eugen Richter die politische Finsterniß in Deutschland erblickte. Es gibt eine Lokalgeographie, die nicht minder bedeutsam sein kann, als die Astrologie. Nicht nur in dem Zug der Sterne, zuweilen auch in dem Zug der Straßen liegt für den Sehenden klar vorgezeichnet, welchen Lebensweg er ziehen mag. Wenn Heine heute lebte, er würde bereint auf Bismarck die scheue Achtung und die laute Bewunderung übertragen, die er zu Lebzeiten auf Immermann und Napoleon verteilte. Für Stärke hatte er eine gewisse Schwäche. Dies angeborene Faible läßt auf einen aristokratischen Fonds in ihm schließen, auf ein geistiges Vermögen, sich unterzuordnen unter das wahrhaft Große einzuordnen. Das polnische Preßsemitentum hat von dieser niederrheinischen, vielleicht von den portugiesischen Juden Hollands in Heines Geschlecht von Geldern herüberwehenden aristokratisch-feineren Luft nicht einen Windhauch nach der deutschen Reichshauptstadt gebracht Heine konnte zuweilen fein und aristokratisch, der Berliner Preßjude kann niemals anderes, als frech und plebejisch denken."

Ob Heine wirklich der Bismarckschwärmer gewesen wäre, den Bartel sich konstruiert, soll hier nicht näher untersucht werden, obwohl der Vergleich mit Maximilian Harden nahe liegt; aber schon die Tatsache, daß Bewer Heine eines starken Faible's für den „urdeutschen" Bismarck fähig hält, wirft die ganze gekünstelte und unehrliche Beweisführung über die „undeutsche Gesinnung" Heines über den Haufen.

Auf die giftige Bemerkung Bewers über das „Preßsemitentum" näher einzugehen, können wir uns ersparen, da wir erst vor einigen Monaten Herrn Bartels, der in diesem Falle nur ein Nachbeter von Bewer ist, nachgewiesen haben, wie absurd die Behauptung ist, daß das Judentum in der deutschen Presse einen „dominierenden Einfluß" ausübe.

Als zweiter Kronzeuge gegen Bartels käme Richard Wagner in Betracht, der in seiner bekannten Broschüre „Das Judentum in der Musik" aus seinem antisemitischen Herzen wahrlich keine Mördergrube gemacht hat. Wagner hatte als Pariser Korrespondent der „Dresdener Abendztg." am 6. Juli 1841 in ritterlicher Weise für Heine Partei ergriffen, der wegen einer Aeußerung über das Verhältnis einer Frau Strauß zu Börne in eine Duellaffaire verwickelt worden war. Es heißt in diesem erst jetzt mit Erlaubnis des Hauses Wahnfried veröffentlichten Brief, der in einer dieser Tage erschienenen, von Prof. R. Sternfeld besorgten Sammlung der Pariser Aufsätze und Kunstbriefe Richard Wagners („Deutsche Bücherei", Berlin S. 59, Reelmeiers Verlag) enthalten ist:

„Auch in Deutschland — so lese ich — hat man traurige Nachrichten aus Paris. Man schreibt viel über eine peinliche Affäre, die den Dichter Heinrich Heine hier betroffen hat; wie es scheint, freut man sich ganz außerordentlich über das Vorgefallene und glaubt dazu ein Recht zu haben, indem man ziemlich deutlich die Ueberzeugung ausspricht, daß Heine gerade nichts weiter als eine Behandlung wie die ihm hier letzthin widerfahrene verdiene.

Man muß gestehen, wir Deutschen sind ein großmütiges Volk! Wir sehen aus unserer Mitte ein Talent hervorgehen, wie Deutschland wenig ähnliche aufzuweisen hat; wir freuen uns der frischen, kecken Entfaltung desselben, — wir rufen ihm Triumph und Vivat zu, als es unsere jungen Geister aus einer vollständigen Lethargie aufweckt, ihnen mit dem Opfer seiner eigenen Fülle den Weg bricht und zeigt, wohin die neuzugebärenden Kräfte unserer

Literatur sich richten sollen, um an ein neues, unbekanntes, aber notwendiges Ziel zu gelangen. Wer von unserm jungen Volk eine Feder zur Hand nimmt: gut oder schlecht, bewußt oder unbewußt, sucht er es Heine nachzumachen, denn nie hat eine so plötzlich und mit Blitzesschnelle hervorgerufene, gänzlich unvermutete Erscheinung ihre Richtung so unwiderstehlich beherrscht, als die Heines die ihrige. Nicht genug aber, daß wir nachher geduldig zusehen, wie unsere Polizei dies herrliche Talent von seinem vaterländischen Boden verjagt, daß wir mit schnell erschlaffter Spannkraft übersehen, wie seine üppige Wurzel aus der Erde gerissen wird, die ihr allein Nahrung geben konnte, daß wir demzufolge mit schläfrigem Gähnen bemerken, Freund Heine hätte in Paris das Reisebilder-Schreiben verlernt, daß wir durch unsere Indifferenz ihn endlich gegen sich selbst blasieren, daß wir ihn zwingen, aufzuhören, Deutscher zu sein, während er doch nimmermehr Pariser werden kann, — nicht genug, daß wir ihm das Terrain so weit abschneiden, daß seiner strotzenden Fülle nichts weiter übrigbleibt, als an dem Lächerlichen, was man ihm, ohne es vielleicht zu wollen, übrigläßt, seinen Witz zu üben, — nicht genug, daß wir gleichgültig und kleinmütig dieser Verstümmelnng eines Talents zusehen, das bei glücklicherer Pflege an die größten Namen unserer Literatur gereicht haben würde; — nein! wir freuen uns auch und klatschen in die Hände, wenn diesem Heine endlich eine Behandlung widerfährt, wie wir sie bei uns gegen Sechzehn-Groschen-Rezensenten anzuwenden die praktische Gewohnheit haben! Man tut dies aber in Deutschland mit einer so ungestümen Schmähgier, daß man nicht einmal die Zeit findet, den Tatbestand jenes traurigen Auftrittes, den man so gern als eine verdiente Züchtigung betrachtet, zu ergründen. Der unberufene Berichterstatter in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ hat, wie ich versichern kann, die Umstände sowie die ganze Erzählung des Auftrittes nur aus der Aussage des Angreifers entnommen, welche Voreiligkeit er vergeblich durch die ebenso herrlichen als passenden moralischen Lehren, die er Heine gibt, zu rechtfertigen sucht. Noch keinem ist es eingefallen, die Aussage Heines über einen Vorfall, der schlechterdings ohne kompetente Zeugen stattfand, ebenfalls zu vernehmen. Ich wende mich daher an das Rechtsgefühl meiner Landsleute und frage, ob es nicht schändlich ist, nach der Aussage der einen Partei die andere schonungslos zu verdammen? . . .

So viel ist gewiß: die Franzosen, die allerdings ihren Dichter auch besser gewahrt haben würden, hätten bei ganz gleichen Umständen sich besser zu benehmen gewußt, trotzdem sie genug witzige Köpfe besitzen, die aus einem solchen Skandale einen flüchtigen Stoff zu Späßen zu ziehen sich gedrungen gefühlt haben würden; gelästert aber hätten sie ihren Dichter nicht, zumal, ohne ihn selbst gehört zu haben. Ich habe keinen Grund, für die Franzosen passioniert zu sein; hier aber nehme ich sie mir zum Vorbilde.“

* * *

In der „Hilfe“, dem Organ Dr. Friedrich Naumann's, wird Herr Bartels von dem evangelischen Pastor F. A. Febbersen in Neubüll also gekennzeichnet:

„Es war ein Mensch, der hieß Adolf Bartels.

Selbiger Mensch hatte einst eine deutsche Literaturgeschichte geschrieben und hielt sich seitdem berufen zum Großhenker und Inquisitor Germaniae in allen literarischen Angelegenheiten.

Nun wollte er einmal ein besonders feierliches Auto-Abschlachten vornehmen und ersah sich dazu einen gewissen Heinrich Heine, wobei er unter anderem das weltbekannte Loreleilied heranzog, dessen literargeschichtliche Größe nur noch von der literargeschichtlichen Großmäuligkeit Bartels' überragt wird.

Henkersknechtsdienste mußte ihm hierzu ein anderer gewisser Mörike leisten.

Dieser solchergestalt an den Haaren herbeigeschleppte Mörike würde höchstwahrscheinlich, wenn er noch lebte und seine feinen Hände nicht für zu gut dazu halten würde, nunmehr besagten Bartels an den Ohren mit einer eleganten Kurve, die alphabetisch von f bis l reichte, coram populo germano herumziehen.

Was Heine selbst, wenn er lebte, ihm antun würde, ist leicht zu ermessen und geeignet, mitleidiges Grausen für die immerhin sterbliche Literatenseele des Herrn Adolf Bartels einzuflößen. . .

So hat denn mehrgedachter Bartels, der dem Dichter Heine ein Schanddenkmal errichten wollte, sich selber eins gesetzt.

Er wird hinfort nicht mehr mit Ehren genannt werden da, wo man die „Besten nennt“.

Wir aber rufen: Fort endlich einmal und für immer mit dieser ebenso anmaßenden wie hündischen, schulmeisterlich aufgeblasenen Beschnüffelung unserer Dichter!“

Damit aber Herr Bartels sich nicht etwa darüber beklagt, daß wir „einseitig“ seien, daß wir nur Christen und unverfälschte Arier, bezw. geaichte Antisemiten gegen ihn ins Feld führen, soll zum Schluß noch ein Stammesgenosse des verlästerten Dichters zum Wort kommen. Oskar Blumenthal geißelt in einem witzigen Poem das feine Sprachgefühl des Weimarer Patentdeutschen; als Motto ist folgende Stilblüte aus seinem Heine-Pamphlet vorangesetzt:

> Motto: „Es ist, soviel ich weiß, bisher noch niemals hervorgehoben worden, welche bedenkliche Rolle der Baron Cotta, der Verleger Goethes und Schillers, in der deutschen Literatur spielt, indem er, nachdem er zuerst unsere Heroen verlegt, dann auch Boerne und Heine in seinen Dienst zog.“

Herr Adolf Bartels in Weimar ist
Ein Arier von waschechter Reinheit.
Herr Adolf Bartels ist auch Stilist
Von unvergleichbarer Feinheit,
Indemer, nachdemer das Heinebuch schuf,
Verdunkelt selbst Karlchen Mießnicks Ruf.

Herr Adolf Bartels in Weimar singt
Seit Jahren die nämliche Weise.
Ein Wiederkäuer des Wortes, verschlingt
Er zwiefach jegliche Speise,
Indemer, nachdemer sich müd' gedacht,
Aus dreizehn Büchern das vierzehnte macht.

Herr Adolf Bartels wünscht inniglich
Einen Pogrom unter den Dichtern.
Ein kritischer Dreschgraf stellt er sich,
Getrost den zürnenden Richtern,
Indemer, nachdemer getobt und gebrüllt,
Sich in den teutonischen Mantel hüllt.

Herr Adolf Bartels ernährt sich zumeist
Vom Schimpfen aus Heines Dichten.
Da weiß er die Kotworte dick und dreist
Zu stattlichen Haufen zu schichten,
Indemer, nachdemer dem Zorn ein Raub ist,
Für Witz und tönende Anmut taub ist.

Der Dichter aber im Lorbeerhain,
Den polternd ein . . . . Bartels beleidigt,
Er flüstert lächelnd: „O laßt ihn schrei'n!
Und daß mich niemand verteidigt!
Indemer, nachdemer sich ausgeschmäht,
Im eignen Unrat zu Grunde geht.“

Die zukünftige und die alte Duma.

Die kommenden Duma-Wahlen in Rußland werden mit großer Erbitterung durchgefochten werden und die konservativen Blätter wollen diesmal rechtzeitig auf dem Plan sein; sie scheinen eine besondere Taktik verfolgen zu wollen und zunächst weniger die liberalen Parteien aufs Korn zu nehmen, als vielmehr sich mit ganzer Kraft auf die Entfachung des Antisemitismus im Volke zu werfen. Die Rechnung ist wie der „Bresl. Ztg.“ hierzu geschrieben wird sehr einfach. Da die liberalen Parteien alle in ihr Programm die Gleichberechtigung der Juden aufnehmen, so ist viel gewonnen, wenn den Massen des Volkes diese Forderung verekelt wird. Typisch ist für diese Kategorie von Blättern das Vorgehen des „Golos Prawdy“ (Stimme der Wahrheit) gegen die „Partei der friedlichen Erneuerung Rußland“, welche von den Herren Graf Heyden, Lwow und Stachowitsch gebildet ist. Das genannte Blatt sagt, daß die Partei des Grafen Heyden in ihr Programm das Element der Zersetzung Rußlands aufgenommen hat, indem sie die Gleichberechtigung der Juden fordert, und schreibt wörtlich:

„Graf Heyden und seine Gesinnungsgenossen schlagen Rußland vor, einen gefährlichen Schritt zu tun. Es wäre aber weit einfacher, wenn diese Herren in die Geschichte blicken wollten. Die Frage der jüdischen Gleichberechtigung ist entschieden durch nichts hervorgerufen. (!?) Wenn wir diese Frage vom jüdischen Gesichtspunkt betrachten, so ist natürlich die jüdische Gleichberechtigung eine unaufschiebbare Notwendigkeit, aber wenn wir uns auf den nationalen Gesichtspunkt stellen, welcher allein den Namen eines staatlichen verdient, so ist für diese Maßregel kein Bedürfnis vorhanden. Diese Maßregel wird niemals die Beruhigung des Landes fördern, weil dem russischen Volke die Juden aus vielen Gründen immer zuwider sein werden, und Aufrufe zur Bruderschaft mit denselben das russische Volk im besten Falle nur in Erstaunen versetzen können. Wenn politische Parteien es ganz

und gar nicht nötig finden, mit den Ansichten und Gefühlen des Volkes zu rechnen, so ist eine solche Partei totgeboren. Uns scheint, daß eine Partei für das Volk da sein muß, aber nicht das Volk für die Partei".

Dem „Golos Prawdy" sekundieren in Petersburg verschämt die „Nowoje Wremja" und offen die „Sorka" Jarmonskins, ein kleines Blättchen, welches täglich in etwa 12 000 Exemplaren in die russischen Dörfer versandt wird, in Moskau die „Moskowskija Wjedomosti" und dann noch verschiedene Blättchen in der Provinz, besonders in Odessa, Kiew, Kischinew. Bei dieser Art der Preßkampagne wird die Regierung viel zu tun haben, daß während der Wahlen nicht wieder *Pogrome*, wie der von Bjelostok, entstehen. Begreiflich ist es jedenfalls, daß sich der jüdischen Bevölkerung eine sehr nervöse Stimmung bemächtigt und die bessergestellten Juden nach Möglichkeit ganz oder zeitweise aus Rußland fortzukommen suchen.

In Uebereinstimmung mit den in einer der letzten Nummern der „Mitt." wiedergegebenen Informationen des Petersburger Korrespondenten der „Voss. Ztg." über den *wahren Grund der Auflösung der Duma* schreibt jetzt auch ein ehemaliges Duma-Mitglied in der „Neuen Freien Presse", daß die Hofkamarilla, um die Entscheidung zu beschleunigen, den *ersten besten Vorwand* benutzte:

„Diesen wollte man in den *Enthüllungen* der Duma über das beispiellos *barbarische Verhalten* der Regierungs- und Militärbehörden in *Bjelostok* erblicken. Da aber die Debatte über Bjelostok noch nicht zu Ende war, so wollte man die Zwischenzeit ausnützen, um womöglich *künstlich* einen *Grund* zu schaffen, der der Handlungsweise der Regierung den Schein von Recht und Gesetzlichkeit verleihen sollte. Man ließ ein Regierungscommuniqué über die *Agrarfrage* veröffentlichen, das seines Inhalts und seiner Form nach geeignet war, die Geduld der Duma zum Reißen zu bringen. Man erwartete, die Duma werde sich zu irgend einer gesetzwidrigen Handlung hinreißen lassen. Dies blieb indes für die Dumamitglieder kein Geheimnis.

In geschlossenen Sitzungen wurde eingehend die Frage erörtert, wie man sich dieser Provokation gegenüber zu verhalten habe. Es herrschte die Ansicht, daß man diesmal der Regierung entgegenkommen solle. Manche wünschten einen scharfen Appell an das Volk zu richten mit der Aufforderung „sein Schicksal in eigene Hände zu nehmen". Dies wurde dadurch begründet, daß, da die Auflösung der Duma einmal eine unwiderruflich beschlossene Sache sei, es eine *große Gefahr* wäre, wenn *als Grund Bjelostok* angegeben wäre. Es würde unter den Bauern große *Erbitterung gegen die Juden* hervorrufen, daß ihretwegen alle Hoffnungen, die sie auf die Duma setzten, vernichtet wurden. Das „Schwarze Hundert", die erbittertsten Feinde der „Judenduma", würden jetzt das Volk für die Duma hetzen, und die *Juden* müßten sozusagen *Spießruten* laufen zwischen dem Schwarzen Hundert und den Bauern. Das Blutbad, das da angerichtet werden könnte, wäre ein so ungeheures, daß Kischenew und Bjelostok nur als unbedeutende Vorspiele erscheinen würden. Bei diesem Blutbade würden sich die Regierungsmänner vergnügt die Hände reiben und den Bauern sagen, sie mögen nur keine solchen Vertreter wählen (wenn es überhaupt zu einer Neuwahl kommt), die sich von Juden beeinflussen lassen, und ihre Stimmen nur reaktionären Antisemiten geben.

Andererseits war es durchaus im Interesse der Freiheitsbewegung, daß der Bruch mit dem Ministerium auf Grund der Agrarfrage stattfinde. Es soll in einer jeden Bauernhütte klar sein, daß die Regierung die Lage der Bauern nicht erleichtern wolle und die Duma deshalb auflöste, weil diese ihnen Land zu schaffen sich bestrebte. Das russische Volk, namentlich aber die Bauern, werden nie und nimmer in einem Appell der Gewählten an ihre Wähler ein Delikt erblicken.

Dennoch wollte man den konstitutionellen und legalen Boden nicht verlassen. Man einigte sich auf ein schwaches, dem Gesetz nicht widersprechendes Communiqué, welches zwar der Regierung in so mancher Beziehung sehr unangenehm, aber absolut unbrauchbar wäre, als Grund zu einem so verhängnisvollen Schritte zu dienen. Die Regierung hat den Schritt dennoch getan.

Im kaiserlichen Manifest ist zwar die nach Bjelostok entsandte Dumakommission angedeutet und die Hilfe der Echtrussen angerufen, aber so unklar, daß es ganz in den Hintergrund tritt. Das Volk wird aus dem Manifest nur Eines herauslesen: die Duma wollte die Agrarfrage zu Gunsten der Bauern lösen und ist daher selbst aufgelöst worden."

Die *Juden* wurden diesmal also *nicht getroffen*, und einen Grund, der geeigneter wäre, die großen Massen gegen die Regierung und für die Freiheitsbewegung zu stimmen, als der im Manifest angeführte — so ist die Auffassung im kadettischen Lager — war wahrlich nicht ausfindig zu machen. So hat sich das russische Sprichwort bewahrheitet: „Der Sklave peitscht sich selbst, wenn er schlecht mäht."

* * *

Inzwischen wächst infolge der Erbitterung der Bevölkerung über die Auflösung der Duma die revolutionäre Bewegung lawinenartig. Ein *Attentat* auf hohe Würdenträger, aus dem Militär oder der Verwaltung, die sich besonders mißliebig gemacht haben, jagt das andere. Selbst der Ministerpräsident *Stolypin* ist nur wie durch ein Wunder einer Bombenexplosion, der über 40 Menschen, darunter drei der Attentäter, zum Opfer gefallen sind, entronnen. Wenige Tage vorher hatte Herr Dr. *Paul Nathan* aus Berlin, der sich in humanitären Angelegenheiten in Petersburg aufhielt, eine Unterredung mit Stolypin; er schilderte dem Petersburger Vertreter der „Frkf. Ztg." die dabei gewonnenen Eindrücke wie folgt:

Er lasse sich erklärlicherweise durch die scheinbare Ruhe, die gegenwärtig in Petersburg herrscht, nicht täuschen, das tue ja auch kein einsichtiger Beurteiler der augenblicklichen Lage. Er wies darauf hin, daß die *Minister selbst den außerordentlichen Ernst der Situation* durchaus zugeben und mit der Tatsache rechnen, daß eine wesentliche Verschlimmerung in den Provinzen Mitte September, Oktober oder November eintreten könnte. Aber der Premierminister *Stolypin* sei der Ansicht, daß die Regierung neuen, *noch gefährlicheren Unruhen* gleichwohl gewachsen bleiben werde. Dr. Nathan meinte, diese Ueberzeugung sei bei dem Ministerpräsidenten selbstverständlich.

Dr. Nathan ging alsdann zur Erörterung der Frage über, welche Hoffnungen man auf organische Reformen zur Beruhigung des Landes setzen könne. Das müsse untersucht werden; denn die *These der Minister* sei die, mit starker Hand alle Unruhen zu *unterdrücken*, aber alsdann durch eine *parallele Aktion* die Bevölkerung mittels *reformatorischer* Maßregeln langsam zu gewinnen. Dr. Nathan meinte, selbst wenn man die besten Absichten bei den Ministern voraussetzen wollte (Stolypin war sehr entgegenkommend bei Beseitigung kleiner Schwierigkeiten in Bezug auf die jüdischen Waisenkinder, die der deutsch-jüdische Hilfsverein in Rußland übernommen hatte. Ein diesbezügliches Ersuchen wurde sofort erfüllt), so bleibe es doch durchaus unwahrscheinlich, auf solche Weise zu einem guten Ergebnis zu gelangen. Als politisch reale Kräfte seien in Rußland die folgenden zu betrachten: die starke *revolutionäre Bewegung* in ihren verschiedenen Nuancen, die noch weit stärkere *bäuerlich-agrarische* Bewegung, die heute schon nicht mehr allein agrarisch sei, da neben dem Rufe „Land!" immer häufiger der Ruf „Land und Freiheit!" ertönt, ferner sei eine sehr reale Macht die *konstitutionelle Opposition*, welche die letzte Duma beherrschte. Diesen Kräften ständen gegenüber: die vorhandene *Bureaukratie*, welche in den Traditionen der Vergangenheit groß geworden sei, und das Militär, das zwar von Monat zu Monat mehr an Festigkeit verliere, aber im Augenblick noch eine respektable Macht darstelle. Bureaukratie und Militär blicken auf *Peterhof* und auf jene bekannten Elemente, die als Interpreten des Willens von Peterhof gelten. Auf die Minister, die kommen und gehen, blickt weder Bureaukratie noch Militär. Er habe diese Erfahrung immer erneut gemacht. So verfügt denn das Ministerium über absolut keine realen Kräfte. Es findet weder eine Stütze in der Bevölkerung noch in der Bureaukratie und im Heer. Es ist *absolut angewiesen auf den Zaren* und auf die Einflüsse, die sich des Zaren zu bemächtigen wissen. Das Ministerium, das also tatsächlich in der Luft schwebt, wird schwerlich in der Lage sein, eine konsequente und durchgreifende Reformtätigkeit zur Ausführung zu bringen, dafür fehlen auch alle Voraussetzungen in Peterhof selbst, wo Dr. *Dubrowin*, der *Führer des „Schwarzen Hunderts"*, als *wohlgelittener Gast wöchentlich fünf bis sechs mal aus und eingeht.* Unter diesen Umständen ist anzunehmen, daß, was sich schon einmal ereignet hat, sich wieder ereignen kann. Auf das Oktobermanifest, das Witte den Ultrareaktionären in schwerem Kampfe abgerungen hat, folgten Massakres in ganz Rußland und zwar nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen die Intelligenz, und sollten neue liberalisierende Maßregeln ins Leben treten, so werden dieselben Elemente, die heute, wie zuverlässig feststeht, noch besser gerüstet sein werden als früher, den Fortschritt wieder in Blut zu ersticken suchen. Der Mord von Herzenstein ist ein Symptom und es ist ja bekannt, daß das „Schwarze Hundert" weitere 5 Todesurteile gegen angesehene Abgeordnete erlassen hat; ihm seien diese weiteren fünf Namen genannt worden. Und wenn selbst der Willen, Verbrechen zu unterstützen, bei bestimmten Ministern nicht vorhanden ist, so haben doch die Tatsachen er-

wiesen, daß die Zentralregierung nicht die Kraft hat, den Standpunkt absoluter Gerechtigkeit gegenüber den Abschlachtungen festzuhalten.

Dr. Nathan meinte, nach seiner Ansicht sei solange jede ministerielle Reformpolitik ein Ding der Unmöglichkeit, als nicht das Ministerium innerhalb der öffentlichen Meinung und vor allem in der Duma selbst einen Stützpunkt finden könne. Das Ministerium habe sich selber aber auch durch die Auflösung der Duma die Hände für jede entscheidende Reformtätigkeit gebunden. Bis zum Wiederzusammentritt der Duma könne es sich nur um Palliative handeln. Er hat den Eindruck gewonnen, daß man besten Falles auch in der Judenfrage Neigung für gewisse Palliative innerhalb des Ministeriums hege. Man könne zur Zeit aber nur von Neigungen sprechen. Es erscheine nach den ministeriellen Aeußerungen, die Dr. Nathan geworden, nicht einmal sicher, ob diese Neigungen sich würden zu Taten verdichten können, obgleich der Ministerpräsident ihm gesagt hat, daß zweifellos zu den wichtigen politischen Fragen, die in Rußland zur Entscheidung kommen müssen, die Frage der 6 Millionen Juden gehöre, und daß man zugeben müßte, die Vergangenheit habe in Bezug auf die Judenfrage schwer gesündigt, aber wie bald diese Schwierigkeiten zu beseitigen seien — wer könne dafür eine Garantie übernehmen?

Aus dem antisemitischen Lager.

Der langjährige hessische antisemitische Reichstagsabgeordnete Köhler hat kürzlich wieder einen seiner berühmten „Aufrufe" erlassen, mit dem er seine Gegner, die ihm bei der Neuwahl zum Bürgermeister in Langsdorf aus dem Sattel heben wollten, zu „zerschmettern" hoffte. Der Aufruf lautet:

Rache!

Langsdorfer!
Vor 9 Jahren hat man mich gewählt — —
aus Rache!!! gegen das andere Haus Köhler!!!
Heute will man mich erschlagen — — —
aus Rache!!! für die tausendfachen Wohltaten die ich Euch erzeigt habe!
Und der gute alte Heinrich Schiel soll Euer Werkzeug sein!
Rache, nichts, als Rache!!!
Loki=Höbur gegen Baldur!
Loki, der haßerfüllte Wühler und Hetzer,
Höbur, der blinde König der Nacht,
Baldur, der Gott des Lichts, des Frühlings und des Lebens —
Kennt ihr die Sage vom Mistelzweig,
mit dem, auf Loki's Geheiß,
Höbur den Baldur erschlug?!
Christliches Langsdorf!
Das Du allsonntäglich in Scharen Deine Kirche füllst, — —
Christliche „Brüder"! — —
Wie ist doch die heidnische Rache so süß!!!
Köhler=Langsdorf".

Die Wirkung dieses konfusen Aufrufs war, daß Herr Köhler mit Glanz — unterlag. Er erhielt nur 55 sein Gegenkandidat Schiel 128 Stimmen. Die „Frkf. Ztg." bemerkt mit gutem Humor hierzu:

„Also hat die Prophezeiung, daß Höbur Schiel den Baldur Köhler erschlagen werde, wirklich sich erfüllt, und der Glaube des unterlegenen Bürgermeisters, daß seine Zuflucht zu der altgermanischen Göttersage die Abtrünnigen wieder auf seine Seite bringen werde, diesmal als wirklicher Köhlerglaube sich erwiesen.

Gegen den früheren Redakteur des „Mittelstand", Theodor Weber, sollte am 20. d. M. vor dem Pyritzer Schöffengerichte wiederum wegen Beleidigung des Redakteurs des „Pyritzer Kreisblatt" Dr. Kaufhold verhandelt werden. Der Beklagte war jedoch auch zu diesem Termine nicht erschienen. Die im vorigen Termine beschlossene Vorführung konnte nicht ausgeführt werden, da der Beklagte spurlos verschwunden ist bezw. sich nach Angabe seiner Verwandten in Wien aufhält. Das Gericht beschloß nunmehr den Erlaß eines Haftbefehls. Weber war, wie die Leser der „Mitt." wissen, vor einiger Zeit vom Stettiner Schöffengericht wegen Beleidigung des Kunstmalers Lewin zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden: er hat es jedoch als echter Antisemit vorgezogen, sich der Strafe durch Flucht zu entziehen.

Antisemitismus in Badeorten. Der in der letzten Nummer der „Mitteilungen" bereits entsprechend gewürdigte Ukas der Fürstlich Pleßschen Brunnendirektion in Salzbrunn gegen den Kaftan erhält durch die Tatsache noch einen besonderen pikanten Reiz, daß in diesen Tagen in allen Zeitschriften die Reproduktion eines Bildes zu sehen war, auf dem König Eduard von England in Marienbad neben einem Kaftanträger sein Glas Brunnen trinkt. Was einem Könige nichts verschlägt daran braucht wohl auch die Fürstliche Badedirektion von Salzbrunn keinen Anstoß zu nehmen.

In Borkum steht das antisemitische Rowdytum wieder in üppigster Blüte. Der „Volksztg." wird hierüber berichtet: Im Licht- und Luftbad wurde kürzlich ein Badegast, der zufällig schwarzes krauses Haar hatte, von mehreren Badegästen als Jude bezeichnet. Man versuchte alsbald, ihn „hinauszugraulen". Es wurde das bekannte antisemitische Borkumlied gepfiffen und von dem gut gekleideten Janhagel gesungen, wobei am Schlusse mit dem Refrain: „Der muß hinaus! die Badehosennummer des betreffenden Badegastes gebrüllt und auf diesen mit Fingern gezeigt wurde. Der also Verhöhnte, ein Kaufmann aus Dortmund, konnte durch Beschwerde beim Badewärter nichts erreichen: erst der zu Hilfe geholte Gendarm, dem der Kaufmann nachwies, daß er kein Israelit sei, konnte ihm seinen Schutz angedeihen lassen und die Ruhe einigermaßen wiederherstellen. — In Köhlers „Kaiserhof" am Strande wurde eines Abends, abweichend von der sonstigen Gepflogenheit, jenes Borkumlied von der konzertierenden Kapelle nicht im Anschluß an die zehnte Programmnummer gespielt. Eine unbeschreibliche Lärmszene war die Folge. Wie auf Kommando begann der Badepöbel ein Pfeifen, Johlen, Schreien, Zischen, Fußstampfen, auf die Tische Schlagen usw., so daß die Musik innehalten mußte. Der Skandal nahm kein Ende, und als die Musik schließlich das verlangte Borkumlied intonierte, wurde laut: Musik hinaus! geschrieen, daß die Kapelle das Konzert einstellte. Nur mit äußerster Mühe konnten sich die Künstler aus dem Lokal entfernen. Am nächsten Abend war das Lokal von innen und außen durch den antisemitischen Janhagel förmlich belagert; man wollte sehen, ob der Wirt, der mit Rücksicht auf gewisse Gäste jene Programmänderung veranlaßt hatte, die „Kühnheit" haben würde, das Wagnis zu wiederholen. Aber der Wirt hatte sich gefügt. Der badende Pöbel hatte seinen Willen durchgesetzt. Das Borkumlied wurde wieder gespielt.

Die Intriguen gegen den österreichischen Ministerpräsidenten Frh. von Beck gehen hauptsächlich von hochfeudalen Kreisen aus, welche daran Anstoß nehmen, daß die Gemahlin des Ministerpräsidenten — eine Jüdin ist, die Tochter des Chefs der Großhandlungsfirma W. Mayer und Söhne in Guntramsdorf, die in erster Ehe mit dem Baron Ludwig Dorzy vermählt gewesen war. Dem „Neuen Budapester Abendblatt" wird hierüber von „wohlinformierter" Seite u. a. berichtet: „. . . Als Freiherr von Beck im Arbeitszimmer des Monarchen erschien und von Sr. Majestät zur Uebernahme der Nachfolgerschaft des Fürsten Hohenlohe aufgefordert wurde, erklärte derselbe, es falle ihm aus Familienrücksichten schwer, diesen Auftrag zu übernehmen. Freiherr von Beck verwies auf die Tatsache, daß seine Frau Jüdin sei, und gab seiner Befürchtung Ausdruck, dieser Umstand könne seine Mission gefährden. Se. Majestät erklärte hierauf in ganz bestimmtem Tone, er könne dieses Motiv nicht akzeptieren. Ja der Monarch soll bei dieser Gelegenheit

gesagt haben: „Ich kenne Ihre Frau, schätze und achte Sie, und ich glaube, dies genügt!" Diese chevalereske Erklärung Sr Majestät verfehlte nicht ihre Wirkung: Freiherr von Beck übernahm die Mission und führte sie auch mit Erfolg durch. Die Gegner des Freiherrn von Beck gaben nun die Parole zum Boykott seiner Gattin aus — die „Hofdamen" schürten und wühlten — die ganze „Kamarilla" wurde mobilisiert — — und das Fazit ist: die Maulwurfsarbeit hat tatsächlich die Stellung des österreichischen Ministerpräsidenten erschüttert.

Vermischtes.

××× **Studentisches.** Man schreibt uns: Der größte Teil der an den deutschen Universitäten bestehenden Landsmannschaften hatte sich seinerzeit zu dem Landsmannschaftskonvent zusammengeschlossen (L. C.). Dieser L. C. bestand aber nicht allzulange. Es machten sich zwischen den einzelnen Landsmannschaften tiefgehende Meinungsverschiedenheiten geltend, die schließlich zu einer Spaltung im L. C. führten. Vornehmlich war es auch die „Judenfrage" gewesen, die diese Trennung bedingte. So entstand ein vorurteilsfreier liberaler Arnstädter L. C. und ein antisemitischer Koburger L. C. — Aber beide Gruppen erfreuten sich keines Gedeihens. Die meisten Landsmannschaften zählen nur noch drei bis vier aktive Mitglieder. Der Gedanke eines Zusammenschlusses lag daher nahe und nach den einleitenden Schritten ist er jetzt tatsächlich erfolgt. Die Behandlung der „Judenfrage" hat man ad acta gelegt, man will einig sein. Ob aber diese Verschmelzung den langsamen Absterbeprozeß der Landsmannschaften aufhalten wird, darf man ruhig bezweifeln. —

Die im A. D. C. vereinigten deutschen Burschenschaften, die bekanntlich antisemitischen Tendenzen huldigen, nennen sich jetzt „Deutsche Burschenschaft". Sie erweisen damit der liberalen alten deutschen Burschenschaft keinen Gefallen, denn die Korporationen, die jetzt die sogenannte „Deutsche Burschenschaft" bilden, haben mit den deutschen Burschen der Altzeit nichts gemein. Sie sind mit wenigen Ausnahmen erst Gründungen der letzten Jahrzehnte. Oft sind es sogar Korporationen, die alle möglichen Wandlungen durchgemacht haben, die wissenschaftliche, Turn- und Sportvereine gewesen sind, ehe sie ihr altburschenschaftliches Herz entdeckt haben. Diese Burschenschaften haben jetzt insgesamt 2765 Mitglieder und zwar 1251 Aktive, 486 Inaktive, 1015 auswärtige Mitglieder. Dem Bekenntnis nach sind 2464 Protestanten und 271 Katholiken. Sonderbarerweise gehören zu der Burschenschaft noch einige jüdische Alte Herren, die ihr Band noch nicht zurückgegeben haben. — Die liberalen Burschenschaften, die im A. D. B. (Allgemeinen Deutschen Burschenbund) vereinigt sind und die jüngst das Fest des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des A. D. B.-Gedankens feierten, zählen 333 Mitglieder, die 19 Burschenschaften angehören. —

In Charlottenburg wurde die Burschenschaft Gothia von der Technischen Hochschule, die dem streng antisemitischen Rüdesheimer Deputiertenkonvent angehört, wegen Gefährdung der Disziplin von Rektor und Senat aufgelöst. Am Tage nach der Auflösung meldete sich beim Rektor eine neue Burschenschaft Teutonia an, die ohne weiteres genehmigt wurde. Ob es dem Syndikus der technischen Hochschule, Herrn Daube, der doch sonst in studentischen Angelegenheiten gut Bescheid weiß, nicht aufgefallen ist, daß die Herren von der neuen Teutonia alle früher der Gothia angehörten? Was hat die Auflösung einer Korporation, die doch eine Disziplinar-Strafe für die Mitglieder sein soll, für einen Zweck, wenn ihre Wirkung auf diese Weise sofort illusorisch gemacht werden kann?

Herzog und Warenhaus. So muß es kommen. In einer Notiz des „Reichsanzeigers" heißt es: „In unser Handelsregister ist heute unter Nr. 394: Warenhaus des Herzogs von Pleß, Hans Heinrichs XI., und als dessen Inhaber Se. Durchlaucht der Herzog von Pleß, Hans Heinrich XI. in Pleß, sowie die Erteilung der Prokura an den Generalbevollmächtigten, Königlichen Regierungsrat a. D. Gustav Reindorff zu Schloß Waldenburg eingetragen." —

Man wird den Kummer der Antisemiten, die nicht müde wurden, über die Warenhäuser als eine Erfindung des jüdischen Geistes zu zetern, begreifen, daß nun ein veritabler preußischer Herzog auch unter die Warenhäusler gegangen ist. Bisher konnten sie so tun, als seien nur Juden verworfen genug, ein Warenhaus zu besitzen. Daß der Herzog von Pleß kein Jude ist, müssen selbst die Antisemiten zugeben, die sich sonst nicht genieren, ihnen unbequeme Personen den Rockschößen der Juden anzuheften. Das geht nun hier nicht. Aber ein süßer Trost ist ihnen geblieben; sie können Klagelieder anstimmen über die fortschreitende Verjudung des deutschen Volkes, der sich selbst die Granden des Reiches nicht mehr entziehen, über die zunehmende Judenherrschaft, und was der albernen Klagen mehr sind.

Professor Adickes (Tübingen) über Houston Stewart Chamberlain. Wir haben in unserer letzten Nummer eine Abfuhr mitgeteilt, die H. Boehmer-Romundt Herrn Chamberlain erteilt hat. Aber noch weit allgemeiner zugleich und radikaler ist die Abfertigung, die der bekannte Tübinger Gelehrte Professor Adickes Herrn Chamberlain zu Teil werden läßt. Wir zitieren sie um so lieber, als sie vielfach übereinstimmt mit zu wiederholten Malen in diesem Blatte von verschiedenen Mitarbeitern abgegebenen Urteilen. In der letzten Nummer der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart" nennt Professor Dr. Adickes Herrn Chamberlain einen „blutigen Dilettanten", d. h. einen Mann, der, wie der Professor hinzusetzt, sich an wissenschaftliche Aufgaben heranwagt, ohne die nötige (allgemeine und fachwissenschaftliche) Schulung und Durchbildung zu besitzen. Der Dilettant übersehe und beherrsche seinen Stoff nicht, sei nicht vertraut genug mit den Leistungen Anderer und mit den früheren Versuchen, Probleme zu lösen. Daher rühre seine Selbstgefälligkeit her und die Ueberschätzung der eigenen Gedanken und Anderen gegenüber der Mangel an Kritik. Als Dilettant kennt Chamberlain nur Engel und Teufel, ist er oberflächlich, unfähig, zwischen Tatsachen und Deutung von Tatsachen, zwischen Wirklichem und blos Möglichem streng zu unterscheiden und die Dinge selbst ungetrübt durch das Medium der Subjektivität zu sehen. Chamberlain zeigt „einen Unfehlbarkeitsdünkel und eine Selbstüberhebung, wie sie einem in dieser Größe nicht oft entgegentreten".

Und eines solchen Mannes Werke sind das Evangelium unserer Antisemiten! Gewiß steht Chamberlain turmhoch über den gewöhnlichen antisemitischen Führern, aber eben daraus kann man erkennen, was an diesen und ihren Lehren ist. Mit Recht ist schon einmal als bezeichnend hervorgehoben worden für die mit ihrem Nationalismus und ihrem Teutonenium sich brüstenden Herrschaften, daß ihre Hauptheiligen und Autoritäten zwei Ausländer sind: Gobineau, der in seiner französischen Heimat so gut wie keine Beachtung gefunden hat, und Houston Stewart Chamberlain, dem es in England nicht besser geht. Beide sind erst durch die deutschen Antisemiten bekannt geworden, denen die haltlosen Theorien dieser Rassenfexe in den Kram paßten, und die darum „blutige Dilettanten" zu Forschergrößen emporschwindelten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 36. Berlin, 5. September 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Wenoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Der jüdische Sündenbock.

Die Antisemiten können von ihrer für das ganze deutsche Volk gefährlichen Untugend nicht lassen, für alles, was im Lande faul und unangenehm ist, die Juden verantwortlich zu machen. Was in dem von uns in dem Artikel „Wieder der jüdische Sündenbock" in Nr. 32 der „Mitteilungen" behandelten Aufsatz „Opfer des Mammon" der Sonntagsbeilage der „Deutschen Tageszeitung" nur indirekt geschehen, das hat jetzt der Vorsitzende des deutschen Mittelstandsbunds, Holtz, im deutschen Reformverein Pankow-Niederschönhausen rund heraus gesagt: Hinter allen Verfehlungen der durchweg den besseren Ständen angehörenden Angeklagten der Skandalprozesse in der letzten Zeit „steht als Grundursache die ungermanische Genußsucht, die dem bei uns wuchernden jüdischen Geist entstammt."

Wir können nur unseren Hinweis wiederholen, daß die Kleider- und Speiseordnungen im alten Deutschland zu einer Zeit, da von einem jüdischen Einfluß überhaupt keine Rede sein konnte, dafür sprechen, daß die Germanen die Genußsucht auch kannten. Aber man braucht sich ja nur heute umzusehen, und es wird nicht schwer fallen festzustellen, wer sein Geld in den Kneipen trägt, wer seine Mittel in Genuß verschwendet. Gewiß gibt es auch genußsüchtige Juden, und wir sind die allerletzten sie zu verteidigen. Aber meist genießen Juden, wenn sie es dazu haben. Indessen zugegeben selbst, die Genußsucht sei den Juden eigentümlich, so folgt doch daraus noch lange nicht, daß „die durchweg den besseren Ständen Angehörenden" dem schlechten jüdischen Beispiel folgen müßten und obendrein, um ihre Genußsucht zu befriedigen, sich Verfehlungen zu Schulden kommen lassen dürfen. Es ist aber ein solcher jüdischer Einfluß auf die Herren, an die der Vorsitzende des deutschen Mittelstandsbundes anspielte, um so weniger anzunehmen, als ja die Herren Offiziere sich über Juden erhaben vorkommen und also nicht deren Fehler annehmen werden.

Aber es kitzelt so angenehm kleine Seelen, sich selbst als Musterknaben hinzustellen, alle Schuld auf andere zu schieben. Nur daß das ein sehr gefährliches Treiben ist. Man hört so gern die Schmeichelreden, hält sie für wahr, weil sie angenehm berühren, und vergißt darüber, in sich zu gehen und sich zu bessern. Wir wollen Herrn Holtz und seinen antisemitischen Gesinnungsgenossen einen plausibleren Grund für die zunehmende Genußsucht geben. Es ist der rapide gestiegene Wohlstand des deutschen Volkes, der leider die unerfreuliche Folge hat, Es genießen heute mehr Germanen als früher, weil sie es können, und ihnen folgen Viele, die es nicht können.

Im Uebrigen wollen wir nur bemerken, daß Major Zander sowohl wie Major Fischer nachgewiesenermaßen die Opfer ihrer Frauen gewesen sind und nicht des jüdischen Geistes, und daß Frau Major Zander in krankhafter Veranlagung als Hofdame a. D. glaubte, weit über ihre Verhältnisse leben zu müssen. Die Hofdame hat doch wohl nicht von den Juden gelernt.

Ein ander Bild.

Da wird in mehreren antisemitischen Blättern unter Hinweis auf zwei Fälle, in welchen zwei jüdische Kaufleute einer in ihren Geschäften Angestellten nachgestellt haben, es als Pflicht der Eltern und Vormünder bezeichnet, „ihre Schutzbefohlenen von vornherein vor der Gefahr zu warnen, die ihnen in jüdischen Geschäften drohe, dadurch, daß sie ihnen aufs strengste verbieten, Stellung in jüdischen Geschäften oder in solchen Geschäften zu nehmen, in denen jüdische „Kollegen" mit angestellt sind".

Es wird dann darauf hingewiesen, daß „in Berlin und in anderen Großstädten tatsächlich die Bezeichnung „Konfektioneuse" fast schon gleichbedeutend ist mit „demi-vierge", wie der aus Frankreich herübergenommene Ausdruck für Mädchen lautet, die ihre jugendliche Harmlosigkeit verloren haben. Da nun die Juden in der Konfektion ganz besonders zahlreich vertreten sind, so" usw.

Wir wollen zunächst einmal fragen, ob nicht schon oft genug nachgewiesen worden ist, daß auch auf dem Lande, wo es keine jüdischen Konfektionäre gibt, Mädchen genug „ihre jugendliche Harmlosigkeit" verlieren. Viele behaupten sogar, in dieser Beziehung werde auf dem Lande noch weit mehr gesündigt als in den Großstädten. Wo kommen denn die Spreewälderinnen und die anderen Ammen her? Wissen denn die Herren Antisemiten nicht, daß beispielsweise die Kellnerinnen, die Theaterdamen besonders geringeren Grades und noch andere weibliche Berufe, in Amerika beispielsweise der der Maschienenschreiberinnen, mit unseren Konfektioneusen ganz gut um den Untugendpreis konkurrieren können? Und fällt den antisemitischen Herrschaften gar so schwer, einen vernünftigeren Grund für die Untugend der Konfektioneusen zu finden als die Zugehörigkeit sehr vieler Juden zur Konfektion?

Wir wollen den Herrschaften ein wenig zu Hilfe kommen. „Konfektioneusen" müssen in der Regel sehr schön und wohlgestaltet sein. Die Schönheit aber ist für viele Frauen, die sich im Kampf ums Dasein ihr Brot erwerben müssen, — beiläufig leider auch für besser situierte — oft eine sehr

verhängnisvolle Mitgift, geradezu ein Danaergeschenk der Natur. Sie sind besonderen Versuchungen infolge ihrer Schönheit sowohl wie vielfach auch durch den Beruf, gleichviel welcher Konfession und Stellung der Arbeitgeber sein mag, ausgesetzt und unterliegen nur zu oft. Wenn höhere, den besseren Ständen Angehörende, Offiziere, Beamte usw. durch die Genußsucht zu strafbaren Verfehlungen sich hinreißen lassen, sollten minder hochstehende junge Frauen nicht der in der Konfektionsbranche so verlockenden Putzsucht unterliegen und Verfehlungen begehen, bis das Gesetz nicht bestraft, zu denen Jugend, Temperament, Gelegenheit fast natürlich, jedenfalls leicht verleiten?

Aber es macht sich so schön, sich selbst als Ausbund aller Tugenden hinzustellen und alle eigenen Verfehlungen einem Sündenbock aufzuladen. Nur ist das weder vornehm, noch gerecht, noch auch von Nutzen, sondern ganz im Gegenteil ungerecht, niedrig und namentlich auch gemeingefährlich.

„Ultramontanisierung“ und „Verjudung“.

Der katholische Albertus Magnus-Verein hat sich die Unterstützung katholischer Studenten zur Aufgabe gemacht und im Jahre 1905 an Studienhilfen 57 970 Mark verteilt. Die „Köln. Ztg.“ bezeichnet als Endziel dieser systematischen Arbeit, auch in die akademischen Stände „möglichst viel Ultramontane hineinzubringen“, die aus Dankbarkeit für die genossene Unterstützung später in ultramontanem Sinne wirken würden. Dieser Plan sei äußerst klug, er stärke gerade in dem wichtigen Mittelstande, im eigentlichen Bürgertum, den Ultramontanismus. Dazu bemerkt die „Konf. Korr.“, sie könne in den Bestrebungen, bedürftige Studierende der eigenen Konfession zu unterstützen, noch längst keine Gefahr erblicken. So weit können wir dem offiziellen Organe der konservativen Partei durchaus zustimmen. Die Zunahme der Bildung könnte höchstens eine Gefahr für den sogenannten Ultramontanismus, überhaupt für jede konfessionelle Beschränktheit sein, als welche sie sich bisher noch stets erwiesen hat.

Alsdann richtet aber das konservative Organ an die „Köln. Ztg.“ die Frage, was sie denn zu der „offenbaren Verjudung der akademischen Stände“ und unserer Hochschulen sage. „Die Zahl der studierenden Juden, heißt es dann weiter, übersteigt in geradezu enormer Weise den Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung, und es kann gar nicht bestritten werden, daß das Judentum die Studierenden seines Glaubens systematisch fördert und deren Zahl auf jede Weise erhöht. Will die „Köln. Ztg.“ nicht auch hierüber sich einmal aussprechen? In der tatsächlichen Verjudung der Universitäten liegt doch unzweifelhaft eine größere Gefahr als in der angeblichen Ultramontanisierung derselben“.

Richtig ist allerdings, daß die Zahl der studierenden Juden eine unverhältnißmäßig große ist, und auch daß viele studierende Juden von ihren Glaubensgenossen unterstützt werden. Aber das erklärt sich doch wohl hinlänglich durch den notorisch großen Bildungsdrang der Juden, der sich überall und zu allen Zeiten geltend gemacht hat. Eine weitere Erklärung findet sich in der Weisheit unserer Verwaltung, die in all den zahlreichen Laufbahnen, die allen nicht jüdischen Abiturienten offen stehen, keinen Juden anstellt. Wie ihre christlichen Kollegen würden wahrscheinlich viele jüdische Gymnasiasten eine dieser Laufbahnen einschlagen, wenn es ihnen gestattet wäre, und sie würden nicht die Universität besuchen. Da ihnen aber, nachdem sie das Gymnasium oder eine andere höhere Schule absolviert haben, nur die Wahl bleibt, entweder zu studieren oder Kaufmann zu werden, viele Juden aber nicht Neigung und Begabung zu dem kaufmännischen Gewerbe haben, beziehen sie eben die Universitäten.

Ganz und garnicht kann zugegeben werden, daß in der angeblichen Verjudung der Universitäten eine größere Gefahr liege als in der befürchteten Ultramontanisierung. Absolut wird die Zahl der akademisch gebildeten Juden, die einen der akademischen Berufe ergreifen, notwendig sehr gering sein müssen, wie groß sie auch relativ sein mag. Alsdann können katholische Akademiker unendlich viel sicherer auf eine Anstellung im Staatsdienste rechnen als jüdische. Im schlimmsten Falle sorgt schon die herrschende Partei, das Zentrum, für die Parität. Die Juden können auf solche Protektion nicht rechnen. Endlich steht hinter den sogenannten Ultramontanen eine immer noch nicht zu unterschätzende Macht, der Papst. Die angeführte Bemerkung der „Konf. Korr.“ zeugt nur von ihrer antisemitischen Gesinnung, nicht aber von ihrer Einsicht und Urteilsfähigkeit.

Antisemitismus in der Armee — „Mode, Brauch und Ueberlieferung.“

Man schreibt uns: Der Militärschriftsteller Freiherr von Schlicht hat in diesen Tagen im Verlage für Kunst und Literatur, Albert Langen in München, ein Buch: „Die Kommandeuse“ betitelt, erscheinen lassen. Eine in diesem Buch enthaltene Novelle: „Der Leutnantshund“ entwickelt ganz merkwürdige antisemitische Tendenzen. Der betr. Passus in der Novelle lautet wörtlich:

„Leutnantshunde sind wie ihre Herren Antisemiten — kein Leutnantshund rührt das schönste Futter an, wenn man sagt: „Das ist von einem Juden. Bei diesen Worten der Versuchung, zu fressen, zu widerstehen, ist das erste Kunststück, das dem Leutnantshund beigebracht wird. Herr und Hund denken sich aber nichts dabei, der Herr vielleicht noch weniger als sein Köter — beide sind **Antisemiten, weil es in der Armee „Mode, Brauch und Ueberlieferung ist.“**

Das sind ja recht erbauliche Ansichten, die der ehemalige Offizier und Militärschriftsteller Freiherr von Schlicht hier zum Besten gibt. Der Antisemitismus in der Armee, der aus „Mode, Brauch und Ueberlieferung“ resultiert, wäre eine der schändlichsten Abarten des Rassenhasses. Die Juden haben in allen Kriegen, die Preußen und später das geeinte Deutschland geführt hat gekämpft und Blut und Leben wie die anderen nichtjüdischen Soldaten für ihr Vaterland in die Schanze geschlagen. 1870/71 haben sich viele Juden ausgezeichnet, wofür sie dekoriert wurden. Im Chinafeldzug und an den Kämpfen in Südwestafrika haben jüdische Soldaten teilgenommen. Die sprichwörtliche altpreußische Redlichkeit, in der Tradition begründet, gab den jüdischen Soldaten das Vertrauen, daß sie — wenn auch vom Avancement ausgeschlossen — gerecht behandelt und genau so geachtet werden, wie ihre christlichen Kameraden. Dieses Vertrauen wird durch das Faktum, das der ehemalige Offizier Freiherr v. Schlicht anführt und als feststehende Maxime in der Armee hinstellt, ins Wanken gebracht. Der Antisemitismus in der Armee ist weniger Ueberlieferung, als es Freiherr v. Schlicht denkt — demnach wäre er, wenn man den Worten dieses ehemaligen Offiziers glauben darf, Mode und Brauch. Eine rassenhassende Mode aber ist ein Unding, noch dazu in der deutschen Armee. Gegen einen solchen Miß-„Brauch“, wenn er vorhanden ist, sollten alle Staatsbürger gleichmäßig Front machen, damit die Söhne der Juden in dem Maße, wie die der anderen Konfessionen die Gewißheit haben, als geachtete Männer dem deutschen Vaterlande zu dienen und zu nützen. Vielleicht richtet beim Kapitel „Militäretat“ in der nächsten Reichstagssession einer der Herren Reichstagsabgeordneten an den preußischen Kriegsminister die Frage,

ob die Behauptung des Militärschriftstellers Freiherrn v. Schlicht auf Wahrheit beruht.

Der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ hat ein besonderes Interesse an dieser Frage, und es dürfte ihm nur erwünscht sein, wenn in der Angelegenheit bald eine authentische und prinzipielle Entscheidung bezw. Aeußerung herbeigeführt wird. Gegen die Auffassung des Freiherrn v. Schlicht muß aber schon jetzt im Namen aller human und gerecht Urteilenden entschieden Verwahrung eingelegt werden.

Juden in der deutschen Burschenschaft.

Im vorigen Jahre veröffentlichte ich in den „Mitteilungen“ eine Anzahl Aufsätze, die unter obigem Titel die Geschichte der Juden in der deutschen Burschenschaft von der Gründung bis zur Resolution des Jahres 1896, die Juden den Beitritt zur Burschenschaft unmöglich macht, schilderten. Diese Aufsätze habe ich gesammelt, erweitert, in Beziehung zu dem Kampf gegen die konfessionellen Studentenverbindungen gesetzt und als Broschüre veröffentlicht.*) Es lag mir vor allem daran, nachzuweisen, daß die Burschenschaft, die den Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen leitet, zu diesem Kampf nicht legitimiert ist; denn die Tatsache, daß sie Juden ausschließt, nimmt ihr den paritätischen Charakter und macht sie konfessionell. Wenn ich den Stimmen aus liberalem, demokratischem, klerikalem Lager sowie der beträchtlichen Anzahl Besprechungen in unpolitischen Zeitschriften glauben darf, so ist dieser Nachweis gelungen; und an die Burschenschaft ist das Gebot ergangen, ihre Grundsätze zu revidieren und im Gedenken der alten Burschenschaft zur Interkonfessionalität zurückzukehren. Nur die Burschenschaft selbst und die ihr nahe stehenden Studentenverbände haben die Beweisführung nicht anerkannt. Die Burschenschaft hat in ihrem Organ den „*Burschenschaftlichen Blättern*“, die Behauptung aufgestellt, daß der dargetanene Konfessionalismus bei ihr nicht vorhanden sei. Es heißt dort u. a.:

„Sie (die Burschenschaft) hat auch niemals den Antisemitismus zu einem Grundsatz ihres geistigen und politischen Lebens gemacht. Alle darauf abzielenden Anträge sind abgelehnt worden. . . Die Sache steht so, *daß es in dieser Frage jede Burschenschaft halten kann wie sie will und es auch tatsächlich so hält*. . . . Sind also Weils Voraussetzungen falsch, d. h. fehlt der Burschenschaft der bei den katholischen Verbindungen vorhandene Konfessionalismus, so sind auch seine Schlußfolgerungen unrichtig, daß die Burschenschaft und andere Verbände kein Recht gehabt hätten, den Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen zu führen. Ja, die Schlußfolgerungen würden sogar falsch sein, wenn die Voraussetzungen Weils zuträfen, denn die Stellungnahme zur Judenfrage ist ganz anders gelagert, als die zu den katholisch-konfessionellen Verbindungen.“

Wir lassen die zweite Behauptung beiseite und beschäftigen uns kurz mit der Frage des Konfessionalismus der Burschenschaft. Eins kann unmöglich bestritten werden: in der *gesamten Burschenschaft* (A. D. C.) befindet sich *zur Zeit kein Jude*, weder als aktives noch als inaktives Mitglied. Das deutet dem Kundigen eigentlich schon genug, und wenn „Die burschenschaftlichen Blätter“ behaupten, jede Burschenschaft könne in dieser Frage handeln, wie sie wolle, so ist offenbar doch der *Antisemitismus* in der Burschenschaft bereits so sehr *System geworden*, daß keine einzige anders wie antisemitisch handelt.

Eine interessante Beleuchtung erfährt die Frage durch ein Schreiben, das die vereinigten *Prager Burschenschaften* im Frühjahr 1906 an den „Deutschen Burschenschafter“ gerichtet haben. Der „Deutsche Burschenschafter“ ist das Organ der Burschenschaften an den technischen Hochschulen, die im R. D. C. (Rüdesheimer D. C.) vereinigt sind; Grundsätze und Prinzipien sind hier genau dieselben wie bei der Universitätsburschenschaft. Das Schreiben ist interessant genug, wenigstens teilweise wiedergegeben zu werden. Die Prager Burschenschaften schreiben:

Wir ersuchen Sie im Namen der im Prager D. C. vereinigten Burschenschaften: Albia, Arminia, Carolina, Ghibellinia, Teutonia, Tessalia um Aufnahme folgender Zeilen in Ihr geschätzes Blatt:

„Als Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine judenfeindliche Bewegung als natürliche Reaktion der Völker gegen die zunehmende Verjudung durch ganz Westeuropa ging, da war es auch die deutsche Burschenschaft, die gar bald die Forderung ethnischer Reinheit unseres deutschen Volkes auf ihre Fahnen schrieb. Und in der Tat war dies nichts Neues, hatte doch schon die erste deutsche Burschenschaft neben der Betonung des Germanischen auch eine christliche Richtung gezeigt. Wenn jetzt die deutschen Burschenschafter im Einklang mit Wissenschaft und Leben den religiösen Standpunkt, der ja auch wenig zur Sache tut, fallen ließen, dafür aber umsomehr, umso fester und eifriger auf dem Rassestandpunkt beharrten, und den Juden die Aufnahme in ihre Reihen verweigerten, so war dies schließlich und endlich nichts anderes als ein folgerichtiges Ausbauen jener Ideen, welche schon Vater Jahn aufgestellt hatte, daß „die deutsche Burschenschaft nie und nimmer gegen deutsche Volkstümlichkeit verstoßen dürfe und es des deutschen Jünglings heiligste Pflicht sei, dereinst ein deutscher Mann zu werden.“ . . . Wenn aber auch des deutschen Reiches Söhne, wenn reichstreue Burschenschafter, sei es in Verkennung der Tatsachen, sei es in einer übelangebrachten deutschen Gutmütigkeit jene mit den deutschen Burschenschaften, welche den Rassestandpunkt bereits angenommen haben, gleich erachten, so ist es unsere heilige Pflicht, unsere Brüder im Reiche auf jene Tatsachen aufmerksam zu machen und sie aufzuklären. Auch am ältesten Sitze einer deutschen Hochschule, im kampfumtobten Prag, finden sich neben den deutschnationalen Burschenschaften „Albia,“ „Arminia“, „Carolina“, „Ghibellinia“, „Teutonia“, „Thessalia“, drei „Burschenschaften“, die Juden zu ihren aktiven Mitgliedern zählen, und jederzeit Juden aufzunehmen bereit sind; nämlich die „Burschenschaften“ Allemannia, Ostmark, Saxonia. Dies die nackten Tatsachen!

Mag es der R. V. in Hinkunft halten, wie er will, wir haben unsere Schuldigkeit getan; und mag der Rassestandpunkt ethnischer Reinheit unseres deutschen Volkes auch mählich erst in allen deutschen Gauen zur Geltung und Anerkennung kommen, wir glauben fest an ihn und seinen Sieg, denn

„Ohne Juda, ohne Rom
Wird gebaut Germanias Dom!

Die im Prager D. C. vereinigten Burschenschaften „Albia“, „Arminia“, „Carolina“, „Ghibellinia“, „Teutonia“, „Thessalia“.

Wir gehen auf die tatsächlichen Irrtümer der Zuschrift gar nicht ein; an ihr ist vor allem bemerkenswert, daß sie ausschließlich an den Rüdesheimer Verband gerichtet ist; in den Kreisen der österreichischen Burschenschaft ist man sich also darüber einig, daß der A. D. C., das sind die Burschenschaften an den Universitäten, vollständig taktfest, d. i. judenrein ist; nur in die „Reinheit“ der technischen Burschenschaften setzt man Zweifel; aber auch diese sind unberechtigt; denn der „Deutsche Burschenschafter“ wirft sich in die Brust und erklärt in seiner Antwort:

Aus der Redewendung „Mag es der Rüd.-Verb. in Hinkunft halten wie er will“, kann der Schluß gezogen werden, daß man in Prag wie auch vielleicht in anderen burschenschaftlichen Kreisen der Ostmark der Meinung ist, der Rüdesheimer Verband deutscher Burschenschaften sei in dieser Hinsicht nicht ganz taktfest. Das wäre ein neuer Beweis dafür, wie wenig zuverlässig man in den ostmärkischen burschenschaftlichen Kreisen über unsere reichischen Verhältnisse unterrichtet ist. Wir stellen daher hier einfach die Tatsache fest, daß der *Rüdesheimer* Verband deutscher Burschenschaften, der auf streng völkischen Boden steht, Juden als Mitglieder *nicht aufnimmt!*

Nun haben wir dreierlei: 1. Die Tatsache, daß auch die Universitätsburschenschaft keinen Juden als Mitglied hat; 2. daß die österreichische Burschenschaften, die es doch wissen müssen, an dem Antisemitismus der Universitätsburschenschaft nicht zweifeln und 3. daß die technische Burschenschaft, die das getreue Ebenbild der andern ist, klar und einfach erklärt, daß sie auf streng völkischem Boden steht, Juden als Mitglieder nicht aufnimmt. Damit dürfte wohl der Nachweis des Antisemitismus der Burschenschaft von neuem geliefert sein; damit ist auch ihr Konfessionalismus, der sich im Ausschluß der jüdischen Studenten bekundet, erneut dargetan. Es fehlt der deutschen Burschenschaft also das moralische

*) Bruno Weil, Juden in der deutschen Burschenschaft. Ein Beitrag zum Streit um die konfessionelle Studentenverbindung. Straßburg i. E. Josef Singer 64 S.

und logische Recht zum Kampf gegen konfessionelle Verbindungen.

Die Feststellung solcher Dinge ist von Wert; immer noch nicht klar genug werden die Zusammenhänge erkannt, die sich vom Hochschulantisemitismus zu dem des täglichen Lebens ziehen, und wenn der Gesellschaftsantisemitismus immer toller ins Kraut schießt: hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Laßt uns also die Axt an die Wurzeln legen. Dr. Bruno Weil, Metz.

Toleranz in der Schule.

Vor zwei Jahren starb der verdiente Schulmann Schuldirektor Albrecht Goerth, der von 1876—1896 das höhere und mittlere Mädchenschulwesen Insterburgs leitete. Albrecht Goerth war, wie sein Freund Dittes, Volksschullehrer und ist auch nach seiner Beförderung dem Volksschullehrerstande stets treu geblieben. Der Verstorbene war nach dem Ausspruche seines anonymen Biographen „eine äußerst streitbare Natur und hat dies manchmal auf politischem, pädagogischem und religiösem Gebiete nur zu eifrig bewiesen. Auch in Verwaltungssachen hat er nie sein gutes Recht preisgegeben, selbst wenn ihm persönlicher Nachteil vor Augen stand".

Trotz dieser markanten Derbheit zeichnete Albrecht Goerth in religiösen Dingen eine außerordentliche Feinheit des Empfindens aus, die sich besonders Andersgläubigen gegenüber zeigte. Ueber diese seine Ansichten hat sich der Verstorbene selber mit folgenden Worten geäußert:

„Ich habe treu nach meinem Grundsatze unterrichtet, daß die Schule gegen die Kirche in keiner Weise streitend auftreten dürfe, habe den Kindern Achtung vor dem Heiligen beigebracht und sie zu schlichter Frömmigkeit zu erziehen versucht. Ich folgte dem Kant'schen Grundsatze: Ich werde den Kindern nicht alles sagen, was ich denke; aber was ich ihnen sage, das denke und glaube ich auch wirklich. Dadurch gelang es mir, sogar die Kinder der orthodoxen polnischen Judenfamilien so zu gewinnen, daß sie an meinem Religionsunterricht teilnahmen, weil ich überall Toleranz, das heißt in meinem Sinne volle Gleichberechtigung aller Religionen, predigte und lehrte".

Toleranz ist der Ausdruck vornehmer Gesinnung. Man kann auch bei starkem konfessionellen Empfinden tolerant sein. Nichts ist verkehrter, als wenn Toleranz mit Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen identifiziert wird. Der tolerante Mensch ist zu bescheiden, um sein eigenes Ich als Norm hinzustellen. Aus der Betonung des Rechts der eigenen Persönlichkeit ergibt sich für ihn mit zwingender Logik die Anerkennung des persönlichen Rechts Andersgläubiger. Albrecht Goerth als Religionslehrer ist auf deutschen Kathedern gottseidank keine Seltenheit. Es ist eine wahre Freude, jetzt zu sehen, mit welchem Ernst und in welcher toleranten Gesinnung das Problem des Religionsunterrichts in pädagogischen Fachblättern diskutiert wird. Toleranz gegen Andersgläubige gehört zur Tradition des deutschen Lehrerstandes. Ein Ahlwardt findet kaum eine Wiederholung in ihm. Es ist begreiflich, daß ein solcher Stand nie zu den Lieblingen der antisemitischen Parteien gehört hat. Auf diesen traurigen Ruhm verzichtet er auch gern. O. P.

Der Präsident wider Willen.

Eine „russische" Geschichte.

In einem kleinen russischen Landstädtchen, nicht allzufern der deutschen Grenze, wohnte bis vor wenigen Wochen noch der Rabbiner W. mit seiner Familie. Er war ein bescheidener, geachteter Mann, der mit den Bewohnern des kleinen Städtchens N. in größtem Frieden lebte.

Bis nach N. waren die Stürme der Revolution noch nicht gedrungen. Hier wickelte sich alles noch im alten Gleise ab. Der Pristaw, der Gewaltige des Ortes, war ein jovialer Herr, der ein paar Liter Schnaps stets dankbar annahm und dann verständigem Zureden gern zugänglich war.

Der Rabbiner W. hatte mit ihm nichts zu tun, denn W. lebte sehr zurückgezogen und kümmerte sich nicht um Politik. Er wartete geduldig auf bessere Zeiten. Das Manifest des Zaren, das Preßfreiheit und sogar eine Volksvertretung ankündigte, rief freilich auch in N. eine große Freude hervor.

Das Blättchen änderte sich aber, als bald darauf einige Sotnien Kosaken in N. anlangten, um zu dem Erlasse des Zaren die nötigen Kommentare zu geben. Die Knute führte bald ein scharfes Regiment. Der Pristaw mußte seine Gewalt einem Militärgouverneur abtreten, der wie die Gewalthaber in den anderen Städten so auch in N. hauste.

Man nahm zahlreiche Verhaftungen vor. W. war einer der ersten, den man gefangen setzte. Man behandelte ihn besonders aufmerksam, d. h. man ließ ihn keinen Augenblick ohne Aufsicht, und wies ihm eine Einzelzelle an. W. hatte nicht die geringste Ahnung, warum man ihn gefangen nahm, und er war höchst erstaunt, als er erfuhr, daß — er der Präsident der „südrussischen Republik" sei. W erfuhr mit Staunen, daß man eine weitgehende Verschwörung entdeckt habe, die darauf ausgegangen sei, eine „südrussische Republik" zu schaffen, und daß man froh sei, ihn, den Rabbiner W., den in Aussicht genommenen „Präsidenten" der neuen Republik erwischt zu haben.

W. lehnte ebenso höflich wie entschieden die ihm zugedachte Präsidentenwürde ab. Es half alles nichts, man legte ihm sogar „schriftliche Beweise" vor, ja man zeigte ihm sogar Schreiben, die er, W., an revolutionäre Gruppen gerichtet haben sollte. W. kam aus dem Staunen nicht heraus, die ganze Geschichte kam ihm furchtbar lächerlich vor. Bald beschlichen ihn aber andere Gefühle, als er merkte, daß man furchtbaren Ernst machte.

Man verurteilte ihn zum Tode, begnadigte ihn aber schließlich zur Verbannung nach Sibirien. Da kam die Zeit der Einberufung der Duma. W.'s Freunde wandten sich an einige Abgeordnete, die seine Unschuldslosigkeit kannten, und man erreichte wirklich, daß der Verbannungsbefehl nicht nach Sibirien lautete, sondern nach dem Auslande.

W. lebt jetzt in Deutschland. F.

Aus dem antisemitischen Lager.

Stöcker und Dreyfus. In einem von Adolf Stöcker unterzeichneten Sedanartikel vergleicht der ehemalige Hofprediger — man weiß wirklich nicht, ob man hier von Keckheit oder Naivität sprechen soll — sein Schicksal mit dem des französischen Majors Dreyfus. Anerkannt muß werden, daß Herr Stöcker im Gegensatz zu den übrigen Antisemiten, die bekanntlich immer noch zu glauben vorgeben, die Juden hätten dreißig Millionen aufgebracht, um Dreyfus freizuschaffen, erklärt, „er zweifle nicht, daß dieser französische jüdische Offizier unschuldig ist." „Als ich, so klagt er, in der Witteschen Sache zuerst unrecht verurteilt war — was doch verständige Menschen, die der Sache nahe standen, wissen mußten — jauchzte die gesamte schlechte Presse laut auf; ja zwei freikonservative Landtagsabgeordnete erließen einen Aufruf zu Geldsammlungen für den vermeintlich Beleidigten. Als ich aber zuletzt in dem Prozeß siegte, brachten viele Zeitungen nicht einmal eine Notiz darüber. So geht es einem deutschen Christen. Aber über einen französischen Juden wiederhallt die ganze europäische Presse Jahre hindurch von unheimlichem Lärm. Solche Tröpfe sind die liberalen Redakteure unter dem Einfluß des Judentums geworden".

Ob es wohl auf dem ganzen weiten Erdenrunde einen viertelwegs vernünftigen Menschen gibt, der glaubt, die

Presse der ganzen Welt hätte sich um Herrn Stöcker wegen seines simplen Beleidigungsprozesses so aufregen sollen als um Dreyfus, selbst wenn man darauf Rücksicht nahm, daß Herr Stöcker „deutscher Christ" und Dreyfus „französischer Jude" ist? Uns will es scheinen, daß die liberalen Redakteure durchaus keine „Tröpfe" waren, als sie über Dreyfus mehr schrieben als über Herrn Stöcker. Im Gegenteil hat Herr Stöcker durch den bloßen Vergleich seines armseligen Prozesses mit dem Verfahren gegen Dreyfus, das mit Recht als die größte Schandtat des Jahrhunderts bezeichnet worden ist, dargetan, daß er mit den liberalen Redakteuren, die er für Tröpfe erklärt, einen Vergleich auch nicht entfernt aushalten kann. Keckheit, Naivität oder Größenwahn?

Freiherr v. Durant, der schlesische Magnat, der in der letzten Sitzung des Herrenhauses bei Beratung der Schulvorlage aus seiner antisemitischen Gesinnung kein Hehl machte, findet jetzt einen Verteidiger in dem „Deutschen Adelsblatt", dem Organ der deutschen Adelsgenossenschaft. Freiherr v. Durant hatte sich bekanntlich dagegen gewandt, daß jüdische Lehrer christliche Volksschüler unterrichten, und der Ministerialdirektor Schwartzkopff hatte bereitwilligst versprochen, daß „möglichst wenig jüdische Lehrer angestellt werden sollen." Das Adelsblatt singt dafür das Lob des Ministerialdirektors und spricht dem Freiherrn v. Durant seine freudige Uebereinstimmung aus. Es schimpft dabei wacker über die „jüdische Anmaßung", die überall „Parität" verlange. Also schon das Verlangen nach Parität ist eine Anmaßung. Das Adelsblatt erinnert dann daran, daß im deutschen Reichstag die Ernennung von jüdischen Reserveoffizieren verlangt worden sei und daß im Anschluß daran freisinnige Zeitungen sogar (!) das Ansinnen gestellt haben, jüdische Aspiranten auch unter die aktiven Offiziere aufzunehmen.

Das Adelsblatt dankt der Heeresverwaltung, daß sie es auf solche „Versuche" nicht ankommen läßt. Es findet es aber schon ganz unerhört, das solche Vorschläge überhaupt in der Oeffentlichkeit erörtert werden. Das zeige eben, daß das Judentum jetzt schon zur Offensive gegen die bestehende Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung übergegangensei. (!) Sehr logisch. Das bescheidene Verlangen der Juden nach Verwirklichung der ihnen gesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung wird hier zur „Offensive gegen die bestehende Staatsordnung" gestempelt. Ja, die Welt malt sich sonderbar in einem solchen „aristokratischen Schädel."

Herr Köhler, der entthronte Bürgermeister von Langsdorf in Hessen und frühere langjährige antisemitische Reichstags- und Landtagsabgeordnete, ist bei der jetzigen Wahl der Empörung der Gemeindemitglieder über seine Finanzmißwirtschaft zum Opfer gefallen. Unter seiner Herrschaft sind seit 1897 die Kommunalsteuern von 1500 auf 9000 Mk. angestiegen und außerdem 30000 Mark Gemeindevermögen verpulvert worden. Trotzdem will Herr Köhler sich bei der nächsten Reichstagswahl wiederum um das Reichstagsmandat bewerben. Die „Deutsche Reform", das offizielle Organ der Reformpartei, bemerkt hierzu boshaft:

„Allerdings dürfte dieser Wahlausfall (die Bürgermeisterwahl in Langsdorf. D. R.) kein gutes Vorzeichen für ihn sein. Mit Recht können die Gegner ihm vorhalten: wer von der eigenen Gemeinde so glatt abgelehnt wird, tut nicht gut, sich um einen Reichstagssitz zu bewerben".

Flottenverein und Antisemitismus. Ein Mitglied des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hatte an den Redakteur der Zeitschrift „Die Flotte", des Organs des Deutschen Flottenvereins, ein Schreiben gerichtet, in dem dagegen protestiert wird, daß in einem Artikel der „Flotte" zu dem Besuch des Seebades Borkum aufgefordert wird mit der Behauptung: „Seitens der Bevölkerung ist alles getan, um den Fremden den Aufenthalt auf der Insel behaglich zu gestalten", und „Borkum ist eine Insel des Friedens". Das Schreiben bezeichnet diese Angaben als unrichtig. Es müsse nach den zahlreichen Vorkommnissen auf Borkum vielmehr heißen: „Jüdischen Mitgliedern des Flottenvereins (und deren sind es nicht wenige) ist von einem Besuche dringend abzuraten, da sie in Borkum nicht geduldet sind". Zum Schluß verlangte das jüdische Mitglied des Deutschen Flottenvereins, daß sein Schreiben in der „Flotte" veröffentlicht werde. Dieses Verlangen hat den Redakteur der „Flotte", Korvettenkapitän a. D. Jacobs in große Verlegenheit gesetzt, und er erwiderte dem Briefschreiber:

„Die von Ihnen erwähnten Ungehörigkeiten sind auch mir bekannt; offen gestanden, hatte ich bei Annahme des Artikels gar nicht daran gedacht, ebensowenig wie der Verfasser sicher auch. Von der Aufnahme Ihres Protestes in der „Flotte" möchte ich aber doch absehen, weil ich fürchte, daß gerade dadurch Unliebsames entstehen könnte. Selbstverständlich macht der Flottenverein weder zwischen Ständen noch Konfessionen irgendwelchen Unterschied, da uns jedes Mitglied, welches es mit der Sache des Deutschen Flottenvereins gut meint, sehr willkommen ist. Wäre es nicht vielleicht besser, wenn den mosaischen Mitgliedern auf andere Weise — etwa durch Ihre Zeitungen — von dem Unfug, der vorläufig auf Borkum noch besteht, Kenntnis gegeben würde?"

Also Geld nimmt der Deutsche Flottenverein mit Vergnügen auch von den jüdischen Mitbürgern entgegen, bemerkt dazu die „Frs. Ztg.", aber in dem Organ des Vereins darf beileibe nichts stehen, was die Antisemiten irgendwie verschnupfen könnte. Wenn die Juden Grund zur Beschwerde haben, dann sollen sie sich in jüdischen Blättern darüber beklagen! „Die Flotte" ist zu schade dazu. An die Selbstachtung der jüdischen Mitglieder des Deutschen Flottenvereins stellt ein solches Ansinnen wirklich recht sonderbare Anforderungen.

Antisemitische Inanspruchnahme der Kaiserin. Die Antisemiten besitzen jetzt schon die Unverfrorenheit, die Kaiserin selbst für ihre Agitationen mit Beschlag zu belegen. Wir haben vor einiger Zeit mitgeteilt, daß ein Uhrmacher Herr in Saßnitz an der Ladentür ein Plakat angebracht hat, auf dem geschrieben steht: „Israeliten ist der Eintritt verboten; Zuwiderhandelnde werden wegen Hausfriedensbruchs belangt." Frohlockend teilt nun ein Antisemit in den „Deutschsoz. Blättern" mit, daß die Kaiserin Ende Juli d. J. bei ihrem Aufenthalt in Saßnitz ihre Einkäufe bei dem Uhrmacher Herr persönlich besorgt hat. Vorsichtig wird allerdings hinzugefügt: „Ob die hohe Frau Kenntnis von der echt deutschen Gesinnung des Geschäftsinhabers hatte, ist mir nicht bekannt." Aber trotz dieses Vorbehalts erfüllt diese Notiz doch den gewollten Zweck, bei den Lesern der „Deutschsoz. Blätter" die Vorstellung zu erwecken, als wenn die Kaiserin mit Vorliebe in antisemitischen Geschäften einkaufe. Wer freilich weiß, bemerkt die „Freis. Ztg." hierzu, aus welchen Berliner Geschäften die Kaiserin beispielsweise ihre Garderobe bezieht, kann über das Geschreibsel des Liebermannschen Blattes nur lächeln.

Mittelständlerisches. Der Berliner Obermeister der Tischler Raharbt ist eine der Hauptstützen der Mittelstandsvereinigung. Er hat jetzt eine neue treffliche Mittelstandsretterin in seiner Frau Obermeisterin gefunden. Allerdings will sie zunächst nur die Tischler „retten" und zwar vor der Nichtbeachtung von seiten des Publikums bei Spalierbildungen usw. infolge fehlender Schärpen, Bänder und Fahnen. Dem unwürdigen Zustande, daß andere Gewerke durch ihren prächtigen Aufzug vor den Tischlern

brillieren, will Frau Rahardt ein Ende machen. Sie wendet sich darum mit einem Aufruf an alle Berliner Tischlersgattinnen und schlägt eine Sammlung zur Beschaffung dieser unentbehrlichen Requisiten vor. Frau Rahardt hat das Richtige erfaßt. Hier bietet sich ein reiches Feld für die Mittelstandsvereinigung. Wenn die verschiedenen Gewerke darauf ausgehen, sich in der Pracht des Aufmarsches bei Spalierbildungen, bei Prinzessinnen-Einholungen usw. den Rang abzulaufen, dann werden auch die jetzigen „führenden Männer“ Befriedigung ihres Ehrgeizes finden. Auf politischem Gebiete zu reüssieren, haben sie wohl schon so wie so aufgegeben.

Zum Fall Podbielski-Tippelskirch macht die „Barmer Ztg.“ zeitgemäß auf folgendes aufmerksam:

„Mit welchem Hohn traktieren die Agrarier den Handel! Nun ist allerdings der ganze Streit wieder um eine Handelsfirma hergekommen. Aber wie steht diese Handelsfirma aus? Bestand sie etwa aus eigentlichen Kaufleuten, „Börsianern“, aus rücksichtslosen Profitmachern, oder gar aus Juden? Aus make-money-Leuten bestand sie, aber diese kamen aus dem konservativ-agrarischen Lager. Die ganze Firma hatte keine eigentlich kaufmännische, sondern eine aristokratisch-agrarische Physiognomie, und dieser Firma ist nun gerade der Zusammenstoß mit den guten alten preußischen Traditionen passiert. Vielleicht versuchen die Agrarier durch verdoppelte Dreistigkeit in ihrem Auftreten den Eindruck weit zu machen. Man wird ihnen darauf zu dienen wissen. Der Name Tippelskirch wird der Dämpfung ihres Hochmuts immer zu statten kommen“.

Vermischtes.

„Die Unternehmungen der Brüder Siemens“. Unter diesem Titel hat Prof. Ehrenberg-Rostock unter Benutzung des Familien-Archivs eine Studie über das Lebenswerk der hervorragenden Männer dieser Familie herausgegeben, das insbesondere den wertvollen Briefwechsel Werner Siemens' mit seinem Bruder enthält.

Aus einem Briefe von Carl Siemens in Petersburg, der die ersten telegraphischen Linien für Rußland im Auftrage von Siemens & Halske hergestellt hat, setzen wir folgende Briefstelle an seinen Bruder Werner über die Schwierigkeit der Stangenbeschaffung im eigentlichen Rußland hierher, da sie gerade jetzt doppelt interessiert. Carl Siemens schreibt am 2. Februar 1854 nach Berlin: „Es ist sehr übel, daß es keine Juden im Gouvernement Petersburg gibt; die hiesigen großen Holzhändler wollen gar nichts mit solchen Lieferungen zu tun haben. Wenn ich hier nur bis Njeschitza abschließen könnte; denn nachher gibt es Juden.“ Obwohl die russische Regierung damals wegen des Krimkrieges dringend Telegraphen brauchte, entrollen uns die russischen Briefe des „Prussky Ingener Siemens“ im übrigen das bekannte Bild russischer Korruption bis an die leitenden Kreise hinauf. Eine Unterredung mit dem obersten Chef des russischen Verkehrswesens, als die Firma nach der bereits begonnenen Belagerung von Sebastopol im Herbst 1854 den Telegraph bis Kiew legen sollte, gibt Carl Siemens wie folgt wieder: Ich: Diesen Kontrakt unterschreibe ich nur, weil Sie es durchaus so haben wollen. Graf: Dann hänge ich Sie auf. Ich: Dann können Sie mich gleich als einen Gehängten ansehen, denn Sie tragen die Schuld, weil Sie mich zwingen, den Kontrakt so zu unterschreiben. Graf: Ich werde Sie nicht am Halse aufhängen, sondern — — (der Rest dieses anmutigen Gesprächs mit einem der höchsten Würdenträger des russischen Staates läßt sich leider nicht wiedergeben.)

Immerhin zeigt dieser Dialog, was die Tschinowniks wohl erst einem Juden gegenüber riskiert hätten und sicher getan haben würden, wenn das dem unmittelbar mit dem Zarenhofe in Verbindung stehenden Siemens passierte. Die Linie nach dem Süden Rußlands wurde mit Hilfe eines Ingenieurs Morgenstern trotz des Preisdruckes durch den Grafen K. rechtzeitig fertiggestellt, obwohl Werner Siemens in Berlin ironisch meinte, die Russen würden den Fall von Sebastopol wohl noch zeitig genug ohne Telegraphen erfahren. Aus Werners Briefen ersieht man übrigens, daß die Freundschaft Preußens für Rußland damals keineswegs „turmhoch“, wie später Bismarck sich ausdrückte, feststand. Obwohl die Brüder Siemens jahrelang in Rußland, namentlich in Polen, mit Juden zu tun hatten, finden sie für diese nur Lob. Am schlimmsten sind die Klagen des Welthauses über Korruption in Persien, wo Siemens die indo-europäische Linie viel Sorge machte. Von Juden ist hier keine Rede. Es sind die persischen Beamten, vom Türhüter bis zum Minister hinauf, welche bestochen werden müssen. Vertreter der englischen Regierung in Persien war damals Mr. Goldsmid, der mit Georg von Siemens direkt an Ort und Stelle in Teheran unterhandelte. Kurz sei zum Schlusse noch erwähnt, daß es jüdische Finanziers wie Magnus, Oppenheimer, Leo usw. waren, die der ohne direkten Staatsbankkredit in allen Weltteilen unter wechselnden Aussichten arbeitenden Firma Siemens den anfangs schwierigen und großen Kredit gewährten.

Goethe und die Juden. Das vierte Heft des II. Bandes der bekannten W. Bodeschen periodischen Publikationen „Stunden mit Goethe“ enthält einen kleinen Aufsatz: „Der jüdische Gymnasiast“, in dem Kunde gegeben wird von einen 1811 geführten Gespräche, das in der großen Biedermann'schen Sammlung von Goethe's Gesprächen fehlt. Es stand ursprünglich in Joseph Wolff's (1796—1862) großem englischen Werke, der Selbstbiographie eines bekannten, hauptsächlich in England wirkenden Judenmissionars. Dieses Werk muß in Deutschland gänzlich unbekannt sein, denn die sonst so gewissenhafte Biographie Wolff's in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 44, erwähnt sie nicht und weiß demgemäß auch nichts von dem kurzen Aufenthalt Wolff's in Weimar. Wolff kam, so schreibt L. Martens in dem angeführten Aufsatz von Bodes Zeitschrift, 16 jährig nach Weimar, um das Gymnasium zu besuchen, und wurde von Johannes Falk, dem bekannten Schriftsteller, einem sehr verdienten Philanthropen, der sich hauptsächlich um Waisenpflege und Rettung verwahrloster Kinder bemühte, freundlich aufgenommen und gefördert. Und nun erzählt Wolff selbst, von sich in dritter Person redend.

„Eines Tages machte er mit Falk einen Spaziergang. Da kam ihnen ein Mann entgegen, der durch sein stattliches und imponierendes Aeußere auffiel. Wolff sagte, das ist gewiß Goethe, und auf die Frage, woher er das wisse, antwortete er: „Ich habe seinen Egmont gelesen, danach urteile ich. Denn nur ein Mann, der so aussieht, kann Egmont geschrieben haben.“ Goethe kam auf Falk zu und umarmte ihn treuherzig nach deutscher Sitte. Falk sagte: „Denken Sie sich, dieser Knabe erkannte Sie, weil er Ihren Egmont gelesen hat.“ Goethe fühlte sich dadurch geschmeichelt und streichelte ihm die Backen. Dann erzählte Falk: „Er will Christ werden und ein Mann wie Franz Xaver. Aber ich rate ihm, Jude zu bleiben. Denn als Jude wird er gewiß ein berühmter Mann werden. Tüchtige Christen aber gibts gar zu viele in der Welt“. Da sagte Goethe zu Wolff: „Junger Mann, folgen Sie dem Trieb Ihres eigenen Herzens und hören Sie nicht auf Falk“.

Obwohl zwischen diesem Ereignis und dem Bericht 50 Jahre liegen, hält Prof. Ludwig Geiger, der diese Reminiscenz in der „Allg. Ztg. des Judentums“ mit einigen kritischen Randbemerkungen versieht, eine solche Aeußerung Goethes wohl für möglich und fügt hinzu:

„Sie ist für ihn ungemein charakteristisch, ohne daß sie erlaubt, große Folgerungen für Goethes Gesinnung daraus zu ziehen. Am wenigsten darf man hier ein Verdammungsurteil über das Judentum sehen. Vielmehr kann man in ihr, wenn sie wörtlich richtig und dem Sinne nach ganz zutreffend überliefert ist, woran ja der Zeit wegen ein kleiner Zweifel erlaubt ist, nur die echt Goethesche, auch sonst häufig vorgetragene Mahnung sehen, der inneren Stimme zu folgen und sich in seinen Entschlüssen nicht von anderen wankend machen zu lassen. Auch darf man nicht sagen, daß durch Goethes Zureden etwa ein Jude in seinem Entschlusse, die väterliche Religion zu verlassen, bestärkt wurde, denn Wolff war schon als dreizehnjähriger Knabe aus dem Elternhause entflohen, weil er innerlich mit dem Judentum gebrochen hatte und entschlossen war, dem Christentum sich zuzuwenden. In jedem Falle ist das kleine Begegnis, von dem man bisher nichts wußte, interessant genug und ein nicht unwichtiger Beitrag zu dem vielbesprochenen Thema; Goethe und die Juden".

Auf dem Essener Katholikentage ist von verschiedenen Rednern sehr energisch gegen jeden Rassen- und Klassenhaß protestiert worden. Der Abg. de Witt-Köln sagte:

„Wir verwerfen den Staat des 17. und 18. Jahrhunderts mit seinem staatlichen Absolutismus und seinem Gewissenszwang. Wir verwerfen den mittelalterlichen Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio". Wir verlangen den paritätischen Rechtsstaat und dessen volle Konsequenzen. (Stürmischer Beifall). Wir verlangen den Rechtsstaat, wir verlangen, daß der religiösen Betätigung keine gesetzlichen Schranken gezogen werden. Wir verwerfen den konfessionellen Kampf. Wir wollen mit allen Andersgläubigen in Frieden leben. Wir huldigen dem Grundsatz: Jeder kann nach seiner Fasson selig werden".

Der Jesuitenpater Professor Dr. Seiler-Feldkirch erklärte:

„Die katholische Kirche verwirft den Klassen- und Rassenkampf. Wir verwerfen den Kampf der Nationalitäten, sowie der Rassen und Klassen. Es kann nur dann besser werden, wenn Gott der Herr zwei Engel auf die Erde schickt: die Justitia und die Charitas. Wenn alle Stände von Gerechtigkeit und wahrer Nächstenliebe durchdrungen sein und nicht bloß im Auge haben werden, was uns trennt, sondern was uns eint, dann wird mit Gottes Hilfe die soziale Frage eine friedliche und für alle glückliche Lösung erfahren".

Professor Dr. Einig-Trier fügte hinzu: Der heilige Basilius sagt: Wenn Gott in Gefahr ist, dann müssen Protestanten, Juden und Katholiken wie ein Mann zusammenstehen. Und der Kardinal Erzbischof Dr. Fischer-Köln forderte darauf ebenfalls zum konfessionellen Frieden auf.

Die Privatposten werden fast an allen Orten, wo solche vor der Einführung des ermäßigten Tarifs der Reichspost bestanden haben, wieder eingeführt, nachdem der ermäßigte Portotarif dem Moloch Reichsfinanzreform zum Opfer gefallen ist. In Magdeburg hatte früher die Privatpost ein Herr Herzberg, ein Jude, der auch jetzt wieder beabsichtigt, eine solche Institution ins Leben zu rufen. Die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau" bemerkt hierzu, nachdem sie die Widersinnigkeit der Finanzreform scharf gegeißelt hat:

„Noch beschämender ist freilich die Tatsache für das deutsche Volk, daß wieder Juden die schwache Stelle in der Gesetzgebung finden und auch sofort mit dem ihnen eigenen Unternehmungsgenie an die Sache herantreten. In Magdeburg suchen viele wohlhabende Christen nach einer Verwertung ihres geschäftlichen Könnens und ihres Kapitals, Herr Herzberg nimmt ihnen diese Sache vor der Nase weg. Auf anderen Gebieten ist es nicht anders.

Wir konstatieren diese Tatsache nicht aus Haß gegen die Juden oder gar gegen Herrn Herzberg. Denn das Unternehmen ist durchaus reell und kommt auch einem brennenden Bedürfnisse entgegen. Und Herr Herzberg hat sich als Inhaber der alten Privatpost uns gegenüber durchaus als kulanter Geschäftsmann gezeigt.

Aber wir halten es durchaus für geboten, manchem Magdeburger zu sagen, daß man die Juden auf wirtschaftlichem Gebiete nicht durch Schimpfen niederringt, sondern durch Frühaufstehen und gleich große Rührigkeit".

Was sich gefl. die „Staatsbürgerztg." und die gesamte übrige antisemitische Presse ad notam nehmen möchten!

Carl Blind, der bekannte deutsche Publizist, der nun schon über ein halbes Jahrhundert in England lebt, für sein Heimatland aber, wie seine vielseitige literarische Tätigkeit in der deutschen Presse zeigt, nach wie vor das liebevollste Interesse bekundet, beging am 4. d. M. in London in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 80. Geburtstag. Blind war schon in seinen Jugendjahren energisch für die Judenemanzipation eingetreten. Aus seinen Erinnerungen „Aus stürmischen und bewegten Tagen" sei zu seinem Ehrentage folgende Reminiscenz aufgefrischt:

Mitten in jener Zeit der Aufregung hatte die reaktionäre Partei eine Judenhetze in Karlsruhe organisiert, um das Volk von anderen politischen Interessen abzulenken. Ein Hoffkandal, in den ein jüdischer Fabrikant (Haber) verwickelt war, bot dazu eine willkommene Gelegenheit. Ein nächtlicher Angriff wurde auf das Haus des Fabrikanten unternommen, Fenster wurden eingeschlagen, Steine gegen das Portal geworfen, und jeden Augenblick konnte es dazu kommen, daß der Pöbel in das Haus des Bedrohten eindringe.

Da kam Carl Blind, aufgeschreckt vom Tumult, der sich durch die ganze Stadt schnell verbreitete, im rechten Augenblick dazu. Er drängte sich durch die schreiende Menge, kam bis zur Tür und rief den Tumultanten zu, sie sollten gegen ihn ihre Wurfgeschosse richten. Er selbst aber war in Arbeiterkreisen zu bekannt und beliebt, als daß man dies gewagt haben würde. Dann aber forderte er die Menge auf, ihre Kräfte zu besseren Zwecken aufzusparen, als zur feigen Verfolgung eines Einzelnen. So gelang es ihm schließlich, die Leute von ihrem ebenso verwerflichen wie törichten Tun abzuhalten. Sie zerstreuten sich langsam und gingen nach Haus. Der gefährdete jüdische Fabrikant aber schrieb ihm am andern Tage einen rührenden Dankbrief und forderte ihn auf, ihn zu besuchen, da er selbst nicht wagte, das Haus zu verlassen.

Auch in England ist Blind dem Antisemitismus entschieden entgegengetreten. Als Stöcker mit der Absicht nach London kam, den Pöbel gegen die jüdischen Einwohner Englands aufzuregen, wurde diese Absicht nur durch das schnelle und energische Eingreifen Blinds vereitelt. Blind erließ sofort in der „Times" einen Aufruf an die Deutschen in London, daß sie Stöckers Absichten zunichtemachen sollten. Er erklärte denen, welchen die deutschen Verhältnisse fremd geworden waren, was für einen Ruf Stöcker habe, und dieser fand in London nicht den geringsten Nährboden für seine Hetzereien.

Herr von Koscielski und Heine. Der bekannte frühere polnische Reichstagsabgeordnete von Koscielski hat in Heringsdorf sich mit der Lektüre des sattsam bekannten Bartelsschen Buches über Heine beschäftigt. Seine Kritik dieses Machwerkes besteht in einer Reihe satirischer Xenien, von denen die treffendste hier wiedergegeben sei:

Neues bringt uns kaum dein Buch,
Neu sind drin nur die Grimassen —
Heine ist das rote Tuch
Für die Ochsen aller Rassen.

Die „Staatsbürgerztg." hält sich darüber auf, daß „ausgerechnet der edle Pole von Koscielski, dessen „Nation" Heine in seinem Gedicht von den Krapülinski und Waschlapski ein so schmeichelhaftes Denkmal gesetzt hat", sich zum Verteidiger Heines aufgeworfen habe. Wir meinen,

es ehre Herrn von Koscielski und, wenn er es überhaupt noch bedürfte, Heine mehr, daß Ersterer trotz des bekannten Heineschen Gedichtes die Vorzüge des Dichters Heine anerkannt. Herr Bartels kann über die Hiebe, die Heine seinen deutschen Landsleuten ausgeteilt hat, die großen Verdienste Heines nicht anerkennen und nur sich zu dem Versuch hinreißen lassen, selbst dessen beste poetische Leistungen zu besudeln. Denn daß es einem Bartels gelingen könnte, Heinesche Werke wirklich auch nur zu besudeln, ist ganz und gar ausgeschlossen. Bei der Gelegenheit sei uns zu bemerken gestattet, daß ein wirklicher Dichter nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht hat, Schwächen und Fehler seiner Landsleute zu geißeln. Das haben die Propheten und die Dichter aller Zeiten und Völker zu tun nicht unterlassen und damit sich ein unendlich größeres Verdienst um die eigene Nation erworben, als die Lobhudler und Speichellecker, die stets nur von den Tugenden des eigenen Volkes viel Rühmens machen können. Auch wer sein Volk lieb hat, züchtigt es bisweilen. Weiter weist das Antisemitenblatt darauf hin, daß Herr von Koscielski mit einer Jüdin verheiratet sei. Nun dann kennt er die Juden jedenfalls auch besser als die Antisemiten. Frau v. Koscielski ist eine Tochter des russischen Staatsrats Bloch, des eigentlichen Urhebers des Haager Friedenskonferenzgedankens.

Eine Turnerrede. Auf dem kürzlich stattgehabten Minden-Ravensberger Gauturnfest in Enger, an welchem sich 1200 Turner beteiligten, hielt der Postmeister Aulf-Enger eine Rede, welche in unserer Zeit antisemitischer Verseuchung namentlich in Turner- und Sportkreisen besonderer Beachtung würdig erscheint. „Als die Sänger der Freiheitskriege", so führte Redner aus, „in allen Tonarten fragten „Was ist des Deutschen Vaterland?", bis sich die Antwort fand, da stempelte der alte Vater Jahn die Turnerei zur Nationalsache. Viele verstanden ihn nicht, aber seine Turngenossen wußten, was er wollte, und haben bis zur Gründung des Reiches mitgebaut an Alldeutschlands Einigung und Macht. Und noch heute ist des Reiches Herrlichkeit zu fördern durch Heranbildung eines an Leib und Seele gesunden Volkes, das einzige Ziel wahrhaft deutscher Turner. Tief bedauerlich ist es daher, wenn man sich in Minden-Ravensberg in gewissen Kreisen bemüht, sogenannte „christliche", d. h. konfessionelle Turnvereine zu gründen. Der deutsche Turner soll nicht fragen: „Ist mein Nebenmann katholisch, evangelisch oder jüdisch?" (Stürmischer Beifall.) Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, dann sind wir wahrhaft deutsch, und so wollen wir dienen unserem Volke und unserem Kaiser, dem wir in diesem Sinne auch heute Treue geloben".

Der Besuch der französischen Aerzte in Berlin wird von den antisemitischen „Zeitfragen", der literarischen Beilage der „Deutschen Tageszeitung" hämisch glossiert. Gegen den Besuch an sich sei nichts einzuwenden, aber man habe ihn politisch „auszuschlach'en" gesucht; alsdann heißt es weiter:

Tatsächlich aber ist die „Aerzteschaft Groß-Berlins" in dringlichster Weise aufgefordert, sich zu einer Veranstaltung großen Stiles zusammenzutun; Gelder sind zu einem Fonds gesammelt; kurz, es ist alles so gehandhabt worden seitens des in seinen Hauptbestandteilen selbstverständlich jüdischen Festausschusses, daß jedermann den Eindruck haben mußte, daß hier ein „großes Ereignis" vor sich gehen sollte. Auch daß man neben „Deutschland, Deutschland über alles" die Marseillaise hat spielen lassen, gehört ebenso zum Bilde, als daß die deutschen Herren französisch sprachen, während es keinem Franzosen einfiel, deutsch zu erwidern. Sei es dank der Ferienstimmung, sei es dank der diesmal glücklicherweise vorhandenen Verständnislosigkeit der überwältigenden Mehrzahl der Aerzte Berlins, ist das geplante „Ereignis" ein erstklassiger Reinfall geworden, da kaum 3—4 v. H. der Aerzteschaft Groß-Berlins dem Rufe der Führer gefolgt ist. Vor allem glänzte so ziemlich alles, was auf wirkliche Bedeutung Anspruch machen kann, durch völlige Abwesenheit, abgesehen natürlich von Exzellenz v. Bergmann, der als Ehrenpräsident sich zur Anwesenheit ja verpflichtet fühlen mußte. Tatsächlich soll es um Haaresbreite so gewesen sein, daß Israel unter sich war. Wie konnte es auch anders sein! International war ja Trumpf und „Vive la France" der Abschiedsgruß.

Hiezu bemerkt die „Köln. Volksztg.", das angesehene Zentrumsorgan:

„Wenn viele Juden unter den anwesenden Berliner Aerzten waren, so erklärt sich das großenteils daraus, daß die Mehrheit der Berliner Aerzte dem Judentum angehört. Uebrigens dürften die „Zeitfragen" selbst wissen, daß keineswegs allein die Juden friedlichen Bestrebungen gegenüber Frankreich geneigt sind; das geht aus ihrer weiteren Bemerkung hervor, an „sehr hoher Stelle habe der Versuch Anerkennung gefunden, unter dem Namen „Continent" eine Zeitschrift zu gründen, welche diesen Zwecken ausschließlich dienen soll."

Der neue Kolonialdirektor und die Antisemiten.

Sie können sich nicht verleugnen! Während alle Welt überrascht war, daß der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg die leitende Stellung in der Kolonial-Abteilung aufgab und der politisch, parlamentarisch und bureaukratisch gänzlich ungeschulte Bankdirektor Bernhard Dernburg, Sohn eines Journalisten, obendrein eines an einem freisinnigen Blatte angestellten Journalisten, des bekannten Feuilletonisten Friedrich Dernburg, zu seinem Nachfolger als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden ist, haben die Antisemiten flugs ausfindig gemacht, daß in seinen Adern jüdisches Blut fließt. Ob es mit dieser Entdeckung seine Richtigkeit hat, wissen wir nicht, ist uns auch ganz gleichgültig. Natürlich soll durch diese Entdeckung kein Glanz der neuen Exzellenz zugeführt werden. Im Gegenteil. Wenn aber das, wir wissen nicht, wie spärlich oder wie reichlich, fließende jüdische Blut einen Tadel involvieren soll, müßte doch anerkannt werden, daß dieses angeblich jüdische Blut Herrn Bernhard Dernburg nicht abgehalten hat, einen mit etwa 200 000 Mk. jährlich dotierten Bankdirektorposten und über ein Dutzend Aufsichtsratsstellen aufzugeben, um für eine Entschädigung, die nur als eine Lappalie angesehen werden kann, sich einer der schwierigsten Aufgaben im Interesse unserer sehr heruntergewirtschafteten Kolonien und des Reiches zu unterziehen. Geldgier, die als untrennbar von noch so verdünntem jüdischen Blut in den Augen der Antisemiten gilt, ist in diesem Falle sonach nicht ausschlaggebend gewesen. Sicher ist Herrn Dernburg nur der pekuniäre Verlust. Ob idealer Gewinn ihn entschädigen wird, bleibt abzuwarten. Im Interesse des Vaterlandes und des trotz in seinen Adern angeblich fließenden jüdischen Blutes opferwilligen patriotischen Herrn Dernburg wollen wir es von Herzen wünschen. Daß aber die Antisemiten ihre Auffassung vom jüdischen Blute modifizieren werden glauben wir nicht.

Bei der Gelegenheit sei daran erinnert, daß der erste Kolonialdirektor, Kayser, wirklich und unzweifelhaft ungemischt jüdisches Blut in seinen Adern fließen hatte, und daß er — gerade auch nach konservativem Urteil — trotzdem der immer noch beste unter allen bisherigen Kolonialdirektoren war, obgleich er keinen Vorgänger hatte und also Pfadfinder sein mußte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 37. Berlin, 12. September 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Esnoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Bartels wider den Antisemitismus.

Auch eine Reminiszenz.

„Der Kampf ist da, als dessen Siegespreis die Antisemiten den herrlichsten Edelstein aus dem unantastbaren Schmuck der Germania zu gewinnen hoffen, der Kampf um die wertvollste Errungenschaft des modernen Staatslebens, der heiße Kampf um die dem deutschen Volke verfassungsmäßig gewährleistete Gleichberechtigung!

„In jedem Krieg entscheidet aber vor allem die geistige Bedeutung der Führer, denn das Vertrauen zu diesen weckt und nährt kampfesfreudige Begeisterung und trägt im selben Maß zur Erhöhung der Siegeszuversicht bei, wie es lähmend wirken muß auf die gegnerischen Scharen, die wahrhaft Edelsten einer großen Nation in geschlossenen Reihen feindlich sich gegenüber zu sehen!

„Solche Führer unter einer Fahne zu vereinigen im Kampfe wider den Antisemitismus, das war der leitende Gedanke des vorliegenden Werkes" usw.

Mit diesen Sätzen hebt das Geleitwort eines 1893 im Verlag von J. van Groningen & Co. in Berlin erschienenen Prachtwerkes an, dessen Titel lautet: „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit! Ein Manifest des Geistes von hervorragenden Zeitgenossen." Ein freundlicher — oder sollen mir sagen boshafter? — Zufall spielt uns dieses Buch gerade heute zu sehr gelegener Zeit in die Hände; denn unter den „hervorragenden Zeitgenossen", die dies Manifest unterschrieben, unter den „Führern im Kampfe wider den Antisemitismus", die sich hier unter einer Fahne vereinigten, findet sich neben Männern wie Dahn, Ebers, Eckstein, Greif, Heyse, Hopfen, Jensen, Roquette, Rosegger, Graf Schack, Wichert u. a. auch kein geringerer als — mirabile visu! — Herr Adolf Bartels, damals Redakteur des „Hinkenden Boten" in Lahr, heute Professor der Literaturgeschichte und Inhaber eines Laboratoriums für Juden-Vertilgung in Weimar.

Der literarische Beitrag des Herrn Bartels ist ein neunstrophiges Gedicht des Titels „Spinoza", in dem nach der Art jener halbhistorischen Balladen, wie sie neuerdings besonders Heinrich Vierordt kultiviert hat, eine Episode aus dem Leben des großen jüdischen Philosophen und Ethikers geschildert wird. An einem Frühlingsmorgen sitzt er bei der Arbeit in seiner Dachkammer. Ohne ihn zu stören, finden sich ein paar Nachbarskinder bei ihm ein, die gewohnt sind, sich bei dem alten Mann Bilder zu besehen. Da fangen draußen an die Glocken zu schwingen. „Wer ists, der starb, um den man also klagt?" fragt Spinoza aus seinem Denken aufgeschreckt, und der Knabe klärt ihn auf, daß heute Charfreitag sei, an dem die bösen Juden den Heiland ans Kreuz geschlagen haben. Nachdem die Kinder gegangen sind, sinnt der Weise gedankenvoll ihren Worten nach und vergleicht sein Schicksal mit dem des Zimmermannssohns von Nazareth:

> „Jeschuah, großer Rabbi, Rat und Tad
> Nahmst Du auf Dich nach innerstem Gebot.
> Ich will Dich nicht beklagen, nicht beneiden —
> Gut ist es auch: In Frieden spät zu scheiden,
> Zu leben, bis die flüchtige Farm des Seins,
> Van selbst sich auflöst in das ew'ge Eins.
> So spricht er — doch zusammenschauernd sieht
> Er noch im Geist, wie Christi Leben flieht,
> Den letzten Blick des Auges. Tief beklammen
> Hat er darauf ein Buch hervorgenommen,
> Ein Buch, das noch kein Menschenauge sah,
> Dach sterbend hinterläßt er's: Ethica."

Also sprach Adolf Bartels noch vor einem Dutzend Jahren, d. h. zu einer Zeit, wo er schon ein gereifter Mann in den Dreißigern, also bereits Herr seiner Ueberzeugungen war. Damals sah auch er — das beweist seine Beteiligung an dem erwähnten Manifest — in dem Antisemitismus einen Schandfleck, ein Attentat auf „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit." Heute ist er selbst der klassische Repräsentant jener Bewegung, ein Renegat seiner damaligen Ueberzeugung. Warum? Was hat aus dem Paulus einen Saulus gemacht? Niemand weiß es. Aber von der hier angeführten lehrreichen Episode aus seiner publizistischen Vergangenheit darf man wohl mindestens sagen: et hoc meminisse juvabit!

* * *

Das Bartelssche Heinepamphlet hat inzwischen auch in der übrigen deutschen Presse, soweit sie nicht antisemitisch infiziert ist, derbe Zurückweisung erfahren. Wir geben für heute nur zwei Auslassungen, die der der Münchener „Allg. Ztg." und der „Hilfe" wieder:

In dem ersteren, dem Alldeutschtum sonst ziemlich nahestehendem Blatt, rechnet Dr. Adolf Bulle mit dem antisemitischen Thersites gehörig ab; er zitiert in der Einleitung des Artikels Bartels Worte: „Für uns Deutsche wäre das Heine-Denkmal, im Namen des deutschen Volkes errichtet, die ärgste Beschimpfung, die man uns antun kann, Schmach und weiter nichts als Schmach! Das leugne ein ehrlicher Mensch, wenn er dies mein Buch gelesen hat!" — und antwortet darauf:

„Nun, ich habe das Buch gelesen; ich bin ein ehrlicher Mensch, und ich leugne es. Ich leugne es vor allem, weil das Bartelssche Buch in seiner ganzen Anlage wie in

tausend Einzelheiten der Ausführung den Charakter eines Pamphlets an sich trägt, weil der Beweis, den der Verfasser zu geben verspricht, weder literarhistorisch noch ästhetisch mit der gebührenden Gewissenhaftigkeit geführt ist, weil in seiner leidenschaftlichen Darstellung eine Vermengung von ganzen und halben Wahrheiten, durchaus willkürlichen Annahmen und voreiligen Schlußfolgerungen stattfindet, die geradezu unerhört ist. Ja, ich leugne als ehrlicher Mensch, der nicht minder warm für das Wohl des deutschen Volkes fühlt als Adolf Bartels, daß durch dieses Buch überhaupt eine Klärung in der allgemeinen Beurteilung des Menschen und des Dichters Heinrich Heine herbeigeführt werden kann, und ich protestiere dabei auf das entschiedenste gegen die Anmaßung des Verfassers, die ein so *haßerfülltes*, einseitiges und durchaus ungerechtes Vorgehen in den Mantel einer nationalen Pflichterfüllung hüllt. Auch ich bin kein Freund der zum großen Teil künstlich gemachten Bewegung zugunsten eines Heine-Denkmals, auch ich finde die Aufrufe, die in jüngster Zeit an das gesamte „deutsche Volk", an alle „deutschen Mädchen" und „deutschen Frauen" zu diesem Zweck erlassen wurden, nicht nur schlecht stilisiert, sondern auch maßlos übertrieben und phrasenhaft. Aber trotzdem sträubt sich mein Gerechtigkeitsgefühl gegen die Anerkennung einer Abwehr dieser Uebertreibungen, die ihrerseits selbst wieder zum mindesten eine maßlose Uebertreibung nach der anderen Seite hin darstellt. Und ebenso sehr fühlt sich mein ästhetisches Gefühl verletzt durch den *schulmeisterlichen Ton*, in dem der Literaturhistoriker Bartels seine Kritiken und Rügen über das Werk eines Dichters austeilt, als gälte es, die deutschen Stilübungen eines Obertertianers zu korrigieren."

Dr. Bulle sagt am Schlusse des, ohne jede Vorliebe für Heinrich Heine, völlig objektiv gehaltenen Artikels:

„Ein Leser, der an selbständiges Urteilen gewöhnt und dabei genügend in Heines schriftstellerischen Werken bewandert ist, wird gewahr werden, daß diese Darstellung höchst einseitig ist, daß in ihr gerade das Wertvolle und Bleibende der Heineschen Prosa mit Absicht verhüllt wird. Von dem feinen Zauber des Heineschen Stils, seiner unübertreffbaren Grazie und dem siegreichen Witz dieses Geistes hat dieser Literaturhistoriker entweder nie einen Hauch verspürt, oder er hält es für klug und seinem Zwecke entsprechend, davon zu schweigen. Mit dem nichtssagenden Schlagworte: jüdischer „Feuilletonist" glaubt er einen unserer eigenartigsten Prosaschriftsteller aus dem Gebiete der deutschen Literatur hinausweisen zu dürfen, nachdem er vorher seine Persönlichkeit mit dem ganzen Nichtverstehen oder Nichtverstehenwollen eines *wüsten Fanatismus in den Kot gezerrt* hat. Und das nennt sich heutzutage Literaturgeschichtschreibung. Nein, gegen eine solche Kampfesweise müssen auch jene protestieren, die in Heine nicht den ganz Großen sehen, wie ihn die Aufrufe für sein Denkmal hinstellen. Vor allem aber müssen die „*nationalgesinnten*" Kreise dagegen entschieden Widerspruch einlegen, daß mit *der nationalen Gesinnung ein so schmählicher literarischer Mißbrauch getrieben* wird, wie es in diesem Buche von Adolf Bartels geschieht. Nichts ist *häßlicher, als ein derartiger Antisemitismus in der Literaturgeschichte*; nichts ist auch unwahrer. Schon der feine Hermann Hüffer, auf dessen soeben gesammelt erschienene Aufsätze über Heinrich Heine ich hinwies, hat betont, daß der Versuch, diesen Dichter aus der Reihe der Schriftsteller auszustreichen, ein bewußtes Vergeuden eines Teiles unseres nationalen literarischen Besitzes bedeuten würde, ganz abgesehen von der inneren Unmöglichkeit, eine literarische Unmöglichkeit, die solche Wirkung auf das Volk von jeher ausgeübt, einfach vergessen zu wollen. Adolf Bartels unternimmt jenen Versuch; er sieht als „nationalgesinnter" Literaturhistoriker nicht ein, daß er damit einen *Raub an seiner Nation* begeht, und dadurch, daß er dem Dichter statt des Denkmals ein Schandmal errichtet, verrät er, daß er von der wahren nationalen Gesinnung, die auf Erhaltung unserer Besitztümer bedacht ist, sehr wenig in sich trägt."

Die „*Hilfe*", das Organ Dr. Friedrich Naumanns, steht dem Dichter und Menschen Heine gegenüber ungefähr auf demselben Standpunkt wie Dr. Bulle; mit dem Kritiker Bartels geht sie indes schonungslos ins Gericht; wir zitieren aus den Auslassungen des Redakteurs der „Hilfe", Theodor *Heuß*, die Schlußsätze:

„Etwas Peinlicheres mag man sich schwer denken als diese männliche Bescheidenheit, diese literarhistorische Selbsteinwertung, diese — bei Bartels wiederholte — *Renommage* mit der *Herkunft aus niederen Volkskreisen*, all das vorgetragen in einem Ton — — ich gestehe, solche muffige Schlafrockseitelkeit ist mir nicht sympathischer als die Heines, ob sie sich nun in Unterhosen oder mit einer erborgten Märtyrerkrone zeigt.

Aber all das Gesagte ist nebensächlich vor dem Protest gegen den Versuch, die deutsche Literaturkritik zum Tummelplatz persönlicher Malicen herabzuziehen. Gewiß es wäre ganz falsch, Bartels als literarische Persönlichkeit bei Seite zu schieben, denn er hat beachtenswertes geleistet, in der Kritik wie in der eigenen Produktion; aber er steht nicht so hoch, daß er ohne Widerspruch sich erkühnen dürfte, den *niedrigsten und gemeinsten Ton in die Literaturschreiberei* einzuführen. Er mag Heine ablehnen, das tun auch andere, und die „Ueberwindung" Heines besorgt die Zeit von selber. Aber er weiß: De mortuis nil nisi bene heißt nicht: man soll über die Toten nur Gutes oder das Gute sagen, sondern, wenn man etwas sagt, soll man es in anständigem Ton tun. Wem das nach seiner persönlichen Veranlagung nicht gegeben ist, der soll dann einfach schweigen. Das hätte Herr Bartels tun müssen, als er glaubte, eine nationale Tat warte seiner, und ein Hauptvergnügen darin fand, *ekelhafte Verdächtigungen, politische Bosheiten* und die *Geschmacklosigkeiten des Gassenantisemitismus* möglichst zahlreich unterzubringen. Dagegen wenden wir uns mit aller Schärfe, ohne jetzt an Heine überhaupt zu denken, daß das Bartelssche *Proletentum* — ich habe keinen milderen Ausdruck — in der *ästhetischen Geschichtschreibung ein Hausrecht erhält*. Er kann sein Deutschtum in antisemitischen Versammlungen austoben, dort wird er Beifall finden. Wir andern verwahren uns dagegen, daß diese *Rohheiten*, daß dieser ganze wohlfeile Stil der *Dichterschändung* deutscher Art und Ehrenhaftigkeit entsprechen. Solche Entrüstungsworte sind peinlich. Man gebraucht sie in der Notwehr wider einen Gegner, dessen Waffen fremd sind."

Der Kaftan-Rummel.

Gott sei Dank! Wir haben einen neuen Rummel. Gottlob! Brave Deutsche können einen funkelnagelneuen Verein bilden, haben ihn in echt deutschem vereinsmeierischen Eifer bereits begründet. Nachdem die Herzogliche Kurverwaltung in Salzbrunn den Feldzug gegen den Kaftan eröffnet hat, haben sich in *Bad Nauheim* deutsche Männer zusammen getan und im Restaurant „Schützenhof" bei noch unverteuertem Bier einen Verein ins Leben gerufen, der sich zur Aufgabe macht, dem Andrang der nach Bad Nauheim kommenden Kaftanträger entgegenzuarbeiten. Die Nachricht von diesem denkwürdigen Ereignis, der Bildung eines „Antikaftanvereins", ist, wie die „Kreuzztg." mit sichtlicher und verständlicher Genugtuung hervorhebt, in dem Amts- und Anzeigeblatt für den Amtsgerichtsbezirk Bad Nauheim zu lesen.

Der Verein hat bereits seine Tätigkeit begonnen. Wie uns durch den drahtlosen Telegraph gemeldet wird, hat der Verein eine Deputation an den berühmten Theologen und Universitätsprofessor Dr. Kaftan in Berlin entsandt, um ihn zu bitten, seinen anrüchigen und deutschen Männern unangenehmen Namen abzulegen. Der Professor erwiderte darauf, er sei als Theologe zur Milde und als Universitätsprofessor zur Urbanität gezwungen; die Abordnung möchte die Güte haben, von selbst zu „fliegen", damit er nicht genötigt sei sie „fliegen" zu machen.

Um aber auf die würdige Erzeugerin des ganzen Kaftanrummels, die Herzogliche Kur-Verwaltung in Salzbrunn, zurückzukommen, so erklärt sie amtlich, den Kaftanträgern den Zutritt zu den Kuranstalten verweigern zu müssen, „weil diese Tracht von der in Salzbrunn landesüblichen stark abweicht".

Welches, möchten wir fragen, ist die in Salzbrunn landesübliche Tracht? So viel wir wissen, weicht auch die Tracht der bayrischen Gebirgler, der friesischen Bauern, der Altenburgerinnen und der Spreewälder Ammen von der in Salzbrunn landesüblichen ab. Die Kleidung manches Gigerl weicht mehr von dieser Tracht ab als der Kaftan, der dem Gewand des in Salzbrunn ja auch zu findenden katholischen Geistlichen sehr ähnlich ist. Der Kaftan ist tatsächlich der alte deutsche Rock, den die Juden mit ihren konservativen Gewohnheiten länger in Ehren gehalten haben als viele Deutsche, wie sie auch alte deutsche Worte und Wendungen, ja Namen treuer behalten haben wie die Germanen selbst.

Da man nun nicht wissen kann, welche der unzähligen Trachten nicht von der in Salzbrunn landesüblichen stark abweicht, da möglicherweise die chinesische Gesandtschaft sich

herausnehmen könnte, in ihrer gewiß stark von der landesüblichen abweichenden Tracht in Salzbrunn zu erscheinen, sa wird, wie wir hören, in Salzbrunn an einer Badeardnung gearbeitet, die eine gewisse Unifarmität aller Badegäste in jeder Beziehung sichern soll. Einige Artikel dieser Badeardnung sind uns bereits bekannt gewarden. Sie lauten:

„Jeder Badegast, der nach Salzbrunn kommt, hat die von der Direktion angekauften Zuchthauskleider anzulegen; nur Militäruniform ist noch Männern zu tragen gestattet. Für Damen ist die so kleidsame Tracht der Heilsarmee vorgeschrieben."

„Um eine gewisse gleichmäßige Größe der Badegöste zu erzielen, ist ein Prokrustesbett angeschafft worden, in welchem zu große Personen verkleinert, zu kleine vergrößert werden."

„Um das Auge nicht durch zu stark von den landesüblichen abweichende Figuren und Physiognomien zu beleidigen sind fesche Masseusen, Damen, die geschickt in der Manikure sind, Verschönerungskünstlerinnen verschrieben, die für einen mäßigen Preis die nötige Prozedur mit den Gästen vornehmen werden."

„Damit in Salzbrunn nicht ein babylonisches Sprachengewirr herrsche, darf in den Kuranlagen nur der so gemietliche schlesische Dialekt gesprochen werden. Sprachführer sind im Kurhause zu kaufen."

Ob freilich bei falcher Badeardnung noch viele Patienten nach Salzbrunn kammen werden, das ist eine andere Frage. Viele Kraftanträger dürften lieber nach Borkum und anderen antisemitischen Badeorten gehen wallen, wo man wenigstens Kurage genug hat, offen gegen die Gäste varzugehen, als nach falchen Bädern, wa man den Kaftan schlägt und den Juden meint.

Wenn es nicht nach ganz anders kommt! Es bringt nämlich ein ziemlich sicheres Gerücht zu uns, die Alliance israélite habe siebzehn und eine halbe Millian Mark angewiesen, um der ganzen männlichen Bevölkerung Schlesiens Kaftans zu schenken unter der Bedingung, daß sie diese auch trage. Der Zweck ist, der Salzbrunner Badedirektian den Varwand zu nehmen, daß die Kleidung der Kaftanträger van der landesüblichen Tracht abweiche. Ja ein, allerdings nicht ganz sa sicher auftretendes Gerücht besagt, die Alliance israélite trage sich mit dem diabalischen Plan, eine Milliarde zur gänzlichen Verjudung der Männertracht in ganz Preußen herzugeben und den Kaftan in Made zu bringen. Sa viel steht fest, die verstackten Juden wallen ihren Kaftan nicht leichten Kaufs hergeben und es sich ein gut Stück Geld kasten lassen, ihn allen Antikaftanträgern zum Tratz zu erhalten. Sa kann es ja mit dem Kaftanrummel nach nett werden und die Antikaftanträgeraereine können nach viel zu tun bekammen.

Zur Geschichte der Juden in Wien.

Wien, den 10. September 1906.

(Eine alte Streitschrift — Hormayr und der Antisemitismus — Die Judenordnung Friedrich II. — Pest und Judenverfolgungen. — Die Juden unter Leopold I. — Kaiser Josefs II Judenverordnungen. — Das Judengesetz Kaiser Franz II. — Einst und jetzt).

Bücher haben ihre eigenartigen Schicksale. Sie gehören der Oeffentlichkeit an, und nichts schützt sie var einer mißbräuchlichen Verwendung. Nur so ist es erklärlich, daß ein Werkchen, das var sechs Jahrzehnten in der guten Absicht geschrieben wurde, die Gleichberechtigung der Juden durch die erschütternde Schilderung ihrer martervallen Geschichte in Wien herbeizuführen, zu antisemitischen Prapagandazwecken ausgenützt wurde. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben die „Unverfälschten deutschen Warte" Schöneres in vielen Nummern aus dem Büchlein Kapital geschlagen und ihren Lesern die Maral einer „schönen" Zeit gepredigt, die den Juden nicht bloß verfalgte, sondern auch verbannte. Ein freundlicher Zufall spielte mir die verschallene Schrift vor kurzem in die Hand und ich möchte sie nicht zur Seite legen, ahne des annaymen Verfassers grüßend zu gedenken.

Das Büchlein heißt: „Die Juden und die Judenstadt in Wien" und erschien im Jahre 1846. Der unbekannte Autar verbirgt sich unter dem Pseudanym Realis. Er sagt im Vorwart, daß er die Juden weder laben nach tadeln wolle und deshalb am bestem zu verfahren vermeine, indem er einige Fragmente aus ihrer Geschichte gebe. „Wie jedes Ding in der Welt haben die Israliten ihre Licht- und Schattenseiten und zu ersteren gehören einige Charakterzüge, die in maralischer Hinsicht zu einem nicht geringen Verdienste gereichen." Sa gebe es unter den Bekennern des alten Testamenis selten Schlemmer und Trunkenbalde, kein Jude besudelte sich — soweit dem Verfasser bekannt — „mit dem schändlichen Gewerbe des (unbezahlten) Bücherabdruckes." Kein Sachkundiger werde in Abrede stellen, daß Europa den Juden seine moralisch-religiöse Bildung verdanke, wie es den Griechen für seine wissenschaftlich-künstlerische Erziehung Dank schulde. Zu positiven Varschlägen kammt der Verfasser in der Einleitung nicht, aber aus dem Schlußkapitel spricht die Zuversicht, daß die unerfreuliche Ausnahmsstellung der Israeliten durch die Einführung der Rechtsgleichheit beseitigt werden wird. Das Buch ist zweifellas die erste Streitschrift, die im nicht-jüdischen Lager in der nachjafesinischen und varrevalutianären Zeit für die Gleichstellung der Juden plaidierte. Was das anna 1846 bedeutete, ist nicht leicht zu sagen. Obwohl seither weit erschöpfendere Abhandlungen über die Geschichte der Juden in Oesterreich erschienen sind — ich erinnere nur an die Farschungen Walfs — wirkt die Schrift aus dem Vormärz dach mit eigentümlicher Gewalt; ihre klare eindringliche Tatsachensprache kann einen tiefen Eindruck nicht verfehlen. Wie kannte nun ein falches Werkchen von den antisemitischen Moraloergiftern ausgeschroiet werden? Ganz einfach: der anonyme Verfasser hat — wie dem Kenner safort klar wird — für einzelne Partien des Buches das graße Quellenwerk Harmayrs benützt und sich — selbstredend ahne schlimme Absicht — auch die Darstellung des bekannten Histarikers zu eigen gemacht. Harmayr hat aber stellenweise eine sanderbare Methade, die Schicksale der Juden zu schildern. Er übernimmt aus alten Chraniken die herkömmlichen Verleumdungen, ohne die einzelnen Fälle zu untersuchen ader gar Beweise zu erbringen. Ja im IV Band seines Quellenwerks für die Geschichte Wiens bemerkt er naiv, daß nach den leapoldinischen Judenvertreibungen die Zigeuner des Verrates usw. verdächtigt wurden, weil man die Israliten eben nicht mehr beschuldigen kannte. Uebrigens hat Harmayr unbewußt die antisemitische Terminalagie geschaffen; er spricht beispielsweise vam „unsichtbaren unzerstörbaren Reiche Israel"*), was unsere Antisemiten freilich nicht wissen; da sie größere Werke überhaupt nicht lesen.

Falgen wir nun dem Verfasser, der sich Realis nennt, im Fluge durch sechs Jahrhunderte. Friedrich der S'reitbare, Oesterreichs Fürst, erwirkte beim deutschen Kaiser Friedrich II eine Judenordnung, die weitgehendste Toleranz übte und die kanfessianelle Entwicklung der Israeliten schützte. Niemand durfte bei einer Strafe von fünfzehn Pfund Gold die Judenkinder mit Gewalt entführen ader heimlich fangen und taufen. Der Jude, der den Glauben seiner Väter freiwillig verläßt, sallte auch ihr Erbe verlieren. Israeliten durften weder zur Feuer- nach Wasserprobe verhalten, nach gegeißelt ader eingesperrt werden; ihr Schwur mußte an Stelle der Gattesurteile genügen. Allerdings wurde den Juden später in dem Freiheitsbriefe, durch den Wien 1237 zur freien Reichsstadt erhaben ward, die allgemeine Aemterfähigkeit abgesprachen, doch hatten sie ihren eigenen, aus ihrer Mitte gewählten Judenrichter. Nicht lange dauerte die Herrlichkeit. Im Jahre 1267 trat in Wien eine Praainzial-Synade zusammen. Die Kirchenversammlung erließ wichtige Ver-

*) Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Wien 1823. IV. Band, 3. Heft. Seite 223.

fügungen für die Juden, die fortab als Unterscheidungszeichen einen „gehörnten Hut" tragen und dem Pfarrer, in dessen Bezirk sie wohnten, den Zehnt und die Stolgebühren entrichten sollten. Sie durften in die Bäder und Wirtshäuser der Christen nicht zugelassen werden, ebenso wie von ihnen auch nicht „einig.s Fleisch und andere Eßwaren" gekauft werden sollten. Der Bau neuer Synagogen wurde verboten und noch mancherlei Beschränkung auferlegt. Kaiser Rudolf milderte später dieses Gesetz und bestimmte, daß nicht einmal der Stadtrichter sondern bloß der König über die Juden zu richten habe. Unter Herzog Albrecht II entstand eine Erbitterung gegen sie; die aufgehetzte Menge warf ihnen Wucher, Entführung von Christenkindern, Entweihung heiliger Gefäße, kurz alle erdenkliche Lasterhaftigkeiten vor. Auf Veranlassung des Herzogs verpflichteten sich die Israeliten, Geld nur zu einem bestimmten Zinsfuß zu verleihen. Der in hebräischer Sprache abgefaßte Revers wurde in das Eisenbuch der Stadt Wien eingetragen.

Zu dem Mißtrauen der erregten Bürger gesellte sich aber bald der größte Feind der Juden, der Schrecken der Menschheit: die Pest. „Wie in ganz Europa — führt Realis aus — so legte Unwissenheit und Fanatismus auch in Wien die Sterblichkeit den Juden zur Last, die aus Sektenhaß die Brunnen vergiftet haben sollten." In verschiedenen niederösterreichischen Städten wurden fast alle Juden erschlagen, in Wien jedoch ließ ihnen Herzog Albert der Weise seinen mächtigen Schutz angedeihen. Auch gegen Judenverfolger außerhalb der Stadt ging der Fürst mit rücksichtsloser Strenge vor, doch konnte er erst eingreifen, als der Massenmord bereits vollzogen war. Allein Wiens Bevölkerung wollte nicht zur Ruhe kommen und Herzog Leopold verbannte daher die Israeliten im Jahre 1371 ganz aus der Hauptstadt. Bald kehrten sie zurück, doch der Haß verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Im Jahre 1406 brach in der Judengasse unglücklicherweise Feuer aus. „Darüber entstand in Wien ein großer Auflauf und es verbreitete sich das tolle Gerücht, die Juden wollten die ganze Stadt in Asche legen. Das Resultat davon war, daß sich der Pöbel aller Judenhäuser bemächtigte, selbst jener, die nicht vom Feuer ergriffen waren, und daraus alles Gold und Silber, alle Kleider und Geräte raubte, wodurch mancher arme Wicht wohlhabend wurde." Dieser Vorfall war nur ein Vorspiel der großen Judenverfolgung von 1420. Die Veranlassung dazu war folgende: Ein reicher Jude in Enus soll — die Beweise wurden natürlich niemals erbracht — mehrere geweihte Hostien gekauft und zum Gespötte der christlichen Osterfeier verteilt haben. Deshalb zog man am achten Tage nach Christi Himmelfahrt die Juden in ganz Oesterreich ein und tötete sie, soweit sie sich nicht bekehren ließen. In Wien allein wurden — wie einige meinen — 110, wie andere sagen gar 1300 Juden beiderlei Geschlechts verbrannt. Herzog Albrecht V. ordnete hierauf an, daß alle Häuser, welche den Juden gehört hatten, in das Eigentum der Stadt übergehen sollen.

Kaiser Maximilian beobachtete gegen sie die größte Strenge und zwar nach seinen Erklärungen — „wie es gleichsam zur Mode geworden war" bemerkt Realis — wegen Entführung und Ermordung von Christenkindern, wegen Wucher und Betrug und Fälschung von Urkunden. Dennoch vermochten sich die Israeliten in Wien wieder festzusetzen. Maximilians Nachfolger, Ferdinand I., bestätigte formell die Abschaffung der Juden, doch konnten sie in der Hauptstadt ungestört leben, ja sie gingen sogar ohne das vorgeschriebene Unterscheidungszeichen herum. Nach der Ankunft der Jesuiten in Wien erfloß jedoch der Befehl, daß die Juden einen runden Fleck von gelbem Tuche an dem Oberkleide auf der linken Seite der Brust tragen müssen,*) und am 2. Januar 1554 ließ sich Ferdinand herbei, sie gänzlich zu vertreiben. Diese Verbannungsbefehle wurden dann mehrmals wiederholt, jedoch niemals buchstäblich beobachtet.

Hatten die Juden anfänglich in der Stadt selbst, im sogenannten Judenviertel, ihre Ansiedlung gehabt, so schufen sie sich nach den zahlreichen Vertreibungen außerhalb der Stadtmauern eine neue Judenstadt, die neben dem „unteren Werd" hingelagert war und einen Teil des heutigen II. Wiener Gemeindebezirkes bildete. Weil nun der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn er dem bösen Nachbarn nicht gefällt, und die Juden den Studenten nicht angenehm waren, brachen sehr oft Unruhen aus. Da trat ein verhängnisvolles Ereignis ein. Am 23. Februar 1668 stand die in der Stadt gelegene kaiserliche Burg in Flammen. Das Volk schrieb die Urheberschaft des Brandes selbstverständlich den Juden zu, obgleich derselbe offenkundig durch Unvorsichtigkeit eines Tischlers entstanden war. Gleichzeitig wurden all die landläufigen Beschuldigungen wiederholt. Der Stadtrat ließ sich dadurch bewegen, an Kaiser Leopold I die Bitte zu richten, die Juden von Wien wegzuschaffen. Zuerst zögerte der Monarch, schließlich gab er aber dem Drängen seiner Gemahlin und den Vorstellungen des Bischofs Kollonitz nach. Am 30. Juni 1669 wurden alle nicht mit „Haus- oder Kaufschatz" angesessenen Juden aus Wien und ganz Oesterreich ausgewiesen; ein Jahr später wurde der Befehl auf alle Juden ohne Ausnahme erstreckt. Ein Dezennium nachher waren sie indes bereits zurückgekehrt und von Kaiser Leopold I, dem sie mittlerweile mehrere Dienste geleistet hatten, geduldet. Um das Jahr 1700 kam es jedoch schon wieder zu blutigen Auftritten, die einige ausgelassene Gassenjungen provozierten. „Diese Begebenheit — meint Realis — bildet glücklicherweise den Endpunkt der Verfolgungen, welche die jüdische Nation in Wien erduldet hat, und die Regierungsperioden des edlen erleuchteten Josefs I, Karls VI und der in jeder Hinsicht großen Maria Theresia können die Uebergangszeit zum glänzenden Zeitalter Josefs II, des Vaters der erhabenen und erhebenden Toleranz, genannt werden."

Als hätten die Juden geahnt, was ihnen die Geburt Josef II bedeuten würde, feierten sie den Tag, an dem der geniale Reformkaiser das Licht der Welt erblickte, mit rauschenden Festen. Die Erlässe „wegen der Juden" belohnten sie nach Jahrzehnten. Bevor diese publiziert wurden, erging eine halbamtliche Erklärung, die — wie Realis ausführt — bestimmt war, „den öffentlichen Geist auf diese nicht nur in den Geboten der Humanität und Gerechtigkeit wurzelnden, sondern auch die Erhöhung der inneren Stärke der Monarchie als Frucht tragenden Maßregeln" vorzubereiten. Ich kann mir nicht versagen, hier einige Stellen aus dem zweiten Judenpatent vom 2. Januar 1782 in Erinnerung zu bringen:

Nr. 8 lautet: So erlauben und befehlen wir gnädigst den tolerierten Juden in jenen Orten, wo sie keine eigene deutsche Schule haben, ihre Kinder in die christlichen Normal- und Realschulen zu schicken, um in diesen wenigstens das Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen...

Nr. 10 besagt: Zur Erleichterung ihres künftigen Unterhalts und Vorbereitung der nötigen Erwerbungswege, gestatten wir gnädigst, daß sie von nun ab alle Gattungen von Handwerken und Gewerben erlernen und in dieser Absicht sich bei christlichen Meistern verdingen können.

*) Es wird zu wenig beachtet, daß die Wahl des gelben Abzeichens nicht nur eine Zurücksetzung, sondern auch eine schwere moralische Kränkung bezweckte, denn ein ähnliches Kennzeichen mußten damals die Freudenmädchen tragen. Siehe Karl Weiß Geschichte der Stadt Wien, I. Band, Seite 133.

Nr. 16 lautet: „Um den tolerierten Juden in ihren Erwerbszweigen auch von Seiten des Dienstvolks eine Erleichterung zu verschaffen, so wird ihnen gestattet, so viele jüdische oder christliche Dienstboten zu halten, als ihre Geschäfte erfordern". (Letzteres war Jahrhunderte lang verboten gewesen.)

Nr. 18 ordnet an: „Durch gegenwärtige Verordnung lassen wir es von der bisherigen Beschränkung auf bestimmte Judenhäuser abkommen und erlauben den tolerierten Juden, eigene Wohnungen sowohl in der Stadt als in den Vorstädten nach Willkür zu mieten". (Das galt allerdings bloß für die ansässigen und nicht für die erst zuwandernden Juden.)

Nr. 24 endlich lautet: „Ueberhaupt werden alle bisher gewöhnlichen Merkmale und Unterscheidungen, als das Tragen der Bärte, das Verbot, an Sonn- und Feiertagen vor zwölf Uhr auszugehen, öffentliche Belustigungsörter zu besuchen u. dgl. aufgehoben; im Gegenteil wird den Großhändlern und ihren Söhnen sowie den Honoratioren auch Degen zu tragen erlaubt".

„Nach gleichen Grundsätzen der weisen Gerechtigkeit und Duldung und nach dem System, die israelitischen Glaubensgenossen zu ihrem und des Staates Besten der staatsbürgerlichen Bestimmung (Gleichheit) immer näher zu bringen, — legt Realis dar — beschloß Kaiser Franz I., daß aus allen bisher erlassenen Satzungen ein eigenes System gebildet werde, „damit (so lauten die inhaltsschweren Worte der Judenverfassung vom Jahre 1807) die Gesetzgebung den Unterschied, welchen sie bisher zwischen den christlichen und jüdischen Untertanen zu beobachten genötigt war, endlich ganz aufzugeben in den Stand gesetzt werde."

Das sind edle Worte und Realis sei Dank, daß er vor sechs Jahrzehnten darauf verwies. Ach — wird mancher einwenden — wozu diese Reminiszenzen, wozu die Erinnerung an Wünsche, die längst zur Tatsache geworden sind? Oesterreich hat doch Staatsgrundgesetze, die jeden Staatsbürger vor dem Gesetze gleich erscheinen lassen. Wozu also die Rückblicke? Fast möchte ich mich schon einer Schuld zeihen, da fällt mein Blick auf auf das allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch, dessen § 64 beispielsweise vorschreibt, daß „Eheverträge zwischen Christen und Personen, welche sich nicht zur christlichen Konfession bekennen (Juden) nicht giltig eingegangen werden können". Und andere Bestimmungen tauchen in der Erinnerung auf, Bilder aus dem täglichen Leben treten vors Auge und ich fühle, wie notwendig die Rückblicke sind. Wir müssen erfahren, wie sehr wir einst von der Humanität abgewichen waren, wie tief wir standen und — wie viel wir noch gut zu machen haben. Em.

Amerikanischer Brief.

Der Entwurf des neuen amerikanischen Einwanderungsgesetzes ist in diesem Jahre vom Kongreß nicht angenommen worden, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß er im nächsten Jahre mit den vorgeschlagenen Erschwerungen angenommen wird. Jedenfalls wird er von neuem zur Beratung gelangen, und eine Unzahl von Gewerkvereinen und anderen Arbeiterverbindungen bestürmen schon jetzt den Kongreß, das bisherige Einwanderungsgesetz erheblich zu verschärfen. Man weiß ganz genau, daß dieses Gesetz in erster Reihe gegen die russischen Juden gerichtet ist. Es ist ein seltsames Schicksal, das die Juden verfolgt. Dort zieht man über sie her, weil sie angeblich nicht arbeiten und als Parasiten sich von dem Fett ihrer Wirtsvölker mästen, hier fürchtet man in allen Arbeiterkreisen ihre Arbeitskraft, ihren Arbeitswillen und ihren Fleiß.

Aber während die amerikanischen Arbeiter alle Hebel in Bewegung setzen, den Zustrom von Einwanderern zu hemmen, legen diejenigen ihre Hände in den Schooß, die nicht nur aus menschenfreundlichen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen die Einwanderung als einen Segen, ja, als ein Bedürfnis des unermeßlichen und nur in einzelnen Teilen gut, in sehr vielen Teilen aber nur spärlich bevölkerten Unionsgebiets ansehen.

Mit Recht, schreibt „Die Nation", die angesehenste und ernsteste politische Wochenschrift in den vereinigten Staaten: „Gewiß nehmen einige unserer Einwanderer auf den ersten Blick nicht sonderlich für sich ein, aber jede europäische Rasse hat sich immer noch als ein nützlicher Zuzug zu unserer Bevölkerung erwiesen . . . Die protestantischen Landwirte von Neu-England und New-York pflegten auf die irischen Katholiken, unsere Holzhacker und Wasserträger, als den wahren Abhub der Zivilisation hinzuweisen; aber niemand klagt jetzt, daß die Iren der zweiten und dritten Generation nicht ihren Anteil beitragen zur Förderung des Handels und der Gewerbe bei uns. Der jüdisch-deutsche Hausierer war einst für uns der Typ eines vaterlandslosen Gesellen; aber seine Kinder und Enkel sind Kapitäne unserer Industrie, Leiter unserer Finanzwelt, Gelehrte Lehrer, Prediger des Rechten und Guten, Gründer und Erhalter großartiger Wohltätigkeitsanstalten. In noch weniger Zeit haben die Italiener solchen Fleiß und solche Befähigung entfaltet, daß der Süden mit dem Norden, der Westen mit dem Osten wetteifern, sie zur Ansiedlung bei ihnen zu gewinnen. Die trübsten Vorhersagungen bleiben fortgesetzt unerfüllt. Wenn wirklich die Rasse oben abstirbt, dann sind viele frische und triebkräftige Schößlinge da, den Verlust zu ersetzen."

Im „Outlook" vom 18. August schreibt Dr. J. E. Robbins: . . . „Gleichviel wie sonderbar die bärtigen Gestalten im Osten New-Yorks uns vorkommen mögen, wir dürfen nicht vergessen, daß viele von ihnen Recht und Gerechtigkeit lieben und schwer ringen, damit ihre Kinder als kluge, ehrliche und gute Menschen aufwachsen . . . Ein geborener Italiener, der Amerikaner geworden ist, hat gesagt: „Wenn das Blut des Volkes, das einen Raphael und Michel Angelo hervorgebracht, das verstanden hat, die Sankt Peterskirche zu erbauen, künftighin in den Adern des amerikanischen Volkes fließen wird, dann wird dieses Volk mit dem schlichten Leben und den religiösen Idealen der Puritaner, mit der Zähigkeit der Deutschen, mit der geschäftlichen Tüchtigkeit der Juden, mit dem Kunstsinn der Italiener, bereit und imstande sein in der Welt die menschlichen und göttlichen Ideale zu verwirklichen, für welche Gott es durch Jahrhunderte der Arbeit, Hoffnung und des Kampfes vorbereitet hat".

Gegen die russischen Juden ist speziell die von der einwanderungsfeindlichen Liga befürwortete Bestimmung gerichtet, daß Einwanderer nicht landen dürfen sollen, die nach dem Zeugnis des beaufsichtigenden Medizinalbeamten „geringe Lebenskraft" oder „eine schwache Konstitution" haben. Mit Recht wird dagegen eingewandt, daß die in Angst und Not nach wochenlanger Hetzjagd aus Rußland geflüchteten Juden ganz natürlich nicht sonderlich rüstig aussehen können, daß sie aber, wenn sie erst einige Wochen in Amerika frei und sicher atmen können, wieder Lebenskraft und gutes Aussehen gewinnen werden. Solche Einwanderer aber würden nach jener Bestimmung am Landen verhindert werden müssen.

Gegen die oft gehörte und von dem bekannten antisemitischen Professor Goldwin Smith von neuem aufgefrischte Behauptung, die Juden assimilierten sich nicht mit dem Volke, wird mit Recht geltend gemacht, daß getaufte Juden und gar ihre Nachkommen als vollständig assimiliert gelten. Die Brüder Belmont in New-York, schreibt Dr. Gotthold Deutsch, sind die Söhne eines jüdischen Vaters und einer nichtjüdischen Mutter, aber niemand hält sie noch für Juden.

Andererseits sind wieder Kinder einer gleichen Mischehe als Juden erzogen worden. Warum sollten die letzteren weniger Amerikaner sein als die ersteren? Warum sollte das in Amerika geborene Kind eines deutschen Juden weniger amerikanisch sein als das Kind eines deutschen Katholiken? Oder warum sollte der Urenkel eines eingewanderten Juden weniger Amerikaner sein als William Mc. Kinley, der Sohn eines irischen Einwanderers? Gibt es in unseren Zeiten ein angeborenes Nationalitätsgefühl selbst in solchen Ländern, die seit Jahren eine stetige Bevölkerung haben? In England sind Mundella und Labouchere ausländischen Ursprungs; unter den französischen Staatsmännern sind Wilson, Waddington und Thompson von englischer Herkunft. Unter den deutschen Ministern und Staatssekretären sind Posadowsky, Podbielski und Tschirsky von slavischer Abstammung, und der frühere Reichskanzler Caprivi leitete von Italienern seine Abstammung her. Unter den russischen Staatsmännern befinden sich zahlreiche Deutsche. Der König von England ist der Sohn eines deutschen Vaters, und in seinen Adern fließt wenig, wenn überhaupt noch englisches Blut. Alexander Dumas, der Sohn eines Mulatten und einer Jüdin, ist ein richtiger Franzose geworden.

Aus dem antisemitischen Lager.

Vom deutschnationalen Handlungsgehilfenverband. Die Seelenharmonie zwischen den Antisemiten und dem deutschnationalen Handlungsgehilfenverband hat sich auf dem in voriger Woche in Berlin abgehaltenen 13. Verbandsstiftungsfest wieder gezeigt. Alle politische Vereinigungen, die den Antisemitismus in ihr Programm aufgenommen haben, oder in der Agitation mit dem antisemitischen Kalbe pflügen, waren offiziell vertreten: die Stöckerschen Christlichsozialen durch Lic Mumm, die Mittelstands-Vereinigung durch ihren Vorsitzenden Obermeister Rahardt, der deutschkonservative Wahlverein Berlin durch Herrn Morgen. Zahnarzt Strumpf überbrachte, wie wir dem Bericht der „Staatsbzg." entnehmen „die Grüße der deutsch-sozialen Parteileitng, die sich als Paten des D. H.-V. betrachten dürfe." Das ist ein sehr wertvolles Eingeständnis des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbands, der, wie die Leser der „Mitteilungen" aus früheren Jahren wissen, uns gegenüber dieses Patenverhältnis immer mit dreister Stirn abzuleugnen versuchte.

Der Versuch des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Schack, in seiner Eigenschaft als Vorsteher de Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands die Denkschrift des Kaiserl. Statistischen Amtes, die sich mit den Stellenlosen-Unterstützungskassen der Handlungsgehilfen beschäftigt, zur Verherrlichung des von ihm geleiteten Verbandes zu benutzen, ist in dem Augustheft der „Kaufmännischen Rundschau" kräftig zurückgewiesen worden. In dem Organ des Vereins der Deutschen Kaufleute wurde darauf hingewiesen, daß Schack bei der Begründung der betreffenden Kasse seines Verbandes im Jahre 1898 sich die Erfahrungen der 13 Jahre vorher begründeten Kasse des Vereins der Deutschen Kaufleute zu nutze machte, aber doch selbst es niemals dahin brachte, ähnliche Leistungen zu erzielen. Die Leistungen der Kasse des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes mußten sogar während der kurzen Zeit ihres Bestehens schon einmal herabgesetzt werden, während die Kasse des Vereins der Deutschen Kaufleute die Leistungen erhöhte. Zum Beweise für die Ueberlegenheit dieser Kasse veröffentlicht die „Kaufmännische Rundschau" die nachstehenden, in dem Werk des Kaiserlichen Statistischen Amts niedergelegten Zahlen:

Mitglieder 1904		Ausgaben für Stellenlosenversicherung	
		Jahresbeitrag	auf d. Kopf berechn.
D. H.-V.	56 215	32 313	0,58
V. d. D. K.			
a) obligatorisch	13 031	20 313	1,50
b) fakultativ	1 163	8 427	7,15

Der Deutsch-nationale Handlungsgehilfen-Verband hätte nach obiger Statistik allein für die obligatorische Versicherung statt 32 326 Mk. mehr als 80 000 Mk. auszahlen müssen, wollte er dieselben Leistungen vollbringen wie der Verein der Deutschen Kaufleute. Mit den weniger geleisteten rund 50 000 Mk. in einem Jahr allein füllt man dann die Kassen, um mit großen Zahlen renommieren zu können. Der Prozentsatz der unterstützten Mitglieder ist:

	1899	1900	1901	1902	1903	1904
D. H.-V.	0,9	1,2	1,7	2,0	2,2	1,1
V. d. D. K. obligator.	2,6	2,4	2,8	3,9	3,3	2,7
fakultativ	10,1	5,1	7,8	9,1	9,7	8,9

Aus vorstehender Statistik geht hervor, daß der D. H.-V. in keinem einzigen Jahrgang auch nur annähernd die Leistungen aufzuweisen hat, wie der V. d. D. K. Die Veröffentlichung dieser wenigen Zahlen genügt, um allen Handlungsgehilfen zu zeigen, welche Rolle im D. H.-V. die Selbstverherrlichung spielt, bei Leuten, die stets von Standesehre und Standesbewußtsein sprechen.

Studentisches. Wir haben bereits mitgeteilt, daß die „Deutsche Burschenschaft" neben 2464 evangelischen Angehörigen auch 271 katholische zählt und keinen einzigen jüdischen. Zu diesem Resultat macht das offizielle Organ der Deutschen Burschenschaft „Die burschenschaftlichen Blätter", die bezeichnende Bemerkung: „Demnach sind 11 % der studierenden Burschenschafter katholisch, was als ein Beweis dafür gelten kann, daß die Burschenschaft tolerant ist." — Die Herren haben einen sonderbaren Begriff von Toleranz. — Der antisemitische „Akademische Turnbund" zählt jetzt 1200 studierende Mitglieder und 3000 alte Herren.

„Ein Hohenzoller im Judenhause." Unter dieser Spitzmarke macht die Stettiner „Deutsche Hochwacht" ihrem bekümmerten Herzen wie folgt Luft: „An den Kaisertagen in Breslau wird Prinz Eitel Friedrich nebst Gemahlin bei dem Fabrikbesitzer Sternberg Wohnung nehmen. Es wird nicht gemeldet, ob er dort auch (koscher) beköstigt werden soll. Aber könnte Herr Sternberg nicht wenigstens vorher „geadelt" werden?"

Vermischtes.

Das „jüdische Blut". Das „jüdische Blut", das die Antisemiten in dem neuen Kolonialdirektor entdeckt haben, hat diesen, wie wir schon neulich mitgeteilt haben, nicht abgehalten, einen mit einem G.halt von 200 000 Mk. jährlich dotierten Bankdirektorposten aufzugeben. Er hat außerdem über drei Dutzend einträgliche Aufsichtsratsstellen niedergelegt und alle seine Industriepapiere verkauft. Das „jüdische Blut" hat sonach unendlich viel korrekter gehandelt als das aristokratische des preußischen Landwirtschaftsministers von Podbielski. Und während der Kaufmann mit dem „jüdischen Blut" in den Adern aus dem gut bezahlten Privatdienst in den kärglich besoldeten, überaus schwierigen und prekären Staatsdienst übergeht,

haben Arier genau das Gegenteil getan. Der Ministerialdirektor Micke hat die Direktion der großen Berliner Straßenbahn, Ministerialdirektor Höter die Direktion der Diskonto-Bank übernommen; der frühere Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Bödiker ist zu Siemens und Halske, der Geheime Oberfinanzrat Jencke zu Krupp, der Geheime Seehandlungsrat Dr. Schöller zur Diskontogesellschaft, der Geheime Legationsrat Professor Helfferich zur Bagdadbahn und noch viele Andere arische Staatsbeamte sind in den „mammonistischen" Dienst übergegangen. Es liegt uns fern, den Ariern daraus einen Vorwurf zu machen, aber man sollte doch aufhören dem „jüdischen Blut" Mammonsdienst vorzuwerfen, sintemalen ihm von Staate und von der Gesellschaft fast jeder andere Dienst unmöglich gemacht ist.

Den Gipfel komischer Entrüstung über die Ernennung des „Judenstämmlings" Dernburg erklimmt übrigens das Organ des „Deutschen Volksbundes", das also phantasiert:

„Wenn die „Staatsbürgerztg." liebenswürdig genug ist anzukündigen, daß sie Herrn Dernburg nicht von vornherein mit Mißtrauen begegnen wolle, so gestehen wir offen, daß das Mißtrauen, das uns beseelt, durch nichts mehr überboten werden kann. Und dieses Mißtrauen wird auch dadurch nicht beseitigt, daß Herrn Dernburg von mütterlicher Seite ein Quantum evangelischen Pfarrerblutes innewohnen soll. Solche „Quanten" mögen den „Reichsboten" versöhnlich stimmen — uns nicht. Vielleicht auch hat das „Pfarrerblut" es dem Kaiser angetan; wir verstehen das, ohne es verzeihen zu können. Denn eine Mischung von Pfarrern und Juden, die ist — na, unsere Leser wissen ja, was wir sagen wollen."

Jüdische Offiziere. Das preußische Kriegsministerium scheint in dem bisherigen Modus der Offizierswahlen ein Haar gefunden zu haben. Es hat die Truppenteile und Bezirkskommandos zu gutachtlicher Aeußerung aufgefordert über die Frage, inwieweit die bisher bei den Bezirkskommandos stattfindenden Wahlen der Reserveoffiziere anderweitig stattfinden sollen. Wie jüdische Offiziersaspiranten behandelt worden sind, haben wir des öfteren zu zeigen Gelegenheit gehabt. Wie gefährlich es aber werden kann, wenn dem Offizierkorps gestattet wird, sich über Verfassung und die Anordnungen der höchsten Vorgesetzten hinwegzusetzen, das lehrt die jüngste Geschichte des französischen Offizierkorps. Die Dreyfusaffaire erwähnen wir als zu bekannt erst gar nicht näher. In den Denkwürdigkeiten des früheren französischen Kriegsministers André, die eben veröffentlicht werden, heißt es:

„Was Israeliten gegenüber geschieht, das läßt alles hinter sich. Schneiden ist das wenigste, was man ihnen antut. In manchen Regimentern unterwirft man die Offiziere einer Prüfung. Man fragt sie nach ihrer Religion. Einer, der einen scheinbar jüdisch klingenden Namen trug, wurde in Verruf erklärt, so lange er nicht seinen Taufschein vorgewiesen hatte. Mit der Zulassung in die Offiziersschulen ist es noch schlimmer. Ein Offizier erklärt, er leide keinen Juden in seiner Schule. Ich versetze ihn. Der Kommandant der Schule erhebt Einspruch und verlangt seine Amtsenthebung. In einer anderen Schule gibt ein Prüfer einem israelitischen Kandidaten die Note 14. Der vorsitzende Oberst erklärt, er lasse keinen Juden zu, und drückt die Note kalt lächelnd auf 2 hinab".

Nach und nach hatte sich das Offizierkorps so gewöhnt, die Gesetze des Landes und die Anordnungen der vorgesetzten Behörden zu mißachten, daß Offiziere boykottiert wurden, die geschiedene Frauen geheiratet hatten, die in freundschaftlichen Verhältnissen zu staatstreuen Beamten standen usw. Nur wer den Gesetzen des Landes gehorcht, sollte auch befehlen dürfen.

Die Gastwirte und die Presse. Man wundert sich oft, wenn man hin und wieder in den Gasthöfen kleiner Städte mehr oder weniger antisemitisch angehauchte Berliner Tagesorgane findet, während führende Berliner Blätter nicht vertreten sind. Des Räiselslösung ist die, daß die betreffenden Verleger den Gastwirten ganz erhebliche Preisermäßigung zugestehen. Und da die meisten Gastwirte aus Geschäftsrücksichten sich politisch neutral halten, nehmen sie das Billige, wenn es auch nicht das Gute ist, um eben eine Berliner Zeitung zu haben. Die „Tägliche Rundschau" gewährt den Gastwirten z. B. 50 Prozent Preisnachlaß, die „Deutsche Zeitung" gibt pro Exemplar 1 Mark Preisermäßigung, die „Kreuzzeitung" gibt den Wirten gar 66⅔ Prozent Ermäßigung — und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das sei des Kuriosums halber erwähnt, wird ganz umsonst geliefert gegen Erstattung des Botenlohns. So berichtete man auf dem Essener Gastwirtstag. Ob es wirklich zutreffen mag?

Lourdes und die Juden. Die von der katholischen „Germania" einem Londoner Blatte entnommene und in einer Polemik gegen die „Frkf. Ztg." verwertete Behauptung, „in Lourdes gehe der ganze Handel mit Rosenkränzen, Statuen, Medaillen und Gott weiß welchen Sachen durch die Hände der Juden, die mit diesen Gegenständen christlicher Frömmigkeit einen „Ring" gebildet haben", ist von der Antisemitenpresse weiter verbreitet worden. Dies hat den Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens veranlaßt, veranlaßt, an die Mairie de Lourdes, Hautes Pyrénées, die Anfrage zu richten, ob dieser Behauptung irgend etwas Tatsächliches zu Grunde liegt. Hierauf ist folgende amtliche Erklärung der Mairie ergangen:

„Die meisten Verkäufer von Rosenkränzen, Statuen, Medaillen usw. sind aus Lourdes". (In Lourdes wohnt bekanntlich kein einziger Jude). „Diese Händler beziehen die von ihnen an Pilger und Touristen verkauften Waren aus Engrosgeschäften und Fabriken, die ihren Sitz in Paris, Lyon, Saumur und Montant-Bétharram haben. Ich habe noch nie davon Kenntnis erlangt, daß Juden die gewöhnlichen Lieferanten der gedachten Kaufleute sind."

Damit ist also auch die Juden verletzende Behauptung der „Germania", in „Lourdes wie in Jerusalem hat jüdisches Talent für Gewerbe seinen Hauptvorteil erfaßt", in überzeugender Weise widerlegt.

Ein jüdischer Maler-Obermeister. In Dortmund ist der Maler- und Anstreichermeister Aron Mansbacher, Mitglied der israelitischen Gemeinde, der bereits seit ca. 20 Jahren als Vorstandsmitglied der Malerinnung angehörte, jetzt zum Obermeister gewählt worden. Herr Mansbacher gehört auch als Mitglied der Handwerkskammer an, ist Beisitzer für Meister- und Gesellenprüfungen für den Stadt- und Landkreis Dortmund.

Angebliche jüdische Nationalhelden. Unmittelbar unter einem von Adolf Stöcker unterzeichneten Leitartikel ernennt die „Staatsbgz." Moritz Scharf, den angeklagten und freigesprochenen „Helden" des Tisza-Eszlarer Ritualmordprozesses, Dreyfus und den Baron Hirsch zu jüdischen Nationalhelden und behauptet, sie seien in hohem Grade charakteristisch für das sittliche Niveau, auf dem das moderne Judentum stehe.

Nun ist es noch nie den Juden eingefallen, Dreyfus und gar Scharf als Helden, geschweige Nationalhelden anzusehen. Die Insinuation, daß diese Beiden mit jüdischem Gelde losgekauft seien, brauchen wir wohl kaum noch zurückzuweisen, nachdem in demselben Blatte seiner Zeit auch der deutschen Justiz bei verschiedenen Gelegenheiten gleichfalls Vorwürfe der Bestechlichkeit gemacht worden sind. Was den Baron Hirsch betrifft, so sind wir über die Quellen seines Reichtums nicht informiert. Es ist aber jedenfalls nichts weiter als eine antisemitische fable convenue, daß er die

vielen Millionen „durch einen Türkenloosschwindel den gutgläubigen Sparern in Deutschland und Oesterreich aus der Tasche gelockt“ habe. Wir wissen nur, daß er in hochherzigster Weise sein ganzes großes Vermögen zu edlen Zwecken hergegeben hat. Er hat mindestens ebensogut das Recht für einen Wohltäter gehalten zu werden, wie die Rockefeller, Morgan, Carnegie, deren Reichtümer durch den Ruin unzähliger Existenzen ermöglicht worden sind, und die ihr Geld zu lange nicht so edlen Zwecken hergegeben haben. Die Juden haben genug Helden aufzuweisen, Helden, die zum Teil von der christlichen Welt auch verehrt werden, so daß ein Antisemitenblatt nicht noch welche zu erfinden und den Juden aufzuoktroyieren nötig hat.

Zu dem antisemitischen Vorkommnis bei dem Schützenfest in Darfeld wird uns noch geschrieben: Vor ca. 25 Jahren war Herrn Simon H., dem Vater des erwähnten J. H. dasselbe passiert, auch er tat den Königschuß und konnte ebensowenig nicht der Königswürde teilhaftig werden. Da man in größter Verlegenheit wegen eines Vizekönigs war und sich einen solchen notgezwungen erbetteln mußte, wandte man sich auch an den Amtmann von Darfeld um 5 Mk. Beitrag. (In Westfalen führen die Bürgermeister der Landgemeinden diesen Titel.) Nun kam man aber aus dem Regen in die Traufe, der Amtmann wies die Bettler ganz entschieden ab, er zahle keinen Beitrag für einen erbettelten Vizekönig, und lehnte es auch ab, wie sonst an dem Feste teilzunehmen. Er ließ dabei auch mitteilen, Herrn H. gebühre unbedingt die Königswürde. Dieser sei ein Ehrenmann, dessen Familie als altangesessene Bewohner von Darfeld sich überall größter Achtung und Beliebtheit erfreuten. Tatsächlich blieb der Amtmann auch dem Feste fern, das einen sehr trübseligen Verlauf nahm. Während es sonst bei Sekt und Champagner gefeiert wurde — der König bewirtete seine gesamte Umgebung in der generösesten Weise, so daß ihn dies Vergnügen wohl 2—300 Mk. kostete — mußte man sich diesmal mit Bier begnügen, es war auch die ganze Stimmung eine sehr katzenjämmerliche. Die meisten Bürger von Darfeld, wo das Schützenfest ein wahres Volksfest ist, an dem sich alle daran beteiligen, arm und reich, hoch und niedrig, waren empört über solche mittelalterlichen Zustände.

Konfessionelle Häuser. Am Hause Mainzergasse Nr. 3 in Alsfeld war dieser Tage, wie wir einem hessischen Blatte entnehmen, folgendes merkwürdige Plakat zu lesen:

Nur ☛ ☚ Nur

einem

sitten-, ehrenhaften und reellen

Protestanten

vermiete Laden mit Wohnung.

Während sonst die Herren Hausbesitzer allgemein für möglichst hohe Mieten schwärmen, scheint dieser davon eine Ausnahme zu machen und das Hauptgewicht auf die Kirchenzugehörigkeit des Ladenmieters zu legen.

Ein überraschendes Urteil über die jüdischen Revolutionäre in Rußland fällt ein gelegentlicher Korrespondent in der „Times“ vom 26. August. Er sagt von sich selbst, er sei bisher voreingenommen gewesen gegen die Juden überhaupt, die er in der Kapkolonie, in Indien, in den britischen Inseln, in Rußland habe beobachten können. Er sagt ferner, daß er sein Vorurteil noch jetzt nicht immer ganz überwinden könne. Bei den geheimen Quellen der russischen Revolution sei er wieder auf Juden gestoßen; er habe erwartet dort Juden zu finden und in Anbetracht der ungeheuerlichen ihnen von der russischen Regierung zugefügten Leiden angenommen, sie würden diese Quellen noch vergiften. Aber er habe im Gegenteil grade da Hochachtung vor den jüdischen Revolutionären gewonnen. Er habe bei diesen größere Intelligenz, weitgehenderen Idealismus, bereitwilligere Hingabe im Dienste der Ideale und Personen als unter den auf gleicher Stufe stehenden christlichen Revolutionären gefunden.

Ich habe gesehen, — so etwa schreibt der Gewährsmann der „Times“ —, wie die Leidenschaften einer „orthodoxen“ Versammlung gebändigt wurden durch die gemäßigte Rede eines Juden. Ich werde lange unter dem Eindruck einer Szene stehen, deren Zeuge ich auf einem Meeting in der letzten Woche gewesen bin. In der Wohnung eines Arbeiters standen dicht gedrängt Männer und Frauen, alle Feuer und Flamme in revolutionärem Rausch, und ein ehrwürdig aussehender Jude, der unter unzähligen Ungerechtigkeiten gelitten hatte, die sein Herz jedoch nur in geringem Maaße beeinflußt zu haben schienen, ermahnte sie zu Liebe und zu Wohltun, spornte sie zu edlem Ziel und für edles Tun an.

In Petersburg hatten mir Beamte gesagt, ich würde mein Interesse an der Revolution verlieren, sobald ich entdeckt haben würde, bis zu welchem Umfange sie von Juden beeinflußt werde. Nun ich habe die Entdeckung gemacht. Die Beamten übertreiben nicht den Einfluß der Juden. Diese haben nicht nur ihren eigenen „Bund“, sondern auch die Oktobristen, die Kadetten, die Sozialdemokraten, die Sozialrevolutionäre werden zum Teil geleitet und kontrolliert, und durchweg bald mehr, bald weniger beeinflußt von den Juden, die eine Stellung gewonnen haben, die in keinem Verhältnis zu ihrer Anzahl steht, alles dank der Intelligenz, Energie und Solidarität, durch welche die Rasse sich auszeichnet. Die russische Duma hat nur eine Schuld, die Rußland niemals ganz wird tilgen können, anerkannt, als sie in ihren Debatten den Forderungen der Juden den Vortritt selbst vor denen der Bauern einräumte.

Aber meine Entdeckung hat mein Interesse an der Revolution und meine Hoffnung für sie nicht nur nicht vermindert, sondern ganz im Gegenteil bedeutend vermehrt. Trotz meiner Vorurteile, die noch immer das Bestreben zeigen sich geltend zu machen, ist mir durch die Erfahrung, die nicht angefochten werden kann, klar geworden und wird mir mit jedem Tage klarer, daß die Juden imstande sind der Revolution zu geben, was ihr fehlt: intellektuelle Aufklärung, sittlichen und geistigen Impuls, sowie ein hohes Ziel. Das will die Regierung nicht glauben, und sie trifft mit besonders harten Strafen alle Juden, denen nachgewiesen ist oder die nur im Verdacht stehen, an der revolutionären Bewegung teilgenommen zu haben. Einige meiner Bekanntschaften der letzten Woche sind auf geheimnisvolle Weise verschwunden, und doch weiß ich, daß sie auf die Vereinigungen, zu denen sie gehörten, einen mäßigenden Einfluß ausgeübt haben. So beraubt gerade die Regierung, die doch wissen muß, daß das zu verzweifelten Taten bereite Volk nicht mehr durch Zaubermittel eingeschläfert werden kann, die Revolution ihrer besten Elemente und überliefert sie der Kontrolle von just den Männern, die sie am meisten zu fürchten Ursache hätte und die ihrerseits den geringsten Grund haben die Regierung zu fürchten, den Terroristen; Männern also von vollendeter Geschicklichkeit und Erbarmungslosigkeit, deren erster Grundsatz ist, daß Gewalt mit Gewalt bekämpft werden muß, die die Bluttaten dekretieren, welche die zivilisierte Welt mit Entsetzen und mit Abscheu erfüllen; die in den Dörfern die Bauern durch Agenten belehren, daß nicht ein grausames Geschick, wie sie bisher geglaubt, sondern ein erbarmungsloser Feind, der niedergeschlagen werden müsse, ihr Leben zu einer Qual gemacht hat; die Dynamit zum Töten und Männer und Frauen zur Verfügung haben, die bereit sind mordend zu sterben, und deren Treiben keine Unterbrechung erleiden kann, weil sie ihren eigenen Genossen und Agenten unbekannt sind, die also auch von Gefolterten nicht der Polizei verraten werden können . . . Durch ihre Repressionsmaßregeln treibt die Regierung die Revolutionäre diesen Männern zu. Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie zuvor“.

Nach dieser Darstellung würden also die Juden, die die meiste Veranlassung zur Revolution aufs Messer hätten und die am meisten wegen ihrer Teilnahme an der revolutionären Bewegung zu leiden haben, gewissermaßen feurige Kohlen auf die Häupter der russischen Machthaber sammeln sogar noch als — Rebellen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 38. Berlin, 19. September 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Ein antisemitischer Kampffonds.

Man schreibt uns: Der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband macht aus seinem Antisemitismus jetzt nicht nur keinen Hehl mehr, sondern er bestrebt sich sogar sich als treuen Trabanten und Helfershelfer der antisemitischen deutschsozialen Partei möglichst offenkundig zu erweisen. Der Verbandsvorsitzende des D. H.-V. ist ja der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Schack, dessen blamable Wahlschuldengeschichte seinerzeit in den „Mitteilungen“ gebührend beleuchtet wurde. Durch die Erfahrungen bei der ungemein kostspieligen Wahl in Eisenach gewitzigt — nach Angaben eines Thüringer Blattes sollen sogar restierende Gelder und drängende Gläubiger von 1905 die direkte Veranlassung gewesen sein — wollen sich die deutschsozialen Antisemiten jetzt eine Kriegskasse schaffen, damit ihre Abgeordneten nicht wieder, wie bei den letzten Wahlen, in unangenehme finanzielle Nöte geraten. Der kluge Mann baut vor und der Wahldalles ist eine peinliche Sache.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, will man nun einen Fonds durch Sammlungen aufbringen. Dies wäre ja nun nicht gerade etwas außergewöhnliches, obwohl Sammlungen für Wahlzwecke eigentlich unter den politischen Parteien nur zu Wahlzeiten gebräuchlich sind. Aber die Antisemiten haben von jeher die geraden Wege verschmäht und so weichen sie auch diesmal nicht von ihrer Regel ab und zeigen sich als die politischen Macher, als welche man ihnen längst den moralischen Kredit entzogen hat.

Seitdem die Wartburgstadt durch allerhand in der Presse und im Reichstag sattsam erörterte unlautere Manipulationen in den Besitz der Antisemiten überging, wird von diesen mit dem Namen „Wartburg“ ein Kult getrieben, der nicht nur in Thüringen Ekel erregen dürfte. Auch für die neueste Gründung hat der alte ehrliche Name der Burg von Eisenach herhalten müssen. Unter dem Namen „Wartburg-Vereinigung“ hat sich ganz im geheimen im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband eine Gruppe gebildet, deren Zweck es ist en gros für politischen Zweck zu schnorren. Man beachte nur die näheren Satzungen und man wird finden, daß diese Angabe des Vereinigungszieles nicht mißdeutet werden kann. Mitglieder können zunächst nur Angehörige des D. H.-V. werden. Das Ausscheiden aus dem D. H.-V. ist gleichbedeutend mit dem Ausscheiden aus der Geldsammel-Vereinigung. Der Beitrag zur Wartburg-Vereinigung beträgt 6 Mark, zahlbar in zwei halbjährlichen Raten. Die armen Handlungsgehilfen, die bei den Schnorrmanövern der Antisemiten schon oft die geschätzten Leidtragenden waren, sollen auch bei dieser neuen Gründung einzig und allein die Wollschafe sein. Da nun bei früheren ähnlichen Experimenten stets die „Mitteilungen“ von der Sache Wind bekamen und die Machinationen rücksichtslos an den Pranger stellten, wollte man diesmal besonders schlau verfahren und den neuesten Trick als „strengstes Geheimnis“, so lautete die geheime Kabinetsorder der Antisemiten, betreiben; nur schade, daß dies auch diesmal vorbeigelungen ist.

Die neue Sammelliga soll nicht in der Oeffentlichkeit wirken, deshalb ist auch das von Hamburg ergangene Rundschreiben, mit dem die Gründung vollzogen worden ist, nur an eine ganz „beschränkte Anzahl als zuverlässig bekannte ‚Vertrauens‘leute“ gesandt werden, so zuverlässige sogar, — daß wir jetzt in der Lage sind das ganze Rundschreiben zu veröffentlichen. Das interessante geheime Dokument lautet folgendermaßen:

„Es hat den Anschein, als ob wir (?) damit, daß wir Herrn Schack als Vertreter der Handlungsgehilfeninteressen in den Reichstag gesandt haben, einen sehr guten Schachzug gemacht hätten. Wir haben Ursache zu glauben, daß der fartdauernde Aufschwung des Verbandes durch das Reichstagsmandat Schacks sehr wesentlich mit beeinflußt wird. Daß es außerdem für das Zustandekammen van Schutzgesetzen van hächster Bedeutung ist, daß Schack im Reichstage ist, bedarf an dieser Stelle nur der Erwähnung, aber keiner Begründung.

Schack muß (!) alsa wiedergewählt werden, mit anderen Worten: Wir müssen den direkten Einfluß (!) auf das Parlament erhalten und festigen.

Das wird uns aber nicht leicht werden. Unsere Gegner von der roten und galdenen Internationale rüsten jetzt schan (?), um Schack zu Fall zu bringen. Sie wissen, daß Schack ihnen ein gefährlicher Gegner ist und sie hassen ihn wütend. So wird der nächste Wahlkampf in Eisenach ein Kampf auf Leben und Tod werden. Wir wollen an dieser Stelle nicht näher auf die Vorbereitungen unserer Gegner zu sprechen kammen. Jeder, der die Stimmung unter unseren Feinden kennt, kann sich ohnehin vorstellrn, daß man zur gegebenen Zeit mit Strömen van Judengold gegen uns arbeiten wird.

Da gebietet uns die gewöhnlichste Varsicht, auch unsererseits unsere Maßregeln zu ergreifen. Wahl wissen wir, wenn das Wahlfieber unsere Kollegen im Lande packt, daß dann ein Aufruf genügen wird, um einige Tausend Mark für die Eisenacher Wahl zusammen zu bekommen. — Wir möchten aber, affen gesagt, einen falchen Aufruf vermeiden. Einmal ist es kaum möglich, einen Wahlkampf großzügig varzubereiten und durchzuführen, wenn man zu Beginn des Kampfes keine Ahnung hat, wie viel Geld zusammenkommen wird. Sodann aber möchten wir überhaupt, wenn es angängig ist, das mehr oder minder öffentliche Sammeln umgehen. Wir möchten, daß in aller Stille so viel Geld zusammengebracht wird, daß sawohl 1908 als auch bei späteren Wahlen schan zu Beginn des Kampfes genügende Mittel vorhanden sind, um den Wahlkampf glatt und energisch durchzuführen.“

Das ist ungefähr das Wesentliche des geheimen antisemitischen Rundschreibens. Die beabsichtigte „Stille" ist ja leider durch die Indiskretion eines „zuverlässigen" Vertrauensmannes etwas gestört worden, aber der Mann hat dafür auch der Oeffentlichkeit zur Kenntnis eines Dokuments von köstlicher Naivität verholfen. Zunächst wird den Handlungsgehilfen erzählt, daß „**wir**", also die Hamburger deutschnationalen Handlungsgehilfen den Herrn Schack in den Reichstag gesandt haben. „Schack „muß" wiedergewählt werden", so heißt es dann weiter, damit der „direkte Einfluß" auf das Parlament erhalten bleibt. Einen solchen Unsinn kann man allerdings nur politisch ausgebeuteten verblendeten Jünglingen vorreden.

Die Prahlerei von dem **einen** Aufruf, der genügt, um ein paar Tausend Mark zusammen zu bekommen, paßt in dieses Lügenragout. Uebrigens desavouieren sich die Brandbriefsfabrikanten selbst, denn ein paar Zeilen weiter steht wörtlich zu lesen, „wenn man zu Beginn des Kampfes **keine Ahnung** hat, wieviel Geld zusammenkommen wird". Bisher haben die Antisemiten übrigens nicht viel danach gefragt, ob zu Beginn eines Wahlkampfes Geld da war oder nicht. In **Erfurt** hat der Antisemit Hans von **Mosch** bis heute seine Wahlschulden von 1903 **nicht beglichen**.

Die „**Eisenacher Tagespost**" widmet dem geheimen Bettelbrief u. a. folgende Zeilen:

„Gründlich täuschen sich die Verfasser des Schreibens in der Annahme, daß die Gegner Schack wütend hassen. Ein Mann, der so operiert, mit Sonderversprechungen handelt, die Volksschichten derart verhetzt und indirekt die Schuld an den Karlsplatzkrawallen trägt, ist kein Gegner, den man hassen kann. Wir wollen den Antisemiten den felsenf-sten Glauben, daß Herr Schack wiedergewählt wird, nicht rauben, jedenfalls wird dieses **Wiedergewählt-werden** ihm **nicht** in **Eisenach** passieren. Dafür sind allerdings Vorkehrungen getroffen worden, aber weder von seinen Gegnern, noch von der „roten oder goldenen Internationale", wie sich die Freunde dieses Herrn so gewählt ausdrücken, sondern **von Herrn Schack selbst**. Eisenach bedankt sich für einen Vertreter, der bei den wichtigsten Abstimmungen über die neuen Steuern **fehlt** und die Finanzreformabstimmung **schwänzt**, also mitschuldig an den neuen Volksbelastungen ist".

Eine antisemitische Nationalbühne für die Deutsche Jugend.

Adolf Bartels, der Heinelästerer, ist der Verfechter einer eigenartigen Idee, die im Grunde genommen nicht anderes beabsichtigt, als die Juden aus der dramatischen Literatur auszuschalten. Ostern 1905 trat Bartels zum ersten Mal mit dem Plan an die Oeffentlichkeit, eine Nationalbühne für die Deutsche Jugend zu gründen. Der Plan sollte in **Weimar**, der klassischen Musenstätte, verwirklicht werden. Bartels fand auch in der Tat Gutgläubige, unter diesen dramatische Autoren von Weltruf, Professoren, Gelehrte, die sich bona fide für die Idee begeisterten. Nun ist im Juli 1906 im Verlage von Hermann Böhlaus Nachfolger in Weimar eine Broschüre erschienen: „**Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die Deutsche Jugend**" von Adolf Bartels. Aus der Tatsache, daß die Broschüre im Verlage der Bartels nahestehenden antisemitischen „Weimarischen Zeitung", des amtlichen Hoforgans des Großherzogtums Sachsen-Weimar, erschienen ist, haben Kenner der Verhältnisse sofort die richtigen Schlüsse gezogen. Aus der Bartelsschen Schrift geht denn auch — wenn man sie ihres literarischen Mäntelchens entkleidet — klipp und klar hervor, daß Adolf Bartels unter „Nationalbühne für die Deutsche Jugend" eine „**judenreine Bühne**" versteht.

Bartels erklärt in seiner Schrift zunächst, daß heute weder ein Hof- oder Stadttheater, noch ein Privattheater größeren oder verdienten Ruf erlangt habe. Dann heißt es weiter:

„Nach 1870, in dem berüchtigten Gründerzeitalter erreicht der Verfall der deutschen Bühne seinen Höhepunkt und dauert bis in die achtziger Jahre hinein — Namen wie **Lindau**, **Blumenthal** sagen hie: alles. — In jenen bösen Zeiten wurzeln die heutigen Schwächen unseres Theaterwesens."

Die Schuld an dem Verfall tragen nach Adolf Bartels „**die schlechten Instinkte gewisser Herren aus Polen, Galizien oder Ungarn**, die oft nicht einmal richtiges Deutsch sprechen, kurz das Vorwiegen des nichtdeutschen Elementes." In diesem tendenziösen Tone fährt Herr Bartels dann fort: „Da es mit Lindau, Blumenthal nicht mehr ging usw." Bartels will also seinen Freunden klar machen, daß die Juden — als Kronzeugen führt er immer wieder Lindau und Blumenthal an — seiner Meinung nach keine dramatischen Schriftsteller für das deutsche Volk sind. Er beschuldigt die Juden weiter, das Theater **monopolisiert** zu haben. Dann kommt er zu der grotesken Behauptung: „Die **deutschen Stadttheater bedeuten** im allgemeinen für unsere nationale Kunstentwicklung **gar nichts** — — — sie schwanken zwischen Sensation und dem üblichen Schlendrian ewig hin und her; zuletzt sind sie mit Leib und Seele **Oskar Blumenthal** und **Gustav Kadelburg** verfallen."

Damit hat sich der Verfechter der „Nationalbühne" recht hübsch selbst charakterisiert. Auf solche Gedanken kann nur ein blinder Tor kommen, der aus Prinzip negiert oder aber aus Neid. Wir haben berechtigten Grund anzunehmen, daß Adolf Bartels den deutschen Theaterdirektoren nicht sehr gewogen ist. Bartels ist nämlich auch so nebenbei dramatischer Autor. So haftet denn seinen Schimpfereien auf die Stadttheater, die Kassenautoren, Kassenstücke und Kassenpraxis ein Odium an, das von künstlerischen und literarhistorischen Interessen weit entfernt ist. Die sogenannte „Nationalbühne" erhält durch diese Tatsache eine ganz neue Beleuchtung und Adolf Bartels, der in der Broschüre gleichzeitig **seine** dramatischen Dchtungen (man beachte: nur seine) annonciert, drückt sich dadurch selbst den Stempel der **Befangenheit** auf. So prägt Bartels humoristische Worte, wenn er die Theateragenten „Unterhändler mit schmutzigen Winkelblättchen" nennt. Damit aber dem Satyrspiel die Tragödie nicht fehle, entwickelt Bartels ein Projekt, das an Größenwahn seinem „Heinedenkmal" nicht nachsteht. Er erklärt, scheinbar ganz ernsthaft, das von Richard Wagner begründete **Festspielhaus** in **Bayreuth** „hat jetzt leider keine nationale Bedeutung." Dafür, so folgert Bartels, **wird er ein dramatisches Bayreuth schaffen**, natürlich in Weimar. Es soll dies ein Nationaltheater sein, das — deutsche Theaterdirektoren hört es! — „im Sommer das reisende Publikum anziehend — durch die **Wahl seiner Stücke** (der Bartelsschen selbstredend inbegriffen) einen erziehlichen Einfluß übt." Nachdem Bartels die Konkurrenz der vom Kaiser protegierten Festspiele in Wiesbaden und Düsseldorf heruntergerissen hat, über Berliner Musteraufführungen „stillschweigend hinweggeht", (das sind seine eigenen Worte), entwirft er (er sagt das selbst) ein hübsches **Fantasiegemälde**, indem er als die erste zu lösende Aufgabe mit Ausschluß aller jüdischen Elemente „möglichste **Nationalisierung** des Spielplans" bezeichnet.

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft," das ist allerdings eine nicht mehr ganz neue Wahrheit, aber Bartels bemerkt nicht ohne Pathos, daß er der wahre Jugendleiter ist, er motiviert dies etwas komisch, aber etwas mehr oder weniger Komik ist man bei dem neuen Theaterpropheten ja gewöhnt. Er sagt höchst geistreich: „ich gehöre nicht zu den Leuten des Glaubens à la David."

Das Pensionopolis an der Ilm hat nun Bartels zum Dorado seiner kühnen Pläne erkoren. Er trägt sich mit der

Hoffnung, daß der Großherzog sein Theater im Sommer an die „Gesellschaft Bartels G. m. b. H." abgibt. Die Darsteller des Hoftheaters sollen die Ausführenden sein. Der Spielplan enthält nichts „Semitisches." Bartels erklärt nämlich: „Die aus einem bestimmten Grunde (?) so viel gespielte Jüdin von Toledo von Grillparzer kann fehlen", weiter dann: „Auf Hebbels Judith kann man verzichten, „Shakespeares Kaufmann von Venedig (der heute wegen des mit Unrecht zu einer tragischen Gestalt erhobenen Shylock fast zu viel gegeben wird), käme wohl nicht in Betracht." Hauptmann und die neuen Stückeschreiber können nach Bartels „für die deutsche Jugend nichts bedeuten." Neuere Stücke besserer Art müßten erst „auf ihre nationale Wirkung erprobt sein."

Wer nun noch an der „antisemitischen Nationalbühne" zweifelt, lasse sich von dem Begründer persönlich instruieren. Der Jugend will man planmäßig das Gift des Rassenhasses einträufeln. Jüdische Autoren in Acht und Bann tun, aber auch jüdische Schauspieler will man ausschalten. In der neuesten Nummer der „Thüringer Warte," in der Herr Herrmann Schetdemantel das von Bartels zur Nationalbühne Deutschlands erkorene „Weimarer Hoftheater" als eine durchaus unkünstlerische Bühne schildert, heißt es am Schluß:

„Nicht anders stand es im Schauspiel — — eine ganze Reihe auf Engagement spielender Gäste, doch alle unzureichend, was aber die Leitung nicht hinderte, aus ihnen die Lücken zu ergänzen. Hoffentlich ist dabei des jüdischen Elementes, das sich seit einigen Jahren am Weimarer Hoftheater ganz unverhältnismäßig und zwar, was zu betonen ist, bei ganz unzulänglichen Leistungen, berücksichtigt sieht, nicht noch mehr geworden. Dieser Wunsch soll .... den ohne Frage gefunden Grundsatz vertreten, daß ein mittelmäßiger jüdischer Schauspieler ohne Frage viel weniger in ein Ensemble paßt, als ein ebensolcher Nichtjude. Und am Ende ist das Weimarer Hoftheater nicht gerade als eine Domäne für die jüdische Massenproduktion im Schauspielerberufe ausersehen."

Bartels und seine Clique wollen Ende September dieses Jahres ihre „Nationalbühne" ins Leben rufen. 6000 Schüler höherer (!) Lehranstalten will Herr Bartels alljährlich in Weimar dramatisch beköstigen, was nach seiner Berechnung 60 000 Mark kostet. Ein örtlicher Ausschuß soll in Weimar organisiert werden, der einen Aufruf an das Deutsche Volk richten und Unterschriften aller in Deutschland maßgebenden Personen, vom Reichskanzler und Ernst von Wildenbruch an, sammeln soll. Dem Unternehmen will man das „Protektorat sämtlicher Deutscher Fürsten" verschaffen. Ein „Schillerbund" wird als das nächste Ziel bezeichnet. Bartels fantasiert dann in höchster Ekstase: „Ich sehe die Eisenbahnzüge mit den Schülern von Westen, Osten, Norden und Süden ankommen — — und dann sind alle in Weimar. Was Weimar geben kann, gibt Berlin, geben auch München, Dresden nicht."

Herrn Bartels ist dies alles blutiger Ernst, denn er sagt selbst: „Ich gebe mich keinen besonderen Illusionen hin, aber daß 100 000 Mark in Deutschland für einen solchen Zweck zusammenzubringen sind, das glaube ich doch. Ideal bleibt natürlich das Zusammenbringen eines Grundkapitals von zwei Millionen."

Dies zur Charakteristik des Antisemiten Bartels und seiner Pläne. Tief bedauerlich ist es, daß an einer Beratung, die bereits in Weimar stattgefunden hat, der erste Weimarische Staatsminister, der gleichzeitig Kultusminister ist, Dr. Rothe, und der Generalintendant des Weimarer Hoftheaters v. Vignau teilgenommen und erklärt haben, Großherzog Wilhelm Ernst stehe dem Projekt freundlich gegenüber.

Die deutschen Stadttheater, die Bartels in unerhörter Weise beschimpft, die dramatischen Autoren der Jetztzeit, die Bartels verleugnet, werden es hoffentlich an energischem Protest nicht fehlen lassen, daß ein Antisemit quasi unter hoher Protektion das klassische Weimar zu einer schmutzigen Konkurrenzbühne für die strebsamen deutschen Theater umwandeln will.

Wiener Brief.

XVI.

(Die Toten und die Lebenden. — Der kaiserliche Rat. — Professor Sueß und der „kleine Fischer." — Dr. Lueger und der Kaiser. — Sein Monument.)

Wien, den 15. September 1906

Vor einigen Tagen starb in Wien ein jüdischer Bankier, der unter dem Namen „Tramway-Reitzes" eine gewisse Rolle gespielt hatte. Herr Reitzes war seinerzeit der Hauptaktionär der Wiener Pferdebahn, die in den Besitz der Gemeinde überging und in eine elektrische Straßenbahn umgewandelt wurde. Die Antisemiten haben immer einen rücksichtslosen Kampf gegen Herrn Reitzes geführt und wenn sie um eine zündende Phrase verlegen waren, dann machten sie der liberalen Partei den Vorwurf, daß sie die jüdische Tramway-Gesellschaft die Bewohner der Stadt bewuchern lasse. Seit fast einem Jahrzehnt fährt man nun mit der kommunalen „Elektrischen" und die Vergleiche zwischen der befehdeten Privatwirtschaft und der städtischen Verwaltung sind leicht anzustellen. Es war daher vom „Deutschen Volksblatt" zumindestens unklug, am offenen Grabe die üblichen Schmähungen zu wiederholen und so förmlich zu einer Kritik herauszufordern. Diese wurde auch pünktlich von einem — antisemitischen (deutschvölkischen) Blatt besorgt, das wahrlich nicht im Verdachte steht, von dem „Cliquengeist" angekränkelt zu sein. Das „Wiener Deutsche Tageblatt" ließ sich also folgendermaßen vernehmen:

„Der Tod des Bankiers Siegmund Reitzes, des seinerzeitigen Großaktionärs der Wiener Tramwaygesellschaft, wird vom „Deutschen Volksblatt" in einer Weise zu Reklamezwecken für die christlichsoziale Partei verwertet, die geradezu abstoßend wirkt. Wer die Entwicklung der Wiener Straßenbahnen seit deren Verstadtlichung verfolgt, der wird nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß die ganze Politik, welche Siegmund Reitzes seinerzeit als Großaktionär der Tramway verfolgte, um möglichst hohe Gewinne aus dem Unternehmen zu ziehen, von der herrschenden christlichsozialen Gemeindeverwaltung aus dem gleichen Grunde getreulich nachgeahmt wird. Reitzes wehrte sich gegen den Ausbau des Netzes rücksichtlich minder rentabler Linien. Dr. Lueger und sein Anhang tun desgleichen. Reitzes strebte ununterbrochen nach Fahrpreiserhöhungen, Dr. Lueger und sein Anhang tun desgleichen. Reitzes kannte kein Ueberfüllungsverbot, Dr. Lueger und sein Anhang lassen ich an allen wirklichen und kunstgemäß fabrizierten Feiertagen vom Ueberfüllungsverbot dispensieren und an sonstigen Tagen wird es ohne Dispens nicht eingehalten.

Diese Tatsachen, die so offenkundig sind, daß sie allmählich die Umrisse eines neuen Wiener Verkehrsskandals gewinnen, sollten wohl den journalistischen Wortführer der christlichsozialen Partei einige Zurückhaltung auferlegen."

Das ist deutlich!

Herrn Verganis Treiben findet nicht überall eine gleich treffende Abfertigung. Die österreichische Regierung scheint zum Beispiel der Anschauung zu sein, daß sich der gute Mann um Kaiser und Reich bedeutende Verdienste erworben habe, denn die amtliche „Wiener Zeitung" brachte vor kurzem die Mitteilung, daß dem „Realitätenbesitzer Ernst Vergani" der Titel eines kaiserlichen Rates verliehen wurde. Der Besitz des „Antisemitenhofes" dürfte kaum der Grund der Ehrung gewesen sein, desgleichen kann die allerhöchste Auszeichnung auch nicht dem Ehrenbürger von Mühl-

dorf gegolten haben. Es bleibt mithin nur eine Tat übrig: Die Gründung des „Deutschen Volksblattes“, von der die Kundigen allerdings manches zu erzählen wissen. Vor mir liegt eine alte Broschüre, die reiches Aktenmaterial enthält und die ich dem Ministerpräsidenten Herrn von Beck gerne zur Einsicht überlasse. Ursprünglich war das „Deutsche Volksblatt“ als deutschnationales Parteiorgan gedacht, doch der Mühldorfer Ehrenbürger wußte das Unternehmen anders zu gestalten. Er hat es nicht zu bereuen, da die Zeitung ein Millionenvermögen und noch dazu eine hohe Ehrung seitens des Monarchen eintrug. Daß Herr Vergani seine ehrenwörtliche Verpflichtung vom 1. Januar 1887 Herrn Schönerer gegenüber brach, schadete seiner Ehre nicht. Wie ernst der kaiserliche Rat Vergani übrigens Grundsätze und Versprechungen nimmt, geht aus einem Brief hervor, den er im Jahre 1889 an Schönerer richtete. Darin heißt es: „. . . . es leidet die antisemitische Sache durch das Hervordrängen der sogenannten „Vereinigten Christen“, oder „Christlich Sozialen“. Leute wie Lueger, Gregorig, Pfister, Schneider machen sich breit . . . .“ Damals war Herr Vergani eben noch ein Anhänger des Millionärs Schönerer, auf dessen Rücken er Geschäfte machen wollte. Als dies nicht ging, schlug er sich zu den Getreuen Luegers, unter deren Agitation die beim Mühldorfer Ehrenbürger hehre Sache des Antisemitismus angeblich „litt“. Ach, es gibt nichts Verächtlicheres als die Moral unserer Sittenrichter, die den Spahn im Auge des andern sehen, von dem Balken im eigenen Auge jedoch nichts wissen.

Der Wiener Gemeinderat hat seine Beratungen wieder aufgenommen, die Erholungszeit für die Stadtväter ist abgelaufen. In der ersten Sitzung wurde Dr. Lueger gefragt, warum der hochverdiente Professor Sueß anläßlich seines 75. Geburtstages keine Gratulation von der Gemeindevertretung erhielt, da doch dem „kleinen Fischer“, einem „Gesangskomiker“, ein sehr schönes Gratulationsschreiben ins Haus geschickt ward. Man muß wissen, daß Professor Sueß ein weltbekannter Gelehrter ist, daß er die Stadt Wien lange Jahre im Parlamente, zu dessen gefeiertesten Rednern er gehörte, vertrat und schließlich als Mitglied des Gemeinderats die Wiener Hochquellenwasserleitung schuf. Was diese für das Gemeinwesen bedeutet, sagt das „Jahrbuch der Stadt Wien“, wo die stete prozentuelle Verminderung der Sterbefälle ausgewiesen wird. Dr. Lueger war die Anfrage ziemlich peinlich. Offen wollte er nicht einbekennen, daß die stellvertretenden Vizebürgermeister eine Taktlosigkeit begangen hatten, leugnen konnte er es aber auch nicht. Er versprach nur, Herrn Professor Sueß zu seinem 80. Geburtstag zu gratulieren. Es hätte keinen Zweck, über die Beschränktheit der Stadthäupter zu schreiben — Professor Sueß vermag auf Herrn Dr. Porzers oder Dr. Neumayers Anerkennung zu verzichten, ohne dadurch zu verlieren — wenn diese kleinen Bosheiten oder großen Dummheiten nicht typisch wären.

Uebrigens hat Professor Sueß einen hohen Leidensgenossen; er kann sein Leid mit ihm teilen und nach dem Sprichwort auf die Hälfte reduzieren. Die Wiener Rathauspartei ist bekanntlich mit dem Kaiser Franz Josef unzufrieden, seitdem sie sich dem Thronfolger mit Haut und Haaren verkauft hat. Die schwarzgelben Patrioten machen keine Geschichten; sie sprechen von der Leber weg, wenn sie sich entsprechend gedeckt wissen. So hielt der Bürgermeister Dr. Lueger am 10. September beim Empfang des „Feuerwehrtages“ im Rathause eine Rede, die — man verzeihe das unparlamentarische Wort — an Unverschämtheit nicht mehr zu überbieten ist. Nach den Zeitungsberichten führte er aus:

„Ihr Kaiser (Kaiser Wilhelm II.) ist ein lebendiger Mann, ich bewundere Ihren Kaiser, er ist ein Losgeher. Unser Kaiser kann nicht jeden Tag Reden halten, das geht nicht mehr und man muß halt mit dem zufrieden sein, was er macht und er macht immer etwas Gutes. Unser Kaiser hat schließlich durch die Gründung der Medaille für Feuerwehrleute bewiesen, daß er im Feuerwehrdienst nicht etwas Nebensächliches erblickt. . . .“

Selbst die sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung“ nagelte die freche Wendung „man muß halt zufrieden sein“ an und sie fragte mit Recht, ob der Monarch in der Schaffung einer Medaille sein höchstes Verdienst suchen müsse, da Oesterreich dem Kaiser doch das allgemeine gleiche Wahlrecht danken wird!? Ja, einstens konnte der Bürgermeister anders reden. Damals waren ihm noch keine Denkmäler gesetzt. Jetzt allerdings — da in Lainz sein Monument in die Lüfte ragt — zählt er zu den ganz Großen und ganz Wenigen, die vor ihrem eigenen Denkmal stehen können und die Wiener Bürgertreue weicht zeitweilig einem Cäsarenwahnsinn. rm.

Die Stuttgarter Protestversammlung gegen die russischen Judenmetzeleien.

Mehrfachem Ersuchen aus Süddeutschland entsprechend geben wir hiermit die in der Stuttgarter Versammlung vom 4. Juli gehaltenen Ansprachen der Herren Stadtpfarrer Umfrid-Stuttgart und Landgerichtsrat Lust-Tübingen ausführlich nach dem Bericht der „Friedensblätter“, des Organs der deutschen Friedensgesellschaft, wieder:

Herr Stadtpfarrer Umfrid-Stuttgart:

„Entsetzliche und himmelschreiende Dinge sind in Rußland geschehen. Männer sind verstümmelt, Frauen geschändet, Kinder gemartert worden. Menschen wurden verbrannt, andere zersägt, andere mit Nägeln durchbohrt; ein Mädchen wurde bei lebendigem Leib vor den Augen der Mutter in der scheußlichsten Weise zerstückelt. Man hat das alles in der Zeitung gelesen und sich darüber entsetzt; dann hat man die Zeitung wieder weggelegt mit dem Seufzer: „Wir Deutsche sind doch bessere Menschen“, und ist wieder seinem Geschäft und seinem Vergnügen nachgegangen. Ich möchte wünschen, daß die Erinnerung an die Greuel von Kischinew und Bialystok nicht so bald verschwände. Das dort vergossene Blut kann nicht ruhen, bis der Baum der Freiheit, der unter so schrecklichen Opfern gepflanzt wurde, das dumpfe Gewölbe der Knechtschaft, das ihn niederhalten soll, gesprengt haben wird. Es soll auch bei uns nicht ruhen, bis die Gedanken der Menschlichkeit unter uns wieder mehr, als es bisher der Fall ist, zum Gemeingut der Volksseele geworden sein werden.

Ich möchte aber einige Fragen stellen. Zunächst wer hats getan? Man sagt: Die Hooligans, die schwarzen Hundert. In Wirklichkeit hat es die russische Beamtenschaft getan. Das geht schon zur Genüge aus der einfachen Tatsache hervor, daß den Soldaten befohlen wurde, den Häusern gegenüber, in denen geplündert wurde, Kehrt zu machen und auf die gegenüberliegenden Häuser zu schießen.

Warum hat es die russische Beamtenschaft für notwendig gehalten, solche Greuel begehen zu lassen? Es ist möglich, daß die Leute von Kischinew und Bialystok ihr lästig wurden durch die Klagen, mit denen sie die Behörden bestürmten. Um lästige Kläger los zu werden, gibt es seit dem berühmten Muster der Armeniermetzeleien kein einfacheres Mittel, als sie einfach totzuschlagen. Es ist aber auch möglich, daß sich die russischen Behörden sagten: Das Volk fängt an unruhig zu werden, das Weib mit der roten Mütze auf dem fliegenden Haar schreitet durch die Straßen, die Revolution erhebt ihr Haupt. Um der Volkswut eine für die Regierung ungefährliche Richtung zu geben, werden ihr die Leute von Kischinew und von Bialystok als Opfer vorgeworfen — das ist die alte Geschichte, wie sie schon Nero in Rom aufführte. Er zündete die Stadt an; damit sich aber die Wut des Volkes nicht gegen ihn wende, ließ er ihm die Christen vorwerfen, die ohnehin der Gegenstand des Hasses bei dem ganzen menschlichen Geschlechte waren. Es ist aber nicht naturnotwendig, solche Teufeleien zu begehen; es ist nicht naturnotwendig, Kinder zu martern und Frauen zu schänden und Männer zu verstümmeln oder zu Tode zu prügeln. Es gibt auch einen andern Weg, revolutionären Bewegungen die Spitze abzubrechen, das ist der Weg, der in den Worten sich beschreiben läßt: „Gib dem Unterdrückten sein Recht, laß ledig, welche du mit Unrecht gebunden hast“. Diesen Weg hat der König Oskar von Schweden beschritten, als die Norweger sich von ihm losreißen wollten, und die Geschichte wird ihm dafür einen Ehrenplatz anweisen. Aber auch die russischen Machthaber werden einmal einsehen müssen, daß die Macht machtlos ist auf geistigem Gebiet.

An wem aber sind die das Blut erstarren machenden Greuel begangen worden? Wohl haben Deutsche in den Ostseeprovinzen, Polen in Warschau und Armenier im Kaukasus gelitten. Am unbarmherzigsten ist aber doch den Juden mitgespielt worden. Und leider gibt es Menschen, die sich

nun dabei beruhigen, daß es doch in der Hauptsache nur Juden waren. Wir könnten aber wissen, daß Juden Menschen sind von Fleisch und Blut wie wir, daß sie lachen und weinen, bluten und sterben, sich ängstigen und entsetzen wie wir, daß den jüdischen Müttern ihre Kinder so lieb sind wie uns die unsrigen, und daß den jüdischen Männern ihre Frauen so wert sind, wie uns die unsern. Oder gilt nicht heute noch die Frage Lessings: Ist Christ und Jude eher Christ und Jud als Mensch? Denjenigen aber, die mit der ihnen anerzogenen Rassenantipathie nicht fertig werden, möchten wir zurufen: Der Jude kann für sein Judentum so wenig als Du für Dein Deutschtum oder als der Chinese für sein Chinesentum. Wenn man uns aber mit den jüdischen Nationalfehlern kommt und uns speziell auf die jüdische Gewinnsucht und auf die Gefahr hinweist, daß das Volk von den Juden ausgewuchert werde, so erwidern wir dreierlei: zum ersten gibt es auch christliche Wucherer, die darum nicht massakriert werden; zum andern: die zu Tod gemarterten Kinder haben sicher nicht gewuchert; zum dritten aber: die Juden mögen getan haben, was sie wollten: jedenfalls darf man sie nicht zu Tode foltern.

Das erste, was man gegenüber den entsetzlichen Leiden dieses Volkes von allen menschlich denkenden Menschen erwarten kann, ist die Aeußerung aufrichtiger Teilnahme und schmerzlichen Mitgefühls. Das wird auch von unsrem deutschen Volk verlangt. Leider hat ein großer Teil unseres Volkes es verlernt, mit fremden Völkern zu fühlen. Der Grundsatz scheint zu gelten: „Es brennt im Haus des Nachbars, was gehts mich an?“ Und dabei merkt unser Volk gar nicht, wie sehr es damit seiner eigenen Ehre zu nahe tritt. Es ist aber unsre Ehre und unser Ruhm, daß wir international oder, wenn Sie wollen, weltbürgerlich denken können. Deutsch sein heißt gerecht sein; Deutsch sein heißt menschlich sein; Deutsch sein heißt sich verständnisvoll auch in die Lage der andern hineindenken können. Denken wir uns doch einmal in die Situation hinein. Stellen wir uns vor: unsere Kinder würden gemartert, unsere Töchter würden zerstückelt, unser eigen Fleisch würde mit Nägeln durchbohrt. Nun wie wir in furchtbarer Qual aufstöhnen würden unter solchen Teufeleien, so sollen wir, wenn das andern begegnet, wenigstens nicht zurückhalten mit dem Schrei des Entsetzens über das Unerhörte.

A b e r w a s s o l l e n w i r t u n? Es gibt ein Wort, das in internationalen Beziehungen aus der Mode gekommen ist: das Wort Intervention. Es ist aber in Mißkredit geraten, weil es von der heiligen Allianz zu Gunsten der Legitimität und der Reaktion angewendet wurde. Das Prinzip war falsch; die Methode nicht; sie hat vielmehr den europäischen Staaten einen 40 jährigen Frieden erhalten. Wie nun, wenn die Intervention im Namen des gesitteten Europas, im Namen der Freiheit und des Rechts angewendet würde? Es ist doch eigentlich töricht zu sagen: Das, was im Haus des Nachbars vorgeht, geht mich nichts an. Ja wenn in einer unsrer Straßen eine Folterkammer errichtet würde, so würden wohl die Nachbarn zum rechten sehen, wenn es die Polizei nicht tun wollte. Wir verlangen ja aber gar nicht eine Intervention mit Schwertern und Kanonen, wohl aber wollen wir intervenieren mit der ganzen Macht der öffentlichen Meinung, mit der Vollmacht, welche das Bewußtsein des Rechts zu verleihen pflegt. Intervenieren oder, wenn Ihnen das besser gefällt, protestieren wollen wir im Namen der Menschlichkeit gegen die Grausamkeit, im Namen der Freiheit gegen die Tyrannei; im Namen des Fortschritts gegen Reaktion und Knutenregiment, im Namen des zivilisierten Europas gegen die Greuel des barbarischen Europas. Den russischen Freiheitskämpfern aber reichen wir die Bruderhand und rufen ihnen freudig zu: Glück auf zu eurem Kampf. Geht kühn voran mit Gott dem Ziele zu. Und wenn durch euch in eurem Land die Freiheit siegt, — wir werden selbst den größten Nutzen davon haben!“

Herr Landgerichtsrat L u st -Tübingen:

„Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Frei, aufgeschlossnen Sinn's, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille
Der reifste Sohn der Zeit!

Nun sieht man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven spricht jetzt Menschenrecht.
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild als frei erwuchs das jüngere Geschlecht“.

Das waren prophetische Worte, Worte, mit welchen der edelste Mann, den je deutsche Erde getragen, sein Jahrhundert gegrüßt hat.

Ein Gleiches hat ein andrer Geistesheros jener Zeit in den herrlichsten Tönen, welche je ein irdisches Ohr entzückt haben, besungen, als er die Strofen:

„In diesen heil'gen Hallen,
Kennt man die Rache nicht“,

nicht nur gedichtet, sondern auch in Töne gesetzt hat.

Von diesem Geiste beseelt sehe ich die Männer und Frauen — Sie, welche heute diese Räume füllen, sehe ich die ganze imposante Masse des denkenden und arbeitenden Teils der Bevölkerung, sehe ich die Männer, welche demnächst in Ost und West die Zügel der Regierung ihres Landes ergreifen werden. Von diesem Geiste erfüllt sehe ich jenseits des Niemens die Männer, denen ihre Feinde in einem letzten Anfall von Wut und Wahnsinn die friedliche Palme aus der Hand reißen und an denen sie sich blutigst noch ein letztesmal vergreifen.

Schnöde der Freund, der den Freund nicht festhält, nicht hoch hält. Er ist Freiheit und Freundschaft nicht wert. Mit allen Fasern eines liebenden, aufopferungsvollen Herzens hängen wir Ihnen an. Das rufe ich jauchzend unserem Freund Sobanoff und allen unseren östlichen Freiheitskampfgenossen zu! Ihnen sind wir so innig, so herzlich zugetan, wie es nur in der ganzen Welt die Gesinnungsgenossen irgend sein können. Wohin wir aber unsere Neigung, Liebe verschenken sollen, darüber lehnen wir jede Bevormundung, woher sie immer auch kommen möchte, ab.

Sollte es — so frage ich nun — möglich — denkbar sein, daß ein getreuer Nachbar, ein Freund, teilnahmslos, stumm, hartherzig, aus armseliger Aengstlichkeit in sich abgeschlossen bleibt, wenn er sieht, daß ruchlose Buben seines Nachbars Haus anzünden, ihn und die Seinen morden, den ehrwürdigen heiligen Leib der Mutter neben der rührenden Unschuld seiner unmündigen Töchter in viehischer Bestialität zertreten, schänden, wie wilde Tiere ihren Blutdurst stillen und mit der Verkommenheit und dem Wahnsinn des Wüstlings an den Qualen der lebend in Stücke Gerissenen, der vom Feuer Versengten — Ihr Ohr weigert sich alle diese Abscheulichkeiten zu vernehmen — weiden.

Sagen Sie nicht: Das ist ja nur die semitische Rasse, das odium generis humani, deren Verschwinden niemand bedauert. Nein! Diese Greuel richten sich gegen die gesamte Intelligenz und vor allem auch gegen unsere Landsleute.

Diese armen Israeliten sind doch auch Menschen. Wir sind alle Kinder eines Gottes. Jene haben für die menschliche Kultur, für Sittlichkeit und Religion Großes vollbracht, und wer unter uns die ehrwürdigen Lehren des Stifters unserer Religion, der doch auch ein Jude war, noch hoch hält, weiß, daß dieses Volk die anderen Völker, auch uns überdauern wird.

Ein Volk wie das deutsche muß seine Ehre darein setzen, gerecht und menschlich zu sein.

Sollte wirklich einer unter uns sein, der nicht zahlreiche Israeliten gekannt hat, welche in nichts, aber auch in gar nichts uns nachstehen?

Wer will es uns verargen, wenn wir heute mit unseren Freunden das Kleid der Trauer anlegen, unserem grimmen Weh und Herzeleid, unserer Gemütserschütterung Luft machen, lauten schneidenden Protest einlegen und unseren Freunden tröstend zurufen: Wir leiden mit Euch und wollen Euch Hilfe bringen?

Schon einmal ist der Ruf über den Grenzstrom hinübergesandt worden: „Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer“, und damals war die Trauer durch eigenen Leichtsinn verschuldet. Sollte uns das Gleiche dann nicht vergönnt sein, wenn die Trauer einmal wirkliches Mitgefühl verdiente? Sollte es an der Zeit sein, daß wir einen Vormund hätten, den wir befragen müßten, ob wir das auch tun dürfen, was unser Gewissen tun heißt? Nein! Wir schreiten über die Feinde einer solchen Kundgebung hinweg. Aufwühlen wollen wir bis in die tiefsten Tiefen der Menschheit Mitgefühl und Erbarmen! Auflodern soll in den Herzen überall ein Flammenmeer der Entrüstung, der Empörung, des Protestes! Eine ganze Welt soll sich aufbäumen und empören, heute noch in den Grenzen, die Sie sehen, morgen höher und übermorgen noch anders! Kommen soll, kommen wird der Sturm! „Steig hinauf, Knabe, zum Berg und schaue zum Meer zu!“ — „Es gehet eine kleine Wolke auf aus dem Meer wie eines Mannes Hand!“ Und ehe man zusah, war der Himmel schwarz von Wolken und Wind. Widerleuchten soll im Wetterschein und der entfachten Flammenglut Rußland bis zu den Eisflächen des Polarmeers, und widerhallen soll der Donner des Gewitters in der Brandung des stillen Ozeans, daß auch dem letzten im entlegensten Winkel dieser Appell nach ans Ohr dröhnt.

Kranz um Kranz wird heute niedergelegt an diesem Altar menschlicher Trauer. Der Genius der Menschheit verhüllt sich und löscht seine Fackel. Die Städte treten voran an den Altar. Das Land folgt nach. Es will nicht zurückstehen. Um das zu beweisen, bin ich, sind andere hierhergeeilt. Ich lege Blume hier zu Blume. Es ist freilich nur ein ländlicher Strauß einfacher Wiesenblumen!

Honnette Männer belächelten mich vorhin ob dieser einfachen Gabe: Wird denn der große Zar Euch Kleine hören? Schmeichelt Ihr alle Euch, daß man Euer achtet? Ich sage: Ja und abermals: Ja. Nichts Schlimmeres können wir unserem Feind antun, als daß wir bewirken, daß die Volksgunst sich von ihm wendet, und daß die Empörung über die Knechtung und Mißhandlung eines ganzen Volkes über alle Lande wie eine Windsbraut dahinbraust, und zuletzt bei uns der Ruf erschallt: Alle für einen! Einer für alle!

Dann werden unsre Spötter alle bald, nur zu bald, ehe sich das Blatt der Volksgunst noch recht gewendet hat, die ersten sein, die das alles gemacht haben wollen. Also höret unsere Warnung: Der Sturmwind, der anhebt, könnte auch noch anderes mit hinwegfegen.

Die Gegner fragen: Was bezweckt Ihr mit diesem Protest? Wozu der Lärm? Ich gebe die Antwort nur teilweise: Ganz un-

beachtet, eindruckslos kann der so grimmige Ausdruck des Abscheus Aller auf die Mordbuben doch nicht bleiben. In einer Stunde der Enttäuschung, der Ernüchterung, der Reue wird der eine heute, der andere morgen in sich gehen. Einzelne, später mehrere werden vom Stamm absplittern, abbröckeln und zuletzt werden wenige nur noch aushalten. Die Geschicke sind oft recht wunderbar.

Welcher Art aber werden die Folgen für die Politik unseres eigenen Reiches sein? Die Frage ist Ihnen heute schon zum Teil beantwortet und wird Ihnen wohl nach eingehender beantwortet werden.

Aber so viel wenigstens darf auch ich — ohne Hintansetzung der dem deutschen Kaiser geschuldeten Ehrfurcht aussprechen:

Wenn der Kaiser, — und wir bitten Gott darum — tun wird, was Gott ihn zu tun heißen wird, so kann er sich nur gestärkt und gesichert fühlen durch den festen, sicheren Rückhalt, den er an einem einmütigen, charaktervollen Volk findet. Daß ich damit keinen Nationalkrieg, bei welchem man so gelegentlich fremdes Gut, fremdes Land sich aneignen könnte, predigen will, daß ich nur die Begehung friedlicher Wege im Auge habe, daß ich nur die Versagung moralischer und materieller Unterstützung der dynastischen Politik des russischen Gewaltherrschers fordert, brauche ich Ihnen, meinen Friedensfreunden, nicht erst näher auszuführen.

Möchte man einstimmig dereinst von uns sagen:

Die Friedensfreunde haben selbstlos dem eigenen Vaterland einen Dienst geleistet".

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Ernennung des „Judenstämmlings" Dernburg zum Kolonialdirektor hat die Antisemiten ganz fuchsteufelswild gemacht. Die Wilhelm Bruhn'sche „Wahrheit" sieht den Untergang des Reichs vor Augen:

„Der christliche Grafkaufmann Victor v. Podbielski soll und muß in den Orkus, weit er Nebbach machte. Eine Meute ist hinter ihm her. Der jüdische Bankdirektor Dernburg aber, Sohn eines Feuilletonisten im Mosseschen Sadhe, ein kecker Börsianer, der niemals Rücksichten kannte, Dernburg wird zu Enos Nachfolger ernannt. Deutsche Männer müssen abseits stehen und trauernd dulden, daß die Gegenwart seltsameres bringt, als je von einer Herrschaft des dritten Friedrich gefürchtet wurde. Nie galt das Judentum mehr am Preußenhofe, nie stand das schädigste Jobber- und Parvenütum der neuen Welt höher im höfischen Kurse.

Es sind die Vertreter derselben Klasse, deren Presse ihre Aufgabe darin erblickt, den Monarchismus dauernd zu verdächtigen; Angehörige jener völkerzersetzenden Nation, die Rußland an den Rand des Verderbens führte.

Immer deutlicher wird es, immer klarer wird es erwiesen, daß die Regierungszeit Wilhelms des Zweiten dem „auserwählten Volke" eine Periode der Gnade ist. In der Politik haben sich namhafte Vertreter des Stammes der „Unterdrückten" einflußreiche Positionen erkämpft; desto einflußreicher, je weniger sie oberflächlichen Blicken sichtbar sind. Herr Ballin ist der unverantwortliche Ratgeber des Deutschen Kaisers! Die Friedländer, Schwabach, Simon usw. werden zu intimer Tafelrunde ins Schloß gebeten. Wie lange noch wird es dauern und auch unser Offizierkorps steht dem ägyptischen Adel offen? Die neuen Bestimmungen über die Offizierswahl, die augenblicklich in Vorbereitung sind, erwecken ganz den Eindruck, als ob sie dazu dienen sollten, die Ballatage abhängiger als bisher von äußern, höheren Einflüssen zu machen."

Schauderhaft, höchst schauderhaft! In die gleiche Kerbe haut der „Hammer", in dem Th. Fritsch also wehklagt:

„Wie übel ist unser Kaiser beraten, wenn er von alledem nichts ahnt und wenn wir immer deutlicher das Verhängnis sich vollziehen sehen: die schrittweise Auslieferung der Reichsgewalt an die Juden. Noch immer will der treue Vaterlands- und Königsfreund sich das Furchtbare nicht eingestehen, noch immer hält er die ernsten Mahnrufe Einzelner für Schwarzseherei und Uebertreibungen; aber von Zeit zu Zeit belehren uns nüchterne Tatsachen, daß wir auf dem abschüssigen Wege schon viel weiter fortgeschritten sind, als wir ahnen. Hat Niemand in des Kaisers Nähe den Mut und das Pflichtgefühl, dem Monarchen die Augen zu öffnen? Dann werden die Männer um den Kaiser sich ein hartes Urteil von der Geschichte gefallen lassen müssen. . ."

Mit blutendem Herzen sieht der Vaterlandsfreund, wie die Reichsregierung Schritt für Schritt das Vertrauen im Volke verliert.

* * *

Uns wundert nur, daß die Antisemiten diesen gräßlichen Zustand so lange ertragen und nicht schon längst dem „verjudeten" deutschen Vaterland den Rücken gekehrt haben.

Die Stettiner „Deutsche Hochwacht" versucht witzig zu werden. Sie will es dahingestellt sein lassen, ob Herr Dernburg mit der Aufgabe seiner reichen Einnahmen aus seiner bisherigen Tätigkeit ein großes finanzielles Opfer gebracht habe oder nicht:

„Wir müssen's abwarten; vielleicht müssen wir sogar warten, bis dereinst sein Testament eröffnet wird, bis er sanft in Abrahams Schoße zu seinen Vätern versammelt ist, wo ja auch für den pastoraten Teil seines astralen Leibes Raum genug ist."

Dernburg's Mutter ist eine Pastorentochter, worauf das Blatt in dieser feinen Weise anspielt.

Antisemiten und Nationalliberale. Die von dem antisemitischen Landtagsabgeordneten Hirschel herausgegebene „Deutsche Volkswacht" in Friedberg (Hessen) soll in eine Tageszeitung umgewandelt werden. Unter den Gründern wurden auch genannt die nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Frhr. v. Heyl und Graf von Oriola, die sich mit je 10 000 Mark an dem Unternehmen beteiligt hätten. Herr von Heyl hat dieser Tage jene Meldung, soweit sie seine Person betrifft, dementiert, das Hirschel'sche Blatt bestätigte dieses Dementi, soweit es Herrn Heyl betraf. Ueber Graf Oriola schweigt es ebenso wie dieser selbst. Es bestreitet auch, daß es ein antisemitisches Blatt werden soll und versucht weiß zu machen, daß es sich um eine Zeitung mit „vorwiegend landwirtschaftlicher Tendenz" handelt, die bestimmt ist „bauernfeindlich verlogene mit vergiftenden Pfeilen kämpfende Blätter aus den Bauernhäusern Hessens und Nassaus herauszuwerfen." Arme Bauern, die diesen Sirenenlockungen folgen wollten. Was Verlogenheit und Kämpfen mit vergifteten Waffen anbelangt, so wird das Hirschel'sche Blatt so leicht von keinem anderen Hetzblatt übertrumpft.

Bekanntlich soll Herr Hirschel Direktor des Ganzen werden. Das sagt jedem genug, der sein antisemitisches Papier, die „Deutsche Volkswacht", auch nur einmal in die Hand genommen hat. Und daran beteiligt sich der nationalliberale Abgeordnete Graf Oriola! Er hat nicht einmal den antisemitischen Charakter der Gründung zu bestreiten gewagt. Es geht mit dem hessischen Nationalliberalismus mit Riesenschritten abwärts auf der schiefen Ebene der Reaktion.

Krösell und die Konservativen. Im Verfolg des heftigen Kampfes, der in Pommern zwischen den Konservativen und dem antisemitischen Reichstagsabgeordneten Expastor Krösell seit Jahren geführt wird, stehen wieder einmal liebliche Enthüllungen zu erwarten. Herrn Krösells „christliche Langmut" ist zu Ende und so donnert er denn in seinem Organ:

„Die Hochkonservativen hiesigen Kreises gebärden sich wie parteipolitische Rowdies, die den Mangel an ehrlicher Ueberzeugung durch Ruppigkeit und Niedrigkeit des Kampftones ersetzen und dann die Augen verdrehen, wenn sie auf ihre groben Klötze gröbere Keile bekommen."

Es existiere im konservativen Lager „ein wahrer Parteisumpf", aus dem von Zeit zu Zeit einzelne Giftblasen aufsteigen und zerplatzen," und Herr Krösell kündigt an, daß er „aus dem Parteisumpf jedesmal einen Giftstengel ausreißen" werde, sobald man ihn in seiner Arbeit „begeifere". Die konservativen Politiker, so fügt er drohend hinzu, „mögen sich darnach richten." Man kann sich also wahrscheinlich auf recht interessante Indiskretionen gefaßt machen, zumal Herr Krösell sich mit einer wahrhaft biblischen Ungeniertheit auszudrücken pflegt.

Von Herrn Ahlwardt erzählt der freisinnige Reichstagsabgeordnete Herr von Gerlach in einer Kritik der Broschüre „Demagogen" von Bartels, einem Bruder des Weimarer Heine-Vernichters, einige interessante Charakterzüge:

„Es war im Frühjahr 1892 in Magdeburg. Rektor Ahlwardt hatte nach dem größten Saale der Stadt eine öffentliche antisemitische Volksversammlung einberufen. Er, dessen Name damals in aller Munde war, sprach zum ersten Mal in Magdeburg. Die allgemeine Neugier sorgte für gewaltigen Zustrom. Der Riesenraum war lange vor Beginn der Versammlung überfüllt, und zwar großenteils durch sogenanntes „gutes" Publikum, Juristen, höhere Verwaltungsbeamte, Offiziere in Zivil usw. Auf der Bühne erschien ein Mann, der in seinem Aeußeren wie in seiner Sprechweise den in Berlin gut akklimatisierten hinterpommerschen Bauernsprößling verriet. Behaglich wölbte sich das Bäuchlein, wie Vollmond strahlte das feiste Gesicht, listig glänzten die Aeuglein; gemildert durch den Grundton des pommerschen Platt, klangen die Berliner Witze und Schnoddrigkeiten weniger verletzend als bei einem Urbertiner. Das Publikum verhielt sich zunächst abwartend. Nachdem die obligaten antisemitischen Mätzchen — so wenig wie ein Esel zum Pferd wird, auch wenn er noch so lange im Pferdestall steht, so wenig wird ein Jude ein Deutscher, auch wenn er noch so lange unter den Deutschen wohnt! — vorüber waren, ging Herr Ahlwardt dazu über, die schärfsten Angriffe gegen das „verjudete" hohe Beamtentum zu richten. Mit gleichmütigster Miene erklärte er: „Ich beschuldige hiermit den früheren Berliner Polizeipräsidenten v. Madai der Amtsverletzung, der Vernichtung von Urkunden, der Begünstigung eines Verbrechens. Ich klage den Minister v. Miquel an, usw." So ging's fort im Zola'schen l'accuse-Stil. Die abwartende Stimmung des Publikums drohte in Unwillen umzuschlagen. Da, im rechten Augenblick, änderte Ahlwardt seine Tonart und sagte: „Nun denkt gewiß jeder: Da haben wir den richtigen Ahlwardt. Lügen und verleumden, das kann er. Ja, meine Herrschaften, glauben Sie denn, daß der Herr Polizeileutnant, der hier neben mir zur Beaufsichtigung der Versammlung sitzt, mich auch nur eine Sekunde hätte weiter reden lassen, wenn nicht jedes Wort wahr wäre? Er weiß so gut wie ich, daß ich die Wahrheit spreche. Sonst müßte er mich verhaften, müßte er die Versammlung auflösen. (Kunstpause: Alle Augen wenden sich nach dem unglücklichen Polizeibeamten.) Er tut es nicht. Sein Schweigen ist mein bester Zeuge." Der Polizeileutnant windet sich in peinlichster Verlegenheit. Auf solche Apostrophierung war er nicht gefaßt. Schmunzelnd wendet sich Ahlwardt wieder dem Publikum zu und heimst tosenden Beifall ein. Und nun glaubten ihm die Zuhörer, wenigstens ihre übergroße Mehrheit. Die Versammlung wurde ein voller Erfolg. Offiziere und Beamte sangen bei Antisemitenlieder nach Schluß der Versammlung mit, subskribierten auf die nächste Ahlwardt-Broschüre und erklärten: „An dem Kerl ist doch etwas dran". Wer die Szene in Magdeburg miterlebt hat, weiß, was Demagogie ist. Ahlwardt war der typische Demagoge. Ihm war der Erfolg alles, die Wahrheit nichts. Sagte er doch einem Parteifreunde, dem er Material für irgendeine neue „Enthüllung" zur Prüfung unterbreitet hatte, im Ton der Selbstverständlichkeit, als er auf das Fehlen irgend jeglichen Beweises aufmerksam gemacht wurde: „Wenn ich es nicht beweisen kann, so behaupte ich es eben." Mit raffiniertor Demagogie eroberte er zwei Reichstagswahlkreise auf einmal. Sein wirksamster Trick, um die Bauern zu gewinnen, war der, daß er mit einem „Sekretär" zusammen die Gehöfte besuchte, den Besitzer nach der Größe seines Gutes und der Menge seines Viehs befragte und dann zu dem Sekretär sagte: „Notieren Sie: Sechzig Morgen, hat vier Stück Rindvieh, müßte zehn haben." Diese geheimniskrämerische Anstachelung der bäuerlichen Gier in Verbindung mit der Verheißung billiger Schnapspreise brachte Wunderdinge zuwege. Aber gerade Ahlwardts Schicksal ist ein sprechender Beweis dafür, daß die Demagogie keine längeren Beine hat als ihre Mutter, die Lüge. Er konnte wohl Erfolge erringen, aber nicht behaupten. Nach einigen Jahren hatte er völlig abgewirtschaftet. Im Reichstag brachte er es überhaupt nur zur Rolle einer halb komischen, halb verächtlichen Person. Aber auch die Volksmassen wendeten sich nach kurzer Zeit von ihm ab. Rasch welkten die Lorbeerkränze, die man ihm in Wien, in Berlin und anderswo geflittet hatte. Jetzt ist er trotz seiner großen rednerischen Begabung längst ein politisch mausetoter Mann".

Konitz. Eingestohlenes Fahrrad bringt durch die Person des Entwenders den noch immer ungesühnten Konitzer Mord in Erinnerung. In der „Ostdeutschen Tageszeitg." lesen wir:

Das Fahrrad, das dem Herrn Spezialkommissar Bluhm in Konitz bei in Buschmühl entwendet worden war, hat sich in Tuchel wiedergefunden. Der letzte Inhaber hatte es für 40 Mark von dem Lehrer Plath in Neu-Summin gekauft und war eben im Begriff es nach auswärts an seinen Sohn weiterzuverschicken, als ein Gendarm kam, Marke und Nummer besichtigte und das Rad beschlagnahmte. (Durch Zeitungsaufrufe waren Marke und Nummer des Rades im Umkreise verbreitet, und die Polizeibeamten waren bereits auf eine bestimmte Spur gelenkt worden.) Als Verkäufer des Rades wurde alsbald Herr Lehrer P. ermittelt, der Herrn Bluhm auch offen und reumütig die Tat eingestand. Zu seiner Entschuldigung konnte er nichts weiter vorbringen, als daß er in einem unbegreiflichen Zustande der Willensunfreiheit gehandelt haben müsse. Er bat Herrn B. um Verzeihung und drückte den Wunsch aus, daß ihm mit Rücksicht auf seine alte Mutter Unannehmlichkeiten erspart bleiben möchten. Diesem Wunsche kann nun leider, da sich die Staatsanwaltschaft schon seit Wochen mit der Sache befaßt, nicht mehr Rechnung getragen werden. 7 Wochen lang war Herr P im Besitz des Rades und in den ganzen 7 Wochen sollte ihm nicht die Unrechtmäßigkeit seines Handelns zum Bewußtsein gekommen sein, ihm, der doch täglich die Beachtung des 7. Gebots seinen Schülern einzuschärfen hat! — Und nun gar noch der Weiterverkauf eines fast neuen Rades für nur 40 Mk.! — Man kann die Mutter des jungen Mannes nur aufs lebhafteste bedauern. Der Name des Täters ruft übrigens eine Erinnerung an das Konitzer Unglücksjahr 1900 wach: Derselbe Lehrer P. hat damals als Seminarist steif und fest behauptet, er habe den Gymnasiasten Winter am Nachmittag in der Danziger Straße mit zwei Herren gehen sehen! Trotz aller Aufrufe haben sich die beiden Männer aber niemals gemeldet. Ob vielleicht die beiden Männer nur von P. erfunden waren? P. ist übrigens ein Bruder des Schneiders P., von dem die vielbesprochene Packleinwand stammte. — Wird die Kgl. Staatsanwaltschaft die Aussage des damaligen Seminaristen noch einmal nachprüfen? Wird sie vielleicht die Frage aufwerfen: Hat der Seminarist P. auch damals willensunfrei gehandelt? — Es wäre wünschenswert, wenn der „Fall Plath" einer recht sorgsamen Prüfung unterzogen würde, vielleicht gelingt es doch noch, die verschlungenen Fäden des Rätsels von Konitz zu entwirren. Wir erinnern nicht gern an die dunkle Seite in der Chronik unserer Stadt, aber wir dürfen in diesem Falle nicht verschweigen, was viele denken".

Die Mittelstands-Vereinigungen schießen wie Pilze aus dem Erdboden empor: Neuerlich ist in München an Stelle des verkrachten Vereins wiederum eine Ortsgruppe gegründet worden, die sich der Rahardt'schen Vereinigung angeschlossen hat. Die Magdeburger „Sachsenschau" macht hierzu folgende boshafte Glossen:

„Der Landtagsabgeordnete Probst-Nürnberg betonte in der begrüßenden Versammlung, daß an der Spitze einwandfreie Persönlichkeiten stehen müßten. (Der Kerl stichelt.) Die bisher begründeten 12 oder 13 Mittelstandsvereinigungen hätten für den Mittelstand nichts getan. Es wurde ein Ausschuß gewählt, welcher die Rettungsmittel beraten soll.

Der Mittelstandsrummel nimmt nachgerade die lächerlichsten Formen an. Es ist unglaublich, was heute alles in Mittelstandsrettung macht.

Die Reformer tun gut, wenn sie sich nicht nur von diesen Albernheiten fernhalten, sondern auch überall die richtige Aufklärung über den Rummel geben."

Als wenn die „Reformer" nicht selber in Mittelstandsschwindel machten!

Wegen eines Renkontres mit dem Grafen Pückler in einem Berliner Hotel war, wie erinnerlich, der Kaufmann Leopold Levy aus Frankfurt a. M. von der Berliner Strafkammer zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Diese Strafe wurde jetzt auf dem Gnadenwege in 3000 Mark Geldstrafe umgewandelt.

Bochum. Wie die „Westf. Volkszeitg." unlängst berichtete, reizten antisemitische Gelüste den Schuhmachermeister Weber von Herten und dessen Freunde, die ihnen unbekannte Frau Markus in Recklinghausen vor deren Laden zu necken. Als diese sich ein solches Verhalten verbat und ihre Söhne herbeirief, sprang Weber vor dem Hause herum. Eine große Menge Volks sammelte sich. Es erscholl der Ruf: „Die Juden müssen über den Jordan nach Sibirien." Das Schöffengericht Recklinghausen verurteilte Weber wegen groben Unfugs zu 6 Mk. Geldstrafe. Gegen das Urteil legte Weber Berufung ein. Die Strafkammer Bochum bestätigte nicht nur das Urteil, sondern erhöhte das Strafmaß auf 20 Mk."

Vermischtes.

Zur Feier des achtzigsten Geburtstages des Großherzogs von Baden feiern die jüdischen Blätter mit Recht das hohe Gerechtigkeitsgefühl und die Güte des Fürsten, seine Vorurteilslosigkeit, die ihn keinen Unterschied machen läßt zwischen seinen Landeskindern, welchem Glaubensbekenntnis sie auch angehören, die Menschenfreundlichkeit, mit der er das Leid der Unterdrückten nachzufühlen versteht. Um nur eines zu erwähnen, sei daran erinnert, daß bei den Sammlungen für die russischen Juden im letzten Winter auch Großherzog Friedrich und die Großherzogin einen ansehnlichen Beitrag gezeichnet haben.

Es mag auch daran erinnert werden, daß 25 Jahre hindurch ein Jude Finanzminister Badens gewesen ist, Moritz Ellstätter.

Die Badeverwaltung des Ostseebades Cranz wendet sich in einer Erklärung in der „Cranzer Badeztg." gegen die Vorwürfe des Antisemitismus; es heißt darin:

„In keinem einzigen Falle ist es der Badeverwaltung beigekommen, ihren jüdischen Gästen gegenüber den Boden der Toleranz zu verlassen; unwahr ist es auch, daß Beamte der Gemeinde Cranz das Wort „Jude" als Schimpfwort gegenüber Badegästen israelitischen Bekenntnisses in Anwendung bringen. Für die angeblichen Aeußerungen einer einzelnen Zimmervermieterin gegenüber ihren Logiergästen ist die Badeverwaltung natürlich nicht verantwortlich, doch sei ausdrücklich betont, daß den amtlichen Stellen bezüglich eines solchen Vorganges nichts zur Kenntnis gekommen ist. Gänzlich aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, daß in dem Zeitungs-Abonnement eine Aenderung in tendenziöser Absicht erfolgt sei. Wer die aufliegenden Zeitungen durchsieht, wird nach wie vor Blätter aller Parteirichtungen finden. Was die Behauptung anbelangt, daß den russischen Badegästen mit langen Röcken der Aufenthalt auf der Uferpromenade und sogar das Baden im öffentlichen Bade untersagt sei, so handelt es sich um eine Verdrehung der Tatsachen. Die ehrwürdigen Gestalten der russischen Rabbiner im langen Kaftan genießen dieselben Rechte wir jeder andere Badegast. Nur jenen russischen Juden, die in ekelerregendem Aufzuge den Widerwillen auch des anständigen jüdischen Publikums hervorrufen, ist, wie jeder anderen Person in ärgeniserregendem Zustand, der Zutritt versagt. Es ist wohl nicht in der weiteren Oeffentlichkeit bekannt, daß die Badeverwaltung mit dem israelitischen Hilfskomitee in Cranz in Verbindung steht und dem Komitee auch in diesem Jahre in weitestem Sinne entgegenkommt. Eine große Zahl bedürftiger Juden genießt durch dieses Entgegenkommen freie Kur und freie Bäder in Cranz, und zwar nicht nur freie Seebäder, sondern auf ärztliche Verordnung auch die teuren Innenbäder, von denen ein Moorbad allein 3 Mark kostet."

Mit Prof. Hermann Cohn, dem am 11. d. M in Breslau verstorbenen hervorragenden Ophthalmologen ist eine Zierde der deutschen Wissenschaft dahingegangen. Nicht nur ein Helfer für viele Tausende von Leidenden, er war auch ein bahnbrechender Forscher, ein Genie im Auffinden neuer Wege für die Wissenschaft und ihrer Anwendung in der Praxis. Neben der Ophthalmologie war die Schul-Hygiene seine Haupt-Domäne. Bekannt sind seine Massen-Untersuchungen von Schulkindern. Die Institution der Schulärzte ist sein Werk, das erst in jüngster Zeit in der Breslauer Stadtverordneten-Versammlung von Prof. Tietze u. A. anerkannt worden. Zu ihm sahen die Breslauer Aerzte, welche sich in der hygienischen Sektion der Vaterländischen Gesellschaft vereinigten, als ihrem Führer auf. Dem Humboldtverein für Volksbildung hat er lange Jahre unschätzbare Dienste geleistet. Hermann Cohn ist einer der wenigen Juden, der es in Preußen zu einem ordentlichen Professor gebracht haben. Unter den zahlreichen Auszeichnungen, die ihm zuteil geworden, sei die Goldene Staatsmedaille für Hygiene erwähnt, die ihm im Jahre 1883 der Kronprinz Friedrich Wilhelm persönlich überreichte.

Der jüdische Kaufmann Weil in Herne sollte nach der Behauptung antisemitischer Blätter sich bei dem Besuch der französischen Bergleute aus Courrières in Herne durch Eintrittsgelder „bereichert" haben. In der amtlichen „Herner Ztg." lesen wir nun:

„In der auswärtigen, namentlich belgischen und französischen Presse tauchen Gerüchte auf, die besagen, daß bei dem Besuche der Geretteten in Herne nicht weniger als 8000 Mk. an Eintrittsgeldern vereinnahmt worden seien. Dazu komme dann noch der Erlös aus den Postkarten und Medaillen. Diese beträchtliche Summe sei in die Tasche des „Juden" Weil geflossen. Wir, die wir die Verwaltung der eingegangenen Gelder übernommen haben, halten es für unsere Pflicht, zu erklären, daß insgesamt nur 293 Mk. eingenommen und bei uns abgeliefert worden sind. Diese Summe ist gegen Quittung den Geretteten eingehändigt worden. Herr Weil hat auch nicht einen Pfennig erhalten, es sind ihm vielmehr in der Verfolgung seiner Ideen beträchtliche Unkosten entstanden".

Die erdichtete Großrabbiner-Rede in Rußland. Das antisemitische Demagogentum bleibt sich überall gleich, es ist international. In Hunderttausenden von Exemplaren wird von der russischen Geistlichkeit ein Flugblatt gegen die Juden verbreitet, das zum größten Teil der wörtliche Abdruck jener plumpen Fälschung ist, mit der die Liebermann v. Sonnenberg'sche „Antis. Korr." im Februar 1901 in Deutschland ihr antisemitisches Gift auszustreuen versucht hat. Das Blatt hatte damals sogar den traurigen Mut, die Nummer, welche die „sensationelle Enthüllung" enthielt, den Vorstandsmitgliedern des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus „als Angebinde" zu widmen. Man forschte noch: Wer ist denn dieser Großrabbiner? Wie heißt er? Wo hat er gelebt? Wo und wann hat er diese niederträchtige Rede gehalten? Ist er wirklich ein lebendiger Mensch von Fleisch und Blut gewesen? Nichts von alledem! Diese Rede, die nach der „Antisem. Korr." ein Großrabbiner in einer geheimen Versammlung „gehalten hat" (!!), ist nichts als eine widerliche, aus der Luft gegriffene Erfindung, aus einem Roman niedriger Gattung, der unter den Titel: „Gneta, Warschau, Düppel" in Berlin im Jahre 1868 erschienen ist Der Verfasser dieses Romans ist der aus dem Prozeß Waldeck wohlbekannte Zeuge Rechnungsrat Hermann Goedsche, welcher als Romanschriftsteller den Namen John Retcliff führte. In diesem Roman im 1. Bande befindet sich ein Kapitel „Auf dem Judenkirchhof in Prag". Es wird dort der Verlauf eines erdichteten Sanhedrin geschildert, welches alle 100 Jahre einmal an dem Grabe des Rabbi Simeon Ben Jehuda in der Nacht stattfinden „soll".

Das jetzt in Rußland in Massen verbreitete aufreizende Flugblatt enthält genau denselben blödsinnigen Text der Rede, die nach dem Roman der Großrabbiner auf dem Judenkirchhof gehalten hat. Die „Ant. Korr.", der alsbald ihre niederträchtige Fälschung nachgewiesen worden war, erklärte alsdann auch kleinlaut: „Nun, es ist ein Roman". Es handele sich aber schließlich nicht darum, „ob diese Rede auf dem Prager Judenkirchhof oder anderswo gehalten wurde, ob sie überhaupt als Rede mit diesen Worten zum Ausdruck kam (!!): die Ideen und Bestrebungen, die darin offenbart sind, haben bestanden und bestehen noch heute — das lehren tausend Tatsachen." — Noch demselben Rezept werden wahrscheinlich die russischen Spießgesellen der „Ant. Korr." jetzt verfahren, sobald sie die Fälschung nicht länger aufrecht erhalten können. Empört über diese Schändlichkeit schrieb damals ein kirchliches Blatt in Deutschland:

„Man bedenke, wie entsetzlich groß die Gefahr ist, solche lügenhafte und haßdurchglühte Pamphlete in die urteilslose Menge zu werfen, und vor allem in ländliche Wahlkreise, in denen gar zu leicht alles Gedruckte für baare Münze genommen wird."

Diese Gefahr ist in Rußland natürlich eine noch weit größere, wo das Volk auf einer ungleich niedrigeren Kulturstufe steht und blindlings auf das Wort des Popen schwört. Wenn infolge dieses gemeinen aufreizenden Flugblattes an den bevorstehenden jüdischen Feiertagen neue Judenschlächtereien in Rußland stattfinden sollten, so tragen die indirekte Verantwortung hierfür die deutschen Antisemiten, welche die Urheberschaft dieses traurigen Machwerks für sich in Anspruch nehmen können.

Briefkasten.

Dr. L. Der in den Blättern veröffentlichte Artikel über die Verbreitung der erdichteten Großrabbiner-Rede in Rußland ist der „Liberalen Korrespondenz" entnommen, welche sich auf das in den „Mitteilungen" enthaltene Material gestützt hat.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 39. Berlin, 26. September 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Harmloser offener Brief an den ehemaligen Hofprediger Herrn Adolf Stöcker.

In dem von Ihnen unterzeichneten Sedan-Artikel der „Staatsbürgerztg." rühmen Sie sich des Sieges, den die von Ihnen geleitete christlichsoziale Agitation, wenigstens in der Gesellschaft und in den Parlamenten über den jüdischen Einfluß errungen hat. Ihr Kampf hat, wie Sie selbst zugeben, nicht zum Siege geführt, „in der Presse und Kunst, nicht im Handel und an der Börse", d. h. da nicht, wo es auf Können und Leisten ankommt, wohl aber da, wo man mit vagen Ausstreuungen, Vorurteilen, Hetzreden die Gesellschaft und die großen Massen beeinflussen kann. Ob der Sieg, dessen Sie sich über den jüdischen Einfluß in den Parlamenten rühmen, und der nach Ihren eigenen Worten darin besteht, daß im Reichstag nur bei der Sozialdemokratie jüdische Mitglieder sind, nicht nur ein Pyrrhussieg ist? Wissen Sie, ob nicht nur deshalb so viele jüdische Mitglieder bei der Sozialdemokratie sitzen, weil sie, wie Sie selbst glauben, durch Ihre Agitation bei den anderen unmöglich geworden sind? Wissen Sie, ob nicht die sozialdemokratische Fraktion um eine ganze Anzahl Mitglieder geringer wäre, wenn Sie nicht so viele Juden und Gerechtigkeit liebende Nichtjuden in die sozialdemokratischen Reihen getrieben hätten?

Indessen möchte ich mich heute nur mit dem gesellschaftlichen Antisemitismus beschäftigen, dessen Förderung Sie sich als Sieg anrechnen. Was heißt „Gesellschaftlicher Antisemitismus"? Es heißt, die Gesellschaft, die hier ja nicht bloß als „die Gesellschaft" im engeren Sinne, sondern als die die weiteren bürgerlichen Schichten umfassende zu betrachten ist, ist nach dem Satze: „Steter Tropfen höhlt den Stein" dahin bearbeitet und schließlich gebracht worden, daß sie sich möglichst von Juden fernhält, diese bei jeder Gelegenheit schneidet, zurückstößt und zwar ohne jede Rücksicht auf deren Würdigkeit und Tüchtigkeit. Daß das gerecht, human, in einem der Einigkeit besonders bedürftigen Reiche, dessen Bevölkerung nach völkischer Abstammung, durch konfessionelle Spaltung, geschichtliche Entwickelung usw. so sehr zersplittert ist, für das politische Gedeihen besonders nützlich sein sollte, werden wenige Unbefangene zugeben. Aber eine solche willkürliche Boykottierung hat auch auf die Charakterentwickelung der Boykottierenden und auch noch vieler anderen, obwohl sie zu den Nichtboykottierten gehören, eine ganz eigenartige, weder dem Germanentum noch — was Ihnen, Herr Pastor, besonders bedenklich erscheinen müßte — dem Christentum sonderlich zur Ehre gereichende, im höchsten Grade unschöne Wirkung.

Gestatten Sie mir, diese Wirkung durch einige an sich verhältnismäßig harmlose Geschichtchen zu illustrieren.

Eine christliche Dame, die unzweifelhaft christlich und germanisch ist, die es liebt, reicher zu scheinen als sie ist, und darum gern, wenn sie reist, auf alle mögliche Weise versucht, mit ihrem Billet einer niedrigeren Fahrklasse sich in eine höhere einzuschmuggeln, nimmt während der Fahrt trotz ihres Billets dritter Klasse — was ja in den durchgehenden Wagen sehr leicht geschehen kann — in einem Abteil erster Klasse Platz, in welchem zwei „feine Jüdinnen" — ich brauche diese mir unsympathische Bezeichnung der historischen Treue wegen nach dem Bericht der christlichen Dame — sich befinden. Die beiden Jüdinnen, die nach den in letzter Zeit vorgekommenen Eisenbahnüberfällen auch einen Ueberfall befürchten mochten, sahen die so plötzlich hinzugekommene Dame, die sich gar nicht wieder entfernen zu wollen schien, wiederholt befremdet an, worauf dem Eindringling die geflügelten Worte entfahren: „Was sehen Sie mich denn so an? Chuzpe!" Das letzte „Unverschämtheit" bedeutende Wort sollte die Jüdinnen gewissermaßen niederschmettern, ihnen sagen, daß sie als Jüdinnen erkannt seien und darum ganz ruhig sein sollten. Das Pikanteste an der Geschichte aber ist, daß die christliche Dame den ganzen Vorfall einem ihr bekannten Juden, dem Schreiber dieser Zeilen, erzählt, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß dieser die „Chuzpe" ganz auf ihrer Seite finden könnte. Dieses den beiden „feinen" Jüdinnen und mir gegenüber gezeigte abgestumpfte Gefühl bei einer sonst intelligenten und durchaus nichtantisemitischen Frau ist nur möglich in einem Lande, in welchem der gesellschaftliche Antisemitismus gepflegt wird. Und was, Herr Pastor, denken Sie wohl, daß der Schreiber dieser Zeilen auf die Erzählung erwidert hat? Nicht ein einziges Wort. Er lächelte selbst nur — innerlich und dachte: o simplicitas! Das sancta konnte er nicht übers Herz bringen.

Nun ein zweites Geschichtchen.

Die Frau eines jüdischen Arztes erzählt einer christlichen Bekannten, gleichfalls Frau eines Arztes, in Gegenwart ihrer zwanzigjährigen Tochter etwas und erwähnt in der Erzählung einer Entbindung. Nachdem das zwanzigjährige Fräulein entfernt war, macht die christliche Frau der Jüdin Vorwürfe, daß sie in Gegenwart eines jungen Mädchens von einer Entbindung spreche. Die Jüdin erwidert, dabei sei doch absolut nichts. Selbst bevor man auch nur auf den Gedanken gekommen sei, daß man die Kinder über geschlechtliche Dinge vorsichtig aufzuklären habe, habe man in durchaus anständigen Familien, besonders in Gegenwart erwachsener Mädchen von zwanzig Jahren das

Wort Entbindung zu erwähnen keinen Anstand genommen. Worauf dem Gehege der Zähne der Christin die geflügelten Worte entfahren: „In unseren germanischen Kreisen weht eine reinere Luft".

Die Jüdin war wie niedergeschmettert. Nicht sowohl wegen dieser Worte an sich, sondern weil ihr ebenso wie dem Schreiber dieser Zeilen die — „Vergangenheit" der Christin bekannt ist. Sie, Herr Pastor Stöcker, hätten ihr zum Beispiel zur Trauung nicht den Myrtenkranz gestattet. Sie lebte außerdem über ein Jahrzehnt in wilder Ehe, und dem jüdischen Gatten der hier in Rede stehenden Jüdin sowie einem anderen jüdischen Freunde des wilden Ehemannes und zum nicht geringen Teile dem Einflusse meiner Wenigkeit ist es nicht ohne große Mühe, da allerlei Schwierigkeiten im Wege standen, gelungen, durchzusetzen, daß die wilde Ehe der Frau, in deren germanischen Kreisen die reinere Luft weht, legalisiert und die Kinder legitimiert wurden. Ich selbst war Zeuge bei dem standesamtlichen Akte. Was glauben Sie wohl, Herr Pastor, daß ich über die reinere Luft in den germanischen Kreisen dachte? Da die betreffende Christin, die im Uebrigen eine tüchtige und besorgte Gattin und Mutter ist, nicht zugegen war, erlaubte ich mir furchtbar zu lachen. Dann aber wurde ich nachdenklich und kam zu dem Schlusse, daß der Ausspruch von der „reineren Luft" aus solchem unberufenen Munde nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht der gesellschaftliche Antisemitismus, auf den Sie, Herr Pastor, sich so viel zugute tun, die christliche Bevölkerung, selbst wenn sie nicht schon antisemitisch durchfressen ist — die hier in Rede stehende Christin ist nicht eine Spur antisemitisch — Juden gegenüber sich so manches zu gestatten gewöhnt hätte, genau so wie die russische Leibeigenschaft und die Sklaverei in den Vereinigten Staaten selbst bei sehr gebildeten Russinnen und Amerikanerinnen die Gewohnheit erzeugt hätte, den Leibeigenen und Negern gegenüber jedwelches Schamgefühl abzulegen.

Wenden wir uns jetzt aber Männern zu und höheren Gesellschaftsstufen.

Es war einmal. — So muß ich nämlich anfangen, nicht weil das Geschichtchen, das ich jetzt erzählen will, ein Märchen ist, sondern weil der Anfang der Geschichte einige Jahrzehnte zurückliegt. Also es war einmal ein christlich-germanischer Jüngling, der zu einem jüdischen Bankier in die Lehre ging. Es war dies zu einer Zeit, als Sie, Herr Pastor, es noch nicht mit Ihrer christlichen und priesterlichen Pflicht vereinigt hatten, den gesellschaftlichen Antisemitismus zu predigen. Jener Jüngling war ein und ein Vierteljahr in dem Geschäft bei dem jüdischen Bankier und in diesen fünf Vierteljahren gelang es ihm, fünftausend Thaler — es war noch vor der neuen Reichswährung — zu unterschlagen. Der Bankier, der nicht durch eine Anzeige die Laufbahn eines jungen Menschen aus anständiger Familie zerstören wollte, begnügte sich ihn zu entlassen, nachdem er sich einen Schein hatte ausstellen lassen, in welchem der junge Mann seine Unterschlagung eingesteht und sich zur Zurückzahlung des unterschlagenen Geldes verpflichtet. Jahre vergingen. Der junge Mensch hatte sich der militärischen Laufbahn zugewendet und hatte großen Erfolg. Er stieg von Stufe zu Stufe, war Prinzenerzieher, und als er starb, hatte er nur noch zwei Sprossen zu erklimmen, um auf der allerhöchsten sich zu befinden. Der jüdische Bankier begegnete öfter dem bereits hohen Offizier und forderte ihn auf, den bedenklichen Schein einzulösen. Unter allerlei Ausflüchten wurde dies immer abgelehnt und als der Bankier ihn warnte, daß er, der Bankier, ja sterben und die Erben nicht so nachsichtig sein könnten, antwortete der Offizier: „Sie sind so gesund und werden am Ende noch länger leben als ich." Wie aber das Schicksal es manchmal so will, starb der Bankier wirklich ziemlich plötzlich nach ganz kurzem Krankenlager. Der älteste Erbe, ein Schwiegersohn des Verstorbenen, übernahm die Regulierung des Nachlasses und mußte nun im Interesse der übrigen Erben auch für die Einlösung des Scheines Sorge tragen. Er wie die übrigen Erben hatten zum ersten Mal von der heiklen Angelegenheit Kenntnis erhalten. Er begab sich zu dem hohen Offizier, verhandelte lange mit diesem und es kam zu einem Vergleich, nach welchem der Offizier die betreffende Summe ohne Zinsberechnung in monatlichen Raten zurückzuzahlen sich verpflichtete, selbstverständlich gegen Aushändigung des verfänglichen Dokuments. Und das erste, was der Offizier tat, als er den ursprünglichen Schein vernichtet hatte, war, daß er dem nachsichtigen Herrn erklärte: „Nicht wahr, jetzt kennen wir uns nicht weiter." Ob dem jüdischen Herrn an der Bekanntschaft dieses Offiziers mit so seltsamen Charakteranlagen viel gelegen war, weiß ich nicht. Aber es kommt noch besser. Als die 15 000 Mk. bis auf 600 abbezahlt waren, starb auch der Offizier, damals schon ein sehr hoher Offizier. Der jüdische Herr, seines Zeichens ein Arzt, begab sich zu der Witwe wegen der Restsumme. Die Dame ließ ihm gegenüber durchblicken, es handle sich ja wohl um eine Wucherschuld. Er möchte doch für das Geld einige alte Sachen übernehmen, die er als Jude ja sicher gut zu verwerten wissen werde. Welche Gefühle dem Vertreter der Erben gegenüber dieser Offiziersdame damals beseelten, kann sich wohl jeder leicht ausmalen. Er erwiderte indessen nur, seine Familie sei zwar nie reich gewesen, habe aber immer ihre alten Sachen verschenkt, und so wisse er nicht recht Bescheid im Verwerten alter Sachen. Der Name des betreffenden Offiziers ist trotzdem dem jüdischen Arzt, der dies allerdings versprochen haben mag, einem Fremden gegenüber niemals über die Lippen gekommen, obwohl diese krasse Undankbarkeit und der Gedanke, daß sein Schwiegervater für seine seltene Gutmütigkeit noch nach dem Tode als Wucherer hingestellt werde, Versuchung genug gewesen wären.

Wie, Herr Pastor, denken Sie sich, daß Juden sich solchem gesellschaftlichem Antisemitismus gegenüber fühlen mögen? Und was zum Beispiel denken Sie über jenen Berliner Universitätsprofessor, der, obwohl er nicht zur theologischen Fakultät gehört, gern den frommen Christen herausbeißt und Antisemit ist, weil die Juden den Christen die besten (!) Stellen und höchsten (!!) Orden wegnehmen, und der eine Familie, die er nie gesehen und die ihm nichts getan hat, Judenbande tituliert, um wenige Wochen später an dieselben Leute sich persönlich mit einer Bitte zu wenden?

Glauben Sie, Herr Pastor, daß Sie mit solchen Christen Ehre einlegen bei Juden und bei nur halbwegs anständig denkenden Christen, daß solche Männer und Frauen vielmehr das Christentum Andersgläubigen gegenüber einigermaßen blamieren? Sehen Sie, während der jetzigen jüdischen hohen Feiertage bittet jeder Jude während des Gottesdienstes Gott, er möge ihm verzeihen, wenn er etwa irgend jemand grundlos feind gewesen ist. Und Sie sind Priester einer Religion, die die Feinde zu lieben vorschreibt, und dennoch lehren Sie und rühmen sich des Erfolges dieser Ihrer Lehre, daß Christen Leuten, die ihnen nichts zu leid getan haben, die sie nicht einmal kennen, nicht nur feindlich gesinnt seien, sondern auch sie feindlich behandeln, ihnen das Leben vergällen, die Existenz erschweren sollen usw.? Kommt Ihnen niemals der Gedanke, daß nicht nur jene oben geschilderten Leute und erst recht die Vollblut-Antisemiten, ja daß Sie selbst das Christentum in den Augen der Andersgläubigen herabsetzen?

Sie werden wahrscheinlich sagen: die Juden blamieren sich ja auch durch ihre Betrüger, Wucherer ꝛc. Aber Sie vergessen, daß es Betrüger und Wucherer und sonstige Verbrecher bei allen Konfessionen, Nationen und Rassen gibt. Ich habe den christlichen Helden der oben erzählten Geschichtchen nicht zum Vorwurf gemacht, daß die eine den Bahnfiskus betrogen, die andere in wilder Ehe gelebt, der

dritte unterschlagen hat usw. Diese Sünden sind interkonfessionell. Der jüdische Betrüger betrügt nicht minder Juden wie Christen, und er handelt nicht unrecht gegen den Christen, sondern gegen den Dummen, Unerfahrenen, Leichtsinnigen 2c. Die obigen Geschichtchen sind erzählt worden, weil es sich um Heldentaten handelt, die man sich nur Juden gegenüber zu schulden kommen läßt, weil es Juden sind, und weil sie richtiger als der Betrug, der Wucher Juden, diejenigen Christen charakterisieren, die dem gesellschaftlichen Antisemitismus huldigen, manchmal selbst, ohne es zu wissen, gewissermaßen leicht infiziert durch die in der Luft umherschwebenden Miasmen.

Sie werden vielleicht ferner sagen: Was sollen ein paar Einzelfälle groß bedeuten! Darauf erwidere ich, daß es sich um einige der zu meiner Kenntnis gelangten Fälle handelt, der ich von allem Treiben mich fern halte und Wert darauf lege, auch einen ganz kleinen Bekanntenkreis zu haben. Ich weiß aber, daß andere sehr viel mehr solcher Geschichten erzählen können. Und operieren nicht gerade die Antisemiten mit Einzelfällen, die sie aufbauschen und für die sie dann die ganze Judenheit verantwortlich machen? Ich behandle die hier erzählten Fälle durchaus als Einzelfälle und behaupte nur, daß die Lehre vom gesellschaftlichen Antisemitismus die nicht taktfesten Christen leicht zu solchen Häßlichkeiten verleitet, die sie keinem andern gegenüber sich zu schulden kommen lassen würden, und wegen deren sie vielleicht sich selbst schämen. Ein Jude.

Die Krankenkassen der Deutschnationalen Handlungsgehilfen.

Die Diskussionen, die immer wieder in die Öffentlichkeit über die Leistungen der Deutschnationalen Kranken- und Begräbnis-Kasse in Hamburg im Vergleich zu denjenigen der Ortskrankenkasse für kaufmännische Geschäfte in Hamburg geführt werden, sowie der Wunsch, Klarheit zu schaffen über die Richtigkeit der Behauptung der Deutschnationalen Kranken- und Begräbnis-Kasse in Hamburg, sie sei nicht nur der Ortskrankenkasse für kaufmännische Geschäfte in Hamburg überlegen, sondern auch „die leistungsfähigste kaufmännische Hilfskasse", haben unbeteiligte Interessenten des Krankenkassenwesens, die keiner der in Frage stehenden Kassen näher stehen, veranlaßt, den bekannten Statistiker und Soziolpolitiker R. E. May zu ersuchen, die Leistungen derselben einer Prüfung zu unterziehen und deren Resultat zu veröffentlichen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung liegen nunmehr in einem soeben bei C. Boysen, Hamburg erschienenen Werkchen vor; es sei gleich vorweg bemerkt, daß die Feststellungen des Verfassers geradezu vernichtend für die Krankenkasse des antisemitischen Verbandes sind, an dessen Spitze der antisemitische Reichstagsabgeordnete Schack steht.

Die Vergleiche werden mit der Ortskrankenkasse für kaufmännische Geschäfte in Hamburg und den freien Hilfskassen des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen, des Vereins der deutschen Kaufleute (Berlin), des Handlungsgehilfenvereins zu Breslau, des Vereins für Handlungs-Kommis von 1858, und des Kaufmännischen Vereins zu Frankfurt angestellt und haben folgende Resultate ergeben:

Die Deutschnationale Krankenkasse ist die leistungs**un**fähigste aller zentralistischen kaufmännischen freien Hilfskassen, die gleiche Leistung ist dem „mittleren Mitgliede" bei der Deutschnationale zwischen 17 Proz. (eigentlich zwischen 26 Proz.) und 55 Proz. teurer zu stehen gekommen, als bei den übrigen kaufmännischen freien Hilfskassen (im Vergleich zu den größten derselben um 40,5 Proz. resp. 38,2 Proz. teurer), bei denen die Verwaltungskosten zwischen 5,7 Proz. und 13 Proz. der Gesamtausgaben variieren, gegen 22 Proz. bei der Deutschnationalen. (Bei der Ortskrankenkasse betrugen sie 10 Proz.)

Im Durchschnitt sämtlicher zentralistischen kaufmännischen freien Hilfskassen und der Ortskrankenkassen, aber ohne die Deutschnationale, betragen die Verwaltungskosten 11 Proz. der Gesamtausgaben, gegen 12 Prozent bei der Deutschnationalen. (Pro Mitglied Mk. 2.81, gegen Mk. 5.11.) Der Verwaltungsapparat der Deutschnationalen arbeitet also gerade nochmal so teuer als durchschnittlich der Verwaltungsapparat sämtlicher von uns untersuchten Kassen, — also auch sämtlicher zentralistischen kaufmännischen freien Hilfskassen.

Ferner hat die Untersuchung ergeben, daß der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband darum neuerdings die Errichtung einer zentralistischen staatlichen Krankenkasse für Handlungsgehilfen betreibt und damit selbst einer so außerordentlich angepriesenen und zu Werbungszwecken benutzten Kasse das Todesurteil spricht, weil er sieht, daß seine Kasse mit ihren bisherigen Beiträgen trotz ihrer geringeren Leistungen nicht in der Lage sein wird, ihre in der Zukunft liegenden Verpflichtungen zu erfüllen. Bereits Ende 1909 wird der fünfjährige Ausgabendurchschnitt um (mindestens) über 50 Proz. größer sein als das Kassenvermögen, — wenn nicht eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge in solchem Umfange eintritt, wie er schon aus Konkurrierungsrücksichten als ausgeschlossen gelten muß.

Die Deutschnationalen machen besonderes Aufheben von ihrem Reservefonds. Wie wenig Berechtigung das hat, zeigt der Verfasser. In den Jahren 1903, 1904, 1905 hatte die Kasse 9050, 11 501, 13 423 Mitglieder. Ein gleiches Wachsen zu Grunde gelegt, ergibt für 1909 einen Mitgliederbestand von 21 000, also für 1905-1909 eine durchschnittliche Zahl von 16 000 Mitgliedern. Das würde bei einer Ausgabe von 29,19 Mk. pro Mitglied, 467 000 Mk. Gesamt-Jahresausgabe im Mittel des Jahres 1905-1909 ergeben, und in dieser Höhe müßte der Reservefonds vorhanden sein; nach Einnahmen und Ausgaben ergibt sich aber nur ein Bestand von 310 000 Mk. und damit ein Fehlbetrag von 51 Proz. Der jetzt mit so viel Wichtigkeit betonte Ueberschuß des Vermögens über den fünfjährigen Durchschnitt wird sich also in wenigen Jahren in ein bedeutendes Minus verwandelt haben. Aber voraussichtlich wird die Kasse weit ungünstiger abschneiden, da die Voraussetzung, daß die Ausgabe pro Mitglied in den nächsten vier Jahren nicht steigt, unerfüllbar ist. Diese Lage der Kasse muß natürlich zur äußersten Sparsamkeit anspornen und somit auch die Behandlung der Mitglieder beeinflussen. Erfahrungsgemäß hat solche Reduktion der Leistungen aber wieder eine entsprechende Fahnenflucht der Mitglieder zur Folge. Schon bisher ist der Prozentsatz der Mitglieder, die aus irgend welchen Gründen aus der Kasse ausscheiden, größer als bei den anderen Kassen.

In zwei Fällen ist die Deutschnationale Kasse allen andern überlegen, das sind erstens die Verwaltungskosten, die bei ihr durchschnittlich doppelt so hoch sind als bei den andern freien Hilfskassen und zweitens die Strafen; für nicht rechtzeitige Zahlung der Beiträge nimmt die Kasse Verzugsgebühr. Bei 11 501 Mitgliedern in 1904 vereinnahmte sie hierfür allein 6250,70 Mk., ferner Ordnungsstrafen 280,15 Mk., zusammen 6530,85 Mark. Die Kasse des Verbandes der Handlungsgehilfen mit 33 500 Mitgliedern vereinnahmte in demselben Jahre 1340,95 Mk. Strafgelder, die Kasse des Vereins der deutschen Kaufleute mit 6403 Mitgliedern hatte 119,40 Mk. Strafgelder. Um diese Leistungsfähigkeit der Deutschnationalen Krankenkasse in Verwaltungskosten und Strafgeldern wird aber niemand die Mitglieder dieser Kasse beneiden.

Stellt man diesen Feststellungen gegenüber, daß es in den Flugblättern der deutschnationalen Presse hieß: „Dieser Entwickelung hat keine andere kaufmännische Hilfskasse etwas Aehnliches gegenüberzustellen" und „Sie hat sich finanziell so günstig entwickelt, daß sie vor kurzem ohne

Beitragserhöhung den Geschlechtskranken dieselbe Krankenfürsorge eingeräumt hat, wie sie alle übrigen Kranken genießen", so scheint es fast, als habe man damit die Kreise verhöhnen wollen, an die man sich wandte. Nebenbei ist die Entschließung, Geschlechtskranke wie alle andern Kranken zu behandeln, eine Notwendigkeit geworden, denn sonst wäre die Deutschnationale Kasse nicht mehr den Anforderungen des § 75 des K.-V.-G. gerecht worden. Sie hätte dann nicht mehr den Ortskrankenkassen als gleichwertig gegenübergestanden.

Das Kapitel „Geschlechtskrankheiten" in dem Geschäftsbericht der Deutschnationalen ist überhaupt ein ganz besonders interessantes durch die Feststellung der abnormen Höhe der Geschlechtskranken unter den Deutschnationalen. Die Geschlechtskrankheiten machten im Durchschnitt der Jahre 1901—1904 9,3 Proz. aller Erkrankungen aus; es litten von ihnen daran im Durchschnitt dieser Jahre jährlich 8,1 Proz. der Mitglieder. In einzelnen Verwaltungsstellen stieg der Prozentsatz der Geschlechtskrankheiten zu unglaublicher Höhe: 1903 in Hannover auf 62,8 Proz., in Königsberg gar auf 76,7 Proz., 1904 betrug er in Tilsit 22,5 Proz., in Danzig 26,6 Proz., in Bromberg 27,2 Proz. Wenn dieser Prozentsatz im Westen im allgemeinen sinkt — Bochum 1904 auf 1,5 Proz. —, so müssen hier wohl auch örtliche Verhältnisse eine Rolle spielen. Es ist daher auch hierdurch als unzutreffend erwiesen, wenn die Deutschnationalen in ihrem „Vorzüge" betitelten Propagandablatt unter II, 1, sagt: „Die Deutschnationale Krankenkasse wird nicht beeinflußt von ungünstigen örtlichen Gesundheitsverhältnissen."

In der Hauptsache allerdings dürften dem durchschnittlich hohen Prozentsatz der Geschlechtskrankheiten nicht örtliche, sondern andere Verhältnisse zugrunde liegen.

Nachdem die neuere Forschung den Zusammenhang der Geschlechtskrankheiten mit dem Alkoholgenuß festgestellt hat*), liegt der Gedanke nahe, daß der hohe Prozentsatz nicht nur der Geschlechtskrankheiten, sondern die hohe Krankheitsrate der Deutschnationalen überhaupt — jedenfalls nicht in letzter Linie — auf denselben zurückzuführen ist, und zwar wird der Gedanke noch dadurch besonders nahe gelegt, daß besagter „Geschäftsbericht" (vom Juni 1905) mit einem Hinweis auf den übermäßigen Alkoholgenuß schließt, den er in unverhältnismäßiger Breite behandelt. Da wird nach der Bemerkung, daß der Alkoholgenuß „einen besonders großen Anteil" an der Schwächung der Widerstandskraft des Körpers und daher an allen Krankheiten, namentlich den chronischen, habe, als typisch berichtet: „Schrieb uns doch noch in den letzten Tagen ein Kollege, der schon deutlich wahrnehmbare Spuren von Herzmuskelschwäche und Leberschwellung hatte, daß er täglich etwas Wein und drei Krüge Bier trinke und dieses zum Leben notwendig sei!" Wenn in einem knapp gehaltenen Geschäftsberichte über 2 Jahre, der inklusive „Kassen- und Vermögensrechnung" nur drei und eine halbe Seite umfaßt, und manche wichtige Mitteilung nicht enthält, Platz für solche Geschichtchen ist, dann dürfte in dem Satz desselben: „Wie zweckmäßig gerade die Aufklärung über die Gefahren des Alkoholgenusses ist, haben wir häufig erfahren", das Wort häufig mehrfach zu unterstreichen sein. Darauf weist auch § 8 Ziffer 3 der Satzungen der Deutschnationalen, — dessen Analogon man in denjenigen der Ortskrankenkassen vergeblich sucht —: „Falls Mitglieder sich die Krankheit vorsätzlich oder durch schuldhafte Beteiligung an Schlägereien oder Raufhändeln, oder durch Trunk zugezogen haben, erhalten sie kein Krankengeld." Darauf weist ferner auch der ganz abnorm hohe Prozentsatz der Selbstmorde unter den Todesfällen hin. Die Selbstmorde bilden seit Bestehen der Deutschnationalen Kasse 12 Proz., im Jahre 1904 allein gar 16 Proz. der Todesfälle (5 von 32), gegen nur 3,73 Proz. Selbstmorde unter den Todesfällen der männlichen Mitglieder der Ortskrankenkasse (6 von 161). Der Prozentsatz der Selbstmorde ist also bei der Deutschnationalen mehr als 4 mal so groß als bei der Ortskrankenkasse. Von der mittleren Zahl der männlichen Mitglieder betrug der Prozentsatz im Jahre 1904 bei der Ortskrankenkasse 0,284 Proz., bei der Deutschnationalen 0,505 Proz. (6 von 21 125 resp. 5 von 9902), also rund das Doppelte.

Gerade zu rechter Zeit kommt das Buch von May, denn in diesem Monat wird die Werbetrommel gerührt, um Mitglieder anderer Kassen zur Kündigung der Mitgliedschaft in diesen zu veranlassen und der Deutschnationalen Kasse beizutreten. Auch an die Prinzipale versenden die Deutschnationalen ihre Werbebriefe, damit diese ihrem Personal den Beitritt empfehlen sollen. Nach der Aufklärung, die ein Unparteiischer in dem genannten Buche gibt, wird hoffentlich niemand mehr die Torheit begehen, der Deutschnationalen Kasse den Vorzug zu geben. Aber diejenigen, die da einsehen, daß sie getäuscht wurden, als sie den Flugblättern der Deutschnationalen Kasse Glauben schenkten, haben (worauf die „Freis. Ztg." mit Recht hinweist) im September allein die Möglichkeit ihrer Mitgliedschaft bei der Krankenkasse und dem antisemitischen Verbande zu kündigen unter Einsendung ihrer Beitragsquittung für das zweite Halbjahr an die Verwaltung in Hamburg. Die Wirkung des oben genannten Buches auf alle denkenden Mitglieder der Kasse wird die sein, daß sie schleunigst den Antisemiten den Rücken kehren. Die Auswahl an guten kaufmännischen Krankenkassen ist groß genug, niemand hat nötig, die Geschäfte des Antisemiten Schack und seiner Heilsjünger zu unterstützen.

Aus dem antisemitischen Lager.

□ **Aus dem Reichstagswahlkreis Weimar** wird uns geschrieben: Die Antisemiten gedenken sich 1908 in unserem Reichstagswahlkreis einzunisten. Dieser Plan wurde schon kurz nach der Reichstagsersatzwahl in Eisenach, die für die Antisemiten glücklich verlief, gefaßt. Wie wir nunmehr aus guter Quelle erfahren, schweben jetzt zwischen den Konservativen, dem Bunde der Landwirte und der Deutschsozialen Partei Verhandlungen, die daraufhin abzielen, bei der nächsten Reichstagswahl mit einer Sonderkandidatur auf dem Plan zu erscheinen. Schon jetzt geben sich diese unter antisemitischer Führung Alliierten die denkbar größte Mühe, den gewerblichen Mittelstand zu umschmeicheln und für sich zu gewinnen. Ganz so hat es ja auch in Eisenach angefangen. Das führende nationalliberale Blatt des Wahlkreises, die Zeitung „Deutschland", fühlt sich daher zu folgender, nicht unberechtigter Warnung veranlaßt:

„Der antisemitische Reichstagsabgeordnete Lattmann hat es übernommen, den Boden für ein Kompromiß vorzubereiten. Vorsicht ist hier am Platze, besonders auch für die Nationalliberalen. Diejenigen Parteien, die man sich gewöhnt hat, unter dem Sammelnamen der Antisemiten zusammenzufassen, sind jetzt schon für die nächste Reichstagswahl eifrig an der Arbeit."

*) Auf dem zehnten internationalen Kongreß zur Bekämpfung des Alkoholismus, der Mitte September 1905 in Budapest tagte, hielt Forel einen Vortrag über „Alkohol und Geschlechtsleben", in dem er statistisch darlegte, daß die Mehrzahl der venerischen Infektionen unter Alkoholwirkung stattfindet. Nach dem Geschäftsbericht der Deutschnationalen und dem Jahresbericht der D. H. V. (S. 67) erhält jedes neue Mitglied der Deutschnationalen das „Merkblatt" der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, dessen Punkt 8 lautet: „Eine außerordentlich große Anzahl von venerischen Ansteckungen kommt im Rausch zustande; viele werden durch Alkoholgenuß verschlimmert. Auch dadurch richtet der Alkoholismus viel Unheil an."

Vor einigen Tagen hatte dieser Abgeordnete Lattmann eine der mit Recht so be—rühmten Versammlungen aller „nationalen" Wähler in Weimar einberufen. Man segelt also auch in Weimar unter falscher Flagge. In dieser Wählerversammlung teilte der Abg. Lattmann zunächst mit, daß der angekündigte Redner, der antisemitische Oberlandesgerichtsrat v. Richthofen am Erscheinen verhindert sei, da er an einer Vorstandssitzung der Deutschsozialen Partei in Hamburg teilnehme. Der Antisemit v. Richthofen soll im Jahre 1908 in Waldeck gegen den Freisinnigen Potthaf kandidieren. Lattmann sprach dann über das beliebte Vexierthema: „Grundlagen und Forderungen einer gesunden Wirtschafts- und Sozialpolitik." Mit mittelstandsfreundlichen Phrasen lockt man auf antisemitischer Seite die Wähler auf den Leim. Festgenagelt zu werden verdient die Aeußerung des Herrn Lattmann: Volksfeindlich sei nur eine agrarische Politik. Dabei humpeln die Antisemiten meist auf agrarischen Krücken in den Reichstag. Die Handelskammern bezeichnete er als Vertreter der Großindustrie und des Bankwesens. Seine Stellung in der Judenfrage erörterte Lattmann ausführlich. Den Einfluß des Judentums, namentlich auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, halte er für schädlich aus sittlichen und wirtschaftlichen Gründen. Den Beweis hierfür blieb er, wie immer, schuldig. Das Abrücken von Ahlwardt und Pückler scheint jetzt deutschsoziale Parteiparole zu sein. Lattmann erklärte: Der widerwärtige Radau-Antisemitismus der Pückler und Ahlwardt sei sittlich unberechtigt.

Nur sittlich? — Der Radau-Antisemitismus ist eine so spezifische Reinkultur aller antisemitischen Gruppen, daß ihnen das Abschütteln der Antisemitengrößen nicht viel nützen dürfte. Geradezu Borniertheit setzt der Antisemit Lattmann bei seinen Versammlungszuhörern voraus, wenn er mit der unschuldigsten Miene erzählt, weil die Sozialdemokraten gegen die Börsen- und Champagnersteuer gestimmt haben, sei zu erkennen, daß zwischen der roten und goldenen Internationale vielfache Beziehungen bestehen. Solche Ammenmärchen dokumentieren zu deutlich, daß die Verhetzung der einzelnen Volksgruppen nach wie vor antisemitisches Grundprinzip ist und bleiben wird. Man wird dem Eindringen der Antisemiten in unseren Wahlkreis auch weiterhin ein wachsames Auge schenken müssen.

Die deutsche Presse bezeichnen als „elende Judenmache", wie man uns schreibt, antisemitische Flugblätter, die in Thüringen verteilt werden. In diesem neuesten Hetzblatt heißt es u. a.:

„Die gesamte Judenpresse (und unsere Presse ist es fast durchweg) ist ein ganz gewöhnliches Geschäft. Ja — diese Judenpresse in unserem Vaterlande — was hat sie alles mit dazu beigetragen, unser Volk abwärts zu führen — auf jedem Gebiet. Oder wer sollte behaupten, daß es aufwärts gehe? Auf dem Gebiete der nationalen Politik hat es die Judenpresse verstanden „die öffentliche Meinung" über die vom Judentum drohenden nationalen Gefahren „einzulullen", hat es so verstanden, der jüdischen Aristokratie Zeit zur Befestigung und Ausdehnung zu gewinnen, hat die „Bauernfängerei der Börse" durch ihre Schlepperdienst unterstützt, hat alle politischen, religiösen, sozialen Bestrebungen, welche den jüdischen Interessen diese Hilfeleistung nicht gewährten, bekämpft, bis aufs Blut, aber die gestützt, welche mittaten. Auf jedem anderen Gebiet ist es so. Noch ein Beispiel: Die Kunst. — Jeder Jude, welcher auf künstlerischem Gebiete als Literariker (!) oder Dramatiker nur „etwas" leistet, erfreut sich einer umgehenden, wohlwollenden Kritik. Wie ist es beim Nichtjuden? Nimmt man es da auch so ernst seinen Ruf zu befestigen oder zu gründen? Elende Judenmache, genug davon."

An diese frivolen Unterstellungen schließt sich ein an Gehässigkeiten reicher, von Schmähungen gegen den Besitzer der „Frankfurter Ztg." Leopold Sonnemann triefender Artikel, der das Jubiläum der „Frankfurter Ztg." kritisiert. Es heißt, den Verfassern dieses Hetzflugblattes zu viel Ehre antun, wollte man auf diese Pauschalverleumdungen näher eingehn; wie registriren es auch nur als Dokument für die Art und Weise, mit der im antisemitischen Lager aus Prinzip mit der Unwahrheit operiert wird.

Das Kröfell'sche Organ und das „Pyritzer Kreisblatt", die sich Jahre hindurch auf das heftigste bekämpft, hatten den Versuch gemacht, sich wieder zu vertragen. Im Verlauf einer Privatklage des Redakteurs Dr. Kaufhold vom „Kreisblatt" gegen den Redakteur Kemper vom „Mittelstand" war im Sühnetermin eine Einigung erzielt worden; in dem Protokoll heißt es: „Dr. Kaufhold verzeiht dem Redakteur Friedhelm Kemper die für ihn in obigen Artikeln ausgesprochenen Beleidigungen. Der Redakteur Kemper erklärt, daß ihm die Absicht der Beleidigung in den angeführten Artikeln fern gelegen hat, und daß er die nach Ansicht des Dr. Kaufhold beleidigenden Worte und Ausbrüche zurücknehme, und daß er den Tenor dieser Sühneverhandlung im redaktionellen Teil „des Mittelstandes" unter der Rubrik „Lokales und Provinzielles" innerhalb drei Tagen aufzunehmen sich verpflichte. Beide Teile verpflichten sich, in Zukunft den parteipolitischen Kampf rein sachlich und ohne Hereinziehung von privaten und persönlichen Angelegenheiten der Redakteure, beziehungsweise Verleger beider Blätter zu führen." — Der Friede zwischen den beiden Kampfhähnen hat jedoch nicht lange gedauert. Das Kröfell'sche Blatt machte zu dem Vergleich einige Randbemerkungen, die das „Kreisblatt" zu folgendem Proteste veranlaßten:

„Der „Mittelstand" begleitet diese Notiz (den Vergleich) selbst wieder mit einem Kommentar, der an sich unseres Erachtens vollkommen überflüssig war, gegen den wir aber nicht polemisieren wollen, da sonst der alte Hader leicht wieder entfacht werden könnte. Wir stellen nur kurz fest, daß das „Kreisblatt" bisher den persönlichen Kampf nicht geführt hat, was am besten wohl daraus hervorgeht, daß bisher weder Herr Abg. Kröfell noch irgend einer seiner Redakteure oder der sonstigen ihm nahestehenden Personen den „Kreisblatt"-Redakteur wegen Beleidigung vor den Schiedsrichter zu laden gezwungen waren. Daß wir die Tätigkeit des Abg. Kröfell sachlich kritisieren, ist unser gutes Recht. Privat- und persönliche Dinge des Abg. Kröfell bezw. seiner Anhänger sind aber bisher nicht von uns erörtert worden und werden dies auch in alle Zukunft nicht. Daß wir auch dem politischen Gegner verzeihen, wenn er sein Unrecht einsieht und die beleidigenden Worte und Ausdrücke zurücknimmt, ist nur christlich gehandelt und dieses Christlichhandeln darf man auch im parteipolitischen Kampfe nicht außer acht lassen."

Die Versetzung des Pyritzer Gymnasialdirektors Dr. Wehrmann, des konservativen Hauptgegners Kröfells, nach Kolberg, hat dem „Mittelstand" Anlaß zu einem maliziösen Abschiedsgruß gegeben, auf den das „Kreisblatt" also repliziert:

„Wir müssen vor allem dem „Mittelstand" beziehungsweise Herrn Abg. Kröfell das Recht absprechen, in dieser Beziehung (in der Mittelstandsfrage) irgend ein sachverständiges Urteil abzugeben. Herr Abg. Kröfell ist als Vertreter des Deutschen Volksbundes gewählt, hat erst nach der Niederlegung seines Pfarramtes das Mittelstandsmäntelchen angezogen und irgend einen Erfolg für den Mittelstand bisher nicht erreicht. Wie sagte doch der Abg. Dr. Förster, Vertreter des Deutschen Volksbundes für Neustettin, als er 1897 aus der antisemitischen Fraktion austrat: Mittelstand und Mittelstand — darauf fingen wir jetzt, ohne daß recht ersichtlich wird, was wir wollen und was wir nicht wollen? Dieser Satz paßt auch auf den Abg. Kröfell. Von irgend einer „gesunden, königstreuen, die besten und treuesten Volksteile in sich schließenden Mittelstands-Bewegung" haben wir bei ihm noch nichts gesehen."

Und so weiter mit wenig Grazie!

Pücklers Kriegskasse verschwunden. In nächster Woche kehrt Graf Pückler-Klein-Tschirne von der Festung Weichselmünde zurück, wo er unfreiwillig Sommerwohnung genommen hatte. Seine Berliner Anhänger planten eine große Demonstration für ihn. Ihre Freude ist jetzt zu Wasser geworden: die rote Pückler-Fahne hat der frühere Leiter der Vereinigung, ein Kaufmann in der Prenzlauer-Allee, in Verwahrung und gibt sie nicht eher heraus, als bis ihm seine Auslagen für die Versammlungen zurück-

erstattet werden. Das kann aber nicht geschehen, denn — was das Schlimmste ist — auch die Kriegskasse, die Einnahme aus den Eintrittsgeldern der Versammlungen, ist verschwunden. Zwei junge Leute, die die Gelder im Betrage von zusammen 275 Mark verwahren sollten, sind mit dem Gelde angeblich spurlos verschwunden.

×× **Turnerisches.** Die Herren Antisemiten können die gründliche Abfuhr, die ihnen seinerzeit von der Deutschen Turnerschaft bereitet wurde, noch immer nicht verschmerzen und sie benutzen jede Gelegenheit, sich an den freiheitlich gesinnten deutschen Turnern zu reiben.

Der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, die über 100 000 Mitglieder zählt, Dr. Goetz in Leipzig, fertigt in der letzten Nummer der „Deutschen Turnzeitung“, des amtlichen Organs der Turnerschaft, diese Angriffe in folgender Weise ab, indem er schreibt:

„Durch Reinheit zur Einheit!“ Wie sich dieser Ruf der im Turnerbund vereinten antisemitischen Turner in der Praxis zeigt, geht wieder einmal aus einem Sammelsurium kindischer Angriffe gegen unsern Geschäftsführer „Turnvater Rühl“ in der Stettiner „Deutschen Hochwacht“ hervor — Angriffe, so unwahr, töricht und einem so überspannten Gehirn entsprungen, daß sie weder Widerlegung noch Berichtigung bedürfen und verdienen. —

In noch weniger anständiger und manneswürdiger Weise geht das amtliche Blatt, der „Turnerhort“, gegen den Kreis Deutschösterreich vor, der doch, weil er keine Juden in den Turnvereinen leiden wollte, aus der Deutschen Turnerschaft ausgeschieden ist. Der „Turnerhort“ denunziert den Turnverein Hohenems in Vorarlberg, indem er meldet, daß er zwar kein ausübendes jüdisches Mitglied habe, jedoch seien die zahlreichen Juden in H. fast insgesamt unterstützende Mitglieder des Turnvereins, und in den Damenriegen turnten zwei Jüdinnen, Fräulein Landauer und Fräulein Löwenberg. — Es erfolgt weiter der Rat an den Kreis Deutschösterreich, Umschau zu halten, — es befänden sich gar viele Turnvereine in seiner Mitte, die sich trotz ihrer jüdischen Angehörigen in diesem antisemitischen Kreise sehr wohl befänden, der Rat ferner, das Kriegsbeil noch einmal auszugraben mit dem Rufe: „Hinaus mit den Juden aus dem Turnkreis Deutschösterreich!“ —

Dr. Goetz schließt sein Zitat mit der Frage: „Ob die Herren Dr. Schmarda und Genossen wohl hübsch folgen werden?“ — Sie werden sich wohl hüten, denn mit der Herrschaft der Antisemiten im Turnkreise Deutschösterreich scheint es schnell bergab zu gehen

Vermischtes.

Die Juden und die Sonntagsruhe. Die „Kreuzztg.“ behauptete kürzlich, daß die jüdischen Mitglieder der Berliner Stadtverordnetenversammlung die zähesten Gegner jeder Erweiterung der „christlichen Sonntagsruhe“ gewesen seien. Dies ist natürlich ein grober Schwindel, der sich aber aktenmäßig aus dem einfachen Grunde nicht nachweisen läßt, weil bei den letzten Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlung über die Ausdehnung der Sonntagsruhe namentliche Abstimmungen nicht stattgefunden haben. Von einem Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, an das wir uns dieserhalb um Auskunft gewandt haben, ist der folgende Sachverhalt festgestellt worden:

Bei der ersten Lesung des Ortsstatuts vom 27. Oktober 1904 nahmen für den Entwurf des Magistrats, also die Ausdehnung der Sonntagsruhe, außer dem Vertreter des Magistrats, Stadtrat Weigert, die Stadtverordneten Perls, Mommsen, Dove, Hintze und Borgmann das Wort, also 6 christliche Mitglieder, darunter die beiden letzteren Sozialdemokraten, dagegen die Stadtverordneten Kämpf und Wallach, also 1 Christ, 1 Jude. In dem Ausschuß saßen 11 christliche und 4 jüdische Mitglieder; letztere waren die Herren Bamberg, Wallach, Rosenow und Singer. Der Ausschuß nahm das Statut mit 10 gegen 2 Stimmen an.

Bei der zweiten Lesung wurde ein prinzipieller Widerspruch gegen den Magistratsvorschlag überhaupt nicht laut.

Was die Vorgänge der früheren Jahre anlangt, so wurde im Jahre 1894 eine Petition, im Jahre 1899 ein sozialdemokratischer Antrag auf Ausdehnung der Sonntagsruhe mit allen gegen die sozialdemokratischen Stimmen abgelehnt.

Von einer besonderen Gegnerschaft jüdischer Mitglieder gegen die Ausdehnung der Sonntagsruhe kann also nicht die Rede sein.

Der Jude als Kulturträger in der Ostmark. Die Akademie in Posen ist als Zentralstätte deutscher Kultur gedacht. Ihre Hörer sollen Pioniere des Deutschtums sein. Das ist eine Aufgabe, die gewisse Kreise unsere jüdischen Mitbürger nicht für fähig halten. Interessant ist nun in dieser Hinsicht das Hörerverzeichnis der Akademie zu Posen. Nach den Angaben des Kultusministeriums ergab sich folgende Statistik:

Hörer.

m.	w.	ev.	kath.	jüd.	zusammen
616	523	644	196	299	1139

26,2 Prozent aller Hörer gehören also dem jüdischen Bekenntnis an. Die Akademie in Posen ist nicht die Vorstufe für Beruf, Stellung und Verdienst. Mit dem jüdischen Materialismus ist es also wieder einmal nichts.

Bescheidene Anfrage. Nach der in Bromberg erscheinenden „Ostdeutschen Rundschau“ hat ein Herr v. Riesen das Rittergut Schönwerder im Kreise Wirsitz gekauft unter der Bedingung, es an keinen Polen zu verkaufen, und nach Verpfändung seines Ehrenworts, daß er es an keinen Polen verkaufen werde, dann aber dieses Gut alsbald doch an einen Polen verkauft. Wir erlauben uns die bescheidene Anfrage, was die antisemitische Presse wohl sagen würde, wenn ein jüdischer Geschäftsmann, der nicht Edelmann ist, der auch nicht sein Ehrenwort verpfändet, ja nicht einmal das Versprechen gegeben hätte, nicht an einen Polen zu verkaufen, dies doch getan hätte. Man würde ihn für einen geldgierigen Landesverräter verschrieen und der Verachtung der ganzen Nation preisgegeben haben. Ja, die ganze jüdische Bevölkerung würde man für diesen Geschäftsmann verantwortlich gemacht haben und deklamieren: so sind diese Juden; für Geld ist ihnen alles feil. Dagegen fällt es keinem einzigen Juden ein, weil ein Herr v. Riesen so gehandelt, wie er nicht hätte handeln sollen und dürfen, die Edelsten der Nation, die Nation selber und gar die Christenheit verantwortlich zu machen. Sollten die antisemitischen Herrschaften aus diesem Vorfall nicht lernen, für die häßliche Tat eines Einzelnen nicht eine ganze Religionsgemeinschaft zur Rechenschaft zu ziehen, sondern eben nur den betreffenden Einzelnen?

Der Landwirtschaftsminister v. Podbielski wird jetzt von dem antisemitischen Reichstagsabgeordneten Raab in einer Flugschrift als „Mustermensch“ geschildert. In dem Elaborat heißt es u. a. wörtlich:

„Ich möchte aussprechen, daß mir der Minister Podbielski, wo ich ihn auch nur beobachten konnte, immer auf's Beste gefallen hat. Diese frische unbesorgte (!) Art sagte mir so zu. Und ein „kluger Kerl“ ist Pod, obgleich bei ihm nichts den Eindruck ergrübelter Wissenschaft machte! — Ich habe oft gewünscht, daß doch alle Minister so sein möchten, wie er war. Postbeamte und Landwirte waren und sind mit ihm zufrieden. Bloß die „korrekten“ (!) Leute, von denen es zur Zeit unglaublich viele geben muß, sind es nicht.“

Herr Raab gehört jedenfalls nicht zu den „korrekten“, d. h. in diesem Falle normal denkenden Menschen.

Staatsstellungen und Judentum. Mit der Ueberschrift Suum cuique erhält die „Kölnische Volkszeitung“ aus jüdischen Kreisen eine längere Zuschrift, welcher wir die folgenden Ausführungen entnehmen:

„Die Berufung des Bankdirektors Dernburg, dessen Vater als Jude geboren, dessen Mutter Christin war, zur Leitung des Kolonialamtes begleitete die „Kreuzzeitung“ mit folgenden Ausführungen: „Herr Dernburg ist jüdischer Abstammung. Der erste vom Fürsten Bismarck berufene Kolonialdirektor Kayser war es auch. Daß Dernburg noch dem Judentum angehört, ist nach unseren Informationen nicht anzunehmen. Sollte es gleichwohl der Fall sein, so würde diese Angelegenheit eine prinzipielle Bedeutung gewinnen, auf die zurückzukommen sein würde.“ Mit anderen Worten: die „Kreuzzeitung“ hat nichts gegen die Verwendung tüchtiger Männer jüdischer Abstammung im Staatsdienst einzuwenden, wenn sie den jüdischen Glauben verlassen haben — sobald dieselben Männer dem angeborenen Glauben jedoch treu bleiben, so sollen sie vom Staatsdienst ausgeschlossen bleiben. Dieser Grundsatz läuft schnurstraks der Verfassung zuwider, wird aber seit Jahren stillschweigend gehandhabt. Abgesehen davon, daß man an den Grundsätzen der Verfassung, wonach Rechtsunterschiede zwischen Preußen der verschiedenen Bekenntnisse nicht bestehen, nicht deuteln und drehen dürfte, liegt in der Gepflogenheit, glaubenstreuen Israeliten die Zulassung zu den höheren Stellen der Justiz, zur Staatsanwaltschaft, zu den meisten Zweigen der Verwaltung überhaupt, zur ordentlichen Professur und zum Offizierstand zu verschließen, ein großes Unrecht. Wir sind die letzten, die eine Zulassung von jüdischen Anwärtern befürworten wollen, die nicht in Bezug auf Charakter, Gesinnung, Fähigkeiten, überhaupt in jeder Hinsicht den strengsten Anforderungen genügen, die Amt und Stellung erfordern, aber daß es unter der nach Hunderttausenden zählenden jüdischen Bevölkerung Preußens, die sich zum großen Teile hohe Bildung erworben hat, Männer befinden, die nicht nur den gestellten Anforderungen entsprechen, sondern vermöge ihrer Intelligenz im Staatsdienst Hervorragendes zu leisten vermöchten, beweisen die im freien Wettbewerb trotz des auch dort oft hemmenden Glaubensunterschiedes von Juden errungenen Stellungen. Einen Beweis für die Befähigung jüdischer Mitbürger zum Staats- und Heeresdienst bietet schon die Tatsache, daß sich in ihm eine große Zahl von Männern bewährte, die im jüdischen Glauben groß geworden, ihn erst unter dem Zwang der Verhältnisse ablegten, um ihren Neigungen und Anlagen gemäß wirken zu können. (Einsender führt für diese Sätze eine Reihe von Personalien an.) Welches Unrecht die grundsätzliche Nichtmehrbeförderung glaubenstreuer Juden — die im Kriegsfalle ebenso ihr Leben einsetzen müssen wie ihre Kameraden — zu Reserveoffizieren darstellt — in den sechziger und siebziger Jahren kannte man diesen Grundsatz nicht — läßt die vorurteilslose Betrachtung der Führung und Leistungen der verhältnismäßig zahlreichen jüdischen Offiziere erkennen, welche sich gemäß offizieller Berichte in den Befreiungskriegen, auf den böhmischen Schlachtfeldern und 1870/71 auszeichneten und sich auf Frankreichs Boden das Eiserne Kreuz erkämpften. Alljährlich wird in Preußen eine ganze Reihe zum christlichen Glauben übergetretener Israeliten zu Offizieren und Reserveoffizieren befördert. Wie verträgt sich das mit der angeblichen Unfähigkeit der jüdischen Rasse für den Offiziersstand und der ebenfalls viel verbreiteten Meinung von der mangelnden Autorität? Weshalb wird der Konvertit Staatsanwalt, Landgerichtsdirektor, Regierungsassessor, Universitätsprofessor, Reserveoffizier, der noch so qualifizierte glaubenstreue jüdische Anwärter aber nicht? Sind es denn die Besseren, die im Interesse ihres Fortkommens einen Glaubenswechsel vornehmen, der in vielen Fällen — darüber kann bei keinem Einsichtigen ein Zweifel obwalten — rein äußerlicher Art ist? Und sind wirklich diejenigen weniger geeignet zu Amt und Würden, die das Mittel eines nicht zugleich innerlich empfundenen Glaubenswechsels verschmähen, um Karriere zu machen? Der Gewissenszwang, als den sich diese Praxis darstellt, ist Preußens unwürdig.“

Das Zentrumsorgan erklärt sich mit dem Einsender ganz einverstanden in seiner Auffassung, daß die differentielle Behandlung jüdischer und ehemals jüdischer Bewerber ein Unrecht, und zwar nicht bloß gegen die preußische Verfassung, ist.

Diesen Standpunkt hat auch das Zentrum in den Parlamenten vertreten, so lange Windthorst und Lieber an der Spitze der Partei standen. Seitdem ist es anders geworden. Wir erinnern nur an das Verhalten der Landtagsfraktion unter Führung des Abg. Dr. Porsch bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Interpellation Peltasohn betreffend die jüdischen Richter.

Goethe und Stöcker. Der „Reichsbote“ und die „Staatsbürgerzeitung“ setzen ihren Lesern folgenden Erguß vor:

„Der „Vorwärts“ bringt in seiner „Gerichts-Zeitung“ einen sozialistischen Denkspruch als Motto, der wieder für die revolutionäre Atmosphäre seiner Gedankenwelt bezeichnend ist; er lautet:

„Wir schaffens Eisen,
Sie schmieden Ketten.
Uns loszureißen
Ist noch nicht zeitig, (sic)
Drum seid geschmeidig.“

Man sieht, wo also im Sozialistenlager die revolutionäre Reise nach wie vor hingeht. — Der „Vorwärts“ schlägt noch täglich seine rotgedruckten Privatdepeschen über die russische Revolution an den sogenannten Wettersäulen an“.

Die beiden antisemitischen Blätter müssen sich von dem „Vorwärts“ belehren lassen, daß „der sozialistische Denkspruch“ von einem gewissen Wolfgang von Goethe stammt!

Aus dem Reichstagswahlkreis Eisenach-Dermbach wird uns ein erfreuliches Zeichen des Einvernehmens zwischen den Konfessionen mitgeteilt, das doppelt bedeutungsvoll ist, da dieser Wahlkreis bekanntlich von der antisemitischen Hetze in der letzten Zeit am meisten zu dulden hatte.

Der „General-Anzeiger für das Eisenacher Oberland und die Rhön“ brachte am 20. September eine große Anzahl Gratulationen zum israelitischen Neujahrsfeste, die ausschließlich von evangelischen Mitbürgern ausgingen. Fast in allen Gratulationsanzeigen lautete die Fassung:

„Zum Jahreswechsel wünschen wir allen unseren werten israelitischen Mitbürgern die herzlichsten Glück- und Segens-Wünsche“. (Folgen Namen.)

Eine antisemitische Zigarrenabschnitt-Fechtstelle ist jetzt in Hamburg eingerichtet worden. Für das Fechten mit all seinen Abarten sind die Antisemiten ja von jeher sehr eingenommen gewesen und jederzeit unermüdlich tätig (siehe „Wartburg-Vereinigung“). Die Geschäftsstelle der Deutschsozialen Partei quittiert jetzt über 70,07 Mk. Einnahme aus Zigarrenabschnitten und Zigarrenbändern.

Lord Selborne über die Judenfrage. In einer unter dem Vorsitz des Justizministers von Transvaal Sir James Rose-Innes am 31. Juli in Johannesburg stattgehabten von 2000 Personen besuchten Versammlung der Itoisten nahm auch der High Commissioner von Südafrika, Lord Selborne, das Wort. Vorher wurde eine Resolution gegen die russischen Greuel und zu Gunsten der Errichtung eines autonomen jüdischen Gemeinwesens unter englischer Oberhoheit eingebracht, zu deren Befürwortung auch sich der High Commissioner zum Worte meldete, um etwa folgendes auszuführen:

Ueber die Errichtung eines jüdischen Gemeinwesens unter englischer Oberhoheit vermag ich mich als High Commissioner selbstredend so lange nicht zu äußern, als meine Regierung in London zu dieser Frage offiziell keine Stellung genommen hat. Nichts jedoch kann und darf mich hindern, dem Plane selber meine Sympathien zu bekunden, sowie ferner über die unerhörten Mißhandlungen, denen ein großer Teil des jüdischen Volkes gegenwärtig ausgesetzt ist, meinen brennenden Zorn zu äußern. Seit zwei Jahrtausenden hat das jüdische Volk schweres Unrecht ertragen, und es gibt keine Nation, die an diesem Unrecht nicht mehr oder weniger beteiligt wäre. Allein das englische Volk hat verhältnismäßig frühzeitig sein Unrecht eingesehen und langsam und Schritt vor Schritt es versucht, dasselbe wieder gut zu machen. Jetzt sind die Engländer jüdischen Glaubens vor dem Gesetz den andern englischen Bürgern völlig gleichgestellt. Und England hat Recht daran getan. Denn Ungerechtigkeit und Unterdrückung sind eine zweischneidige Waffe, die den Unterdrücker nicht minder gefährlich verletzt wie den Unterdrückten! Von Brutalität zu Brutalität schreitend, verliert

der Verfolger schließlich alles Gefühl der Verantwortung vor Gott und Menschen. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen klein! Andererseits schaden die Verfolgungen dem unterdrückten Volke nicht immer. Dieses hat am besten das jüdische Volk bezeugt, das trotz 2000jähriger Verfolgung große und seltene Tugenden aufweist und den gesamten Handel und das ganze Finanzwesen monopolisiert hat. Daß das jüdische Volk, trotz gewaltsamer Fernhaltung von allen schweren körperlichen Arbeiten, die landwirtschaftlichen Traditionen aus den Tagen Davids und Salomons nicht ganz vergessen hat, beweisen mir die Bestrebungen der J. T. O. nach einem großen jüdischen Gemeinwesen auf landwirtschaftlicher Grundlage. Redner schloß unter brausendem Beifall mit der Hoffnung, daß die Bestrebungen der J. T. O. in absehbarer Zeit verwirklicht werden mögen.

Deutschenhasser und Antisemit. Aus Bukarest, 12. September, wird der „Frankf. Ztg." geschrieben:

Seit einigen Tagen haben wir hier Rumänen und rumänische Gesangvereine aus dem Königreiche selbst, aus Ungarn und Oesterreich, zu Besuch. Große Festlichkeiten wurden zu Ehren dieser Gäste in der Ausstellung veranstaltet. Die Gesangvereine produzierten sich in zufriedenstellender Weise, manche der anwesenden fremdländischen Rumänen führten ihre Volksbräuche vor, und der allgemeine Enthusiasmus, der sich in freudevollen Kundgebungen zeigte, war um so verständlicher, als zum ersten Male sich Vertreter des rumänischen Volksstammes aus allen Ländern zusammengefunden hatten. Die Gäste machten auch verschiedene Ausflüge; ein Teil von ihnen ging nach Sinaia und konnte vor dem Königspaare defilieren. Gestern fand nun abermals eine Gesangsproduktion in der römischen Arena der Ausstellung statt, zu der auch der hiesige deutsche Gesangverein Transylvania eingeladen war. Zuerst produzierten sich hiesige ausländische rumänische Gesangvereine; dann traten die deutschen Sänger auf. Sie stimmten erst ein Huldigungslied mit rumänischem Text an, dann sangen sie aber ein deutsches Lied. Nachdem der letzte Ton verhallt war, erhob sich von seinem Sitz der Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Nikolai Torga und redete die Menge mit den Worten an: „Wir haben nicht geduldet, daß Französisch gesprochen wird, und sollen jetzt das Deutsche intonieren?" Ein furchtbarer Lärm entstand bei diesen Worten. Ein Teil der Anwesenden protestierte gegen Torga, ein anderer applaudierte dem nationalistischen Professor, während die Veranstalter der Feste sich bei den deutschen Sängern wegen der ihnen angetanen Beleidigung entschuldigten. Nach dem Fest wurden noch Torga große Huldigungen dargebracht. Dieses Ereignis bildete natürlich den Gesprächsstoff der ganzen Stadt. Das Benehmen des Professors Torga muß aufs schärfste mißbilligt werden. Der Verein Transylvania wurde zum Fest eingeladen; er kam, um den rumänischen Gästen und Sängern zu huldigen. Der Vergleich mit den antifranzösischen Manifestationen, die hier im vorigen Winter stattgefunden haben, ist falsch. Bei diesen handelte es sich um Kundgebungen gegen Mitglieder der besseren rumänischen Gesellschaft, also gegen Rumänen, die für eine Wohltätigkeits-Vorstellung, die im Nationaltheater stattfinden sollte, französische Stücke gewählt hatten. Gestern handelte es sich um einen aus Deutschen bestehenden Verein, der den rumänischen Sängern huldigen wollte und dies dadurch kundtat, daß er ein Lied in der rumänischen Sprache sang, die den meisten seiner Mitglieder garnicht geläufig ist. Ob Herr Torga aber seinen Fehler einsehen wird, ist schwer zu sagen, denn er, der als Historiker ein fleißiger Sammler und ganz tüchtiger Gelehrter, nach Aussage kompetenter Persönlichkeiten, sein soll — ist als Politiker gänzlich unzulänglich. Er, der deutsche Universitäten hat besuchen müssen, predigt Haß gegen fremde Völker, in erster Reihe gegen die Juden, denn in seiner Zeitschrift „Neamul romanesc" (Der rumänische Stamm) gibt er sich dem brutalsten Antisemitismus hin. Er hängt ihm nicht einmal das wissenschaftliche Mäntelchen um, das bei manchen Antisemiten, die Anspruch auf Bildung erheben, jetzt üblich ist. Man muß aber mit Befriedigung feststellen, daß alle maßgebenden Personen die letzte Kundgebung des Herrn Torga mißbilligen.

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

☛ Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81, Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 40. Berlin, 3. Oktober 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Von der antisemitischen Nationalbühne Adolf Bartels'.

Die antisemitische Nationalbühne für die deutsche Jugend, diese von Adolf Bartels ausgeheckte Idee, die Juden aus der dramatischen Literatur zu vertreiben, wird auf ganz seltsame, aber recht bezeichnende Art und Weise von ihren Anhängern gefördert. Das durch seine antisemitischen Seitensprünge bekannte weimarische Hoforgan, dessen Verlag Herrn Bartels nahesteht, veröffentlicht folgende saftige Reklame für das neue Unternehmen:

„Die zweite Auflage der Denkschrift Bartels (Nationalbühne für die deutsche Jugend) ist vermehrt erschienen ꝛc." Dann heißt es, daß sich fast die ganze deutsche Presse (???) günstig zu der Idee der Nationalbühne gestellt hat, daß auch in der deutschen Lehrerschaft Stimmung für sie herrscht, daß Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar dem Plan sympathisch gegenübersteht."

Wir können kaum glauben, daß der Großherzog von Sachsen-Weimar mit den Bestrebungen der Bartels und Gen., wenn er diese in ihrem vollen Umfange kennt, einverstanden ist. Das wäre ein so offener Bruch mit den Anschauungen seiner Ahnen, die im klassischen Weimar zu keiner Zeit der Intoleranz die Hand gereicht haben, daß man annehmen müßte, die Tradition bliebe, trotz des offenkundigen Einflusses der Freunde Bartels' bei maßgebenden weimarischen Persönlichkeiten, im alten Weimar gewahrt. Es wird aber scheinbar durch das Hineinziehen der Person des regierenden Großherzogs in den Nationalbühnenstreit der Versuch unternommen, die Bedenken, die in den angesehensten Kreisen der Kunst und Literatur gegen das Projekt geäußert wurden, zu zerstreuen. Speziell dürfte dies auch auf die deutsche Lehrerschaft zutreffen, die, wie wir aus sicherer Quelle wissen, in ihrem überwiegenden Teile der Schöpfung einer antisemitischen Nationalbühne mit großem Mißtrauen und berechtigter Skepsis gegenübersteht. Daß die antisemitische Presse in ihrer Gesamtheit sich mit den Bartelsschen Plänen ganz und gar identifiziert, ist nicht weiter wunderlich. Um so eigentümlicher berührt es, daß das Organ der weimarischen Regierung diese Winkelpresse, in seinem Hinweis auf das Bartelsche Buch, mit der „ganzen deutschen Presse" verwechselt. Wenn man auch annehmen muß, daß hier keine bewußte Täuschung des großen Publikums beabsichtigt ist, so bleibt immer noch eine recht tendenziöse Auffassung übrig, die durch Verschulden des Blattes zuguterletzt auch auf die Regierung fällt, in deren Diensten das Organ steht. Eine solche Irreführung, mag sie auch nur in der Absicht geschehen sein, ein angeblich nationales Unternehmen zu fördern, verstimmt auf vielen Seiten und ist nicht dazu angetan, der Bartelsschen Idee, die erst durch Protektionshochdruck schmackhaft gemacht werden soll, irgendwie zu nützen.

Der „Ortsausschuß für die Weimarische Nationalbühne" versorgt die Presse unausgesetzt mit Reklamenotizen und Mitteilungen. Es ist sehr bedauerlich, daß sich eine ganze Anzahl großer Tageszeitungen findet, die das antisemitische Projekt durch ihr Interesse fördern. Das beweist aber, daß die Presse das geschickt maskierte Bartelssche Jugendtheater noch immer nicht genügend erkannt hat.

Die „Mitteilungen" haben bereits in einem längeren Artikel ausgeführt, daß es sich um ein rein antisemitisches Unternehmen handelt. Bartels spricht den Juden die Berechtigung ab, dramatisch tätig zu sein. Er verwirft Stücke von Grillparzer, Shakespeare ꝛc, weil diese Dichter die Toleranz predigen. Ja, Adolf Bartels kennzeichnet sein Nationaltheater sehr zutreffend in einem flüchtig hingeworfenen Satz seiner Broschüre, wenn er von Lessings „Nathan der Weise" sagt, daß man die Jugend auf seine jetzt „rein historische Bedeutung" aufmerksam machen müsse. Der Antisemit Bartels beabsichtigt also, wie aus dieser Erklärung deutlich hervorgeht, die deutsche Jugend literaturhistorisch zu beeinflussen und zu erziehen. Es wird somit die Frage zu beantworten sein, ob Bartels als Jugenderzieher zu beglaubigen ist. Und da muß man nach den Erfahrungen der letzten Jahre und in Hinsicht auf die Beurteilung, die Bartels als Heinestürmer allseitig erfahren hat, doch dankend ablehnen, die deutsche Jugend dem Erziehungseinfluß von Adolf Bartels anzuvertrauen. Eine systematische Antisemitenzüchtungsstätte — denn daß es sich um eine solche handelt, geht daraus hervor, daß man jetzt schon danach trachtet, auch die jüdischen Darsteller von dem Weimarischen Kunsttempel zu entfernen — werden aber weder die Lehrer noch die Eltern der deutschen Jugend unterstützen.

Am Sonntag, den 30. September, sind in Weimar die vorberatenden Männer zusammengetreten. Einem Vortrag des Geh. Hofrat Prof. Adolf Stern sollte eine Diskussion folgen. Merkwürdigerweise tagte diese diskutierende Versammlung, trotzdem es sich um einen öffentlichen Vortrag handelte, zehn Minuten nach Schluß des Vortrags nicht öffentlich. Seltsam berührte auch eine Maßregel des Ortsausschusses, daß an der nicht öffentlichen Debatte nur diejenigen teilnehmen konnten, die sich vorher schriftlich angemeldet und hierzu Einladungen erhalten haben. Das ist eine neue und sehr bedenkliche Praxis; denn man muß notgedrungen aus dieser Mache den Schluß

ziehen, daß nur dem Ortsausschuß in Weimar genehme Persönlichkeiten zu Wort kommen. Schließlich hat eine solche Aufmachung von Versammlungen ziemliche Aehnlichkeit mit der von den Antisemiten geübten und bei ihnen so erprobten Methode der geheimen Konventikel, ist also auch nicht danach angetan, den Nimbus der antisemitischen Nationalbühne zu verstärken. Ueber die Weimarer Beratungen wird noch einiges zu sagen sein. Die Presse aber sollte der Nationalbühne Bartels' und deren Propheten mit der nötigen Vorsicht gegenüberstehen. L.

Antisemitismus in den deutschen Kolonien.

Gewöhnlich herrscht in neubesiedelten Kolonien größere Duldung als in alten dichtbevölkerten Ländern. Die Gründe liegen auf der Hand. Der Wettbewerb ist nicht so scharf und dem entsprechend ist auch der Brotneid, wohl das Hauptmotiv bei den meisten Antisemiten, geringer. Auch lehrt wohl die größere Abhängigkeit von einander, nachsichtiger zu sein mit den Nachbarn, und die Menschen, die auf Arbeit angewiesen sind und alle Anderen arbeiten sehen, haben nicht Zeit Grillen zu fangen, sauertöpfisch zu werden und sind darum besser, zugänglicher und umgänglicher. Aber unsere deutschen Kolonisten scheinen, wenn anders die „Deutsch-Südwestafr. Ztg." wirklich deren Ansichten vertritt, leider eine Ausnahme bilden zu wollen; es droht dann die Gefahr, daß die Kolonisation in Südwestafrika durch den Antisemitismus ebenso erschwert wird wie die Germanisierung in den ehemals polnischen Provinzen.

Das genannte Blatt schreibt — und die antisemitische Presse des Mutterlandes druckt es natürlich mit Wonne nach — was folgt:

„Unserem Schutzgebiet drohen ernste Gefahren durch die Einwanderung russisch-polnischer Juden und sonstiger höchst unliebsamer Elemente über seine Ostgrenze. Sie machen dem alten angesessenen Handel Konkurrenz, bringen Schundwaren herein und verschleudern sie zu billigen Preisen. Hier in Keetmanshoop hat fast unter jedem Baume ein derartiger „Schmus" seinen fliegenden „Store" aufgeschlagen. Einer von ihnen hat neulich den ersten „Ausverkauf" eröffnet. Noch nie da gewesen! So wie das bisher gegangen ist, kann es auf keinen Fall weitergehen. — Es war ja natürlich, daß mit dem steigenden Handel aus Kapland und Britisch-Betschuanaland während der jetzigen Unruhen eine Menge Juden sich hierher gezogen fühlten; denn wo ein Geschäft zu machen ist, da sammeln sich die Hebräer! Also zeigt sich auch in dieser Beziehung die Knauserei des Reichstages, der uns die Eisenbahn bis Keetmanshoop nicht bewilligt, als verhängnisvoll für unser Land. Der Handel nach Kapland nämlich bringt uns russisch-polnische Juden, diese Leute, die man in ganz Südafrika unter dem Namen „Peruvier" kennt, deren Mehrzahl in den Minenzentren Johannisburg, Kimberley und sonst wo durch unerlaubten Schnapshandel mit Eingeborenen, durch Aufkaufen entwendeten Goldes und gestohlener Diamanten möglichst rasch ein Vermögen zusammenzuschachern sucht. Man lasse solche Leute nicht herein in unser Land, wenn ihre Papiere nicht in Ordnung sind. Denjenigen aber, die schon hier sind, sehe man die Papiere durch. Bei den allermeisten werden die nicht in Ordnung sein, und dann raus mit diesem unliebsamen Bevölkerungszuwachs. Man gebe ihnen keine Handels- und Schanklizenzen. Vor allen Dingen aber darf die Regierung nicht zulassen, daß solche Leute hier Land kaufen. Unser Land soll doch eine „Hochburg des Deutschtums" werden. Die Juden wirken aber „volklich zersetzend". Darum lasse man sie nicht herein! Videant consules!"

Hören wir dagegen eine andere unendlich kompetentere Stimme über die Juden in Südafrika. In Kapstadt hat am 1. Juli eine Versammlung der Ito stattgefunden, an der auch eine große Anzahl besonders hervorragender Christen teilnahm, die sich ausnahmslos für den Plan der Ito aussprachen, in Afrika eine jüdische Kolonie unter britischer Oberhoheit zu gründen. Auf dieser Versammlung wurde auch ein Brief von Olive Schreiner, der berühmten afrikanischen Romanschriftstellerin, die infolge ihrer afrikanischen Geburt und ihrer Abstammung von einem der hervorragendsten südafrikanischen Staatsmänner die Verhältnisse und Bedürfnisse Südafrikas besser kennen dürfte, als der vielleicht erst vor einem Jahre aus der Redaktion eines deutschen Antisemitenblattes aus irgend welchen Gründen nach Südwestafrika verpflanzte Schreiber, der noch keine Gelegenheit gehabt hat, seinen engen Gesichtskreis drüben zu erweitern.

In dem Briefe zollt Olive Schreiner zunächst den Verdiensten des alten Judentums um die Kultur uneingeschränkte Anerkennung, alsdann den Verdiensten der Juden der neueren Zeit, und dieser Teil schließt: „Wenn ich bedenke, welche gähnende Kluft entstehen würde, wenn der geistige Einfluß der Juden aus der Welt entfernt würde, dann erfüllt mich Erstaunen darüber, daß nicht die ganze zivilisierte Welt beherrscht wird von dem Bewußtsein der großen Schuld, die sie dem jüdischen Volke gegenüber hat."

„Und — fährt sie fort — noch mehr bin ich erstaunt, wenn man mir sagt, daß die Juden fern gehalten werden sollten, weil sie heute der Welt doch nichts mehr zu bieten haben, als heillose Finanzoperationen, und weil sie kein anderes Ziel kennen, als sich selbst zu bereichern."

Nachdem Olive Schreiner des Näheren ausgeführt, wieso es gekommen, daß die Juden sich hauptsächlich dem Erwerb gewidmet haben, sagt sie:

„Wenn gar behauptet wird, daß die Juden ausgeschlossen werden sollten, weil sie unsere so strengen Geschäftssitten korrumpieren, dann bin ich verblüfft über die Kühnheit einer solchen Behauptung. Wenn ich die ungesunden und bisweilen totbringenden Ergebnisse studiere, die in diesem Lande oder Amerika oder auch Europa unehrlichem Geschäftstreiben zuzuschreiben sind, dann bin ich geradezu überrascht, daß die Juden in Südafrika oder sonstwo eine so geringe Rolle dabei gespielt haben. Blicke ich die Namensliste der Männer durch, die an der Spitze der Standard Oil Company, der Chicagoer Fleischtrusts und der großen Lebensversicherungsgesellschaften stehen, die heute mit ihrer Schmach die ganze Welt erfüllen, dann finde ich, daß die Juden nur durch ihre Abwesenheit glänzen. Und wenn ich in meiner Nähe oder in Amerika und Europa die finanziellen Einflüsse studiere, die das öffentliche Leben beeinflußt oder gar Kriege*) hervorgerufen haben, dann finde ich wieder, daß die Rolle der Juden dabei hinter der der Nichtjuden zurückstand.

Noch mehr ist man erstaunt, wenn mit unglaublicher Unkenntnis gesagt wird, daß der Jude, gleichviel, was er in der Vergangenheit gewesen sein und getan haben mag, doch heute kein höheres Ideal zu fassen vermag, als den Erwerb von Reichtum für sich.

...... Wenn ich an die edelsten Juden und Jüdinnen denke, die ich persönlich gekannt habe, dann finde ich, daß ihre ausgezeichnetste Eigenschaft ein weitgehender Idealismus war, der sie befähigte, große selbstlose Ideen zu fassen, ihnen mit größter Zähigkeit treu zu bleiben und für ihre praktische Durchführung zu leben. Das sind auch die Eigenschaften, die zu allen Zeiten die Juden zu ethischen Führern gemacht haben, und die heute ihren Ausdruck finden auf dem Gebiete sozialer und politischer Reform."

Olive Schreiner schließt ihre Beurteilung des jüdischen Charakters mit folgender bemerkenswerten Erklärung:

„Unter der kleinen Zahl von Männern und Frauen, die zu jeder Zeit ihre großen Geistesgaben nicht zu ihrem eigenen Vorteil, sondern im Dienste hoher Ideale und zum Nutzen des ganzen Menschengeschlechts verwertet haben und verwerten, nehmen die Juden

---

*) Diese auf den Krieg bezügliche Bemerkung der Tochter eines Staatsmannes, der unter dem Krieg mit seinem Vaterlande besonders gelitten, verdient besondere Beachtung, da die Antisemiten mit der ihnen eigenen Unkenntnis der Dinge und Unverfrorenheit behaupten, die Juden hätten den Burenkrieg verschuldet. Anm. d. Red.

heute, wie sie es zu allen Zeiten getan haben, in der allerersten Reihe Platz."

Hoffentlich wird der neue Kolonialdirektor, nicht weil jüdisches Blut in seinen Adern fließt, sondern weil er ein weitblickender und vorurteilsloser praktischer Geschäftsmann ist, nicht auf den blöden Rat des antisemitischen kolonialen Kleinkinderwelt, der seine Weisheit zum Gaudium der Antisemiten im Mutterlande in der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung" abgelagert hat, hören, sondern auf erfahrene Südafrikaner und mehr Gewicht legen auf seine eigene Erfahrung und Vernunft. Man hat wohl schon viel über unsere Kolonialpolitiker wie über unsere Kolonisten klagen gehört, aber daß über die Juden in den Schutzgebieten besonders oder überhaupt geklagt worden sein sollte, hat man nicht gehört. Sollten unsere südwestafrikanischen Ansiedler wirklich über die jüdische Konkurrenz klagen, dann fürchten wir, daß von ihnen nur gesagt werden kann, was in den meisten Fällen von den Antisemiten hierzulande gesagt werden muß: sie verstehen es, mit dem Antisemitismus Geschäfte zu machen.

Die Antisemiten und die Aeußerung des Kaisers über die Presse.

Die angebliche mißfällige Aeußerung des Kaisers über die deutsche Presse begeistert Herrn Th. Fritsch, den bekannten antisemitischen Publizisten zu dem in Nr. 101 des „Hammer" begründeten Vorschlag, der Kaiser möchte „den Augiasstall der Presse ausfegen lassen und sich so einen Namen machen für alle Zeiten. Ein dankbares Volk würde ihn als Geistesbefreier allezeit verehren."

Wir fürchten, der Kaiser würde, wenn er ganz den Intentionen des Herrn Fritsch entsprechen sollte und könnte, nicht ein Geistesbefreier, sondern ein Befreier vom Geiste sein. Denn wenn die Germanen — es wäre nach Herrn Fritsch „ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung und Selbstachtung, daß im Deutschen Reiche nur deutsche Männer deutsche Zeitungen schreiben dürften" — wirklich so spottschlechte Journalisten wären, wie sie nach der von Herrn Fritsch im „Hammer" gegebenen, natürlich wohlmeinenden Schilderung sind, dann gäbe es im Deutschen Reiche überhaupt keine moderne Zeitung, und die Deutschen müßten sich ihre Zeitungslektüre aus dem Auslande beschaffen, was allerdings Herr Fritsch durch ein Verbot des Bezuges ausländischer Zeitungen zu verhindern vorschlagen würde. Aber die Germanen denken garnicht daran, so schlechte Journalisten zu sein, wie Herr Fritsch sie schildert, sondern sie sind im Gegenteil ganz vive und tüchtige Journalisten.

Aber ist es nicht für einen Vertreter der antisemitischen Presse besonders leichtsinnig, den Kaiser aufzufordern, daß er den Augiasstall der Presse reinigen soll? Wie, wenn der Kaiser den eisernen Besen oder den von Monsieur Herkules angewandten Wasserstrahl zuerst und ausschließlich gegen die antisemitische Presse richtete? Der Kaiser hat ein Interesse daran, darauf zu sehen, daß all seine Untertanen möglichst in Frieden leben, und die antisemitische Presse hat keinen anderen Zweck, als unaufhörlich gegen einen Teil der Bürger die ganze übrige Bevölkerung durch Verbreitung von Lügen, falsche Auslegungen, Uebertreibungen und Entstellungen 2c. 2c. aufzuhetzen.

Der Kaiser weiß, daß justitia fundamentum regnorum. Er hat aber erfahren müssen, daß, wenn die Justiz sich einmal weigert, einen Juden zu verbrennen, bloß weil die Antisemiten auf Grund phantastischer Märchen und leichtfertiger Gerüchte ihn zu beschuldigen belieben, die antisemitischen Journalisten die ganze deutsche Justiz mit Kot bewerfen und ihr in der Sprache der Ahlwardt und Pückler das allerschlimmste nachsagen, was sich der Justiz nachsagen läßt.

Der Kaiser hat schon ein rein menschliches Interesse daran, Männer von Geist, Wissen, Können und Weitblick in seine Nähe zu ziehen, mit ihnen sich zu unterhalten und selbst mit ihnen sich zu befreunden. Fällt aber die Wahl des Kaisers auf jüdische Männer dieser Art, dann macht ihm zu allererst und nachdrücklichst die antisemitische Presse diese Wahl zum Vorwurf und gibt sich alle Mühe, diese Männer, die nicht einmal im eigentlichen öffentlichen Leben stehen, sondern nur Tüchtiges geleistet und Gutes getan und eben dadurch die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich gelenkt haben, auf die allergemeinste Weise zu beschimpfen. Die antisemitische Presse gönnt dem Kaiser nicht das allereinfachste Recht jedes Menschen, sich seine Privatfreunde unter den ihm zusagendsten Menschen auszusuchen.

Der Kaiser hat als Monarch das lebhafteste Interesse daran, begabte, leistungsfähige und leistungswillige Männer im Staatsdienst zu verwenden. Ist aber der Urgroßvater eines solchen leistungskräftigen und opferwilligen Mannes ein Jude, dann, Kaiser, ist das ganz was anderes. Dann ist in der antisemitischen Presse ein Jammern und Klagen darüber, daß der Kaiser das Reich an den Rand des Abgrundes führe und es hinabzustoßen im Begriff stehe.

Der Kaiser fordert in Breslau und in der Ostmark die Bevölkerung auf, ohne Rücksicht auf konfessionelle Unterschiede gemeinsam das Interesse des Reiches zu fördern und die antisemitische Presse betreibt nur die Konfessionshetze. Der Kaiser will die Religion dem Volke erhalten wissen, und in demselben Organ, in welchem Herr Fritsch ihm vorschlägt, den Augiasstall der Presse auszufegen, im „Hammer" haben wir schon die unchristlichsten Gedanken und Vorschläge gelesen. Ja, noch mehr! ein einem Pastor, einem früheren Hofprediger, Herrn Stöcker gehörendes Blatt, die „Staatsbürgerzeitung", traut der Heilswirkung der Taufe so wenig zu, daß es den Urenkel eines Juden, der sich getauft hat, noch als einen Juden betrachtet und sich vor ihm gewissermaßen bekreuzigt.

Wie nun, wenn der Kaiser nach all diesen Erfahrungen es für seine erste Pflicht hielte, die antisemitischen Journalisten auszuschiffen? Wir könnten das sehr wohl begreifen, wenn wir es auch keineswegs vorschlagen würden. Jedenfalls ist es seitens der Herren antisemitischen Journalisten sehr leichtsinnig, dem Kaiser den eingangs erwähnten Vorschlag zu machen. Bei den Journalisten soll es nach Herrn Fritsch weniger auf Schulkenntnisse ankommen, als „auf den rechten Geist und den starken lauteren Willen und auf etwas, das sich nicht beschreiben läßt". Den Antisemiten in der Presse fehlt aber gerade der rechte Geist. Einen starken Willen haben sie allerdings, aber nur den starken Willen zu schaden.

Wiener Brief.

XVII.

(Ein Urteil über die Journalisten und Dr. Lueger. — Die Wiener Fleischfrage. — Der christlichsoziale Gemeinderat Hütter siegt über Dr. Lueger.)

Wien, den 30. September 1906.

Ich weiß nicht, welche Rolle der Geheime Archivrat Dr. Paul Bailleu in der reichsdeutschen Gelehrtenwelt spielt, ich kann nur sagen, daß er in Wien mit wenig Glück auftrat. Als Vorsitzender des Historikertages hatte er die unerfreuliche Mission, dem Bürgermeister Dr. Lueger für die Gastfreundschaft, die den ins Rathaus gebetenen Gelehrten erwiesen wurde, Dankesworte zu widmen. Wären bei dieser Gelegenheit einige höfliche Wendungen mehr als zu

billigen ist, aufgewendet worden, hätte die Oeffentlichkeit sicherlich Gnade für Recht ergehen lassen. So aber hat der Geheime Archivrat das Bedürfnis gefühlt, seinem bedrückten Herzen Luft zu machen und das Bild des Bürgermeisters der Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs von dem „Schmutz" zu befreien, mit dem es die bösen Journalisten besudelt haben sollen. Dr. Lueger hatte sich in seiner Begrüßungsrede über das Thema „Geschichtslügen" ausgelassen und in der humorvollen nachlässigen Wiener Sprechweise über die Magyaren gewitzelt, die die Errettung der abendländischen Kultur von der Türkengefahr für sich in Anspruch nehmen, während man doch sonst meine, daß dies Wiener Verdienst gewesen sei. Und was antwortete der Vorsitzende des Historikertoges, der Schüler Rankes? Man höre und staune:

„Dr. Lueger hot eine kleine Mahnung on die Historiker gerichtet, er hot von Geschichtslügen gesprochen; aber es sind nicht die Historiker, die die Lügen verbreiten, das sind die Zeitgenossen, das sind die Journalisten, die solche Dinge in die Welt setzen. Gibt es eine ärgere Geschichtslüge, als jene, die mon uns im Reiche erzählt von diesem Manne, der da vor uns sitzt, von diesem „schwarzen" Monne, der hier Fluten von Licht über die Stodt ausgebreitet hot, von diesem „schwarzen" Monne, der die Stodt Wien zu einem Glanze erhoben hat, die wir bis vor 30 Jahren nie geahnt hätten? Wie possen die Geschichtslügen zu dem, was dieser Monn für den Schmuck, die Verkehrsverhältnisse, Gortenanlogen, für die Großzügigkeit, für olles dos, wos einer Großtadt ziemt und wos sie schmückt, zu tun verstand? Alles dos erfüllt uns mit Freude und Begeisterung und die Historiker, wir werden uns nicht beeinflussen lossen durch dos, wos die Journalisten uns erzählen."

Ich gestehe, die rasche Auffassungsgabe des Herrn Bailleu ist bewundernswert. Der Gelehrte weilt drei oder vier Tage in Wien und schon glaubt er befähigt zu sein, die Leute scharf abzukanzeln, die ihr Urteil auf jahrelange Beobachtungen stützen. Ich persönlich habe Dr. Luegers Entwicklung größtenteils miterlebt, ich kenne alle Phasen seines Werdeganges. Aber als ich vor zwei Jahren daran ging, die Geschichte dieses Mannes zusammenhängend darzustellen, da befaßte ich mich viele Monate mit mühevollen Protokoll- und Zeitungsstudien, ehe ich es wagte, mein Urteil definitiv festzulegen. Und ich bin einer von den Journalisten, die der Geheime Archivrat der Lüge zeiht. Allein das schönste ist ja: Der Mann, der eine so schwere Anklage erhebt, hat gar keine Ahnung davon, wie über Dr. Lueger geurteilt wird. Er macht ins Blaue hinein Vorwürfe. Hat irgend jemand zu leugnen versucht, daß Wien heute besser beleuchtet sei, als vor zwanzig Jahren; gibt es irgend einen Menschen, der jemals behauptet hätte, die Stadt werde nicht von Jahr zu Jahr schöner, haben nicht alle immer ohne Einschränkung zugegeben, daß Dr. Lueger sich durch die Pflege der Gärten und durch die Anlage neuer Rasenflächen ein Verdienst erwerbe? Allerdings hätte auch ein anderer Bürgermeister nicht anders verfahren können, denn Wien verliert durch die Verbauung des Praters — wofür Dr. Lueger selbstverständlich nichts kann — so große Wiesenflächen, daß irgendwie für die Beschaffung neuer Luftreservoire gesorgt werden muß. Alles was Herr Dr. Bailleu zum Lobe des Bürgermeisters sagte, wird aber von jedem Wiener bestätigt. Wo bleiben aber die Geschichtslügen der Journalisten? Diese argen Wahrheitsverdreher haben ja noch mehr getan, als der Geheime Archivrat. Wer hat nicht — die Lage des heißesten Kampfes, die Wahlzeiten ausgenommen — immer bestätigt, daß Dr. Lueger unzweifelhaft ein Talent sei. Mit seinem Charakter steht es allerdings anders. Doch der Bürgermeister von Wien ist keine Privatperson, die einzig und allein nach ihren individuellen Fähigkeiten beurteilt wird; er hat die Verantwortung für seine Partei, die sein Geschöpf ist, zu tragen, er muß für den Ritualmordspezialisten Schneider, für den Schulverderber Geßmann, für den Pfaff.ndiener Schneider, für den Hanswurst Bielohlawek e tutti quanti einstehen. Ging denn dem Herrn Geheimen Archivrat in dem „hellen Wien" kein Licht auf, als sich der jüngste kaiserliche Rat Vergani, der Herausgeber des „Deutschen Volksblatt" erhob, um den Journalistenstand zu verteidigen? Hat der Schüler Rankes jemals einen Blick in dieses Blatt geworfen, dann mußte er sich doch sagen: Du lieber Himmel, wie schlecht sieht es mit einem Gemeinwesen aus, in dem die Verganis in erster Reihe stehen! Sollte Herr Dr. Bailleu aber nicht wissen, wer der Besitzer des größten christlichsozialen Parteiblattes ist, dann empfehle ich ihm das Protokoll des Prozesses Vergani-Schönerer zur nachträglichen Durchsicht.

Um nun zu zeigen, wie die gegnerischen Journalisten über Dr. Lueger urteilen, möchte ich mir ausnahmsweise erlauben, mich selbst zu zitieren. Ich kann dies umso beruhigter tun, weil die folgenden Schlußsätze meiner bereits erwähnten Arbeit seinerzeit von verschiedenen liberalen Blättern Oesterreichs übernommen wurden.

„Dr. Korl Lueger — schrieb ich — broch die Omnipotenz einer Portei, die sich für unüberwindlich hielt. Mon muß bei der Beurteilung der Sochloge in Betrocht ziehen, doß der österreichische Altliberolismus, der schwere Vergehen auf sein Houpt geladen hotte, mit den Bedürfnissen der Zeit in Konflikt geraten war, sodaß schließlich sein Fall herbeigesehnt wurde. Doch wos der Führer der Christlichsozialen an seine Stelle setzte, ist in nichts besser und in allem schlechter. Dort politische Verfehlungen aus Kurzsichtigkeit, hier politische Reaktion ous Ueberzeugung, dort wenigstens kulturelle Freisinnigkeit, hier auch diese durch frömmelnde Muckerei ersetzt, das ist der Unterschied von einst und jetzt ..... Schode um die vielen Fähigkeiten dieses Politikers. Schode, daß er gerade in einer Periode heronreifen mußte, in der der kleine Mann sich lärmend in Szene setzte, während die Arbeiterschoft, die Mocht der Zukunft noch rechtlos und darum politisch weniger bedeutungsvoll war. Unter anderen Verhältnissen, bei etwas stärkerer moralischer Fähigkeit hätte er zu einer Zierde seines Vaterlondes, seiner Vaterstadt werden können . . ."

Wien steht gegenwärtig im Zeichen der Fleischfrage. Die Gemeindevertretung hat vor zwei Jahren der Willkür der Fleischhauer durch zwei Mittel zu begegnen gesucht und leider in beiden Fällen negative Resultate erzielt. Zuerst wurde ein städtisches „Uebernahmsamt" gegründet, das die „jüdischen Viehhändler" beseitigen und den Produzenten, also den Viehzüchter in direkte Verbindung mit den Fleischhauern setzen hätte wollen. Aber das kommunale Amt konnte im vorigen Jahre bloß 1333 Stück Rinder nach der Hauptstadt bringen, indes insgesamt 282266 Stück zugeführt wurden. Gegenwärtig jedoch ist im „Uebernahmsamt" ein vollständiger Stillstand in der Zusendung von Rindern eingetreten", gesteht der letzte Magistratsbericht über die Fleischfrage ein. Das Amt löst sich selbst auf. Die zweite Gründung richtete sich gegen die Fleischhauer. Die Gemeinde Wien schuf im Vereine mit der Länderbank und einigen Privaten eine „Großschlächterei" mit einem Aktienkapital von vier Millionen Kronen, wozu die Stadt eine Million beisteuerte. Diese Großschlächterei sollte zur Verbilligung der Fleischpreise auf zweierlei Weise beitragen. Sie suchte mit den Viehproduzenten in unmittelbaren Verkehr zu treten (anfänglich durch das Uebernahmsamt, später direkt) und wollte das zugerichtete Fleisch mit einem minimalen Nutzen an die Detailfleischhauer Wiens abgeben. Gleichzeitig aber behielt sie sich vor, eigene Detailverschleißstellen zu errichten, wenn die kleinen Fleischhauer sich nicht mit einem angemessenen Gewinne begnügen und die Preissteigerung weiter fortsetzen würden. Die Genossenschaft der Fleischhauer war von der Gründung des Instituts selbstredend nicht entzückt; im Gegenteil, sie wollte sich nicht auf die Finger sehen

lassen und eröffnete den Kampf mit einem Boykott. Die „Großschlächterei“ aber begann mit der Einrichtung eigener Filialen, in denen das Fleisch wirklich um einige Heller billiger feilgeboten ward. Doch auch die Großschlächterei laborierte an dem Uebel, daß sie sich das Vieh nicht direkt beschaffen konnte und am Ende auf die Zwischenhändler angewiesen war. Zudem scheint der Krieg mit den Fleischhauern Herrn Dr. Lueger nicht sehr angenehm zu sein und es verlautet nun — offiziell wird es vorläufig noch geleugnet — daß die Großschlächterei in den Besitz der Fleischhauergenossenschaft übergehen soll. Hoffentlich rafft sich der Bürgermeister noch im letzten Augenblicke auf und vereitelt die Transaktion. Die Großschlächterei hat an sich eine Existenzberechtigung, nur braucht sie Zeit, um sich bei den Produzenten einleben zu können. Der christlichsoziale Gemeinderat Hütter, der Vorstand der Fleischhauergenossenschaft, darf nicht über den christlichsozialen Großfleischhauer Dr. Lueger siegen denn das wäre eine Niederlage für die Bevölkerung. rm.

Rußland.

Die antisemitische Presse aller Länder behauptet, daß die Juden die Hauptträger der Revolution sind. Die Sprache der statistischen Zahlen straft diese Behauptung indessen Lügen. Von den Angeklagten der 369 politischen Prozesse, welche im Jahre 1905 in Petersburg verhandelt wurden, gehörten $62^1/_2$ pCt. dem Bauern-, $27^1/_2$ pCt. dem Mittelstand, der Rest anderen Berufskreisen an. Der Mittelstand, der in Rußland kaum 12 pCt. der Gesamtbevölkerung ausmacht, hat also mehr als 27 pCt. aller Revolutionäre gestellt. Wie einst in allen anderen Ländern, geht die Revolution in Rußland von den Städten aus und wird vorwiegend von dem Mittelstand geleitet. Man müßte demnach erwarten, daß die Juden, die ja von der Regierung seit fünfundzwanzig Jahren gewaltsam in den Städten zusammengepfercht werden, ein unverhältnismäßig starkes Kontingent — sagen wir 10 pCt. — aller Revolutionäre gestellt haben. In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Während der zehn Monate vom 23. November 1905 — 23. August 1906 sind in Rußland nicht weniger als 12 694 politische Verbrecher meist nach Ostsibirien verbannt worden. Unter ihnen befanden sich nur 972, d. h. kaum 7,65 pCt. Juden. So sieht die antisemitische Fabel von der überwiegenden Anteilnahme der russischen Juden an der Revolution in statistischer Beleuchtung aus. Man muß dabei ferner noch berücksichtigen, daß eine große Anzahl jener jüdischen „Revolutionäre“ tatsächlich mit der Revolution nicht das Geringste zu schaffen hatten, sondern von erpresserischen Beamten, deren Habgier sie nicht befriedigen konnten, dessen bezichtigt wurden, oder dafür büßen mußten, daß sie während der Pogrome ihren bedrohten Glaubensgenossen beistanden.

„Zum Verständniß der jüdischen Frage in Rußland“ schreibt der Petersburger Mitarbeiter der nationalliberalen „Königsb. Allg. Ztg.“:

„Wenn das Endziel, das die Gesetzgeber im Auge hatten, nämlich die Beschränkung des jüdischen Einflusses, keineswegs erreicht worden ist, ja überhaupt gar nicht zu erreichen war, so haben diese Ausnahmegesetze zu einem Resultat geführt, das für die Regierung und das ganze Land geradezu verhängnisvoll ist. Ich meine hier die allgemeine, bis ans Aeußerste grenzende Erbitterung der jüdischen Bevölkerung. Wer niemals Gelegenheit hatte, die Städtchen und Marktflecken des Ansiedlungsgebietes zu besuchen, der hat keinen Begriff von dem grenzenlosen Elend, der bettelarmen Existenz der jüdischen Bevölkerung. Doch lassen wir Zahlen reden. Nach den statistischen Angaben des Jahres 1898 (Materialien zu der ökonomischen Lage der Juden in Rußland, Band II, Seite 226) lebten 18,8 pCt. der jüdischen Bevölkerung des Ansiedelungsgebietes auf Kosten der öffentlichen Wohltätigkeit. Um dieses Verhältnis mit westeuropäischen Zuständen zu vergleichen, finde ich folgende Daten für Westeuropa, wo der Prozentsatz der auf Gemeindekosten verpflegten Armen beträgt in Frankreich 4,7 pCt., in Deutschland 3,4 pCt, in Großbritannien 2,9 pCt., in den Vereinigten Staaten 0,14 pCt. In der Stadt Wilna steigt dieser Satz bis zu der ungeheuerlichen Norm von 37,7 pCt. (Seidenmann, die rechtliche Stellung der Juden in Rußland p. 22). Leute, die unter solchen Umständen ihr Dasein fristen oder die aus solchen Verhältnissen hervorgegangen sind, haben nicht viel zu verlieren, wenn sie den verbittertsten Kampf gegen die bestehenden Zustände führen, und man kann es dann oft begreiflich finden, daß zahlreiche junge Männer in die Reihen der Regierungsfeinde treten. Damit wäre auch indirekt die Frage wenigstens teilweise beantwortet, ob und inwiefern die ganze Bewegung eine jüdische ist. Die Juden streben nach Befreiung aus ihrer gegenwärtigen Lage, und sie haben wahrhaftig Grund genug, um nach der Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern zu ringen.... Im Interesse des allgemeinen Friedens im Lande wäre es — abgesehen von höheren, humanen Gesichtspunkten — durchaus wünschenswert, daß die Gleichberechtigung der Juden zustande käme. Es ist auch hier zu bedauern, daß die Regierung, die unter dem leidigen Zeichen des beständigen „zu spät“ steht, die Judenfrage nicht früher gelöst hat, als sie noch in der Vollmacht ihrer Autorität stand und von den Antisemiten weniger zu befürchten hatte. Doch auch jetzt ist der Zeitpunkt nicht verloren, denn mit der Abschaffung der jüdischen Ausnahmegesetze würden alle staaterhaltenden Elemente unter den Israeliten der Regierung als Verbündete gewonnen werden und eine brennende Frage aus der Welt geschafft sein.“

In dem gleichen Sinne sprach sich der ehemalige Dumaabgeordnete Graf Tyszkewitsch in dem Kadettenorgan aus:

„Seit Jahrhunderten leben die Juden in Polen, seit Jahrhunderten besteht zwischen ihnen und der örtlichen Bevölkerung der Wirtschaftskampf, in welchem einzelne den Grund des Zwiespalts zwischen Russen und Juden sehen wollen. Dessenungeachtet hat Polen nie Judenhetzen gekannt. Ja, es läßt sich noch mehr sagen: In Polen gibt es „Polen jüdischen Glaubens“, also Juden, die Polen so sehr als ihr Vaterland betrachten, daß sie sich in den Freiheitskämpfen ebenso wie die Vertreter der echt polnischen Familien opferten. Womit läßt sich dieses friedliche Zusammenleben von Polen und Juden erklären? Doch nicht etwa dadurch, daß beide seit 70 Jahren in gleicher Weise geknechtet werden? Allein auch zu den Zeiten, wo Polen noch unabhängig war, kam es zu keinen solchen Vorgängen, daß eine Bevölkerungsklasse gegen die andere gehetzt wurde. Man erhebt in der Bialystoker Affaire den Vorwurf, daß die jüdischen politischen Organisationen sich verteidigt und zusammengeschossen hätten, aber tun das nicht auch die christlichen Organisationen in den Ostseeprovinzen oder anderen Teilen des Reiches? Beim Juden erscheint dieses Zusammenschließen seiner rechtlosen Lage wegen als schon eine ungeheure Dreistigkeit, fast als ein Verbrechen. Darin liegt aber auch der Schwerpunkt der Frage. Weil einzelne das selbständige Auftreten der Juden im politischen Kampfe für ein Verbrechen halten, wird zu solchen Mitteln wie Judenhetzen gegriffen. Hierbei gibt es nur einen Ausweg und eine Abhilfe: das ist die volle Gleichberechtigung der Juden. Die rechtlose Stellung der Juden ist die Quelle aller Erniedrigung und Schande, sie muß daher aufgehoben werden. Nur die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden kann der unleidlichen Lage der Dinge ein Ende machen. Diese Gleichberechtigung fordert ebenso das Volksgewissen wie der öffentliche Nutzen, denn mit der Gleichberechtigung schwindet jenes Ungetüm aus Rußland, welches man die Judenfrage nennt.“

Man sollte annehmen, daß diese Notwendigkeit auch den beschränktesten Köpfen einleuchten müßte. In Rußland

herrschen aber leider, was die elementarste Auffassungsgabe anlangt, in den leitenden Kreisen anormale Zustände.

Aus dem antisemitischen Lager.

Auf die erdichtete Großrabbinerrede, welche die russischen Gesinnungsgenossen der deutschen Antisemiten jetzt als wirksame Vorbereitung für Pogrome verbreiten, ist das Organ Liebermann v. Sonnenberg's, das bekanntlich den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, diese Lüge zuerst in Umlauf gebracht zu haben, noch besonders stolz. Die „Deutsch-soz. Blätter" schreiben nämlich:

„Ganz besonders gute Aufklärungswaffen hat unsere deutsche antisemitische Bewegung dem Nachbarlande geliefert. So ist „die Großrabbiner-Rede" Seite 385 bis 392 des Antisemiten-Katechismus, in ungezählten Millionen Exemplaren durch die Regierung im ganzen Lande verbreitet worden."

Und zum Schluß heißt es:

„Den Ruhm nehmen wir allerdings mit Befriedigung entgegen, daß mit den Waffen aus unserem Aufklärungsarsenal das russische Volk sich von seinen Todfeinden befreien kann, wenn es den Willen dazu hat."

Damit übernimmt also das Hauptorgan der deutschsozialen Antisemiten in frechem Zynismus auch die Verantwortung für die Folgen etwaiger neuer durch das lügnerische Flugblatt hervorgerufenen Judenmetzeleien!

Die antisemitische Reformpartei hält vom 20. bis 22. Oktober d. J. in Kassel ihren diesjährigen Parteitag ab. Außer den regelmäßig wiederkehrenden Berichten der Parteileitung der Reichstagsfraktion, der Abgeordneten der Einzellandtage, der Kommissionen usw. stehen auf der Tagesordnung des Parteitags folgende Vorträge: „Stellungnahme zu unserer inneren und äußeren Politik" (Abg. Zimmermann), „Die Bedeutung der Rassenfrage für unser Volkstum" (Justizrat Schnauß-Leipzig), „Die Lage in Hessen" (Rechtsanwalt Harmony Kassel).

Außerdem soll eine Revision des Parteiprogramms erörtert werden.

Die Leitung des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes läßt jetzt durch die ihr nahestehende antisemitische Presse verbreiten, daß sie gegen den Hamburger Statistiker R. E. May wegen der in seiner Broschüre über die Kaufmännischen Krankenkassen enthaltene schroffe Kritik der Deutschnationalen Kasse Strafantrag wegen Beleidigung gestellt habe, ebenso gegen diejenigen Blätter, die von dem Inhalt der Mayschen Kritik ihren Lesern Kenntnis gegeben haben. Zu den letzteren gehört u. a. die „Freis. Ztg.", die hierzu bemerkt, daß sie zwar einen „ruppigen Brief" von der deutschnationalen Leitung erhalten habe, daß ihr aber eine Klage bisher nicht zugestellt sei. In dem „Hamb. Fremdenbl." setzt sich Herr May selber mit den Deutschnationalen wegen seiner Broschüre auseinander und bemerkt in der Einleitung:

„In Nr. 228 des „Hamburger Fremdenblattes" richtet der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband (D.-N. H.-V.) Angriffe gegen mich in Bezug auf meine im Verlage von C. Bohsen, hier, erschienene Schrift „Kaufmännische Krankenkassen", die er mit der Mitteilung einleitet, daß er sowohl mich, als meinen Verleger verklagt habe, aber verschweigt, warauf er mich verklagt haben will. Daß er mich verklagt habe, hörte ich schon vor Wochen, und habe gleich damals meiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß er, in der Unmöglichkeit die Ergebnisse meiner Arbeit zu widerlegen, diese Nachricht nur verbreite, um in Ermangelung sachlicher Einwände, auf Basis meiner Arbeit erfolgende Angriffe einfach damit erledigen zu können, daß er sagt, er habe mich verklagt und man solle das Urteil abwarten. Und so ist es denn auch gekommen! Aber weder mein Verleger noch ich haben bis jetzt eine Klage zugestellt erhalten, obgleich meine Arbeit schon vor zwei Monaten erschienen ist. Sollte die Behauptung der angestrengten Klage aber auf Wahrheit beruhen, so wird das „Fremdenblatt" lange warten können, bis der D.-N. H.-V. ihm das Ergebnis derselben berichtet, und wohl so freundlich sein, dasselbe auch dann zu veröffentlichen, wenn dies von meiner Seite geschieht.

Wenn es wahr ist, daß Zeitungen, welche über die Ergebnisse meiner Untersuchungen berichteten, sich weigerten, eine Entgegnung des D.-N. H.-V. aufzunehmen, so bedauere ich das schon deshalb, weil es mir die Möglichkeit nimmt, den Lesern derselben zu zeigen, zu welchen Mitteln derselbe seine Zuflucht nimmt. Wenn der D.-N. H.-V. mir mitteilen will, welche Blätter das waren, will ich meinen Einfluß dahin geltend machen, daß seine Erwiderung aufgenommen wird. Bis dahin aber glaube ich, daß er seine Behauptung nur aufstellt, um daran die Mitteilung von der eingeleiteten Klage zu knüpfen, und dadurch diejenigen Blätter, die noch nicht über meine Arbeit berichtet haben, davon abzuschrecken, es noch zu tun. Wie sehr der D.-N. H.-V. meine Arbeit fürchtet, geht am besten daraus hervor, daß er in einem sechs Spalten langen Artikel seines Organs, der „Deutschen Handels-Wacht", vor einer direkten „Korrektur" seiner eigenen, in „Jahresbericht" und „Abrechnung" gegebenen Statistik nicht zurückschreckt, den Titel meiner Arbeit und den Verleger derselben verschweigt und den Namen ihres Verfassers falsch angibt, auf daß es demjenigen, der die Behauptung der „Deutschen Handels-Wacht" auf ihre Richtigkeit prüfen wollte, nur ja recht erschwert werde, in einer Buchhandlung ausfindig zu machen, um welches Werk es sich handelt. Wohnen von den 15 000 Mitgliedern doch nur etwa 1000 in Hamburg. Von einer gegen mich angestrengten oder auch nur beabsichtigten Klage schweigt dieser erst am 15. September erschienene Artikel aber gänzlich. Haben doch die Leser der „Deutschen Handels-Wacht" ein viel zu großes Interesse am Ausgang solcher Klage, als daß man damit rechnen könnte, daß sie solche Mitteilung, ebenso wie die Leser der Tagespresse, mit der Zeit wieder vergessen werden. — Leider habe ich von diesem Artikel erst eben zufällig Kenntnis erhalten, und wird die „Deutsche Handels-Wacht" von mir gezwungen, eine Berichtigung ihrer unrichtigen Behauptungen aufzunehmen, die, nebenbei bemerkt, so zahlreich sind, daß ich in meiner noch unfertigen Erwiderung schon bei Widerlegung der achtzehnten Behauptung angelangt war, als ich den Angriff im „Fremdenblatt" zu Gesicht bekam, in dem ebenfalls mit falschen Behauptungen operiert wird.

Auf die Ergebnisse dieses Prozesses, wenn es überhaupt zu einer materiellen Verhandlung und Entscheidung gelangt, wird man in der Tat gespannt sein dürfen.

Aus dem Reichstagswahlkreise Weimar wird uns geschrieben: Hier wird es als eine Bestätigung der von den „Mitteilungen" gebrachten Nachricht, daß die Antisemiten bei den nächsten allgemeinen Wahlen mit den Bündlern und Konservativen gemeinsam eine Sonderkandidatur aufstellen wollen, angesehen, daß der 10. Parteitag der christlichsozialen Partei unter Stöckers Aegide in diesem Jahre vom 30. September bis 1. Oktober im Weimarer Rathause stattfindet. Die Zahl der Christlichsozialen in Weimar, wie überhaupt im ganzen Großherzogtum Sachsen-Weimar ist aber so verschwindend gering, daß die Wahl Weimars zum Kongreßort allgemein frappieren mußte und selbst die nationalliberale Presse zu allerhand Vermutungen anregte; besonders da Stöcker noch nie in Weimar öffentlich aufgetreten ist. Daß das Mißtrauen angebracht war, beweist eine an die Adresse der Nationalliberalen mit großer Geschäftigkeit gerichtete Erklärung eines christlichsozialen Parteiführers, in der hervorgehoben wird, daß die Wahl Weimars für den diesjährigen Parteitag harmlos und ohne jede Nebenabsicht geschehen sei, sowie die ausdrückliche Versicherung,

daß die Partei keine speziellen Wahlzwecke verfolge. Wer Stöcker kennt, weiß, was er von solchen Versicherungen zu halten hat. Jedenfalls wird man aus der antisemitischen Bewegung in Weimar bald erkennen, wem der jüngste Fischzug gilt.

Die antisemitische „Deutsche Hochwacht“ sagt in einer Polemik gegen ein nationalliberales Blatt, das den Titel „Deutschland“ führt und dessen politischer Redakteur Kohl heißt:

„Es gibt Verschiedenes, so sich Deutschland nennt, einerseits ist es ein Land mit Wäldern, Fluren und Feldern und Bergen; dieses nennen wir unser Vaterland, das Erbe unser Väter, man weiß kaum noch, ob es sich verlohne, die Erbschaft anzutreten. (Sehr charakteristisch für Erbpächter nationaler Gesinnung. D. Red. d. „Mitt“.) Andererseits ist es ein stolzer Panzer — der Salut schießt, wenn der König von England Geburtstag hat; dies nennen wir „S. M. S. Deutschland.“ Endlich gibt es nach Art der „Deutschen Schuhwarenhäuser“ Inhaber Cohn eine Zeitung „Deutschland“. Ihr Schriftleiter ist ein Herr Georg Kohl. Diese „Deutschland“ kohlt seit einiger Zeit die Antisemiten an. Wir wollen uns den „neuesten Kohl“ etwas näher betrachten.“

Ein feiner Ton!

Von dem oberbayerischen Schwurgericht ist dieser Tage der „Hoflieferant“ Zeller wegen Wuchers und Meineidsverleitung zu 3 Jahren Zuchthaus, ferner wegen Betrugs zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Der frühere Korbmacher und jetzige „Kommissionär“ Zeller war ein bekannter Radauantisemit in München, der stets gegen die „wucherische Ausbeutung durch die Juden“ agitiert hat. Er wird sich außerdem Anfangs Oktober in einem neuen Wucherprozeß als Angeklagter zu verantworten haben. Es ist recht belehrend, auf diese Weise von Zeit zu Zeit einen Blick hinter die Kulissen des antisemitischen Kasperltheaters werfen zu können.

Vermischtes.

Zu dem „Offenen Brief an den ehemaligen Hofprediger Herrn Adolf Stöcker“, den wir in der vorigen Nummer der „Mitt.“ veröffentlicht haben, sendet uns der Verfasser noch folgenden kleinen Nachtrag:

„Die Wittwe eines getauften Juden, der die höchsten Aemter und Ehren erlangt hat, die Kaiser, Reich, Staat, Volk, Gesellschaft und Wissenschaft verleihen können, dem von berufenster Seite das Zeugnis reinster Vaterlandsliebe und nationaler Gesinnung ausgestellt worden ist, dessen Namen genannt wird, nennt man die besten Namen, eine geschichtliche Berühmtheit ersten Ranges, der in der Geschichte des deutschen Volkes leben wird, so lange das Deutsche Reich bestehen wird, sucht Aufnahme in ein Berliner Pensionat. Die Vorsteherin weist sie zurück, weil sie keine Juden aufnehme. Der Vater der Pensionsinhaberin, ein vorurteilsfreier früherer Gutsbesitzer, stellt die Tochter deswegen zur Rede und fragt sie, ob sie denn auch antisemitisch geworden sei. „Nicht im geringsten, Papa, entgegnet sie, aber wenn ich die Dame aufgenommen hätte, dann hätten so und so viele mein Pensionat verlassen.“

Nun, Herr Pastor, was sagen Sie zu dieser Leistung des gesellschaftlichen Antisemitismus, den gefördert zu haben Sie sich mit so viel Selbstbewußtsein rühmen? Aus meinem Briefe in der letzten Nummer haben Sie ersehen könn'n, wie Juden über grundlosen Haß denken. Nun, ich will Ihnen heute noch etwas aus der jüdischen Ethik mitteilen. Wenn ein Jude eine hervorragende Persönlichkeit, gleichviel welchen Glaubens, zu Gesicht bekommt, dann spricht er ein Dankgebet, daß Gott ihn gewürdigt habe einen Abglanz von seiner Herrlichkeit sehen zu lassen. Welche Ethik, denken Sie, Herr Pastor, ist die schönere und empfehlenswertere, diese jüdische oder die Ihrige, die ich nicht ungerecht genug bin, die christliche zu nennen?

Am Ende kommt noch einmal Ihr Tag von Damaskus, an dem Ihnen vor dem von Ihnen geförderten gesellschaftlichen Antisemitismus selbst bange wird. Ich wage das zwar kaum zu hoffen, aber es geschehen manchmal doch Zeichen und Wunder. Und so ein gar großes Wunder wäre es eigentlich nicht, wenn ein Pastor, ein Herr, der ein frommer Mann sein will, zu der Erkenntnis gelangte, daß eine Lehre, die solche Früchte hervorbringt, wie ich sie gezeigt, in den Augen weder der Juden, noch der Mohammedaner, noch selbst halbzivilisierter Heiden und dann doch gewiß in den Augen Aller, die von dem Geist des Christentums auch nur einen Hauch verspürt haben, schön sein können.“

Die Wahl der Reserveoffiziere. Die zur Zeit im Kriegsministerium erörterte Aenderung in dem Wahlverfahren der Offiziere des Beurlaubtenstandes soll, wie übereinstimmend von verschiedenen Seiten mitgeteilt wird, darin bestehen, daß in Zukunft allein das aktive Offizierskorps die Wahl vorzunehmen hat, während zur Zeit die Wahl von dem Offizierskorps des Landwehrkommandos vollzogen wird. Man verspricht sich von dieser Aenderung einen Wegfall der politischen und konfessionellen Einflüsse, die bisher zweifellos vielfach für die Nichtwahl von sonst durchaus geeigneten Offiziersaspiranten wesentlich bestimmend gewesen sind.

Im Zentrum klagt man schon seit langer Zeit darüber, daß Katholiken oft nur wegen ihres religiösen Bekenntnisses die Befähigung zum Reserveoffizier abgesprochen worden ist. Dabei ist das Zentrum doch heute die eigentlich regierende Partei. Männer, die sich offen zu freisinnigen politischen Anschauungen bekennen, haben aber bei dem zur Zeit bestehenden Wahlmodus, wo im Offizierkorps des Landwehrkommandos die agrarischen Rittergutsbesitzer und Oberamtmänner usw. in den meisten Kreisen die erdrückende Majorität besitzen, noch weit geringere Chancen gehabt. Juden wurden, wie die „Lib. Korr.“ mit Recht hervorhebt, grundsätzlich von der Beförderung ausgeschlossen, und zwar, wie in diesem Falle unwiderleglich feststeht, ausschließlich wegen ihrer Religion. Es hat sich nämlich allenthalben die merkwürdige Erscheinung gezeigt, daß Juden, denen, wie gesagt, grundsätzlich die Befähigung zum aktiven und Reserveoffizier aberkannt wird, in dem Augenblick für qualifiziert erachtet wurden, wo sie sich taufen ließen. Ob das jetzt anders werden wird, und ob politische Parteivorurteile ausfallen werden, wenn ausschließlich das aktive Offizierkorps die Entscheidung zu treffen haben wird, wagen wir allerdings bei dem ausgeprägten politisch-konservativen Charakter des Offizierkorps kaum zu hoffen.

Frankfurt a. M., 27. September. In der „Frankfurter Zeitung“ vom 16. August vorigen Jahres erschien eine Korrespondenz aus Schlesien, die sich mit der Verhandlung gegen den Grafen Pückler-Klein-Tschirne wegen Nötigung und Beleidigung vor der Glogauer Strafkammer befaßte. Wegen dieser Korrespondenz war Anklage gegen den verantwortlichen Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, Albert Büsching, wegen Beleidigung des Glogauer Gerichts gestellt worden.

In der heutigen Verhandlung bestritt der Angeklagte, daß der Artikel, der von einem sonst zuverlässigen Berichterstatter herrühre,

den daraus hergeleiteten Vorwurf der Parteilichkeit gegen die Richter enthalte. In dem Bericht war hervorgehoben, daß von Anberaumung des ersten Termins gegen Pückler mehr als sechs Monate verstrichen wären, bis schließlich nach Ermahnung in der Presse ein neuer Termin angesetzt worden sei. Ferner wurde erwähnt, daß Pückler bei der Verhandlung nicht die Anklagebank betreten habe, daß er durch die Form der Anrede besonders höflich behandelt sei, daß der Vorsitzende eine herausfordernde Aeußerung Pücklers, wie „das verstehen Sie nicht", ruhig habe hingehen lassen. Schließlich sollte die Gegenüberstellung der niedrigen Strafe Pücklers zu der schweren Bestrafung eines Dienstmädchens wegen Entwendung von 35 Pfennigen (Rückfalldiebstahl) eine Beleidigung enthalten. Der kommissarisch vernommene Landgerichtsdirektor Roth-Glogau hat die späte Terminsanberaumung damit erklärt, daß ein Beschluß über die geistige Zurechnungsfähigkeit des Grafen und vorläufige Unterbringung in der Irrenanstalt zur Beobachtung gefaßt, aber von der höheren Instanz wieder aufgehoben worden sei, und die Angabe über die höflichere Behandlung Pücklers bestritten. Wenn er auf die Bemerkung Pücklers: „Das verstehen Sie nicht" nicht eingeschritten sei, so liege das daran, daß man den Angeklagten habe ausreden lassen wollen, um sich ein Bild von seinem Geisteszustand zu machen.

Staatsanwalt Dr. Hoffmann liest aus dem Bericht den Vorwurf der Parteilichkeit heraus. Er meinte, daß man hier den Verfasser hätte nennen können, da er einen unwahren Bericht geschickt habe. Betreffs der Sache sei zu berücksichtigen, daß der „Frankfurter Zeitung" sonst nicht der Vorwurf zu machen sei, daß sie Artikel in leichtsinniger Weise aufnehme, im Gegenteil. Er beantrage 100 Mk. Geldstrafe.

Der Verteidiger R.-A. Dr. Hertz erwiderte, daß der Angeklagte gegen die Pflichten seines Standes und gegen die allgemeinen Ehrbegriffe verstoßen würde, wenn er den Einsender namhaft machen würde. Im übrigen bestritt er, daß der Artikel, auch soweit seine Richtigkeit nicht bewiesen sei, beleidigend sei. Die Gründe, aus denen die in einem Gerichtssaal ungewohnten Aeußerungen Pücklers gegenüber dem Vorsitzenden nicht gerügt worden seien, seien den Zuhörern nicht erkennbar gewesen. In der Gegenüberstellung der beiden unmittelbar hintereinander gesprochenen Urteile liege nur die Konstatierung von Tatsachen, nicht aber der Vorwurf der Parteilichkeit. Die „Frankfurter Zeitung" erwähne jeden Fall, in welchem bei geringfügigen Entwendungen wegen Rückfalls auf Zuchthausstrafe erkannt werde, da sie seit Jahren für Herabsetzung der Rückfallsstrafen eintrete. Wie sehr es dem Artikel ferngelegen habe, dem Glogauer Gericht eine Parteilichkeit vorzuwerfen, beweise der Umstand, daß der Artikel die ungerügte Aeußerung Pücklers als einen unberechtigten Vorwurf der Parteilichkeit brandmarke.

Das Gericht hielt eine Beleidigung für vorliegend, da der Vorwurf der Parteilichkeit und der Verschleppung sich aus dem Bericht ergebe. Bei der Strafzumessung sei zu berücksichtigen, daß die „Frankfurter Zeitung" im großen und ganzen sehr vorsichtig bei der Aufnahme ihrer Berichte verfahre. Es wurde auf 100 Mark Geldstrafe erkannt.

Friedrich Wilhelm IV. und der jüdische Gasthofbesitzer. Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 auf seiner Reise nach Königsberg i. P. durch Landsberg kam, dessen erster Gasthausbesitzer jüdischen Glaubens war, äußerte ein Mitglied des Magistrats dem Monarchen gegenüber, daß man Anordnung getroffen habe, Sr. Majestät eine andere Wohnung einzuräumen; aber der König entgegnete: „Es ist mein Wille, da zu wohnen, wo auch mein seliger Vater gewohnt hat. Ich denke zwar nicht daran, den jüdischen Gasthofbesitzer zum Christen zu machen, fürchte aber auch nicht, von ihm zum Juden gemacht zu werden!"

Ein Postmeister jüdischer Konfession. Herr Joseph Michaelsen in Kopenhagen, hat dieser Tage seinen 80. Geburtstag gefeiert. Ein Sohn armer jüdischer Eltern, beschäftigte er sich eine Zeit lang mit journalistischen Arbeiten und wurde dann, nachdem er die Universität absolviert hatte, in der Postverwaltung angestellt. Als praktischer Mann fand er die damalige Portoabrechnung zwischen den Staaten zu kompliziert, aber erst im Jahre 1868 glaubte er eine praktische Lösung gefunden zu haben: ein gleiches Porto für Briefe nach allen Ländern hin. Im April 1868 wurde vom dänischen Auswärtigen Amt eine von Michaelsen in französischer Sprache verfaßte und seinen Vorschlag enthaltende Schrift allen ausländischen Regierungen und Postverwaltungen zugestellt und im Dezember 1868 wurde Stephans bekannte „Denkschrift" veröffentlicht, der Michaelsens Vorschlag zu Grunde lag. Von allen Seiten, auch von ausländischen Postverwaltungen, wurde Michaelsen aus Anlaß seines 80 jährigen Geburtstages geehrt. Der König ließ ihm die goldene Verdienstmedaille überreichen, eine Medaille ist zu seiner Ehre geprägt worden und seine Büste, in Marmor gehauen, wird im Nationalmuseum im Schloß Frederiksborg aufgestellt werden, während seine Bronzebüste im neuen Zentralpostgebäude Platz finden wird.

Briefkasten.

A. R. in Berlin. Sie haben vollkommen Recht. Der „Berliner Beobachter", der ein freisinniges Organ sein will und mit Redensarten wie: „Rebekkchen, du renommierst" herumwirft, hat am allerwenigsten ein Recht, sich über Politiker zu entrüsten, die dem Verein deutscher Studenten angehört haben, ohne selbst jemals sich öffentlich oder privatim antisemitisch betätigt zu haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 41. Berlin, 10. Oktober 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Antisemitische Delirien.

Unter der Ueberschrift „Alliance israélite diplomatique“ veröffentlicht die „Deutsche Hochwacht“ in der Nr. vom 7. Oktober einen Leitartikel, der ihrer Fabuliertüchtigkeit — wir sagen absichtlich nicht Fabulierkunst — alle Ehre macht, wenn eine Ehre darin zu finden ist, daß das ungereimteste Zeug zusammengereimt wird, um kindische Gassenbuben damit zu schrecken und sich lächerlich zu machen.

Man höre und staune über das wahnsinnige Märchen. Der deutsche Botschafter in Washington, Freiherr Speck von Sternburg, soll ein „einwandfreier Hebräer“ sein, weil sein Großvater Armeelieferant war. Daß dieser auch Jude gewesen ist, vergißt die „Hochwacht“ überhaupt zu sagen. Aber wir nehmen an, daß sie es hat sagen wollen, und wir wollen sogar annehmen, daß es wahr ist, obgleich „Speck“ selbst nach antisemitischen Namensschnüfflern nicht gerade einen Juden verraten dürfte.

Ferner soll Herr v. Schön, der deutsche Botschafter in Petersburg ein „Hebräer“ sein. Diese Behauptung wird nicht näher begründet. Wir wissen es nicht, aber wir wollen wieder annehmen, daß es wahr sei.

Was nun folgt, ist schon geradezu waghalsig. Es sollen nämlich der deutsche Botschafter v. Schön sowohl wie der frühere russische Ministerpräsident Graf Witte zur Leitung der „alliance israélite universelle“ gehören. Es wäre dies zwar u. E. keine Schande für die beiden Herren, aber wer es außerhalb der antisemitischen Kreise glaubt, kriegt einen Thaler, und wer es beweist, ganze zwei Reichsthaler.

Allerdings beugt die fabulierlustige „Hochwacht“ vor, indem sie später Dementis in Aussicht stellt und erklärt, daß sie jedes Wort aufrecht hält, selbst wenn tausend Meineide dagegen geleistet werden sollten. Gegen Meineide kann man allerdings seine Behauptung aufrecht erhalten. Aber wie wir die Antisemiten und speziell die „Hochwacht“ kennen, würde jedes Wort der Lüge auch gegen tausend Eide der ehrlichsten Leute aufrecht erhalten werden. Wir kennen ja die antisemitische Zähigkeit im Verharren bei Lügen aus dem Verhalten gegenüber dem Ritualmordmärchen, gegenüber der Dreyfusaffäre und tausend anderen Fällen. Aber die „Hochwacht“ mag sich beruhigen, es wird Niemand es der Mühe für wert halten, ihre Behauptungen zu dementieren oder gar zu schwören, daß sie unbegründet seien. Von der Zuverlässigkeit der „Hochwacht“ wollen wir nur ein ganz winziges Beispiel geben. In dem hier in Rede stehenden Artikel behauptet sie nämlich, daß den Besuch des Herrn v. Schön beim Kaiser neulich in Wilhelmshöhe „die gesamte übrige Presse totgeschwiegen hat, selbst die Presse, die sonst jede Handbewegung des Kaisers weitergibt und deutet und jedesmal sorglich registriert, wenn einmal die Gesichtsfarbe des Monarchen um eine Schattierung bleicher gewesen ist als sonst. Es ist wirklich höchst sonderbar, daß man über diesen Aufklärungsbesuch eines hohen hebräischen Würdenträgers bei dem Deutschen Kaiser nichts in die Oeffentlichkeit gebracht hat.“ Nun, wir können der „Hochwacht“ nachweisen, daß in Berliner und auswärtigen Blättern der Besuch tatsächlich gemeldet war.

Doch das ist Nebensache. Die „Hochwacht“ behauptet ferner, sie habe Grund zu der Annahme — das verrät also schon eine gewisse Unsicherheit —, daß auch Graf Witte in derselben Zeit den Kaiser gesprochen hat, wahrscheinlich sogar in der Gesellschaft des Herrn v. Schön.

Nun aber kommt die höchste Komik. Dem Besuche des Herrn v. Schön, der eine Tatsache ist, ging unmittelbar (doch nicht ganz unmittelbar!) der Besuch des Königs Eduard voraus. Aus diesen beiden Tatsachen folgert nun die „Hochwacht“ folgendes komische Märchen:

„Der wesentliche Teil der Besprechungen zwischen diesem und unserm Kaiser aber drehte sich um die Judenfrage. Und zwar hat King Edward seinem kaiserlichen Neffen klargemacht: „Wenn wir nicht mit den Juden gehen, so sind unsere Dynastien gefährdet.“ Damit sagte er unserm Kaiser ja nichts Neues; aber der Kaiser sah jetzt an der Hand sorglich vorbereiteten Materials, daß er keine Wahl mehr habe. Und so — — kam Dernburg!“

Darauf folgt dann „die Moral von der Geschichte:“

„Es gibt eine große alliance israélite diplomatique“ die nicht nur in Raubstaaten, sondern auch in großen Kulturstaaten, wie Frankreich, England, Rußland, mit der Aufteilung der Beute begonnen hat und nun endlich auch in Deutschland sich säuberlich eingerichtet. Und der Kaiser selbst ernennt ihre Mitglieder und merkt nichts! Na, und der Reichskanzler, der merkt erst recht nichts — —

Aber die Geschichte hat nicht nur eine Moral, sondern auch einen Zweck. Und diesen gibt das lustige Antisemitenblatt in folgenden Herandrängeln und Drohen vereinigenden Sätzen kund:

„Wenn doch unser Kaiser wüßte, wie zielbewußt die Faktoren des Hebräertums zusammenwirken, bis sie seine Seele in der gewünschten Stimmung haben! Wenn er das Treiben doch durchschaute!

Aber wenn er es nicht durchschaut und sich zudem geflissentlich von den Kreisen fernhält, die ihm die Augen öffnen könnten — dann bleibt unsereinem ja in der Tat nichts anderes übrig, als eine getreue und darum um so kräftigere Opposition. Zu den Waffen! Die Zeit ist da! Noch weiter mit ergebenen Worten fechten, heißt nationalen Selbstmord begehen.“

Man mag von den Juden denken was man will, ihnen die kühnsten Träume zuschreiben. Aber daran haben wohl die Juden aller Länder auf Erden zusammen nicht gedacht, die Dynastie selbst nur des Fürsten von Monaco er-

schüttern zu können. Und nun sollen sie die Dynastien Englands und Preußens, der Kaiser von Indien und Deutschland gefährden. Und König Eduard und Kaiser Wilhelm sollen es glauben, sollen sich — fürchten vor den Juden.

Die „unpolitische" Mittelstandsvereinigung.

Die nach der Behauptung ihrer Freunde unpolitische Mittelstandsvereinigung ist in Wirklichkeit nur eine Filiale des politischen Antisemitismus. Das geht ganz deutlich aus der Rednerliste der in diesen Tagen in Berlin abgehaltenen Generalversammlung und der politischen Parteizugehörigkeit der Personen hervor, die der Versammlung telegraphisch ihre Sympathien bekundeten

Nach dem offiziellen Bericht — es war nur ein der Stöckerschen Richtung angehöriger Berichterstatter zugelassen, der seinen Bericht noch dazu der Zensur des Vorstands unterbreiten mußte — haben u. a. gesprochen: Th. Fritsch, der langjährige Leiter der „Antis. Korresp.", der Redakteur der „Staatsb. Ztg." Kammer, Lehrer Berg, antisemitischer Reichstagskandidat für Deutsch-Krone, Schriftsteller Wegner, ein bekannter antisemitischer Versammlungsredner. Der antisemitische „Deutsche Volksbund" war durch seinen „Großmeister" Prof. Paul Förster offiziell vertreten. Die gleichzeitig in Weimar tagenden Stöckerschen Christlich-sozialen sandten ein Begrüßungstelegramm.

Diese kleine Zusammenstellung der Hauptwortführer der Mittelstandsvereinigung zeigt recht anschaulich den innigen Zusammenhang der Vereinigung mit dem politischen Antisemitismus.

Ueber eine höchst interessant verlaufene Versammlung der Ortsgruppe Liegnitz des „Niederschlesischen Handwerkerbundes", der sich im Laufe des vorigen Winters korporativ der Mittelstandsvereinigung angeschlossen hat, entnehmen wir dem „Liegn. Anz." das Folgende:

Der Anschluß des Niederschlesischen Handwerkerbundes war nicht ohne kräftigen Widerspruch einer zahlreichen Minderheit der Mitglieder erfolgt. Der Widerspruch ging im wesentlichen von denjenigen Mitgliedern des Handwerkerbundes aus, die nur im Vertrauen auf die Zusicherung, daß der Bund ein gänzlich unpolitischer Verein für Standesinteressen sei, überhaupt beigetreten waren. Daß der korporative Beitritt zur Mittelstandsvereinigung sich nicht gut mit dem angeblich unpolitischen Charakter des Handwerkerbundes verträgt, das ahnten doch viele Mitglieder, und daher erklärte sich der starke Widerspruch. Man hatte doch schon allerlei von der Mittelstandsvereinigung gehört; man hatte gelesen, daß diese neue Vereinigung bei verschiedenen Nachwahlen eigene Reichstagskandidaten aufgestellt, ein förmliches Programm veröffentlicht und auch mit anderen politischen Parteien — merkwürdigerweise mit den Konservativen, Agrariern und Antisemiten — Wahlbündnisse abgeschlossen hatte. Das sah nicht nach unpolitischer Tätigkeit aus, und es war klar, daß auch der Liegnitzer Handwerkerbund durch seinen korporativen Beitritt in das Getriebe der neuen Parteigründung hineingezogen werden würde. Freilich hatte es eigentlich nicht erst des Anschlusses an die Mittelstandsvereinigung bedurft, um mißtrauische und klarsehende Leute erkennen zu lassen, daß der Handwerkerbund nach dem Willen seiner Gründer nicht der unpolitische Verein bleiben würde, für den man ihn zur Gewinnung von Mitgliedern ausgab. Mißtrauisch mußte zunächst schon die Person des Gründers des gesamten Niederschlesischen Handwerkerbundes, Schlossermeisters Seifert in Greiffenberg machen. Herr Seifert war schon wiederholt politisch hervorgetreten und zwar stets im Sinne einer grimmigen Bekämpfung der freisinnigen Volkspartei in Schlesien. Es war ferner durch einen Krakehl zwischen den Führern des verflossenen „Deutschen Handwerkerbundes" bekannt geworden, daß Herr Seifert das nötige Geld, 1000 Mk. zur Gründung des Bundes von dem Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, Dr. Roesicke, vorgestreckt erhalten hatte — „sage mir, bei wem du Geld borgst, und ich sage dir, wer du bist." Es kam dazu, daß sehr bald in der Liegnitzer Ortsgruppe selbst Leute eine Rolle zu spielen anfingen, die gar nicht einmal Handwerker waren und nur durch ihre intensive Feindschaft gegen die freisinnige Volkspartei und grimmen Judenhaß bis dato von sich reden gemacht hatten. Das alles machte viele stutzig, aber den ständigen Versicherungen der Macher, die im Biedermannstone immer wieder ihr unpolitisches Sprüchlein aufsagten, gelang es, die Mißtrauischen vom Austritt abzuhalten. Inzwischen waren innerhalb des Handwerkerbundes vielfache Unstimmigkeiten unter den Führern ausgebrochen, der Vorstand wechselte, nicht ohne daß man sich gegenseitig Schmeicheleien sagte, der Niederschlesische Verband lockerte sich immer mehr. Alles das ließ den Vorstand des Bundes dringend notwendig erscheinen, etwas zur Auffrischung des schon welkenden Vereins zu tun. Eine große „Volksversammlung" mit einem tüchtigen auswärtigen Redner schien das geeignetste Belebungsmittel.

Als Reder war der Lehrer Berg aus Berlin gewonnen. Leider unterließ es der Vorsitzende, der Versammlung die für sie gewiß nicht uninteressante Tatsache mitzuteilen, daß Herr Berg im politischen Leben kein Neuling ist, daß er sich um die Berliner antisemitische Bewegung unbestreitbare Verdienste erworben hat, ja daß er sogar gewürdigt war, im Jahre 1903 bei den Reichstagswahlen im Wahlkreise Deutsch-Krone als antisemitischer Durchfallskandidat aufzutreten. — Das Bezeichnende in der nun folgenden anderthalbstündigen Rede lag nicht in dem, was gesagt, sondern in dem, was verschwiegen wurde. Von dem, was den Mittelstand drückt, wollte der Redner sprechen; als er aber fertig war, da hatte er auch nicht mit einem einzigen Worte gesprochen von der immer größer werdenden Steuerlast, der Teuerung des Fleisches, der Milch, des Bieres und fast sämtlicher Lebensmittel, der Belastung des Personen- wie des Warenverkehrs, der Preissteigerung sämtlicher Rohmaterialien für den Handwerker, mit keinem Worte hatte er diese wahren „Mittelstandsfragen" der politischen Mittelstandsvereinigung berührt.

Es half aber alles nichts. Das Märchen wurde doch zerstört, und der Redner des Abends sowie der Vorsitzende halfen wider ihren Willen wacker dabei. Als Anhänger der freisinnigen Volkspartei unternahm es Redakteur Brachmann vom „Liegnitzer Anzeiger" in der Debatte einiges von dem zu sagen, was der Berliner Redner vergessen hatte. Freilich, die Neigung, so bittere Dinge anzuhören, war bei den Machern der Versammlung und ihrem Anhang sehr gering. Redakteur Brachmann versuchte zunächst, eine sachliche Kritik an verschiedenen Ausführungen des Hauptredners zu üben. Als er bei der Frage des Submissionswesens die beiden Submissionsaffären des Herrn Küster in Hannover, des 1. Vorsitzenden der Mittelstandsvereinigung, anschnitt, um den Unterschied zwischen Theorie und Praxis zu zeigen, da zeigte sich sofort, weß Geistes Kinder ein Teil der Versammelten sei. Das Schreien und die planmäßigen Unterbrechungen begannen; bald beteiligte sich der Vorsitzende an dem Vergnügen; sowie der Reder etwas sagte, was ihm nicht paßte, rief er ihn mit stolzen Pathos „zur Sache!".

Als der Redner feststellte, daß der Vorsitzende der „unpolitischen „Mittelstandsvereinigung, Obermeister Rahardt in Berlin, in einem Briefe an die „Breslauer Zeitung" angekündigt hat, die Mittelstandsvereinigung würde bei den nächsten Wahlen der freisinnigen Volkspartei ihre sieben Reichstagsmandate in Schlesien abnehmen, da war der

Schleier, den die „Unpolitischen“ vor ihr Gesicht gezogen hatten, mit einem Ruck zerrissen, jedermann wußte, woran er mit den Herrschaften war, und die Unpolitischen gaben sich selber gar keine Mühe mehr, ihr wahres Gesicht zu zeigen. Das Toben und Schreien, wie es eben nur in antisemitischen Versammlungen Mode ist, erreichte seinen Höhepunkt. Der witzige Herr Vorsitzende rief den Redner natürlich „zur Sache“, einmal mit der Begründung, daß Herr Rahardt hier viel zu unbekannt sei, als daß von ihm gesprochen werden dürfte, und zum andern, daß der Brief Rahardts nach Breslau gerichtet sei und deshalb hier nicht erwähnt werden dürfte!! Der eine Teil der Versammlung war außer sich vor Freude über solch einen schneidigen Vorsitzenden, und der andere Teil freute sich nicht minder.

Nun kam wieder Herr Berg. Er legte nun seinen Gefühlen weiter keinen Zwang an und tat ganz so, wie wenn er zu Hause in einer Ahlwardt- oder Pücklerversammlung wäre. Daß er sofort die Ausführungen des freisinnigen Redners ein „Gewäsch“ nannte, ihm „Unwahrheit“ vorwarf, entsprach eben so sehr den Gepflogenheiten antisemitischer Führer, wie der alberne Trick, den Gegner des Mangels an „Deutschtum“ und „Christentum“ zu verdächtigen. Wenn man's jetzt nicht schon gewußt hätte, dann hätte man es daran merken müssen, woher er kam der Fahrt.

Unter solchen Umständen gehörte wirklich die ganze „Geschicklichkeit“ des Vorsitzenden dazu, um noch einmal aufzustehen und mit dem Brustton der Ueberzeugung in den Saal zu rufen: „Das ist eine Verleumdung, wir haben nichts mit Antisemiten zu tun, und wir sind auch selbst keine Antisemiten!“ Man stelle sich das Bild vor: Oben auf dem Podium am Vorstandstische befinden sich drei Personen. In der Mitte der Vorsitzende, rechts von ihm der antisemitische Reichstagskandidat Berg, links von ihm Herr Herzig, den jedes politische Kind in Liegnitz als Antisemiten kennt, und aus der Mitte ertönt eine Stimme: Wir sind keine Antisemiten!

Das ist die Geschichte von der „unpolitischen“ Versammlung der unpolitischen Mittelstandsvereinigung in Liegnitz. Die Geschichte von einem zerstörten Märchen, einer weggerissenen Maske, einer aufgedeckten Intrigue.

Wolken und Morgenrot.

Es ist eine Unbilligkeit, die persönliche Verfehlung des Einzelnen zu Grund- und Gewohnheitsfehlern der Gemeinschaft zu verallgemeinern. Aber just diese Unbilligkeit bildet von je her das kümmerliche Vermögen, aus dem der Antisemitismus seine Parteiunternehmungen ausstattet und unterhält. Die Gegner des Antisemitismus lehnen es ab, ihn mit derselben Waffe zu schlagen, so nahe die Versuchung läge. Sie verlassen sich auf die Güte der eigenen Weltanschauung und sozialen Denkweise gegenüber der verderbten und verderbenden Gedankenrichtung von Zeitgenossen, in denen geschäftliche Verdrossenheit, gesellschaftlicher Ueberdünkel und allerlei unausrottbare Triebe der Bestie im Menschen sich zu dem Krankheitsbilde des Antisemitismus zusammenballen.

Wären die Betroffenen zu logischem Erfassen und gerechtem Erkennen fähig, dann würden sie sich sagen müssen, daß man überall mit Wasser kocht und daß man doch nicht mit dem Anspruche auf eine Vorzugsstellung in sittlicher Beziehung in die Sonne gehen darf, wenn man gar so viele Butter auf dem Kopfe hat. Es ist doch beinahe ein Dogma geworden, daß eine gewisse Bemakelung untrennbar ist von vorragendem Verdienste um die antisemitische Groß- und Kleinarbeit. Und auch da, wo eine Bemakelung in schwererem Sinne noch gar nicht einmal besteht oder nachgewiesen ist, bieten die persönlichen und sachlichen Erscheinungen des Geschäftsantisemitismus Gelegenheit genug zu Betrachtungen, die in der Genugtuung darüber gipfeln, daß es recht geringwertige Elemente sind, die dem Volke das bringen wollen, was sie die Erlösung aus der Judennot nennen, was aber andere — anders bezeichnen.

Das Vorschreiten des Werbeganges beständiger innerer Säfteverschlechterung des Antisemitismus ist unverkennbar. Die antisemitische Bewegung an sich „zieht“ längst nicht mehr. Bald sind's die Krücken einer von dem Gedanken geschäftlicher Solidität wenig angekränkelten Handlungsgehilfenorganisation, bald die Stützstäbe der mit Agrarierhilfe und auf dem steinigen Boden rückständiger Zünftlereibetriebe sogenannten Mittelstandsbewegung, auf denen die Antisemitenpartei in ihren verschiedenen Sortierungen noch einigermaßen sich fortbewegt. Ihre größten Mundhelden sind dermalen Kleingeister, die in ihrer Weise Geschäfte zu machen suchen, mit denen in keiner Weise der chauvinistische Prahlspruch der antisemitischen Kraftteutonenhuber zu vereinbaren ist: „Es wird am deutschen Wesen dereinst die Welt genesen.“

Der eine in Berlin nächst dem Grafen Pückler am häufigsten zu hörende Führer nährt sich von dem Betriebe eines Skandalblattes, dessen Forsche darin besteht, daß ein in den bestimmten Kreisen an Beziehungen reicher Manager alles Mögliche zusammenpickt, das auf dem großen Markte der nicht ganz öffentlichen Prostitution sich an Sensationellem, an pikant ausschlachtbarem Leben und Weben zusammenfindet. Die ganze Aufmachung dieses angeblich der Wahrheit dienenden Wochenblattes läßt erkennen, daß es auf das niedrigste Aufregungsbedürfnis spekuliert. Der Herausgeber, der auf diese Weise seine Nahrung findet, geht dann aber in den nächsten Reichstagswahlkampf weit im östlichen Hinterlande wieder hinein als Schützer teutscher Zucht und Sitte, und er, der aus naheliegenden Geschäftsrücksichten in seinem Blatte es sorgsam vermeidet, den Sozialdemokraten zu nahe zu kommen, wird im Wahlkampfe sich und seine Konsorten als die beste Schutzwehr der Staatserhaltung eben diesen Sozialdemokraten gegenüber ausgeben, deren Geld für ihn kein Blech ist. In Berlin ist denn auch der Antisemitismus politisch so heruntergekommen, daß alle Galvanisierungsversuche, die in gewissen Zeitabständen immer wieder unternommen werden, ihn nicht wieder hochbringen.

In Wien kann der Antisemitismus sich noch einigermaßen auf die wertvolle Bundesgenossenschaft der Geistlichkeit verlassen. Dort ist es noch möglich, daß ein Mann in hervorragender Stellung im antisemitischen Gemeinderatsklüngel bleibt, von dem ein bekanntes Blatt unter dem 1. Oktober schreibt, er sei aus seinem sensationellen Prozeß „furchtbar havariert“ hervorgegangen, zeige aber gleichwohl keine Neigung, sich in ein bescheidenes Dunkel zurückzuziehen. In Dresden, wo einst die Antisemitenherrschaft in hoher Blüte gestanden, haben mancherlei Vorkommnisse die Antisemiten bewogen, sich jetzt nur noch als sogenannte Reformer der Fortfristung einer gewissen Macht zu versuchen; doch kündet sich der nahende Zusammenbruch so deutlich an, daß sie alle Hebel in Bewegung setzen, um wenigstens im letzten Kapitel ihres Herrscherdaseins noch so viele Stadtverordnete ihrer Art als möglich in das Stadtratskollegium hinüberzuretten.

In München hat der bekannte Antisemitenführer Ludwig Wenng, der bayrische Vertreter des Bundes der Landwirte, bei dem zur Zentrumpartei gehörenden „Bayrischen Kurier“ Unterschlupf gefunden. Seine Gesinnungsgenossen machen ihm besonders zum Vorwurf, daß er „auf einen Obolus reflektiert, der seinen Ursprung den fetten Warenhaus- und anderen jüdischen Schwindelinseraten verdankt.“ So fällt Zweig auf Zweig. „Pinke ist die Seele von's Buttergeschäft“, das gilt auch für die Herren Antisemiten

deren Berliner Staatsbürgerorgan so lange gegen den „Mammonismus" gewütet, bis ihm der eigene Mammon in die Binsen gegangen, also daß es nur noch notdürftig im Schlepptau des Stöckerschen Zeitungsunternehmens fahren kann. Das Blättchen, das in München den Antisemitismus geschäftlich nach der Schwierigkeit ausmünzt, nennt sich „Grobian" und krebst zur Verbesserung des Absatzes mit Räubergeschichten über die Vorgänge vor zwanzig Jahren bei Königs Ludwig Thron- und Lebensende, weil damit bei allerlei Hinterhubertupflern noch etliches zu verdienen ist. Für den Ton dieser Leuchte antisemitischen Volkserziehung nur ein Beispiel aus Hunderten. In der letzten Nummer findet sich ein Gedicht „Den Hebräern ins Versalbum" mit folgenden fünf Strophenschlußversen: „Das ist das eklige Judenpack! Das sind die schädigen Judenhund'! Das ist das schwindelnde Judengeschlecht! Das ist die stinkende Judenbrut! Das ist die verfluchte Judenschar." Das genügt wohl.

Die also ausschäumende Rohheit ist kein Zeugnis für die Stärke der Sache. Die Sache ist, wie wir weiter oben ausgeführt, längst keine starke Sache mehr. Es mag den feinfühligen Menschen ja ankeln und schmerzen, daß das ausgehende neunzehnte Jahrhundert uns im lieben Vaterlande diese antisemitische Bewegung gebracht hat; aber wir dürfen uns doch auch der Gewalt der edleren Kräfte im Menschentum vertrösten. Und es scheint, als wäre auf den Stand und die Zukunft der antisemitischen Bewegung anwendbar Hans Sachsens deutsches Auferstehungslied: „Wach auff, es nahet gen dem Tag! . . . Di nacht neigt sich gen occident, der Tag geht auff von orient, die rotprünstige morgenröt her durch die trüben Wolken göt . . ."

P.

Der brave germanische und der schlechte hebräische Mann von der Feder.

Herr Th. Fritsch weiß in Nr. 101 des „Hammer" eine gar rührende Geschichte zu erzählen, die er vermutlich, nicht sonderlich geschickt, erfunden hat, um zu zeigen, daß der Germane „Gott sei Dank!" nicht solche journalistische Fähigkeiten besitze wie der böse Hebräer. Wenn ein „Hammer"-Mann, wie Herr Th. Fritsch, Gott dankt, daß er nicht ist wie die anderen, dann ist er kein Pharisäer. Bewahre! Also, ein braver Germane und ein böser Hebräer, beides junge Männer von der Feder, lernen sich im Nacht-Café kennen und hören auf dem Nachhauseweg Feuerlärm. Sofort wirft der brave Germane seinen Mantel ab, hilft Leitern anlegen, um die in den oberen Stockwerken Eingeschlossenen zu befreien, hilft noch der Feuerwehr, bringt einen schwerverletzten Mann nach dem Krankenhause und zieht dann heim, um sich auszuruhen. Beim Frühstück fällt ihm ein, daß er die Feuergeschichte doch in die Zeitung bringen könnte. Aber ja wohl doch! Sein neuer Freund, der böse Hebräer, hatte schon einen umfassenden Bericht in die Morgenzeitung gebracht. Dem bösen Hebräer war nämlich, wie Herr Fritsch berichtet, offenbar doch nach der Erzählung des braven Germanen — woher der nur alles bei seinen eifrigen Rettungsarbeiten gesehen haben mag — nicht eingefallen, „bei der Rettung mit Hand anzulegen; er wußte, was seines Amtes war. Unter der nächsten Laterne hatte er Posto gefaßt und auf die losen Blätter seiner Notiz-Mappe den Bericht geschrieben. Er ließ sich durch das verzweifelte Schreien aus dem brennenden Hause nicht einen Augenblick beirren; mit kaltem Blute schilderte er das Umsichgreifen des Feuers, den wachsenden Menschenauflauf, das Anrücken der Feuerwehr und deren Tätigkeit. Er zählte, wieviel todte und verwundete Leute aus dem Hause getragen wurden, er beschrieb ausführlich die Gestalt der halbbekleideten Frau, die mit zwei schreienden Kindern in den Armen ratlos, verzweifelt auf der Straße umher irrte und über ihr verwüstetes Heim jammerte; und derlei Dinge mehr. Zu helfen kam ihm nicht in den Sinn; dazu waren Andere da. Und ehe unser junger deutscher Freund noch die Brandstätte verließ, trug der Hebräer seinen fertigen Bericht schon in die Druckerei — und verdiente ein schönes Honorar damit. Welcher Deutsche will mit solchem „journalistischem Talent" in Wettbewerb treten?"

Herr Th. Fritsch weiß nicht die näheren Umstände anzugeben, welche den Hebräer verhindern mochten mit zu retten. Er konnte schwach oder krank sein. Jedenfalls zieht Herr Th. Fritsch aus diesem Spezialfall folgende Moral:

„Der Mann aus Juda wird von dem Schicksal der Menschen um ihn her nicht innerlich berührt — (wenn es sich nicht gerade um jüdische Menschen handelt). Für ihn sind alle Geschehnisse nur Schauspiele, die er mit den Augen des unbeteiligten Beobachters kalt erwägt und auf ihre Nutzbarkeit hin prüft. Der Deutsche lebt das Leben um sich her mit; er nimmt Anteil an den Freuden und Schmerzen seines Volkes; er sorgt sich mit den andern und leidet mit unter dem Drucke der allgemeinen Not. Da ist das Herz beklommen und der Blick getrübt; da ist kein Raum für kaltblütige und leichtfertige Schilderung der Geschehnisse, da ist kein Beruf zum Tagesschreiber."

Als Gegenstück zu dieser die Germanen beweihräuchernden Ausführung möchten wir hier eine kleine Satire aus den „Fliegenden Blättern" veröffentlichen. Sie lautet:

„Ja, aber wie hat denn der Mann an einer so belebten Stelle im Parkteich ertrinken können?" „Mein Gott! Leute waren allerdings genug da; aber wie's schon geht: der eine hat ihn schnell photographiert — der andere hat ein Gedicht darauf gemacht — der dritte hat ihn seinem Buberl gezeigt und dem eine Predigt gehalten, daß man am Wasser aufpassen müßt' — viele andere haben die Stelle neugierig so umdrängt, daß überhaupt kaum noch wer zugekonnt hätt' — der Polizist und der Parkwächter haben geschimpft, wie er sich unterstehen kann, in den Stadtteich zu fallen . . . und so hat der arme Teufel halt unterdessen ertrinken müssen!"

Die „Fliegenden Blätter" haben mit dieser Satire jedenfalls nicht gerade die Hebräer treffen wollen. Man darf doch nicht annehmen, daß um den Parkteich herum nur Juden gestanden haben. Also können Germanen auch tatenlos einer Katastrophe beiwohnen, selbst wenn sie nicht ein Morgenblatt zu bedienen haben. Sie nehmen also nach den „Fliegenden Blättern" nicht immer Anteil an den Schmerzen, sofern sich nicht immer um die anderen usw. Die „Fliegenden Blätter" haben jedenfalls Zutreffendes geschildert und nützen dem deutschen Volke mit ihrer Satire weit mehr als der „Hammer"-Herr mit seinem Loblied auf den Germanen und seiner Schmähung des Hebräers.

Die „Verjudung" Ungarns.

Nachdem die Antisemiten das große Deutsche Reich mit seinen mehr als 60 Millionen Einwohnern wegen der halben Million Juden unter ihnen für verjudet erklärt haben, nachdem selbst Frankreich, das damals wohl kaum 100 000 Juden zählte, von Ehren-Drumont als durch und durch verjudet bezeichnet worden ist, darf man sich kaum wundern, daß jetzt von den Antisemiten Ungarn mit seiner Million Juden, die alle politischen und bürgerlichen Rechte genießen, als von den Juden unterjocht bejammert wird. Antisemitischer Statistik ist zwar nicht zu trauen. Aber lassen wir sie einmal gelten. Da klagt ein angeblich dem Pester Universitätskreisen angehörender Antisemit in dem „Westungarischen Grenzboten", daß das Schülermaterial der höheren Anstalten zu 80 pCt. jüdisch sei. „In die Realschulen, klagt er weiter, die höheren Handelsschulen drängen sich fast ausschließlich Juden. Die Handelslehrkurse für Frauen und die höheren Mädchenschulen — alles verjudet. Nicht genug, daß jeder Jude eine höhere Bildung anstrebt als sein christlicher Konkurrent, jetzt marschieren sie in

Doppelreihen an, jetzt schärfen auch die jüdischen Frauen und Mädchen ihre geistigen Waffen für den Kampf wider uns."

Für einen Universitätslehrer ist dieses Jammern über den Bildungsdrang eigentlich sehr befremdlich. Er müßte von Rechtswegen diesen Eifer loben, die Juden als Muster hinstellen und alle anderen anspornen, ihnen nachzuahmen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es sich um einen Antisemiten handelt, und bei einem solchen darf man sich über keinen Bocksprung wundern. Doch hören wir seine Klagen weiter. Es besuchten nach dem Universitätsalmanach die Ofen-Pester Hochschule im Jahre 1905/06 2744 katholische Studenten, 2266 jüdische und etwa 1000 evangelische. „Wenn, schließt er daraus, eine einzige, sich fortwährend vermehrende Million genau so viel Bildungsmenschen produziert als die anderen 18 Millionen, dann muß das Mißverhältnis schließlich ein so ungeheuerliches werden, daß aller Besitz, alle Erwerbsquellen und auch alle geistige und politische Macht schließlich an die Nachkommen dieser einen Million fallen müssen."

„Genau so viele Bildungsmenschen," ist das nur nach antisemitischer Rechnung, denn 3744 christliche Studenten sind ganz und garnicht „genau so viel" wie 2266 jüdische. Aber wir geben zu, daß das Verhältnis ein abnormes ist. Und wir geben dasselbe zu der weiteren Klage, die da lautet: „Unsere 18 Millionen Christen haben nur 1661 Juristen an der Universität, die eine Million Juden hat 1569! Wir 18 Millionen Christen haben nur 299 Studenten, die sich der Medizin widmen, die eine Million Juden hat 566 medizinische Studenten!"

Aber indem wir das zugeben, brauchen wir noch nicht übereinzustimmen mit den Folgerungen, daß „die Rechtsgeschäfte der Nachkommen ausschließlich von Juden werden gemacht werden und für ihre Gesundheit ausschließlich Israel sorgen werde." Das ist stark Milchmädchenrechnung. Es kommt nämlich immer anders und ganz naturgemäß anders. In Ungarn so wenig wie in anderen Ländern werden die Leute sich Aerzte und Rechtsanwälte aussuchen, weil sie Juden sind. Man nimmt diese, weil sie ihnen als tüchtig erscheinen. Und so lange sie das sind, ist es ein Glück für das Volk, daß sie solche Leute haben, an die sie sich wenden können. Bei den Juden ist die Wertschätzung des Lebens, der Gesundheit viel älter als bei den meisten andern. Aber man lernt in allen Kulturvölkern rapide den Wert des Lebens und der Gesundheit sehr schätzen, und deshalb werden die christlichen Aerzte, die in wissenschaftlicher Hinsicht ohnehin den jüdischen nicht nachstehen, später ebenso gesucht sein wie die jüdischen Kollegen. Den jüdischen Juristen kommt noch zu statten, daß sie fast ausschließlich aus einer geschäftskundigen Umgebung stammen und darum für die meisten Zivilprozesse und sonstige geschäftliche Angelegenheiten sich vorläufig besser eignen. Und ist das der Fall ist, wäre es eine Torheit auf Seiten des Volkes, sich der geschäftskundigen Juristen nicht zu bedienen, und eine Schlechtigkeit, wollte man das Volk durch diese oder jene antisemitische Maßregel, wie z. B. die von dem Gewährsmanne des „Westungarischen Grenzboten" vorgeschlagene Einschränkung der jüdischen Schüler- und Studentenzahl daran verhindern.

Solche Befürchtungen, wie sie die Antisemiten hegen bezw. zu hegen vorgeben, sind um so törichter, als man ja bereits auf verschiedenen anderen Gebieten Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie sich mit der Zeit die Dinge ganz von selbst ausgleichen. Die Juden sind lange nicht mehr wie früher die fast ausschließlichen oder doch hauptsächlichen Besorger der Bankgeschäfte, der Börsengeschäfte, des Großhandels, des Kleinhandels und selbst der Hausiergeschäfte. Wie schnell sich dergleichen ausgleicht, das kann man in der Provinz Posen sehen, wo vor drei bis vier Jahrzehnten es in den größeren wie in den kleineren Städten fast nur jüdische und fast garkeine polnische Geschäfte gab, und wo jetzt die Zahl der polnischen Geschäfte eine für das Deutschtum in jener Provinz geradezu beängstigend große geworden ist. Maßregeln, wie sie die Antisemiten vo zuschlagen lieben, sind nicht nur ungerecht und gehässig, sondern auch dumm. Durch eine Einschränkung der jüdischen Schüler- und Studentenzahl würde nur der magyarische Wetteifer gedämpft, das Bildungsniveau und die Leistungsfähigkeit Ungarns herabgedrückt werden. Das Volk soll, um nur keine jüdischen Aerzte zu nehmen, lieber hinsiechen und sterben. Das ist antisemitische Weisheit, das ist antisemitische Volksliebe. Das ist unseres Erachtens an Blindheit grenzende Kurzsichtigkeit, an Idiotismus grenzende Dummheit.

Rasse und Kultur.

Die Theorien der Rassenfexe, insbesondere des Herrn Houston St. Chamberlain, führt Max Kleinschmidt in einem fesselnd geschriebenen Essai im „Tag" recht hübsch ad absurdum. Wir entnehmen ihm das Folgende:

Herr Houston St. Chamberlain hat durch seine „Grundlagen" viele Deutsche für dies Problem interessiert, zugleich aber auch durch seine allzu kavaliermäßige Definition des Begriffs Rasse die Diskussion sehr erschwert. Sieht man genauer zu, so merkt man, daß er sich im Kreise dreht! „Die moderne Kultur ist die Schöpfung der germanischen Rasse." Schon gut, aber wer ist diese germanische Rasse? „Nun eben die Rasse, die die moderne Kultur geschaffen hat." Herrn Chamberlain fehlt es gerade an dem, was er vor anderen Gelehrten voraus zu haben meint: an dem Blick für die Wirklichkeit.

Herr Chamberlain behauptet, seinen Rassebegriff der Beobachtung zu verdanken; tatsächlich jedoch hat er nichts weiter getan, als die alten Schulbegriffe modern aufzuputzen, die immer noch in den Köpfen spuken und jede Verständigung über Rassenprobleme unmöglich machen. Ein solcher Schulbegriff ist die indogermanische Rasse, die ihre Existenz lediglich sprachvergleichenden Beobachtungen verdankt, Beobachtungen also, die mit Rasse in garkeinem Zusammenhang stehen. Zu welch absurden Konsequenzen es führen würde, wenn man aus gleicher Sprache auf gleiche Rasse folgern wollte, können wir doch an der englischen Sprache sehen, die die Sprache von einem halben Dutzend Rassen geworden ist...

Einen gemeinsamen deutschen Typus gibt es nicht, und wer es behauptet, ist blind gegen die Wirklichkeit. Es lassen sich, von den Juden ganz abgesehen, drei völlig verschiedene Rassen in Deutschland nachweisen, von denen nur eine den Germanen des Tacitus ähnlich sieht, und diese ist den beiden anderen gegenüber stark in der Minderzahl. Die taciteischen Germanen waren schlank, hellhaarig und helläugig: solche Menschen findet man auch in Deutschland noch, und in einigen Gegenden sogar in beträchtlicher Anzahl; in anderen wieder verschwinden sie vollständig. Daß diese germanisches Blut in den Adern haben, wird niemand bezweifeln; daß man auch die anderen dazurechnet, kommt nur daher, daß man von der Sprache nicht abstrahieren kann...

Dabei fällt mir eine kleine Geschichte ein. Ein Irländer, dessen Frau einen Negerknaben zur Welt gebracht hatte, verlangte entrüstet Erklärungen, beruhigte sich aber, als seine Frau sagte: „Das kommt nur davon, daß du auf dem Kohlenkai arbeitest, Mike." Ich fürchte, Chamberlain ist ebenso leichtgläubig wie der arme Mike. Wir sind es nicht und vermuten andere Gründe. Der Deutsche ist ebensowenig ein Germane, wie der nordamerikanische Neger ein Angelsachse ist, obwohl dieser auf sein Angelsachsentum genau

so stolz ist wie der Deutsche auf sein Germanentum. Er ist nicht nur kein Germane, er ist auch kein Arier; höchstens kann man sagen, daß viele Deutsche arisches Blut in den Adern haben.

Unter Ariern verstehe ich die schlanke, langgesichtige, hellhaarige und helläugige Rasse, die vom Norden Europas aus erobernd in die südlicheren Länder eindrang. Die übliche Einteilung in Germanen, Gräkoromanen, Slawen, Kelten usw. beruht nur auf sprachlichen Unterschieden, geht uns hier also nichts an.

Chamberlain behauptet nun, daß die arische Rasse die Kulturschöpferin in all diesen Ländern gewesen ist.

Wer aber mit Stammbäumen und Namenskunde Einzeluntersuchungen über diesen oder jenen Künstler anstellen wollte, der würde die Pointe grausam tottreten. Wenn namhafte Künstler auftreten, haben sich beide Rassen schon so vermischt, daß die Forschung sich ins Bodenlose verlieren muß. Aber eins kann man doch vielleicht festhalten: arische Kunst ist Darstellung des Ichs, subjektive Kunst; die objektiven Künste sind nicht arischen Ursprungs. Steht es mit der Wissenschaft ebenso? Dann würden wir die Philosophie, die das Verhältnis des Ichs zum Objekt darstellt, den Ariern zuschreiben; die Einzelwissenschaften, die sich nur für das Objekt interessieren, den anderen Rassen.

Das vornehmste Merkmal unserer Zivilisation ist die Nutzbarmachung der Naturkräfte durch die Technik. Die dazu erforderliche Begabung wird leicht überschätzt. Wo das Bedürfnis vorhanden ist und die Natur das nötige Material hergibt, schießen die Erfindungen aus dem Boden. Die Befähigung dazu scheint mir an keine besondere Rasse gebunden zu sein. Jedenfalls haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, diese Fähigkeit den Ariern, speziell den Germanen, mehr zuzuschreiben als irgend einer anderen Rasse.

Bleibt noch die Religion. Wir bekennen uns zum Christentum, handeln aber bewußt nach Grundsätzen, die der christlichen Moral direkt widersprechen. Der durch diesen Zwiespalt hervorgerufene Verwirrung unseres moralischen Gefühls ist charakteristisch für unsere Kultur. Chamberlain will auch für das Christentum die Arier verantwortlich machen; er macht es sehr wahrscheinlich, daß Christus und Paulus arisches Blut in den Adern gehabt hätten. Da diese Behauptung aber für alle Juden zutrifft, so hätte der Beweis für zwei einzelne Juden garnicht erst geführt werden brauchen.

Ich vermag im Christentum keine arischen Elemente zu finden. Christlich-germanisch ist ein Widerspruch, wie er schärfer garnicht formuliert werden kann; es ist der unauflösliche Widerspruch, an dem unsere ganze Kultur krankt. Der Arier sucht Einheit mit Gott im Schaffen, der Christ Einheit mit Gott in der absoluten Ruhe, im Nichtstun. Der christliche Himmel würde für den Arier die Hölle bedeuten.

Die Musik gilt Herrn Chamberlain als die spezifisch germanische Kunst; trotzdem heißt es von alters her: Frisia non cantat. Die Bevölkerung Nordwestdeutschlands, die den größten Prozentsatz an germanischen Elementen aufzuweisen hat, tritt an musikalischer Begabung hinter Thüringern und Bayern weit zurück. Der Kopf Beethovens ist ganz und gar nicht germanisch. Die musikalische Begabung der Zigeuner ist mit der der Deutschen garnicht zu vergleichen; und dabei sind auch die Zigeuner keine Arier.

Die Sache ist völlig undurchsichtig und jedenfalls viel komplizierter, als Herr Chamberlain angenommen hat.

Ich möchte seine Behauptung umkehren und sagen: Kultur in unserem Sinne ist mit reiner Rasse unvereinbar.

Aus dem antisemitischen Lager.

Aus dem 18. Hannoverschen Wahlkreise wird uns geschrieben: Am 23. Oktober findet in Stade-Bremervörde die Nachwahl für den verstorbenen nationalliberalen Abgeordneten Dr. Sattler statt. Es hat sich ein Wahlkampf entsponnen, wie er bisher in dem Kreise in gleicher Heftigkeit unbekannt war. Der Aufmarsch der Parteien ist beendet und nicht weniger als 5 Kandidaten suchen das Mandat zu erringen. Der Ausgang des Wahlkampfes ist als ganz ungewiß zu bezeichnen und nur das kann wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß es zu einer Stichwahl kommt und daß der sozialdemokratische Kandidat, Arbeitersekretär Ebert, mit in sie eintritt. Sein Gegner wird entweder der nationalliberale Kandidat, Senator Reese-Stade, oder der freisinnige, Lehrer Otto-Charlottenburg sein. Die Welfen verfügen über zu wenig Anhang, um ernstlich damit rechnen zu können, in die Stichwahl zu gelangen, und ebenso wird es dem Bund der Landwirte ergehen, dessen Auftreten im 18. Kreise aber immerhin charakteristisch ist und mit Aufmerksamkeit verfolgt werden sollte. Der Kandidat der Nationalliberalen war dem Bunde nicht landwirtschafts- und mittelstandsfreundlich genug, trotzdem er selbst mitten im Erwerbsleben steht und immer betont hat, daß er alle irgendwie berechtigten Wünsche der Landwirte energisch vertreten würde, und so haben die Bündler denn ihren Kandidaten von 1903, den Gutsbesitzer Klävemann wieder auf den Schild erhoben. Eigentlich hat der Bund der Landwirte im 18. Kreise wenig Boden. Aber vom 19. Kreise her, dessen Elb- und Wesermarschen ihn von drei Seiten umgeben, ist die Agitation für ihn in den 18. Kreis hineingetragen und hat auch gewisse Erfolge gehabt, da 1898 für den agrarischen Kandidaten Amtsrichter Hottendorff 1306 Stimmen, 1903 aber für Hauptmann d. L. Klävemann 1918 Stimmen abgegeben wurden. Das bedeutet immerhin ein gewisses Wachstum, wenn es an sich auch noch keine Gefahr bedeutet. Gespannt darf man darauf sein, ob sich auch diesmal wieder ein so erheblicher Bruchteil der Wählerschaft für den Bundeskandidaten entscheiden wird. Die anderen Parteien und namentlich die Freisinnigen lassen es an aufklärender Arbeit nicht fehlen und suchen der Reihe nach auch die kleinsten Dörfer, die bisher niemals Wahlversammlungen gehabt haben, auf, um die Landleute über die Bestrebungen der Agrarier aufzuklären und ihnen zu beweisen, wie wenig sich die Interessen der kleinen Geest- und Moorbauern in Stade-Bremervörde mit den Interessen der Großgrundbesitzer im Osten und auch mit denen der viel Korn bauenden Hofbesitzer der Marschbezirke decken, und sie finden damit, wie der Verlauf eigentlich aller dieser Versammlungen zeigt, auch volles Verständnis. Der Antisemitismus der Bündler spielt im Wahlkampf nur eine untergeordnete Rolle. Die Wähler zwischen Elbe und Weser sind liberal und haben für Rassenhaß und Konfessionshaß keine Sympathie und ein Prediger dieser würde bei ihnen, deren Blick sich auf die großen Ströme, auf denen der Verkehr flutet und weiterhin auf das freie Meer, das die Menschen auch frei macht von Vorurteilen, lenkt, keinen Boden finden. Das müssen die Antisemiten selbst im 19. Wahlkreise erleben, in denen die Verhältnisse doch in mancher Hinsicht anders liegen, als im 18. Wahlkreise. Selbst da haben sich die Wähler wieder mehr auf ihre liberale Tradition besonnen und die Ortsgruppen, die vor einigen Jahren überall von den Deutschsozialen ins Leben gerufen wurden und die Wiederwahl des 1903 abgesägten Bundesdirektors Dr. Hahn vorbereiten sollten, haben sich nirgends ordentlich entwickeln können und sind wohl zum größten Teil mit ihrer Gründung auch selig wieder entschlafen. Der echt niedersächsische Stamm, der den 18. Wahlkreis bewohnt, hat für konfessionellen Hader und völkischen Haß aber wohl erst recht keinen Sinn und

so wird denn die Arbeit des Bundes in dieser kerndeutschen Gegend auch schwerlich besondere Früchte tragen und sicher nicht zu dem ersehnten Erfolge führen.

□ Aus dem Reichstagswahlkreise Weimar. Die Stöckerparade in Weimar hat als einziges praktisches Ergebnis die Gesinnungsverwandtschaft der Christlich-sozialen mit der sog. Deutschen Mittelstandsvereinigung bewiesen. Das von Weimar aus an die Mittelstandsvereinler in Berlin gesandte Telegramm hat folgenden Wortlaut:

„Der christlichsoziale Parteitag, überzeugt von der Solidarität aller schaffenden Stände gegenüber Mammonsgeist und revolutionärer Zersetzung, grüßt in solcher Gesinnungsgemeinschaft die gleichzeitige Generalversammlung der aufblühenden Deutschen Mittelstandsvereinigung."

Von Berlin aus erfolgte natürlich eine entsprechende Antwort. Die beiden antisemitischen Reichstagsabgeordneten Dr. Burckhardt und Stöcker erzählten Wunderdinge von ihrer Tätigkeit im Reichstag; von der Gesamtabstimmung über die Finanzreform sprachen sie kein Wort. Aus Stöckers Rede seien wenige Sätze erwähnt, die an „charakterfester" Gehässigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Stöcker sagte:

Die Reichsregierung trage eine schwere Schuld an der Entwicklung der Sozialdemokratie, die von einem gottlosen, vaterlandslosen Judentum angeführt werde Ein Gott, der da keine Wunder tue, sei ein emeritierter Gott, ein Gott a. D.

Der Hofprediger a. D. scheint die Begriffe zu verwechseln und zu glauben, weil seine politische Rolle längst ausgespielt ist, könne er auch die ethischen Werte nach gusto umkrempeln. Die „jüdische" Presse ist Herrn Stöcker schon längst ein Dorn im Auge, diese Litanei betet er in jeder Versammlung, so auch in Weimar:

„Wer den deutschen Geist retten will, muß die Juden bekämpfen, die Schmutzpresse der Juden und die jüdischen Liberalen", und so fort ad infinitum.

Männer von Stöckers Seelengröße besitzen an ihren Taten gemessen nicht mehr den politischen Kredit zur Gesundbeiung des deutschen Geistes, dessen Krankheit übrigens nur als Zündstoff in antisemitischen Versammlungen spukt.

Nun ist in antisemitischen Blättern sehr viel von der eindrucksvollen bedeutenden Tagung in Weimar geschrieben worden. Im krassen Widerspruch hierzu heißt es in einem Bericht der rechtsnationalliberalen „Jenaischen Zeitung":

„Ich muß sagen, daß ich noch nie einer Versammlung beigewohnt habe, deren Inszenierung einen so unwürdigen Eindruck machte. Als sich die Zuhörer- und Hörerinnen versammelten, saßen die Herren noch bei Tisch in demselben Saale; man drückte sich herum, bis nach einiger Zeit die Tischgenossen sich gemählich erhoben. „Ein feste Burg", dieses herrliche Lied, in dieser Umgebung hören zu müssen, war ein Schlag ins Gesicht. Dann rauchten und tranken die Herren weiter, am Vorstandstisch, — von Stimmung keine Rede."

Ueber Stöckers Kalauer schreibt das Blatt:

„Die Lacher hatte er damit gewonnen — ich mußte mir gestehen, daß ich eine arge Enttäuschung erlitten, ich hatte einen interessanten Inhalt erwartet — der Vortrag hatte mich nicht erwärmt und ich konnte keinen neuen Gedanken mit nach Hause nehmen."

Charakteristisch ist diese Kritik, zumal sich der Verfasser anfangs seines Artikels selbst zur christlichsozialen Partei bekennt, somit gewiß als ein klassischer Zeuge gelten kann.

Ahlwardt und Erzberger. Das Hauptorgan der Liebermann von Sonnenbergschen Antisemiten besitzt die Unverfrorenheit, die aufklärenden Publikationen des Zentrumsabgeordneten Erzberger, der im einzelnen vielleicht mit seinen Anklagen übers Ziel geschossen hat, im großen und ganzen aber sich durch die Aufdeckung der unleugbar vorhandenen kolonialen Mißstände ein nationales Verdienst erworben hat, auf eine Stufe zu stellen mit der verleumderischen Tätigkeit Ehren-Ahlwardts. Die „Deutschsozialen Blätter" schreiben nämlich:

„Als vor Jahren Ahlwardt mit seinen Enthüllungen gegen jüdische Umtriebe vorging, da fiel alle Welt über ihn her, weil er dabei Uebertreibungen beging. Ein Teil seiner Behauptungen wurde aber erwiesen, trotzdem blieb er der Verleumder, nur aus dem Grunde, weil er dem geldmächtigen Judentum auf die Hühneraugen trat. Gegen seine verhältnismäßig harmlosen Verfehlungen ging fast die ganze Presse mit einem gewaltigen Aufgebot von sittlicher Entrüstung vor. Ganz anders handelt man aber gegen den „neuen Ahlwardt", den Zentrumsabgeordneten Erzberger. Dieses „Licht von Ochsenhausen" leuchtet genau im selben Glanze wie sein Vorgänger. Nur ist der patentierte Enthüller aus dem „dunklen Süden" schlauer, er hat nicht die Juden, sondern die Kolonialabteilung zum Ziel seiner Angriffe gewählt. Ihm verdankt die freisinnige und rote Presse den Stoff zu all den Leitartikeln über Kolonialskandal, Tippelskirch und Podbielski; den letzteren möchte das Zentrum anscheinend gerne durch einen seiner Anhänger ersetzt sehen."

Das antisemitische Blatt gibt dann eine Aeußerung der „Hamb. Nachr." wieder, welche Herrn Erzberger auffordern, in der Affäre der angeblich von der Kongo-Regierung bestochenen zwei deutschen Blätter zu reden und bemerkt hierzu:

„Ja, vielleicht wird er jetzt weiter reden, aber nur nicht von dem, was nahe liegen sollte, von Leichtgläubigkeit, Phantasie und Klatscherei, sondern von weiteren Trümpfen, mit denen er er den Beweis erbringt, daß er mindestens nicht zurücksteht hinter Ahlwardt."

Wie man im allgemeinen über die Tätigkeit des Herrn Erzberger denkt, haben wir oben schon zum Ausdruck gebracht. An den parlamentarischen Fraktionen des Zentrums hatte er bisher einen starken Rückhalt; werden diese die freche Beschimpfung einer ihrer hervorragendsten parlamentarischen Kräfte durch die Partei des Herrn Liebermann von Sonnenberg ruhig einstecken? Die Anpöbelung Erzbergers durch die „Deutschsozialen Blätter" ist wahrscheinlich der Dank dafür, daß das Zentrum dem Parteigenossen des Herrn Liebermann von Sonnenberg, Herrn Schack, im vorigen Jahre in Eisenach zu einem Reichstagsmandate verholfen hat!

Ein Zentrumsblatt über die russische Revolution. Der „Vorwärts" schreibt:

„Der Antisemitismus ist im Zentrum verbreiteter, als die klerikale Presse aus Rücksicht auf den Anzeigenteil ihrer Blätter zugeben will. Man weiß, welche Rolle der Antisemitismus in der bayrischen Bauernbundsbewegung, bei den Christlichsozialen Oesterreichs, beides dem Zentrum nahe verwandte Strömungen, spielt; auch in dem kleinbürgerlichen Anhang des Zentrums erschöpft sich der politische Sinn vielfach im dunklen Drange des Antisemitismus. Das zeigt sich in der Art, wie die für diese Kreise schreibende Zentrumspresse die russische Revolution betrachtet. Vor kurzem brachte die „Trierische Landeszeitung" einen Artikel, worin die ganze russische Volksbewegung als ein Werk der Juden hingestellt wurde. Die Verelendung der Bauern — das Werk jüdischer Wucherer; die Unzufriedenheit der Bevölkerung — das Werk jüdischer Hetzer; die Greueltaten der schwarzen Banden — die Schuld jüdischer Revolutionäre und so fort. Dann schreibt das Blatt:

„Um ganz genau zu erkennen, in welchen Punkten das Judentum seinen schädlichen Einfluß in Rußland ausübt und wo deshalb der Hebel angesetzt werden muß, ist gründliche, ruhig-objektive Beobachtung nötig. Der Jude als Bekenner seiner Religion muß selbstverständlich vollkommen unberührt bleiben. Es ist ohne weiteres klar, daß Ausnahmegesetze zuungunsten des russischen Judentums kein diskutierbares Moment bilden, von blutigen Verfolgungen ganz zu schweigen. Doch müßte die russische Regierung der jüdischen Bodenspekulation viel mehr auf die Finger sehen, erwägen, daß die Juden sich politisch mit der Sozial-

demakratie verbrüdert haben und in der völlig zu zwei Drittel judaisierten Presse das Christentum Tag für Tag mit Hohn und Spott übergießen; dieser Geist sickert in die Massen, daher die Glaubensentfremdung und Empörung des Volkes."

In einem andern Artikel des Dasbachblattes wird dieser Faden weiter gesponnen und auf die revolutionäre Rolle des Judentums auch in anderen Ländern hingewiesen. Den jüdischen Sozialisten Rußlands wird vorgeworfen, daß sie den Pöbel aufreizen und die Bauern arm zu machen versuchen, um sie für die Revolution zu gewinnen. Aber:

„Früher aber später werden die Führer gestraft werden dort, wo sie gesündigt, sie werden ihren Einfluß verlieren, das Geheimnis, in das sie sich zu hüllen wissen, blendet einstweilen noch das betragene Volk; aber lange wird es nicht mehr dauern, bis die Augen der streikenden Bauern und Arbeiter werden geöffnet werden und sie werden schreckliche Rache nehmen. Das Judengemetzel, das in den letzten Tagen berichtet wurde, ist nur erst der Anfang."

Das ist die Art, wie die Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht" ihr Gefolge über die gewaltige Bewegung im Osten unterrichtet, die einem Hundertmillionenvolke Befreiung aus dem Elend und der Unterdrückung bringen soll. Nichts von den Sünden und Verbrechen des Zarismus, nichts von den Leiden der Masse, nichts von Mitgefühl für die Kämpfer um Gerechtigkeit und Freiheit — nur blöder und gemeiner Haß gegen die Männer und Frauen, die zwar keinen Taufschein aufweisen können, aber doch genügend Mut und Rechtssinn haben, um ihr Leben für die Sache der Freiheit und Wahrheit in die Schanze zu schlagen."

Hugo Röhl, der frühere Redakteur des „Bütower Anz.", der durch seine maßlosen antisemitischen Ausfälle nicht wenig zur konfessionellen Verhetzung in Pommern beigetragen hat, ist in Plön, wo er zuletzt tätig war, plötzlich gestorben. Er hinterläßt seine Frau und vier Kinder in dürftigen Verhältnissen. Erst kämpfte er gegen alles, was jüdisch war, er schrieb in Prosa und Versen, namentlich in plattdeutschen Knüttelversen Beleidigungen über Beleidigungen seiner jüdischen Mitbürger. Röhl verfocht bis zuletzt den „Ritualmord in Konitz", und als er mit antisemitischen Märchen nicht mehr viel Anklang fand, stand er gegen den Pfarrer Pötter auf, den er verschiedener Verfehlungen zieh. Diesmal war er glücklicher, denn seine Gewährsmänner — die von Poetter hintenangesetzten Lehrer — hatten ihm unanfechtbare Tatsachen berichtet. Aber bei seinen früheren agrarischen Freunden verdarb er sich's durch seine Poetter-Enthüllungen. Er, der technische Leiter des von ihm hochgebrachten Blattes und Stadtverordneter in Bütow, mußte schließlich sein Amt niederlegen, denn sonst hätten die Gönner und Freunde des Blattes sich zurückgezogen. Auf dem Markte in Bütow wurde dem Manne ein Teil seiner Habe verkauft. Das mag für Röhl der schwerste Schlag gewesen sein. Er, der so lange Zeit die Volksgunst in Bütow besessen hatte und der sich schier unersetzlich hielt, mußte in die Fremde ziehen! Wahrlich selbst seine früheren Feinde hätten ihm diese Erfahrung nicht gewünscht. Bei all seiner rücksichtslosen Kampfesart — er beleidigte gern und sagte dann vor Gericht „Es war nicht so gemeint" — war er weit und breit im Bütower Lande beliebt, namentlich bei den Kleinbauern, die seine plattdeutschen antisemitischen Mauschelwitze gern lasen. Der „Bütower Anzeiger" ist seit seinem Weggange jedenfalls in ein stilleres Fahrwasser gefahren.

Flugblätter des Dreschgrafen. Wegen Uebertretung preßpolizeilicher Vorschriften hatten sich dieser Tage der Buchdruckereibesitzer Paul Richter und Graf Pückler-Klein-Tschirne vor der Berliner Strafkammer zu verantworten. Es handelte sich um eines der vielen Flugblätter des Grafen Pückler, das die Ueberschrift trug: „Die deutsche Frau im Leben der Gegenwart." Das Flugblatt war bei Richter gedruckt worden, trug aber den unzutreffenden Vermerk: „Für Druck und Verlag verantwortlich Graf v. Pückler-Kl.-Tschirne." Richter erklärte, daß er keineswegs Antisemit sei, den Auftrag des Grafen Pückler vielmehr nur angenommen habe, weil er gerade wenig zu tun hatte und seine Leute gern beschäftigen wollte. Er habe aber in jeder Weise es abgelehnt, daß sein Name auf das Flugblatt komme, denn er habe viele jüdische Leute als Kunden, und Graf Pückler habe sogar das Verlangen gestellt, daß nur er, der Graf, allein als für alles verantwortlich unterzeichne. — Graf Pückler konnte sich auf irgendwelche persönliche Unterredungen mit Herrn Richter bei der Länge der Zeit überhaupt nicht mehr besinnen. Er sage stets den Druckern, daß er für den Inhalt der Flugblätter, „der ja manchmal ein bißchen aufreizend sei", verantwortlich sei, entsinne sich aber nicht, die Verantwortlichkeit für den Druck übernommen zu haben. Der Staatsanwalt beantragte gegen beide Angeklagte je 20 Mark Geldstrafe, da die Vorschriften der §§ 6 und 18 des Preßgesetzes verletzt seien. Der Gerichtshof sprach den Grafen Pückler frei und verurteilte Herrn Richter zu 10 Mark Geldstrafe.

Vermischtes.

Das endgiltige Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 für den preußischen Staat liegt jetzt bereits vor.

Dem Religionsbekenntnis nach hat im preußischen Staatsgebiete seit dem 1. Dezember 1900 zugenommen

die Zahl der	um	d. i. aufs Tausend überhaupt um	durchschnittlich jährlich um
Evangelischen . . .	1,523,925	69,85	13,6
Katholiken . . .	1,238,774	102,26	19,7
anderen Christen . .	43,406	311,99	55,8
Juden	17,179	43,79	8,6

Es betrug während des Jahrfünfts 1895/1900 die jährliche Zunahme vom Tausend der Evangelischen 14,0, der Katholiken 19,5, der Juden 6,6. Der auf die Juden entfallende Anteil hat sich also im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung beständig vermindert; er betrug 1880 13,33 v. T., 1885 12,94, 1890 12,42, 1895 11,92, 1900 11,38 und 1905 nur 10,98 v. T. Die Juden sind nächst der Reichshauptstadt (48,37 v. T.) am häufigsten in Hessen-Nassau (23,16 v. T.), Posen 15,32 v. T.) und Brandenburg (11,45 v. T.). Die Zahl der Juden ist aber in allen Landesteilen verhältnismäßig geringer geworden, mit Ausnahme der Provinz Brandenburg, wo sie von 6,52 v. T. am 2. Dezember 1895 auf 11,45 v. T. der ortsanwesenden Bevölkerung am 1. Dezember 1905 gestiegen ist, entsprechend der stärkeren Zunahme der in den Vororten und der weiteren Umgebung Berlins wohnenden Juden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 42. Berlin, 17. Oktober 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Jenoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Der § 166 des Strafgesetzbuchs und die Antisemiten.

Die antisemitische Presse niedrigster Ordnung allerdings nur ist es, welche den von ihnen bekämpften Juden nicht einmal das unbefleckt läßt, was ihnen stets am teuersten und heiligsten blieb, ihre Religion. Mag man über Rassen- und Stammesgegensätze immerhin denken wie unsere Gegner; eins muß man doch auch seinem Feinde lassen, woran er sich in guten und bösen Tagen erheben und aufrichten kann, und das sollte die Religion sein. Unsere Leser wissen aber, daß eine gewisse Sorte von Presse, welche sich früher um die Namen Ahlwardt und Kröfell gruppierte, unter dem Mantel von „Wissenschaftlichkeit" den Nachweis versucht, daß ebenso verworfen wie alles an den Juden auch ihre Religion sei. Zum Beweise sollten ihnen die von ihnen erfundenen Blutmord- oder Ritualmord-Märchen dienen; aus der Bibel und den späteren Religionsschriften bemühten sich Kröfell, Koch und Genossen nach dem Vorbilde Rohlings festzustellen, daß eine geheime Lehre den Juden ein Blutopfer auferlege, daß der Genuß des Blutes dieses Opfers Vorschrift der Religion sei, und was dergleichen Irrsinn mehr erzählt wurde. Mehrfache Strafen, so diejenige, welche dem „Deutschen Generalanzeiger" in Berlin auferlegt wurde (abgedruckt in den Entscheidungen des Reichsgerichts Bd. 28 S. 403), haben diese Richtung zur Vorsicht gemahnt. Das Reichsgericht sagt, der § 166 St.-G.-B. bezweckt den Schutz des religiösen Gefühls; dieses Gefühl werde verletzt, die Störung der Ordnung, welche damit verbunden, sei gleich schwer, ob sich der Störende in gutem oder schlechtem Glauben befinde. Beschimpfend sei es, wenn man Gott, auch dem „Judengott", nachsage, er fordere Morde zu gottesdienstlichen Zwecken.

Seit dieser Zeit tritt die Legende nur in der Fassung auf, es sei nicht mehr den Juden als solchen von Religions-wegen der Mord vorgeschrieben, aber eine „Sekte" meine aus Aberglauben ein gottwohlgefälliges Werk durch solche Morde zu vollbringen. Die „Deutsche Hochwacht" in Stettin hat sich für diese Version entschieden, indem sie am 11. März 1906 den Geschmack besaß, an den Jahrestag des Konitzer Verbrechens zu erinnern und unbekannte jüdische Täter der Tat zu bezichtigen. Sie schrieb: „Unter uns leben Menschen, die da glauben, sie brauchen Blut, um „Gott" zu versöhnen." Sie wies darauf hin, daß „das ganze jüdische Volk" dadurch, daß es dies bestreitet, sich mitschuldig mache an dem Verbrechen. Sie sprach von „Verbrechersolidarität" und verstieg sich zu der Infamie, „Juden" wollen nicht die Schandtaten aufdecken und die „Verschworenen" von Konitz fassen.

Der Staatsanwalt fand hierin eine Religionsbeschimpfung. Die Strafkammer in Stettin glaubte aber der Versicherung des angeschuldigten Redakteurs Hübbe, daß er hiernach nicht die Religion der Juden, nicht ihren Gott, habe beschimpfen wollen, sondern daß sich seine Kritik nur auf jene, niemals ermittelte Sekte oder auf einzelne Juden beziehe, welche nach seiner Meinung Verbrechen aus Aberglauben begangen haben. Hübbe wurde daher außer Verfolgung gesetzt.

Man wird sich über diese Milde wundern müssen; denn die vergifteten Pfeile, die der gekennzeichnete Artikel auf die Religion der Juden abschoß, waren doch nur sehr schwach verhüllt. Der Staatsanwalt hatte nicht ohne Grund angenommen, daß durch die Behauptung einer Solidarität des Judentums mit den angeblich abergläubischen Verbrechern das ganze Judentum dieses Aberglaubens und zwar dieses religiösen Aberglaubens bezichtigt werde. Den Freunden einer Abschaffung des § 166 St.-G.-B. wird dieser neue Ausbruch antisemitischer Rohheit den Beweis liefern, daß es in Deutschland noch eine Presse gibt, der gegenüber auf diesen Strafschutz nicht verzichtet werden kann.

Die Juden der Antisemiten.

Die bona fide-Antisemiten bekämpfen nicht nur wie der selige Don Quixote Windmühlen, sondern ein leeres Gespenst, ein Produkt ihrer eigenen Phantasie, d. h. Juden, die überhaupt nicht existiert haben, noch weniger jetzt bei uns existieren, sondern die sie selbst geschaffen und bis zur Unkenntlichkeit verzerrt haben.

Die Juden der Antisemiten sind erstens einmal Ueberbleibsel aus den allgemeinen Vorstellungen der christlichen Welt vergangener Jahrhunderte, da man sich ohne weitere Prüfung die Juden so vorstellte, wie die christliche Kirche, nicht die christliche Religion es wünschte und vorschrieb. Man wollte und sollte die Juden hassen und verabscheuen als Ungläubige, als Gottesleugner, als die Mörder Christi. Inzwischen hat sich aber die runde Erde merklich gedreht. Heute kennt man noch andere Ungläubige, und wenn man alle verfolgen und für schlecht erklären wollte, dann blieben nicht gar zu viele übrig. Heute beurteilt man nicht mehr so abfällig Diejenigen, welche nicht in allen Punkten den kirchlichen Anforderungen entsprechen. Heute denkt man anders über den Jesu gemachten Prozeß, so sehr man auch seine Verurteilung beklagen mag. Heute ist man auch mehr unterrichtet über den wahren Hergang, und was von be

sonderer Wichtigkeit ist, heute ist man humaner und denkt kein vierteilwegs vernünftiger Mensch im Ernst daran, nach zweitausend Jahren Millionen Menschen verantwortlich zu machen für das was eine ganz unbedeutende Minorität in einer einzigen Stadt Palästinas, gesündigt hat. Aber etwas von dem aus diesen Gründen gegen die Juden gehegtem Abscheu ist bei Vielen, namentlich bei den großen Volksmassen zurückgeblieben, die darum immer wieder so leicht gegen die Juden aufgehetzt werden können, besonders in solchen Ländern und Gegenden, wo Geistliche Einfluß auf das Volk haben und diesen aus irgend welchen Gründen gegen die Juden zu mißbrauchen für gut finden.

Alsdann haben ab und zu Manche mit jüdischen Geschäftsleuten, Geldgebern, vielleicht gar Wucherern schlechte Erfahrungen gemacht. Selbst wenn diese Leute nicht schlecht sind und aus gemeiner Rachsucht nach wenig christlichen Grundsätzen sich nicht nur an den betreffenden Uebeltätern, sondern gleich an deren ganzen Sippe tückisch rächen wollen, sind sie doch meist so naiv wie jene Globetrotter, die ein ganzes Volk nach den wenigen Exemplaren beschreiben und beurteilen, mit welchen sie vorübergehend oberflächlich bekannt worden sind. Jeder weiß, wie leicht Viele geneigt sind auf Grund so geringfügiger Erfahrungen sogar ganze Bücher über Rußland, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten zu veröffentlichen, von den gewöhnlichen nicht gleich zur Feder greifenden, aber desto redseliger am Stammtisch das große Wort führenden Herrschaften nicht erst zu reden. Die Leute, die mit zwei, drei Juden schlechte Geschäfte gemacht haben, von ihnen übervorteilt oder gar betrogen worden sind, sonst aber Juden nur von weitem gesehen haben, urteilen nun mit dem vollen Brustton der Ueberzeugung über die auf dem ganzen Erdball wohnenden Millionen Juden als Wissende, während sie in Wirklichkeit nicht einmal Hundertstel-Wissende sind. Dieses minimale Bruchwissen aber ist noch gefährlicher, als das vollendete Nichtwissen, auf Grund dessen auch nicht wenig gegen die Juden gesündigt wird. Hat man sich ja früher, da die Juden noch abgesperrter lebten und zumal in Ländern, in welchen sie überhaupt nicht wohnen durften, die absonderlichsten Vorstellungen schon von der physischen Beschaffenheit der Juden gemacht, geglaubt, daß sie Hörner haben oder sich durch andere Abnormitäten von den übrigen Menschen unterscheiden. In einem vor längerer Zeit in den „Mitteilungen" veröffentlichten amerikanischen Brief wurde erzählt, daß, als die ersten jüdischen Ansiedler in Cincinnati eintrafen, Leute von weit her kamen, um sich einmal einen Juden anzusehen.

Es kommt aber noch eine andere Art Unwissenheit in Betracht, die bei der Beurteilung der Juden seitens vieler bona fide-Antisemiten eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Da die Juden ein im Vergleich zu den europäischen Völkern sehr altes Volk sind, da sie ferner durch ihre Schicksale und ihre Zerstreuung über den ganzen Erdball manche, namentlich auch wirtschaftliche Gesetze früher empirisch kennen gelernt und angewandt haben, haben die minder erfahrenen Völker ihnen gegenüber oft in dem Verhältnis Unwissender zu Wissenden, Naiver zu Erfahrenen, Ungebildeter zu Gebildeten gestanden und dies zu ihrem Nachteile verspürt. Nicht gerade durch geistige Ueberlegenheit, sondern durch ihren Aufenthalt in der Mitte bereits vorgeschrittener See- und Handelsvölker haben die Juden, beispielsweise viel früher als die Germanen, Wesen und Wert des Wechsels, der Börse und vieler anderer für den Handel wichtiger Dinge erkannt. Viel früher wußten sie, daß Geld nicht bloß ein Tauschmittel, sondern auch eine Ware ist, deren Preis wechselt je nach Angebot und Nachfrage, nach dem Risiko usw., und die in der Erkenntnis des Geldwesens viel länger zurückgebliebenen Germanen verdammten die Juden, weil diese das Hergeben von Geld etwa ebenso behandelten wie das Hergeben von Waren, Zinsen nahmen in Höhen, die abhängig waren von Geldmangel oder Geldüberfluß, von den allgemeinen politischen und anderen Verhältnissen, von der wirtschaftlichen Lage, dem Charakter, den Familienverhältnissen des Geldnehmers usw. Der einfache durchaus ehrliche Geldgeber wurde auf eine Stufe gestellt mit dem infamsten Wucherer, und da die Juden infolge der aus wirtschaftlicher Unkenntnis hervorgegangenen Gesetzgebung die hauptsächlichsten, ja alleinigen Geldgeber waren, galten alle Juden auch für Wucherer. Und daß die Juden früher mitunter auch höhere Zinssätze nahmen, als nach Lage des Geldnehmers notwendig gewesen wäre, hatte wiederum seinen Grund in den unsicheren Verhältnissen der Juden selbst, die niemals wissen konnten, wie lange sie in der Stadt oder gar im Lande geduldet werden würden, wieviel Abfindung für weitere Duldung sie den verschiedenen Machthabern würden geben müssen. Früher als die meisten christlichen Völker Europas haben die Juden erkannt, nicht nur, daß man für das Hergeben von Geld Zinsen nehmen darf, ja muß, daß das Zinsennehmen geradezu im Interesse des Geldbedürftigen liegt, der sonst in neunundneunzig von hundert Fällen überhaupt keins bekommen würde, sondern auch, daß man zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Leuten einen verschiedenen Zinsfatz nehmen muß, kurz, sie erkannten früher und handelten dem entsprechend, daß man beim Hergeben von Geld so verfahren muß wie jetzt alle Welt, einschließlich der germanischen, tagtäglich verfährt. Die Juden hatten den Vorteil, aber auch das Odium dieser früheren Erkenntnis, zu welcher die heutigen bona fide-Antisemiten noch nicht durchweg herangereift sind, und die daher noch längst veraltete und gar nicht mehr den Juden gegenüber angebrachte Schlagworte im Munde führen und Anklang mit diesen finden bei Leuten, die noch — dümmer sind.

Viele Antisemiten werfen Juden als besonders abstoßend und spezifisch jüdisch lautes Sprechen, lebhafte Gestikulationen, Agieren mit den Händen vor. Sie bedenken nicht, daß es sehr viele Juden gibt, die sich mit der Zeit all dies abgewöhnt haben, daß es viele Germanen gibt, die auch laut sprechen und lebhaft gestikulieren, und vor allem wissen sie nicht, daß namentlich südliche Völker noch weit lebhafter als die Juden gestikulieren und lauter sprechen. Sie haben wahrscheinlich nie gesehen, daß der Italiener beispielsweise mit den Händen nicht nur spricht, sondern gradezu gewissermaßen schreit, daß es in einem Pariser Lokal ohne Juden viel lauter zugeht als wenn nur Juden drin wären. Weil i h r e Erfahrung so gering, i h r Gesichtskreis so eng, urteilen sie eng und kleinlich über die Juden, die sie auch nicht kennen.

Die Antisemiten berufen sich gewöhnlich darauf, daß die Juden überall, nicht nur bei den christlichen Völkern, sondern auch bei den mohammedanischen, bei den Heiden, und auch im Altertum bei den Römern, kurz immer und überall verhaßt gewesen seien. Das läßt sich allerdings nicht ganz in Abrede stellen, aber die Herrschaften vergessen dabei so mancherlei. Bei den christlichen Völkern ist ja wohl die früher allen gemeinsame kirchliche Erziehung und Anschauung in erster Reihe schuldig. Die mohammedanischen Völker sind im Vergleich mit den Juden meist rückständig oder sie hassen Juden nicht mehr als Christen. Die alten Römer betrachteten alle Nichtrömer als Barbaren, machten sich, als sie mit den Juden in Berührung kamen, nicht mehr viel aus ihren eigenen Göttern und konnten sich doch keine rechte Vorstellung davon machen, wie man mit einem u n s i c h t b a r e n, einen e i n z i g e n Gott fertig werden könne. Zudem hatte die Niederwerfung der Juden den Römern besonders viel zu schaffen gemacht, viel Gut und Blut, Zeit und Mühe gekostet, und daher der Haß.

Die deutschen Antisemiten vergessen dabei das sonst so gern zitierte deutsche Sprichwort: Viel Feinde, viel Ehre. Es ist ja ganz natürlich, daß die Juden überall mehr als alle anderen Völker verhaßt sind, weil bis vor nicht gar zu langer Zeit sie allein mit allen Völkern in Berührung gekommen sind, und weil die meisten Völker, ja fast alle auf andere Völker nicht gut zu sprechen sind. Die Lappländer, die Eskimos, selbst die Schweden, Dänen, Norweger, Finen usw., usw., sind nicht allgemein verhaßt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht allgemein bekannt sind. Am meisten gehaßt werden gerade die größten Völker, die mit allen Völkern unter der Sonne in Berührung kommen. Der Engländer wird gehaßt, der Yankee wird gehaßt und vielleicht am allermeisten der — Deutsche. Sie alle werden gehaßt, einmal wegen gewisser Mängel und befremdender Gewohnheiten, hauptsächlich aber wegen ihrer — Vorzüge, wegen ihrer Tüchtigkeit. Daß die Deutschen überall am gehaßtesten sind, spricht nur dafür, daß sie im Vergleich zu Anderen mehr gelernt haben, mehr arbeiten, solider, wirtschaftlicher, ordentlicher sind. Und am allermeisten verhaßt sind sie den Russen, denen sie am meisten genützt haben, denen sie am meisten als Vorbild dienen müßten, und zwar eben deshalb. Die Juden sind auch nicht am wenigsten gewisser Vorzüge wegen verhaßt: sie sind regsam, sparsam, nüchtern, wissen alles praktisch zu verwenden und zu verwerten, verstehen sich mit den geringsten Mitteln halbwegs durchzuschlagen, und selbst vorwärts zu kommen, legen Wert auf die eigene und die Ausbildung der Kinder, unterstützen die Angehörigen usw. usw., und das können Viele nicht vertragen und sind darum — Antisemiten.

Wie man es also auch drehen und wenden mag, die Juden der Antisemiten, die Juden, wie sie die Antisemiten sich und anderen ausmalen, sind nicht vorhanden, sind nie vorhanden gewesen. Es sind Ausgeburten einer wilden, krankhaften, einseitigen Phantasie, die man ausschmückt mit den eigenen Fehlern und Lastern, denen man huldigt, zu huldigen sich versucht fühlt, vielleicht auch zu huldigen sich fürchtet, und die man darum abschreckend sich ausmalt. Die Juden der Antisemiten sind Ausstrahlungen des eigenen Innern des Antisemiten. Sage mir, wie ein Antisemit sich die Juden denkt, und ich sage Dir, welche Erfahrungen er im Leben gemacht hat, wie wenig Erfahrung er in Wirklichkeit hat, und, last not least, wie es in seinem Innern aussieht. In seinem Busen trägt er seine Juden.

Die Juden, denen man alle Schlechtigkeiten andichtet, und die man für alles Böse in der Welt verantwortlich macht, müssen doch recht früh schon eine bedeutende sittliche Höhe erreicht haben, wenn sie wie kein anderes Volk des Altertums zur Gotteserkenntnis gelangt sind, und sie müssen zu einer außerordentlichen geistigen Höhe gelangt sein, daß in ihrer Literatur Gedichte und Gebete wie die Psalmen, Visionen wie die der Propheten bereits in uralten Zeiten zu finden sind. Der Gläubige, der an Inspiration der Heiligen Schrift, des Alten wie des Neuen Testaments, glaubt, kann unmöglich an die sittliche und geistige Minderwertigkeit der Juden glauben, weil er nicht erklären könnte, warum die Gottheit sich gerade das minderwertige Volk zur Inspiration auserwählt hat. Der Nationalist wiederum, der alles auf natürliche Weise erklärt, könnte nicht erklären, wie ein minderwertiges Volk sich literarischer Leistungen sollte rühmen können, die noch heutigen Tages unübertroffen in der Weltliteratur dastehen.

„Das war einmal!", wird man vielleicht darauf erwidern. In Palästina, so lange sie noch ein selbständiges Volk waren, mögen die Juden leiblich gewesen sein. Seitdem sie aber ihre Unabhängigkeit verloren haben, sind sie entartet und unleiblich.

Die Rassenantisemiten dürften allerdings so nicht sprechen, ohne sich selbst zu widersprechen. Aber lassen wir diese und halten wir uns nur an die bona fide-Antisemiten. Nun gilt allgemein als Erfahrungssatz, daß Leiden verinnerlicht und veredelt. Wenn aber ein Volk Leiden durchgemacht hat, länger und schrecklicher als je ein Volk, dann ist es doch wahrlich das Volk der Juden. In der Tat kann nur eine wirklich ideale Gesinnung, ein intensiv religiöses Fühlen eine Erklärung dafür bieten, daß die Juden nicht längst ihre Religion preisgegeben haben, um sich das Wohlwollen der Völker und Frieden auf Erden zu erkaufen.

Von welcher Seite also auch man es betrachten will, man muß immer zu dem Resultat gelangen, die Juden der Antisemiten sind keine Juden von Fleisch und Blut, sind Phantasiegebilde, die weit weniger den Juden gleichen als den Antisemiten selbst.

Leider können auch Phantasiegestalten Unheil anrichten, und das tun auch die imaginären Juden der Antisemiten. Sie sind in vielen Ländern der schwarze Mann, mit welchem man Kinder schreckt und krank macht. Sie sind der Sündenbock, auf den man die eigene Schuld abwälzt und dadurch versäumt in sich zu gehen und sich zu bessern. Freilich rächt sich das zuletzt bitter genug an Individuen wie an Völkern. Schuld und Sühne im großen Maßstab kann man jetzt zur Genüge in Rußland verfolgen, wo die Juden, allerdings in anderem Sinne als die Antisemiten meinen, nämlich weit mehr passiv als aktiv schuld sind, daß die Revolution das Plündern und Morden so vorzüglich versteht, daß der Kredit Rußlands so darniederliegt, und daß so vieles faul und morsch im russischen Reiche ist.

Antisemitische Werbearbeit.

In den „Mitteilungen" ist schon oft über die antisemitische Agitationsmethode berichtet worden. Der Reichsverband der deutschsozialen Partei operiert nun neuerdings skrupellos mit Mitteln, die jeder anständig gesinnte Politiker verwerfen muß. Die Antisemiten verwahren sich dagegen, mit den russischen Pogromveranstaltern in Parallele gestellt zu werden. Wenn man aber die unter dem Deckmantel „Aufklärung" betriebene Verhetzung durch die deutschen Antisemiten betrachtet, findet man in der Tat Berührungspunkte mit den russischen Antisemiten. Wichtig ist zunächst festzustellen, daß die deutschsozialen Antisemiten wider besseres Wissen über die deutschen Juden in ihrer Gesamtheit Unwahrheiten verbreiten, die geeignet sind, in politisch unerfahrenen Volksschichten Mißtrauen zu tragen und sie gegen die Juden zu beeinflussen. Da es sich nun in der Hauptsache um „olle Kamellen" handelt, antisemitische Erfindungen, die von kompetenter Seite längst widerlegt sind, es also darauf abgesehen zu sein scheint, mit Gewalt Rassenunfrieden zu stiften, muß man nachgerade seine Verwunderung darüber aussprechen, daß diese antisemitischen Schamlosigkeiten in Deutschland so ostentativ betrieben werden dürfen. Speziell die Deutschsozialen, die Mitteldeutschland zu ihrer Hauptagitationsstätte ausersehen haben, leisten in der gehässigen Verunglimpfung der Juden das denkbar Mögliche.

„Zur Belebung der Werbearbeit", so gibt die Geschäftsstelle der deutschsozialen Partei an, werden aus Hamburg an die Parteimitglieder und Freunde neuerdings kistenweise Bücher versandt, die als Prämien für Namhaftmachung von Förderern und Freunden des Antisemitismus gelten sollen. Zum Zwecke dieser Namhaftmachung wurden vor einiger Zeit Listen versandt, auf denen der Empfänger ca. 30 Adressen aufschreiben sollte. Der Besitzer einer derartigen Adressenliste brauchte nur die einzelnen Felder mit x beliebigen Namen auszufüllen und das Schriftstück nach Hamburg zu senden. Prompt erhält er für diese Arbeit einen Ballen Bücher zur Verteilung an seine Freunde und zum Selbststudium. Die derart Namhaftgemachten müssen es sich nun

gefallen lassen, wenn sie von antisemitischer Seite mit Anträgen überschüttet werden, als Mitglied, bezw. als Förderer sich der deutschsozialen Partei anzugliedern, was 4 resp. 2 Mark kostet. In den meisten Fällen wird der so um Geld oder Beiträge Angegangene gar nicht wissen, wie er zu der „Ehre" kommt, als Antisemit angesehen zu werden. Auch die mysteriöse Wendung am Kopfe der Aufforderung: „Sie werden uns von befreundeter Seite bezeichnet — — wir werden auf Sie aufmerksam gemacht," wird dem Empfänger meist spanisch vorkommen. Nicht zu bestreiten ist, daß auf diese wohl dem polizeiwidrigen Schneeballensystem nachgebildete Agitationsart einzelne politisch unreife Menschen hereinfallen. Ein steter Tropfen höhlt den Stein.

In diesem Lichte betracht, erscheinen die vom deutschsozialen Reichsverband versandten mit ungeheuren Mitgliederzahlen protzenden Reklamen recht mystisch. Was beweist dies z. B. wenn es in einer Reklameschrift heißt: „In vier Monaten konnten wir 1892 Neuanmeldungen verzeichnen"? Lächerlich wirkt es nur, wenn dann die Reklameschrift also fortfährt:

„Es geht vorwärts mit unserer Organisationsarbeit, d. h. für alle Freunde, es geht vorwärts mit der Ausbreitung deutschsozialer Anschauungen überhaupt. Je größer unser Reichsverband ist, desto größer ist auch unser Einfluß, weil die größere Zahl der freiwilligen Mitarbeiter (siehe oben! D. Red) immer wirksamer in die Erscheinung tritt und weil die Einnahmen (antisemitische Quintessenz!) einer großen Organisation es ermöglichen, daß immer mehr Redner, unterstützt durch Flugschriftenversand usw., eine wirksame Aufklärungsarbeit in vielen Teilen unseres deutschen Vaterlandes betreiben können. Darüber, daß jeder unserer Freunde mindestens eine Anmeldung machen kann, besteht kein Zweifel. Diese erbitten wir uns nach in diesem Monat usw."

Abgesehen von dem gelinden Zwang auf die Adressenverzeichner, der in den letzten Worten liegt, kennzeichnet sich eine derartige Werbearbeit von selbst als unreelle Mache.

Zum Beweise der eingangs des Artikels aufgestellten Behauptung über die wider besseres Wissen verbreiteten Gehässigkeiten der Deutschsozialen, sei hier einiges über den in dem antisemitischen Schreiben erwähnten „Flugschriftenversand" gesagt.

Folgende Bücher antisemitischer Tendenz werden zur Zeit kistenweise in die antisemitischen Reichstagswahlkreise versandt: 1. Urteile berühmter Männer über das Judentum, 87 Seiten; 2 Fragen und Antworten über das Judenthema, 28 Seiten; 3. Die Juden in Rußland, Polen, Ungarn, 35 Seiten; 4. Sittenlehre des Judentums 40 Seiten; 5. Jüdische Selbstbekenntnisse, 60 Seiten; 6. Statistik des Judentums, 75 Seiten. Diese Schriften sind ausnahmslos von Theodor Fritsch und enthalten in der Hauptsache jeder Begründung entbehrende Unwahrheiten und antisemitische Verleumdungen, die schon vor Jahren in Wort und Schrift als Verleumdungen gekennzeichnet wurden. Unter dem Titel: „Israel und die Gojim" wird eine Artikelserie über die Judenfrage verbreitet, die vor 26 Jahren in den „Grenzboten" erschienen ist.

Das Buch kommt dann in 316 Seiten zu dem Schluß: „Vereinigung aller politischen Parteien gegen die Juden, Ausschluß der Juden von den Reichs-, Land- und Kreistags- sowie Gemeindewahlen, Abschaffung jüdischer Zeitungen, Verbot jüdischer Redakteure, Ausschluß der Juden aus Vereinen und Versammlungen, Beschränkung der Freizügigkeit, Ausschluß von juristischen Aemtern."

Die antisemitische Werbearbeit besteht im wesentlichen in der Reproduktion längst abgetaner Schwindeleien und der Aufforderung zum Verfassungsbruch und zur Aenderung der staatsbürgerlichen Stellung der Juden.

Ahlem.*)

Wer mit Antisemiten in Versammlungen zu kämpfen hat, weiß, daß ihm immer derselbe Gedankengang entgegentritt: „Die Juden sind das Handels- und Schachervolk par excellence; von „wahrhaft" produktiver, insbesondere von körperlicher Arbeit halten sie sich fern; sie suchen nur mühelosen Gewinn auf Kosten ihrer christlichen Mitmenschen; wo hat man je einen Juden hinter dem Pfluge hergehen oder an der Hobelbank stehen sehen?

Verweist man demgegenüber darauf, daß es zwar in Deutschland nur vereinzelte jüdische Landwirte und Handwerker gebe, daß aber andere Länder jüdische Ackerbaukolonien, Massen von jüdischen Handwerkern, jüdische Arbeiter in den körperlich anstrengendsten Berufen kennen, so heißt es spöttisch! „Lassen Sie uns doch mit dem fernen Ausland zufrieden: Solche Behauptungen kann niemand kontrollieren! Wir haben es nicht mit irgendwelchen anderen, sondern eben mit den deutschen Juden zu tun, und auf sie trifft die Behauptung zu, daß sie körperliche Arbeit scheuen."

Man ist dann gezwungen, auf die Geschichte des jüdischen Volkes einzugehen. Wie kann man sich wundern, daß ein Volk sich zum Handelsvolk entwickelt hat, wenn es all die Jahrhunderte hindurch von den Nationen, unter denen es als kleine Minderheit lebte, gezwungen wurde, sich auf den Handel zu beschränken? Wie kann man von Leuten Ackerbau und Handwerk verlangen, denen seit unvordenklichen Zeiten der Erwerb von Grund und Boden und der Eintritt in die Zünfte untersagt war?

Ja, so heißt es dann, seit 1869 spätestens seien aber die Juden doch „gleichberechtigt". Warum stürzen sie sich denn nun nicht in Masse auf die Erwerbszweige, die ihnen früher verschlossen waren, sondern bleiben fast sämtlich dem Handel treu? Nun, Gewohnheiten, die einem Volksbestandteil Jahrhunderte hindurch aufgezwungen worden sind, lassen sich natürlich nicht in wenigen Jahrzehnten mit Stumpf und Stiel ausrotten. Das liegt so auf der Hand, daß man unbelehrbar sein muß wie das Gros der Antisemiten, um es nicht sofort einzusehen. Immerhin hätten es die Gegner der Antisemiten leichter, wenn sie auf etwas mehr Fälle des Uebergangs zur Landwirtschaft und zum Handwerk verweisen könnten, als es bis jetzt in Deutschland möglich ist. Es liegt auch, von diesem politischen Moment ganz abgesehen, im Interesse der Juden selbst, wenn sie jetzt, da ihnen die Gelegenheit — wenn auch oft unter außerordentlich erschwerenden Umständen! — geboten ist, sich mehr auch den ihnen früher versagten Berufszweigen zuwenden. Es ist physisch wie psychisch für einen Volksbestandteil kein Segen, wenn er sich ausschließlich einer Beschäftigung widmet und dabei die Berührung mit der „Mutter Erde" allzusehr verliert. Es ergibt sich daraus eine Einseitigkeit, die ihre Vorzüge, aber doch noch größere Schattenseiten aufweist. Insbesondere die ärmsten Schichten des Volkes, das Proletariat, leiden darunter. Es ist ein Aberglaube, die Juden für durchweg oder auch nur überwiegend wohlhabend zu halten. Ich kenne z. B. manches arme hessische Dorf, wo ein Dutzend jüdischer Familien in geradezu brennender Armut dahinlebt. Beim Handel, den sie fast durchweg treiben, können sie nie auf einen grünen Zweig kommen. Es gibt eben in jenen ärmlichen Gegenden so wenig zu handeln, daß der Handel vielleicht zwei, aber sicher nicht zwölf Familien anständig ernähren kann. Gelänge es, einen Teil dieses jüdischen Handelsproletariats dem Handwerk und der Landwirtschaft zuzuführen, so wäre das ein wahrer Segen.

Nun hat man ja den Versuch gemacht, einen Teil des jüdischen Proletariats aus Osteuropa in Ackerbaukolonien, namentlich in Amerika, unterzubringen. Diese Versuche haben überwiegend ein wenig ermutigendes Resultat gehabt, soweit

*) Aus der „Nation".

ich wenigstens unterrichtet bin. Es ist eben verzweifelt schwer, Personen in reifen Lebensjahren aus ihrem Milieu herauszureißen und sie unter ganz anderen Verhältnissen in eine völlig andere Tätigkeit unvermittelt hineinzustellen. Das sieht man schon an den vergeblichen Bemühungen, deutsche Industriearbeiter in den Zeiten industrieller Krisen als Landarbeiter zu beschäftigen. Das Akkommodationsvermögen erwachsener Menschen ist in den meisten Fällen für einen solchen Berufswechsel nicht ausreichend. Oft fehlt es einfach an der körperlichen Eignung.

Will man Aussicht auf Erfolg haben, so muß man bei der Jugend einsetzen.

Das war der Gedanke, der den leider im vorigen Jahr verstorbenen Konsul Moritz Simon in Hannover veranlaßte, die israelitische Erziehungsanstalt Ahlem vor nunmehr vierzehn Jahren ins Leben zu rufen. Vor den Toren von Hannover stiftete er ein Gelände von etwa sechzig Morgen, das den Kindern des jüdischen Proletariats Gelegenheit geben soll, systematisch im Gartenbau ausgebildet zu werden. Von Jahr zu Jahr ist das Unternehmen gewachsen. Heute besteht es aus drei getrennten und doch innerlich zusammenhängenden Anstalten. Der Kern ist die Lehrlingsabteilung. Sie bildet schulentlassene israelitische Knaben — 1905 waren es vierundvierzig — theoretisch und praktisch im Gartenbau aus und sucht ihnen nach beendeter Ausbildung Stellungen als Gärtner zu verschaffen. Gewissermaßen eine Vorschule für die Lehrlingsabteilung ist die Schülerabteilung. Sie umfaßte 1905 zweiundvierzig Knaben vom sechsten bis vierzehnten Lebensjahre. Die Knaben empfangen gewöhnlichen Volksschulunterricht in der Anstalt, haben aber nachmittags Gelegenheit, durch Beschäftigung im Schulgarten Liebe zum Gartenbau zu gewinnen. Jedes Jahr tritt eine Anzahl von ihnen in die Lehrlingsabteilung über. Die dritte Anstalt ist das Mädchenhaus. Es zählte 1905 einunddreißig schulpflichtige Mädchen und zwanzig Haushaltungslehrlinge. Die Mädchen sollen durch die Tätigkeit in Garten- und Hauswirtschaft zu gesunden und erfahrenen künftigen Hausfrauen ausgebildet werden.

Ich hatte im September Gelegenheit, zum zweitenmal unter sachverständiger Führung die Ahlemer Anstalten zu besichtigen, und habe wieder den allergünstigsten Eindruck mit nach Hause genommen. Gleich die Introduktion war sehr vorteilhaft: wir besuchten eine Gartenbauausstellung, die zufällig in Hannover stattfand, und fanden dort, daß Ahlem sich mit seinem ausgestellten Gemüse und Obst sehr gut sehen lassen konnte. Kürbisse, Kohlköpfe, Birnen und mancherlei anderes waren vorzüglich. Die Anstalt hat ja auch schon auf früheren Ausstellungen ehrenvolle Preise davongetragen.

Ueber den technisch-gärtnerischen Wert der Ahlemer Obst- und Gemüsekulturen habe ich allerdings kein sachverständiges Urteil. Doch ist das in diesem Fall auch Nebensache. Die Hauptsache ist, daß das ganze Unternehmen außerordentlich praktisch dem Zweck angepaßt zu sein scheint, dem es dienen soll. Die Kinder und jungen Leute sind trefflich untergebracht. Die Schlafräume sind zwar nicht „mit allem Komfort der Neuzeit", sondern im Gegenteil mit größter Einfachheit ausgestattet, aber hygienisch musterhaft. Man sieht ihnen an, daß sie in erster Linie dazu dienen sollen, ein kräftiges Geschlecht heranzuziehen. Die Sauberkeit hier wie in der Küche, den Bade-, Wasch- und sonstigen Räumen springt in die Augen. Die Unterrichtsräume zerfallen in solche für den Schul- und den Handfertigkeitsunterricht. Daß der Schulunterricht für Knaben und Mädchen mit dem besten Erfolg gemeinsam erteilt wird, sei nur nebenbei erwähnt. Der letzte Schulrevisionsbericht führt die guten Erfolge gerade auch auf diese Gemeinsamkeit zurück. Dieser Revisionsbericht stellt ferner fest, daß die Schwierigkeiten, mit denen die Schule wegen der aus den verschiedensten Gegenden stammenden Elemente zu kämpfen hatte, glücklich überwunden wurden, und erklärt: „Zucht und Ordnung sind musterhaft."

Neben der Gärtnerei besteht eine Schusterwerkstatt und eine Bäckerei. Schüler, die weniger Neigung für die Gärtnerei haben, können also nach ihrer Entlassung aus der Schule auch anderen Zweigen des Handwerks sich widmen, ohne die gesunde, ländliche Umgebung verlassen zu müssen. Schuhmacherei und Bäckerei arbeiten nicht bloß für die Anstalt, sondern auch für den Verkauf. Man soll mit ihren Leistungen sehr zufrieden sein.

Der stärkste Eindruck, den man empfängt, ist der von den Kindern und jungen Leuten. An sich ist es vielfach sprödes Material, das in die Anstalt kommt. Die Hände zumal sind zunächst meist ungeübt und ungewandt. Die meisten Insassen der Anstalt stammen aus Deutschland. Aber einzelne Kinder aus Osteuropa werden auch angenommen. Kurz vor meinem Besuch hatte man verschiedene Waisen aufgenommen, deren Eltern bei dem Pogrom in Bjelostok ermordet worden waren. Manche dieser Elemente aus dem Osten bieten ihre besonderen Schwierigkeiten. Sie sprechen nur „Jiddisch". Ihnen fehlen die Elemente der Körperpflege. Mancher Charakter ist ungebärdig. Aber die Disziplin der Anstalt wird dieser Schwierigkeiten fast ausnahmslos Herr. Und die Annehmlichkeiten des neuen Lebens in gesunder Umgebung und gesicherten Verhältnissen rufen in den Kindern eine ganz ungewohnte Lebensfreude hervor. Sie blühen sichtbar auf. Es ist eine Lust, diese zufriedenen und meist intelligenten Gesichter zu sehen. Dabei kann man eine merkwürdige Beobachtung machen: die Rassenmerkmale schwächen sich anscheinend bei der ländlichen Arbeit ab. Ich sah so ausgesprochen germanische Typen, daß ich scherzend fragte, ob hier nicht am Ende eine pia frans vorliege. Doch Inspektor Silberberg, der langjährige Leiter der Anstalt, bestätigte mir meine Beobachtung, daß das neue Milieu tatsächlich starke Veränderungen in dem Aussehen der Kinder hervorzubringen scheine.

Die wichtigste Frage ist natürlich die: führt die Ausbildung in dem Gartenbau die Lehrlinge dauernd zur Beschäftigung mit dem Boden, oder handelt es sich dabei nur um einen vorübergehenden Zustand? Es wäre vielleicht gewagt, schon jetzt, nach den verhältnismäßig kurzen Erfahrungen, ein abschließendes Urteil abzugeben. Doch kann man von Jahr zu Jahr mit größerer Sicherheit erklären, daß das Experiment geglückt sei. Es sind bisher 123 Lehrlinge in der Gärtnerei ausgebildet. Davon haben nur vierzehn den Beruf gewechselt. Die große Mehrzahl befindet sich in gärtnerischen Stellungen, fünfzehn allein in Amerika, vierundfünfzig in Deutschland. Eine ganze Anzahl sind selbständig geworden. Wie man aus den Berichten des Vereins ehemaliger Ahlemer ersehen kann, haben viele eine nicht nur pekuniär günstige, sondern sie auch sonst sehr befriedigende Position gefunden.

Auf alle Fälle ist Ahlem ein interessantes Fleckchen Erde. Von selbstloser Nächstenliebe in den Dienst einer neuen Idee gestellt, bietet es vor allem auch dem Politiker und Rassenpsychologen viel Stoff zum Nachdenken.

H. v. Gerlach.

Aus dem antisemitischen Lager.

Vom Abg. Kröfell. Anläßlich der Versetzung des Gymnasialdirektors Dr. Wehrmann in Pyritz nach Kolberg war in der amtlichen Bekanntmachung der Passus gebraucht worden, die Versetzung erfolge „im Interesse des Dienstes". Daran war von verschiedenen Seiten die Behauptung geknüpft worden, dieser Zusatz sei „nur dann üblich, wenn die Regierung es für besser befunden hat, irgendeinen Beamten von einer Stelle fortzunehmen, wo amtliche Interessen in Widerstreit mit anderen Interessen geraten sind." Insbesondere hatte

das Blatt des Abgeordneten Kröfell, der in Pyritz erscheinende „Mittelstand", daran Bemerkungen geknüpft, die an Verunglimpfung des politischen Gegners — Dr. Wehrmann ist konservativ — das Möglichste leisteten. Daraufhin sandte der Oberpräsident von Pommern, Freiherr v. Maltzahn namens des königlichen Provinzialschulkollegiums eine Berichtigung, die, im amtlichen Kreisblatt veröffentlicht, in der Erklärung gipfelt, die Ausführungen des „Mittelstandes" seien tatsächlich unrichtig, und mit den Worten schließt: „Der Gymnasialdirektor Dr. Wehrmann ist nicht versetzt worden, weil durch seine Amtsführung die Interessen des Dienstes geschädigt worden wären; sondern lediglich in der Absicht, die Interessen des Dienstes dadurch zu fördern, daß seine Arbeitskraft in einem größeren Wirkungskreise verwertet wird." Nun hatte das Antisemitenblatt die Wahl: die Berichtigung einfach unbeachtet zu lassen aber sich selbst ins Unrecht zu setzen. Da fand der als verantwortlich zeichnende, immune Abgeordnete ein ausgezeichnetes Mittel: er brachte die Berichtigung, soweit sie seine Behauptungen einfach negierte, verschwieg aber den wichtigen Schlußpassus von „sondern lediglich" bis „verwendet wird" und setzte unter die so geänderte Berichtigung den — Namen des Oberpräsidenten, eine Lösung, die auf alle Fälle ein eigentümliches Licht auf die Preßmanöver antisemitischer Häuptlinge zu werfen geeignet ist.

Aus dem Reichstagswahlkreise Eschwege-Schmalkalden wird uns geschrieben: Gegen die Wahl des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Raab ist bekanntlich von der Freisinnigen Volkspartei Protest eingelegt worden. Jetzt, nachdem bald volle drei Jahre ins Land gegangen sind, scheint der Protest endlich spruchreif zu werden. Zunächst hat die Wahlprüfungskommission des Reichstags von dem Regierungspräsidenten von Kassel eine Erklärung eingefordert, ob die dem sozialdemokratischen Reichstagskandidaten Hugo für seine Angehörigen gewährte Krankenhaus-Unterstützung eine Armen-Unterstützung im Sinne des Wahlgesetzes sei. Diese Antwort dürfte wahrscheinlich bis zum Wiederzusammentritt des Reichstags im Novmber vorliegen und als Hauptmoment des Protestes entscheidend sein, sodaß sich die Wahlprüfungskommission sehr schnell über die Gültigkeit des Raabschen Mandates schlüssig werden kann. Man vermutet in unterrichteten Kreisen, daß die Entscheidung noch vor Ende dieses Jahres erfolgt und daß sie nicht zugunsten des Herrn Raab lautet. So macht man sich im Wahlkreise mit einer im Frühjahr 1907 stattfindenden Ersatzwahl vertraut. Auch der Antisemit Raab und seine politischen Freunde scheinen hiermit zu rechnen, denn sie haben für die nächste Zeit eine Anzahl Wählerversammlungen im Wahlkreise angesetzt. Es heißt also auch für die übrigen Parteien, speziell für die Freisinnige Volkspartei gerüstet zu sein und die Vorarbeiten für eine Ersatzwahl schon jetzt zu beginnen, da die Antisemiten alles daran setzen werden das Mandat zu behaupten.

Die Vorgänge in Eisenach und anderen Orten haben den Antisemiten außerordentlich geschadet. Das mußten sie am Montag, den 8. Oktober in Schmalkalden zugeben. Eine öffentliche Versammlung, vom Deutschsozialen Parteiverein einberufen, fand einen so miserablen Besuch, wie nie zuvor. Die Antisemiten nehmen jetzt auch in den Wählerversammlungen Entree, machen aber hier schlechte Geschäfte mit dieser Neuerung. Eine vernünftige Taktik befolgen die Sozialdemokraten, anscheinend auf Weisung vom Berliner Parteivorstand, jetzt gegen die Antisemiten. Sie geben die Parole aus, den antisemitischen Versammlungen gänzlich fern zu bleiben und sie nicht mehr zu füllen, damit Provokationen à la Eisenach in Wegfall kommen. Es ist anzunehmen, daß auch die anderen Parteien in antisemitischen Wahlkreisen die Antisemiten immer hübsch „unter sich" lassen, dann dürfte ihnen das Manipulieren mit in Erregung gebrachten Massen nicht mehr so leicht gelingen.

Kassel, 12. Oktober. Der „Hessischen Rundschau", dem Organ der „reformerischen" Antisemiten, wird von hier geschrieben: „Einen gründlichen Reinfall erlebten die deutschsozialen Abgeordneten Lattmann und Raab mit ihrer „großen" Staatsaktion gegen die Kasseler Sozialdemokratie am vergangenen Sonntage. Der große Stadtparksaal wies gähnende Lücken auf. Im ganzen waren etwa 200 Personen erschienen, davon die Hälfte Bündler aus den umliegenden Ortschaften, weiter eine größere Anzahl deutschnationaler Handlungsgehilfen aus Kassel, Münden usw., zum größten Teil noch nicht wahlberechtigt. Von den eigentlichen Kasseler Wählern hatten etwa 50 der Einladung des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie zur deutschsozialen Versammlung Folge geleistet, darunter wohl die größere Hälfte politische Gegner des Abg. Lattmann. Gewerbetreibende waren fast garnicht zu erblicken. Herr Raab nahm mitunter den Mund recht voll und wohl nur der Umstand, daß keiner der anwesenden nationalen Wähler den ohnehin matten Eindruck der Raabschen Ausführungen gegen das unehrliche Verhalten der Sozialdemokratie nach mehr abschwächen wollte, bewahrte ihn vor einer bösen Niederlage. Am lautesten ertönte seine dumpfe Stimme, wenn er von Lüge, Schwindel, bewußter Unwahrheit, Niedertracht, Gemeinheit und wie diese schönen Schimpfworte alle heißen, sprach. Daß ihm selbst in der Hitze der Redeschlacht einige Ungenauigkeiten, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, entschlüpften, wird ihm wohl erst bei dem Lesen des Berichts über seine Rede zum Bewußtsein gekommen sein. Die „Deutschsozialen Blätter" gehen auch wohlweislich auf diese Entgleisung nicht ein. Nur zwei seien hier angeführt. Herr Raab sagte, das sog. Mantelgesetz sei nur eine „Art Protokoll" gewesen und nur „blödsinnige Onkels" und „politische Kinder" hätten daher gegen dieses „Protokoll" gestimmt. Seltsamerweise befanden sich aber unter diesen „Kindern" Parlamentarier, denen die Herren Raab und Lattmann nicht das Wasser reichen können. Auch im Rechnen zeigte sich Ersterer sehr schwach, als er die sämtlichen Ausgaben für Heer und Flotte auf 660 Millionen angab. In Wirklichkeit sind sie nämlich doppelt so groß. Lebhafte Pfuirufe erntete dieser „volkstümliche" Abgeordnete auch auf seinen rohen Witz: Die sozialdemokratischen Abgeordneten hätten sich 5 Minuten später ihren Wanst vollfüllen können, soweit es die Fleischnot gestatte. In diesem „feinen" Ton bewegten sich noch manche seiner Ausdrücke. Die ganze Rede war überhaupt nur eine klägliche Entschuldigung auf die Angriffe der Sozialdemokratie. Voll und ganz unterschreiben wir dagegen folgende Ausführungen Raabs: „Wer selbst im Glashause sitzt, soll auf andere keine Steine werfen" und: „Eine Partei, die mit so niedrigen, erbärmlichen Mitteln, mit Lügen und Schwindel arbeitet, müsse und werde zu Grunde gehen". Beide Sätze finden auch auf die deutschsoziale Partei volle Anwendung. Unsere Leser werden sich noch zu erinnern wissen, mit welch verwerflichen Mitteln die deutschsoziale Parteileitung im verflossenen Wahlkampfe die deutsche Reformpartei bekämpft hat, sie werden ferner gehört haben, mit welchen niederträchtigen Verleumdungen diese Partei und ihre gewissenlosen Trabanten seit der Wahl die Führer der Reformer in Kassel aus ihren Stellungen zu verdrängen suchen, nur weil sie das „verruchte Verbrechen" begangen haben, eine andere politische Ueberzeugung zu haben, als die Herren Lattmann, Seibel und Weidmann. Diese Leute wettern gegen Terrorismus, Lüge und Schwindel der Sozialdemokratie und müßten doch wissen, daß alle diese Eigenschaften auch in ihrer eigenen Partei vorhanden sind. Wirklich naive Leutchen. Herr Lattmann aber ist mit dieser Versammlung seiner Verpflichtung, über sein Tun und Lassen den Wählern Rechenschaft abzulegen, nicht nachgekommen. Hoffentlich holt er dies in einer Abendversammlung bald nach. Wir empfehlen ihm aber, hierzu den ganzen Generalstab der deutschsozialen Partei mitzubringen, damit er dann

wenigstens ein Dutzend Anhänger zu seinem Schutze um sich hat, denn die Abrechnung wird voraussichtlich recht „nett" werden."

Die antisemitischen Handlungsgehilfen suchen mit den kläglichsten Mitteln Geschäfte zu machen. Vor einigen Tagen prangten an den Anschlagsäulen in Berlin, Zettel, die zu einer Versammlung einluden, auf der folgendes Thema behandelt werden sollte: „Die Wahrheit über den Verein der Deutschen Kaufleute. Referent Herr Walz." Nun wird ja kaum jemand zu den Antisemiten gehen, der die Wahrheit hören will, aber der Vorgang ist noch infolge anderer Umstände lehrreich. Mit keinem Worte wurde vorher dem Verein der Deutschen Kaufleute eine Mitteilung gemacht. Ja, noch mehr. Am Dienstag abend sprach derselbe Herr Walz in einer Versammlung des Vereins der Deutschen Kaufleute; er hatte unbeschränkte Redezeit, aber nach 8—10 Minuten war er zu Ende. Auch in dieser Versammlung, also am Vorabend der angekündigten Versammlung ließ er kein Sterbenswörtchen verlauten, daß er am nächsten Abend eine Versammlung vorhabe, in der er sich mit dem Verein der Deutschen Kaufleute beschäftigen wolle. Aber die Absicht ist zu durchsichtig, schreibt die „Berliner Volkszeitung" dazu. Die Herren Antisemiten im deutschnationalen Handlungsgehilfenverband nehmen nach Pücklerscher und Ahlwardtscher Manier 20 Pfennig Eintrittsgeld, sie rechnen auf die Neugier einer radaulustigen Menge aus ihren Reihen. Wenn sie aber darauf rechnen, daß der Verein der Deutschen Kaufleute die Wahlschulden des Herrn Schack bezahlen helfen soll oder für seine spätere Wahl beisteuern soll, so haben sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

XX **„Turnerbundliches."** Unter dieser Spitzmarke nimmt Dr. G o e t z - Leipzig, der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft in seiner „Deutschen Turnzeitung" wieder einmal Gelegenheit, den a n t i s e m i t i s c h e n Turnbündlern ein wenig den Kopf zu waschen. Er schreibt dort u. a.: „Welche Blüten der Antisemitismus und in ihm der Parteigeist treibt, geht aus einem „Mehr Gerechtigkeit" überschriebenen Artikel von Willi Buch im „Turnerhort" (der antisemitischen Turnzeitung) hervor, der sich durch die Verfügung des Ministers Studt gegenüber der Turnunterrichtserteilung an jugendliche Personen durch Sozialdemokraten sehr entsetzt und bedroht fühlt. Der Deutschen Turnerschaft wirft die Turnerhortspartei, weil sie deutsche Juden in ihrer Mitte duldet, Verjudung vor. Den Sozis aber, zu denen doch viele jüdische Literaten gehören, singt der Verfasser des Artikels ein Loblied". Goetz weist dann den Vorwurf zurück, daß die Turnerschaft die Arbeiter „nur dulde". Herr Buch begeistert sich dann, wie Goetz anführt, für ein Geistes- und Kampfbündnis der antisemitischen und der roten sozialdemokratischen Turner. Man sieht, die antisemitischen Turner schlagen in ihrem blinden Hasse sonderbare Wege ein. Sie werden sicherlich aber mit ihrer geistigen Beschränktheit auch bei der Sozialdemokratie keine Gegenliebe finden.

München, 15. Oktober. In einer Z e n t r u m s - v e r s a m m l u n g im katholischen Kasino der Vorstadt Neuhausen machte sich große Erregung darüber geltend, daß das führende Zentrumsorgan, der „B a y e r i s c h e K u r i e r", durch den für die Bearbeitung der Rathausarbeiten neugewonnenen a n t i s e m i t i s c h e n A g i t a t o r W e n g g das Verhalten der Zentrumsmitglieder in den gemeindlichen Kollegien schwer angreifen wolle. Es wurde auch eine Resolution gegen dieses Vorgehen und gegen den „Bayerischen Kurier" angenommen und mit Gegenmaßregeln gedroht. In der Resolution heißt es: „Es wird die Vorstandschaft des Kasinos beauftragt, dem „Bayerischen Kurier" das M i ß f a l l e n der gutgesinnten Zentrumsangehörigen auszusprechen darüber, daß derselbe ein Mitglied (Wengg) in die Redaktion aufgenommen hat, das geeignet ist, Zwiespalt in die Zentrumspartei zu bringen, was in Anbetracht der gegenwärtigen politischen Lage sehr zu bedauern ist."

Der Gesundheitszustand der Wiener Oberbürgermeisters Dr. Lueger. Das antisemitische deutschnationale „Wiener Deutsche Tageblatt" schreibt: „Ueber die Krankheit populärer Persönlichkeiten zu schreiben, ist eine schwierige Aufgabe, weil allerhand Rücksichten ihren Einfluß dabei üben. Ein Musterbeispiel dafür liefert die Erkrankung Dr. Luegers. Mit diesem ohne Zweifel bedeutenden Manne steht und fällt die Macht der christlichsozialen Partei in Wien. An einen Ersatz für ihn ist derzeit nicht zu denken. Entsprechend vermelden die Berichte aus dem Wiener Rathause, daß es sich gegenwärtig nur um bedeutungslose Unpäßlichkeiten handelt. In Wirklichkeit soll die Sache anders sich verhalten. Es ist bekannt, daß der Bürgermeister schon seit Jahren an hochgradiger Diabetes und an einem alten Nierenleiden krank ist. Durch zweimaligen Urlaub im Jahre und durch eine jährliche energische Karlsbader Kur gelang es ihm leiblich, diese tückische Krankheit von Zeit zu Zeit zurückzudämmen und sich soweit bei Kräften zu halten, um sein schweres Amt weiter versehen zu können. Dieser Zustand hat sich in den letzten zwei Jahren auffallend verschlechtert. Der letzte Aufenthalt in Monte Carlo brachte wenig Erholung und die heurige Karlsbader Kur nur sehr geringe Besserung der stark vorgeschrittenen Krankheit. Die Ursache dieser Tatsache, die gewiß die menschliche Teilnahme aller erregt, liegt in der sonderbaren Art der Lebensführung des Bürgermeisters. Der Bürgermeister hat sich eine eigentümliche Diät zurechtgelegt, die darin besteht, daß er sich prinzipiell nicht an die ärztlichen Diätvorschriften hält, sondern in der Weise lebt, wie es ihm jeweils persönlich am behaglichsten erscheint. Er ißt jede Speise ohne Auswahl und trinkt Bier und alle Weine durcheinander; er besucht Bankette und setzt sich gleichzeitig den aufreibendsten Arbeiten seines schwierigen Amtes aus. Das Erbrechen auf der letzten Fahrt nach Mariazell und die Schüttelfröste stehen im offenbaren Zusammenhange mit den zwei Festbanketten, die der Bürgermeister anläßlich des Deutschmeisterfestes am Vorabend der Reise besuchte. So hat bisher noch kein Diabetiker gelebt. Selbst der herkulische Körperbau des anscheinend unverwüstlichen Dr. Lueger konnte diesem Systeme auf die Dauer nicht Trotz bieten; er mußte mit der Zeit zerstört werden. Es ist klar, daß die kleinen Erscheinungen, welche gegenwärtig den Bürgermeister an das Krankenlager fesseln, nur Symptome der großen schweren Krankheit sind. Die wunden Stellen an den Füßen, welche selbstverständlich nicht vom Fußmarsche entstanden sind, da ja der Bürgermeister schon seit vielen Jahren keinen einzigen Schritt mehr geht, sind noch immer nicht geheilt. Der Bürgermeister ließ sich in seinem Krankenzimmer ein eigenes Pult konstruieren, auf welches gelehnt er im Bette arbeitet; dabei leidet er beständig an Herzschwäche und Erschöpfung. Es ist begreiflich, daß unter seinen Parteigenossen große Besorgnis herrscht."

Vermischtes.

Aus Breslau schreibt man der „Allg. Ztg. d. Judent.": Die Ereignisse der K a i s e r t a g e bilden hier noch immer das Stadtgespräch. Ein Vorgang dürfte Ihre Leser besonders interessieren, da er authentisch. Zu einem hiesigen jüdischen Konsul kamen die Quartiermacher des Hofstaates, um seine Gastfreundschaft zu erbitten. Selbstverständlich stellte er sein Haus zur Verfügung. Infolgedessen wurde auch er zur Galatafel in den Zwinger geladen, er aber lehnte bestimmt und höflich ab. Die Begründung war: der Zwinger ist eine absolut christliche Gesellschaft, in die sonst Juden keinen Zutritt haben, er würde es als Zudringlichkeit und Selbsterniedrigung betrachten, sich dort bei dieser Gelegenheit gewissermaßen einzuschmuggeln. Wer die Zwinger-Ressource kennt und den Geist, der dort herrscht

(Oberbürgermeister Bender soll die Ehrenmitgliedschaft abgelehnt haben, weil eine große, einflußreiche Gemeinschaft ausgeschlossen ist) wird wissen, daß dies eine Ehrenrettung des jüdischen Charakters war.

Eine Broschüre des Gleiwitzer Rabbiners Dr. Wilhelm Münz: „Die Judenmetzeleien in Rußland. Ein offener Brief an die regierenden Fürsten und Staatsoberhäupter der Kulturwelt" (Breslau, Köbners Verlag) ist einer Anzahl von gekrönten Häuptern und leitenden Staatsmännern zugesendet worden. Von den bei dem Verfasser eingegangenen Kundgebungen erwecken zwei besonderes Interesse, und zwar die des Großherzogs von Baden und des Großherzogs von Hessen, des Schwagers des russischen Kaisers.

Das Schriftstück aus Baden lautet:

Schloß Mainau, 3. September 1906.

Euer Hochwürden beehrt sich das großherzogliche Geheime Kabinett den Empfang des gefälligen Schreibens vom 26. v. M. mit dem Beifügen ergebenst zu bestätigen, daß die damit überfandte Broschüre Seiner königlichen Hoheit dem Großherzog unterbreitet worden ist. Höchstdieselben lassen Ihnen für diese Vorlage bestens danken. v. Babo.

Das Schreiben aus Hessen hat folgenden Wortlaut:

Darmstadt, Altes Palais, 3. September 1906.

Euer Hochwürden

beehre ich mich im Höchsten Auftrag den Dank Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs für die unterm 26. v. M. erfolgte Einsendung Ihrer Broschüre „Die Judenmetzeleien in Rußland" hierdurch ergebenst zu übermitteln.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung Römheld.

Russisches. Die „Russische Korrespondenz" stellt uns die nachstehenden Ausführungen der „Rußkoje Snamja", des Organs der schwarzen Bande, zur Verfügung:

„Wage nur die Regierung abzuleugnen, daß die Juden und Revolutionäre dieser Tage aus dem Auslande kolossale Summen für revolutionäre Zwecke erhalten haben. Das kann die Regierung nicht, denn das Geld ist zugeschickt worden und angekommen. Wir wissen das und haben Beweise dafür; und sollte der Fall eintreten, daß die Forderungen von Sliesberg und Günzburg erfüllt werden und die Siedlcer Juden vom Feldgericht befreit werden, dann wird die beleidigte russische Armee das Recht haben, zu glauben, daß revolutionäre Gelder nicht nur für Propaganda unter russischen Matrosen, sondern auch zur Bestechung von höheren Beamten Rußlands verwendet werden. Es wird ein jeder im Recht sein zu sagen, daß die Juden die Vertreter der Regierung bestochen haben. So bedenket denn, Ihr Herren Minister, in welche Lage Ihr schließlich geratet, wenn Ihr statt mit den frechen Juden Sliesberg und Günzburg mit den beleidigten russischen Offizieren zu tun haben werdet."

Der Zweck dieser Ausführungen, bemerkt die „Ruff. Korr.", ist vollständig klar. Da es aktenmäßig feststeht, daß in Siedlce Revolutionäre nicht vorhanden gewesen sind, und da somit der Pogrom sich ganz unverhüllt als eine barbarische Menschenschlächterei erweist, muß etwas geschehen, um die schuldigen Offiziere zu rechtfertigen. Der Weg, den die schwarze Bande eingeschlagen, ist der, daß die Verhafteten von Siedlce, die tatsächlich unschuldig sind, durch die Feldkriegsgerichte als schuldig verurteilt werden sollen. Dann ist der Beweis geliefert, daß die Offiziere in Siedlce so handeln mußten, wie sie gehandelt haben, und um dieses herbeizuführen, droht die schwarze Bande den Ministern mit dem Zorn der russischen Armee, und sie sucht die Minister als Bestochene der Juden hinzustellen. Ausführungen dieser Art sind trotz der Zensur gestattet. Die Zensur existiert nur noch für die liberalen Blätter, nachdem alle weiter links stehenden Blätter bereits unterdrückt sind.

Vom Ritualmord-Märchen. Aus Kaschau wird unter dem 10. Oktober berichtet: Unter den hiesigen Juden herrscht infolge einer böswilligen Verleumdung furchtbare Aufregung. Zwei Arbeiterinnen erstatteten verflossenen Sonnabend, dem jüdischen Versöhnungstage, bei der hiesigen Stadthauptmannschaft die Anzeige, daß die Juden gewaltsam einen Christenknaben in ein orthodoxes Bethaus der Vorstadt geschleppt und dort abgeschlachtet hätten. Um zu eruieren, was an der Anzeige Wahres sei, entsandte der diensthabende Polizeikonzipist zwei Polizisten und zwei Detektives an den von den Anzeigerinnen bezeichneten Ort. Während die Juden in dem Gotteshause dem feierlichen Gottesdienste beiwohnten, wurde der ganze Tempel und die in der Umgebung desselben befindlichen jüdischen Wohnungen durchsucht, ohne daß auch nur die geringste Spur eines angeblichen Verbrechens gefunden worden wäre. Die Durchsuchung des Tempels hat selbstverständlich die denkbar größte Aufregung hervorgerufen. Die Empörung der jüdischen Gemeindemitglieder steigerte sich ins Ungemessene, als die beiden Anzeigerinnen in einer Schar auf der Straße spielender Kinder den vermißten, angeblich ermordeten Knaben erkannten. Die hiesige Kultusgemeinde beabsichtigt, gegen die Polizeiorgane, welche in das Bethaus eingedrungen waren, die Strafanzeige wegen Religionsstörung zu erstatten.

Jüdische Minister. Verschiedene Blätter brachten kürzlich die folgende Liste jetzt amtierender jüdischer Minister aller Länder:

Aegypten: Finanzminister Baron von Manasse.
Argentinien: Justizminister Federico Pinedo.
Finanzminister Narberto Pinera.
Australien: Minister des Innern Isaak Isaaks.
Brasilien: Ackerbauminister Juan Pereira.
Canada: Kriegsminister Lauis de Torres.
China: Zollminister Levi Hart.
Dänemark: Zoll- und Steuerminister Levy.
Frankreich: Unterstaatssekretär des Innern Herbert Samuel.
Holland: Justizminister G. van der Raalte.
Marineminister T. Cohen.
Minister ohne Portefeuille Tobias Asser.
Italien: Justizminister Gallo.
Schatzminister Majarana (vorher der Jude Luzzatti).
Finanzminister Massimini.
Unterrichtsminister Rava.
Post- und Telegraphenminister Carlo Schanzer.
Peru: Kultusminister Dr. Holländer.
Paraguay: Minister der Landesverteidigung Gracia dia Eslia.
Türkei: Marineminister Ibrahim Nula Pascha.
Siam: Zeremonialminister Chuang-li-schi.
Liberia: Präsident der Republik Alwa Regis (ein angenommen. Name).

In dieser Liste, bemerkt hierzu die „Allg. Ztg. d. Judent.", ist nur das richtig, daß in Holland ein jüdischer Minister und in England (nicht in Frankreich) ein jüdischer Unterstaatssekretär ist sowie daß Mr. J. S. Isaaks Aussicht hat, Minister in Australien zu werden. Alles übrige ist falsch! Es handelt sich entweder um Christen, oder um Nachkommen von Marannenfamilien, die bereits seit Jahrhunderten getauft sind, oder um Männer, die eben nicht Minister sind, wenn sie auch sonst hohe Ehrenstellungen in ihren Heimatländern innehaben. Man darf nun gespannt darauf sein, ob die ganz- oder halbantisemitischen Blätter, die an die Liste bereits ihre hämischen Bemerkungen über die Weltmacht des Judentums geknüpft haben, von dieser Berichtigung in gebührender Weise Notiz nehmen werden. Wir glauben's bis auf weiteres nicht.

☛ Der heutigen Nr. der „Mitteilungen" ist ein Flugblatt „Eine antisemitische Fälschung" beigelegt. Wir stellen unseren Vertrauensmännern und Anhängern unserer Bestrebungen von diesem Flugblatt jedes gewünschte Quantum kostenlos zur Verfügung und bitten, uns in der Verbreitung des Flugblattes, insbesondere auch durch Angabe von Adressen nach Kräften zu unterstützen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 43. Berlin, 24. Oktober 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk.
sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Wiener Brief.

XVIII.

(Dr. Luegers Erkrankung. — Zukunftsfragen. — Ein Pogrom im Lichte des „Deutschen Volksblatt“. — Christlichsozial und Klerikal.)

Wien, den 20. Oktober 1906.

Dr. Karl Lueger war längere Zeit an einem Fußblasenleiden erkrankt und muß sich auch jetzt noch Schonung auferlegen. Das Wiener antisemitische Witzblatt: „Der Kikeriki“ — dessen Gründer, der lustige Possendichter O. F. Berg, diesem Blatte eine ganz andere politische Richtung vorgezeichnet hatte — glaubte seinen Lesern einen besonders fetten Bissen vorsetzen zu müssen und er brachte daher ein Doppelbild, das auf der einen Seite einen mit Ohrlocken geschmückten Juden zeigte, der freudeerfüllt die Nachricht von dem Leiden des Bürgermeisters empfängt, auf der anderen Seite aber darstellte, wie derselbe Jude niedergeschmettert von der Besserung des Befindens Kunde erhält. Ich führe diese rohe Sache nur deshalb an, weil sie die Sittenverwilderung in der antisemitischen Partei deutlich zum Ausdruck bringt. Der Schelm denkt wie er spricht und wie er zeichnet; wer im eigenen Innern noch einen Funken von Menschlichkeit hat, wird in dem anderen mehr als eine Bestie erblicken.

Doch selbst wenn die österreichische Politik wirklich jedes Gefühl der Menschlichkeit erstickt hätte, was glücklicherweise nicht der Fall ist, so drängen rein politische Erwägungen die Gegner des Antisemitismus zu einer wesentlich anderen Haltung. Dr. Karl Lueger kann sicherlich kein idealer Bürgermeister genannt werden und seine Macht ist ein trauriges Zeichen der geistigen Entwickelung Wiens. Aber der derzeitige Bürgermeister hat seine Sturm- und Drangperiode hinter sich; die exzessiven Auftritte, die in einem früheren Stadium auf jedem Tagesprogramme seiner Agitation standen, gehören der Vergangenheit an. Der sechzigjährige Mann ist besonnener, ruhiger, überlegter als es der „schöne Karl“ in den Zeiten war, da sein Scheitel noch keine grauen Haarsträhne zeigte. Dr. Lueger steht am Ziel seiner Wünsche — Minister zu werden wird er heute wohl nicht mehr hoffen — und die Erkenntnis, daß die „Roten von unterwegs“ auf den Höhen der Erfolge zu „Blauen“ werden, gehört zu den alten Erfahrungen. Der Bürgermeister besitzt auch die nötige Autorität in seinen Reihen, um die meuternden, skandalsüchtigen Elemente im Zaume zu halten; er hat dem Wiener Spießer in den Neunzigerjahren soviel an Judenhetzen geboten, daß er heute mildere Töne anschlagen kann. So kommt es, daß Dr. Lueger, der allerdings ein schlimmes Parteiregime führt, diese doch durch die Ruhe des Alters und die ihm innewohnende Klugheit einigermaßen mäßigt. Allein der Bürgermeister ist ein Diabetiker, also mit einem schweren Uebel behaftet und Krankheitsfälle wie das letzte Leiden zwingen zur Frage, was geschehen soll, wenn das gegenwärtige Stadtoberhaupt nicht mehr in der Lage fein wird, die von ihm gegründete Partei zu führen? Das ist eine ungeheuer ernste Frage, und die Perspektiven, die sich bei der Beschäftigung mit ihr ergeben, sind höchst beunruhigend.

Mit dem raschen Verschwinden der Christlichsozialen darf man nicht rechnen; in Wien und Niederösterreich stützt sie das Gemeinde- und Landtagswahlrecht zu sehr und die Dummen werden leider nicht so rasch alle. Wer wird also einstens den Kommandostab aus der Hand Dr. Luegers übernehmen, wem wird die goldene Bürgermeisterkette zufallen? Denn das eine ist klar: In einer Gruppe, deren Hauptanhang aus der Wiener Bevölkerung stammt, muß das Oberhaupt der Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs notwendigerweise eine dominierende Stellung einnehmen. Von den gegenwärtigen Vizebürgermeistern scheint keiner berufen, eine Stufe höher hinauf zu steigen. Dr. Neumayer ist ein unbedeutender Mensch, der nicht einmal zur Leitung einer Gemeinderatssitzung taugt; Dr. Porzer und Hierhammer können Dr. Lueger schon gar nicht ersetzen. Es wird demnach ein anderer auf den Schild erhoben werden müssen, irgend einer von den lauten Volkstribunen, die sich im Lager der Antisemiten zu Dutzenden herumtreiben. Das nun ist der Punkt, wo die schwere Zukunftssorge beginnt. Keiner um Dr. Lueger hat dessen Einfluß und dieser ist auch nicht mit den äußeren Machtzeichen der Führerschaft zu vererben. Wer immer zum ersten Parteiposten emporsteigen mag, er wird gegenüber der radikalen Strömung in der Partei wehrlos sein, soferne er selbst — was ja keineswegs ausgemacht ist — der gemäßigteren Tonart den Vorzug gibt. Die Antisemiten sind keine Gruppe, die sich von einem Programme leiten läßt, sie werden von ihren Empfindungen gelenkt. Heute dämpft diese Dr. Lueger ab, sein Nachfolger wird dies nicht tun können oder wollen. Fast scheint es, als wären die Tumulte der Neunzigerjahre noch nicht der letzte Ausbruch brutalster Instinkte gewesen.

Diese Verhältnisse muß man nur richtig durchdenken, um zu erfassen, daß Dr. Lueger heute nicht mehr die „antisemitische Gefahr“ in ihrer ganzen Größe veranschaulicht; ihm sind die Giftzähne bereits ausgebrochen oder richtiger: Er brach sich sie selbst aus. Der Antisemitismus, der augenblicklich für Oesterreich in politischer Hinsicht und ganz abgesehen von seinen kulturellen Bedrängnissen eine schwere Plage, eine harte Strafe

ist, wird erst wieder zur politischen Gefahr, wenn Dr. Luegers Einfluß aufhört. Daß die Rückkehr zum alten, wüsten Demagogentum in der Zukunft erfolgen wird, scheint mir leider ausgemacht. Und deshalb sollte man beizeiten mit der Gegenwehr beginnen; wer weiß, wie lange noch die Frist bemessen ist, die zur Rüstung übrig bleibt?

Nach dem „Kikeriki" kommt sogleich das „Deutsche Volksblatt" als antisemitisches Witzblatt an die Reihe, nur daß das erstere aufrichtiger scheint, weil es sich offen für das gibt, was es ist, während das Organ des Herrn Vergani ernst genommen werden will. Spät, sehr spät — in der Nummer vom 18. d. M. — hat sich das „Deutsche Volksblatt" zur „Steuer der Wahrheit" aufgerafft und nachgewiesen, daß alle bisherigen Berichte über den „angeblichen" Pogrom in Siedlce erlogen seien. Die russischen Zivil- und Militärbehörden sind von jedem Makel frei; Herr Vergani muß es wissen, denn er weilte vor Jahresfrist eine Woche in St. Petersburg. Die Behörden in Rußland verdienen die harten Vorwürfe der „Judenpresse" wahrlich nicht — sie gefallen dem „Deutschen Volksblatt" so sehr, daß diese sie am liebsten nach Oesterreich versetzen möchte — und wenn sie gegenüber den Beschuldigungen, die auf der ganzen Welt erhoben und mit Daten belegt wurden, schwiegen, so taten sie nach Herrn Verganis Ansicht recht; sie fanden es eben „unter ihrer Würde", Rede zu stehen. Für sie ergreift nun der Warschauer Korrespondent des „Deutschen Volksblatt" das Wort und zwar nach der Einsicht in die Akten, die ihm gestattet worden sein soll. Wie gesagt, Herr Vergani ist ein verschämter Witzbold, er macht sich den Jux, seinen Lesern einzureden, daß die russischen Behörden just das „Deutsche Volksblatt", das außer in Niederösterreich überall unbekannt ist, zu ihrem Sprachrohre machen. Sonst finden sich allerdings gleichwertige Seelen, aber die Donau und die Weichsel liegen einander zu ferne. Glaubt man dem „Deutschen Volksblatte", dann haben den Pogrom die Revolutionäre arrangiert und damit der Regierung einen bösen Streich gespielt. Da jedoch in jeder Ausgabe des Blattes versichert wird, daß die Juden und Revolutionäre identisch seien, so sieht man, daß die Juden die Juden niedergemetzelt haben. Dabei schwebt mir die Frage auf der Zunge, wo denn dies jüdische „Zusammengehörigkeitsgefühl" geblieben sein mag, von dem das „Deutsche Volksblatt" sonst viel erzählt.

In der gestrigen Wiener Gemeinderatssitzung fiel ein interessantes Streiflicht auf das Verhältnis der Christlichsozialen zu den Klerikalen. In den Achtzigerjahren, als die Klerikalen in Oesterreich die parlamentarische Herrschaft erlangten, nannten sich diese Konservative und in unzähligen Artikeln wurde die „Verleumdung" der Liberalen, die dennoch von Klerikalen sprachen, bekämpft. Als in den Neunzigerjahren die Christlichsozialen zum Machtfaktor wurden, da leugneten sie unausgesetzt, irgendwelche klerikalen Anwandlungen zu haben oder gar Diener der Klerikalen zu sein. Nun beliebte es einem der letzten Unterrichtsminister, der freilich trotz seiner liberalen Vergangenheit mehr Kultusminister war, eine neue Schul- und Unterrichtsordnung herauszugeben, die sich souverän über die Staatsgrundgesetze hinwegsetzt. Diese besagen, daß niemand zur Teilnahme an religiösen Uebungen gezwungen werden könne, die Schulordnung aber befiehlt den Kindern daran teilzunehmen. Deshalb wurde eine Aktion eingeleitet, die darauf abzielte, die Eltern zu veranlassen, bei der Schulleitung die Erklärung abzugeben, daß ihre Kinder den kirchlichen Uebungen außerhalb der Schule nicht zugezogen werden dürfen. In der Gemeinderatssitzung erklärte daraufhin Freitag der Vizebürgermeister Dr. Neumayer, daß der Wiener Bezirksschulrat — der unter dem Einflusse der Rathausherren steht — als vorgesetzte Schulbehörde für Wien bis zum Aeußersten in der Bestrafung dieser Eltern gehen wolle, ja er werde nicht zögern, „den Beistand des Pflegschaftsgerichtes" anzurufen. Ob das zur Wahrung der vielgepriesenen Heiligkeit der Familie viel beitragen wird, möge sich der kluge Vizebürgermeister selbst beantworten. Der Oeffentlichkeit jedoch sollte er erklären, ob es nicht lediglich Liebedienerei für die Klerikalen ist, die den Vorstoß der Schul- und Unterrichtsordnung gegen die Staatsgrundgesetze mit derem Einfluß bei dem schwachen Herrn von Hartel durchzusetzen vermochten, was dem Bezirksschulrate sein Verhalten diktiert. rm.

Ein Pückler-Prozeß.

Vor der 9. Strafkammer des Landgerichts Berlin I gelangte am 18. Oktober eine umfangreiche Anklage wegen Aufreizung zu Gewalttätigkeiten gegen den Grafen Pückler u. Gen. zur Verhandlung. Es sind 17 Reden des Grafen Pückler, die auch als Flugblätter verbreitet worden sind, unter Anklage gestellt. Druckereibesitzer Hermann Mitsching, Druckereibesitzer Paul Schmidt und Geschäftsführer Kurt Wigankow mußten neben dem Grafen auf der Anklagebank Platz nehmen. Sie waren beschuldigt, dem Grafen wissentlich durch den Druck der Flugblätter usw. Beihilfe geleistet zu haben. Den Gerichtshof bildeten Landgerichtsdirektor Rosenberg (Vors.), Landgerichtsrat Bübmer, Landgerichtsrat Simonson, Landgerichtsrat Kempe und Gerichtsassessor Rühe (Beisitzende). Die Staatsanwaltschaft vertrat Staatsanwalt Dr. Noelting. Die Verteidigung für Graf Pückler führte Rechtsanwalt Simons. Es war eine große Anzahl Polizeioffiziere, mehrere Schriftsetzer und der Redakteur der „Staatsbürgerztg.", Erich Kammer als Zeugen geladen. Als psychiatrischer Sachverständiger wohnte Geheimrat Hoffmann der Verhandlung bei.

Ablehnung eines Richters wegen Befangenheit.

Vor Verlesung des Anklagebeschlusses stellt Graf Pückler die Frage, ob einer der Richter Jude oder jüdischer Abkunft sei. In diesem Falle müsse er den Richter wegen Besorgnis der Befangenheit ablehnen. Der Vors. verliest die Namen der Richter. Graf Pückler: Ich lehne Herrn Landgerichtsrat Simonson ab. Nach kurzer Beratung des Gerichtshofes bemerkt der Vors.: Herr Landgerichtsrat Simonson hat dienstlich erklärt, er sei wohl jüdischer Abkunft, seine Eltern seien aber schon vor seiner Geburt zum Christentum übergetreten. Er sei also als Christ geboren und fühle sich nicht befangen. Der Gerichtshof hat demnach den Ablehnungsantrag des Grafen Pückler als unbegründet abgelehnt. Graf Pückler: Ich kann mich mit diesem Beschluß nicht zufrieden geben. Herr Landgerichtsrat Simonson sagt ja selbst, er sei jüdischer Abkunft, wie kann er alsdann in einer so ernsten Sache als Richter fungieren? Vors.: Herr Graf, es steht Ihnen gegen den Gerichtsbeschluß das Recht der Beschwerde zu, der Beschluß ist aber nur in Verbindung mit der eventuellen Verurteilung anzufechten. Ich bemerke außerdem, daß alle übrigen Richter weder Juden noch jüdischer Abkunft sind.

Vernehmung des Angeklagten.

Nach Verlesung des Anklagebeschlusses bemerkt Graf Pückler auf Befragen des Vors.: Ich bin unschuldig. Ich habe wohl in den Versammlungen manches scharfe Wort gesprochen, das bringt das Metier eines antisemitischen Agitators so mit sich. Ich spreche vor Tausenden von Handwerkern, Arbeitern usw. Wenn ich gelehrte Ausführungen machen wollte, dann spräche ich sehr bald vor leeren Bänken. Ich muß scharfe Ausdrücke gebrauchen, das amüsiert die Leute, das ist der Volkston. (Heiterkeit im Zuhörerraum.) Solche Bewegung ist mit Glacéhandschuhen nicht zu führen. Die Ausdrücke sind durchaus nicht verboten uns zu nehmen. Stöcker und ganz besonders Ahlwardt haben es ebenso gemacht, einfach, weil es nicht anders zu machen ist. — Vors.: Ahlwardt ist auch mehrfach bestraft worden. — Graf Pückler: Wegen Aufreizung zu Gewalttätigkeiten ist Ahlwardt wohl weniger bestraft worden. — Vors.: Sie sind aber jedenfalls schon mehrfach wegen Aufreizung zu Gewalttätigkeiten bestraft worden. — Graf Pückler: Allerdings, ich habe eben acht Monate auf der Festung Weichselmünde verbüßt. Das deutsche Volk wundert sich, daß ich jetzt schon wieder angeklagt werde. — Es wird mir immer zum Vorwurf gemacht, ich wolle die Juden totschlagen, das liegt mir vollständig fern, die Juden sind auch unsere Nächsten. Ich will bloß, daß die Juden hinausgeschmissen werden aus der Jurisprudenz, aus der Medizin, aus dem Schulfach, den Universitäten usw. — Vors.: Das wäre ein Standpunkt, den man verstehen könnte. Wenn Sie in dieser Weise vorgegangen wären, dann wären Sie mit den Gesetzen nicht in Konflikt gekommen. Die Reden und Flugblätter widersprechen aber

Ihren heutigen Ausführungen. Sie scheinen sich auf den Boden des Christentums zu stellen, indem Sie die Juden als Nächste bezeichnen. In Ihren Reden farbern Sie aber ganz ausdrücklich auf, den Knüppel zu nehmen, den kleinen Kohn, den roten Manasse, den roten Isidor, zu verdreschen, die alte Sarahleden zum Fenster hinauszuschmeißen usw. Ja Sie sagen sogar, wenn ich Polizeipräsident von Berlin wäre, würde ich folgende Verfügung erlassen: 1. Die Juden sind keine Menschen, die gehören zum Vieh. 2. Wenn ein Christ mit einem Juden in Streit gerät, dann hat immer der Christ recht. 3. Wenn ein Jude sich beschwert, dann bekaammt er Dresche, auch mit dem Säbel. -- Angekl.: Ich habe niemals unmittelbar zu Gewalttätigkeiten aufgefordert. Wenn so etwas in einem Flugblatt oder in den stenographischen Aufzeichnungen der Polizeileutnants oder in der Presse steht, dann ist es eben falsch. In den Flugblättern können Fälschungen vorgenommen worden sein. Die Polizeileutnants stenographieren nur die Schlagworte. Im übrigen muß man die Reden vollständig lesen und endlich muß man das Milieu einer solchen Volksversammlung berücksichtigen. Ich spreche bisweilen vor 1500 Sozialdemokraten. Wenn man bei diesen Kerls nicht eine scharfe Sprache spricht, und mit der Faust auf den Tisch schlägt, dann kommt man bei der Bande gar nicht zum Wort, da wird man einfach ausgelacht. Ich habe als Student aftmals die Versammlungen Stöckers besucht. In diesen hat Stöcker ebenfalls sehr scharfe Ausdrücke gebraucht, einfach weil es anders garnicht zu machen ist. Wenn die Herren Richter in eine meiner Versammlungen kämen, dann würde ihnen garnicht der Gedanke kommen, es werde zu Gewalttätigkeiten aufgefordert. — Vorf.: Sie fordern doch aber ganz direkt auf, sich Doppelbüchsen anzuschaffen und die Juden niederzuschießen, ihnen mit Steinen die Fenster einzuwerfen. — Angekl.: Das ist einfach ein Volkswitz. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß niemand das wörtlich nehmen wird. Es amüsiert aber die Leute. — Vorf.: Es gibt doch aber Parteien, die in noch schärferem Gegensatz zur Regierung und zu anderen Klassen stehen, sie verstehen es aber doch, Ungesetzlichkeiten zu vermeiden, es muß doch also möglich sein, ein System zu bekämpfen, ohne gegen die Strafbestimmungen zu verstoßen. Graf Pückler (erregt): Die Sozialdemokraten machen es viel schlimmer wie ich. Sie sagen ganz offen: Wir wollen die Revolution und den gewaltsamen Umsturz der gesamten heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung. Ich will keine Revolution, im Gegenteil, ich will bloß die Juden aus Deutschland herausschmeißen, weil ich der Ueberzeugung bin, wenn das noch zehn Jahre so weiter geht, dann geht Deutschland unter. Die Sozialdemakraten werden vollständig von den Juden kommandiert. Christen, wie Bebel, sind nur vorgeschobene Persönlichkeiten. Wenn die jüdische Sozialdemokratie die Zeit für gekommen erachtet, dann werden sie Revolution machen. Wenn die 3 Millionen Sozialdemokraten in Deutschland losschlagen, dann gibt es ein Blutbad, wie es noch niemals dagewesen ist. Dagegen wäre die Revolution in Rußland nur ein Kinderspiel. Diese Judenbande und ganz besonders die Preßjuden, die jedes Nationalgefühl der Deutschen vergiftet haben, will ich aus Deutschland herausschmeißen. Wenn ich einige scharfe Ausdrücke gebraucht habe, so sind das einfach Schlager, Volksversammlungswitze, ohne die man nicht auskommen kann.

Er will nicht Reichstagsabgeordneter werden.

Graf Pückler hat in weiteren Reden gesagt, die Polenfrage wäre am besten zu lösen, wenn preußische Kavalleristen die Polinnen heirateten. Ferner: Deutschland könne nur dann eine starke Flotte erhalten, wenn der Kaiser ohne Reichstag regieren würde. — Graf Pückler: Ich würde es für das größte Glück halten, wenn der Reichstag zum Teufel gejagt würde. Der Reichstag ist nach den Juden das größte Unglück des deutschen Volkes. Ohne Reichstag hätten wir eine starke Flotte. Wenn es heute zum Krieg käme, dann bekämen wir die schönste Senge, denn mit unserer Flotte ist doch einfach nichts zu machen. — Vorf.: Haben Sie einmal den Versuch gemacht, ein Mandat als Reichstagsabgeordneter zu erhalten? — Graf Pückler: Im Gegenteil, ich habe die mir angebotenen Mandate stets abgelehnt. Ich bin Valksredner, aber kein Parlamentsredner. Was soll ich im Reichstag? Mein Feld ist die Volksversammlung. Wenn es im Reichstage eine antisemitische Fraktion von 100 Mann gäbe, dann würde ich mich in den Reichstag wählen lassen. Daß Stöcker und Ahlwardt sich in den Reichstag wählen ließen, war die Ursache, daß sie in den Versammlungen keine Erfolge mehr hatten. — Vorf.: Sie sind in letzter Zeit an der Agitation behindert gewesen. Gedenken Sie Ihre Agitation wieder aufzunehmen? — Graf Pückler: Das weiß ich nicht. Meine Agitation ist von Gott geführt. Wann der gütige Gott das deutsche Volk aus den Krallen der Judenbande befreien wird, kann ich nicht wissen.

Der Angekl. Mitsching bemerkt, er sei aus vollem Herzen Antisemit, das Flugblatt sei aber wider seinen Willen in seiner Druckerei gedruckt worden. Er habe es erst gelesen, nachdem es gedruckt war. Er habe alsdann die Verteilung zu verhindern gesucht und es erst herausgegeben, nachdem Graf Pückler erklärte, daß er die volle Verantwortung übernehme. Er werde jedenfalls antisemitische Flugschriften niemals wieder drucken. Die Angeklagten Schmidt und Wigankow erklären ebenfalls, vor der Drucklegung den Inhalt der Reden nicht gekannt zu haben. Sie haben aus geschäftlichen Gründen den Druckauftrag angenommen.

Es wird alsdann eine

Rede des Grafen Pückler,

die dieser in Potsdam gehalten hat, verlesen. In dieser fordert er die Einbrecher von Berlin und Potsdam auf, nicht bei Christen, sondern bei Juden einzubrechen. Da würden sie viel Geld und kostbare Schätze finden. Wenn ich ein Einbrecher wäre, ich würde nur immer bei Juden einbrechen. — Vorf.: Sie werden doch zugeben, Herr Graf, daß der Einbruch ein Verbrechen ist. Und wenn Sie zum Einbrechen auffordern, dann machen Sie sich der Anstiftung zu einem Verbrechen schuldig. — Angekl.: Das ist doch nur bildlich aufzufassen. Einbrecher kommen doch überhaupt nicht in Volksversammlungen. — Vorf.: Das kann man nicht wissen, die Rede wurde doch auch als Flugblatt verbreitet. — Angekl.: Es ist doch infolge dieser Rede nirgends eingebrochen worden. — Vorf.: Ein solcher Beweis ist weder positiv noch negativ zu führen. Wenn aber ein Einbruch bei Juden erfolgt wäre, würden Sie dies gebilligt haben? Graf Pückler: Das kann ich nicht sagen, ein Volksführer kümmert sich nicht darum. Das, was ich in Potsdam gesagt habe, sind einfache Volksversammlungsscherze, und als solche werden sie auch von den Versammlungsbesuchern aufgefaßt. — In einer anderen Rede hat Pückler gesagt: Bei den Judenmassakres in Rußland hat mir besonders imponiert, wie die Dragoner den Juden die Schädel wie Nüsse gespalten haben. Angekl.: Dieses Vorkommnis habe ich nur zum Vergleich herangezogen. Varf.: Sie haben aber doch zur Nachahmung aufgefordert. Angekl.: Wenn die bewaffnete Macht auf die Juden einhaut, dann kann mir das allerdings nur recht sein. — Vorf.: Sie wünschen also ein gewalttätiges Vorgehen? Graf Pückler: Wenn S. M. der Kaiser den Befehl gibt, auf die Juden loszuschlagen, dann kann man doch nichts dagegen haben. Im weiteren Verlauf der Verhandlung gibt Graf Pückler zu, daß der Ton, den er angeschlagen habe, ein etwas wüster gewesen sei. Diesen Ton habe bereits Stöcker eingeführt. Ohne einen solchen Ton mache man in Volksversammlungen keinen Eindruck. In einer Versamailung soll Graf Pückler nach stenographischen Aufzeichnungen gesagt haben: Trinkt Rum oder Sekt, oder, wenn ihr dazu kein Geld habt, trinkt Schnaps, damit Ihr Courage bekommt und der Furor teutonicus losbrechen kann. Dann geht in die Cafés und Restaurants und schlagt die Judenlümmels tot. — Graf Pückler: Ich bestreite, mich in dieser Weise ausgedrückt zu haben. — Polizeianw. Martini: Er könne sich der Rede nicht mehr erinnern, er habe sich aber genaue stenographische Aufzeichnungen gemacht. — Polizeileutnant Schulze I: Er wisse sich heute auch nicht mehr der Rede zu erinnern, er wisse aber, daß die stenographischen Aufzeichnungen genau waren. — Graf Pückler: Ich bestreite ganz entschieden, zum Totschlagen der Juden aufgefordert zu haben. Ich habe nur gesagt: Geht in die Cafés und verhaut die Juden. Der Herr Leutnant hat auch an dieser Stelle nicht aufgelöst. — Kaufmann Ladewig: Er könne sich der Rede nicht mehr erinnern, er wisse aber, daß der Leutnant die Versammlung bei einer ganz harmlosen Stelle aufgelöst habe. Staatsanw.: Der Umstand, daß der Leutnant nicht sogleich aufgelöst hat, spricht keineswegs gegen die behauptete Aeußerung. Der Polizeileutnant kann es sich doch erst überlegen, ob wirklich die Bemerkung zur Auflösung berechtigt. Zeuge Ladewig bekundet ferner, er habe niemals den Eindruck gehabt, daß Graf Pückler unmittelbar zur Begehung von Gewalttätigkeiten aufgereizt habe. Vorf.: Er forderte ab-r doch ganz direkt auf, bei Juden einzubrechen. — Zeuge: Das war nur bildlich gemeint. — Vorf.: Wenn Arbeiter so etwas hören, dann könnten sie doch auf den Gedanken kommen, es auch einmal mit einem solchen Einbruch zu versuchen. — Zeuge: Das glaube ich nicht. Polizeileutnant Valois hat eine Versammlung überwacht, in der Graf Pückler den roten Fischer zum Hauptmann, den roten Schulze zum Oberstleutnant und den roten Müller zum Generalmajor ernannte. Die Antisemiten Berlins müßten in dieser Weise militärisch organisiert werden. Wenn die militärische Formation beendet sei, müßten die Domglocken läuten und unter diesem Bumbum müsse es losgehen. Er habe zu Hause ein Trompeterkorps, dieses werde er zum Feldzuge gegen die Juden nach Berlin bringen. Der Zeuge bemerkt, er habe diese Aeußerung nur scherzhaft aufgefaßt.

In einer weiteren Rede des Grafen heißt es: Wenn der Reichstag die Gelder zu einer großen Flotte nicht bewilligt, dann jagt man die Kerle einfach zum Teufel und regiert eine Zeitlang ohne Reichstag, das würde einen Jubel in der ganzen deutschen Bevölkerung hervorrufen. Ferner heißt es: Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Die Juden singen niemals. Die Bande hat eben ein zu schlechtes Gewissen. Deutsche Männer singt, daß der kleine Kohn die Kränke kriegt, der rote Manasse und der rote Isidor vor Angst in Ohnmacht fallen und die alte Sarahleben aus dem Fenster fällt. — Polizeileutnant Kolb bekundet als Zeuge: In einer Versammlung habe Graf Pückler gesagt, er habe von einem Geheimrat gehört, die Minister und Geheimräte seien fast alle verjudet, das beste wäre, sie einfach an dem nächsten Laternenpfahl zu hängen. In diesem Augenblick habe er die Versammlung aufgelöst. Auf

weiteres Befragen bekundet der Zeuge, der Angeklagte habe ferner gesagt, die Studenten schlafen, anstatt daß sie die jüdischen Professoren verhauen und ihnen die Fenster einwerfen. In derselben Rede heißt es weiter: Wenn ich Polizeipräsident von Berlin wäre, dann würde ich die Verfügung erlassen: Juden sind keine Menschen, sondern gehören zum Vieh usw. — Vors.: Herr Leutnant, wie haben Sie diese Aeußerungen aufgefaßt? — Zeuge: Ich hatte den Eindruck, als befände ich mich in einem *Paradie-Theater* (laute allgemeine Heiterkeit, in die auch Graf Pückler und ein Teil der Richter einstimmen). Privatier Giese: Ich habe die Aufforderung zum Einbrechen bei den Juden nur als eine Förderung unserer guten *patriotischen Sache* aufgefaßt. (Heiterkeit im Zuhörerraum.) Vors.: Eine Aufforderung zum Einbrechen bei den Juden kann doch nicht die gute patriotische Sache fördern. Zeuge: Ich habe die Aufforderung *nur bildlich* aufgefaßt. Vors.: Wenn man direkt auffordert, man solle bei den Juden einbrechen, die haben das meiste Geld, so ist das doch nicht bildlich. Zeuge: Ich habe es so aufgefaßt.

Verzicht auf Vernehmung des psychiatrischen Sachverständigen.

Der Gerichtshof beschließt danach, unter Zustimmung des Staatsanwalts, der Verteidiger und der Angeklagten, auf die Vernehmung des psychiatrischen Sachverständigen Medizinalrat Dr. Hoffmann zu *verzichten*.

Die Beweisaufnahme ist demnach beendet.

Antrag des Staatsanwalts.

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Noelting: Die Strafen haben auf den Angeklagten keinen Eindruck gemacht. Der Angeklagte fühlt die Mission in sich, einen Feldzug gegen die Juden zu führen. Daß der Staat ihm dafür nicht dankbar ist, wird der Angeklagte aus dem Umstande entnommen haben, daß ihm eine Zeitlang das Auftreten in öffentlichen Versammlungen *untersagt* worden ist. Der Staatsanwalt führt des weiteren aus, daß, wenn es in einer Rede heißt: Also immer druff, Schulze, immer druff ihr Einbrecher, brecht bei den Juden ein usw., so könne man dies *nicht bildlich* auffassen. Es werde dem Angeklagten aus seiner antisemitischen Gesinnung ein Vorwurf gemacht werden, daß er die Ueberzeugung habe, aus patriotischen Gründen gehandelt zu haben. Der Angeklagte hat aber stets die Grenzen des polizeilich Erlaubten *überschritten*. Der Angeklagte sagt, es ist infolge der Reden nichts passiert. Das mag sein. Wäre es geschehen, dann wäre die Anklage aus einem weit schärferen Paragraphen erhoben worden. Bildlich kann man die zur Anklage stehenden Redensarten kaum auffassen. Wenn einer der Polizeioffiziere sagte, es sei ihm vorgekommen, als befinde er sich in einem *Parodie-Theater*, so mag das sein. Die Polizeioffiziere mögen die Sache scherzhaft aufgefaßt haben, dem Grafen Pückler und seinen Gesinnungsgenossen ist es doch aber mit seiner Agitation *bitterer Ernst*. Ich bin überzeugt, Graf Pückler würde es sich sehr verbitten, wenn man seine Versammlungen mit einem Operettentheater vergleicht. *Gewissenlos* ist es, daß der Angeklagte die Frage aufstellte: Haben Sie denn nicht schon oftmals in Zeitungen gelesen, daß jüdische Mörder unschuldige Christenkinder in finsterem Fanatismus hingeschlachtet haben. Diese Frage in solcher Versammlung aufzuwerfen, ist umso gewissenloser, da bisher noch kein Beweis für eine solche Tat geführt worden ist. Der Angeklagte scheine es mit seinem Christentum wenig Ernst zu nehmen, da er sagte, die Juden seien keine Menschen, sondern gehören zum Vieh. Bei der *Strafabmessung* soll dem Angeklagten zu Gute gehalten werden, daß er von einem patriotischen Gefühl geleitet wurde. Andererseits hätte der Angeklagte einsehen müssen, daß er der Staatsverwaltung nur *Verlegenheiten* bereitet. Da alle Geldstrafen nichts fruchteten, halte er eine Gefängnisstrafe für geboten. Er beantrage *sechs Monate Gefängnis*. Gegen Mitsching beantrage er 50, gegen Schmidt 10 Mark Geldstrafe, gegen Wigankow die Freisprechung.

Graf Pückler: Ich möchte mich gegen die Bemerkung des Herrn Staatsanwalts wenden, daß ich gewissenlos gehandelt habe. Ich handle auf göttlichen Befehl, wer das nicht einsieht, ist zu bedauern. In England wäre ein Gerichtshof unmöglich, der einen Lord wegen antisemitischer Gesinnung 22mal auf die Anklagebank brächte. In Deutschland macht man leider keinen Unterschied zwischen dem Sohne einer alten Grafenfamilie, dessen Angehörige sich um das Vaterland jahrhundertelang die größten Verdienste erworben haben und dem ersten besten hergelaufenen Menschen. *Ein solches Gemeinwesen hole der Deibel. Gleichheit vor dem Gesetz* ist ebenso ein *Unding* wie *Gleichheit des Vermögens*. Ich bin im übrigen garnicht zu verurteilen, denn die *deutsche Volksseele* steht auf meiner Seite. Wenn Sie mich dennoch verurteilen, dann graben Sie sich Ihr eigenes Grab. Mit der Volksseele müssen alle Behörden und die Regierung rechnen. Tun sie es nicht, dann handeln sie gegen die Interessen des Vaterlandes. Ich habe lediglich meine Pflicht als Christ und deutscher Staatsbürger erfüllt. Ich habe im Interesse des deutschen Volkes und Vaterlandes gehandelt und bitte um meine *Freisprechung*. (Halblautes Bravo im Zuhörerraum.)

Vert. Rechtsanwalt Simons führt aus: Es dürfe nicht außer acht gelassen werden, daß der Angeklagte Graf Pückler mehrfach wegen ganz ähnlicher Reden *freigesprochen* worden sei, weil der Gerichtshof der Anschauung war, daß die Ausdrücke *nur bildlich* gemacht seien, und daß eine unmittelbare Aufforderung zu Gewalttätigkeiten nicht vorliege. Der Angeklagte Schmidt habe ebenso unter dem Einfluß des Grafen Pückler gestanden wie Köpenick unter dem Einfluß des Pseudo-Hauptmanns. Vert. Ehmke bittet, auch die beiden anderen Angeklagten freizusprechen.

Nach dreieinhalbstündiger Beratung des Gerichtshofes verkündete der Vorsitzende: Der Gerichtshof hat beschlossen, da über die *letzte Vorstrafe* des Angeklagten noch noch *nähere Erhebungen* angestellt werden sollen, die Verhandlung auf den 20. Oktober zu *vertagen*.

* * *

Nach fast zweistündiger Beratung verkündete der Vorsitzende des Gerichtshofes das *Urteil* mit folgender *Begründung*:

Der Gerichtshof ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß in sechs Fällen teils in Flugblättern, teils in Reden des Angeklagten Grafen Pückler zu strafbaren Handlungen aufgefordert worden ist und auch *Aufreizungen* verschiedener Klassen der Bevölkerung zu Gewalttaten vorhanden sind. Es kann kein Zweifel obwalten, daß in diesen Fällen eine große Reihe von Aufforderungen zu strafbaren Handlungen festzustellen ist, wie Körperverletzung, Sachbeschädigung, Diebstahl, Mord und Totschlag. Da die Reden öffentlich gehalten sind, so ist das *Requisit der Oeffentlichkeit* auch gegeben. Der Gerichtshof nimmt auch an, daß der Angeklagte das Bewußtsein gehabt hat, daß durch Verbreitung der Flugblätter der Wille hervorgerufen werden sollte, unter Umständen die von ihm empfohlenen strafbaren Handlungen zu begehen. Auch eine Verletzung des § 130 St.G.B. liegt vor, denn die Aufforderungen zu strafbaren Handlungen stellen auch zugleich *Aufreizungen zu Gewalttätigkeiten* dar, ebenso eine *Gefährdung des öffentlichen Friedens*. Die Staatsangehörigen müssen das Bewußtsein haben, daß sie in ihren öffentlichen Rechten geschützt sind. Der Gegensatz des öffentlichen Friedens ist der gewaltsame soziale Konflikt. Eine Gefährdung des öffentlichen Friedens liegt vor, wenn überhaupt die Möglichkeit geschaffen wird, daß gewisse Bevölkerungsklassen sich gegen andere Klassen gewaltsam wenden können, wenn eine Stimmung geschaffen wird, aus der heraus gewisse Bevölkerungsklassen geneigt werden, gegen andere vorzugehen. Wenn in den Versammlungen auch — nach der Bekundung der Polizeioffiziere — die Zuhörer die Aeußerungen des Grafen Pückler zumeist nicht ernst nahmen und die Sache komisch auffaßten, so muß doch erwogen werden, daß sich die Reden nicht auf den Kreis der unmittelbaren Zuhörer beschränken, sondern auch weiter verbreitet werden, in die Presse übergehen usw. Es genügt auch schon, wenn die Juden selbst sich in ihrem Rechtsbewußtsein, in dem Gefühl ihrer Rechtssicherheit bedroht fühlen. Wenn auch die Aufreizungen keine erkennbaren Erfolge erzielt haben, *so genügt es eben, wenn die bedrohten Kreise sich beunruhigt fühlen müssen*. Das ist aber der Fall, wenn in solcher scharfen Weise gegen die Juden gehetzt wird, da ja gewisse Spannungen zwischen der jüdischen und der christlichen Bevölkerung bestehen, die bald stärker, bald schwächer hervortreten. Die sechs Fälle hat der Gerichtshof als eine einheitliche Tat angesehen. Der Angeklagte steht auf dem Standpunkt, daß er seine Agitation gegen die Juden betreiben muß, und ihm ist es vollständig gleichgültig, ob er dabei die vom Gesetz gezogenen Schranken respektiert oder nicht. Der Gerichtshof hat, wie bemerkt sein mag, geglaubt, daß es der *Zuziehung eines medizinischen Sachverständigen nicht bedurfte*. Aus dem Eindruck, den der Gerichtshof aus der Verhandlung gewonnen hat, hat er nicht den geringsten Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit und vollen Verantwortlichkeit des Angeklagten. Es könnte ja auffällig erscheinen, daß ein Mann in höherer sozialer Stellung solche Aufforderungen und solche über alle Grenzen hinaus scharfen und kaum zu verstehenden Schmähungen in die Welt schleudert. Aber dies erklärt sich daraus, daß der Angeklagte von der überaus starken Idee völlig beherrscht wird, in dieser Weise gegen die Juden vorgehen zu sollen. *An der Ernstlichkeit seiner Aufforderungen ist nicht zu zweifeln*. Wenn auch über seine Witze gelacht worden ist, so schließt dies nicht aus, daß in seinen Reden ein ernster und bedenklicher Kern zurückbleibt, bezüglich dessen man gar keinen anderen Zweck als die Aufreizung erkennen kann. Die Behauptung des Angeklagten, daß er *nur in Bildern* gesprochen, trifft durchaus *nicht zu*. Die Vorliebe des Angeklagten für die Judenverfolgungen in Rußland lassen erkennen, daß der Angeklagte es darauf abgesehen hat und wünscht, daß auch hier ähnliche Krawalle entstehen. Positive Vorschläge zur Lösung der Judenfrage macht er in seinen Flugblättern niemals, seine ganze Polemik besteht nur in dem *Hinweis auf den Knüppel, auf die Gewalt*. Deshalb ist es dem Angeklagten nach Ansicht des Gerichtshofes in den meisten Fällen vollständig ernst mit seinen Worten. In den sechs

Fällen hat, wie wiederholt wird, der Gerichtshof die Schuld des Angeklagten für erwiesen erachtet, in den übrigen Fällen hat er auf Freisprechung erkannt. Was die Strafabmessung betrifft, so kommt in Betracht, daß der Angeklagte doch die erlaubten Grenzen in ganz außerordentlicher Weise überschritten hat. Er erkennt nicht an, daß die Juden gleichberechtigte Staatsbürger sind; diese Ansicht mag er ja für seine Person haben; so lange aber die bestehenden Gesetze in Kraft sind, muß er sie doch achten und darf sich nicht außerhalb der Gesetze stellen. Die Reden sind von den allergröbsten Schmähungen gegen die Juden durchsetzt, er kennt seinerseits keine Rücksicht, allerdings in der Ueberzeugung von der Schädlichkeit der Juden. Dies mußte straferschwerend ins Gewicht fallen, andererseits auch die Tatsache, daß derselbe Gerichtshof den Angeklagten am 19. Januar 1905 schon zu einer sehr harten Strafe verurteilt hat, diese aber auf ihn gar keinen Eindruck gemacht hat, er vielmehr immer wieder in derselben schroffen und scharfen Weise und mit denselben Redensarten gegen die Juden vorgegangen ist. Unter diesen Umständen konnte der Gerichtshof nicht eine Geldstrafe wählen, sondern hat es für notwendig erachtet, dem Angeklagten durch eine Gefängnisstrafe klar zu machen, daß die Gerichtsbehörden, vor denen alle Staatsbürger gleich zu erachten sind, sein Vorgehen gegen die Juden für unzulässig und durchaus strafbar erachten. Der Gerichtshof hat daher, unter Berücksichtigung daß in einer Reihe von Fällen auf Freisprechung zu erkennen war, den Grafen Pückler zu drei Monaten Gefängnis verurteilt und auch auf Unbrauchbarmachung der 6 Flugblätter erkannt. Von den mitangeklagten Buchdruckern wurde Mitsching zu 50 Mk., Schmidt zu 20 Mk. Geldstrafe verurteilt, Wigankow wurde freigesprochen.

Das Berliner Gericht ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß Graf Pückler zurechnungsfähig und daher für die ihm zur Last gelegten Vergehen verantwortlich zu machen sei. Wir sind der Meinung, daß Pückler geistig anormal ist und in seinen Hetzreden unter dem Einfluß krankhafter Störungen steht. Ist aber das Gericht anderer Ansicht, dann hat der „Vorwärts" recht — und selbst die antisemitisch angehauchte „Germania" stimmt dem zu —, wenn er die Strafe außerordentlich niedrig findet. Ein anderes sozialdemokratisches Blatt schreibt:

„Hätte ein Sozialdemokrat nur den hundertsten Teil dessen gesagt oder geschrieben, was die Reden und Flugblätter des Grafen Pückler enthalten, so wäre er nicht zu drei Monaten, sondern mindestens zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Hätte er dem Gerichtshofe während der Verhandlung auch nur annähernd ähnliches zu sagen gewagt wie Graf Pückler — eine schwere „Ungebührstrafe" wäre ihm sicher gewesen, während Graf Pückler sagen durfte, was er wollte, ohne auch nur unterbrochen zu werden. Einem Sozialdemokraten wäre auch niemals zugute gehalten worden, daß eine große Idee ihn beherrsche und ihn zu seinem Handeln zwinge. Es gilt eben immer noch für die deutsche Rechtspflege der Satz des alten römischen Satirikers, den einst der preußische Gerechtigkeitsminister Schönstedt als Leitstern über sein amtliches Wirken setzte: si duo faciunt idem, non est idem — wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe!"

* * *

Interessant ist, wie sich der bekannte Antisemitenhäuptling Prof. Paul Förster in der „Deutschen Hochwacht" (23. Oktober) mit dem Herrn Grafen auseinandersetzt. Es heißt da:

„Gewiß, 3 Monate sind eine schwere Strafe, und wir würden aus allgemein menschlichem Mitgefühle, wie aus taktischen Gründen für ihn eintreten, wenn es ein unserer Sache gebrachtes Opfer wäre. Das aber eben ist nicht anzuerkennen. Unsere Sache kann durch eine Vertretung, wie die des Grafen Pückler, nur verlieren.

Er soll durch sein Auftreten zum Klassenhasse u. dergl. aufgereizt haben. Das ist sicher nicht in Abrede zu stellen. Pückler mußte, auch wenn Gewalttätigkeiten die Folge seiner Reden nachweislich nicht gewesen sind, von dem Richter, als dem Hüter des geschriebenen Gesetzes, verurteilt werden; denn zweifelsohne konnten solche sehr leicht die Folge sein; und es ist seltsam, wenn er sich damit herauszureden sucht, seine Worte seien nur kräftige, aber nicht so genau zu nehmende Mittel politischer Agitation gewesen. Gerade das aber würden wir, würde das Volk ihm verzeihen, das in seinem Empfinden und Urteile an das Strafgesetz nicht gebunden ist.

Wir dagegen machen ihm Vorwürfe wegen Vergehen, die zwar nach dem Strafgesetze frei ausgehen, die wir aber, wenn wir zu richten hätten, ahnden würden und wäre es auch nur mit einem Urteile, wie wir es hier fällen.

Wir werfen dem Grafen erstens eine bedenkliche Drückerei vor. Wer den Mund so voll nimmt, wie er es zu tun pflegt, soll nachher des auch Wort haben und frank und frei bekennen, daß mit anderen Mitteln, als den seinen, die Judenfrage nicht zu lösen sei, daß der Dreschflegel u. dergl. in der Tat das letzte Mittel des Volkes sei.

Ob er darin recht hat, darüber ließe sich ja reden. Aber nicht hat er recht, wenn er sich hinterher um den klaren Sinn herumdrückt, daß er nicht ernst genommen sein will, mit anderen Worten, daß er eine komische Person sei und als solche straffrei.

Weiter legen wir ihm ärgste Geschmacklosigkeit zur Last; und diese und die Lächerlichkeit bringen auch in Deutschland eine gute Sache unrettbar herunter. Unsere Sache ist viel zu ernst, als daß aus einer Volksversammlung ein „Varietät" und eine „Spezialitäten-Vorstellung" gemacht werden dürfte.

Und das eben ist es am meisten, was wir dem Grafen vorwerfen, daß er eine große, ernste Volkssache in Mißachtung bringt, sonderlich bei denen, die wohl gewonnen werden könnten, die aber durch dergleichen Vertretung abgeschreckt werden müssen.

Die Schrullen, daß er eine göttliche Sendung habe, daß er als deutscher „Lord" eigentlich eine Ausnahme-Stellung einnehme, daß ihn, den „hochgeborenen" Grafen, doch ein Schutzmann nicht wir nichts dir nichts verhaften dürfe; ferner daß die Juden „am Ende der Dinge" doch noch eine große Sendung haben — hier begegnet er sich mit Stöcker und mit den Zionisten —, mögen nur nach gestreift werden. Einem nur „Bürgerlichen" kann eigentlich in solcher Nähe nicht ganz wohl werden, er müßte denn den Grafen für ein geeignetes Mittel, seine Tasche, ich meine die Tasche irgendeines „antisemitischen" Vereins, zu füllen ansehen. Dem Gerichte indes ist es nicht zu verdenken, wenn es meint: „Ist dem Herrn Grafen ein Tänzchen gefällig, mag er's nur sagen, wir warten ihm auf."

Was aber die göttliche Sendung, die eigene und die der Juden, betrifft, so sind wir nicht anmaßend genug, uns als Geheimrat des lieben Gottes aufzuspielen.

Wir dienen unserm Volke, wie wir es für recht halten; das genügt uns. Der Graf Pückler dient ihm schlecht, wenn auch ohne schlechte Absicht. Und da er ihm schadet und unsere Bewegung herabbringt, mußten wir uns wieder einmal aussprechen, wie geschehen."

Von wem behauptet Herr Prof. Förster wohl, daß er den Grafen Pückler für ein geeignetes Mittel, seine Taschen zu füllen, ansehe? Vielleicht kann der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Bruhn darüber Auskunft geben.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die antisemitische Reformpartei hat am 20. Oktober in Kassel, wie es heißt, unter sehr schwacher Beteiligung, ihren diesjährigen Parteitag abgehalten. Man erging sich dabei in den üblichen Rodomontaden über die „Erfolge" der Partei. Herr Oswald Zimmermann kennzeichnete nach dem Bericht des „Reich" die Stellung des Antisemitismus beim Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. und bedauerte, daß heute die Juden im Kaiserschlosse zu Berlin ein- und ausgehen. Dem Adel komme durchaus in Deutschland eine besondere Stellung zu, aber nur dann, wenn er sich adelig benimmt in Gesinnung und Charakter. Leider hätte aber auch hier schon die Korruption eingegriffen, und Redner erinnerte zum Beweise dafür an die sogen. Namensheiraten, die letzthin in der Presse erörtert worden sind. Zu dem Bank- und Großadel komme noch der Aktienadel. Mehr und mehr sei das Judentum zum Einfluß gelangt, und in verschiedenen Staaten wären Juden bereits leitende Minister. Als Beispiel über den zunehmenden jüdischen Einfluß führte Redner die beabsichtigte Aenderung des Wahlrechts der Reserveoffiziere und die Behandlung der Schächtfrage in Nürnberg beim Tierschutzvereinstag an. Als weitere Beispiele führte Redner die Tatsache an, daß die Postuniformen-Lieferanten hauptsächlich jüdische Großhandlungen sind und die vielgepriesenen Handelshochschulen Tummelplätze für Ausländer und Juden wären.

Rechtsanwalt Harmony-Kassel sprach über die Aufgaben der Reformpartei in Hessen. Er legte eingehend die Unterschiede zwischen Reformern und Deutschsozialen dar und betonte, es sei keine Politik der Bosheit oder reinen Schikane, wenn die Reformer in den Kampf zögen. Sie täten das nur dann, wenn Aussicht auf Erfolg vorhanden sei. Der Redner forderte, daß bald in die Wahl-

agitation für 1908 eingetreten werde und die freideutsche Vereinigung in Kassel als Agitationsverband für die Reformpartei weiter ausgebaut werden solle. Die Aussichten seien im Wahlkreise Lauterbach-Alsfeld günstig für die Reformer, etwas schwieriger sei die Sache in Marburg-Kirchhain. Aber unheilbar wären die Verhältnisse auch dort nicht. Er verspricht sich von der Errichtung eines Parteisekretariats für Mitteldeutschland, speziell zur Bearbeitung der drei oberhessischen Wahlkreise Marburg, Gießen, Lauterbach großen Erfolg.

Eine lebhafte Debatte folgte, in der sich die Abgeordneten Werner und Gräfe in zustimmendem Sinne äußerten. Abg. Bruhn beleuchtete die Lage im Reiche überhaupt und bezeichnete seine Wiederwahl sowie die des Abg. Böckler als „todsicher.“ Die Reformer würden aber bestimmt noch in den Kreisen Deutschkrone und Neustettin Kandidaten aufstellen. Abg. „Dr.“ Böckler — so schreibt das „Reich“ — suchte sich dann noch durch die Erzählung wichtig zu machen, daß ihm bei seiner Anwesenheit in Schlochau von einem Polen die Landtagskandidatur in Konitz angetragen worden sei; er habe es aber „als deutscher Mann überhaupt entschieden abgelehnt, mit einem Polen zu verhandeln.“ — Wahrscheinlich hängen ihm die Trauben noch zu hoch.

Aus den ganzen Verhandlungen gewinnt man den Eindruck, daß die Reformpartei in der Agitation gegenüber dem deutschsozialen Bruder, der sich allenthalben der Unterstützung des Bundes der Landwirte erfreut, etwas ins Hintertreffen geraten ist.

Im Reichstagswahlkreise Weimar ist das Kartell der deutschsozialen Antisemiten, Christlichsozialen, Konservativen, der Mittelstandsvereinigung und des Bundes der Landwirte perfekt geworden. Eine Vertrauensmännerversammlung dieser Parteien hat den deutschsozialen Oberamtsrichter Gräf aus Geisa als Reichstagskandidaten proklamiert. Im Falle seiner Wahl wird sich Gräf der Wirtschaftlichen Vereinigung anschließen.

Im Jahre 1903 erhielten der reichsparteiliche Regierungsrat Dr. Heydenreich 3771, der freisinnige Verlagsbuchhändler Dr. de Grupter 2924, der sozialdemokratische Gastwirt Boudert 10 865 und der bündlerische Gastwirt Ziehn 5787 Stimmen. In der Stichwahl wurde der sozialdemokratische Kandidat mit 12 826 Stimmen gewählt gegen den Kandidaten des Bundes der Landwirte, auf den 11 995 Stimmen fielen.

Vom Reichstagsabgeordneten Krösell. Was die Pyritzer machen werden, wenn der Reichstagsabgeordnete Krösell sich die Hörner abgelaufen haben und wieder einmal ein anderer geworden sein wird? Herr Krösell war nämlich nicht immer der Judenfresser, der er heute ist. In seiner Jugend Maienblüte schien er sie sogar besonders in sein Herz geschlossen zu haben. Er verteidigte ritterlich so manchen jüdischen Schulkameraden gegen die Fäuste christlicher Mitschüler und verkehrte gern und häufig in jüdischen Familien. Das war einmal. Seitdem er aber zum Antisemitismus übergetreten ist, spielt er in seiner Vaterstadt eine größere, nicht eine schönere Rolle. Er gibt den guten Pyritzern immer Stoff zur Unterhaltung, und damit ist einmal den Kleinstädtern gedient und er hat seine Befriedigung davon, in der Leute Mund zu sein. Freilich verdunkelt sich mehr und mehr sein Ansehen. Wie er im Reichstage nicht entfernt den Erwartungen seiner Wähler entsprach, so verliert er auch als Stadtverordneter immer mehr von seinem Nimbus. Hier kann er nicht wie in den Kneipen sich und die urteilslosen Bauern mit oberflächlichen Redensarten bezechen. Da tritt jeder seiner in der Regel falschen Ausführungen Rechtsanwalt H. ruhig, sachlich entgegen und hat die Lacher auf seiner Seite. Und was in solch einer Kleinstadt unter den Stadtvätern vorgeht, bringt in die Bürgerkreise und schließlich auch in die bäuerlichen Kreise.

Auch für pikanten Unterhaltungsstoff sorgt der Herr Abgeordnete noch immer. Vor kurzem tauchte in Pyritz wieder die Frau auf, die nach dem Krösell-Wittenbergschen Prozeß (wegen des von Dr. Wittenberg auf den früheren Pastor gebrauchten Ausdrucks „Schweinepriester“) von ihrem Manne geschieden wurde.

Im letzten Sommer bemerkte der Nachtwächter einen Mann auf einer Leiter, die an dem Hause angelehnt war, in welchem eine Dame wohnt, die nach dem in der Stadt verbreiteten Klatsch dem liebebedürftigen Herzen des Herrn Abgeordneten nahe stehen soll. Der Wächter der Nacht, der den Klatsch auch kennen, von den aus den zahlreichen Prozessen des Herrn Krösell bekannt gewordenen Aventiuren desselben gehört haben mochte, mußte wohl auf den Verdacht gekommen sein, daß der Herr Reichstagsabgeordnete die bei den süddeutschen Bauern übliche Sitte des Fensterlns in Pyritz einführen wollte, und fragte den Abgeordneten, was er denn da oben zu suchen habe? Herr Reichstagsabgeordneter Krösell antwortete, er pflücke sich Lindenblüten zum Tee. Die bösen Pyritzer scheinen aber an den Lindenblütentee nicht recht zu glauben, denn man braucht nur kurze Zeit in Pyritz zu sein, um zahlreiche Anspielungen auf diesen Lindenblütentee des Reichstagsmitglieds zu vernehmen.

Man wird zugeben, daß die kleine Stadt alle Ursache hat, ihrem Abgeordneten dankbar zu sein, wenn auch nicht gerade für seine Leistungen im Reichstage, so doch für den mannigfachen, auch pikanten Unterhaltungsstoff, den er ihnen seit Jahren liefert.

Im 19. Hannoverschen Wahlkreise, Otterndorf-Neuhaus, entfalten die deutschsozialen Antisemiten neuerdings eine lebhafte Agitation. Sie beabsichtigen, wie uns aus dem Wahlkreise geschrieben wird, den Generalsekretär ihrer Partei, Hennigsen, als Kandidaten aufzustellen.

Der Fall Hirschel sollte am Freitag voriger Woche vor der Strafkammer in Gießen verhandelt werden. Da jedoch sowohl der Anklagte wie dessen Verteidiger nicht erschienen waren, mußte die Verhandlung ausgesetzt werden. In einem Telegramm des Verteidigers versicherte dieser, daß ihm wie auch dem Angeklagten eine Verschleppung fern liege. Der antisemitische hessische Landtagsabgeordnete Otto Hirschel steht bekanntlich unter der Anklage, Genossenschaftsgelder unterschlagen zu haben. — Der Vorsitzende teilte mit, wie es kam, daß die Verhandlung bis jetzt noch nicht abgehalten werden konnte. Am 12. Juli sei die Anklage bei der Strafkammer eingelaufen; diese sei dem Angeklagten am 16. oder 17. desselben Monats zugestellt worden. Ein vom 18. Juli datierter Beweisantrag der Verteidigung sei am 28. Juli eingelaufen, inzwischen sei aber das Hauptverfahren eröffnet und Termin anberaumt worden. Der Angeklagte bat am 1. August um Verschiebung des Termins auf mindestens 4 Wochen, indem er bemerkte, die Staatsanwaltschaft habe reichlich 3 Monate zur Anklageerhebung gebraucht, falls der Termin nicht abgesetzt werde, so würde er, gestützt auf die Verfassungsurkunde, nicht erscheinen. Der Termin wurde abgesetzt, und unter dem 8. August lief ein Antrag der Verteidigung ein, in dem gebeten wurde, die Sache auf Ende Oktober anzuberaumen, damit ihr Zeit genug zur Orientierung zur Verfügung stehe. Anfang September erhielt die Strafkammer von der Verteidigung Nachricht, daß sie von dem Angeklagten trotz dringlicher Anfrage keine Nachricht erhalte. Später bat H. wieder, den Termin zu vertagen, da er noch keine Gelegenheit gehabt hätte, mit seinem Verteidiger zu sprechen, indem er versicherte, es sei nicht seine Absicht, die Sache zu verschleppen. Eine spätere mündliche Bitte um Absetzung

des Termins wurde vom Vorsitzenden ebenfalls abgelehnt. Auch die Verteidigung stellte in den letzten Tagen einen Vertagungsantrag, der dahin ging, Beweis zu erheben, daß der Angeklagte nicht in schlechten Vermögensverhältnissen sei und daß er trotz Warnung fortgesetzt größere Geldsummen nachtrage, er auch Freunde genug gehabt hätte, die ihm aus der Not geholfen hätten. Auch stellte er den Antrag, die Sache bis zur Beendigung der Untersuchung der gegen Oekonomierat Schlenke, der der Denunziant sei, eingelaufenen Anzeige, die Schlenke der nämlichen Taten bezichtigt, auszusetzen. — Das Gericht verkündete nach vorgängiger Beratung folgenden Beschluß: Da der Angeklagte trotz ordnungsmäßiger Ladung und unter Androhung der Vorführung nicht erschienen ist, wird seine Vorführung mit der Maßgabe angeordnet, daß die Staatsanwaltschaft vorher die erforderliche Genehmigung der Landstände einzuholen habe.

Der „Frankf. Ztg.“ wird über die dem Prozeß zu Grunde liegenden Vorgänge noch Folgendes mitgeteilt:

„Es steht fest, daß Hirschel eine Reihe von Posten, die ihm zur Ablieferung an die Kasse anvertraut waren, erst bedeutend später abgeliefert hat. Nach den getroffenen Bestimmungen ist die Kasse der Hauptgenossenschaft Friedberg überhaupt nicht befugt, Gelder von den Kunden einzuziehen. Alle Zahlungen sind von den Kunden vielmehr direkt an die landwirtschaftliche Genossenschaftsbank zu Darmstadt zu leisten. Nun ist es oft vorgekommen, daß Hirschel auf seinen Agitationsreisen von dem oder jenem — das sind die unter Anklage gestellten Posten — Gelder bekommen hat mit dem Auftrag, sie in Darmstadt abzuliefern. Hier nur zwei Beispiele. Am 1. September 1904 erhielt er von einem Gärtner 31 Mark zur Ablieferung, die Hirschel aber erst am 17. Januar 1906, also fast 1½ Jahre später, abgeliefert hat. Am 21. November 1904 erhielt er einen Posten von Mk. 124.08, von dem er am 3. August 1905 114 Mark ablieferte. Den Rest hatte er bestritten. Er entschuldigt sich damit, daß er im Drange der Geschäfte die Ablieferung vergessen habe. Allerdings müssen auch die mehr als eigenartigen Verhältnisse im Betrieb der Hauptgenossenschaft Friedberg in Betracht gezogen werden. Nach dem Statut betreffend die Dienstanweisung und Geschäftsordnung für landwirtschaftliche Bezugs- und Absatzgenossenschaften muß ein Direktor und ein Rendant vorhanden sein. Wer nun bei der Friedberger Genossenschaft Direktor, wer Rendant gewesen ist, läßt sich aus den Geschäftsbüchern nicht ersehen. Nach § 17 des Statuts untersteht dem Direktor die regelmäßige Kontrolle der Bücher und der Kassenverhältnisse, doch ist unter Hirschels Regie kein Protokoll über die Ausübung einer derartigen Kontrolle aufgenommen worden. Ferner ist laut Statut mindestens einmal monatlich das Ergebnis mit dem Buchsaldo zu vergleichen und eine Prüfung sämtlicher Kassenbelege vorzunehmen. Auch diese Bestimmung soll nach den Büchern in der kritischen Zeit nicht gehandhabt worden sein. Hirschel behauptet, daß er stets in guten Verhältnissen gewesen sei und Unterschleife nicht zu machen brauchte, während ihm die Anklage das Gegenteil nachweisen will. Wie der Prozeß auch ausgehe, auf die eigenartige Geschäftsführung in der Genossenschaft wirft schon allein die Tatsache, daß vereinnahmte Gelder ruhig 1½ Jahre in fremder Tasche bleiben können, ohne daß Reklamationen erfolgen, die zur Aufdeckung führen, ein ungünstiges Licht.“

Vermischtes.

Der „Hauptmann“ von Köpenick. Der geriebene „Hauptmann“ von Köpenick wäre längst in den Händen der Polizei, wenn diese sich nur der antisemitischen Sherlock Holmes hätte bedienen wollen. Diese wissen sehr wohl, daß die Juden an allem schuld sind und haben zuerst und sofort die jüdischen Spuren herausgefunden. So hat die „Staatsbürgerztg.“ gleich bei der ersten Nachricht von dem Köpnicker Kassenraub in fettestem Druck darauf hingewiesen, daß der verwegene Räuber eine „auffallend krumme Nase“ habe. Jeder weiß, was das Stöckerblatt damit hat sagen wollen. Zwar hat sich alsbald herausgestellt, daß der Herr Hauptmann eine eingeknickte Nase hat, also eigentlich das Gegenteil einer krummen Nase. Aber wer wollte leugnen, daß mathematisch die Linie einer eingeknickten Nase krumm ist? Ferner hat das genannte Blatt mit echt antisemitischem Spürsinn herausgefunden, daß der Räuber nach vollbrachter Tat sich den Zivilanzug in einem „jüdischen Konfektionsgeschäft“ gekauft hat. Wir wollen der „Staatsbürgerztg.“ bei ihrer Jagd nach jüdischen Spuren zu Hilfe kommen. Die Offiziersrolle, die sich der freche Patron angemaßt hat, weist auf die Sucht der Juden hin, in das Offizierkorps sich hineinzudrängen. Weiter erinnert die Art, wie der falsche Offizier sich der verräterischen Uniformstücke nach und nach entledigt und sie an verschiedenen Orten niedergelegt hat, an die Art, wie die Konitzer Juden die Leichenteile des unglücklichen Winter ausgestreut haben. Das ist echt jüdisches Raffinement, wie denn überhaupt kein Arier, geschweige denn ein Teutone, die Frechheit gehabt hätte, einen solchen Handstreich zu unternehmen, gemein genug gewesen wäre, das deutsche Vaterland so vor aller Welt zu blamieren, lächerlich zu machen. Das konnte einzig und allein ein Jude fertig bringen, der keine Vaterlandsliebe kennt, kein Vaterland hat. Unter solchen Umständen ist es ganz unfaßbar, daß die Polizei nicht schon längst nur Juden aufs Korn genommen hat. Wir müßten sehr irren, wenn wir hierin nicht wieder einen Beweis von der Macht der Juden zu sehen haben, die es immer noch durchsetzt, daß die Justiz vor jüdischen Verbrechern Kotau macht und sie straflos durchschlüpfen läßt. Armes deutsches Volk! Armes Vaterland!

Eine Mahnung zur Beseitigung des Rassenhasses in Turnvereinen. Aus Stettin wird berichtet: Kürzlich sollte hier die Gründung eines Zentralverbandes für Leibespflege stattfinden. In der konstituierenden Versammlung sprach der Referent Stadtschulrat Prof. Dr. Rühl, Schriftführer des deutschen Turnverbandes, es offen aus, was die Turnvereine oft zu beschönigen suchen. Rassen- und Klassenhaß seien es, die gerade innerhalb der Vereine für Leibeszuchtarbeit eine ungeheure Rolle spielten und dadurch diesen edlen Bestrebungen den Boden zu unterwühlen drohten. Gegen die Geschlossenheit der deutschen Turnerschaft, wie auch der Radfahrervereine, kämpften besonders die Antisemiten, vornehmlich die Oesterreicher, unter Führung der Schönererpartei. Wenn wir aber auf dem Gebiete der Leibesübungen wirklich segensreich wirken wollen, müßten wir Klassen- und Rassenhaß beiseite lassen und jeden, der ein gutes deutsches Herz im Leibe hat, aufrufen, für sich und seines Volkes Zukunft zu arbeiten.

Graf Oerindur. Die „Staatsbürgerztg.“ appelliert an den vielzitierten Grafen Oerindur, daß er ihr erklären solle, wie es komme, daß die „Judenpresse“ anläßlich des Köpenicker Vorfalles „so verächtlich zu schmälen wisse über den bunten Rock“, andererseits aber Juden gern in dieselbe Armee, in dasselbe Offizierkorps hineinbringen möchte, dessen Uniform man mit so wenig Achtung behandelt. Nun, wir wollen an Stelle des Grafen Oerindur „den Zwiespalt der Natur“ erklären. Es ist das sehr leicht. Der vermeintliche Zwiespalt existiert nämlich nur in den Köpfen der Antisemiten. Es fällt den liberalen Blättern nicht ein, den bunten Rock zu schmälen, sondern sie bekämpfen nur den Fetischdienst mit der Offiziersuniform, der nicht nur wie jeder Fetischdienst lächerlich wirkt, sondern auch, wie gerade der Köpenicker Vorfall lehrt, lehren sollte, gefährlich ist. Man verwirft nicht den Hut, wenn man nicht vor ihm, wie vor Geßlers Hut, Reverenz machen will und verlangt, daß ihm keine übertriebene Reverenz gemacht werden soll.

„Es muß doch — meint das Organ des Pastors Stöcker — hinter all diesen Wünschen der geheime Gedanke schlummern, die Juden ebenfalls mit der Macht und dem Ansehen ausgerüstet zu wissen, das die liberale Presse bei dem deutschen Offizier zu sehen meint. Auch für seine Schützlinge möchte man die Ehre, die der deutsche Offizier genießt.“

Die Insinuationen wie die Schlüsse sind falsch, wenn sie auch vielleicht bei diesem und jenem zutreffen mögen. Die Juden wünschen den Eintritt in das Offizierkorps, weil das ihr gutes verfassungsmäßiges Recht ist, und sie glauben, daß sie im eigenen Interesse wie im Interesse der Gesamtheit

auf Verwirklichung ihrer Rechte dringen und bestehen müssen. Wenn man an diesen verfassungsmäßigen Rechten dreht und deutelt und sie hinwegdeutet, dann ist nicht abzusehen, ob nicht auch an anderen Rechten des Volks gedreht und gedeutelt wird, bis sie auch hinweggedeutet worden sind. In diesem Sinne haben alle verfassungstreuen Deutschen das Recht, ja die Pflicht zu verlangen, daß die den Juden gewährten Rechte auch gewahrt werden. Nicht der Macht und des Ansehens wegen verlangen die Juden den Eintritt in das Offizierkorps, sondern weil manche ihrer Söhne auf militärischem Gebiete dem Vaterlande vielleicht ebenso große Dienste leisten könnten, wie viele ihrer Glaubensgenossen in anderen Ländern. Es ist ein dem Vaterlande zugefügtes Unrecht, wenn ihm möglicherweise sehr wertvolle Kräfte entzogen werden.

Aber freilich solche Gedanken und Erwägungen liegen Antisemiten zu fern; diese Leute vermuten, weil sie selbst überall nur Geschäfte machen wollen, denselben Geschäftssinn bei allen anderen.

Stöcker und Moses. In No. 42 (21. Oktober 1906) der Sonntagsbeilage des Stöcker'schen „Volk" heißt es am Schlusse einer den Herrn und Meister direkt verhimmelnden Besprechung, die einen von Stöcker im apologetischen Kursus vom Zentral-Ausschuß für Innere Mission gehaltenen Vortrag zum Gegenstand hat:

„Wie Moses nach langer Wüstenwanderung ins heilige Land hineinschauen durfte, so sieht der begeisterte Prophet deutscher sozialer Wohlfahrt in der christlichen Gewerkschaftsbewegung den Hoffnungsstrahl, der Deutschlands Zukunft im herrlichen Glanz erstehen läßt."

Ob der Herr Hofprediger a. D. nunmehr auf seine Visitenkarte neben dem seitherigen Adolf „von seinen Verehrern auch M o s e s Stöcker genannt" setzen läßt?! . . .

Aus Reichelsheim i. O., 13. Okt., wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: Folgender Vorfall, der für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, hat sich hier zugetragen. Die hiesigen I s r a e l i t e n wollten dieser Tage einen B a l l abhalten. Der Bürgermeister erteilte die hierfür nachgesuchte Genehmigung, aber mit dem Hinzufügen: „N u r f ü r J u d e n." Eine wegen der Einschränkung beim K r e i s a m t Erbach erhobene Vorstellung hatte keinen Erfolg. Als abends der Ball beginnen sollte, erschien die G e n d a r m e r i e, die Andersgläubigen den Eintritt verwehrte. Der Wunsch der Juden, isoliert zu bleiben, bestand durchaus nicht; es waren sogar schriftliche Einladungen an eine Reihe christlicher Mitbürger ergangen. In früheren Jahren kannte man hier derartige Einschränkungen nicht. (Auf welche gesetzlichen Bestimmungen gründet sich das behördliche Vorgehen? Das Gesetz enthält doch keine Vorschrift des Inhalts, daß gesellige Veranstaltungen in konfessionellem Rahmen stattzufinden haben? D. Red.)

Die jüdische Frage in Rußland. Die russische Regierung hat sich schnell und ängstlich dagegen verwahrt, daß die in einem kaiserlichen Ukas versprochene Gleichberechtigung Aller sich auch auf die Juden beziehen solle. Nein, man will die Judenfrage teelöffelweise lösen, den Juden einige kleine Vergünstigungen gewähren, so daß es aussieht, als hätte man etwas für sie getan, während in Wirklichkeit und in der Hauptsache alles beim alten gelassen wird. Man läßt mehr Juden zu den höheren Unterrichtsanstalten zu und gestattet den jüdischen Hebammen, ihr Gewerbe im ganzen Reiche auszuüben. Es soll der Ansiedelungsrayon für jüdische Kaufleute und Fabrikanten erweitert, getauften Juden der Rücktritt zum jüdischen Glauben gestattet und den Juden das Recht zum Erwerb von Grund und Boden in den Weichselländern eingeräumt werden. Und daß wir es nicht vergessen, man will jüdischen Eltern, die im Rayon wohnen müssen, gnädigst erlauben, bei ihren Kindern zu leben, die außerhalb desselben wohnen dürfen.

Es soll nun nicht geleugnet werden, daß diese Aenderungen gegen früher einem minimalen Bruchteil der jüdischen Bevölkerung Rußlands sehr angenehm sein werden, wenn die Aenderungen erst wirklich einmal beschlossen und auch durchgeführt werden. Aber eben nur einem ganz unbedeutenden, verschwindend kleinen Bruchteil der jüdischen Bevölkerung. Das sind geringfügige Brocken, über die sich für den Augenblick freut, wer einen davon zu erhaschen in der Lage ist. Von einer Lösung der Judenfrage ist nicht die Rede; denn die Lösung liegt einzig und allein in der vollständigen Gleichberechtigung, von der aber die Regierung noch immer nichts wissen will. Ob die Reichsduma, falls diese überhaupt zusammentritt und etwas auszurichten in der Lage ist, ein Mehr zustande bringt, bleibt abzuwarten. Vorläufig aber ist durch den direkten Hinweis der offiziösen Telegraphenagentur, daß die im letzten Ukas ausgesprochene Gleichberechtigung nur auf die Bauern Bezug habe, den Juden die Hoffnung auf baldiges Erscheinen der Morgenröte wieder ganz genommen worden.

Ein jüdischer General. Wie aus P a r i s gemeldet wird, ist durch Erlaß des Kriegsministers vom 27. v. M. der bisherige Oberst des 128. Infanterieregiments D e w e r y, zum B r i g a d e g e n e r a l befördert. Damit ist die Zahl der französischen Generäle jüdischen Glaubens auf drei gestiegen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 44. Berlin, 31. Oktober 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Der große Riß.

Wenn der Name Adolf Bartels mit zunehmender Häufigkeit in diesen Blättern genannt werden muß, so liegt das daran, daß dieser Literarhistoriker gegenwärtig ohne Frage derjenige Publizist ist, der im antisemitischen Lager den größten Kredit und die stärkste Resonanz genießt und daß er — wir wollen so unparteiisch sein, das festzustellen — zur Zeit überhaupt die stärkste Intelligenz ist, die ihre Kraft und ihre Feder in den Dienst der antisemitischen Hetze stellt, was allerdings bei dem überhaupt vorhandenen Vorrat von Intelligenzen auf jener Seite nicht allzu viel sagen will. So wenig wir denn auch die Bedeutung des Antisemiten Adolf Bartels zu überschätzen geneigt sind, so wenig dürfen und wollen wir seine Gegnerschaft unterschätzen, vor allem deshalb, weil er sich durch seine Tätigkeit als emsiger Literarhistoriker und sein Geschick, für eine urteilslose Menge mundgerecht, gemeinverständlich und scheinbar überzeugend zu schreiben, einen nicht unbeträchtlichen Leserkreis zu schaffen verstanden hat.

Was diese Tätigkeit des Weimarer Professors gefährlich macht, ist nicht die antisemitische Tendenz an und für sich, sondern die Taktik, mit der er seinen Gedanken Eingang zu verschaffen sucht. Man wird bei ihm niemals den furor teutonicus etwa eines Treitschke finden, den man bei aller offenen Gegnerschaft als starkes und vornehmes Temperament hochschätzen konnte. Niemals wird man finden, daß Herr Bartels etwa irgend einen Eingriff in die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden direkt verlangt oder empfiehlt, daß er eine gesetzliche Einschränkung ihrer Rechte wünscht oder ihnen gar durch Gewalttätigkeiten ein Haar gekrümmt sehen möchte. O, nein! Herr Bartels ist durchaus nur für den unblutigen Pogrom, nur für den Kampf mit geistigen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Waffen. Sein Ahnherr und Vorbild ist, das tritt von Jahr zu Jahr mehr zutage, jener Lessingsche Patriarch von Jerusalem, der sanft lächelnd und händereibend für alle Fälle den Juden verbrannt zu wissen wünscht, nur mit dem Unterschied, daß der Patriarch Bartels seinen jüdischen Mitbürger beileibe nicht auf einem wirklichen lodernden Holzstoß brennen sehen will, sondern — da dieser schöne Brauch leider im Laufe der Jahrhunderte aus falscher Sentimentalität abgeschafft worden ist — sie langsam auf dem Scheiterhaufen des Hasses und der Verachtung zu Tode rösten und schmoren lassen möchte.

Das neueste Pronunziamento des Herrn Bartels, in der „Deutschen Welt“ vom 14. Oktober erschienen, ist vielleicht das bezeichnendste, das sein Urheber bisher in die Welt gesetzt hat, und da es in einen Teil der antisemitischen Provinzpresse übergegangen ist,*) bedarf es wohl einer näheren Beleuchtung. Der Artikel nennt sich „Der große Riß“ und geht davon aus, daß zwischen „dem konservativen und dem radikalen Teile“ des deutschen Volkes ein unüberbrückbarer Riß klaffe, der unausgleichbar scheine, weil er auf der absoluten Verschiedenheit der Weltanschauungen beruhe. Dieser Satz ließe sich ohne Zweifel verteidigen, wir sind sogar sehr geneigt, ihm durchaus beizustimmen, aber freilich nicht in dem Sinne, der Herrn Professor Bartels vorschwebt. Denn dieser von sich selbst gewählte Vertreter der allein unverfälschten deutschen Volksseele knüpft an die Feststellung jenes „Risses“ zwischen konservativer und radikaler Weltanschauung die folgenden Bemerkungen:

„Wie aber ist es nur möglich, daß der Riß zwischen den Gliedern eines Volkes so furchtbar klaffend, geradezu unausgleichbar werden konnte? Nun, das ist im wesentlichen das „Verdienst“ des Judentums, das ja als Fremdkörper zersetzend im nationalen Leben wirkt, immer und überall. Natürlich, die deutschen Radikalen bestreiten es, sie sind durch die ewige Verfälschung der öffentlichen Meinung, die Unwahrhaftigkeit in der Darstellung der deutschen Zustände, die Verhetzung der Volksklassen gegeneinander allmählich blind und urteilslos geworden, oder wo ihnen doch eine Ahnung vom wirklichen Stand der Dinge aufgeht, übertäuben sie, der schlechten Neigung der menschlichen Natur gemäß, ihr böses Gewissen durch vermehrte Wut gegen ihre Gegner. Wer dürfte es, auch nur in einigem Einklang mit der Wahrheit, heute noch bestreiten, daß die Bekämpfung des Monarchismus, die Hetze gegen den Offiziersstand, der Kampf gegen das sogenannte Agrariertum, d. h. die mühsam ringenden Landbesitzer, die Vernichtung des Mittelstandes, die Verfälschung deutscher Kunst und Wissenschaft, die Verderbnis der Sensationspresse, die großstädtische Dekadenze im letzten Grunde auf jüdische Einflüsse zurückzuführen sind — und wie sinnlos wütend, mit welch vergifteten und gemeinen Waffen werden von radikaler Seite alle die bekämpft, welche an diese Dinge nur zu rühren wagen, und ob sie es auch in ehrlichster Ueberzeugung und aus heißester Liebe zu ihrem Volke tun! Das persönlich Erlebte liegt einem ja immer am nächsten, und so erinnere ich an die schmachvolle Hetze, die man zur Zeit meines Heine-Buchs wegen gegen mich in Szene setzt. Es sind nicht die eigentlichen Judenblätter, die da das ärgste tun, Gott bewahre, die haben es garnicht nötig, es sind die Blätter der deutschen Judengenossen, die mich am schärfsten angreifen oder am ärgsten beschimpfen, Blätter wie die Münchner Allgem. Zeitung, die Köln. Zeitung, das Leipziger Tageblatt und Naumanns Hilfe, es sind deutsche Gelehrte und Pastoren, die mich, ihren Volksgenossen, zum Gaudium der Juden an den Pranger zu stellen streben, weil ich einen vor einem halben Jahrhundert verstorbenen jüdischen Dichter, der ein notorischer Lump, von einer französischen Regierung bestochen war, als das hingestellt habe, was er war, wohlverstanden, ohne ihm die dichterische Begabung an und für sich abzusprechen. Ja, wie ist das nur möglich, fragt man sich, die persönliche Verletzung tritt ganz zurück hinter dem Schmerz über die unheilvolle Zerklüftung des Deutschen Volkes. Ich habe oben bereits auch dem Liberalismus und Radikalismus sein Lebensrecht zugestanden, er soll und muß seine Zeiten haben so gut wie der Konservatismus, ich er-

*) Auch in die „Zeitfragen“, die Wochenbeilage der „Deutschen Tageszeitung“ vom 27. Oktober.

kenne sogar, wie die Leser dieses Blattes aus einem früheren Aufsatze wissen, einen deutschen Demokratismus als vollberechtigt an.... Aber was hat der moderne Demokratismus, der die eigenen Volksgenossen, wenn sie etwa von Adel sind aber durch Bildung und Besitz emporragen, beschmutzt und mit den Juden Arm in Arm geht, mit dem natürlichen deutschen Demakratismus zu tun? Es ist jüdischer Destruktivismus und weiter nichts. Die Zersetzung, die seine Tendenz ist, verursacht auch den Riß zwischen den deutschen Volksgenossen."

Also weil eine ganze Anzahl gut nationaler Zeitungen, die nach seinem eigenen Zugeständnis keineswegs „Judenblätter" sind, das grobklötzige, geifernde Heine-Pamphlet des Herrn Bartels nach Gebühr zurückgewiesen haben, sind sie „Judengenossen" und ihre Weltanschauung „jüdischer Destruktivismus"! Der Arier Adolf Bartels müßte ihnen, so meint er selbst, als „Volksgenosse" unter allen Umständen näher stehen, als der Jude Heinrich Heine, und während es ein Verdienst sein soll, das Andenken dieses nach langem qualvollem Martyrium in seiner Matratzengruft verstorbenen Dichters mit allem möglichem neu aufgewühltem Kot zu beschmutzen, gilt es gleichzeitig als Gesinnungslosigkeit und Frevel am eigenen Volkstum, den Verräter solcher literarischer Grabschänbung durch die entsprechend scharfe Kritik zu züchtigen! So sieht die Logik und Gerechtigkeit in einem vom Haß verfinsterten Professorenhirn aus.

Herr Bartels spricht sodann die Befürchtung aus, daß jener große Riß schon jetzt zu tief und klaffend sei, um noch eine Ueberbrückung und Verständigung zu ermöglichen. Ein Mann wie Friedrich Naumann, ein „nationaler Schädling", stehe schon jenseits dieser Kluft, überhaupt jeder, der Staat und Kirche bekämpfe. „Manchmal steht man", klagt Bartels, „wenn man auf den Radikalismus bei deutschen Gebildeten trifft, geradezu vor einem R ä t s e l. Ich selber habe einen Bekannten, einen ungewöhnlich tüchtigen Arzt, der der Abstammung nach Niedersachse wie ich und unzweifelhaft ein klarer Kopf ist, und doch steht er auf der anderen Seite." Für Herrn Bartels mag dieser klare Kopf allerdings ein Rätsel sein, ungefähr wie es für den Kurzsichtigen ein Rätsel ist, daß ein Normalsichtiger auf einer entfernten Turmuhr die Stunde ablesen kann....

Verwüstend, heißt es später weiter, hat vor allem die Presse gewirkt, natürlich nur „die Judenpresse und was bewußt und unbewußt mit ihr Hand in Hand geht." Zwar die Preßfreiheit dürfe man nicht ohne weiteres aufheben (warum denn nicht, da doch auch Rußland ohne sie auskommt?), aber „nationale Kautelen" müßten auf diesem Gebiete geschaffen werden (ein sehr fein gewähltes Wort, unter dem man nach Belieben alles und gar nichts verstehen kann!) denn — „ich sehe absolut nicht ein, weshalb jeder geldbesitzende Jude das Recht haben soll, eine Zeitung zu gründen und ein jeder Schmock, eine zu schreiben." Das Perfide in diesem echt Bartels'schen Satze und zugleich das, was die oben erwähnte Taktik seiner polemischen Fechterkünste charakterisiert, tritt in zweierlei zutage: In der Scheinheiligkeit, mit der hier die Preßfreiheit — eines der mit Blut und Wunden erkämpften unwiderruflichen Volksrechte — als unantastbar behandelt und doch gleichzeitig zwischen den Zeilen verlangt wird, daß man jüdischen Verlegern das Gründen von Zeitungen und jüdischen Journalisten das Schreiben gesetzlich verbieten solle; sodann in die von uns Herrn Bartels schon häufig nachgewiesene Leichtfertigkeit, mit der er unbewiesene, sogar mit Tatsachen widerlegte Behauptungen als feststehende Voraussetzungen annimmt, wie in diesem Falle die sinn- und maßlose Uebertreibung, als ob „jeder geldbesitzende Jude" sich beeifere, als Zeitungsgründer ein Pächter der öffentlichen Meinung zu werben. Wir haben Herrn Bartels hier schon zu wiederholten Malen den Nachweis geführt, daß sein mit Vorliebe vorgerittenes Parade-Argument von der „Verjudung" der Zeitungspresse eine nichtswürdige Wahrheitsverdrehung ist, insofern nur der k l e i n s t e Prozentsatz der deutschen Zeitungsverleger, ganz besonders der gesamten Provinzpresse, jüdischer Abstammung ist. Herr Bartels aber manöveriert dreist und gottesfürchtig mit diesem schon von Herrn Stöcker erfolgreich benutzten Popanz weiter, und weil er nicht ganz an der ihm unbequemen Wahrheit vorbeikommt, hat er sich der Bequemlichkeit halber eine Presse der „Judengenossen", also einer jüdisch beeinflußten Presse arischer Herkunft konstruiert, zu der für ihn natürlich alles gehört, was nicht antisemitisch fühlt und denkt, wie er, und alles, was ihn als Publizisten, Literarhistoriker oder Dichter bekämpft.

Angesichts also des „großen Risses", den er beweinen, aber nicht wegleugnen kann, wirft Herr Bartels die Frage auf: „Was tun?" An der Verbreiterung des Risses werde noch fortwährend gearbeitet „Die beiden großen deutschen Parteien gehören schon jetzt verschiedenen Welten an, und es ist kaum zu erwarten, daß sie wieder in eine verschmelzen werden, zumal die alte Trennung zwischen Katholiken und Protestanten das ja auch noch erschwert, der Katholizismus ruhig proklamiert, daß er Rassenkämpfe so wenig wie Klassenkämpfe anerkenne. Und in einem Rassenkampfe stehen wir doch wohl zuletzt, e s i s t d i e f r e m d e R a s s e u n t e r u n s, d i e d i e S c h e i d u n g d e r b e i d e n P a r t e i e n s o s c h r o f f g e s t a l t e t h a t." Da haben wir wieder solch eine für den Polemiker Bartels typische Beweismanscherei. Nämlich weil zwischen konservativer Weltanschauung einer- und liberaler bzw. sozialistischer Weltanschauung andererseits die Kluft immer größer geworden ist, d e s h a l b müssen und können es nur die Juden gewesen sein, die diese Scheidung oder Entfernung bewirkt haben. Was zu beweisen war! Man zeige uns den faktischen Unterschied, der zwischen d i e s e r Art der Logik und Argumentation und jener roheren und gröberen besteht, auf die sich all die Jahrhunderte hindurch die Ritualmordmärchen gegründet haben, und wir werden für den Nachweis dieses Unterschiedes dankbar sein. W i r finden ihn nicht mehr.

Und schließlich kommt dann Herr Bartels mit seiner bekümmerten Frage „was also tun?" auf des Pudels Kern. Daß die jetzige Generation der Radikalen noch „bekehrt" werden könnte, hält er pessimistischer Weise für ausgeschlossen. „A b e r v i e l l e i c h t k a n n m a n d i e J u g e n d g e w i n n e n." Die Sozialdemokratie habe dies bereits begriffen und richte schon lange ihr Augenmerk auf eine zweckentsprechende Erziehung unter dem Stempel der Partei. Hier vor allem gelte es aufzupassen und unermüdlich zu arbeiten.

„Die Jugend gehört sozusagen dem ganzen Volke und nicht einer Partei — sorgen wir nach Kräften dafür, daß der große Riß nicht schon in ihr zur Erscheinung kommt, daß sie alles überliefert erhält, was uns Deutschen gemeinschaftlich ist, alles Große und Gute und Schöne, alle Schätze unseres Volkstums, daß sie in ihnen heimisch wird, und damit zugleich wurzelfest, stark und kräftig; denn nichts wächst besser, als was im eignen Volkstum wurzelt, nichts ist, obwohl gebunden, auch freier. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich meinen Plan einer Nationalbühne für die deutsche Jugend entworfen, die gewiß keiner Partei dienen soll, aber einen Geist prägen kann, der stärker als alles Parteiwesen ist, von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich auch auf dem Boden der deutschen Heimat noch unendliches schaffen. Ganz gewiß, wir Deutschen müssen und werden uns wieder zusammenfinden — können's die Väter nicht mehr, dann die Söhne —, wir müssen's und werden's in wahrhaft nationalem und sozialem Geiste, der in jedem ehrlichen Deutschen den Bruder sieht, der den falschen Kastengeist entfernt, aber freilich auch den ebenso falschen internationalen Verbrüderungsgeist, der alles Besondere erstickt und die schlechten Elemente obenauf bringt. Nicht alle gleich, aber alle etwas, jeder das, wozu er berufen, jeder Stand eine Zierde unseres Volkstums, in diesem die größte Entwicklungsfreiheit und daher die größte Mannigfaltigkeit — das sind die Ideen, die uns Nationalen vorschweben, und Geschichte und deutsche Volksnatur stehen auf unserer Seite. Mit ihnen werden wir, wenn auch erst nach schweren Kämpfen und vielleicht herben Schicksalen, zuletzt doch den großen Riß schließen. Oder ist uns noch einmal etwas wie ein dreißigjähriger Krieg nötig?"

Wahrlich, wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Es klingt so ehrlich und treuherzig, daß man selber jedes

Wort dieses Erziehungsprogramms unbedenklich unterschreiben könnte, denn wer wollte nicht eine Jugenderziehung in versöhnlichem, zugleich nationalem und sozialem Geiste, ohne Kastenunterschiede und mit Wahrung des Individualitätsprinzips? Das aber, wir wiederholen es, ist das Gefährliche und Bösartige an diesen gedruckten Volksreden des Herrn Bartels, daß er seinen Lesern in Ton und Gebärde des Biedermanns und Volksbeglückers zwar den scheinbar edlen Zweck, das hohe Ziel zeigt und es mit dem effektvollen Scheinwerfer der nationalen Phrase beleuchtet, die dunkeln und häßlichen Mittel aber geschickt verschleiert, mit denen er dies Ziel für erreichbar hält. Denn was anderes soll ein solcher Aufruf zu einer angeblich nationalen Erziehung der Jugend in dem ganzen Zusammenhang dieser Ausführungen bedeuten, als eine Aneiferung, die Jugend zum Haß gegen ihre jüdischen Altersgenossen zu erziehen, das Gift der Unduldsamkeit in ihre jungen Seelen zu pflanzen, sie so früh als möglich dazu anzuleiten, in ihren jüdischen Landsleuten nicht die Mitmenschen zu sehen, die ebenso leiden und fühlen wie sie, sondern die stammesfremden Eindringlinge, denen man, wenn nicht mit Hohn, Spott und Tätlichkeiten, so doch mit kalter Verachtung und der Vermeidung jedes Verkehrs am besten begegnet. Worin anders können die Erziehungstendenzen gipfeln, die Herr Bartels im Sinne hat, wenn er tatsächlich die Anschauung vertritt, daß das Judentum der Keil sei, der den „großen Riß" zwischen das „Deutschtum" getrieben habe! — Es mag genügen, diese wahrhaft christliche und menschenfreundliche Idee eines antisemitischen Volkserziehers zu entschleiern: zum Glück ist Herr Bartels kein Rattenfänger von Hameln, der mit seiner Pfeife die deutsche Jugend in den „Berg des Aergernisses", in den Irrgarten des Antisemitismus zu locken die Macht hätte, und unsere deutsche Lehrerschaft denkt in ihrer überwiegenden Mehrheit viel zu aufgeklärt, gerecht und besonnen, um für ein solches Erziehungsprogramm der Gehässigkeit zu haben zu sein. Wir sind deshalb außer Sorge darüber, daß die Drachensaat, die Herr Bartels in die Herzen der heranwachsenden Generation gesät wissen möchte, aufgehen könnte, auch nicht, wenn die Weimarer Jugendbühne zu stande kommen sollte, da an diesem Unternehmen zum Glück genügend Leute beteiligt sind, die etwaige antisemitische Tendenzen zu paralysieren vermögen. Aber es ist schon schlimm genug, daß von dem Urheber dieser Nationalbühnen-Idee eine solche Tendenz als eigentlicher Zweck des Unternehmens überhaupt öffentlich proklamiert werden darf.

Der „große Riß" aber, so fragen wir nun unsererseits, besteht er denn wirklich? Ja, er besteht, und er ist in der Tat unüberbrückbar, das zeigen solche Schelterhaufen-Artikel mehr und mehr. Er besteht zwischen allen denen, die wie Herr Bartels in der krassesten Unduldsamkeit gegen einen andersgläubigen Teil des deutschen Volkes ihr Evangelium sehen, und denen, die das Endziel für die sittliche Erziehung des Menschengeschlechts in der Versöhnung der Gegensätze, dem Frieden von Nachbar zu Nachbar, dem Streben nach Güte, dem gegenseitigen Sichverstehen finden; die da wissen und begreifen, daß wir Menschen alle unvollkommen sind, daß diesseits und jenseits der Mauern Trojas gesündigt wird, daß der Deutsche jüdischer Herkunft ebenso gut seine Schwächen und Fehler hat, die in der historischen Entwicklung der Dinge begründet sind, wie der eingesessene Teutone oder Niedersachse, daß aber wechselseitiger guter Wille und Verträglichkeit die durch Jahrtausende künstlich fortgezüchteten Stammesunterschiede mehr und mehr zum Schwinden bringen können, wenn nur der Mensch den Menschen begreift. Herr Bartels und die Seinen aber wollen von einer solchen Entwicklung der Dinge nichts wissen. Sie verschließen sich mit oder ohne Willen der Erkenntnis, daß ein Volksteil, der erst seit einem Menschenalter die volle bürgerliche Gleichberechtigung (wenigstens dem Gesetze nach) genießt, nachdem er ein Jahrtausend lang gehetzt, geknechtet, rechtlos und zumeist auf Handels- und Geldgeschäfte beschränkt war, Anspruch auf gerechte Beurteilung hat; daß es nicht seine Schuld ist, wenn ihm der Staatsdienst, die Beamtenlaufbahn, der Offiziersberuf und a. m. verschlossen bleiben und dadurch ein entsprechend größerer Prozentsatz jüdischer Staatsbürger in die sogenannten freien Berufe, in Industrie und Gewerbe, in den ärztlichen, den journalistischen, den Anwaltsstand gedrängt wird, daß das gesellschaftliche Vorurteil weiter Kreise eine gewisse Isolierung der jüdischen Bevölkerungsschichten und damit ein Sichabschließen und Fremdbleiben noch an vielen Orten zur notwendigen Folge hat. Ihnen fehlt auch das Verständnis dafür, daß in einem Staate, in dem nur dem Wortlaute des Gesetzes nach, nicht aber in Wirklichkeit alle Bürger gleiche Rechte besitzen, so mancher Derjenigen, die unter solcher Zurücksetzung zu leiden haben, in die Reihen der politischen Opposition und wohl auch einer Partei geführt wird, die den bestehenden Klassenprivilegien offen den Krieg erklärt. Sie sehen ihrerseits nur die paar Dutzend jüdische Sozialdemokraten in den deutschen Parlamenten, nicht aber die vielen Tausende staats- und königstreuer Juden, die am öffentlichen politischen Leben garnicht teilnehmen; sie machen aus einem Dutzend Tagesblätter, die einen jüdischem Verleger oder vorwiegend jüdische Redakteure haben, eine „allmächtige Judenpresse"; sie übersehen geflissentlich über einzelnen unsympathischen Erscheinungen des künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebens die zahllosen tüchtigen und wertvollen Leistungen jüdischer Künstler und Gelehrten aller Fächer; sie machen grundsätzlich für einzelne häßliche Vorgänge oder Tatsachen, wie sie in jedem Stand und Beruf, jeder Partei und Konfession vorkommen, stets die jüdische Gesamtheit verantwortlich. Und endlich: sie greifen niemals an die eigene Brust und fragen sich, ob dies und jenes, was ihnen mißfällt oder bekämpfenswert erscheint, nicht am Ende die natürliche Folge von Unterlassungssünden oder Fehlern ist, die auf ihrer eigenen Seite gemacht worden sind ....

Solchen Geistes Kinder sind die „Volksgenossen", die von dem menschenfreundlich und gerecht empfindenden Teile der Nation der „große Riß" scheidet und immer scheiden wird. Ihr lautester und unversöhnlichster Wortführer zu sein, ist das Verdienst des Herrn Professors Adolf Bartels, das ihm kein anständig denkender Mensch schmälern wollen wird. Auch wir nicht. Ihm bleibe es auch weiterhin vorbehalten, das Wort Antigones zu variieren und von sich zu sagen:

„Nicht mitzulieben, mitzuhassen bin ich da."

Der Kasseler Parteitag der Reformpartei.

Ueber den Parteitag, den die antisemitische Reformpartei vom 20.—22. Oktober in Kassel abgehalten, berichtet das offizielle Parteiorgan die „Deutsche Reform" ausführlicher als die übrigen Blätter. Es ist aus diesem parteioffiziellen Berichte noch einiges Bemerkenswerte nachzutragen.

In seiner Uebersicht über die organisatorische Arbeit der Partei kam der Abgeordnete Werner auch auf die Nachwahl in Jerichow zu sprechen. Wenn dort kein Erfolg erzielt sei, so habe das in erster Linie an der Person des Kandidaten (es kandidierte, wie erinnerlich, der Rechtsanwalt Wohlfahrt in Genthin, der unmittelbar nach diesem Wahlmißerfolge aus der Reformpartei ausschied. D. R. d. M.) gelegen. Bei näherer Kenntnis der Verhältnisse würde man überhaupt nicht in den Wahlkampf eingetreten sein. Und wenn trotzdem das Ergebnis keineswegs so sehr ungünstig gewesen sei, so werde man doch künftig in jenem Kreise nicht wieder mit einem Kandidaten hervortreten. Man werde die Mittel und Kräfte der Partei in Zukunft nur

noch für Kreise verwenden, in denen Aussicht auf Erfolg vorhanden sei.

Aus dem parlamentarischen Rechenschaftsbericht des Abgeordneten Bruhn interessiert die Mitteilung, daß die Partei dem Antrag auf Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu den Einzellandtagen aus dem Grunde nicht zugestimmt habe, um die Bewegungsfreiheit der Einzelstaaten, in denen die Verhältnisse ganz verschieden liegen, nicht einzuschnüren. In der öffentlichen Agitation spielt sich aber gerade die Reformpartei immer als Hauptgegnerin des reaktionären preußischen Dreiklassenwahlsystems auf; mit welchem Recht, zeigt diese hinterhaltige Stellungnahme auf dem Parteitag.

Bei der Programmrevision wurde die Stellung zur Judenfrage in einigen nebensächlichen Punkten abgeändert. Die zu diesem Zweck eingesetzte Kommission hatte beantragt, die ersten Worte „Aufhebung der Gleichberechtigung der in Deutschland lebenden Juden“ als in absehbarer Zeit unerreichbar zu streichen und dafür das Fernhalten derselben von gewissen Berufsarten zu betonen. Es wurde jedoch von verschiedenen Seiten erklärt, als letztes Ziel müsse die Aufhebung der Gleichberechtigung immer im Auge behalten werden. Nach längerer Debatte wurde folgender Wortlaut des § 19 angenommen:

„Aufhebung der Gleichberechtigung der in Deutschland lebenden Juden: Fernhaltung der Juden von allen Berufen, in denen ihre Betätigung wegen ihrer Eigenart für unsere Kulturentwicklung schädlich ist, insbesondere Ausschluß von den gesetzgebenden Körperschaften, vom Richterstande, vom Offizierstande und vom Berufe eines Lehrers an öffentlichen Schulen, die von Kindern germanischen Stammes besucht werden, Fernhaltung jüdischer Kinder aus den öffentlichen Schulen für Kinder germanischen Stammes, Zulassung der Juden zu den Berufen des Rechtsanwalts oder Notars, des Arztes nur nach der Kopfzahl ihrer in Deutschland ansässigen Rassegenossen, Verhinderung der Aenderung jüdischer Familiennamen, Führung einer Statistik über die in Deutschland lebenden Personen jüdischen Stammes, Erlaß eines Schächtverbots, wissenschaftliche Prüfung der jüdischen Religionsvorschriften.“

Außerdem wurde in einem besonderen Programmsatze die „Reinhaltung des Blutes unseres Volkes durch Schließung der Grenzen gegen Angehörige nichtgermanischer Völker, insbesondere durch Verbot der Einwanderung von Juden und von slawischen wie italienischen Arbeitern“ gefordert.

Eine interessante Debatte entwickelte sich noch zum Schluß über die Frage der staatlichen Uebersetzung jüdischer Religionsvorschriften; die „Deutsche Reform“ berichtet darüber:

Sedlatek-Berlin empfahl einen darauf abzielenden Antrag, da man mit der Uebersetzung solcher Vorschriften nach seinen Erfahrungen gute Wirkungen erziele. Abg. Bäcker riet dringend ab. Man solle sich lieber auf Uebersetzungen von Männern verlassen, die man selbst für gewissenhaft und wahrheitsliebend halte. Eine staatliche Uebersetzung biete uns nicht die Gewähr der Zuverlässigkeit, da die staatlich auf diesem Gebiet als Fachmänner geltenden Juden und Judenfreunde böswillig oder nicht böswillig die fraglichen Stellen ganz harmlos deuten würden. Diese staatliche Uebersetzung, die dann nach unserer Ansicht Fälschungen enthalte, werde alsdann als Waffe gegen uns mißbraucht werden. Die eigentümliche Beschaffenheit der hebräischen Schrift gestatte eine anderen Sprachen unbekannte Vieldeutigkeit. Er habe es im Gerichtssaal erlebt, daß eine Einigung über Textstellen gar nicht möglich gewesen sei. Christaffers-Berlin stimmt dem zu. Es wurde infolgedessen auf die Forderung der staatlichen Uebersetzung verzichtet und § 19 in der obigen Fassung angenommen.

Mit andern Worten: Die Antisemiten wollen keine staatliche Uebersetzung, weil sie befürchten müssen, daß ihre blöden Behauptungen über den angeblichen staats- und gesellschaftsgefährlichen Inhalt der jüdischen Religionsbücher von der Wissenschaft unzweideutig widerlegt werden; deswegen soll nur geaichten Antisemiten die Uebersetzung übertragen werden, auf die man sich verlassen kann, daß sie ihre Arbeit im Sinne ihrer Mandanten „gewissenhaft“ verrichten. Eine feine Moral!

Minister Strauß.

(Aus einem amerikanischen Briefe.)

Seit einigen Tagen spricht man davon, daß Oskar Strauß Handelsminister werden solle. (Die Ernennung ist inzwischen erfolgt.) Strauß ist somit der erste Jude in den Vereinigten Staaten, der ein so hohes Amt erhielt. Es ist sowohl anläßlich seiner Ernennung als auch wegen seiner für einen Juden interessanten Laufbahn der Mühe wert, etwas über ihn und seine Ansichten mitzuteilen. Die Familie Strauß' stammt aus Bayern, wo seine Vorfahren Landwirte waren und noch sein Vater ein Gut besaß. Dieser Lazarus Strauß nahm an der Revolution im Jahre 1848 teil, wurde mit Karl Schurz bekannt und stand zu diesem in freundschaftlichen Beziehungen bis zu dessen Tode. Lazarus Strauß mußte aus Deutschland flüchten und ging nach Philadelphia. Es wurde ihm aber geraten nach dem Süden zu gehen, und im Jahre 1854 eröffnete er in Talboton im Staate Georgia einen Laden. Er hatte damals drei Söhne: Isidor, der 9, Nathan, der 6, und Oskar, der noch nicht 4 Jahre alt war. Die Familie war arm, so daß die Mutter beispielsweise die Kleider für die Kinder anfertigen und ihre Strümpfe stricken mußte. Vater Strauß nahm entschieden Stellung gegen die Sklaverei und zum Teil aus diesem Grunde zog er nach dem viel größeren Columbus in demselben Staate.

Infolge der kriegerischen Ereignisse kam Lazarus Strauß in Geldverlegenheit. Obwohl ihm ein Chef der Firma, der er 3000 Dollar schuldete, riet, sich nicht aller Mittel zu entblößen und mit 10 pCt. zu akkordieren, wie es die andern Kaufleute im Süden täten, erklärte Lazarus Strauß: Ich will meine ganze Schuld bezahlen. Ich erwarte nicht, meinen Kindern viel Vermögen zu hinterlassen, aber ich will ihnen einen ehrlichen Namen vererben. Mit dem geringen Reste seines Barvermögens begründete Strauß ein Porzellangeschäft.

Alle drei Söhne dieses Mannes haben es zu Einfluß und Ansehen gebracht. Nathan Strauß, der die armen Kinder New-Yorks mit sterilisierter Milch, ihre Eltern mit Kohlen im Winter und die Obdachlosen mit Asylen versorgt hat, war beispielsweise als Kandidat für den New Yorker Bürgermeisterposten aufgestellt. Isidor Strauß wurde Kongreßmitglied und war mitbeteiligt an der Herstellung des Wilsontarifs. Der bedeutendste aber ist Oskar Strauß, der Kaufmann, Verfasser mehrerer staatswissenschaftlicher Werke, Mitglied des permanenten Haager Schiedsgerichtshofs ist und zweimal amerikanischer Gesandter in Konstantinopel war.

Was waren nun die hauptsächlichsten Taten des jüdischen Gesandten in Konstantinopel? Damals war christlichen Kolporteuren verboten worden Bibeln und Traktätchen in der Türkei zu verteilen. Es schien unmöglich da Abhülfe zu schaffen. Aber Strauß, der jüdische Gesandte, fand doch ein Mittel, dem christlichen Missionswesen zu helfen. Er stellte nämlich auf der Pforte vor, daß die Kolporteure auch Bibeln verkauften, und daß eine Verhinderung dieses Geschäfts eine Verletzung des Handelsvertrages bedeute. So setzte er durch, daß die christlichen Schriften wieder verteilt werden durften und daß auch 50 gewaltsam geschlossene christliche Schulen wieder eröffnet wurden. Präsident Cleveland dankte dem Gesandten für diesen Erfolg und auch der Evangelische Bund in England ließ ihm durch Vermittelung Lord Salisburys eine Anerkennung zukommen. Das zweite Mal gelang es Strauß, mit dem Sultan in einem ernsteren Konflikt fertig zu werden. Armenische Christen waren massakriert und für 90 000 Dollar Missionsbesitz vernichtet worden. Strauß erklärte dem Sultan, der Konflikt könne durch einen Krieg oder durch friedliche Mittel schnell erledigt werden. Er schlug ein Schiedsgericht vor, bemerkte jedoch, daß dieses dann auch eine Untersuchung wegen der Metzeleien

veranstalten würde. Strauß wußte wohl, daß der Sultan eine solche Untersuchung nie zulassen würde. In der Tat entschloß sich der Sultan schnell die amerikanischen Ansprüche zu befriedigen.

Interessant sind die Ansichten des praktisch und politisch erfahrenen Mannes über die angeblichen kaufmännischen Erfolge der Juden. Man hat diese Erfolge ebenso wie den Reichtum der Juden nach seiner Meinung sehr übertrieben. John Rockefeller oder Andrew Carnegie, sagt er, sind bei weitem reicher als alle reiche Juden Amerikas zusammen. Die Juden geben viel für sich und andere aus, und darum wird ihr Reichtum überschätzt. Man macht viel Aufhebens von ihrer Begabung für den Handel. Man vergißt nur, daß den Juden Landwirtschaft und Handwerk verboten waren, und daß sie gezwungen waren sich den Verhältnissen zu fügen und die ihnen offen gelassenen wenigen Gelegenheiten zum Broterwerb auszunutzen. Prüfen wir einmal den Handelsinstinkt, den sie angeblich besitzen. Unter Richard I. suchten 500 Juden Schutz in der Burg von York. Da sie nicht stark genug waren sich zu verteidigen, töteten sie ihre Frauen und Kinder, warfen die Leichen über die Mauern unter den Pöbel, legten Feuer an die Burg und verbrannten so bei lebendigem Leibe. Der Adel, der den Juden Geld schuldete, machte sich schnell über die Schuldverschreibungen her und verbrannte sie vor dem Altar in der Kathedrale. Die Geschichte weiß von sehr vielen solchen barbarischen Vorgängen und Fällen der Selbstaufopferung zu erzählen. In diesen Fällen dürfte aber der Handelsgeist eher auf der anderen Seite gewesen sein. Seit undenklichen Zeiten wurden die Juden verfolgt, beraubt und massakriert, aber ihre Traditionen und Ideale haben sie nicht preisgegeben. Wären sie wirklich die materiellen Menschen, für die sie gehalten werden, dann hätten sie sich längst Ruhe und Frieden erkauft. Sie würden zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten sein, und sie wären selbst in Rußland gesichert. Aber lieber als das tun, gehen sie bis an die Pforten der Hölle. Nicht praktisch und materiell, sondern idealistisch gesinnt sind die Juden. Die Folge ist, daß die Juden nur um so zäher und langlebiger geworden sind; ihre Feinde haben sie stark gemacht und sie ganz wunderbar für den Kampf ums Dasein gewappnet, gleichviel in welchem Teile der Welt sie ihn zu kämpfen haben.

Auf eine Bemerkung, daß die Juden doch wohl vorzugsweise geschickte Kaufleute sein müssen, da die zahlreichen jüdischen Firmen auf dem Broadway dies beweisen, erwiderte Strauß: Vor Jahren haben die Amerikaner die rohe und schwere Arbeit der Nation verrichtet. Dann kamen die Irländer und die Amerikaner zogen sich zurück. Später wieder kamen die Italiener in Schwärmen herbei, und die Iren konnten avanzieren. Als der Broadway noch viel kleiner war, als er jetzt ist, gab es nur amerikanische Firmen. Aber diese alten Kaufleute sind reich geworden, wollten nicht länger mehr kleine Ladeninhaber sein und sie wurden Bankiers und Fabrikanten. Jetzt haben die Juden ihre Läden. Nach einer gewissen Zeit werden die jüdischen Firmen des Broadway verschwinden, um anderen, vielleicht italienischen Firmen Platz zu machen.

Der populärste jüdische Staatsmann in den Vereinigten Staaten nächst Strauß dürfte Simon Wolf sein, der in einigen Tagen seinen siebzigsten Geburtstag feiert. Auch er stammt aus Deutschland und zwar gleichfalls aus Bayern. Präsident Grant verlieh ihm einen wichtigen Staatsposten. Auf seinen Rat hatte Grant, als Rumänien die ganze zivilisierte Welt durch Judenverfolgungen herausgefordert und sogar Rußland veranlaßt hatte, sich dem europäischen Proteste gegen die barbarischen Maßregeln anzuschließen, einen Juden — Peixoto — zum amerikanischen Konsul ernannt, um so den Bojaren eine Lektion zu erteilen. Später ernannte Grant Simon Wolf zum Generalkonsul in Egypten. Loyaler als so viele Germanen, blieb er auch in Amerika ein guter Deutscher, war tätig für das deutsche Waisenhaus, Mitglied des Schützenvereins und vieler anderer deutscher Vereine. Das hinderte ihn nicht, zu allen Zeiten mit Wort und Tat und Schrift für die Interessen der Juden einzutreten. Er findet stets Zutritt und Gehör bei der Regierung und war infolgedessen im Stande, sehr viel für jüdische Einwanderer aus Rußland zu tun.

Obrigkeitliche Organisation der Pogrome.

In dem Prozeß gegen den Arbeiterdeputiertenrat erklärte in der am 25. Oktober in Petersburg stattgehabten Verhandlung der Verteidiger Rechtsanwalt Grusenberg, er besitze die Kopie eines Schreibens des früheren Direktors des Polizeidepartements und späteren Gouverneurs von Estland, Lopuchin, vom 27. Juni 1906, worin dieser dem Ministerpräsidenten Stolypin Mitteilungen über die Organisation eines Pogroms gegen die Juden und die Intelligenz von Petersburg im Oktober 1905 durch die Obrigkeit mit Hilfe des „Schwarzen Hunderts“ macht. Auf Ersuchen des Präsidenten unterließ der Verteidiger die Verlesung des Briefes, beschränkte sich auf bloße Mitteilungen und beantragte Vorladung Lopuchins als Zeuge. Er könne vor Gericht bestätigen, der Direktor des Polizeidepartements, Ratschkowski, habe im Departement gedruckte Proklamationen, in Petersburg durch den bekannten Führer des „Verbandes russischer Leute“, Dobrowin, in Moskau durch den Redakteur der „Rossija Wjedomosti“, Gringmut, in Orel durch einen Beamten des Generalgouverneurs, in Wilna durch den Polizeimeister, verbreiten lassen. Ratschkowski habe die Polizei des Reiches geleitet, nachdem er längst durch kaiserlichen Befehl seines Postens enthoben war. — In der nächsten Sitzung erklärten die Verteidiger, daß sie die Verteidigung niederlegten wegen der Weigerung des Gerichts, Lopuchin als Zeugen vorzuladen. Die Verteidiger verließen hierauf demonstrativ den Saal und die Angeklagten erklärten, sie erachteten es als zwecklos, der Verhandlung beizuwohnen, sie bäten darum, ins Gefängnis zurückgeführt zu werden. Das Gericht beschloß, diesem Ersuchen nachzukommen und die Verhandlung in Abwesenheit der Angeklagten fortzusetzen.

Der wesentliche Inhalt des Schreibens Lopuchins an Stolypin liegt in einem Berichte vor, den die „Russische Korrespondenz“ aus Petersburg erhalten hat. Lopuchin sagt darin in vollster Uebereinstimmung mit den vorhergegangenen Enthüllungen des Fürsten Urussow:

Durch Schreiben vom 26. Mai teilte ich Eurer Exzellenz mit, daß der Bericht des Beamten des Palizeidepartements Makaraw, der die Tatsache aufgedeckt hat, daß Beamte seines Departements Pagrams arganisierten, van mir der Zeitung „Rjetsch“ übergeben warden ist. Ich tat diesen Schritt, da ich überzeugt war, daß die Reichsduma, wenn sie von der Presse gut unterrichtet wird, systematische Varbereitungen zu Pagroms unmöglich machen werde. Ich teilte Ihnen diese mit, damit diese Indiskretian nicht anderen zur Last gelegt werde. Ich glaubte nicht, daß nach Veröffentlichung des Berichts Makaraws die Wahrheit über die Pagramorganisatian Eurer Exzellenz verborgen bleiben werde. Nach der Dumasitzung vom 21. Juni ersah ich aber, daß van Ihren Untergebenen die Wahrheit über die Sachlage entstellt warden ist. Die Tatsachen sind falgende: Im Januar wurde ich durch Bekannte auf die Progromvarbereitungen aufmerksam gemacht und um Hilfe gebeten Nachfarschungen überzeugten mich, daß Regierungsbehörden tatsächlich an der Pogramarganisatian beteiligt waren. Ich kam auf die Spur einer Druckerei im Polizeidepartement. In einem Gespräch vam 2. Februar über die Lage der Juden bestätigte mir Graf Witte die Existenz solcher Herausfarderungen durch die Regierungsbehörden. Graf Witte beauftragte mich, als Beamten des Ministeriums des Innern, mit Nachfarschungen über diese Sache. Ich stellte falgendes fest: Nach dem 30. Oktober unternahm der Chef der palitischen Abteilung des Palizeidepartements Ratschkowski um die reaktianären Stimmungen in der Gesellschaft zu unterstützen, die Verbreitung der betreffenden aufreizenden Aufrufe, die von einem Gendarmerieaffizier auf einer Druckmaschine im Lokal der Petersburger Gendarmerieverwaltung gedruckt wurden. Ich hatte

einen dort gedruckten Aufruf an die Arbeiter in Händen, der Mißtrauen gegen die Arbeiterführer zu erregen suchte durch die Behauptung, daß die Führer Arbeitergelder veruntreuen. Die den Revolutionären abgenommene Druckerpresse erwies sich bald als ungenügend, und es wurde aus Mitteln des Polizeidepartements eine neue Maschine angeschafft. Sie war im Polizeidepartement untergebracht und befand sich unter der Aufsicht des Gendarmerie-Rittmeisters Kommissarow. Auf ihr wurde im Dezember 1905 und im Januar 1906 eine große Anzahl Aufrufe gedruckt, in denen Andersgläubige, hauptsächlich Juden, revolutionärer Agitationen beschuldigt und zum Kampf gegen sie aufgefordert wurde. In meinen Händen waren vier solche Aufrufe, von diesen einer besonders verbrecherisch, der sich an die Soldaten wandte und sie gegen Polen, Armenier, Juden anstachelte. Solcher Aufrufe wurden Tausende gedruckt. 5000 Stück an Soldaten wurden durch Beamte zum Wilnaer Generalgouverneur Schoott nach Wilna gebracht, der sie teils selbst verbreitete, teils dem Polizeimeister übergab. Gegen den 28. Januar telegraphierte der Polizeimeister an das Polizeidepartement und erbat eine neue Partie Aufrufe, da sie Erfolg hätten. Derselbe Aufruf wurde in Tausenden von Exemplaren dem nach Kursk abkommandierten Agenten der Geheimpolizei Michailow gesandt, der später gleichfalls eine zweite Partie forderte. In Petersburg verbreitete das Polizeidepartement Aufrufe durch Dobrowin und den Verband des Russischen Volkes. In Moskau durch den Redakteur der „Mosk. Wjed.", Gringmuth. In anderen Städten durch die Polizei und die Gendarmen. Alle diese Tatsachen und die Exemplare des Aufrufes übergab ich dem Grafen Witte, der Kommissarow zu sich berief. Dieser bestätigte alles von mir Mitgeteilte und erklärte: Er habe auf Befehl Ratschkowskis gehandelt und die Aufrufe nur dann in Druck gegeben, wenn sie vom Direktor des Polizeidepartements Wuitsch selbst bestätigt gewesen seien. Abgesehen von alledem, hat man Eurer Exzellenz auch nicht mitgeteilt, daß Ratschkowski an der Spitze der politischen Abteilung des Departements bis Ende April verblieb, daß er offiziell dieser Stellung durch schriftlichen Befehl zwar enthoben, tatsächlich aber wieder an die Spitze der gesamten Geheimpolizei gestellt und beauftragt wurde, im Regierungsinteresse die konservativen Organisationen auszunutzen. Eurer Exzellenz wurde ferner fälschlich mitgeteilt, daß Rittmeister Budogowsky, der Pogromorganisator in Alexandrowsk, nach Petersburg berufen wurde und zwar sofort nach Entdeckung seiner Pogromvorbereitungen, und daß ihm ein Verweis erteilt worden sei. Ferner wurde fälschlich behauptet, daß das Polizeidepartement sofort nach Entdeckung der Pogromvorbereitungen auf eigenen Antrieb an die Lokalbehörden telegraphiert und Maßregeln gegen die Pogroms gefordert habe. Dies alles behauptete Euere Exzellenz in der Duma-Rede. Budogowsky ist aber nach Petersburg nicht im Dezember berufen worden, als er vom Erfolge seiner Pogrompropaganda an das Polizeidepartement berichtete, sondern erst im Februar oder im März und zwar auf die ausdrückliche Forderung des Grafen Witte hin, daß die Tätigkeit solcher offizieller Pogromorganisatoren einzustellen sei. Weiter führt Lopuchin aus, es befänden sich angesichts der bestehenden Organisationen der Geheimpolizei die Minister und die Zentralbehörden vollständig in den Händen von Polizisten, Gendarmen und Geheimagenten, die damit unkontrollierbare Herren über das Schicksal des ganzen Landes werden und offen ihre eigene Politik treiben, gegen die das Ministerium machtlos sei. Trepow, zum Palastkommandanten erhoben, habe besondere Mittel zur Unterhaltung einer Spitzelagentur erhalten; man habe ihm auf dem Polizeidepartement alle nicht nur einlaufenden, sondern auch auslaufenden wichtigen Dokumente bei vollständiger Beiseitesetzung des Ministeriums des Innern ausgeliefert. Lopuchins Schreiben schließt mit den Worten: „Nach allgemeiner Ueberzeugung ist diese zweite geheime Regierung viel mächtiger als das Ministerium."

Die „Russ. Korresp." macht hierzu die Bemerkung: Nach dem Tode Trepows sind andere Persönlichkeiten in der unmittelbaren Umgebung des Zaren vorhanden, die genau in der früheren Weise die Schwarzen Banden gegen alle oppositionellen Elemente benutzen. Ob die Minister Witte oder Stolypin heißen, sie sind, selbst wenn sie wollten, unvermögend, diese geheime Politik der beschützten Kamarilla zu verhindern.

Aus dem antisemitischen Lager.

Vom antisemitischen Klingbeutel. „Schackspende", „Wartburgspende", „Henningsenspende" — die Sache macht sich! — Es wird immer weiter gefochten — wenn eins nicht mehr zieht, kommt das andere heran. Drum lautet der neueste antisemitische Bettelaufruf auf den Namen „Henningsen". Wer ist Henningsen? Eine antisemitische Leuchte: Redakteur, Verleger, Generalsekretär, Organisator und Wanderredner sowie last not least Reichstagskandidat. Sein Spezialfach ist der Wanderredner. Wie der Ablaßmönch Tetzel zieht er durch die Lande und wirbt Schäfchen für den antisemitischen Himmel; Stück für Stück einen Taler Mitgliedsgeld. Dieser Heilige sollte ein Denkmal erhalten, nicht aus Stein, denn das kostet Geld und bringt nichts ein. Und so wurde flugs ein Aufruf erlassen, ein Lockruf um schnödes Geld; in religiöse Form eingekleidet — Ehre dem Ehre gebührt — schnorrt man also für die „Henningsenspende":

Eine Henningsenspende!

„Was wir ihm spenden sollen, unserm „General", dem unermüdlichen Werber im Süden, im Norden, in der Westmark und im Elb-Saalegau? 10 000 Kernsoldaten zum Parteitag 1907 fest und unverbrüchlich um unsere Fahne geschart! — Jetzt kämpfender Antisemitismus zeige was du leisten kannst, denn die Saat ist reif zum Schneiden!"

Die Schäfchen sind reif zur Schur — und sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel springt, das sagt der Aufruf nicht wörtlich, aber man kann es aus der Fortsetzung gut vergleichen, wie man sich bemüht hat, das Vorbild zu erreichen. Es heißt dann wörtlich weiter im Aufruf:

„Zum Kriegführen gehören goldene Linsen, das wußte man schon vor Montecuculi. Wie vermagst du zu siegen, wenn nicht die Taler springen. (Tetzel redivivus. D. R.)"

Ja — die Antisemiten geben sogar einen Leitfaden zum Schnorren dazu, an dem sich die gerissensten Bettelbrieffabrikanten und Schnorrer ein Beispiel nehmen können. Man merke sich das Konzept:

„Wie gewinne ich neue Männer? — Da heißt es eben nicht locker lassen, da darf man sich nicht genügen lassen, wenn der bearbeitende Mann sagt: „Na gut, ich will gelegentlich 2c." Nicht „gelegentlich", das heißt meistens „nie", sondern sofort. 3 Mark als Beitrag für ein halbes Jahr oder 2 Mark als Fördererbeitrag für ein ganzes Jahr hat einer immer schon bei sich. Ist es nicht so, dann legt man sie für ihn aus, oder „spendet" sie gar. Es mag schon noch andere und bessere Wege (!) geben. Der Erfolg ist die Hauptsache. Das breite Feld liegt voller Garben. Wer hilft mit, daß Millionen von Herzen im **heiligen** Feuer entbrennen?

Wenn das nicht zieht, zieht gar nichts mehr!

= **Aus dem Reichstagswahlkreise Eschwege-Schmalkalden** wird uns geschrieben: Von der freisinnigen Volkspartei war, wie berichtet wurde, Protest gegen die Wahl des antisemitischen Abgeordneten Raab eingelegt worden. Die Wahlprüfungskommission des Reichstags hatte vom Regierungspräsidenten von Kassel Auskunft eingeholt, ob die dem sozialdemokratischen Reichstagskandidaten Hugo für seine Angehörigen gewährte Krankenhausunterstützung eine Armenunterstützung im Sinne des Wahlgesetzes sei. Der Regierungspräsident von Kassel hat nun bei den in Betracht kommenden Stellen Information eingeholt und die Antwort wird der Wahlprüfungskommission bei Eröffnung des Reichstags im November vorliegen. Dem „Eschweger Tageblatt" wird von unterrichteter Seite mitgeteilt, daß die Antwort derart laute, daß die Voraussetzung für die Ungültigkeitserklärung des Raabschen Mandats nicht vorliege. Die Bestätigung dieser Meldung bleibt abzuwarten. Drei Jahre hat es bereits gedauert, bis man in Sachen der angefochtenen Raab'schen Wahl etwas unternommen hat. Im vierten wird hoffentlich die Angelegenheit geklärt werden.

□ **Aus dem Reichstagswahlkreise Weimar** wird uns geschrieben: Die in Nr. 43 der „Mitteilungen" gebrachte Nachricht, daß eine Vertrauensmännerversammlung der Vertreter der Christlichsozialen, Konservativen, Mittelstandsvereinigung und des Bundes der Landwirte den deutschsozialen Oberamtsrichter Gräf aus Geisa zum Reichstagskandidaten proklamiert haben, bedarf noch der

Erläuterung. Die Einberufung der Versammlung kam von der deutschsozialen Partei, die ja bekanntlich in Thüringen den Antisemitismus allein gepachtet hat und, wie schon vor einiger Zeit an dieser Stelle berichtet wurde, im Großherzogtum Sachsen-Weimar neben Eisenach den zweiten Wahlkreis für den Reichstag erobern möchte. An die obenerwähnten Parteien waren von dem Reichstagsabgeordneten Lattmann Einladungen ergangen. Anwesend waren 50 Personen. Nun wurde, und zwar in anscheinend von antisemitischer Seite inspirierten Preßnotizen behauptet, das Kartell unter antisemitischer Aegide sei perfekt geworden. Das entspricht nicht ganz den Tatsachen. Zunächst haben sich nur die Mitglieder der deutsch sozialen Partei und die antisemitischen Mittelstandsvereinler mit der Kandidatur Gräf einverstanden erklärt, während sowohl die Konservativen, als auch der Bund der Landwirte sich ihre Entschlüsse vorbehalten haben. Beschlossen wurde von diesen Parteien nur, demnächst zu der antisemitischen Kandidatur Stellung zu nehmen. Somit kann man auch noch nicht von einem Kartell sprechen und behaupten, daß Gräf als Kandidat proklamiert worden ist. Vielmehr ist diese Nachricht ein antisemitischer Fühler gewesen, der dann von Weimar aus weiter lanziert wurde.

Bemerkenswert an der Kandidatur ist, daß wieder ein Richter aus dem Großherzogtum sich als Antisemit aufstellen läßt. Noch vor wenigen Monaten erregte die Kandidatur des Oberlandesgerichtsrats v. Richthofen-Jena, der in Marburg kandidiert, Aufsehen. Dieses Umsichgreifen des Antisemitismus in Richterkreisen ist doppelt betrübend. Vor wenigen Tagen hat der Antisemit Pückler in einer Weise von den deutschen Richtern öffentlich gesprochen, daß man meinen sollte, ein Paktieren mit derartigen Elementen wäre den politisch anständigen Richtern eigentlich unmöglich.

Antisemitismus und Zentrum. In der „Augsb. Postztg." lesen wir:

„Der Führer der Antisemiten in München, Ludwig Wenng, ist zugleich Geschäftsführer des Bundes der Landwirte, und war seit etwa einem Monat dem „Bayerischen Kurier" attachiert als Mitarbeiter für Münchener Gemeindepolitik. Die letztere Funktion hat Hr. Wenng jetzt niedergelegt, da sich in Zentrumskreisen allgemeiner Unwille gegen diese Mitarbeit Wenngs geltend gemacht hat. Der Vorgang beansprucht ein allgemeines politisches Interesse; deshalb muß er hier behandelt werden. Bei den letzten Gemeindewahlen im Dezember 1905 hatte das Zentrum in München leider einen Kompromiß mit den Antisemiten geschlossen. Er ist schlimm ausgegangen. Die „Augsb. Postztg." hat den Kompromiß entschieden mißbilligt und hält noch jetzt an ihrem Urteil fest. . . . Es ist dann so gegangen wie 1893 bei den Reichstagswahlen, wo die Zentrumspartei in München eine Liaison mit den Antisemiten hatte und viel schlechter abschnitt als je zuvor."

Die Verschmelzung des hessischen Bauernbundes mit dem Bund der Landwirte, dem „Lügendeutelbund", wie ihn der einstige hessische „Bauernkönig" und antisemitische Reichstagsabg. Dr. Böckel s. Zt. charakterisierte, hat dem Bunde der Landwirte die erhofften parteipolitischen Vorteile bisher nicht gebracht. Es wird nämlich jetzt unwiderleglich festgestellt, daß an den großen Erfolgen, die der Bund der Landwirte nach den Behauptungen seiner Preßorgane bei den jüngsten Wahlen zur hessischen Landwirtschaftskammer erzielt haben sollte, kein wahres Wort ist. Die Geschäftsstelle des Bundes in Frankfurt a. M. war so unvorsichtig gewesen, einem anderen agrarischen Blatt gegenüber zu behaupten, eine „Schattierung" zwischen dem Bauernbunde und dem Bunde der Landwirte gebe es jetzt in Hessen nicht mehr. Vielmehr sei der Bauernbund völlig im Landbunde aufgegangen; es seien auch der Hauptsache nach nur Mitglieder des Bundes der Landwirte gewählt worden. Daraufhin wird jetzt von der Gegenseite festgestellt, daß die ehemaligen Mitglieder des Bauernbundes den zwischen ihnen bestehenden näheren Zusammenhang nicht aufgegeben haben, und fast sämtliche Gewählte feien Anhänger des ehemaligen Bauernbundes, während die Herren, die von jeher nur dem Bunde der Landwirte angehörten, entweder gar nicht aufgestellt, oder bei der Wahl unterlegen seien.

Pückler-Versammlungen. Unglaubliche Schmähungen hat Graf Pückler in der von ihm am 24. Oktober in einem Lokal der Perlebergerstraße in Berlin veranstalteten Versammlung gegen die preußischen Richter, die Polizeileutnants und den Deutschen Kaiser gerichtet. Zur Kennzeichnung der Tonart, deren sich der „vornehme" Herr Graf bediente, geben wir aus einem ausführlichen Berichte, der der „Volksztg." über die Versammlung zugegangen ist, folgendes wieder: „Drei Monate Gefängnis, die sie mir am Sonnabend wieder aufgebrummt haben," so polterte der Dreschgraf, „sind der Dank für meine aufopfernde und hingebende Tätigkeit. Ist das nicht großartig? Die deutschen Behörden sind auf dem besten Wege, die letzten Vorkämpfer des Deutschtums zu ruinieren. Um das letzte gegen mich ergangene dumme und alberne Urteil(!) zu verkünden, haben die „Lümmels in Moabit uns fünf Stunden warten lassen. Diese Leute haben keine Manieren und wissen nicht, wie man anständige Bürger zu behandeln hat. Drei Monate — das ist eine Roheit, Niedertracht, Nichtswürdigkeit, Gemeinheit, eine ganz verfluchte Unverschämtheit; das können nur Leute fertig bringen, die keinen Ernst und Charakter haben. Warum wird denn der Hauptmann von Köpenick nicht angeklagt? Weil sie ihn nicht kriegen, denn dazu sind die Herren in Moabit viel zu borniert, viel zu blödsinnig! Wenn es gilt, anständige Leute ins Unglück zu stürzen, dann werden diese Lümmels am Landgericht munter. Der Vorsitzende des Gerichts, Rosenberg, hatte eine Visage, die keineswegs einwandsfrei war. Von einem Staatsanwalt läßt man sich etwas Blech wohl schon gefallen, aber gar zu viel, wie es mir dort geboten wurde, ist doch ungesund." (Hier erhob sich der überwachende Polizeileutnant und drohte mit der Auflösung, wenn in dieser beleidigenden Weise fortgefahren werde.) . . . „Nun gut," fuhr der Graf fort, „jetzt werde ich mich mit den Polizeileutnants beschäftigen. Die Polizeileutnants, die vor Gericht verhört wurden, stellten teilweise meine Versammlungen hin, als seien es reine Parodietheater. Ist das nicht eine Beleidigung? Einige Polizeileutnants sind ja allerdings bei ihrer Vernehmung für mich eingetreten, aber die Mehrzahl scheint von der Natur sehr wenig Verstand mitbekommen zu haben. Aus der einen „Saubude" bin ich erst kürzlich herausgekommen, um nun demnächst wieder in eine andere „Saubude" zu wandern. In Weichselmünde hoffte ich auf meine Begnadigung, zumal gerade in jener Zeit der Kaiser bei meinem Bruder in Schlesien auf Besuch weilte. Was wollte er denn eigentlich dort? Wenn der Kaiser Stellung nehmen will zu unserer Familie, dann muß auch ich unter allen Umständen bei diesem Besuche zugegen sein. Ich bin derjenige Ritter, der jetzt im politischen Leben am meisten hervortritt. Zu mir muß der Kaiser Stellung nehmen, wenn er etwas erreichen will. Er hätte seinen Adjutanten zu mir auf die Festung schicken und mich bitten lassen müssen, zu ihm zu kommen. Ich würde ihm zeigen, wie das Staatsschiff am besten geleitet werden könne. Wir Pückler ersuchen daher den Kaiser, seine Besuche bei uns zu unterlassen. Besuche kosten Geld. Dieser letzte Spaß hat meinem Bruder mindestens 20 000 Mark gekostet. Die Politik des Kaisers ist mir überhaupt vollkommen rätselhaft. Die Hohenzollern müssen konservativ regieren, oder sie werden in einigen Jahren nicht mehr sein. Lucanus, der „Schreiber", ist ein höchst liberaler Mann, der die Begnadigung des Levy durchgesetzt hat. Und nun der famose Dernburg! Wie konnte man einen so traurigen und schäbigen Juden nur zum Kolonialdirektor machen?" Bei dieser

Wendung löste der überwachende Polizeioffizier die Versammlung auf.

Zu der Versammlung, die am 29. Oktober in Kellers Festsälen, Koppenstraße, tagte, erschien Graf Pückler ziemlich spät; er hätte nämlich — wie er berichtete — einen bösen Automobilunfall erlitten. Die von ihm und seinen Begleitern benutzte Automobildroschke war mit einem Straßenbahnwagen zusammengestoßen, und zwar mit solcher Gewalt, daß der frühere famose Versammlungsleiter Weißenborn aufs Pflaster geschleudert wurde und schwere Kopfwunden erlitt, so daß er zur Unfallstation geschafft werden mußte. Pückler selbst wurde gegen seinen Nachbar geworfen und erlitt nur leichte Hautabschürfungen. Er benutzte dies Vorkommnis in seiner Rede, um in schwülstigen Phrasen darauf hinzuweisen, daß er als Retter Deutschlands unter dem ganz besonderen Schutz des Himmels stehe. Seine ganze Rede war wohl als Nachwirkung der ausgestandenen Angst recht zahm gehalten und triefte von widerlicher Frömmelei.

×× **Der antisemitische Turnerbund** zählt nach seiner eigenen letzten Aufstellung im Ganzen 143 Vereine mit 12 924 Vereinsangehörigen. Von diesen fast 13 000 Vereinsangehörigen sind aber nur 5482 ausübende Turner. Dem Bunde gehören neun Gaue an und zwar 1. Der niederösterreichische Turngau mit 36 Vereinen. 2. Der deutsche Turngau „Jahn" für Nordböhmen mit 10 Vereinen. 3. Der Alpenturngau mit 26 Vereinen. 4. Der Gau Brandenburg mit 20 Vereinen und 1261 Mitgliedern, wovon 727 Turner sind. Der größte Verein dieses Gaues ist der „Deutsche Verein" in Berlin, der 216 Vereinsangehörige, aber nur 64 Turner zählt. In Berlin besitzt dieser Gau allein neun Vereine. 5. Der Gau Niedersachsen mit drei Vereinen. 6. Der Ostgau mit vier Vereinen. 7. Der ostfränkische Turngau mit 15 Vereinen. 8. Der Salzburg-Oberösterreichische Turngau mit 21 Vereinen und zum Schluß noch der Deutschtiroler Turngau mit acht Vereinen. Die drei größten Turnvereine sind: Der Turnverein Salzburg, der 650, der Turnverein Asch, der 644 und der Erste Wiener Turnverein, der 541 Mitglieder zählt.

Man sieht, die Antisemiten wissen durch Herbeiziehung sogenannter unterstützender Mitglieder die Zahl ihrer Turnbrüder etwas höher zu schrauben. Aber was macht dieses Häuflein von kaum 5500 Turnern oder sage man selbst 13000 Turnern antisemitischer Observanz gegenüber der großen deutschen Turnerschaft aus, die 100 000 Mitglieder zählt!

×× **Der „unpolitische" Verein Deutscher Studenten.** In Brandenburg an der Havel fand unlängst ein antisemitischer Handlungsgehilfenkongreß statt, zu dem man stolz als zum „I. Brandenburgischen Handlungsgehilfentage" eingeladen hatte, obgleich es natürlich keiner anderen kaufmännischen Organisation im geringsten einfiel, daran teilzunehmen. Statt dessen hatten sich zahlreiche politische antisemitische Vereine und Körperschaften vertreten lassen, so verschiedene Berliner deutschsoziale Gruppen, der Deutsche Volksbund, mehrere antisemitische Turnvereine usw. und auch der — „Verein Deutscher Studenten". Der V. D. St., der es stets leugnet, politische Ziele zu verfolgen, der sogar hin und wieder noch widerspricht, wenn man ihn antisemitisch nennt, sendet also unverfroren Delegierte zu einer Tagung der antisemitischen Handlungsgehilfen. Was sagt Herr Daude, der Universitätsrichter, der sonst so eifersüchtig darüber wacht, daß keiner „seiner" Studenten über den Rahmen der Universität hinaus sich öffentlich bemerkbar macht, zu dieser neuen Tätigkeit des von ihm verhätschelten V. D. St.? Als seinerzeit der „Sozialwissenschaftliche Studentenverein" bei einem Vortragsabende einer Dame in der Diskussion zu einigen politischen Erklärungen das Wort verstattete, da suspendierte Herr Daude diesen gefährlichen Verein. Als im vorigen Jahre achtzig von den 90 Korporationen der Universität sich zu einem Ausschuß zusammenschlossen und als solcher bei einer studentischen Feier auftraten, da geriet Herr Daude ganz mächtig in den Harnisch und drohte mit der Suspension. Jetzt sieht derselbe Herr, der sonst so feinfühlig ist, wenn sich ein paar Studenten mal angebliche Uebergriffe erlauben, gelassen zu, wie der V. D. St. mit anderen antisemitischen politischen Organisationen zur höheren Weihe der Tagungen Delegierte austauscht. Wenn der V. D. St. auf dieser Bahn weiter fortschreitet, so ist nächstens auch zu erwarten, daß er zu den Pückler-Versammlungen seine Chargierte in Wichs entsendet.

Vermischtes.

Antisemitische Bußen für jüdische Zwecke.

Man schreibt uns: „Wiederholt schon haben Antisemiten ihre Buße für Beleidigungen durch Geldzuwendungen für jüdische Zwecke beweisen müssen, wenn sie von Juden zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen wurden. Dies wiederholte sich in sehr drastischer Weise vor einigen Tagen im Bureau des Rechtsanwalts Willy Proskauer, Münzstr. 30. Hatte da ein Berliner Ansichtskartenhändler eine Forderung von 22 Mk. an einen Spandauer Kunden und wurde, als er bescheidentlich um Zahlung bat, mit den in antisemitischen Kreisen üblichen Liebenswürdigkeiten überhäuft. Schließlich warf ihm der biedere Spandauer das Geld vor die Füße, was der Lieferant nicht annahm. Einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wurde ohne weiteres Folge gegeben. Vor dem Verhandlungstermin erschien bei dem Kläger ein Abgesandter des Angeklagten, wurde aber an den Rechtsbeistand gewiesen. Dieser stellte als Bedingung zur Rücknahme der Klage: „Erstattung sämtlicher Kosten und Zahlung von 100 Mk. an die jüdischen Ferienkolonien". Das schien dem Vermittler zu hart und da mußte der Inkulpat selbst antreten. Der machte nun den Vorschlag, er wolle dem Beleidigten ein großes Quantum Karten abkaufen, doch Herr Proskauer sprach seine Zweifel aus, ob sein Klient überhaupt noch mit derartigen Leuten Geschäfte machen wolle und bestand auf seiner Forderung, welcher prompt entsprochen wurde. Vivat sequens!"

Christentum und Judentum. Im Oktoberheft der „Deutschen Schule", dem wissenschaftlichen Organ des deutschen Lehrervereins, bespricht Dr. Görland in Hamburg die Schrift des Privatdozenten Bruno Bauch über „Luther und Kant". Dr. G. stellt sich mit B. auf den Standpunkt, „daß in Kant Luthers sittlich-religiöses Fühlen auf den Standpunkt der Vernunft gelangt ist", fährt dann aber fort, die Grenzfrage zwischen Juden- und Christentum folgendermaßen zu kritisieren:

„Wir dürfen das Bekenntnis, das an unserer Schätzung des Hauptteils der Schrift nichts ändert, nicht unterdrücken, daß uns die Bauchsche Darstellung des Verhältnisses des Judentums zum Christentum als höchst fatal anmutet. Wenn etwas es gewesen ist, das das Christentum reformationsfähig gehalten hat, wenn etwas die unkirchlichen Gottsucher reiner Sittlichkeit aus dem Christentum entstehen ließ, so war es das Judentum im Christentum als dessen guter Geist, der gewaltige sittliche Rigorismus des Gesetzes (und der prophetische Idealismus), diese unverlierbaren Grundlagen der Autonomie humaner Sittlichkeit. Das sollte vor allen ein Kantianer nicht vergessen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81, Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 45. Berlin, 7. November 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3876.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Der Antisemitismus in Oesterreich.

W i e n, den 4. November 1906.

Die Wahlreformvorlage hat den Wahlreformausschuß glücklich passiert und das österreichische Parlament wird schon in den nächsten Tagen mit der zweiten Lesung des Gesetzentwurfes beginnen. An dem Zustandekommen des wichtigen legislatorischen Werkes kann nicht mehr gezweifelt werden; der Feudalstaat Oesterreich gehört der Vergangenheit an, der Volks- oder Völkerstaat tritt in die Erscheinung. Dieser einschneidende Umwandlungsprozeß zwingt zur Ueberlegung der verschiedenen politischen Probleme und es ist an der Zeit, sich auch einmal mit dem Antisemitismus eingehend zu beschäftigen. Vor allem muß ein scharfer Unterschied zwischen dem Klerikalismus, der die Alpengebiete beherrscht und dem Antisemitismus schlechtweg gemacht werden. Der Klerikalismus ist unduldsam gegen jedes andere Glaubensbekenntnis, er eifert wider die Juden nicht mehr als gegen die Protestanten; die Protestantenvertreibungen aus Tirol beflecken ja die Geschichtsblätter des vorigen Jahrhunderts. Daß der Antisemitismus in den klerikalen Provinzen Oesterreichs keine übermäßige Rolle spielen kann, geht schon aus der Statistik hervor, die einen verschwindend geringen Prozentsatz von Juden ausweist. In Oberösterreich leben im ganzen 1200, in Salzburg 199, in Tirol und Vorarlberg 1100, in Steiermark 2280, in Kärnten 212 und in Krain 145 Israeliten. Diese Ziffern sagen klar und deutlich, daß die „Judenfrage" in diesen Ländern keine p o l i t i s c h e Bedeutung erlangen kann. Das politische Leben beherrscht sie eigentlich nur in Niederösterreich mit 157 000, in Böhmen mit 92 000, in Mähren mit 44 000, in Galizien mit 811 000 und in der Bukowina mit 96 000 Israeliten. Allein der Antisemitismus tritt in diesen Königreichen und Ländern in der mannigfachsten Form hervor, wie ja auch die allgemeinen Verhältnisse in jedem Kronlande grundverschieden sind. In N i e d e r ö s t e r r e i c h haben die Christlichsozialen die „Judenliberalen" erdrückt. In M ä h r e n nahmen die Juden bis in die letzte Zeit eine eigenartige Stellung ein. Das Kronland ist „gemischtspachig", das heißt: die Deutschen und Tschechen wohnen nicht abgesondert, sondern in buntem Durcheinander. Der politische Kampf war deshalb im ganzen Lande ein nationaler und die Juden wurden von beiden Nationen umworben. Der parteipolitische Antisemitismus erfuhr eine auffallende Dämpfung; die Deutsche Volkspartei und auch die Freialldeutschen stellten ihren Judenhaß bescheiden unter den Scheffel. Allerdings nur vor und in den Wahlzeiten. Nach den Wahlen wurden dann gewöhnlich von der unterlegenen Nation kleine Judenhetzen inszeniert. Das wird nun anders weeden. Für Mähren wuede ein ganz eigenartiges System dee Wahlkreiseinteilung geschaffen: Die beiden Volksstämme weeden künftig gesondert wählen und nicht mehr auf die Unterstützung der Juden angewiesen sein. Die Juden selbst sind gezwungen, sich entweder in den deutschen oder tschechischen Kataster einschreiben zu lassen und sich ein für allemale zu binden. In B ö h m e n, wo Tschechen und Deutschnationale getrennt leben, sorgt die neue Wahlkreiseinteilung für national einheitliche Wahlkreise, soweit das möglich ist; jedenfalls wurde die Abgrenzung so vorgenommen, daß der nationale Charakter des Wahlbezirkes feststeht und nicht erst in heißen Kämpfen entschieden werden muß. Es entsteht nun die Frage, welche Rückwirkungen diese Veränderungen in Böhmen und Mähren auf die Parteipolitik ausüben werden? Die Antwort läßt sich heute noch nicht geben. Ich glaube, daß der parteipolitische Antisemitismus in Oesterreich eher im Rückgange als im Aufstiege begriffen ist. Er zog seinerzeit seine sieghafte Kraft nicht so sehr aus dem Kampfe gegen die Juden, als aus seinem Sturm gegen den verhaßten Altliberalismus. In Niederösterreich und Wien wurzelt die christlichsoziale Spielart fest, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sich der Antisemitismus neue Gebiete erschließen wird. (Wenn die Christlichsozialen in Tirol eine Anzahl von Mandaten gewinnen sollten, so wäre das nicht ein Sieg des Antisemitismus, sondern ein Erfolg der „Jungklerikalen" gegenüber den „Altklerikalen", denn wir sahen bereits, daß die „Judenfrage" für das Alpengebiet keine Bedeutung habe.)

In G a l i z i e n und in der B u k o w i n a, wo 11 beziehungsweise 13 Prozent der Bevölkerung Juden sind, gehört die „Judenfrage" zu den wichtigsten Problemen. Bisher hatten sich die Verhältnisse in Galizien folgendermaßen entwickelt: Der Polenklub respektive das polnische Zentralwahlkomitee fand in den Juden gerngesehene Anhängee und Stützen. Von den vielen Parteigruppen, die im Polenklub zusammengefaßt sind, operieren bloß zwei und zwar die schwächsten, mit antisemitischen Schlagworten. Immerhin: der Antisemitismus — selbststrebend im polnischen Gewande — spielte in Galizien schon jetzt eine Rolle. Die Gestaltung der Dinge in der Zukunft ist schwer vorherzusagen. Die Juden Galiziens führen ein ganz anderes Kulturleben als die in Westeuropa, sie haben sich nur zum geringsten Teile assimiliert und halten im übrigen an ihren traditionellen Lebensgewohnheiten fest. Da in Galizien fünf oder sechs Mandate des allgemeinen Wahlrechts den Israeliten sicher sind, wird die jüdischnationale Parteipolitik mächtig in die Halme schießen. Sonst hängt alles

davon ab, wie sich die Juden in Westgalizien zur Polenfrage, in Ostgalizien zur Ruthenenfrage und in beiden Landesteilen zu den Kulturfragen stellen werden. Ziehen sie weiterhin an dem Schlepptau der Feudalen, dann werden die demokratischen Polen zu ihnen kaum ein freundliches Verhältnis gewinnen. Der galizische Bauer ist heute schon zum Teile von antisemitischen Anschauungen benebelt, denn er kommt vornehmlich mit dem jüdischen Pächter, Schnapsschenker und Krämer in Berührung und ahnt nicht, daß diese Menschen selbst nur Werkzeuge der Schlachzizen sind, die in ihren Adelssitzen in Krakau oder Lemberg ihren aristokratischen Luxus entfalten. In den Städten aber (die allerdings in Galizien recht sporadisch vorkommen) würden die Juden durch die Unterstützung der freiheitlichen polnischen (beziehungsweise ruthenischen) Parteien ihre Lage ungemein verbessern und ihr Ansehen heben. In der Bukowina bilden die Juden einen wichtigen politischen Faktor. In diesem kleinen Land, das nicht mehr als 730 000 Einwohner hat, sind sowohl die Deutschen als die Rumänen und Ruthenen stark und die Polen schwach vertreten. Vier Nationen ringen miteinander und die Juden — die von von den rein deutschen Gebieten abgesehen, heute noch national schwanken und, da sie die verschiedenen Landessprachen sprechen, gleichsam über den Streitenden stehen — werden von allen zur Hilfe gerufen. Daraus ergeben sich natürlich vielerlei Verdrießlichkeiten, denn jedes national verlorene Mandat wird den Israeliten, einerlei ob nun die Deutschen, Rumänen oder Ruthenen unterlegen sind, angekreidet. Andererseits kann der Antisemitismus in der Bukowina parteipolitisch doch nicht stark zum Ausdruck kommen.

Wir haben auf unseren flüchtigen Wanderungen durch die Königreiche und Länder Zisleithaniens lediglich den Einfluß ins Auge gefaßt, den die provinzialen Siedlungsverhältnisse auf die parteipolitische Entwicklung des Antisemitismus nehmen. Zur Abrundung des Bildes wäre noch die Betrachtung der sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen notwendig. Allein die ins Detail gehenden Untersuchungen würden heute zu weit führen und Gesamtdarstellungen könnten den Zweck nicht erreichen. Vielleicht kommen wir ein andermal darauf zurück. Jetzt wollen wir nur noch einen raschen Blick auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Antisemitismus werfen. Wir haben gesehen, daß für den Judenhaß als Bestandteil der Parteipolitik von vornherein ein großer Länderkomplex wegfällt. Für den gesellschaftlichen Antisemitismus gilt das nicht. Bei ihm kommt nicht bloß die Masse, sondern auch das Individuum in Betracht. Der gesellschaftliche Antisemitismus ist in Oesterreich leider ziemlich weit verbreitet, aber er gelangt im allgemeinen keineswegs so schroff zur Geltung, wie etwa in Deutschland. Der extreme Nationalismus — beispielsweise die seinerzeitige Hochflut der deutschnationalen Bewegung — ebenso wie der forcierte Parteiantisemitismus — zum Beispiel der Ausstieg der Wiener Christlichsozialen — fördert und vertieft immer den Judenhaß und bewirkt eine schärfere konfessionelle Scheidung im gesellschaftlichen Treiben. Glücklicherweise ist nun diese Hochkonjunktur der Unvernunft überwunden und die Gräben und Abgründe werden etwas enger. An ein Ausfüllen derselben ist leider vorderhand nicht zu denken.

rm.

Die Antisemiten in Hessen.

In dem antisemitischen Hexenkessel gährt und brodelt es wieder einmal, daß die Anhänger der verschiedenen antisemitischen Richtungen bald selber nicht mehr wissen werden, welcher Partei sie eigentlich angehören. Deutschsoziale, Reformer, Bauernbündler, Bund der Landwirte und antisemitische Nationalliberale, alles wirbelt bunt durcheinander. Der Ausfall der letzten Landwirtschaftskammerwahlen wirbelt in ländlichen Kreisen noch immer viel Staub auf. Die Geschäftsstelle des Bundes der Landwirte in Frankfurt a. M. hatte es, wie erwähnt, in Abrede gestellt, daß es im Bunde der Landwirte eine besondere Richtung des alten hessischen Bauernbundes, eine „Schattierung Bähr-Hirschel-Köhler" gebe, vielmehr sei der Bauernbund rechtmäßig aufgelöst und völlig im Bunde der Landwirte aufgegangen. Diese Darstellung des Sachverhalts hat die Frankfurter Geschäftsstelle für nötig befunden, nochmals in einem besonderen Rundschreiben an die Bundesvertrauensmänner zu betonen. Da sie in demselben nun auch vor einem „gewissen Reuter" warnt, der in Oberhessen die Landwirte „verwirre und mißtrauisch mache", erläßt der den Lesern der „Mitteilungen" aus früheren Jahrgängen wohlbekannte Herr Th. Reuther zu Offenbach a. M. in einem Flugblatt eine Gegenerklärung. In dieser stellt er zunächst fest, daß nach § 10 der Statuten des „Hessischen Bauernbundes", dessen Auflösung nur erfolgen kann, „durch einen in zwei Hauptversammlungen, zwischen denen ein Zeitraum von vier Wochen liegt, mit zwei Drittel Mehrheit gefaßten Beschluß". Dann fährt das Flugblatt fort:

„Es ist nun zwar in einer Vertrauensmännersitzung des hessischen Bauernbundes im März 1904 in Friedberg mit 11 gegen 7 Stimmen beschlossen worden, der Generalversammlung die Auflösung des Bauernbundes zu empfehlen. Die beiden Generalversammlungen haben aber bis jetzt noch nicht stattgefunden. Es kann daher von einer statutengemäßen Auflösung des Hessischen Bauernbundes keine Rede sein, was schon daraus hervorgeht, daß noch zahlreiche Ortsgruppen bestehen, die nicht zum Bund der Landwirte übergetreten sind."

Daß diese Behauptungen Reuthers nicht unbegründet sind, hat anscheinend der Ausgang der Landwirtschaftskammerwahlen bewiesen. Die „Schattierung Bähr", also die alten Bauernbündler, siegten auf der ganzen Linie, und zwar, wie die „Deutsche Reform" nochmals mit Genugtuung feststellt, zum Teil gegen die offiziellen Kandidaten des Bundes der Landwirte. Ueber letztere schreibt das Flugblatt folgendes:

„Wenn behauptet wird, daß es eine Schattierung Bähr-Hirschel-Köhler im Bunde der Landwirte nicht gebe, so ist es aber Tatsache, daß eine Schattierung Ortala-Lucke im Bunde besteht, und daß diese Schattierung bemüht ist, bei Wahlen die früheren nationalliberalen Gegner des Hessischen Bauernbundes zu begünstigen und die alten Anhänger des Hessischen Bauernbundes immer mehr zu verdrängen. Auch für die kommenden Reichstagswahlen wurde schon die Absicht laut, die früheren reformerischen aber bauernfreundlichen Abgeordneten durch „waschechte Bund der Landwirte-Mitglieder" zu ersetzen, und selbst wenn die Kandidaten hiezu aus Ostelbien geholt werden müssen."

Mit der „Waschechtheit" dieser dem Bunde der Landwirte angehörigen Nationalliberalen scheint es allerdings nicht weit her zu sein. Das Organ des Bundes der Landwirte für Süddeutschland bringt nämlich allerlei nette Enthüllungen über die die Wahl begleitenden Umstände, indem es schreibt:

„Große Verstimmung hat an zahlreichen Stellen die Art und Weise hervorgerufen, wie Herr Geh. Regierungsrat Haas für seine Kandidatur zur Landwirtschaftskammer bezw. zum Präsidenten derselben Propaganda machen ließ. — Ließ! Denn er selbst hielt sich im Hintergrunde und kam nicht aus seinem Versteck hervor. Dagegen spielte auf sein Kommando der ganze hessische Genossenschaftsapparat. Geldmittel wurden, wie es heißt, zu Wahlagitationszwecken von den Genossenschaften aufgebracht; Genossenschaftsbeamte reisten landauf und landab und agitierten. Kurz, es hatte den Anschein, als ob Herr Haas und seine Getreuen die Genossenschaften als politische Organisationen benützten und gegen den Bund der Landwirte auszuspielen versuchten."

Wenn diese Darstellung vielleicht auch einige Uebertreibungen enthält, so wird die Tatsache, daß die Genossenschaften politisch gemißbraucht worden sind, doch wohl kaum hinwegzudiskutieren sein. Ferner entwirft das bündlerische Blatt von der oben erwähnten antisemitischen Agitation Reuthers folgende nette Charakteristik:

„In der Wahlagitation tauchte im Haasschen Lager eine aus früheren Zeiten her bekannte Existenz wieder auf, über die wir noch einige Worte verlieren müssen. Ein gewisser Thomas Reuther, seines Zeichens ehemaliger Schriftsetzer und antisemitischer Wanderredner, ein Mann von wenig einnehmendem Aeußeren, machte sich in der Wahlbewegung zu schaffen. Sein Hauptagitationsmittel war, die Kleinen gegen die Großen zu hetzen und den hessischen Partikularisten herauszubeißen. Ein weiteres Agitationsmittelchen liegt auf dem Gebiete der *Rührseligkeit*. Redner versucht sich nämlich als Märthyrer der Bauernsache hinzustellen, als einen Mann, der seine heiße Liebe zum hessischen Bauernstande im Gefängnis büßen mußte. Ja, er *vergaß schon wiederholt Tränen* darüber, daß diese Leute, für die er so schwer gelitten, nun nichts mehr von ihm wissen wollten. *Krokodilstränen?* Denn Reuther ist nicht im Interesse des hessischen Bauern ins Gefängnis gewandert, sondern weil er *politische Gegner beleidigte*.

Es ist *beschämend*, daß man keinen Anstand genommen, Reuther als Agitator im Hessenlande zu verwenden. Ein Mann von seiner Qualität kann auch die beste Sache in ein schiefes Licht rücken — — Reuther wollte sich als Agitator Täten verdienen; beim Bunde glaubte er hierzu keine Gelegenheit zu haben, also wird gegen den Bund scharf gemacht."

Wozu allerdings zu bemerken ist, daß dasselbe bündlerische Blatt, das jetzt an Ehren-Reuther kein gutes Haar läßt, weil er gegen den Bund arbeitet, ihn, wenn er für die gute Sache des Bundes der Landwirte eingetreten wäre, wahrscheinlich mit Lobeserhebungen überschüttet hätte.

In *Marburg* wird der antisemitische Bruderkrieg lustig fortgesetzt. Die reformerische „Magdeburger Sachsenschau" macht ihrem darob bedrängten Herzen in folgendem Stoßseufzer Luft:

„Ein *tolles Schauspiel* erlebt unsere Zeit jetzt im Marburger Kreise. Der *radikale Dr. Böckel*, früher einer der schärfsten Gegner der Konservativen, reist jetzt im Marburger Kreise umher, um den unter deutschsozialer Flagge segelnden konservativen Kandidaten des Bundes der Landwirte, Dr. Böhme, bei den Hessen einzuführen. Die politisch gereifteren Leute *schütteln ob dieses Trauerspiels die Köpfe*. Die Redner Wulfes und Hesse arbeiten ebenfalls für Dr. Böhme im Marburger Kreise."

Von der Vielseitigkeit und Skrupellosigkeit der deutschsozialen Agitatoren im Marburgre Kreise gibt eine Zuschrift an die „Hessische Landeszeitung" ein anschauliches Bild:

In den Städten kündigen sie „deutschsoziale" Versammlungen an, auf dem Lande lassen sie „antisemitische Volksversammlung" bekannt machen. In der Stadt schüttelt man die Ahlwardt und Pückler ab und verurteilt den „Radauantisemitismus", um bei den Bürgern nicht anzustoßen; in ländlichen Versammlungen spekuliert man auf die niedrigsten Volksleidenschaften, indem die Herren Deutschsozialen ihr konservatives Agrariertum hinter antisemitischen Witzchen und Hetzereien zu verstecken suchen. Brachte es doch im vergangenen Frühjahr Herr *Liebermann von Sonnenberg* sogar fertig, in Versammlungen im Kreise Marburg offen zu verkünden: „Im Falle einer Revolution würde es bei uns heißen: „*Wer einen Juden totschlägt, beerbt ihn!*" Das sagt der Führer einer Partei, die um die Stimmen auch der Gebildeten buhlt. Es ist an der Zeit, die Agitationsmanieren dieser Herren einmal öffentlich zu beleuchten."

Eine Gerichtsverhandlung wegen Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft.

Unter der Anklage des Vergehens gegen § 166 des Strafgesetzbuchs (Beschimpfung einer Religionsgesellschaft) hatte sich der frühere verantwortliche Redakteur der antisemitischen Zeitung „*Deutsches Blatt*", Karl Joseph Aloys *Siering*, am 1. d. Mts. vor dem Hamburger Landgericht zu verantworten. Den Vorsitz führte Direktor Dr. Schultze, die Staatsanwaltschaft vertrat Staatsanwalt Dr. Schön. — In der Nummer 88 des „Deutschen Blatt" vom 4. November 1905 befand sich ein Leitartikel mit der Ueberschrift „*Der Judentag in Berlin*". Der Artikel enthält eine Besprechung einer im Oktober 1905 in Berlin stattgefundenen, vom *Justizrat Fuchs* als Vorsitzenden geleiteten Versammlung des Verbandes deutscher Juden. In dem Artikel war anknüpfend an die Worte des Justizrats Fuchs in der Berliner Versammlung: „Wir wollen *gute Deutsche* sein und doch Juden bleiben" u. a. gesagt worden:

„Mit dieser *verlogenen Phrase* will man den deutschen Michel, der aufzuwachen beginnt, wieder einschläfern, um ihm auch fernerhin das Fell über die Ohren zu ziehen. Es ist eine bewußte Lüge, die widerwärtig wirkt, wenn gesagt wird, ein guter Jude könne auch ein guter Deutscher sein." — Der Behauptung des Vorsitzenden, das Judentum ist die Mutter des Christenglaubens und der Menschenliebe, wurde die Bemerkung entgegengestellt: „Und doch befiehlt diese lautere jüdische Religion *Lüge und Meineid* gegenüber den Nichtjuden, wenn damit den jüdischen Genossen genützt werden kann. Man sieht, Herr Justizrat Fuchs befolgt die Vorschriften seiner Religion — wir meinen natürlich den Talmud und den Schulchan Aruch — sehr genau. War somit den ganzen Verhandlungen der Stempel der reinen Verlogenheit aufgedrückt, so können sie an sich anständige Leute wenig interessieren, da wir uns indessen leider im Interesse unseres Volkes mit dieser *internationalen Betrügergesellschaft*, wie Theodor Fritsch die jüdische Religionsgesellschaft nennt, befassen müssen, so registrieren wir hier nach die Hauptresolution dieses Judentages usw."

Auf Veranlassung des Ausschusses des Verbandes der deutschen Juden wurde daraufhin Anklage wegen Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft erhoben, des ferneren hatte Herr Justizrat *Fuchs* Strafantrag wegen Beleidigung gestellt; er wurde vom Gericht als Nebenkläger zugelassen.

Von psychologischem Interesse und auch bezeichnend für die Verhältnisse im antisemitischen Lager war gleich das Verhör des Angeklagten.

Er steht im 26. Lebensjahr und ist katholischen Glaubens. Vor der Untersuchungsbehörde hat er sich als *Verfasser* des Artikels bekannt, heute stellt er seine Autorschaft in Abrede, er habe den Artikel eingesandt erhalten, korrigiert und in Satz gegeben; den Autor nenne er nicht. Dann ergibt sich folgende Zwiesprache: *Vors.*: Sie haben bei Ihrer früheren Vernehmung erklärt, daß Sie den Aufsatz verfaßt haben, jetzt bestreiten Sie das; man darf doch einer Behörde gegenüber nicht falsche Angaben machen. *Angeklagter*: Ich tat es, um nicht dem Verdacht ausgesetzt zu werden, Sitzredakteur gewesen zu sein. Vors.: Waren Sie sich denn nicht bewußt, daß der Aufsatz stark beleidigenden Inhalts ist; glaubten Sie, daß sich alles so verhält, wie es im Aufsatz gesagt ist? Angeklagter: Ja, ich bin davon überzeugt. Das, was in dem Artikel beanstandet ist, ist ja auch von anderen schon gesagt und gedruckt worden, ohne daß deswegen eine Bestrafung eingetreten oder die Staatsanwaltschaft eingeschritten wäre. Ich berufe mich auf Talmud und Schulchan Aruch und die Schriften, die ich eingereicht habe. (Rohling, Paasch, Förster, Fritsch, Aussprüche Moltkes usw.) Vors.: Können Sie denn hebräisch? Angeklagter: Nein. Vors.: Na, woher wissen Sie denn, was im Talmud und Schulchan Aruch steht. Angeklagter: Aus *Uebersetzungen*. Vors.: Wissen Sie denn, was der Talmud ist? Angeklagter schweigt. Vors.: Der Talmud ist ein Riesenwerk, zu dessen Studium ein Menschenleben derjenigen, die sich damit ausschließlich befassen, nicht hinreicht, und ist Ihnen da nicht der Gedanke gekommen, daß man aus einem solchen Werke, das im Laufe von Jahrhunderten entstanden ist, und nicht nur Religionssätze, sondern auch philosophische Gedanken und Lebensregeln enthält, nicht einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Sätze verwerten darf, ohne den Sinn derselben vielleicht zu verändern oder mißzuverstehen? Angeklagter schweigt wiederum. Vors.: Nun berufen Sie sich auf Schriften von Rohling usw. Kennen Sie Rohling? Angeklagter: Nein. Vors.: Was ist er denn, lebt er noch? Angeklagter: Ja. Vors.: Dann beziehen Sie sich auf Moltke? Angeklagter: Ja, er hat sehr viel über die Juden geschrieben. Vors.: Wer, Moltke? Ich kenne ihn zwar als großen Feldherrn, aber daß er antisemitischer Schriftsteller sein soll, ist mir neu. Der Vorsitzende fragt den Angeklagten dann nach Paul Förster, nach Karl Paasch usw., über deren Persönlichkeiten der frühere Redakteur des Antisemitenblattes keine Auskunft zu geben vermag, er erklärt nur, daß er deren Schriften studiert habe, nachdem er die Redaktion des „Deutschen Blattes" übernommen habe. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob ihm nicht bekannt sei, daß eine Anzahl Männer der Wissenschaft einen anderen Standpunkt einnehmen und die angeführten Talmudstellen anders übersetzen und interpretieren, erklärt der Angeklagte zuerst andauernd, daß ihm ein anderer Standpunkt unbekannt sei. Von Prof. Noeldecke, Strack usw. will er nichts gehört haben; schließlich aber gibt er doch zu, daß er wisse, daß es Leute gibt, die die Gegenansicht seiner Gewährsmänner vertreten. Auf die Anfrage eines der Herren beisitzenden Richter

gibt der Angeklagte über seine Vergangenheit Auskunft, daß er Philologie studiert habe, in Hamburg sei er mit den Antisemiten bekannt geworden und obwohl er der Bewegung bisher fern gestanden, — allerdings sei er Antisemit gewesen — in die Redaktion des „Deutschen Blattes" eingetreten. Vorher habe er die antisemitischen Schriften nicht gelesen, jetzt gebe er in Neuß Privatunterricht, wo er früher, aber jetzt nicht mehr, zur Aushilfe am dortigen Antisemitenblatt mitgearbeitet habe.

Damit war die Vernehmung des Angeklagten beendet. Der *Staatsanwalt* führte in seinem Plaidoyer etwa Folgendes aus:

In dem Ausdruck „internationale verschworene Betrügerbande" sei fraglos eine Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft enthalten. Der Umstand, daß ein antisemitischer Schriftsteller den gleichen strafbaren Ausdruck benutzt haben solle, was wohl in anderer Form geschehen sein dürfte, berechtigte den Angeklagten nicht, nun seinerseits die strafbare Bezeichnung zu benutzen. In dem Satze aber, „die jüdische Religion befehle Lüge und Meineid" könne eine Beschimpfung nicht erblickt werden, da sich aus dem Zusammenhange ohne weiteres ergäbe, daß der Verfasser hier mit dem Ausdruck Religion nur Talmud und Schulchan Aruch im Sinne gehabt habe. Das habe er im nachfolgenden einschränkenden Satz auch zum klaren Ausdruck gebracht. Talmud und Schulchan Aruch aber seien nach der Erklärung auch von jüdischer Seite nicht als Einrichtungen der jüdischen Religionsgesellschaft zu betrachten. Was die Beleidigung des Herrn Justizrats Fuchs betreffe, so liege eine solche gewiß vor, allein sie stehe weder in Ideal- noch Realkonkurrenz mit dem Vergehen gegen § 166 und müßte daher dem Beleidigten der Weg besonderer Privatklage überlassen bleiben. Er beantrage daher, den Angeklagten nur wegen Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft mit einem Monat Gefängnis zu bestrafen. Der Schutz des § 193 könne dem Angeklagten nicht zugebilligt werden, (Reichsgerichtentscheidungen lägen hierin ja vor) mildernd aber möge seine Unerfahrenheit und sein Parteistandpunkt in Betracht kommen.

Der Vertreter des Nebenklägers, Rechtsanwalt Dr. *Lippmann*, erklärte, daß in dem Artikel auch noch mehrere Beleidigungen seines Klienten enthalten seien. Im übrigen stelle er sich auf den Standpunkt des Staatsanwalts.

Der *Verteidiger* des Angeklagten, Rechtsanwalt A. M. *Jacobson*, führte aus, eine Beleidigung des Justizrats Dr. Fuchs läge nicht vor, jedenfalls sei sich der Angeklagte nicht bewußt gewesen, zusammenhängend mit den Ausführungen gegen das Judentum, auch diesen zu beleidigen. Mildernd müsse dem Angeklagten seine Unerfahrenheit in der Leitung eines solchen Blattes angerechnet werden. Nach dem Standpunkt des Angeklagten sei es erklärlich, wenn er der Meinung Ausdruck leihe, daß in der Behauptung, man könne guter Deutscher und zugleich Jude sein, eine Heuchelei enthalten sei. Selbst verständige jüdische Kreise teilen diese Ansicht, die besonders in der *zionistischen Bewegung* zutage trete und proklamiert werde. Er habe alle Achtung vor dieser Bewegung, die ihm sehr sympathisch sei! Auch die *Absonderungsbestrebungen*, wie sie in den jüdischen Turnvereinen, jüdischen Studentenvereinen usw. sich manifestierten, spiegelten die gleiche Auffassung wieder, daß man kein guter Deutscher und Jude zugleich sein könne. Die Zähigkeit und Ausdauer des Zusammenhalts der Juden sei bewunderungswürdig, aber das hindere nicht, daß man antisemitischerseits sich keinen heilsamen Einfluß von ihnen verspreche. Auch der Verband der deutschen Juden habe nur die Absicht, alles was Jude nach Rasse, Religion oder Abstammung sei, zu vereinen und so eine Absonderung vom Volkskörper herbeizuführen; darin stimmten selbst sehr viele Juden mit ihm überein. Aus diesen Gedankengängen sei der inkriminierte Artikel entstanden. Er gebe gerne zu, daß er einige geschmacklose Ausdrücke und Entgleisungen enthalte, die man der Unerfahrenheit des Angeklagten zugute halten müsse, zumal er journalistisch ungewandt sei und daher auch bald seinen Abschied genommen. Im übrigen habe der Angeklagte immer nur Talmud und Schulchan Aruch im Sinne gehabt.

Der Gerichtshof *verurteilte* den Angeklagten wegen Vergehens gegen § 166 des St.-G.-B. im Zusammenhang mit Beleidigung des Justizrats Fuchs zu *zwei Wochen Gefängnis*. Bei der Strafzumessung sei die Schwere der Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft und der Beleidigung des Justizrat Fuchs berücksichtigt worden.

Aus dem antisemitischen Lager.

Ueber das Hineintragen des Antisemitismus in die Breslauer Stadtverordnetenwahlen wird der „Freisinnigen Zeitung" geschrieben:

„In einer Versammlung scheute sich der der Freien Vereinigung angehörige Stadtverordnete Körner II nicht, an die antisemitischen Instinkte gewisser Wähler zu appellieren. Unter Bezugnahme auf den liberalen Wahlaufruf, in dem auch die Treue der Liberalen für Kaiser und Reich gerühmt war, fragte er höhnisch, wo denn da die *sechs jüdischen Rechtsanwälte* der Stadtverordnetenversammlung geblieben seien, als die Stadt vor einigen Wochen den *Kaiser empfing*. Dabei ist der Geheime Justizrat Freund bei dem Einzuge des Kaisers zugegen gewesen, und es haben nicht nur mehrere jüdische, sondern zahlreiche christliche Stadtverordnete bei der Begrüßung gefehlt. Aber darauf kommt es Herrn Körner nicht an, er meinte vielmehr, wenn vielleicht Bebel oder Singer gekommen wären, hätten jene Herren sicher auf der Tribüne gestanden. Solch schäbiger Antisemitismus würde bei einem Konservativen nicht auffallen; aber Herr *Körner* ist *Zentrumsmann*, und da ist es doppelt seltsam, wenn eine Partei, die schon im *eigensten Interesse die konfessionelle Gleichberechtigung* aller Parteien verlangen muß und auch — wenigstens außerhalb Schlesiens — verlangt, in einer derartig gehässigen Weise antisemitische Hetze betreibt."

Die „Breslauer Zeitung" bemerkt hierzu:

„Wir möchten nur unsererseits zu der famosen Denunziation des Stadtverordneten Dr. Körner II einiges Sachliche zur Illustration beifügen. Die Breslauer Stadtverordnetenversammlung jüdische Rechtsanwälte. Davon war der eine längst *gestorben*, ehe der Kaiser nach Breslau kam, ein zweiter war bei dem Empfang *anwesend*, ein dritter und vierter waren — es war die zweite Hälfte der Gerichtsferien — *auf Reisen* und über 100 Meilen von Breslau entfernt, ein fünfter hält sich, seit ihm vor nicht langer Zeit ein tragisches Geschick einen blühenden Sohn geraubt, von *jeder* öffentlichen Veranstaltung fern. Wer wollte also bezweifeln, daß es sich geradezu um eine Verschwörung von sechs jüdischen Rechtsanwälten zu einer antimonarchischen Demonstration handelt? — Im übrigen ist es uns interessant, daß man den stark *antisemitischen Charakter*, den bei uns das *Zentrum* zur Schau trägt, auch außerhalb zu bemerken anfängt."

☐ **Aus dem Großherzogtum Sachsen-Weimar** wird uns geschrieben: Die *Antisemiten* beteiligten sich fast im ganzen Lande an den *allgemeinen Wahlen zum Landtage*. In allen Wahlkreisen, in denen die Männer des Bundes der Landwirte und der konservativen Partei aufgestellt waren, legten sich die Antisemiten ins Zeug. In Weimar, wo Nationalliberale und Freisinnige gemeinsam vorgingen, versuchten die Antisemiten eine Zersplitterung dadurch herbeizuführen, daß sie den antisemitisch-konservativen Rittmeister Kiesling aufstellten. Während der freisinnige Lehrer *Polz* 60 Wahlmänner mit 524 Stimmen erhielt, verschwand Kiesling mit 9 Wahlmännern in der Versenkung.

Die Konservativen und Bündler hatten bisher im weimarischen Landtage mit 19 Abgeordneten die Mehrheit. Jetzt, nachdem sich ihnen die Antisemiten beigesellt haben, verlieren sie vier Mandate an die Nationalliberalen und geraten ins Hintertreffen, wofür sie sich bei ihren antisemitischen Bundesgenossen bedanken können.

Thomas Hübbe, der Redakteur der Stettiner antisemitischen „Deutschen Hochwacht", hatte sich vorige Woche vor dem Stettiner Schöffengericht wegen *Verleumdung* zu verantworten. Er hatte in seinem Blatt am 16. März d. J. einen Artikel veröffentlicht, in welchem der Stettiner Kunstmaler *Georg Levin* unter Ausfällen gegen seine jüdische Abstammung beschuldigt wurde, vier Jahre lang mit einem Fräulein Freese ein intimes Verhältnis unterhalten und dann plötzlich abgebrochen zu haben, als er sich verheiraten wollte. Fräulein Freese, die inzwischen von ihm Mutter geworden sei, sei darüber sehr unglücklich gewesen, habe sich vergiftet usw. Unsere Leser werden sich erinnern, daß bereits im Sommer der Re-

dakteur **Weber vom Kröselschen „Mittelstand“** in Pyritz wegen Abdrucks dieses Artikels zu einem Monat Gefängnis rechtskräftig verurteilt worden ist. In der Privatklage gegen Hübbe, der bereits dreimal wegen Preßvergehens vorbestraft ist, war wiederholt Termin angesetzt, dessen Vertagung der Angeklagte jedoch stets herbeizuführen gewußt hatte. In der Verhandlung ergab sich nach dem Bericht der „Ostsee-Ztg.“ durch die eidliche Zeugenaussage des Fräulein Freese, daß der Inhalt des Artikels vollständig unwahr ist. Die Zeugin hat sich damals in durchaus freundschaftlicher Weise von Herrn Levin getrennt, kein Kind geboren, auch niemals an einen Selbstmordversuch oder ähnliches gedacht usw. Der Angeklagte erklärte, daß er von der Aufnahme des Artikels keinerlei Kenntnis gehabt habe, weil er im März d. J. infolge schwerer Krankheit die Redaktionsgeschäfte nicht habe führen können. Daß sein Name als verantwortlicher Redakteur unter der betreffenden Rubrik der „Deutschen Hochwacht“ gestanden habe, sei vom Kollegen Snell ohne sein Vorwissen veranlaßt worden. Durch Vernehmung des Zeugen Snell werden diese Aussagen bestätigt. Der Vertreter des Privatklägers, Herr Rechtsanwalt Dr. Delbrück, wies in seinem Plaidoyer auf den Widerspruch hin, daß der Angeklagte einerseits nachweisen wolle, daß er in der fraglichen Zeit keinerlei Verantwortung für den Inhalt der Zeitung habe tragen können, andererseits aber doch nachweislich trotz seiner Krankheit sich angelegentlich um das Blatt gekümmert habe, sogar selbst trotz ärztlichen Verbotes Artikel geschrieben habe. Charakteristisch sei aber das Vorgehen des Angeklagten, bis über den 16. September, den Verjährungstermin der Anklage nach § 22 des Preßgesetzes, den Termin hinauszuschieben und nun nachträglich die Persönlichkeit des Redakteurs Snell als denjenigen vorzuschieben, der den inkriminierten Artikel damals aufgenommen habe, der nun jetzt aber nicht mehr unter Anklage gestellt werden könne. Redner wies dann auf den verlogenen und verleumderischen Inhalt des Artikels hin, den sich irgendwer ausgedacht habe, und den ein Blatt wie die „Deutsche Hochwacht“ natürlich begierig aufgegriffen habe, um damit gegen die jüdischen Mitbürger zu hetzen. Redner wies dann auf die Verurteilung des Redakteurs Weber hin, der doch den Artikel im guten Vertrauen auf das befreundete Blatt nur abgedruckt habe, und beantragte schon mit Rücksicht darauf den Redakteur Hübbe schuldig zu erkennen und entsprechend zu mehr als einem Monat Gefängnis zu verurteilen. Bei der Verkündigung des Urteils führte der Vorsitzende, Herr Assessor v. Barendorff, aus, der Artikel enthalte zweifellos eine schwere Beleidigung des Privatklägers. Zwar habe der Angeklagte, wie glaubhaft gemacht sei, den Artikel nicht geschrieben, auch keinerlei Kenntnis von ihm gehabt, doch habe er es an der nötigen Sorgfalt fehlen lassen, um einen geeigneten Vertreter während seine Krankheit zu bestellen. Der § 21 des Preßgesetzes verlange aber einen verantwortlichen Redakteur, um jemand in der Redaktion zu haben, der mit Sicherheit gefaßt werden könne; sonst könne man überall einfach einen kranken Mann hinsetzen, der dann hinterher jede Verantwortlichkeit ablehne. Bei der Beurteilung sei noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß bei der Tendenz der „Deutschen Hochwacht“ derartige Artikel öfter in diese Zeitung gelangen könnten, und daß es sich hierbei um eine schwere Hetzerei gegen unsere jüdischen Mitbürger handle. Infolgedessen erkenne das Gericht den Angeklagten für schuldig wegen Vergehens gegen § 21 des Preßgesetzes und verurteile ihn zu 200 Mark Geldstrafe, Tragung der Kosten und Publikation des Urteils in der „Deutschen Hochwacht“, der „Ostsee-Zeitung“ und dem „Generalanzeiger“.

Auch der liebe Gott ist Antisemit. Als neulich Graf Pückler auf dem Wege zu einer seiner famosen Versammlungen einen Automobilunfall hatte und nur sein antisemitischer Begleiter, nicht er, zu Schaden kam, erklärte er der Versammlung, seine Rettung sei ein Beweis, daß Gott sein Tun gutheiße. In einer späteren Versammlung bezeichnete er sich bereits als „vom lieben Gott geschickt und auf seinen göttlichen Befehl handelnd“. So ist denn der liebe Gott zum Antisemiten gestempelt. Es berührte schon stets unangenehm, wenn die Völker in ihren Kriegen Gott anriefen. Der Nationalgott ist ein längst überwundener Begriff, und nun gar der politische Parteigott, das ist geradezu widerlich, wie denn überhaupt die christlichen Phrasen im Munde des zu Einbrüchen, zum Totschlagen usw. auffordernden Dreschgrafen noch abstoßender sind als selbst sein antisemitisches Gebelfere.

Aber dem Verdienste seine Krone! Der edle Graf hat von den russischen Tatschlägern einen Ruf erhalten, da er in Deutschland doch nicht die rechte Anerkennung finde, in Rußland aber sich wie der Fisch im Wasser wohl fühlen würde, nach Rußland zu kommen, wo er „eine hervorragende Stelle in der Administration einnehmen könnte“.

„In diesem prachtvollen Lande — nämlich in Rußland — heißt es in dem offenen Brief an den Grafen Pückler u. a. — darf man nicht nur an allen Ecken und Straßen schreien, daß ein jeder anständige Antisemit in der Tasche etliche Steine haben muß, sondern man kann ohne weiteres die Steine auf die Juden werfen, ohne dabei irgend etwas zu riskieren. Im Gegenteil, in der Perspektive werden Sie das Vergnügen haben, daß die zu Schaden gekommenen Juden noch auf die Anklagebank gelangen. In dem neuen Vaterlande zerstreut man das verfluchte Geschlecht nicht mit der Reitgerte nach allen Windrichtungen, sondern mit Gewehrkugeln und Kolben. Graf! Die undankbare Heimat belegt Sie mit Strafen, sperrt Sie ins Gefängnis ein; in dem neuen Vaterlande finden Sie eine einflußreiche Partei, die der Regierung Befehle diktiert. Diese Partei wird Sie nicht nur mit Freuden in ihren Schoß aufnehmen, sondern wird Sie zu ihrem ersten Fahnenträger machen. An Juden gibt es aber in diesem Lande nicht Tausende und sogar Hunderttausende, sondern ganze Millionen. Denken Sie nur daran, was für ein weites Feld sich für Ihre Energie eröffnet und welchen unsterblichen Ruhm Sie für Ihren Namen erwerben werden, wenn Sie diesen Rat befolgen.“

Diese Einladung ist natürlich nur eine Verhöhnung sowohl des prachtvollen Landes als auch des vom antisemitischen Gott erkorenen deutschen Dreschgrafen. Es sollte uns aber gar nicht wundern, wenn dieser die Einladung ernst nimmt.

×× **Turnerisches.** Ein Druckfehler in der vorigen Nummer sei dahin richtig gestellt, daß die „Deutsche Turnerschaft“ nicht rund 100 000 Mitglieder zählt, sondern 800 000, genau 807 240, die in 7538 Vereinen organisiert sind.

×× **Freistudentisches.** Bedauerlicherweise hat das moderne freistudentische Wesen, das auf der breitesten liberalen Grundlage aufgebaut ist und dem sich besonders viele jüdische Kommilitonen angeschlossen haben, im letzten Sommersemester einen Rückgang in seiner Ausdehnung erfahren müssen, obgleich sich die großen finkenschaftlichen Organisationen in Berlin, Charlottenburg, Leipzig usw. die größte Mühe gegeben haben, für den studentischen Gleichberechtigungsgedanken weitgehendste Propaganda zu machen. In Berlin und Charlottenburg stehen an Universität und Hochschule die finkenschaftlichen Organisationen in höchster Blüte. Christen und Juden sind in schönster Harmonie in wissenschaftlichen und sportlichen Abteilungen tätig. Große Vortragsabende, an denen Universitätsprofessoren und Männer des öffentlichen Lebens über studentische und allgemein interessierende Fragen zu Worte kommen, geben den finkenschaftlichen Einrichtungen einen allgemeinstudentischen Charakter. An der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin ist leider von einer disziplinierten Finkenschaft, die selbstbewußt „feudalen“ Korporationen gegenüber ihren eigenen Wert in die Wagschale wirft, nur noch wenig zu

spüren. In München haben innere Zwistigkeiten antisemitischen Charakters der freistudentischen Sache arg geschadet. In Gießen, Greifswald, Heidelberg ist das Feuer der ersten Begeisterung für freistudentische Ideen verraucht. An der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin, an der Universität Bonn und an der Technischen Hochschule zu Braunschweig stieg aber der Eifer für die freistudentische Sache in unverkennbarer Weise. An anderen Universitäten und Hochschulen entwickelte sich das wildenschaftliche System in normaler Art.

Vermischtes.

Dem Prof. Dr. Emanuel Mendel wurde aus Anlaß der Einweihung des Krankenhauses in Pankow, um dessen Bau und Einrichtung er sich in hervorragendem Maße verdient gemacht hat, der Charakter eines Geheimen Medizinalrats verliehen. Pankow kann man Mendels zweite Vaterstadt nennen. Denn dort ließ er sich, nachdem er im Alter von zweiundzwanzig Jahren — er ist 1839 in Bunzlau geboren — das medizinische Staatsexamen bestanden, als praktischer Arzt nieder, dort errichtete er eine Privatheilanstalt, die zu den allerersten ihrer Gattung überhaupt gehörte, und von Pankow aus verbreitete sich sein Ruf weit über Deutschlands Grenzen. Die praktische Tätigkeit, die er in diesem Ort und seiner Umgebung ausübte, war eine ungemein ausgedehnte und deshalb mit Anstrengungen und Schwierigkeiten verbunden, die heute die jüngeren Aerzte gar nicht mehr kennen lernen. Trotzdem fand seine nie ermüdende Arbeitskraft Zeit zu reicher wissenschaftlicher Beschäftigung, die ihn in das Gebiet der Irrenheilkunde leitete. Er habilitierte sich deshalb auch für Psychiatrie und Neurologie 1873 an der Berliner Universität und wurde 1884 zum außerordentlichen Professor ernannt. Als solcher hält er Vorlesungen, von denen das Kolleg für Mediziner und Juristen über Zurechnungsfähigkeit zu den besuchtesten an unserer Hochschule gehört, aber nicht nur von denen, für die es bestimmt ist, frequentiert wird. Dort finden sich alle Fakultäten ein. Literarisch ist Mendel in fast allen Zweigen seiner Wissenschaft hervorgetreten; von ihm rühren Beiträge in der Eulenburgschen Encyklopädie, in dem Ebstein-Schwalbeschen Handbuch her, er redigiert das „Neurologische Zentralblatt" und den „Jahresbericht über Neurologie und Psychiatrie", und als Gutachter in Unfallsachen und als Sachverständiger vor Gericht ist er derart geschätzt, daß wohl nur sehr selten ein einschlägiger wichtiger Prozeß ohne sein Votum geführt wird. Er leitet eine Poliklinik für Nervenkrankheiten, die von Tausenden von Kranken jährlich aufgesucht wird, und erfreut sich einer internationalen Privatklientel, in der namentlich das russische Element, in deren Psyche einzudringen ihm vorzüglich gelingt, vertreten ist. Bei allen ist er in seiner Liebenswürdigkeit, die keinen Unterschied kennt, und seiner persönlichen hohen Anspruchslosigkeit gleich geachtet. Mendel gehört zum Vorstand der Medizinischen Gesellschaft und ist Mitglied der Brandenburgischen Aerztekammer. Zum ordentlichen Professor hat er es nicht gebracht, weil er — Jude ist.

☐ **„Germanisches Erwachen."** Man schreibt uns: Der Herausgeber des „Hammer", der antisemitische Herr Theodor Fritsch, macht sich in Gemeinschaft mit der antisemitischen Mittelstandsvereinidung in Thüringen wichtig. Man will scheinbar für die antisemitischen Mittelstandsretter in Thüringen den Boden vorbereiten. In Jena hat sich der Professor Lehmann-Hohenberg mit der Hammer-Gemeinde verbündet, um unter Zusammenschluß aller „deutschnationalen Reformvereinigungen" zu einem allgemeinen deutschen Kulturbund ein dringendes Erfordernis der Zeit zu befriedigen. Die Mitwirkung der Hammer-Gemeinde und einige in der Debatte zur Sprache gekommenen Nebenumstände, die als „gemanisches Erwachen" ziemlich schleierhaft bezeichnet wurden, verstärken den Verdacht, daß hier antisemitische Bestrebungen unter falscher Flagge verbreitet werden sollen. Herr Theodor Fritsch ist zurzeit auf einer Tournee durch Thüringen begriffen. Am 6. November spricht er in Gera über den Mittelstand und die politischen Parteien. Die Versammlungen gehen meist von der antisemitischen Mittelstandsvereinigung aus.

Die Juden in Ungarn. Es ist eine bekannte Sache, daß die Juden, sie mögen tun was sie wollen, es den Antisemiten niemals recht machen können. Daß die Juden in Ungarn, wo sie „noch vor sechzig Jahren in den magyarischen Dörfern ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und oft der Mißhandlung waren", sich jetzt zu einer angesehenen Stellung emporgearbeitet haben, wird ihnen zum Vorwurf gemacht. Wir begreifen, daß den Antisemiten der status quo ante mehr zusagte, aber sie sollten doch ebenso begreifen, daß die Juden nicht nur keinen Vorwurf, sondern die höchste Anerkennung für ihre Fortschritte verdienen.

Daß sie in Ungarn ungarisch sprechen, wird ihnen gleichfalls zum Vorwurf gemacht. Spricht in Deutschland ein jüdischer Emporkömmling nicht das tadelloseste Deutsch, dann wird ihm das gleichfalls zum Vorwurf gemacht. Die Germanen, die so schnell im Auslande ihre Muttersprache verlernen, hätten am wenigsten das Recht, die ungarischen Juden zu tadeln, daß sie die bis dahin gesprochene deutsche Sprache für die Landessprache aufgegeben haben. In der Regel halten die Juden zähe an der einmal gewohnten Sprache fest. Die vor vierhundert Jahren von dem undankbaren Spanien vertriebenen Juden sprechen noch heute in Nordafrika und in der Türkei das alte, inzwischen natürlich auch veraltete Spanisch. Die seinerzeit aus Deutschland vertriebenen oder geflüchteten Juden haben in Polen, Rußland, in der Habsburgischen Monarchie, in Rumänien usw. an der deutschen Muttersprache mit bewundernswerter Zähigkeit festgehalten. Natürlich ist diese deutsche Sprache zum großen Teil veraltet und mit hebräischen und landessprachlichen Worten und Wendungen stark durchsetzt. Wo ihnen aber in dem Lande ihres Aufenthaltes Menschenrechte eingeräumt worden sind, da haben die Juden gewissermaßen aus Dankbarkeit auch die Landessprache angenommen. Das ist der Fall in Frankreich, England, Amerika, Deutschland usw. Daß sie jetzt in Ungarn nicht mehr wie vor sechzig Jahren noch „Gegenstand der Verachtung und der Mißhandlung" sind, hat sie veranlaßt, die ungarische Sprache zu adoptieren. Das ist begreiflich, natürlich, was aber die Antisemiten nicht abhält, es ihnen zum Vorwurf zu machen. Aber die Juden haben sich nachgerade daran gewöhnt, daß sie es den Antisemiten doch niemals zu Dank machen können.

Dem Ministerium Clemenceau bringen die republikanischen und sozialistischen Zeitungen im allgemeinen ihre Sympathien entgegen, während die nationalistischen, klerikalen und antisemitischen Blätter mit ihren heftigen Angriffen nicht zurückhalten. Am schwersten fühlt sich Ernest Judet, der Direktor des „Eclair", durch den Triumph Clemenceaus getroffen, weil er im Jahre 1893 als Chefredakteur des „Petit Journal" die furchtbare Hetze gegen Clemenceau mit Erfolg geleitet hatte und jetzt die für ihn niederschmetternde Wahrnehmung machen muß, daß General Picquart als Chef in das Kriegsministerium einzieht, indes die letzten Trümmer des einstigen Fälscher-Generalstabs sich in die Redaktion und die Administration des „Eclair" zurückziehen mußten. Eine solche Wandlung

der Dinge ist selbst für die ehemaligen Beschützer und Mitschuldigen der Esterhazy und Henry eine harte Prüfung, der sie sich offenbar nicht gewachsen zeigen. Aus ihren Angriffen klingt etwas wie Furcht vor dem „Diktator" Clemenceau durch, und es hat in der Tat allen Anschein, als wollte Clemenceau im Vereine mit Picquart auch noch die letzten Spuren der Herrschaft der einstigen Generalstäbler aus den Bureaus des Kriegsministeriums vertreiben. Die ganze gegnerische Presse erklärt es für einen Skandal, daß Georges Picquart, der beim Beginn der Dreyfus-Affäre Oberst war, jetzt in rascher Folge erst zum Brigadegeneral, dann zum Divisionsgeneral und nun zum Kriegsminister gemacht wurde.

Minister Straus. Zu der in der vorigen Nummer der „Mitteilungen" behandelten Ernennung des Herrn Oskar Straus zum Handelsminister der Vereinigten Staaten wird uns noch geschrieben: Wie einige der jetzigen französischen Minister hat auch Straus in frühester Jugend sich durch journalistische Arbeiten seinen Unterhalt verdient. Es ist natürlich, daß die Juden in Amerika besonders stolz auf die Ernennung sind. Denn Straus ist keineswegs nur ein Auch-Jude, sondern er hat sich stets seiner jüdischen Abstammung gerühmt und hat mit größtem Eifer sich seiner Glaubensgenossen angenommen. Daß dies nicht seinen amtlichen und bürgerlichen Pflichten irgendwie im Wege stand, hat bereits aus dem in der vorigen Nummer veröffentlichten Aufsatze entnommen werden können. Es ist auch bezeichnend dafür, daß die Beamten der Amerikanischen Bibelgesellschaft in einem Gratulationsschreiben, welches sie anläßlich seiner Ernennung an Herrn Straus richteten, bemerkten, sie beglückwünschten sich zum Besitze eines so geehrten Freundes im Kabinett. Jakob Schiff bemerkte, die Ernennung des Herrn Straus sei nicht bloß eine wohlverdiente Anerkennung des Mannes und seiner Vorzüge, sondern sei auch ein Zeichen für den Wunsch des Präsidenten Roosevelt, die Bürgertugenden der amerikanischen Juden anzuerkennen.

Straus ist der erste jüdische Minister der Vereinigten Staaten. Judah Benjamin war nur Kriegsminister und dann Staatssekretär unter Jefferson Davis, dem Präsidenten der Konföderierten Staaten. Sonst haben Juden schon wiederholt bedeutende Posten im amerikanischen Staatsdienste ausgefüllt. Straus selbst war zweimal Gesandter. Mordecai Noah war bereits im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts Konsul in Tunis. Edwin de Leon und Simon Wolf waren Generalkonsuln in Aegypten, Saloman Hirsch Gesandter in der Türkei, Benjamin Peixotto Konsul in Bukarest, Max Judd Generalkonsul in Wien und Lewis Einstein Gesandtschaftssekretär in Paris und London. Fünf Juden sind Senatoren gewesen, dem Repräsentantenhause haben im Laufe der Jahre vierzig Juden angehört und gehören jetzt vier Juden an. Deutsche Antisemiten würden wahrscheinlich Krämpfe bekommen, wenn ein deutscher Leutnant auch nur Hirsch, Wolf, Mordecai oder Benjamin usw. heißen würde. Die amerikanischen Juden finden es durchaus nicht nötig, ihre jüdischen Namen zu vertuschen und zu vertauschen.

Eine interessante Judenstelle der mittelenglischen Literatur. Herr Gymnasiallehrer J. Trenkner in Otterndorf schreibt uns: In welchem Grade die englische Geistlichkeit des Jahres 1303 und ihr Anhang in dem Juden lediglich das Bekehrungsobjekt erblickten, geht aus einer Stelle der nach Handschriften des Britischen Museums 1901 von Frederick Furnival neu herausgegebenen Handlyng Synne (Sündentraktat) von Robert of Brunne klar heraus. Dieser Schriftsteller lebte nicht als ordinierter Geistlicher, sondern als Laienbruder, bezw. Kanonikus im Kloster Bourne bei Lincoln in der Grafschaft Lincolnshire und hatte vor der damaligen Geistlichkeit und deren Anschauungen den tiefsten Respekt. Nachdem Robert auf S. 181 der Handlyng Synne ausgeführt, daß Wucherer und Geldleiher so gottlos wie Saracenen und keine Christen sind, heißt es auf S. 213 desselben Werkes in sinngemäßer Uebersetzung folgendermaßen:

Du sollst um keinen Preis
Mit einem Juden essen oder trinken,
Aber es sei denn, daß er das Christentum annehmen will,
So sollst Du seine Gesellschaft verlassen.
Und das hat einen wichtigen Grund,
Denn der Jude ist Jesu Feind;
Der Jude liebt keineswegs
Jesum noch seine teuere Mutter.
Deshalb, wenn anders Du ihn wirklich liebst,
Verlaß den Juden mit aller Deiner Kraft.
Es sei denn Du hofftest, daß er
Seinen Glauben aufgeben und das Christentum annehmen will.

Die dieser Stelle zu Grunde liegende, rechts daneben auf der selben Seite abgedruckte anglonormannische Stelle aus William of Wadingtons Manuel des Pechiez lautet in sinngemäßer Uebersetzung folgendermaßen:

Nicht darf Gesellschaft pflegen mit einem Juden
Wer den König Jesu liebt,
Weder im Trinken noch im Essen,
Wenn er nicht Christ werden will;
Denn natürlich ist gut die Anfreundung,
Um die Seele des Juden zu retten;
Wenn er das nicht will, taugt nichts
Der Umgang des Juden mit dem Christen,
Sondern es ist Sünde, wisset es, eine sehr große,
Dem Feinde Gottes schön zu tun;
Es ist kein Zeichen, daß gerettet wird
Wer sich mit dem Juden zu sehr eingelassen hat.
Ueberdies wer Gelder zu vergeben hat,
Kann genug andere Gesellschaft haben.

Die mittelalterlich angehauchten Herrschaften halten eben den Verkehr der Christen mit den Juden zu anderen als zu Bekehrungszwecken für eine Todsünde. Ueberaus charakteristisch sind auch die beiden letzten Zeilen der anglonormannischen Stelle, nach welcher besagte Herrschaften dem Verkehr der Christen mit Juden ein Hintertürchen öffnen, wenn Geldnot dies dringend erheischt. Im Uebrigen ist jeder Kommentar zu den beiden für aber vielmehr gegen sich selbst sprechenden Stellen überflüssig.

Eine schreckliche Entdeckung,

gemacht von Karl Ettlinger (München).*)

Hochverehrter Herr Bartels!

Ein furchtbarer Verdacht, den ich schon lange hegte, hat sich bestätigt: Goethe hatte jüdisches Blut in den Adern. Ersparen Sie mir die Beweisführung — sie ist zu traurig —, schon sein Geburtsort Frankfurt a. M. sagt genug.

Nun wird allerdings verschiedenes klar, was bisher den Philologen so viel Kopfschmerzen bereitet hat. Die sexuellen Ausschweifungen, die nicht einmal vor einem Pfarrhause Halt machten, erhalten nun plötzlich eine natürliche Erklärung: was ging den Juden Goethe ein christliches Pfarrhaus an? Kam da nicht vielleicht der alte semitische Haß gegen alles Germanische zum Ausbruch? Hat doch Goethe sonst immer Geliebte mit jüdisch klingenden Namen bevorzugt: Annette Schönkopf, Frau v. Stein (vergl. Silberstein, Rosenstein, Goldstein usw.), Willemer, Herzlieb? Und erinnert es nicht an die alttestamentarische Sara, wenn der fast siebzigjährige alte Hebräer noch Liebesgedichtchen an ein junges Mädchen macht? Doch ich will mich nicht mit den unerquicklichen Personalien dieses „deutschen Dichters" (sic!) aufhalten Jüdische Literarhistoriker haben es sich ja angelegen sein lassen, all' den Schmutz gewissenhaft zu registrieren, wozu

*) Aus den „Münchener Neuesten Nachrichten".

ihnen die Autobiographie ihres Stammesgenossen, die dieser selbst als „Dichtung und — Wahrheit“ bezeichnete, eine bequeme Handhabe bot. Ich will nur kurz die „unsterblichen Werke“ des krummnasigen Plattfüßlers etwas näher beleuchten.

Daß seine „Gedichte“ Schund sind, ist eine alte Sache. Schon das Motto seiner Lieder: „Spät erklingt, was früh erklang“ ist eine unerträgliche Mauschelei. Verloren ist fast alles in diesen wertlosen Reimereien. Wer glaubt es dem Juden Goethe, daß er im Walde so für sich hin ging, „um nichts zu suchen“? Ausgerechnet im Walde sucht er — nichts! Und wie gemein ist es, dann im Walde ein Blümchen auszugraben und es zu Hause „am stillen Ort“ (!) wieder zu pflanzen. Ist diese Handlungsweise nicht geradezu symbolisch?

Wenn Goethe in seinem „Tischlied“ singt:

> Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
> Wie ich mich geberde,

so können wir ihm antworten: Nein, Herr von Goetheleben, jetzt, da wir wissen, welchen Stammes Sie sind, wundern wir uns durchaus nicht mehr! Kann man sich überhaupt noch wundern über einen Menschen, der sich die echt semitische Devise gewählt hat:

> Mit Mädchen sich vertragen,
> Mit Männern 'rumgeschlagen,
> Und mehr Kredit als Geld: (!)
> So kommt man durch die Welt.

Freilich, Herr Wolfgangeles, so kommt man durch die Welt, so wird man sogar Geheimrat! Damals, wie heute!

Ganz jammerhaft sind die kümmerlichen Versuche, den Ton des Volksliedes zu treffen. Sein „König in Thule“, der alte Alkoholist, dessen Vorbild zweifelsohne der Haremshalter Salomo ist, sein „Erlkönig“ — mit Kron' und Schweif —, sein „Heidenröslein“ weisen unheimliche talmudische Einflüsse auf, die sich manchmal bis zur direkten Jüdelei steigern. So in dem Gedicht „Mit einem gemalten Band“, wo es heißt:

> Einen Blick, geliebtes Leben!
> Ich will mich kurz fassen.

Daß der „Faust“ ein schamloses Plagiat an Simrock ist, weiß heute so ziemlich jeder Gebildete. Aber was hat der Jude Goethe aus dem herrlichen Stoff gemacht! Aus Faust ist ein langweiliger, saft- und kraftloser „Schleechtschwätzer“ (wie man in Frankfurt sagt) geworden, der von seinem eigenen Erzeuger sagt: „Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann.“ Wenn er damit seinen geistigen Vater meint, mag er nicht unrecht haben! Daß Mephistopheles (vergl. Teiteles, Beiteles) hebräischen Ursprungs ist, liegt klar zutage, nennt er sich doch selbst den „Herrn der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“.

Sapienti sat. Wollte ich alles Material verarbeiten, ich müßte solch' ein dickes Buch schreiben, wie Sie, Herr Bartels, über Heine, mit dem Sie diesem Hebräer endgültig den Garaus gemacht haben.

Nur eine Frage möchte ich noch beantworten: Wie kommt es, daß dieser Jude Goethe als deutscher Dichter gelten konnte?

Die Frage ist leicht beantwortet. Dreiviertel aller Literarhistoriker sind Juden. Sie erkannten in Goethe den ihnen verwandten Geist und trieben mit ihm jenen Kultus, den sie noch von Aegypten her gewohnt sind. Unzählige jüdische Komponisten — Schubert und Schumann haben die Hebräismen Goethes nie recht gelegen — vertonten die „Lieder“ ihres Rassenkollegen, eine Anzahl begeisterungsfähiger commis voyageurs jüdischen Blutes taten sich zu einem „Goethebund“ zusammen, jüdische Bankiers sammelten Gelder zu „Goethe-Denkmälern“ usw. usw.

Und so will ich zum Schlusse in anbetracht der Goetheseuche noch einen positiven Vorschlag machen: man zertrümmere alle Goethe-Denkmäler und schmelze sie zu Ahlwardt-Denkmälern um! Ehre, wem Ehre gebührt!

Ich bin, hochgeehrter Herr Bartels,

Ihr dankbarer Schüler

Karl Ettlinger.

Briefkasten.

Dr. R. Der Assistenzarzt des Prof. v. Bergmann, Dr. Richard Bier, der ihn nach Konstantinopel begleitet hatte, ist Jude.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 46. Berlin, 14. November 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W, Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Antisemitisches Potpourri.

Ein „ergötzliches Geschichtchen" und sein Pendant. — „Nette Glaubensgenossen". — Salon Riehl. — Der Wunderrabbi. — Frankfurter Börsensaal und judenreine Hotels und Bäder. — Die Grafen Pückler und Castellane; Dr. Lueger, Oberst Picquart und Oskar Straus. — Jüdische Staatsoberhäupter. — Aristokratische Warenhändler.

Es ist nachgerade wohl allgemein bekannt, wie widerwärtig die antisemitische Kampfesweise ist. Wir wissen auch ein Liedchen davon zu singen, wie groß der Ekel ist, den man empfindet, wenn man immer wieder von dieser schmutzigen Kampfesweise hört und liest und gar ihr entgegentreten muß. Dennoch halten wir es für angebracht, einmal eine ganze Gallerie kleiner Bildchen der antisemitischen Kriegskunst aus den jüngsten Tagen vorzuführen.

Ist da in einem märkischen Städtchen ein „mosaischer Jüngling", ein Referendar, von zwei Frauenspersonen, Mutter und Tochter, auf offener Straße durchgeprügelt worden, weil er ein Verhältnis mit dem jungen Mädchen auflöste und beim Abschied schrieb, sie solle ins Wasser gehen. — Ob alle diese Daten genau der Wahrheit entsprechen, wissen wir nicht. Wie wenig auf noch so sicher vorgetragene ähnliche Geschichten antisemitischer Blätter zu geben ist, haben unsere Leser aus der in der vorigen Nummer mitgeteilten Gerichtsverhandlung gegen den Redakteur der „Deutschen Hochwacht" ja ersehen können. Die „Wahrheit" ist nicht gerade wegen ihrer Wahrheitsliebe bekannt, und ihr ist dieses Geschichtchen entnommen, das natürlich von anderen antisemitischen Blättern weiter kolportiert wird. Man wird zugeben, daß dieses Geschichtchen nicht gerade ein „ergötzliches" ist, wie die antisemitische Ueberschrift lautet. Man wird ferner zugeben, daß die Geschichte eine alte Geschichte ist, die mit einigen Varianten doch ewig neu bleibt, und daß, wem sie just passieret, dem zwar nicht immer das Herz entzwei bricht, daß er aber doch allerlei Unangenehmes in den Kauf nehmen muß. Wir gönnen dem Referendar, ob er nun mosaisch ist oder nicht, falls er so gehandelt hat, die Tracht Prügel auf offener Straße und von zarter Hand. Wie man aber dazu kommt, die beschriebene Lösung des Verhältnisses als „nach echt jüdischer Manier" erfolgt zu bezeichnen, ist uns unverständlich. Es dürften in Deutschland genug nichtjüdische Referendare, Assessoren usw. ihre Verhältnisse mit einem Knalleffekt aufgelöst haben. Wenn aber der Rat „ins Wasser zu gehen" das echt jüdische sein soll, so erinnern wir daran, daß eben eine Geschichte aus Amerika berichtet wird, wonach in Somerville ein Mädchen freigesprochen worden ist, das ihren Verführer erschossen hat, der ihr beim Abschied gesagt hat, sie solle sich töten, und ihr auch den Revolver dazu in die Hand gegeben hat. Das Mädchen zog es vor mit dem Revolver den brutalen Ungetreuen, der kein Jude war, niederzuschießen. Darf man diese Lösung als „nach echt christlicher Manier" erfolgt bezeichnen? Man darf es nicht nur nicht, sondern es fällt auch keinem ein, überhaupt es zu tun, obgleich die christliche Geschichte auf blutiger Wahrheit beruht und gerichtlich festgestellt ist, die Geschichte des mosaischen Referendars im besten Falle noch nach jeder Richtung fast zu beweisen wäre.

Einer ganz banalen Diebstahlsgeschichte verleiht die „Staatsbürgerzeitung" die Ueberschrift „Nette Glaubensgenossen". Ein ausländischer Jude, der in Berlin nicht Bescheid weiß, wird von anderen, die ihm helfen zu wollen vorgeben, um sein Geld gebracht. Dergleichen passiert in Berlin jeden Tag. Auf allen Bahnhöfen wachen jahrein, jahraus tagtäglich Polizeibeamte, daß nicht Fremde auf die eine oder andere Weise bestohlen und betrogen werden Die Berliner Bauernfänger sind seit langer Zeit bekannt, der Vertrauenstrick gleichfalls. Sind aber zufällig Juden die Bauernfänger, dann wird gleich von „Glaubensgenossen" und von echt jüdischer Manier gesprochen und die Sache so dargestellt, als wären diese Verbrechen jüdische Spezialitäten und jüdische Alltäglichkeiten.

In gleicher Weise ist von den Antisemiten der Wiener Skandalprozeß Riehl ausgebeutet worden. Die Wiener Bordellwirtin hat gewiß schmachvoll genug ihre „Damen" mißhandelt und ausgebeutet. Der Prozeß gibt sicherlich genug nicht bloß für Wien, sondern auch für alle anderen Großstädte viel zu denken, und es wäre sehr erfreulich, wenn er den Behörden und Gesetzgebern aller Länder Anlaß auch zum Handeln gäbe. Die „Staatsbürgerzeitung" aber hat nur gleich herausgeschnüffelt, daß Frau Hermine Riehl eine jüdische Frau ist. Ob sie es ist, wissen wir nicht, und die Konfession der betreffenden Harpyie ist so gleichgültig, daß es uns nicht verlohnt, uns darüber zu vergewissern. (Von anderer glaubwürdigerer Seite wird sie übrigens als Katholikin bezeichnet.) Aber das edle Antisemitenblatt wird so viel Ehrlichkeit besitzen, zuzugeben, daß es in allen Ländern und Großstädten konzessionierte und nicht konzessionierte Bordellwirtinnen, die gleichfalls ihre Damen mißhandeln und ausbeuten, genug gibt, die aber unter keinen Umständen als jüdische Frauen vorgestellt werden können. Dazu kommt, daß, abscheulich wie Frau Hermine Riehl nach jeder Richtung hin gewesen sein mag, viel schlimmere Sünder die verehrlichen nicht jüdischen Polizeibeamten waren, die von ihr Vorteil gezogen haben, die, statt die unglücklichen Opfer der Frau Riehl gegenüber ein klein wenig in Schutz zu

nehmen, Frau Riehl samt ihren „Damen" ausgenutzt haben. Für die antisemitische Presse indessen kommt zuerst in Betracht, daß Frau Riehl eine Jüdin gewesen ist, vielleicht auch nur Jüdin von antisemitischen Gnaden ist. Aber der Zweck ist erreicht, die verblödeten Leser und namentlich auch die Frauen, die ja nicht so genau wissen, wie es in den großstädtischen Lasterhöhlen zugeht, müssen glauben, daß die Bordellwirtschaft besonders von Juden betrieben wird.

Da ist vor einiger Zeit der Wunderrabbi in der Bukowina gestorben und die jüdische wie die nichtjüdische Welt nahm von dem mit allerlei Seltsamkeiten verbundenen Ereignis der Kuriosität halber Notiz. Die antisemitische Presse tat hierauf so, als wenn alle Juden dem Wunderrabbi hutdigten und den Aberglauben seiner Anhänger teilten. In Wirklichkeit machen sich aber nicht nur alle fortgeschrittenen, sondern auch orthodoxe und selbst orthodoxeste Juden über das Treiben der Wunderrabbis lustig, und mit beißenderem Spott können selbst Antisemiten den chassidischen Unfug nicht geißeln, als es auch Juden und gerade Juden getan haben. Unzählige Anekdoten, die die Wundertäterei dieser Rabbis verspotten, werden in jüdischen Kreisen erzählt. Man lacht so über die Wunderrabbis, wie man über die vermeintlichen Wunder der Spiritisten, Christian Scientisten usw., lacht. Daß aber eine jüdische Sekte stark abergläubisch ist, ist doch ebensowenig wunderbar, wie es wunderbar ist, daß es Sekten in allen anderen Religionen gibt, die gleichfalls abergläubisch sind. Was die angeblichen Wunder der Wunderrabbis betrifft, so spielt bei ihnen sehr oft die Suggestion eine ebenso große Rolle wie bei allen anderen extraordinären Wundern in allen Konfessionen. Wir kennen z. B. einen Fall, daß ein jüdischer Gelehrter kabalistische Amulette, an deren Heilkraft er selbst nicht einen Augenblick glaubte, zu verteilen pflegte, auf deren wunderbare Heilkraft auch christliche Empfänger schworen. Der jüdische Gelehrte hatte nicht den geringsten pekuniären Vorteil von seinen Amuletten, da er sie, und zwar auch nur auf dringendes Bitten, umsonst hergab. Auch um den Ruf eines Wundertäters war es ihm nicht zu tun. Er wies jeden Dank auch nur in Worten zurück und war der letzte, der für seine Amulette irgendwie Propaganda machte. Die Suggestion half den Empfängern über ihre wahren oder eingebildeten Leiden hinweg und der jüdische Gelehrte wollte auch den christlichen Wundergläubigen die Hilfe nicht versagen, die sie von seinen Amuletten erhofften und — fanden. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum Juden auf der untersten Kulturstufe im finstern Rußland, in der gleichfalls nicht hellen Bukowina und andern halbasiatischen Ländern verständiger sein sollen, als die gebildete vornehme Welt in den zivilisiertesten Ländern, die nach Wallfahrtsorten pilgert, um Wunder zu erleben. Daß aber die liberale Presse oder auch nur die jüdische Fachpresse, wie ihr von den Antisemiten vorgeworfen wird, den Wunderrabbi, dessen Krankheit und Tod vor kurzem seine Anhänger allerdings sehr aufgeregt hatten, irgendwie mehr verherrlicht hätte als andere Personen, die durch irgend eine Kuriosität oder dergleichen größere Aufmerksamkeit erregen, ist eine echt antisemitische Verdrehung. Der Wunderrabbi von Sabagora hat auch nicht annähernd „die freisinnigen Judenblätter" so beschäftigt wie der Hauptmann von Köpenick die gesamte Presse. Auch war von „Ehrfurcht, Ernst und Rührung" in den Berichten keine Rede, und die „Bewunderung vom Leben und von den Taten des Wunderrabbi von Sabagora" stand bei weitem der Bewunderung nach, die in der gesamten Presse dem im Zuchthause zum Hauptmann entfalteten Schuhmacher Voigt gezollt wurde. Aber dem antisemitischen Blatte ist es nur darum zu tun, seine Leser glauben zu machen, daß die Presse, die natürlich „verjudet" ist, wohl christliche Kulte und Bekenner schlecht beurteilt, vor einem Wunderrabbi aber sich ehrfurchtsvoll verneigt.

Wir möchten hier ein Beispiel anfügen, wie die Antisemiten mit ungleichem Maaße messen. Es ist bekannt, daß die Antisemiten es sich besonders angelegen sein lassen, „judenreine" Gasthäuser und Hotels zu begründen, sie tun auch alles erdenkliche, um den Juden den Besuch gewisser Heilbäder zu erschweren und selbst unmöglich zu machen. Wenn aber, wie dies jüngst in Frankfurt a. M. geschehen ist, der Saal der Börse, in welcher die Juden die Mehrheit bilden, den Antisemiten nicht zu einer Versammlung überlassen wird, in welcher doch die Juden bekämpft werden sollen, dann ist das eine fürchterliche Ausnutzung des jüdischen Einflusses und der jüdischen Uebermacht. Badebesucher wollen doch nicht agitieren, die Juden, die in einem Bade Heilung oder Erfrischung suchen, denken an nichts weniger als an eine Bekämpfung der christlichen Badegäste; dennoch werden sie ausgeschlossen. Ein Badeort ist nicht so leicht zu ersetzen wie ein Saal. Dennoch soll der Ausschluß aus solch einem Badeorte berechtigt, die Versagung des Börsensaales zu einer antisemitischen Versammlung seitens der Handelskammer ein Unfug, ein Sieg der Börsenjuden sein.

Das ist so ein kleiner Strauß antisemitischer Blüten aus allerjüngster Zeit. Allerdings haben die Antisemiten in letzter Zeit auch reichlich Ursache gehabt zu Aerger und Mißstimmung, und sie neigten vielleicht nur deshalb zu gereizterer Beurteilung. Ihr Held Graf Pückler-Klein-Tschirne ist zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt; ihr Freund Graf Boni Castellane verliert seine millionenreiche Frau in einem Scheidungsprozesse, in welchem der antisemitische Graf wahrlich nicht schön abschneidet, und in welchem er nebenbei auch als ein enthusiastischer Verehrer des schnöden Mammons figuriert; ihr Gönner, Dr. Lueger, der Oberbürgermeister von Wien ist sterbenskrank; Oberst Picquart, der ihnen den tiefen Schmerz verursacht hat, Dreyfus zu befreien und die antisemitischen Verbrecher im Generalstabe bloßzustellen, ist französischer Kriegsminister, der Jude Oskar Straus, den die „Staatsbürgerztg." in ihrer ohnmächtigen Wut zu einem David Strauß stempelt, ist Minister der großen transatlantischen Republik geworden. Die „Kreuzztg." gibt ihrem Aerger über diese letztere Ernennung noch tückischeren Ausdruck. Sie meint, Straus scheine „ein außerordentlich smarter Geschäftsmann" zu sein; einmal „mache" er demokratische, das andere Mal republikanische Wahlen, ganz wie es ins Geschäft passe. „Vielleicht, fährt sie fort, trägt ihm diese Geschäftsgewandtheit auch noch einmal den Präsidentensessel und damit dem freien Amerika den Ruhm ein, der Welt das erste jüdische Staatsoberhaupt geliefert zu haben." — In seinem Grimme hat das fromme christliche Blatt ganz vergessen, daß es eine ganze Reihe jüdischer Staatsoberhäupter schon gegeben hat, und daß auf einen sogar der Stammbaum des christlichen Heiland zurückgeführt wird. Was wird Stöcker dazu sagen, der einmal im Parlamente Ach und Weh geschrieben hat, daß man vom König Hiskiah nichts wisse, wenn er nun sieht, daß das kirchenfromme Organ sogar David und Salomon vergißt? Und daß auch andere Leute schon aus politischen Saulussen politische Paulusse geworden sind, weiß die olle, ehrliche „Kreuzztg." auch nicht mehr. Ein Jude aber ist gleich „smart", wenn er seinen politischen Standpunkt wechselt.

Den allergrößten Kummer aber dürfte den Antisemiten in letzter Zeit bereitet haben, daß Träger erster aristokratischer Namen und hohe Staatsbeamte im Verein mit Juden ein Warenhaus begründet haben. Das Warenhaus, diese angeblich von Juden ersundene und von Juden gehegte und gepflegte Institution, eigens von ihnen ersonnen das deutsche Volk zu verderben, ist jetzt durch viele „Edelste der Nation" und Stützen des Staates gewissermaßen hoffähig geworden. — Das ist bitter, sehr bitter. Jetzt wird man nicht mehr

auch nur mit einem Anschein von Recht die Juden für die Warenhäuser verantwortlich machen dürfen, im Gegenteil von ihnen anerkennen müssen, daß sie, wenn auch nicht als die einzigen, so doch mit unter den ersten die Berechtigung der Warenhäuser eingesehen und den Fortschritt sich zu Nutze gemacht haben.

Die Juden in Preußen nach der letzten Volkszählung.*)

Das Königliche Statistische Landesamt in Berlin veröffentlicht in einer Sondernummer der Statistischen Korrespondenz vom 26. September die hauptsächlichsten endgültigen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1905. Die wichtigsten Resultate daraus seien hier wiedergegeben.

Die Zahl der Juden hat sich seit der letzten Volkszählung vom 2./12. 1900, wo sie 392 322 betrug, um 17 179 auf 409 501 vermehrt. Diese Zunahme ist schwächer als bei allen anderen Konfessionen; denn sie betrug nur 43,79 %,

dagegen bei den

Evangelischen	69,85 %
Katholischen	102,26 „
anderen Christen und Dissidenten . . .	311,99 „
Personen nicht christlicher Konfession (ohne Juden)	456,02 „
Personen mit anderer unbestimmter Angabe der Religion	186,86 „
Personen ohne Angabe der Religion	395,69 „

Die Folge ist, daß der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung wiederum wie schon seit Jahrzehnten zurückgegangen ist; er betrug

1871	1,32 %	1895	1,19 %
1880	1,33 „	1900	1,14 „
1885	1,29 „	1905	1,10 „
1890	1,24 „		

Der amtliche Text bemerkt zu der geringen Zunahme der Juden, daß sie „wohl hauptsächlich auf Auswanderung und den zahlreichen Uebertritten zu anderen Bekenntnissen beruht." Diese beiden Faktoren mögen auch in Betracht zu ziehen sein, sie bleiben jedoch an Bedeutung hinter einem anderen Umstande, der geringen Geburtenzahl der Juden, weit zurück.

Dem Geschlechte nach waren von den Juden 202 109 männlich und 207 392 weiblich. Es entfallen damit auf 100 Männer 102,61 Frauen; bei der Gesamtbevölkerung ist dasselbe Verhältnis 100 : 102,70, also fast genau gleich.

Die Verteilung der Juden auf die einzelnen Provinzen seit der Volkszählung von 1871 zeigt Tabelle I. Es ergibt

Tabelle I.

Gebiet	Zahl der Juden bei der Volkszählung von				
	1871	1880	1890	1900	1905
Provinz Ostpreußen	14425	18218	14411	13877	13553
„ Westpreußen . . .	26632	26547	21750	18226	16139
Stadt Berlin	36015	53949	79288	92208	98893
Provinz Brandenburg . . .	11469	12296	13775	25766	40427
„ Pommern	13037	13886	12246	10880	9660
„ Posen	61982	56609	44346	35327	30433
„ Schlesien.	46619	52682	48003	47586	46845
„ Sachsen	5958	8700	7949	8047	8050
„ Schleswig-Holstein .	3729	3522	3571	3486	3270
„ Hannover	12790	14790	15112	15393	15581
„ Westfalen	17245	18810	19172	20640	20757
„ Hessen-Nassau . . .	36390	41316	44548	48105	50016
„ Rheinland	38424	43694	47234	52251	55408
Hohenzollern	721	771	661	532	469
Königreich Preußen zusammen	325436	363790	373059	392322	409501

*) Aus dem Novemberheft der „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden."

sich daraus, daß die etwa mit dem Jahre 1880 einsetzende Wanderbewegung, welche die Juden aus den östlichen Provinzen der Monarchie nach Berlin nebst Vororten und den westlichen Provinzen führt, auch im Jahrfünft von 1901 bis 1905 ihren Fortgang genommen hat. Die Zahl der Juden hat sich

vermindert in Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien und Schleswig Holstein,

vermehrt in Berlin, Brandenburg, Hessen-Nassau und Rheinland, ist ungefähr

gleich geblieben in Sachsen, Hannover und Westfalen. Am stärksten ist der Rückgang in Westpreußen (— 2087), Pommern (—1220) und Posen (—4894); diese 3 Provinzen hatten am 2./12. 1900 noch 64 433, am 1./12. 1905 dagegen nur noch 56 232 Juden, sodaß sich ihre jüdische Bevölkerung in 5 Jahren um 8201=12,73% vermindert hat. Die Vermehrung beträgt demgegenüber in

Berlin	6687= 7,25%
Prov. Brandenburg	14661=56,90 „
Hessen-Nassau	1911= 3,97 „
Rheinland	3157= 6,04 „

Exorbitant groß ist die Zunahme um 56,90% in der Provinz Brandenburg; von der gesamten Zunahme der Juden in Preußen um 17 179 Personen entfallen 14 661, also 85,32% auf diese Provinz. Diese Zunahme ist fast ganz auf die Zunahme der Juden in den zur Provinz Brandenburg gehörigen Vororten und Nachbarorten von Berlin zurückzuführen. So hat sich die Zahl der Juden seit 1900

in Charlottenburg von 9701 auf 15604
in Schöneberg von 2994 auf 6929
in Rixdorf von 450 auf 1176

vermehrt. Zu dieser Steigerung dürfte neben den allgemeinen Einflüssen, welche in neuerer Zeit den Abfluß der Einwohner aus den Stadtzentren an die Stadtperipherien bewirken, der Umstand beigetragen haben, daß sich zur Zeit der letzten Volkszählung die russischen Juden, die sich wegen der Unruhen in Rußland nach Deutschland gewendet hatten, in erheblicher Zahl gerade in Berliner Vororten aufhielten.

In Berlin selbst ist die prozentuale Zunahme der Juden mit 7,25% schwächer gewesen als bei der Gesamtbevölkerung, wo sie 8,01% betrug. In der Provinz Hessen-Nassau ist die Zunahme um 1911 Juden größtenteils der Stadt Frankfurt a. M. zu gute gekommen, wo die Zahl der Juden von 21 974 auf 23 476 stieg. In der Rheinprovinz haben

Köln	m. einer	Vermehrung	v. 9745	auf 11 035	Juden
Essen	„	„	„ 1884	„ 2 411	„
Düsseldorf	„	„	„ 2131	„ 2 877	„
Duisburg	„	„	„ 786	„ 1 287	„

fast die ganze Zunahme der Rheinprovinz (3157) an sich gezogen.

In den einzelnen Regierungsbezirken sind die Veränderungen in der Zahl der Juden die folgenden:

Regierungs-Bezirk	1900	1905
Königsberg	9 187	7 293
Gumbinnen	4 690	3 430
Allenstein		2 830
Danzig	5 504	5 247
Marienwerder	12 722	10 892
Stadtkreis Berlin	92 206	98 893
Potsdam	20 780	36 107
Frankfurt	4 986	4 320
Stettin	6 292	5 752
Köslin	4 300	3 641
Stralsund	288	267
Posen	22 303	19 392
Bromberg	13 024	11 041
Breslau	23 285	23 546

Regierungs-Bezirk	1900	1905
Liegnitz	4 031	3 860
Oppeln	20 270	19 439
Magdeburg	3 999	3 924
Merseburg	2 070	2 205
Erfurt	1 978	1 921
Schleswig	3 486	3 270
Hannover	6 575	6 854
Hildesheim	2 697	2 582
Lüneburg	992	1 020
Stade	936	874
Osnabrück	1 438	1 485
Aurich	2 755	2 766
Münster	3 743	3 816
Minden	5 095	4 895
Arnsberg	11 802	12 064
Kassel	17 483	17 495
Wiesbaden	30 662	32 521
Koblenz	8 539	8 348
Düsseldorf	17 664	19 444
Köln	14 950	16 260
Trier	6 773	6 948
Aachen	4 325	4 408
Sigmaringen	532	469

Wie groß die Verschiebungen in der örtlichen Verteilung der Juden in Preußen seit dem Jahre 1871 gewesen sind, ergibt sich daraus, daß prozentualiter von allen Juden in Preußen wohnten:

	1871	1905
in Ostpreußen	4,44	3,31
„ Westpreußen	8,18	3,94
„ Stadtkreis Berlin	11,07	24.15
„ Brandenburg	3,52	9,87
„ Pommern	4,01	2,36
„ Posen	19,04	7,43
„ Schlesien	14,33	11.44
„ Sachsen	1,82	1,97
„ Schleswig-Holstein	1,15	0,80
„ Hannover	3,93	3,81
„ Westfalen	5,30	5,07
„ Hessen-Nassau	11,18	12,21
„ Rheinland	11,81	13,53
„ Hohenzollern	0,22	0,11
	100,00	100,00

Im Jahre 1871 wohnten noch 50,00 % aller Juden in den östlichen Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien, 1905 dagegen nur noch 28,48 %; bei Posen allein beträgt der Rückgang 11,61 % Dafür wohnen jetzt 34,02 % aller Juden in Berlin und Brandenburg gegenüber nur 14.59 % im Jahre 1871.

Von Interesse ist es, festzustellen, inwieweit die Zunahme der Juden seit 1900 um 17 179 Köpfe auf Geburtenüberschuß und auf Ein- und Auswanderung zurückzuführen ist. Nimmt man an, daß das Jahr 1905, für welches Angaben über Geburten und Sterbefälle noch nicht vorliegen, dieselben Ziffern aufweist wie das Jahr 1904, so würde der Ueberschuß der aus rein jüdischen Ehen und der von jüdischen Mutter unehelich lebend geborenen Kinder über die Sterbefälle in den 5 Jahren 1901 bis 1905 7398 Personen betragen. Hierzu kommen noch 3081 lebendgeborene Kinder aus Mischehen zwischen Christen und Juden. Auf Grund früherer statistischer Erhebungen ist anzunehmen, daß der vierte Teil der Kinder aus Mischehen dem Judentum verbleibt, sodaß der Gesamtüberschuß der Lebendgeborenen über die Gestorbenen 8168 Personen beträgt. Der jährliche Verlust, den das Judentum durch Taufen an seinem Bestande erleidet, dürfte auf 400 zu veranschlagen sein. Unter Berücksichtigung dieser Verminderung ergibt sich, daß die Vermehrung der Juden in Preußen um 17 179 Personen in Höhe von 6168 Köpfen das Resultat des Geburtenüberschusses unter Abzug der Taufen, in Höhe von 12 011 Köpfen dagegen das Resultat des Ueberschusses der Einwanderung (aus anderen deutschen Gebietsteilen und dem Auslande) über die Auswanderung ist.

Aus dem antisemitischen Lager.

Der deutsche Volksbund der Herren Professor Förster und von Mosch hat am vergangenen Sonntag in Berlin seinen Bundestag abgehalten; es wurde beschlossen, schon jetzt für die nächste Reichstagswahl einen Wahlfonds zu bilden und als „Ernstkandidaten“ folgende Kandidaten zu normieren: In Ost- und West-Sternberg den bisherigen antisemitischen Abgeordneten Frölich, in Randow-Greifenhagen den früheren antisemitischen Abgeordneten Professor Förster und in der Stadt Stettin den Vorsitzenden der dortigen Ortsgruppe des Volksbundes, Gustav Sepke, der dort schon bei der letzten Wahl kandidiert und es auf nahezu 5000 Stimmen gebracht hat.

In Ost- und West-Sternberg haben übrigens die Konservativen dem Antisemiten Frölich, der ihnen das Mandat 1903 in der Stichwahl mit sozialdemokratischer Unterstützung abgenommen hat, jetzt den Rittergutsbesitzer von Kapphengst gegenübergestellt; der Bund der Landwirte wird erst in nächster Zeit zu dieser Kandidatur Stellung nehmen. Hoffentlich überlassen die Liberalen, die das letzte Mal in dem Wahlkreise die Hände in den Schoß gelegt haben, den reaktionären Parteien nicht wieder kampflos das Feld. So sicher, wie die antisemitische Presse vorgibt, ist das Mandat für Herrn Frölich keineswegs.

Die Briefkasten-Sticheleien zwischen den Organen der Reformpartei und der deutschsozialen Antisemiten werden munter fortgesetzt. In einer der letzten Nummern der Magdeburger „Sachsenschau“ finden sich folgende boshafte Bemerkungen, die sich nur gegen Deutschsoziale richten können:

„**G. M.** Es existiert über den betr. Herrn die Version, daß er jeden zum Reichstagskandidaten aufstelle, der mit ihm eine Flasche Sekt trinke.

Hrn. S. Den drei Herren wird nachgesagt, daß sie im Dienste der Freimaurer arbeiten und den Zweck haben, jede gesunde Bewegung zu stören. Wir glauben an diese Verräterrolle nicht, können indes nicht leugnen, daß ihre Tätigkeit bisher alle Gründungen wieder zerstört hat.“

Auch dem Frankfurter Hotelier Laaß, dem Besitzer des antisemitischen Hotels „Kölner Hof“, der kürzlich in seinen Räumen eine deutschsoziale Mitgliederversammlung beherbergt und den Vorsitz geführt hat, wird deswegen von der „Sachsenschau“ der Kopf gewaschen; das Blatt schreibt vorwurfsvoll: „Da Herr Laaß auch den Parteitag der Reformer in Kassel besucht hat, so erscheint uns dessen augenblickliche Stellung nicht klar. Wir wären ihm dankbar, wenn er unsere Ungewißheit behöbe.“

Zu dem antisemitischen „Bruderkampf“ in Hessen liefert die „Magdeburger Sachsenschau“ ebenfalls einen kleinen Beitrag in folgenden Bosheiten gegen den mit den Deutschsozialen verbündeten Bund der Landwirte:

„Der Kampf hat jetzt eine Schärfe ohne gleichen erreicht. Die Geschäftsstelle des Bundes der Landwirte zu Frankfurt a. M. versendet Zirkulare, in denen sie dem Schriftsteller Reuther die Strafen vorwirft, die er als Redakteur erlitten hat, und in dem sie ihm unterstellt, er wolle sich durch seine Agitation nur eine Brotstelle verschaffen. Die Beamten des Bundes der Landwirte und die Landwirte selbst treiben ihre Agitation natürlich nur aus reinem Idealismus, nicht etwa um des Broterwerbes willen. Wenn man nun gar einem gegnerischen Redakteur dessen berufliche Strafen vorwirft, so entspricht das der idealen und frommen Denkungsart, welche eben nur in der reinen unverdorbenen Gottesnatur, zwischen unschuldigen Schafen und frommen Ochsen gedeihen kann. Das ist ein Thema, das die „Deutsche Tageszeitung“ einmal von ihrem frommen Leitartikler verwursteln lassen sollte.

Wir kennen weder Herrn Reuther noch die Beamten des Bundes der Landwirte, aber diese Proben von der Kampfesweise des Bundes der Landwirte genügen, um uns mit größter Hochachtung vor der sittigen und erziehlichen Kraft des landwirtschaftlichen Berufes zu erfüllen!

Wenn nun erst die störrigen Böcke des hessischen Bauernbundes auch noch in die konservativen Schafställe gerieben sein werden, dann muß ihnen auch klar werden, wie töricht sie gehandelt haben, als sie das Beste und Schönste nicht schon im Verein mit Hirschel, Köhler und Wolf erwählten."

Eine Schwindelnotiz der „Deutschsozialen Blätter" über die früheren Nationalsozialen. Das offizielle Parteiorgan der deutschsozialen Antisemiten schämt sich nicht — so lesen wir in der „Hess. Landes-Zeitung" — die schwindelhafte Behauptung in die Welt zu setzen, die Nationalsozialen hätten bei der letzten Wahl 100 000 Mark vom Handelsvertragsverein — allein 45 000 für Marburg — bekommen. Jeder Mensch mit seinen fünf gesunden Sinnen, der unsere Agitation auch nur oberflächlich beobachtet hat, erkennt ja diese Schauermär im vollen Umfange. Unsere ganze Agitation bei der letzten Wahl hat überhaupt nur ungefähr den zehnten Teil der Summe, einschließlich der Stichwahl, gekostet. Davon stammen — 500 Mark vom Handelsvertragsverein, die dieser nachträglich ohne jeden Antrag von unserer Seite gewährte. In dem Verhältnis von 1 zu 90 schwindeln also die Antisemiten. Und diesen 45 000 Markschwindel entblödet sich ein hier im Kreise tätiger Agitator der Deutschsozialen namens Wulfes nicht, weiterzuverbreiten. Die Herren arbeiten scheinbar nach dem Grundsatze: Verleumdet nur immer drauf los, etwas bleibt doch hängen!

Ueber eine antisemitische Versammlung in Darmstadt, in der Herr Liedermann von Sonnenberg und der den Lesern der „Mitteilungen" ebenfalls bekannte Amtsrichter Mahr sprachen, schreibt die „Darmstädter Verkehrsztg." u. a.:

„Als Beweis der geradezu kindlichen Naivetät des alten Reaktionärs Liebermann von Sonnenberg mag aber die immerzu wiederholte Beschwörung der Darmstädter Freisinnigen dienen, ihre wahre Gesinnung nicht unterdrücken zu lassen und den Führern die Gefolgschaft zu versagen. Köstlich war auch die Versicherung, daß den zum Antisemitismus sich bekehrenden Nationalsozialen alles verziehen werden sollte. Hatte diese erste Rede teils einschläfernd, teils erheiternd gewirkt, so wirkte das darauffolgende Auftreten des Amtsrichters Mahr direkt provozierend. Er bediente sich gegenüber Andersgläubigen der verletzendsten Ausdrücke und beklagte sich dann noch über das sogen. Anklagemonopol der Juden in Hessen. Wenn der Rassenhaß in solch gemeingefährlicher Weise vorgetragen wird, und noch dazu von „Hütern des Gesetzes", dann ist es nicht an der Zeit, daß bestehende Maßregeln des außerordentlichen Schutzes eines Teiles der Bevölkerung außer Wirkung gesetzt werden. Weiterhin produzierte sich der Amtsrichter Mahr in einem juristischen Eiertanz, um die „freisinnig-sozialdemokratische Logik" der Regierung bei der Bestätigung des Offenbacher Beigeordneten anzugreifen. Zum Schluß verfiel er dann in sittliche Entrüstung über die Ankündigung des Herrn von Liedermann in der „Verkehrsztg.", dabei ganz vergessend, in welch schmachvoller Weise erst vor kurzem in einer Druckschrift von ihm und seinen Freunden di Anhänger Naumanns beschimpft worden waren."

Herr Krösell, der antisemitische Reichstagsabgeordnete für Pyritz-Saatzig, sucht sich jetzt wieder an den Bund der Landwirte anzubiedern und die Agrarier gegen die „hochkonservative Klicque" im Kreise auszuspielen. Sein Blatt, der „Mittelstand", übernimmt den Nachruf, den Frhr. von Wangenheim, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte und frühere konservative Reichstagsabgeordnete des Kreises, dem verstorbenen märkischen Agrarierführer Ring in der „Deutschen Tagesztg." widmet, und fügt daran folgende spekulative Lobhudelei:

„Wir geben unseren Lesern diesen Artikel wieder, mit der näheren Erläuterung, daß wir im Inhalt dieses Artikels den alten, ehrenfesten Politiker Wangenheim wiedererkennen, den bei den letzten Wahlen nur hochkonservative List, und hoffentlich nur vorübergehend, vom Pfade ehrlicher nationaler Politik abziehen konnte. Wir grüßen in diesem Artikel mit Freuden den alten Bündler Wangenheim. Möge dieser Artikel der Anfang der Einkehr und Umkehr sein."

Wenn Herr Krösell etwa glauben sollte, durch dieses aufdringliche Liebeswerben den Bund der Landwirte von den Konservativen zu trennen und bei den nächsten Wahlen für sich zu gewinnen, so dürfte er sich gewaltig täuschen.

Graf Pückler, der erst am 20. Oktober vor der neunten Strafkammer des Berliner Landgerichts I zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden ist, stand am 7. November wieder unter der Anklage der Anreizung verschiedener Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten vor der dritten Strafkammer.

Inkriminiert waren zwei Reden, die der Angeklagte während seines ihm in Weichselmünde erteilten Urlaubs am 12. Juni bei Buggenhagen und am 3. Juli d. J. in den Arminhallen gehalten hat. Ueber den Inhalt der beiden Reden, die auf den sattsam bekannten Pückler-Ton gestimmt waren und gegen die Juden hetzten, lagen nur die Berichte der beiden Polizeileutnants vor, die die beiden in Rede stehenden Pückler-Versammlungen aufgelöst hatten. Der Angeklagte bestritt die Authenzität solcher Polizeiberichte; die Polizeileutnants gäben immer nur einzelne Stellen aus seinen Reden wieder und färbten „so gewissermaßen ihre Berichte, um ihn hineinzulegen." Nach den vorliegenden Berichten hat der Angeklagte in beiden Fällen die russischen Sozialisten glorifiziert und seine Zuhörer u. a. aufgefordert, es den russischen Pennbrüdern, welche dort reiche Kriegsbeute bei den Juden gemacht, nachzumachen. Bei uns würde die Kriegsbeute nach Zerschmetterung der Juden drei Milliarden betragen; für diese Kriegsbeute könnten die Teilnehmer an der frischen, fröhlichen Hirschjagd recht viel Sekt auf dem Tempelhofer Felde trinken. Deshalb: „Tüchtig dazwischen gefahren und die Taschen voll gepfropft!" Er habe eine Vision gehabt und sei von Gott zum Kampfe gegen die Juden aufgefordert worden, er erfülle eine heilige Mission 2c. 2c. Auch diesmal behauptete der Angeklagte, daß seine Kraftausdrücke gar keine Aufreizungen enthielten oder als solche von seinen Zuhörern bewertet worden seien. Das seien Volksversammlungsscherze, die von den Massen verlangt würden. Vor Eintritt in die Beweisaufnahme tauchte im Kollegium die rechtliche Frage auf, ob nicht die jetzt inkriminierten beiden Reden aus dem Jahre 1306 schon durch das Urteil vom 20. Oktober, das eine fortgesetzte Handlung angenommen habe, erledigt seien. Der Staatsanwalt widersprach einer solchen Auffassung in längerer Darlegung. Am 20. Oktober sei der Angeklagte wegen einer Anzahl Reden, die er im Jahre 1905 gehalten, verurteilt worden, jetzt aber sei er angeklagt wegen zweier im Jahre 1906 gehaltener Reden. Der Angeklagte habe s. Z. seine agitatorische Tätigkeit, mit der sich das Urteil vom 20. Oktober zu beschäftigen hatte, längere Zeit unterbrochen, weil er seine Festungshaft in Weichselmünde antrat. Er ist dann beurlaubt worden, weil sein Schloß in Kl.-Tschirne abgebrannt war und wenn er dann nach Berlin gehe und wieder solche Reden halte, so könne dies unmöglich unter den Begriff der fortgesetzten Handlung fallen, stelle vielmehr neue, auf einen neuen Entschluß beruhende selbständige Handlungen dar.

Nach längerer Beratung des Gerichtshofes verkündete der Vorsitzende: Der Angeklagte ist am 20. Oktober wegen einer fortgesetzten Handlung verurteilt worden. Das Gericht steht auf dem Standpunkte, daß auch die beiden hier in Frage stehenden Reden unter diesen Begriff der fortgesetzten Handlung fallen. Sie haben denselben Inhalt und fast dieselben Wendungen wie jene Reden und sind auf denselben einheitlichen Entschluß zurückzuführen. Die Unterbrechung der agitatorischen Tätigkeit des Angeklagten war keine freiwillige, sondern eine unfreiwillige infolge der Verbüßung seiner Festungshaft und er hat seine Agitation sofort bei Beginn seines Urlaubs wieder aufgenommen. Der

Gerichtshof hat daher beschlossen, die Sache bis zum Eintritt der Rechtskraft der Entscheidung der 9. Strafkammer zu vertagen.

In unflätigen Schimpfereien erging sich der Dreschgraf wiederum in einer der letzten von ihm abgehaltenen Versammlungen. Er sprach über „Feinde des Antisemitismus" und bezeichnete als solche auch alle diejenigen Antisemiten, die sein Auftreten nicht billigen. Hierbei nannte er einen Abgeordneten „gemeines Aas". Von dem verstorbenen antisemitischen Abgeordneten Grafen Reventlow sagte er: „Dann hat mich auch der verstorbene Graf Reventlow seinerzeit angegriffen. Der Hund ist ja nun verreckt!" Das war selbst dem radaulustigen antisemitischen Stammpublikum seiner Versammlung zu viel, daß diese Aeußerung mit entrüsteten Pfuirufen aufnahm. Graf Pückler erzählte noch in dieser Versammlung, daß er eine Audienz beim Kaiser nachgesucht hätte, daß diese ihm aber verweigert worden sei. Auch der König von Württemberg habe es abgelehnt, ihn zu empfangen, weil daraus falsche Schlüsse gezogen werden könnten. Seitdem wolle er, so erklärte der Graf Pückler, von den Fürsten nichts mehr wissen.

In Uebereinstimmung mit früheren sehr abfälligen Bemerkungen über Pückler schreibt neuerdings das Magdeburger Antisemitenblatt:

„Wir haben unsere Ansicht über das Auftreten des Grafen Pückler vom Beginn seiner „politischen" Tätigkeit ausgesprochen. Er ist lediglich pathologisch zu nehmen. Das zeigen uns seine Aussprüche über seine göttliche Sendung, über seine Vorrechte als preußischer Edelmann und Lord, über seine Agitationsformen letzthin vor Gericht. Graf Pücklers Agitation konnte auch nur in dem Berliner Milieu gedeihen. Alle andern Großstädte haben ihn sofort abgelehnt, nachdem er nur einmal dort gesprochen hatte. Auch hier in Magdeburg hat er keine Gegenliebe gefunden. Die „Berliner Luft" macht auch das Unmöglichste möglich. Wenn man nun endlich sein Auftreten verboten hat, so hätte das schon vor Jahren geschehen sollen. Man hätte damit dem Grafen selbst und auch der Stadt Berlin eine Wohltat erwiesen. Diejenigen Zeitungen, welche den Grafen anders behandelten, sind selbst nicht ernsthaft zu nehmen."

Ueber das Eingreifen der Hamburger Antisemiten in die Wahlen zur Bürgerschaft wird der „Wes. Ztg." geschrieben: „Der Antisemitismus hat in unserer Bürgerschaft einmal eine Rolle gespielt, indem er es auf drei Vertreter brachte. Das war zu einer Zeit, als das kleine Beamtentum zuerst durch die Einführung der Unentgeltlichkeit des Bürgerrechts das Wahlrecht erlangte und im antisemitischen Fahrwasser schwamm. Das hat sich inzwischen geändert. Seit dem Jahre 1904 sitzt als letzter Rest der antisemitischen Herrlichkeit nach Herr Schack in der Bürgerschaft, der inzwischen von Eisenach in den Reichstag gesandt ist. Jetzt aber glauben die Antisemiten, daß sich die Zeiten für sie gebessert haben. Unter dem Proportionalwahlrecht hoffen sie einige Mandate zu erlangen. Deshalb sind sie jetzt ebenfalls mit einem Wahlaufruf auf der Bildfläche erschienen, in welchem sie sich „Wirtschaftliche Vereinigung Hamburgs" nennen. Da ihre Mittel offenbar nicht dazu reichen, gleich den übrigen Parteien ihren Aufruf im Anzeigenteil der Blätter erscheinen zu lassen, so haben nur die ihnen nahestehenden „Hamburger Nachrichten" den Aufruf ausführlich veröffentlicht. Derselbe verzichtet auf die Aufstellung einzelner Forderungen, die an der Spitze stehenden Namen, Raab, Schack, Jacobsen, beweisen genug. Die Antisemiten wissen auch ganz genau, weshalb sie keine Einzelheiten angeben. Denn es ist für die Herren Raab und Schack nicht leicht, ihre agrarische Politik gerade in dieser Zeit der Fleischnot dem Volke mundgerecht zu machen. Daran sind die Antisemiten hier schon früher gescheitert und werden sie auch dieses Mal scheitern. Sie werden zufrieden sein können, wenn sie das jetzt zur Erledigung kommende Mandat des Herrn Schack sich erhalten. In den unteren Beamtenkreisen ist man jetzt nichts weniger als geneigt, die Antisemiten, deren Politik die Lebensmittel so sehr verteuert hat, zu unterstützen. Damit aber wird den Antisemiten diejenige Hoffnung genommen, welche ihnen einige Aussicht auf einen Wahlerfolg gab."

XX **Vom „Verband deutscher Hochschulen".** Die „Akademischen Monatsblätter", das Organ der katholischen Studentenvereine Deutschlands, beschäftigen sich in ihrer letzten Nummer mit dem unter antisemitischem Einflusse stehenden „Verbande deutscher Hochschulen", der ein eigenes Organ herausgibt, die „Deutsche Hochschule".

Nachdem der Verfasser von den konfessionellen Kämpfen des letzten Semesters kurz berichtet hat, fährt er fort: „Nun ist aber zu dem konfessionellen Kampf für den Verband deutscher Hochschulen ein anderer hinzugekommen, der Rassenkampf." Es wird ein längerer Auszug aus einem Artikel von Bartels über die Rassenfrage mitgeteilt, dessen Ansichten ja unseren Lesern zur Genüge bekannt sind. Gegen den von Bartels proklamierten Rassenkampf erhebt nun Professor Dr. Rade aus Magdeburg in einer der nächsten Nummer der „Dtsch. Hochschule" einige „freundschaftliche Bedenken". Er weist diejenigen Studierenden, die vielleicht vor lauter Begeisterung gar nicht wissen, wohin die Reise geht, darauf hin, daß die „Dtsch. Hochschule" im Begriff sei, das Rassenproblem als das eigentliche Problem der Zukunft in Bildung und Politik neu zu proklamieren und dann auch die Hochschulbewegung vom Rassenstandpunkt aus neu zu formieren und zu organisieren. Das sei ein Frontwechsel, wie man sich ihn greller nicht leicht denken könne. Darin liege aber auch eine Gefahr für Zeitschrift und Verband. Wenn es sich bloß darum handle, das Rassenproblem in allen Wissenschaftszweigen zu studieren und es zunächst einmal wissenschaftlich kleinzukriegen, dann sei das eine Aufgabe des Schweißes der Edlen wert. Aber wenn man meine, nun plötzlich im Rassengedanken den Schlüssel zur Weltgeschichte zu besitzen, nicht nur zum Verständnis der alten, sondern zum Machen der neuen Weltgeschichte, so würde man rasch in neue Finsternis geraten. Man werde dadurch die Hochschulbewegung in eine Sackgasse, auf ein totes Gleise führen.

Vermischtes.

Bismarck und Bleichröder. Die Antisemiten haben es immer schmerzlich bedauert, daß der erste Reichskanzler zu seinem Bankier einen Juden ausgewählt hatte, und dem „jüdischen Bankier" alle erdenkliche Schlechtigkeiten nachgesagt. Aber auch andere nicht direkt antisemitische Kreise haben an dem intimen Verkehr des Altreichskanzlers mit Bleichröder Anstoß genommen. Da ist es denn von Interesse — so wird hierzu der agrarisch-antisemitischen „Deutschen Tageszeitung", die selbst erst vor wenigen Tagen noch im Anschluß an die bekannten Veröffentlichungen aus dem Tagebuch des Fürsten Hohenlohe hämische Glossen über Bleichröder gemacht hatte, geschrieben — zu erfahren, was der verstorbene Botschafter Robert v. Keudell, ein bis zu seinem Tode ehrlicher und treuer Freund des Bismarckschen Hauses, der volle neun Jahre lang, von 1863 bis 1872, als Chef der Reichskanzlei in der unmittelbarsten Umgebung des Fürsten weilte, über das gedachte Verhältnis berichtet. In seinem Buche: „Fürst und Fürstin Bismarck" erzählt er aus dem Anfange des Jahres 1865:

„Daß Bismarck schlechthin unersetzlich war, daß niemand außer ihm in den dunklen Labyrinthen der damaligen auswärtigen und

innern Politik die gangbaren Pfade zu finden vermocht hätte, davon waren alle überzeugt, die ihm näher standen. Zu diesen Personen gehörte schon damals Herr Gerson Bleichröder, Chef des Bankhauses S. Bleichröder, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten. Sein Verstand war so lebendig wie durchdringend, sein Gedächtnis zuverlässig, sein Herz fest und treu. Das bei ihm deponierte Kapitalvermögen des Ministers gab ihm fast nichts zu tun, weil Spekulationen irgend welcher Art mit dessen Werten verboten waren; aber seine Stellung zu dem Pariser Hause Rothschild führte ihm mitunter einen politischen Auftrag zu. Die Frankfurter Familie Rothschild ist bekanntlich in Wien, Paris und London verzweigt (das Frankfurter Stammhaus ist inzwischen eingegangen); ihr Vertreter in Berlin aber war Bleichröder. Nun hatte der damalige Chef des Pariser Hauses, Baron James Rothschild, jederzeit seinen Zutritt zum Kaiser Napoleon, der ihm nicht nur über Finanzfragen, sondern auch über Politik ein freies Wort zu gestatten pflegte. Dies bot die Möglichkeit, durch Bleichröder und Rothschild an den Kaiser Mitteilungen gelangen zu lassen, für welche der amtliche Weg nicht geeignet schien. In jenen Jahren hielt Bismarck für geboten, die Beziehungen zu dem mächtigen Monarchen mit allen verfügbaren Mitteln sorgfältig zu pflegen und legte daher Wert darauf, auch diesen Weg vertraulicher Mitteilungen mitunter benutzen zu können. Durch mich sind derartige Aufträge nie vermittelt worden; doch erhielt ich die Anweisung, Herrn Bleichröder über die Lage der auswärtigen Politik, soweit sie nicht geheim zu halten war, auf Befragen fortlaufend zu unterrichten, damit er Eröffnungen der bezeichneten Art, die der Minister sich selbst vorbehielt, schnell und richtig auffassen könnte. Herr Bleichröder pflegte daher mehrmals in der Woche am frühen Morgen zu mir zu kommen und einige Minuten zu verweilen, an warmen Tagen im Garten, sonst in meinem Wohnzimmer. Ich lernte ihn auf diese Weise genau kennen und aufrichtig schätzen

Die gelegentlichen Aufträge des Ministers an Bleichröder hatten zur Folge, daß dieser sich als Hilfsarbeiter des Auswärtigen Amts fühlte und demnach, wenn er von Bismarck sprach, ihn „unsern hochverehrten Chef“! zu nennen pflegte. Weiteren Kreisen durfte der politische Grund seiner öfteren Besuche im Auswärtigen Amte natürlich nicht bekannt werden. Es erhob sich daher manchmal das Gerücht, daß Bismarck durch Bleichröder für sich Börsengeschäfte machen ließe, was tatsächlich niemals geschehen ist. Er hat oft genug ausgesprochen, es sei völlig unerlaubt, seine Kenntnis der politischen Lage zu Spekulationen zu benutzen; ein Minister, der sich damit befasse, müsse in Versuchung kommen, seine politischen Rücksichten auf persönliche Vorteile oder Nachteile beeinflussen zu lassen und könne daher keine gute Politik machen.“

Es ist bekannt, bemerkt der Gewährsmann des Organs des **Bundes der Landwirte**, hierzu, daß im Kriege 1866, den Preußen, unter Einsetzung seiner Großmachtstellung ohne Anleihe durchfechten mußte, Bleichröder an der Bereitstellung der finanziellen Mittel hervorragend beteiligt war. Dies sicherte ihm mit Recht die **dankbare Anerkennung seines Königs** und dessen ersten **Ministers**. Daher erscheint es auch natürlich und begreiflich, daß die **Vertrauensstellung**, die **Bleichröder** bei dem **Fürsten Bismarck** einnahm, sich **unvermindert** bis zur Entlassung des letzteren erhalten hat; und die dankenswerten Mitteilungen des Herrn v. Keudell erklären es zur Genüge, weshalb in den spannungsvollen Märztagen des Jahres 1890 Herr Windthorst gerade die Vermittlung Bleichröders in Anspruch nahm, um Zutritt zum Fürsten Bismarck zu erlangen.

= **Ein ungültiges Schächtverbot.** Eine interessante Entscheidung berichtet die „Kasseler Allgemeine Ztg.“. Gegen den Schächter Nathan in **Marburg** war ein polizeilicher Strafbefehl ergangen, weil er sich gegen eine Polizeiverordnung des Regierungspräsidenten von Kassel, vom 2. Februar 1903 vergangen haben sollte. Die erwähnte Verordnung bestimmt im § 4.

„Das Schlachten sämtlichen Viehes, einschließlich des Federviehes darf nur in geschlossenen, dem Publikum nicht zugänglichen Räumen vorgenommen werden.“

Der § 6 besagt:

„Das **Schächten** darf nur durch **erprobte Schächter**, deren Befähigung von dem zuständigen Rabbiner festgestellt ist, ausgeführt werden.“

Nathan hatte auf einem Platze, dicht neben einer Dorfstraße ein Huhn geschlachtet und hierbei auch gegen § 6 verstoßen. Das **Landgericht** Marburg sprach Nathan von der Anklage des § 6 **frei**, verurteilte ihn dagegen wegen Verstoß gegen § 4. Der § 6 wurde vom Landgericht Marburg als **nicht rechtsgültig** bezeichnet. Das **Kammergericht** wies die Revision des Angeklagten gegen die Verurteilung zurück. Der Senat des Kammergerichts begründete seine Entscheidung wie folgt: Der § 6 ist **ungültig**, denn, möge man seinen Zweck in der oder jener Bestimmung suchen, eine Vorschrift des Paragraphen wird nicht gestützt durch die Verordnung vom 20. September 1867 bzw. 11. März 1850. Die Verordnung kann entweder bezwecken das **Vieh zu schützen**, (Tierschutz), aber das **religiöse Interesse der Juden**. Beides bildet **keinen Gegenstand des polizeilichen Verordnungsrechtes** nach Maßgabe des Gesetzes vom 11. März 1850. Der § 4 hingegen wurde als rechtsgültig bezeichnet.

Stettin, 5. November. Der Kaufmann **Emil Aron**, der Führer der Freisinnigen Volkspartei in Stettin, feierte heute in völliger körperlicher und geistiger Frische seinen 75. Geburtstag. Seit 1858 im öffentlichen Leben tätig, bekleidete er das Amt eines Stadtverordneten von 1868—98, in welchem Jahre er sich, um jüngeren Kräften Platz zu machen, nicht wieder zur Wahl stellen ließ. Aron war schon als „Achtundvierziger“ an der politischen Bewegung jener Tage tätig; er war beteiligt an der gelungenen Flucht Kinkels. Als der verstorbene Dr. Amelung in Stettin einen Zweigverband des Nationalvereins gründete, war er einer der ersten, die sich demselben anschlossen. Auch um das Aufblühen des Stettiner Turnvereins, dessen Ehrenmitglied er noch heute ist, hat er sich als eifriges Mitglied verdient gemacht.

Weinheim. Ein **Beleidungsprozeß** des hiesigen **jüdischen** Arztes Dr. **Haußmann** gegen einen **antisemitischen** Kollegen ist jetzt nach mehreren Verhandlungen zugunsten des Klägers entschieden worden. Demselben lag folgendes zugrunde. Das Dienstmädchen des Kaufmanns O. in Hemsbach bei Weinheim erkrankte an Diphterie, und der Hausherr ersuchte den behandelnden Arzt, Dr. Ebner, öfter nach demselben zu sehen und wenn er auch außer der Ortskrankenkasse es aus seiner Tasche bezahlen müsse. Dieses Angebot aber schlug Dr. Ebner aus und im Laufe der Unterhaltung und Auseinandersetzung ließ er die Worte fallen: „Sie haben mich bestechen wollen, da müssen Sie zum **Juden** Haußmann gehen, der nimmt Geld an.“ Diese Aeußerung bildete nun den Gegenstand der Klage seitens des Herrn Dr. Haußmann, der in dem vorliegenden Krankheitsfalle überhaupt nicht zugezogen war und daher von Dr. Ebner willkürlich beleidigt wurde. Letzterer gibt die Aeußerung zu, will aber dazu bestimmt worden sein durch die Annahme, Dr. Haußmann habe sich als früherer Hausarzt des O. schon derartige Vergütungen geben lassen, sonst hätte wohl Herr O. ein derartiges Anerbieten nicht gemacht. Dies habe er um so eher annehmen können, als Herr Dr. Haußmann, nach seinen Erfahrungen, den Gelderwerb in angeblich standesunwürdiger Weise bei Ausübung der Praxis in den Vordergrund stelle. Ueber die vom Beklagten angeführten Fälle wurde vom Gericht als Sachverständiger ein Mannheimer Arzt beigezogen, der nicht einmal ein inkorrektes Gebahren in den vorgebrachten Fällen erblicken konnte, viel weniger ein standesunwürdiges Benehmen. Der antisemitische Arzt wurde vom Gericht zu 75 Mark Geldstrafe und sämtlichen nicht geringen Kosten verurteilt.

Prag. Bei der Einweihung der neuen **Synagoge** war unter anderen höheren Staatsbeamten auch der böhmische **Statthalter Coudenhove** persönlich erschienen. Es ist ein in unserer Zeit doppelt erfreuliches Zeichen vorurteilsloser Gesinnung, daß der Herr Statthal-

ter bei dieser Gelegenheit erklärte: „Ich bitte, mein Erscheinen bei der Feier der Einweihung als Beweis der selbstverständlichen Anerkennung der vollen Gleichberechtigung aller Konfessionen und der hohen Achtung aufzunehmen, die wir Ihrem Bekenntnisse entgegenbringen."

Wie Pogrome gemacht werden. Man schreibt der „Russischen Korrespondenz" aus Petersburg: Es bleibt noch immer die Frage zu beantworten: ist Herr Stolypin ein Gegner oder ein Freund von Judenkrawallen als Regierungsmaßnahme gegen unzuverlässige Gesinnung? Herr Stolypin versprach offiziell die Frage am 23. Juli in der Reichsduma anläßlich des Pogroms in Bielostok zu beantworten, zog es aber vor, am 21. Juli die Volksvertretung aufzulösen und die Antwort schuldig zu bleiben. Die Haltung des Ministeriums dem Siedlezer Krawall gegenüber ist auch eine höchst verdächtige. Jedenfalls ist solcher Art, daß der sogenannte „Verband des russischen Volkes" in seiner Propaganda für neue Krawalle sich offen auf die Zustimmung der Regierung beruft. Und die Ereignisse bestätigen, daß der Verband der schwarzen Hundert Grund dazu hat.

Einen sehr charakteristischen und höchst bedenklichen Vorfall, der lebhaft an den ersten Teil der Siedlezer Tragödie erinnert, meldet man aus Reschiza (Gouv. Witebsk). Der ziemlich harmlose und ganz alltägliche Tatbestand ist folgender: einige jüdische Jünglinge im Alter von 17 bis 20 Jahren zankten sich mit einigen altgläubigen Burschen. Es entstand ein Handgemenge, wobei einer der Altgläubigen eine geringe Verletzung am Kopfe davon trug. Der ganze Vorfall war bedeutungslos, da dergleichen in Reschiza sehr oft vorkommt, selbst die Polizei sah keinen Grund zum Einschreiten. Zum Unglück gehörten aber die russischen Burschen zum „Verbande echt russischer Leute", und der Verband nahm sie unter seinen Schutz. Es entstand ein Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden der Verbandsfiliale Herrn Rybakow und dem Vorsteher der lokalen „Strafexpedition" Oberst Werchowsky. Endlich am 20. Oktober lud Herr Werchowsky den Rabbiner vor und hielt an ihn folgende Ansprache: „Die hiesige Polizei teilte mir mit, daß die Juden am 30. Oktober eine Demonstration mit roten Lappen zu veranstalten beabsichtigen, daher sage ich Ihnen im voraus, daß, falls auch nur einzelne Juden mit einem roten Lappen hervortreten, so würde ich sie mit meinen Dragonern umzingeln und keinen einzigen am Leben lassen, ich würde ihnen die Siedlezer Geschichte in verzehnfachter Stärke wiederholen, so daß ihnen künftig zu demonstrieren die Lust vergeht. Mein Entschluß ist unwiderruflich, und ich besitze die weitgehendste Vollmacht. In zehn bis fünfzehn Minuten kann es bis 300 Tote geben. Bringen Sie es, bitte zur Kenntnis der jüdischen Bevölkerung. Ich wiederhole — ich werde nicht untersuchen, ob jemand schuldig ist oder nicht; ich schieße jeden einfach nieder und damit Basta. — Weiter, haben Sie wohl gehört, daß vor 14 Tagen in Reschiza die Juden drei Altgläubige mißhandelt haben. Die Schuldigen blieben unentdeckt; es können daher die Ladenbesitzer, bei denen sich der Vorfall abspielte, leiden. Sagen Sie es Ihren Glaubensgenossen. Adieu!" Am 27. Oktober kamen zum Rabbiner Dragoner und überreichten ihm folgendes Schreiben:

„In einer Dienstangelegenheit haben Sie am 22. Oktober 9 Uhr morgens zu mir auf Gut Adamowo zu kommen. Sollten Sie sich weigern, so würden nach Ihnen Dragoner geschickt werden. Unterzeichnet Dragoner-Eskadronchef Danilow. Datum und Nummer."

Gleichlautende „Einladungen" bekamen noch drei Juden, und so gingen die vier Montags früh nach Adamowo. Herr Danilow empfing die Deputation im Pferdestall mit der Peitsche in der Hand und überhäufte sie mit den gemeinsten Schimpfereien und mit der Drohung, die ganze Stadt zu demolieren und sämtliche Juden hinzuschlachten, falls im Laufe der nächsten 10 Tage die Schuldigen, die den Burschen verletzten, nicht ausgeliefert seien. In ihrer Todesangst wandten sich die Juden wiederum an Danilows Vorgesetzten — den erwähnten Oberst Werchowsky; dieser aber herrschte die Deputation folgendermaßen an:

„Falls die Juden die Ruhestörer nicht ausliefern, so werden die Altgläubigen sich selbst rächen, und ich würde die Juden weder verteidigen noch meine Soldaten von Ausschreitungen abhalten können. Also falls die Juden im Laufe der nächsten zwei Tage die Ruhestörer nicht ausliefern, würde ich Dragoner-Patrouillen in der Stadt aufstellen und diese verstehen es wohl, die Juden einzuschüchtern. Außerdem werden die Ladenbesitzer, bei denen die Schlägerei vorkam, mit Nagaiken durchgeprügelt werden. Die Nagaika wird schon die Wahrheit erfahren; unlängst starb unter der Nagaika ein Bauer, und meine Dragoner bekamen dafür einen Dank der Behörde."

Nach dieser Rede Werchowskys entstand im Städtchen eine begreifliche Panik, und, wie die Ruskoje Snamja mit einer gewissen Genugtuung siegesbewußt konstatiert, verlassen die Juden eiligst die Stadt und flüchten. Glücklicherweise verlief der 30. Oktober in Reschiza ruhig; aber das ändert an der Sache nichts, denn die dortigen Juden müssen noch jemanden „ausliefern", und da die „Schuldigen" unermittelt blieben, so können sie natürlich nicht ausgeliefert werden; daher fühlen sich die Juden in Reschiza wie zum Tode verurteilt.

Briefkasten.

Dr. G. Besten Dank für die gütigst gespendeten 100 Mk., desgleichen Herrn **S. S—z** und **Ungenannt** hier für je 20 Mk.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 47. Berlin, 21. November 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3875.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Ein Fanal.

„Ein Fanal", lautet die Ueberschrift eines Artikels in der letzten Sonntagsnummer der „Staatsbürgerzeitung", der so charakteristisch ist für antisemitische Niedertracht, daß wir ihn am liebsten in seinem vollen Wortlaut hier wiedergegeben hätten, um den Antisemitismus an den Pranger zu stellen.

Ein jüdischer Privatdetektiv, der von seiner Frau getrennt und mit einer anderen in Konkubinat lebt und diese mit seiner christlichen Maschinenschreiberin betrügt, soll zu seiner Konkubine gesagt haben: „Was willst Du denn? Wenn sich ein Christenmädchen mir hingibt, dann kannst du doch bios zufrieden sein!" Auf Grund bieser Aussage einer Konkubine und der angeblichen Aeußerung einer so minderwertigen Person, wie der jüdische „Privatdetektiv" Ascher, wagt die „Staatsbürgerzeitung" die empörendsten Anklagen gegen die ganze Judenheit zu erheben. Jene angebliche Aeußerung sei „charakteristisch für die ganze Auffassung vieler Juden von der Ehre der deutschen Frau überhaupt." Aus solchen Worten soll der jüdische Geist sprechen. Ist etwa, wenn eine so ganz untergeordnete Person für den jüdischen Geist sprechen soll, nicht der mit achtzehn Ehebrüchen behaftete antisemitische Deputierte Graf Boni Castellane unendlich eher charakteristisch für den Antisemitismus? Einem gemeinen jüdischen Mädchenhändler wird vorgeworfen, daß er den Mädchenhandel dem Handel mit Obst oder mit Kleidern gleichgestellt habe? Und wie haben christliche Sklavenhändler in ganz anderer Stellung vom Sklavenhandel gesprochen? Galt ihnen nicht der Neger als „Ebenholz"? Und die Herren Kapitäne und Reeder verfuhren mit den Sklaven doch noch ganz anders als die Mädchenhändler mit den Mädchen, die willig oder gezwungen ihnen folgen. Diese heuchlerische Entrüstung, diese pharisäerische Ueberhebung, daß „das deutsche Gewissen sich sträube, begreifen zu wollen, daß jüdische Mädchenhändler in ihren Kontrakten schreiben: „Sollten wir, was Gott verhüten möge, bei dem Geschäfte Verluste erleiden." Der Schreiber des Antisemitenblattes hat noch nie davon gehört, daß Christen hier und da zu Gott beten, daß er ihnen bei einem Einbruch, einem Mord u. dergl. Verbrechen helfen möge. Welchem nicht ganz und gar verlogenen und verblödeten Menschen wird es einfallen, das Christentum oder die Christenheit und nicht den kulturellen, geistigen und sittlichen Tiefstand solcher Subjekte verantwortlich zu machen?

Bei den Deutschen soll die geschlechtliche Korruption nur schimpfliche Ausnahme, bei den Juden die Regel sein. Das ist wieder eine durch nichts bewiesene Beschuldigung. Wir denken, daß auf diesem Gebiete es überall Sünder in Hülle und Fülle gibt. Der verleumderische Schreiber sollte, ehe er derartiges zu Papier bringt, erst einmal die Sittengeschichte der verschiedenen Völker studieren, oder wenigstens der Deutschen: der Fürstenhäuser, des Adels, der Städte, der Landbevölkerung. Es ist eine speichelleckerische, gemeine und verderbliche Lüge, eine wider besseres Wissen — selbst wenn wir die Bildung des betreffenden antisemitischen Kiezers noch so niedrig einschätzen, müssen wir sagen, wider besseres Wissen — hingeschmierte Verleumdung, daß die Germanen gewissermaßen nur die Nachahmer der Juden in der geschlechtlichen Immoralität seien. Wir könnten ganz andere Klassen und Stände nennen, die auf diesem Gebiete verderblich wirken, wenn wir nicht wüßten, daß ohne dieses Wirken es auch sexuelle Immoralität überall geben würde und gebe. Man höre nur, wie wir es gehört haben, wie man in gewissen höheren Kreisen von „Bürgermädchen" denkt, spricht und an ihnen handelt!

Das Stöckerblatt glaubt mit heuchlerischem Augenaufschlag „angesichts solcher Vorfälle seine warnende Stimme den deutschen Frauen gegenüber erheben zu müssen, von denen schon so viele durch ihre Zuneigung zum Judentum Bluts- und Rassenschande über ihr Volk brachten." Der Skribifax scheint nicht zu wissen, was Blutschande, und daß sie strafbar ist. Von Rassenschande aber sollte ein Blatt im Besitze eines christlichen Pastors doch aus religiösen Gründen, die in der Vergangenheit und in der Gegenwart liegen, lieber nicht sprechen. Ueber den Schluß des Artikels: „Die 's mit den Juden hält, die deutsche Frau, nimmts mit Ehr und Anstand nicht genau" sich mit dem Schreiber des Antisemitenblattes auseinanderzusetzen, überlassen wir den zahlreichen mit christlichen Frauen, mit deutschen Frauen lebenden Männern und den germanischen Verwandten der so beleidigten Frauen.

Einen „Fanal" wollte die „Staatsbürgerzeitung" anzünden, um vor den Juden zu warnen; das von ihr entzündete Leuchtfeuer wird aber hoffentlich eher dazu dienen, daß alle anständig denkenden Menschen sich voll Ekel von der Borniertheit, der Heuchelei, dem Pharisäertum und der Verleumdungssucht der Antisemiten abwenden.

Konfessionelle Kunst.

In der vergangenen Woche ward von jüdischer (zionistischer!) Seite ein Aufruf verbreitet, welcher sich an eine „beschränkte Anzahl jüdischer Kunstfreunde" wandte und

zur Bildung eines Fonds für „jüdisch-künstlerische Veranstaltungen“ auffordert. Man plant, regelmäßige Vortragsabende und Aufführungen zu veranstalten, welche „der jüdischen Kunst gewidmet“ sind. Der Zweck dieses Unternehmens wird in erster Reihe dahin gedeutet: „Die Rezitation von Dichtungen, die Darstellung von Dramen, in denen die Juden als aufrechte, vornehme Naturen, als Vertreter des höchsten Menschentypus gezeichnet werden, muß den Antisemitismus zum Schweigen bringen“.

Mit diesem Programm ist der erste Schritt auf einem sehr gefährlichen Weg getan. Bisher war die Kunst ein Gebiet, welches sich gegenüber den allesbeherrschenden politischen Strömungen noch eine gewisse Neutralität gewahrt hatte. Bisher ward die Kunst nur in Ausnahmefällen zum Mittel eines politischen Endzweckes erniedrigt. Um ihrer selbst willen huldigte man ihr bisher. L'art pour l'art!

Jener jüdische Aufruf wird den idyllischen Zuständen im Bereiche unserer Kunst ein jähes Ende bereiten — zum Schaden der Kunst, zum Schaden auch des konfessionellen Friedens.

Uns interessiert der Aufruf an dieser Stelle nur wegen seiner zersetzenden Wirkung in konfessioneller Hinsicht.

Seltsam! Der Verfasser des Aufrufes meint, die neue jüdische Kunst werde den Antisemitismus zum Schweigen bringen. Dann braucht es also hinfort nicht mehr der mühevollen Arbeit eines „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ und ähnlicher Organisationen, welche mit den nutzlosen Waffen der Vernunft kämpfen? Nicht die Macht der Tatsachen, nicht die Wahrheit, sondern das täuschende Spiel der Kunst wird den Sieg über die finsteren Judenfeinde erringen? Wie einfach: man stellt jüdische Heldengestalten auf die Bühne, und flugs wird der grimmigste Antisemit zum sanftmütigsten Judenfreund gewandelt ... Welch herzlich naiver Glaube! ... Ich muß an meine Kindheit denken. Da nahm ich alle die wunderlichen Vorgänge auf der Märchenbühne für bare Münze. Ich glaubte an das leuchtende Sneewittchen, an das rußige Aschenbrödel. Doch man wird älter und skeptischer und kritischer: man erfährt, daß Kunst und Leben sich nicht decken. Was droben auf der Bühne rosarot erscheint, trägt im Leben gar oft tiefschwarze Couleur. Auch der feigste Meuchelmörder kann von des Dichters Gnaden zum Helden gestempelt werden. Dennoch wird ihn die Welt, wenn die flüchtige Stunde des Kunstgenusses vorüber ist, als einen Mörder betrachten. ... Traut der Verfasser jenes Aufrufes nun den Antisemiten wirklich ein so kindlich-frommes Gemüt zu, daß sie den Judenhaß von sich werfen werden, sobald sie nur auf der Schaubühne einen Juden sehen, der „als aufrechte, vornehme Natur, als Vertreter des höchsten Menschentypus gezeichnet“ ist?

Nein — verschwinden wird der Antisemitismus durch jene neue jüdische Kunst nicht. Im Gegenteil! er wird eine Stärkung erfahren. Denn die professionellen Antisemiten werden sich die gute Gelegenheit zur neuartigen antisemitischen Propaganda sicherlich nicht entgehen lassen. Die judenfreundliche Bühne wird man mit einem judenfeindlichen Unternehmen beantworten. Wenn die Juden jüdische Engel auf die Bretter stellen, so werden die Antisemiten zu jüdischen Teufeln greifen. Es gibt ja so manches dramatische Schaustück, das sich bei gehöriger Ausschmückung und Zuspitzung auf den antisemitischen Ton hinausspielen läßt. Am Ende wird gar der alte Shakespeare mit seinem Shylock herhalten müssen! ... Und ich fürchte, die Antisemiten werden das, was den Juden nimmer gelingen kann, tatsächlich erreichen: die Zuhörer werden bei antisemitischen Schaustellungen die Vorgänge auf der Bühne tatsächlich als ein Spiegelbild der Wirklichkeit betrachten. Zu gern nur glaubt man ja Schlechtes von seinem lieben Nachbarn. So wird das konfessionelle Theater für die Juden zwar wenig segensreich wirken, wohl aber wird es dem Antisemitismus „neue Kräfte zuführen.

Und es kommt noch ein anderes hinzu. Wenn erst die konfessionelle Zukunftsbühne Wurzel geschlagen hat, dann wird neben den bereits vorhandenen konfessionell-schimmernden Dramen ein reiches Angebot von konfessionellen Neu-Dichtungen auftauchen. Der eine „Dichter“ wird mit judenfreundlichen, der andere mit judenfeindlichen Tendenzdramen aufwarten. Das wird ein lustiger konfessionell-politischer Kampf werden im stillen Bereiche der deutschen Kunst. ... Ich glaube, von antisemitischer Seite wird „Dr.“ Bückler als erster am dramatischen Zukunftsstarte erscheinen. Bei seiner glühenden Phantasie, bei seiner farbenreichen „Bildersprache“ ist er ja der geborene antisemitische Radau-Dramatiker.

Wir besitzen in Deutschland konfessionelle Schulen, konfessionelle Studentenverbindungen, bald werden wir auch ein konfessionelles Theater, eine konfessionelle Kunst haben — vorausgesetzt, daß jener gekennzeichnete jüdische Aufruf zu praktischen Ergebnissen führen sollte. Noch steht die neue jüdische Kunst auf dem Papier, noch ist es Zeit, sich gegen die neue Tendenz zur Wehr zu setzen. Als vor einem Jahrzehnt jüdische Jünglinge daran gingen, konfessionelle Studentenverbindungen ins Leben zu rufen, da wurden sie mit Recht wegen ihrer unklugen Taktik (mehrfach auch in diesen Blättern) angegriffen. Damals war dieser konfessionell-jüdischen Studentenbewegung indes zugute zu halten, daß die Juden wenigstens nicht den konfessionellen Zwiespalt in der Studentenheit hervorgerufen hatten. Das Karnickel waren damals die Christen. Heute, auf dem Gebiete der Kunst, liegt es anders. Die Angreifenden, die Störer des konfessionellen Friedens sind die Juden. Wem es daher ernst ist mit seinem Streben, den konfessionellen Frieden zu wahren, dem Antisemitismus zu wehren, der hat auch die Pflicht, energisch Protest zu erheben gegen die neueste, von jüdischer Seite ausgegangene, konfessionelle Propaganda. Da sie letzten Endes auf eine Stärkung des Antisemitismus hinauslaufen wird, so bedeutet der Protest nichts anderes als eine präventive Antisemiten-Abwehr.

Dr. Bernhard Weiß.

Jettchen Gebert.

Der Roman einer jüdischen Familie.

Auf die Zeiten eines rüden Gegenwartsrealismus ist für den deutschen Roman eine gewisse Reaktion gefolgt. Der Zeiger der literarischen Mode weist neuerdings um eine bis zwei Generationen zurück in jene Zeiten, da der Vater die Mutter oder der Großvater die Großmutter nahm; eine Erscheinung, die der Kleider- und Möbelmode mit ihren Anklängen an die Biedermeierzeit zu folgen scheint. Die einmal etablierte Herrschaft des künstlerischen Realismus verleugnet sich freilich auch dabei nicht; d. h. man schweift nicht mehr so weit in entlegene Epochen oder gar frühere Jahrhunderte zurück, wie es der ins Hintertreffen geratene, ehedem dominierende historische Roman getan, sondern man wagt sich gerade um so viel Jahrzehnte rückwärts, als mündliche Tradition dem lebenden Geschlecht noch eine Kontrole über Echtheit und Treue des Details gestattet. Einen der ersten Schritte in dieser Richtung unternahm vor Jahren Clara Viebig mit ihrem Düsseldorfer Roman „Die Wacht am Rhein“, der in den Dreißigerjahren einsetzt und mit dem deutsch-französischen Kriege schließt. Ein paar Jahre später machte Thomas Mann mit seinen vielgelesenen „Buddenbrooks“ die Biedermeierzeit im Patrizierhause einer alten Hansestadt lebendig, und seitdem ist das mittlere Drittel des

vorigen Jahrhunderts, besonders die vormärzliche Zeit, ein bevorzugter Hintergrund neuer Erzählungen geworden, so in des begabten Ottomar Enking jüngstem Roman „Die Darnekower" (Dresden, Reißner), so in Hanns von Zobeltitz Berliner Roman „Arbeit" (Jena, Costenoble), in Otto Hausers „1848" (Stuttgart, Bonz & Co.) u. a. m. Auch die Bühnendichter wandten jener Zeit des politischen Keimens und Gährens ihre Aufmerksamkeit zu und brachten in Stücken wie Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates", Max Halbes „Tausendjährigem Reich", E. von Keyserlings kleiner Tragödie „Benignens Erlebnis" u. a. die Generation von Anno Achtundvierzig auf die Bühne. Einen Ausschnitt aus der speziell berlinischen Vormärzatmosphäre und zwar aus den jüdischen Bürgerkreisen, gab uns der junge Berliner Dramatiker Georg Hirschfeld schon 1897 in den ersten Teilen seines ein ganzes Frauenleben umspannenden Schauspiels „Agnes Jordan". Und etwas später erschien der wenig beachtete, aber zweifellos interessante Roman Hedwig Dohms „Schicksale einer Seele", dessen Verfasserin als alte Berlinerin jene Epoche noch aus eigenem Erleben schildern konnte.

An die beiden zuletzt genannten Werke einerseits, andererseits an die „Buddenbrooks" mit ihrem Reichtum an Familientypen fühlt man sich durch das neueste Werk dieser Art literarischer Daguerrotypie, durch Georg Hermanns kürzlich erschienenen Roman „Jettchen Gebert" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) öfters erinnert. Nicht etwa in dem Sinne, daß man von einer Anlehnung oder Nachahmung auch nur in Einzelheiten sprechen dürfte; die ganze Atmosphäre jedoch ist der bei Hirschfeld und Dohm verwandt, und mit den „Buddenbrooks" hat der Roman allerhand zeitliche, kostümliche und künstlerische Berührungspunkte — allerdings auch so viel Gegensätzliches dazu, daß es reizen könnte, diesen Roman aus dem Schoße einer alten, reichen jüdischen Kaufmannsfamilie in Berlin C. und jenen, der den Verfall eines Lübecker Patrizierhauses an den Schicksalen mehrerer Generationen illustriert, in genauere wechselseitige Beleuchtung zu setzen. Als Stilist und Erzählungskünstler würde dabei Mann ohne Frage den Vorrang behaupten: er ist vor allem mit weit feineren Sprachorganen ausgestattet, als der Verfasser von „Jettchen Gebert", dessen Stil mit seinen zahlreichen kleinen Schlacken und Flecken die sprachästhetische Kultur oft vermissen läßt. Dafür ist Mann die herzenskühlere Persönlichkeit, der das naiv-intime Verhältnis Georg Hermanns zu seinen Menschen und vor allem auch zu der Natur abgeht. Kommt Mann von der Literatur, so kommt Hermann, der von Beruf Kunstkritiker ist, von der bildenden Kunst her, und hat jener die feineren Hörnerven, so ist diesem die schärfere Sehkraft eigen: gemeinsam aber ist beiden die Liebe zum kulturgeschichtlichen Detail, zur Schilderung von Intérieurs, von Kostümen und allem, was dem Zeitbild seine Farbe gibt.

Aehnlich wie „Buddenbrooks" setzt auch „Jettchen Gebert" mit einem gemeinsamen Familiendiner ein, das die zwanglose Gelegenheit gibt, die sämtlichen vorkommenden Akteure gleich zu Anfang um eine Tafel zu versammeln und so dem Leser in Muße vorzustellen: die Brüder Salomon, Ferdinand und Jason Gebert, von denen die beiden älteren mit zwei Schwestern Jakoby in langjähriger Ehe leben, während Onkel Jason unvermählt und der Schöngeist der Familie geblieben ist; ferner den achtzigjährigen Onkel Eli nebst der von ihm unzertrennlichen Tante Minchen; sodann das achtundzwanzigjährige Jettchen, eine verwaiste Nichte der drei Brüder Gebert und Pflegetochter im Hause Onkel Salomons, dann die drei halberwachsenen Kinder Onkel Ferdinands und endlich den von Onkel Jason an diesem Abend als Freund eingeführten jungen Literaten Dr. Kößling, den einzigen dieses Kreises, dessen Vorfahren nicht trockenen Fußes das Rote Meer passiert haben. Zwischen Jettchen und Kößling hat sich schon am selben Frühlingsvormittag bei ihrer ersten flüchtigen Bekanntschaft, die Onkel Jason auf der menschenwimmelnden Königstraße vermittelt, ein schleierzartes Band gewoben: der Abend entscheidet dann über ihre Herzen und verstrickt sie in ein Netz von zärtlichen und sehnsuchtsvollen Gefühlen. Wie diese Gefühle sich bei ein paar weiteren Begegnungen sehr bald stärken und die Schwingen höher und höher regen, und wie die harte Pflicht der Dankbarkeit, der Familienrücksicht das arme Jettchen schließlich so mürbe macht, daß sie allem entsagt und zur Freude sämtlicher Ihrigen dem ihr als Gatten bestimmten Vetter Julius Jakoby aus Bentschen ohne Liebe die Hand reicht: dies ist alles an äußerer Handlung, was dem umfangreichen Roman als Unterlage dient, aber genug für den Autor, um einen Kreis von Menschen einer fernen Zeit in ihrer Umgebung, ihren Gewohnheiten, ihren Reden und Handeln erstaunlich echt und treu zu verlebendigen.

Vom April bis zum Herbst 1839 spielt der Roman, und es ist nichts versäumt, die Atmosphäre jenes Jahres, das zwischen der Juli- und der Märzrevolution die Mitte bildete, in Farbe und Ton, Geist und Sitte genau zu schildern. Es ist die Zeit der Gigotärmel und Sonnenknicker, der schutenförmigen Hüte und bauschigen Röcke, der grauen geschweiften Zylinderhüte und farbigen Westen; die Zeit des seligen Bundestags und der Demagogenprozesse gegen das Junge Deutschland; die Zeit der Henriette Sontag und der Fanny Elßler, des Generalpostmeisters von Nagel und der literarischen Mittwochsgesellschaft; die Zeit, da man zwar schon Eisenbahn fuhr, aber noch ungern und ängstlich, und da Charlottenburg noch anderthalb Stunden vor dem Brandenburger Tor im Grünen lag und von den Berlinern als Sommerfrische aufgesucht wurde. In das Berlin jener Tage*), im besonderen in das jüdische Berlin, das eine kleine Welt für sich allein bildete und hauptsächlich in dem Viertel rings um das Rathaus ansässig war, führt Georg Hermann dem Leser mit einer intimen Kunst der Anschaulichkeit und des liebevollen Einlebens, der man sich unmöglich entziehen kann. Er weiß ein Familienzimmer der Dreißigerjahre mit all seinem charakteristischem Hausrat, ein Straßenbild mit seinen typischen Erscheinungen und Geräuschen mit der unmittelbaren Bildkraft eines Malers hinzustellen, ohne daß man je den Eindruck des Absichtlichen, Arrangierten oder Studierten hätte. Und er wird zum vollendeten Künstler, wenn er uns etwa eine Landschaft, einen alten Obstgarten in all seinen prangenden sommerlichen Reizen, die Natur selbst in ihren hundertfältigen Licht- und Farbenwirkungen vor das geistige Auge zaubert.

In dieser Kunst, eine entschwundene Kultursphäre wieder aufleben zu lassen und in der ungemeinen Fähigkeit des impressionistischen Sehens liegt Hermanns Stärke, nicht minder in der Gestaltungsgabe, mit der er jede einzelne Person des Geberischen Familienkreises, so scheinbar ähnlich sich alle diese Onkels, Tanten und Vettern sind, derart scharf zu charakterisieren und von einander abzuheben weiß, daß sie einem zu nahen Bekannten werden, ja daß man sie mit all ihren kleinen Schwächen und Eigenheiten beinahe lieb gewinnt, weil man sie aus ihren Verhältnissen heraus verstehen lernt. In diesen Familienszenen, ob sie sich an Onkel Salomons Eßtisch in der Königstraße oder in der Charlottenburger Sommerwohnung oder sonstwo abspielen, lebt ein schier Dickensscher Humor und eine Fülle heiterer Beobachtungskunst. Ja, es findet sich in dem Reigen der Nebenpersonen sogar eine Figur, die der weiblichen Heldin des Buches das Interesse des Lesers erfolgreich streitig macht, das ist Jason Gebert, Onkel Jason, der einzige, der Jettchen versteht und von ihr verstanden wird, der fünfundvierzig-

*) Allerdings geht es gelegentlich nicht ganz ohne Anachronismen ab: wenn Jettchen und Kößling (S. 125) für Zelter und seine Singakademiekonzerte schwärmen, so sehen sie Gespenster, denn Zelter war damals schon mindestens 7 Jahre tot.

jährige Junggeselle, dem eine Kugel bei Großbeeren die Hüfte lahmgeschossen hat, der Schöngeist, der seltene Bücher, Stiche und Porzellane sammelt und als einziger Lebenskünstler der Familie seinen eigenen etwas „einsamen Weg" geht. Dieser Jason, der schon ein moderner Mensch mit modernem Fühlen ist, ohne doch sein Judentum und seine Zugehörigkeit zu der von ihm mit leiser Ironie behandelten Familie vor sich selbst verleugnen zu können, ist die einzige problematische Natur des Romans und der interessante Typus eines Menschen, der auf der Schwelle zwischen Ghetto und moderner Kultur, zwischen Spießertum und Individualismus steht. Mit ihm verglichen, ist Kößling, der glücklich-unglückliche Finder von Jettchens Mädchenherzen, eine farblose und konventionelle Erscheinung, und selbst Jettchen, mit so viel Liebe sie ihr Schöpfer uns als ein außergewöhnlich schönes, gemütvolles und braves Mädchen immer wieder ans Herz legt, bleibt bei Lichte betrachtet doch nur eine gut ausgestattete Romanheldin o ne alle individuelle Besonderheiten. Diesen Qualitäten des Liebespaares entsprechend sind auch die Liebesszenen des Romanes vergleichsweise seine schwächsten und gerade bei ihnen hätte man wünschen mögen, daß der Autor etwas von Fontanes diskreter Kunst der Andeutung gelernt haben möchte: er hätte dann sicher nicht dieses endlos lange Kapitel von Jettchens und Kößlings Spaziergang im Charlottenburger Schloßpark mit seiner verschwenderischen Wiederholung ein und desselben Stimmungstones und noch viel weniger die bis zur Unzartheit stillose und überheizte Liebesszene bei dem letzten Wiedersehen des Paares vor Jettchens Hochzeit geschrieben, die man ihm geradezu übelnehmen möchte.

An Wiederholungen leidet der Roman übrigens auch sonst und sie erstrecken sich nicht nur auf einzelne Worte, Bilder, Vergleiche, sondern wohl auch auf ganze Sätze; so wenn es gegen den Schluß hin heißt: „Denn Jettchen war von Natur so, daß sie gern den Dingen das Gute abgewann und wenn sie das Glück nicht selbst haben konnte, auch jenen Schimmer von Wohlleben und Behaglichkeit dafür nahm, den man meistens dafür gelten läßt." Und fünf Seiten später: „Denn Jettchen war ja von Natur so, daß sie gern den Dingen das Gute abgewann. Und wenn sie das Glück nicht haben konnte, begnügte sie sich auch mit jenem Schimmer von Behaglichkeit, den wir gemeiniglich dafür gelten lassen." Solcher aber ähnlicher stilistischer Nachlässigkeiten weist das Buch leider nach ziemlich viele auf (dahin gehört es auch, wenn im letzten Viertel buchstäblich fast jeder zweite Satz mit „Und" anfängt), und namentlich mit der deutschen Syntax steht sein Verfasser entschieden auf dem Kriegsfuß: es wimmelt von falschen Konjunktiven und die Hilfszeitwörtchen „würde" und „wäre" feiern wahre Orgien. Besonders im ersten Teil stören eine ganze Reihe schiefgewachsener aber salopper Sätze und Worte, Zeichen einer mangelnden Sprachkultur, denen dann wieder große Partieen von überraschender Eindringlichkeit und sprachlicher Plastik gegenüberstehen. Immerhin liegen diese Schwächen, die eine sorgfältige Revision in künftigen Auflagen leicht beseitigen könnte, nur auf der formalen Seite und berühren den inneren Wert des Romanes nicht.

Dieser Wert aber liegt nicht so sehr in der Wirklichkeitstreue des Kulturbildes, nicht so sehr in dem liebenswürdigen Humor seiner Menschenschilderung, er liegt noch ganz besonders darin, daß das Buch so gänzlich frei von jeder Tendenz ist. Und dies ist recht eigentlich das Künstlerische daran, daß es die Dinge nur um ihrer selbst willen zeigt und ganz und gar nicht, um etwas zu beweisen, eine These zu erhärten, den Finger auf irgend eine soziale oder ethische Wunde am Gesellschaftskörper zu legen. Nichts von alledem, obwohl sich doch am Ende die ganze Geschichte darum dreht, daß eine Jüdin den christlichen Mann, den sie liebt, nicht heiraten darf. Gewiß, die Stellung der Juden im Staate wird gelegentlich betont, die Enge, in der sie leben, kommt da und dort zur Anschauung, aber weder Märtyrerschaft auf der einen, noch Feindseligkeit auf der andern treten irgendwie hervor. Es fehlt gänzlich jenes etwas wehleidige Pathos, das man in manchen jüdischen Tendenz- und Anklageromanen aber -Dramen findet. Es fehlt aber auch jede Idealisierung dieser jüdischen Alltagsmenschen, die schlecht und recht ihrer Familie und ihrem Geschäfte leben: es sind Geschöpfe von Fleisch und Blut mit der Enge oder der Weite des Horizontes, der Stärke oder Stumpfheit der Gefühle, die ihnen das Leben, i h r Leben gegeben hat. Selbst der von einem leisen Hauch kosmopolitischen Weltschmerzes umwitterte Jason entbehrt jeglicher Märtyrerkrone und jeder sentimentalen Veredelung, und Jettchen vollends wird durchaus nicht zu einem Ausnahmegeschöpf jüdisch-aristokratischer Prägung stilisiert, sondern bleibt eine einfache Sterbliche, die mit der Ergebenheit ihres anerzogenen Pflichtgefühls ihren kurzen Glückstraum begräbt.

In dieser von keinerlei Weichlichkeit angekränkelten Wahrheit der Darstellung, die weder mit Pariagefühlen hausieren geht, noch zionistische Fanfaren bläst, scheint mir die besondere Bedeutung des Buches für die Gegenwart zu liegen. Und schon allein um ihretwillen darf man ihm wünschen, daß es seinen Weg zu vielen Augen und Herzen finden möchte, was ihm nicht schwer fallen dürfte, denn es hat nebenbei auch den für ein „literarisches" Erzählungswerk heutzutage beinahe schon beschämenden Vorzug, unterhaltend zu sein. J. E.

Wiener Brief.

XIX.

W i e n , den 17. November 1906.

(Prinz Alois Liechtenstein. — Geschichtslügen.)

Die christlichsoziale Partei rüstet zu einem Feste. Prinz Alois Lichtenstein feiert am 19. d. Mts. seinen sechzigsten Geburtstag. Das große Geschenk für den Jubilar ist bereits vorbereitet: Es ist die niederösterreichische Landmarschall-Stelle. Abt Schmolk zieht sich geräuschlos zurück und der aristokratische Reichsrats- und Landtagsabgeordnete übernimmt die Würde, die ihm zum Vorsitzenden des niederösterreichischen Landtags und zur obersten Spitze der autonomen Landesverwaltung macht. Prinz Alois Liechtenstein gehört sicherlich nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Für den Psychologen ist er eine „interessante Figur" und auch der Politiker kommt nicht zu kurz, wenn er sich in diese Gestalt vertieft. Als Sprößling einer der ersten und einflußreichsten Familien des Reiches wandte sich der Prinz vor drei Jahrzehnten der Politik zu. Lange gehörte er dem klerikalen Hohenwartklub im Abgeordnetenhause an, dann trat er dem deutschklerikalen Liechtensteinklub bei, den Fürst Alfred Liechtenstein gegründet hatte und dessen Führung er dann für kurze Zeit übernahm. Die Klerikalisierung der Schule, die anfangs der achtziger Jahre durch den Antrag Liendacher in Fluß gebracht und später durch eine Regierungsvorlage durchgeführt wurde, genügte ihm nicht; er wollte der „freien Schule" den Gnadenstoß versetzen. Zu diesem Behufe brachte er im Parlamente die nach ihm benannten Schulanträge ein, von denen seinerzeit viel gesprochen wurde. Prinz Liechtenstein setzte seinen ganzen Einfluß ein, um die Regierung Taaffe für seinen Gesetzentwurf zu gewinnen und die rasche Erledigung im Parlamente zu veranlassen. Ungeheuer war die Aufregung, die sich aller Kreise der Bevölkerung bemächtigte und da geschah das Wunderbare: Der „eiserne Ring", die klerikal-konservative-slavische Majorität erlitt einen harten Schlag. Die Alttschechen erlebten bei den böhmischen Landtagswahlen eine unerwartete Niederlage. Auf jungtschechischer Seite

hatte man den Kampf für die freie Schule aufgenommen und die Bevölkerung Böhmens ließ die Alttschechen fallen, die als Bestandteil der parlamentarischen Mehrheit für den Liechtensteinischen Antrag eingetreten waren. Grollend kehrte Prinz Liechtenstein der politischen Arena den Rücken.

Nicht für lange. Seine Zeit sollte bald kommen. Prinz Alois Liechtenstein gehörte zu jener Aristokratengruppe, die sich um den Freiherrn von Vogelsang gesammelt hatte und zu einem System des christlichen Sozialismus bekannte. Freiherr von Vogelsang selbst war ein Antisemit; immerhin aber ist er ein eminenter Intellekt gewesen und sein Einfluß auf die österreichische Politik wird heute noch nicht voll erkannt. Freiherr von Vogelsang und Rudolf Meyer waren die geistigen Väter der christlichsozialen Partei, die allerdings sehr rasch das wissenschaftliche Parodekleid abstreifte und mit rohem Demagogentum Geschäfte machte. Dem Heerbanne Dr. Luegers konnte nichts willkommener sein als die Mitarbeit des „schwarzen Prinzen". War Dr. Lueger der große Agitator, so bildete Prinz Alois Liechtenstein den glänzenden Repräsentanten der Partei, den imponierenden Aufputz für die Augen der Masse. Die schlanke echt aristokratische Gestalt wurde in allen antisemitischen Versammlungen sichtbar. Der Prinz — die Wiener sagten stets der „Fürscht" — sprach nicht die Sprache des Volkes. Er liebte es, seinen Reden einen leichten Anflug von Wissenschaftlichkeit — Talmiwissenschaft — zu geben und ein höheres Niveau zu markieren. Das Volk verstand ihn nicht, hörte ihm aber entzückt zu, wie ja auch einst Johann von Capistran die Wiener hinriß, obwohl er lateinisch redete. Vor allem stand ein leibhafter Prinz auf dem Podium: das schmeichelte. Dann sagte man sich, was der gelehrte Redner vorbringe, müsse wahr sein, das Recht könne nur auf seiner Seite sein. Daß der „Fürscht" den Antisemitismus vertrat, fühlte die Menge instinktiv heraus; ergo dachte man, der Antisemitismus habe eine gute Grundlage. Fürs Volk sprach dann ein anderer, einer, der Wiener Humor hatte und der auf die Juden zu schimpfen verstand. Ein Redner, dem Prinz Liechtenstein die Hand drückte, der nach ihm sprach, dem er sogar Beifall zollte, hatte dann sicheren Erfolg. Man kann sich denken, wie sehr die Christlichsozialen dem Prinzen für ihre Siege zu Dank verpflichtet sind.

Doch der „schwarze Prinz" tat noch mehr. Er stellte die guten Beziehungen nach oben her, er spann die feinen Fäden, er machte die Christlichsozialen hoffähig, er brachte das Wunderwerk zustande, daß Papst Leo X. zur scharfen Verdammung des Antisemitismus nicht zu haben war und den Prager Kardinal Schönborn, der eigens nach Rom fuhr, um ein Vernichtungsurteil des Statthalters Christi zu erwirken, mit nur — sagen wir — einem halben Erfolg zurückkehren ließ. Das trug sich anno 1895 zu. Der Papst richtete an den Prinzen Liechtenstein ein Schreiben, aus dem ein leiser Tadel der Kaplanokratie, der unteren Geistlichkeit, die in einem Gegensatz zum Episkopat stand und das turbulente Treiben der Antisemiten mitmachte, herausklang; sonst jedoch lobte der Papst das „Programm" (welches?) der Christlichsozialen. Prinz Alois Liechtenstein ist auch der Mann, der später die Annäherung der Antisemiten und Klerikalen in die Wege leitete und die enge Waffenbrüderschaft begründete, die heute im ganzen und großen besteht. In Anbetracht all dieser Tatsachen mußte die Partei endlich daran gehen, ihren Paradearistokraten, der er treffliche Dienste zu leisten verstand, auf einen vorgerückten Posten zu stellen. Das arme Kronland Niederösterreich hat es zu büßen. Denn auch jetzt wird das Land auch in seinen obersten Repräsentanten die christlichsoziale Couleur verraten; Abt Schmolk war kein erklärter Antisemit und der Vorgänger desselben gehörte zum politisch indifferenten Adel.

Wenn ich vom Prinzen Liechtenstein zur „Deutschen Zeitung", dem offiziellen Organ seiner Partei überspringe, so geschieht dies nicht, um den aristokratischen Salonantisemiten zu beleidigen. Schließlich: für die „Deutsche Zeitung" ist er noch etwas zu gut, zu gebildet, obwohl er ihr, was jesuitische Verdrehungen anbelangt — ich erinnere nur an seine letzten Reden gegen den Verein „Freie Schule" und dessen Obmann, den mutigen, rührigen Hofrat Freiherrn Hock, sowie an die Verleumdungen der Eherechts-Reformfreunde — gleichkommt. Dieses Blatt bringt mitunter „wissenschaftliche" Artikel und historische Darlegungen. Jüngst druckte es aus einer antisemitischen Zeitung des Jahres 1848 eine Serie von Beschimpfungen der Juden ab, die eine Anzahl ernster fähiger Männer als Lumpen erscheinen läßt. Ich gehöre gewiß nicht zu den Bewunderern der „Deutschen Zeitung" und habe nicht die Absicht, ihr ein Kompliment zu machen, wenn ich sage, daß sie noch lange nicht so verworfen und verächtlich ist, wie der „Oesterreichische Zuschauer", dem sie die Artikel entnimmt, es war. Natürlich werden alle jüdischen Journalisten des Jahres 1848 als nichtsnutzige gemeine oder unfähige Kerle konterfeit, als Ultraradikale in den Kot gezerrt, als Jakobiner schlimmster Sorte gebrandmarkt. Zufälligerweise haben wir zwei ausführliche Werke über die österreichische Presse des Sturmjahres; in einem nun wird der Nachweis erbracht, daß die gemäßigten, zur Besonnenheit mahnenden Blätter zufälligerweise von Juden redigiert wurden, während die aufreizenden Organe zufälligerweise von Nichtjuden geleitet worden sind. Das ist, wie gesagt, ein purer Zufall. Allein die antisemitische Lüge ist stärker als es die Tatsachen sind. Sie erdichtet eine Geschichte, die so aussieht, wie es ihren Zwecken förderlich erscheint. rm.

Rassenfragen- und Vorurteile.

Ueber dieses heute so vielfach die Gemüter bewegende Thema veröffentlicht im jüngsten Heft des „International Journal of Ethics" der Professor an der Harvard-Universität (New Cambridge), Josiah Royce, einen ungemein gehaltvollen Artikel, dessen Hauptgedanken wohl auch außerhalb der engeren Kreise, an die sie sich zunächst wenden, beachtet zu werden verdienen.

Professor Royce berührt zuerst die Frage, woher es kommt, daß heute in vielen Ländern die Rassenfrage wieder eine so große Rolle spielt, und stellt fest, daß dieses Wiederauftauchen des Rassenmoments in der Politik so vieler Völker nicht daher rühre, daß die seelische Disposition der Völker eine Aenderung gegen früher erfahren aber die unterscheidenden Züge der verschiedenen Rassen sich stärker herausgebildet hätten, sondern lediglich daher, weil mit der Steigerung der gegenseitigen Kultur- und Handelsbeziehungen die einzelnen Rassen in größeren Mengen einander nahe gebracht, miteinander gemischt und zum gemeinsamen Leben in einer und derselben gesellschaftlichen Ordnung gezwungen worden wären. Das Problem, ob und wie weit verschiedene Rassen sich miteinander in einer gemeinsamen Ordnung einigen und vertragen könnten, sei infolgedessen in vielen Ländern wie Ostindien, Westindien, Südafrika, Ostasien und nicht zuletzt auch in Amerika eine Frage von so einschneidender Wichtigkeit, daß man nicht anders als die Frage des Verhältnisses einmal wieder grundsätzlich zur Debatte stellen könne. Welche Rasse sei zur Herrschaft bestimmt? Welche von ihnen repräsentiert den besten, den eigentlichen menschlichen Typus? Oder seien, nach der Lehre des 18. Jahrhunderts, alle Menschen an sich schon gleich? Gibt es wirklich eine „schwarze", eine „gelbe" oder sogar, was vom Standpunkt der Farbigen ja viel unmittelbarere Bedeutung hat, eine „weiße" Gefahr?

Wenn man über diese Fragen bei einem der bekannten Rassentheoretiker Auskunft sucht, so lernt man in der Tat, so meint Royce, daß die Rasse der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Geschichte ist, und daß man bloß einen klaren Begriff von den typischen Eigenschaften der wichtigsten menschlichen Rassen zu haben braucht — z. B. der Germanen nach Chamberlains vielgelesenen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ — um genau angeben zu können, welche Rasse zu herrschen und welche zu weichen bestimmt ist, und daß man von dieser Erkenntnis aus alle Formen der Zivilisation, die Weltanschauungen und andere geistigen Errungenschaften eines solchen menschlichen Typus für die ganze Dauer seines Bestandes vorhersagen könne. Wenn man indessen bemerkt, daß ein solcher Rassentheoretiker gar häufig seine Wissenschaft dazu gebraucht, um damit seine ganz persönlichen Vorurteile zu stützen und zu begründen, und daß er von seinen Gesinnungsgenossen fast ebenso sehr wegen der Entfaltung seines Temperaments als wegen seiner wissenschaftlichen Exaktheit gerühmt wird, so beginnt man zu zweifeln, ob eine Wissenschaft, die ihre Hauptaufgabe in der Erbringung des Nachweises sucht, daß wir als Angehörige einer bestimmten Rasse selbst das Salz der Erde sind, auch wirklich so gut begründet ist, wie sie sich den Anschein gibt. Es ist damit, meint Royce, wie mit den Regeln des Jachtsports: sobald man einmal dahinter gekommen ist, daß der internationale Jachtsport gerechterweise nur als diejenige Art der sportlichen Konkurrenz definiert werden kann, bei der der Ausländer allemal geschlagen wird, hört für den ernsthaften Betrachter das Interesse an den Regeln dieses Sports auf, und ebenso für die Wissenschaft, die lediglich dartun soll, daß die Rassenvorurteile ihrer Vertreter wohlberechtigt und begründet sind. Man muß daher die ganze Fragestellung, die im Rassenproblem zum Ausdruck kommt, auf einen weiteren Horizont orientieren, wenn man wirklich zur Lösung der sehr mannigfaltigen theoretischen und praktischen Einzelfragen, die dieses Problem in sich birgt, etwas Zuverlässiges und Brauchbares beitragen will.

Der Ausdruck „Rasse“ wird, so führt Royce weiter aus, gewöhnlich in sehr vieldeutigem Sinn gebraucht. Vor nicht langer Zeit brachten die Zeitungen die Nachricht, daß während der jüngsten Unruhen in Russisch-Polen die russischen Soldaten in ihrem Konflikt mit dem Volke sich von Rassenantipathien hätten leiten lassen. Und doch steht fest, daß der Haß zwischen Russen und Polen fast ausschließlich auf politischen und religiösen Gründen beruht. Franzosen aus den nördlichen Provinzen ihres Landes, die in anthropologischer Hinsicht von den Einwohnern zahlreicher Bezirke des westlichen Deutschland gar nicht unterschieden werden können, haben trotzdem eine sehr lebhafte „Rassenantipathie“ gegen die Leute jenseits der Grenze. So kann fast jede nationale oder politische oder religiöse Grenze, wenn sie alt genug ist, zum Bewußtsein eines Rassengegensatzes führen, ohne daß ein solcher Gegensatz im physisch-anthropologischen Sinn notwendig dessen Grundlage bilden müßte. Andererseits gibt es natürlich zahlreiche ausgesprochene Rassenunterschiede und -merkmale und deutliche Gegensätze im physischen Habitus der Menschen, über deren richtige Klassifikation unter den Anthropologen freilich eine geradezu hoffnungslose Uneinigkeit herrscht. Doch kommt eine solche Klassifikation auch für die Zwecke einer Erwägung dieses Problems vom praktischen Standpunkte aus wenig in Frage. Hier kommt es vor allem darauf an, was die verschiedenen anthropologischen Typen an geistigen und sittlichen Werten zu leisten vermögen und was sie für die soziale Gesamtheit, in der sie leben, bedeuten; die geistige und seelische Verfassung eines solchen Typus ist an ihm das Ausschlaggebende. Gerade hier aber versagt die Untersuchung der physischen Eigenschaften der menschlichen Rassen, der Farbe, der Haare und der Augen, der Länge des Gestalt, der Form des Schädels u. s. f. nahezu völlig. Es ist natürlich leicht zu sehen, daß ein Australneger unter dem Niveau eines Angelsachsen steht; aber für die feineren Unterschiede und die inneren Verwandtschaften bei äußerer Gegensätzlichkeit fehlt es an jeder auch nur einigermaßen sicher begründeten Rassenanthropologie.

Vielleicht wird man einwenden, daß uns doch ein außerordentlich wichtiges Kriterium, den Kulturwert der Rassen zu erkennen, gegeben ist, nämlich ihre größere oder geringere Zivilisationsfähigkeit. Wenn man die Bewertung einer Rasse lediglich, wie es die Folkloristen mitunter tun, auf ihren Besitz an alten mystischen Vorstellungen, Sagen und Gebräuchen begründen will, so wird man allerdings zwischen Eskimos und Australnegern, Negern und schottischen Hochländern in alter Zeit, Altjapanern und Hindus, Polynesiern und alten Griechen wohl mehr des Uebereinstimmenden als des Unterscheidenden finden; der eigentliche, spezifische Kulturwert einer Rasse zeigt sich dagegen, so sagt man häufig, erst, wenn diese mit einer höheren Zivilisation in Berührung gekommen ist, in der Fähigkeit, sich diese höhere Kultur anzueignen, sie auszugestalten und weiter zu bilden. Sicherlich liegt in der Tat in dem Vorhandensein oder Fehlen dieser Kulturfähigkeit eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale für den Wert der verschiedenen Rassen. So rechnet man es den alten Deutschen zum Ruhme an, daß sie die römische Kultur, alsbald nachdem sie mit ihr in Berührung gekommen waren, annahmen und in ihrer Weise weiterentwickelten. Allein es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß die Germanen die römische Kultur unter Bedingungen kennen lernten, die für ihre allmähliche Aneignung von vornherein sehr günstig waren. Sie waren Jahrhunderte lang, ehe sie den Römern als Besiegte oder Sieger entgegentraten, von dieser Kultur schon berührt worden und hatten die Muße gefunden, sich mit dieser Kultur, deren Früchte zu genießen, ja auch das Ziel ihrer Kriegszüge war, mehr oder minder bekannt und vertraut zu machen. Man nehme aber an, daß Cäsar im ersten Jahrhundert v. Chr. schon die Möglichkeit gehabt hätte, die Erziehung der Germanen zur Zivilisation mit denselben Mitteln vorzunehmen, die heute den unzivilisierten Völkern gegenüber zur Anwendung gebracht zu werden pflegen, also mit, undegrenzten Vorräten von Rum, Gewehren und Maschinengeschützen: ob da die Germanen auch nach Zeit gefunden hätten, sich allmählich die höhere Kultur anzueignen und, ob da nicht vielmehr die Geschichte ohne germanische Kulturtaten weiter gegangen wäre? Kurz, daß die „Kulturfähigkeit“ einer Rasse einer der wichtigsten Maßstäbe zu ihrer Bewertung ist, kann durchaus nicht bestritten werden, aber es ist im einzelnen Fall nicht immer leicht zu entscheiden, ob der Mangel an Kulturleistungen in einer bestimmten Rasse nicht mindestens ebenso sehr in der Ungunst äußerer Umstände wie in ihrer vermeintlichen Minderwertigkeit liegt, und es wäre daher sehr gewagt, einer solchen Rasse mit aller Sicherheit die Kulturfähigkeit für ewige Zeiten absprechen zu wollen.

Was folgt nun im Lichte dieser Erwägungen für die Bedeutung der heute in den verschiedenen Ländern aktuellen Rassengegensätze?

Wissenschaftlich betrachtet, so meint Royce, kennzeichnen sich von diesem Standpunkte aus die heutigen praktisch wichtigsten Rassengegensätze als hervorgerufen weniger durch wichtige und für die Rassen und ihr Dasein selbst bedeutungsvolle Besonderheiten und Eigentümlichkeiten, als vielmehr durch bloße gefühlsmäßige Gegensätze, durch gegenseitige Antipathien. Solche Antipathien sind aber nicht nur unter Umständen weit verbreitet und elementar, sondern auch sehr launisch und veränderlich und vor allem sehr den Ein-

flüssen der Massensuggestion unterworfen. Man erziehe einen Menschen vor allem einmal dazu, daß er seiner Antipathie einen Namen gibt, und dann seine Antipathie als heilig betrachtet, eben weil sie von ihm einen Namen bekommen hat, und man hat alsbald das Problem des Rassenhasses, des Religionshasses, des Klassenhasses usw. in schöner Vollendung. Solch ein anerzogener Haß ist besonders heftig und besonders gefährlich, weil er in einer sehr subtilen Weise die ursprüngliche Heftigkeit des Hasses, den ein Kind für einen Fremden oder eine Katze für einen Hund empfinden mag, mit dem Anschein der Würde und des Ernstes und selbst der Pflichtmäßigkeit vereinigt, den ein Name so leicht von sich ausstrahlt. Solche Antipathien werden immer ihre Rolle in der menschlichen Geschichte spielen. Aber was wir in bezug auf sie tun können, ist, daß wir versuchen, sie nicht über uns Herr werden zu lassen und sie nicht ernst zu nehmen aus dem bloßen Grunde, weil sie einen Namen haben. Wir können eingedenk sein, daß diese Antipathien kindliche Tatsachen unseres Lebens sind, Erscheinungen gleicher Art wie der Abscheu vor Schlangen oder Mäusen, Erscheinungen, die wir mit den Katzen und den Hunden teilen, nicht edle Erscheinungen, sondern Launenhaftigkeiten unserer komplizierten Natur. „Ich meinesteils," so schließt Professor Royce seine Ausführungen, „bin ein Glied der menschlichen Rasse, und das ist eine Rasse, die als Ganzes erheblich unter den Engeln steht, so daß sie im Ganzen eine Rassenverbesserung sehr nötig hat. An diesem Bedürfnis meiner Rasse nehme auch ich persönlich und aus ganzem Herzen Teil. Und nur in diesem Geiste bin ich fähig an das Problem heranzutreten."

Aus dem antisemitischen Lager.

Abg. Kröfell und die Konservativen. Wie Herr Kröfell und die Konservativen nach dem kürzlich erfolgten „Friedensschluß" miteinander verkehren, ersieht man aus folgenden Auseinandersetzungen.

In dem „Mittelstand" des Abg. Kröfell vom 16. November finden wir nachstehende Briefkastennotiz:

Anständiger Bürger in P. Auch ohne Ihr Ersuchen hätten wir auf den Kreisblattartikel von gestern nicht geantwortet. Diese Art Parteikampf ist uns zu schmutzig. Zuerst tobt irgend ein kleiner Geist, weil der Abgeordnete vielleicht einmal im Reichstage fehlte, und späterhin verdächtigt er ihn, weil er pünktlich zur Stelle ist. Uns kann es nur freuen, daß selbst die Kreisblattleser allmählich empfinden, wo „journalistische Plundermatze" arbeiten. Ebenso wie Sie, kennen auch andere Leute den Unterschied zwischen der gesunden aber derbdeutschen Mittelstandsbewegung und ihren Abgeordneten, auf der einen Seite, und den Judenfreunden unter den hochkonservativen Gegnern und ihrem vom Geldsack diktierten Anstands- und Pflichtgefühl auf der anderen Seite. Das Beste ist, man läßt die Geister krakehlen und kümmert sich nicht um sie, dann giebt man ihnen auch keine Veranlassung vor Gericht „Entrüstungsreden" zu halten.

Das „Pyritzer Kreisblatt" vom gleichen Tage schreibt:

„Der derzeitige Abgeordnete für den Wahlkreis Pyritz-Saatzig, Kröfell, liebt es, in Uebertreibungen zu machen. Dick auftragen und nach bekannter Ahlwardtscher Manier immer dreist behaupten, ohne jeden Beweis auch nur anzutreten, das ist seine Stärke. Proben von dieser seiner eigentümlichen Begabung hat er noch in den letzten Tagen vor seiner Abreise nach Berlin gegeben.

Die Neuwahl zum deutschen Reichstage, die voraussichtlich im Juni 1908 stattfindet, macht nämlich Herrn Kröfell schon jetzt große Sorgen, und wie er schon im letzten Winter im Kreise Pyritz ein Dutzend Versammlungen, um „seine" Wähler zu befragen, abgehalten hat, so hat er auch die letzten Tage vor dem Beginn des Reichstags noch benutzt, um im Kreise Saatzig in zwei Versammlungen zu „seinen" Wählern zu sprechen.

An sich ist gegen das Abhalten von Versammlungen natürlich nichts einzuwenden. Das ist das Recht des Abg. Kröfell ebenso wie das jeder anderen Partei, die ihr Programm und ihre politischen Forderungen und Pläne in Versammlungen erläutern kann. Zu energischer Kritik aber fordert die Art und Weise heraus, wie der Abg. Kröfell über diese Versammlungen in seinem Organ, dem „Mittelstand" berichtet.

Die Versammlungen haben am Donnerstag voriger Woche in Temnick und am Sonnabend in Jakobshagen stattgefunden. In dem Dorfe Temnick hat der Abg. Kröfell bei der Hauptwahl 1903 keine einzige Stimme erhalten, erst die Stichwahl ergab für ihn 18 Stimmen, die offenbar von freisinniger und sozialdemokratischer Seite herrühren. In diesem Orte also hält Herr Kröfell nun eine Versammlung ab und berichtet darüber unter anderem:

„Große Heiterkeit erregte die Aussprache über die Bemühungen vereinzelter Hochkonservativer, welche immer noch nicht begreifen können, daß es in Pyritz-Saatzig eine festgeschlossene Mittelstandspartei gibt, die weiß, was sie will, einzelner Hochkonservativer, die auf dem albernen Standpunkte verharren, daß man durch möglichst viel Schimpferei und versteckte Schikaniererei eine so gesunde Bewegung, wie die Mittelstandsbewegung, irgendwie aufhalten könnte." .... „Man hat auch hier, wie überall im Wahlkreise, aus der letzten Wahlzeit die Erfahrung genommen, daß sich die Eifersucht einzelner rabiater Hochkonservativer bis zu lächerlichen Wutausbrüchen steigerte. Für die Zukunft soll deshalb weniger Freimütigkeit in der Mittelstandspartei herrschen."

Der Bericht über die Versammlung in Jakobshagen enthält u. a. folgende Kraftstellen:

„Sehr viele Bewohner, welche früher noch zur hochkonservativen Seite neigten, sind inzwischen mit voller Ueberzeugung zur Mittelstandsrichtung übergetreten, denn die Bedrückungen und Belästigungen, welche die Hochkonservativen aus politischer Schikane hier nicht minder wie im Kreise Pyritz ausgeübt haben, haben eine solche allgemeine Erbitterung hervorgerufen, daß ihre Anhängerschaft fast völlig verschwunden ist." .... „Sehr ernstlich wurde der Wunsch ausgesprochen, die gesamten Mittelstandsleute möchten doch auf die Schimpfereien und Redereien der Hochkonservativen nicht die geringste Rücksicht mehr nehmen. Das sei bei der vielen Arbeit, welche die Mittelstandspartei zu leisten habe, nur unnötiger Zeitverlust. Die Hochkonservativen hätten sich nach den letzten Wahlen fast überall so benommen, daß ihnen kein vernünftiger Mensch mehr ein Wort glaube. Selbst diejenigen, welche aus Rücksicht auf Vorteile es mit den Hochkonservativen hielten, täten dies nur äußerlich, in Wirklichkeit dachten sie ganz anders."

Was soll man zu derartigen „Glanz"leistungen des Abg. Kröfell sagen? Wahrhaftig, die schärfsten Worte wären nicht scharf genug, um eine derartige fortgesetzte, niedrige Verdächtigung politischer Gegner entsprechend zu geißeln. Darf überhaupt ein Mann, wie der Abgeordnete Kröfell, der doch immerhin das Gymnasium besucht, Theologie studiert hat und somit doch eine bessere Bildung haben sollte, mit derartigen Verunglimpfungen politischer Gegner zur Verhetzung beitragen, die nur das eine Vergehen begangen haben, daß sie nicht auch so wie der Abg. Kröfell, der ja am 24. Januar 1903 noch „konservativ bis auf die Knochen" war, die Schwenkung von der konservativen Partei zum Antisemitismus mitgemacht haben? Wo sind Bedrückungen, wo Belästigungen aus politischer Schikane vorgekommen, wo hat sich Eifersucht einzelner rabiater „Hoch"konservativer bis zu lächerlichen Wutausbrüchen gezeigt, wer hat einen albernen Standpunkt, warum kann den „Hoch"konservativen kein vernünftiger Mensch mehr ein Wort glauben?

Wenn der Abg. Kröfell mit derartigen, gelinde gesagt, Mätzchen Eindruck auf die Massen machen will, so ist er auch dazu verpflichtet, positive Beweise für seine Be-

hauptungen zu erbringen, sonst könnte es ihm schließlich auch so gehen wie Ahlwardt und dem Grafen Pückler, die kein Mensch mehr für ernst nimmt.

Unsere Leser aber fragen wir, wo das enden und was für ein allgemeiner Zwiespalt unter den Bewohnern des Wahlkreises entstehen würde, wenn auch andere politische Parteien mit derartigen Waffen den politischen Kampf führen würden. Fest aber steht, daß eine derartige politische Kampfart, wie sie der Abg. Krösell betreibt, sich von selbst richtet und jeden abstoßen muß, der die sachliche Vertretung politischer Anschauungen für die einzig richtig gegebene hält."

Vermischtes.

Der Wilhelmorden. Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Der Kaiser hat anläßlich der 25jährigen Wiederkehr des Tages der berühmten Botschaft Kaiser Wilhelms I. betreffs der sozialen Fürsorge den Wilhelmorden, bekanntlich eine fast mit dem Schwarzen Adlerorden gleich rangierende Auszeichnung, an neun Personen verliehen, darunter an Freifrau Mathilde von Rothschild in Frankfurt am Main, eine Jüdin, und an den Professor Dr. Walther Simon in Königsberg, der, wenn er nicht noch Jude ist, jedenfalls unzweifelhaft jüdischer Abstammung ist. Ob unter den anderen sieben mit dem Wilhelmorden Dekorierten einer oder der andere semitisches Blut in seinen Adern hat, das überlassen wir den Antisemiten herauszuschnüffeln. Aber zwei unter neun ist eine ganz respektable Beteiligung für einen kaum ein Prozent ausmachenden Teil der Gesamtbevölkerung. Die Auszeichnung ist verliehen worden als Dank für die selbstlose und freiwillige Teilnahme an dem großen sozialen Werke, das der Kaiser in seinem an dem fünfundzwanzigsten Jahrestage der Kaiserbotschaft veröffentlichten Erlaß als Erfüllung der „vornehmsten Christenpflicht" bezeichnet. Wenn also die Zugehörigkeit zum Judentum und jedenfalls die jüdische Abstammung nicht die Erfüllung der „vornehmsten Christenpflicht" verhindert, dann wüßten wir wahrlich nicht, welche andere nicht gerade kirchlichen Pflichten sie zu erfüllen hindern sollte. Wenn man als Jude den Wilhelmorden erhalten kann, dann ist nicht abzusehen, warum ein Jude, wenn er sonst die Befähigung dazu besitzt, nicht auch eine Anstellung als Hochschullehrer, sogar als — Leutnant soll erreichen können.

Die Antisemiten können nun von neuem Weh und Ach schreien, zumal die jüdische Freifrau von Rothschild im „Reichsanzeiger" sogar als die erste der Ausgezeichneten aufgezählt wird. Indessen, es ist dies wohl blos eine Galanterie des „Reichsanzeigers", der der Dame den Vortritt einräumt. Aber durfte einer Jüdin der Vortritt eingeräumt werden? Darüber mögen sich die Antisemiten den Kopf zerbrechen. Für sie ist die Frage ernst genug.

Bismarck über Heine. In der „Frankf. Ztg." erzählt Alfred Kerr:

„Max v. Rottenburg, ehedem Bismarcks Mitarbeiter, jetzt Kurator der Universität Bonn, war im vorigen Februar so freundlich, mir auf eine Frage brieflich zu bestätigen, was einst in Zeitungen erörtert worden war; er bestätigt, daß Bismarck den Dichter Heinrich Heine gegen Vorwürfe von Angreifern in Schutz nahm; und daß Bismarck sich für ein deutsches Heine-Denkmal erklärt hat.

Herr Dr. v. Rottenburg schreibt:

„Fürst Bismarck fand es durchaus gerechtfertigt, daß Heine ein Denkmal in Deutschland erhielte. So wenigstens hat er sich mir gegenüber ausgelassen."

Rottenburg bestätigt zugleich die Wahrheit dessen, was früher als Bericht durch die Presse gegangen ist: Bismarck hat im Hinblick auf die Widersacher des Denkmals tatsächlich das Wort gesagt: „Und vergessen die Herren denn ganz, daß Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf?"

Hamburg. Gegen die Leitung des Vereins für Handlungs-Kommis von 1858 war in einer in Hamburg abgehaltenen Versammlung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens der Verdacht konfessioneller Befangenheit geäußert worden, und zwar durch die Erklärung, daß bei der Stellenvermittlung des Vereins die jüdischen Mitglieder nicht oder nicht immer die gleiche Berücksichtigung erführen, wie die übrigen Mitglieder und ferner, daß in die Verwaltung Mitglieder jüdischen Glaubens nicht aufgenommen würden. Die Verwaltung des Vereins wehrt sich energisch gegen einen solchen Vorwurf und tritt ihm u. a. durch folgende Erklärung entgegen: „Träfen diese Anschuldigungen zu, so würden sie nicht nur Parteilichkeit der Organe unseres Vereins, sondern auch eine grobe Verletzung der Satzungen unseres Vereins bekunden. Das Glaubensbekenntnis seiner Mitglieder ist für unsern Verein in keiner Weise maßgebend und ist es auch nie gewesen, weder bei der Stellenvermittlung, noch bei irgend einer anderen Vereinsabteilung. Die Vorsteher unserer Stellenvermittlung walten ihres Amtes in jeder Beziehung streng unparteiisch. Die erwähnte Aeußerung bedeutet für sie eine unverdiente, durch nichts gerechtfertigte Kränkung. Die Ehrenämter in unserem Verein stehen den Mitgliedern jüdischen Glaubens so gut offen, wie den übrigen Mitgliedern. Politische oder religiöse Gesichtspunkte scheiden bei der Besetzung solcher Ehrenstellen, im Einklang mit unseren Satzungen, völlig aus. Wir kümmern uns nicht um das Glaubensbekenntnis der Ehrenamtsinhaber unseres Vereins, zweifeln aber nicht, daß in unserem Verein eine Reihe von Ehrenämtern auch durch Mitglieder jüdischen Glaubens wahrgenommen werden. Was die Verwaltung im besonderen betrifft, so ist der erste Schriftführer in ihrem Vorstande, Herr Gustav Jordan, jüdischen Glaubens. Gerade dieses Beispiel zeigt, daß in dem Vereine für die Ehrenamtslaufbahn lediglich die Befähigung und Arbeitsfreudigkeit maßgebend sind, unter Ausschluß jeglicher politischen und religiösen Gesichtspunkte."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sammer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 48. Berlin, 28. November 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Deutsche Musik.

Unsere Herren Teutomanen sind manchmal recht wunderliche Heilige. Dafür ist eine Betrachtung über „Deutsche Musik", mit der jüngst Herr Dr. Heinrich Pudor die Leser des „Hammer" (Nr. 106) beglückt hat, ein neuer erbaulicher Beweis. Herr Pudor, ein Sachse im Schwabenalter, hat vor einer Reihe von Jahren durch allerhand Exzentrizitäten mit Erfolg von sich zu reden machen gesucht: beispielsweise schickte er der Heidelberger Unioersität eines Tages sein Doktordiplom zurück, weil ihm ein solcher Titel undeutsch dünkte (weshalb er heute auch den kleinsten seiner zahlreichen Zeitungsartikel sorgfältig mit „Dr. Pudor" zu unterzeichnen pflegt); dann nannte er sich eine Zeitlang mit Uebersetzung seines Namens „Heinrich Scham", erklärte die menschliche Kleidung für ein Produkt sittlicher und hygienischer Verderbnis, machte für den „nackten Menschen" und eine „Nackt-Kultur" Propaganda usw. Später zog er sich von diesen Marotten ins normalbürgerliche Leben zurück und ist seitdem auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, der Gesundheitspflege und der Volkswirtschaft publizistisch tätig.

Ehe Herr Pudor zu den Wissenschaften schwor, war er Musiker gewesen und hatte als Cellist dem Leipziger Gewandhausorchester angehört. Die musik-theoretischen Kenntnisse, die er sich damals und vorher auf dem Dresdener Konservatorium angeeignet hat, scheinen sich aber im Laufe von bald zwanzig Jahren gründlichst verflüchtigt zu haben, denn was der geschätzte Herr am angeführten Orte über musikalische Fragen orakelt, ist von Sachkunde nicht mehr allzu sehr getrübt und ließe dank der schlichten und wohltuenden Bestimmtheit, mit der darin mehrfach der pure Unsinn behauptet wird, viel eher auf einen gänzlich „voraussetzungslosen" Dilettanten schließen. Unter den deutschen Meistern der Musik wird dabei fürchterliche Musterung gehalten. Deutsch ist nur die Musik von Bach, Haydn, Beethoven, Schubert, Brahms. Händel ist als Komponist halb Italiener, halb naturalisierter Engländer, erst spät im „Messias" kam deutscher Geist bei ihm zum Ausdruck. Gluck ist „nur zum geringen Teil deutsch", steht vorwiegend unter französischen und italienischen Einflüssen. Mozart steht „mit einem Fuße auf dem italienischen Boden" und kann seines romanischen Wesens wegen „nimmermehr ein deutscher Nationalheros sein". Schumann ist zwar deutsch, gibt sich aber vielfach „Ausartungen" hin und zeigt das Deutschtum nicht immer von dessen bester Seite. Auch Weber ist nur „zum Teil" deutsch, weil er „an sinnlichem Klangreiz und an der Form mehr Gefallen fand, als sich mit deutschem Geiste verträgt". Richard Wagners Musik — ach du grundgütiger Chamberlain! — ist „gar nicht deutsch", sondern — keltisch. (Dieser Unsinn geht sogar dem Herausgeber des „Hammer" über die Hutschnur, der in einer langen Fußnote zu Pudors Artikel den Bayreuther Meister gegen den Vorwurf des Undeutschseins verteidigt.) Wie demnach Mendelssohn, Meyerbeer und Goldmark klassifiziert werden, läßt sich denken. Für Otto Nicolai, den Komponisten der „Lustigen Weiber", dieser Perle deutscher Opernmusik, lautet die Pudorsche Zensur: „raffiniert, dabei französisch komödiantenhaft (!)." Uebrigens müssen es sich auch die als deutsch geaichten Meister gefallen lassen, nicht Herrn Pudors strengen Ansprüchen zu genügen, speziell Brahms ist (weil er ihn nicht versteht) doktrinär und „meistens etwas vergilbt trocken und saftlos."

Es versteht sich von selbst, daß für einen Teil der „undeutschen" Zustände in der Musik das Judentum verantwortlich zu machen ist. Die Art, wie dies demonstriert wird, ist possierlich genug. Nachdem der unglückliche Mozart beschuldigt worden ist, „der erste moderne Virtuose" und mit seinem „der Verflachung leicht zugänglichen Temperament" der Vater des modernen Virtuosentums geworden zu sein, geht es Mendelssohn an den Kragen. „Er sprang mit all seinen glitzernden und brillierenden Fähigkeiten und Geschicklichkeiten mitten hinein (!) in die Virtuosenwelt . . . . zum Überfluß (!) gründete er noch ein Konservatorium in Leipzig." (Diese Bemerkung gewinnt an Scherzhaftigkeit durch den Umstand, daß Herrn Pudor-Schams eigener Vater im Jahre 1856 in Dresden ebenfalls ein Konservatorium gründete, das sein Sohn nachher übernehmen sollte.) „Und nun war es wieder einmal vorbei mit dem Deutschtum. Mendelssohn machte Schule, und lange genug zog sein Abkömmling und Nachkömmling Reinecke in eben jenem Konservatorium Nachkömmlinge heran. Zudem (!) haben die Hebräer Konzertbureaus aufgeschlagen, und selbst Hans von Bülow, der das Zeug hatte, einen Beethoven zu verstehen, entblödete sich nicht (!), sich von Hermann Wolff als Schaustück durch die deutschen Lande ziehen zu lassen."

Ist die letztere Bemerkung glattweg erlogen, denn Bülow hat sich niemals „als Schaustück durch die Lande" ziehen lassen, sondern lediglich die von dem Konzertdirektor Hermann Wolff ins Leben gerufenen philharmonischen Konzerte in Berlin und Hamburg dirigiert, so muß die Behauptung, daß Mendelssohn oder gar sein späterer Nachfolger Karl Reinecke, ein Komponist zweiten bis dritten Rangs, „Schule gemacht" und damit dem „Deutschtum" in unserer Musik geschadet hätten, geradezu Gelächter erregen. Nicht ein einziger deutscher Komponist von irgend größerer Bedeutung kann direkt oder indirekt als ein Schüler Mendelssohns bezeichnet werden, und Herr Pudor beliebt zu flunkern,

wenn er seinen musikhistorisch ungebildeten Lesern etwas derartiges aufbindet. Schlechtweg töricht ist es aber, wenn für den angeblichen Mangel an „deutschen" Komponisten oder den Überfluß an undeutschen die — Konzertagenturen verantwortlich gemacht werden, die mit der Beschoffenheit unserer Musik ungefähr so viel zu tun haben, wie die Inhaber von Kunsthandlungen mit der Entwicklung der deutschen Malerei und Plastik. Mindestens ebenso erheiternd wirkt es, Sätze zu lesen, wie diesen: „Durch die ganze deutsche Musik geht ein Streben, sie zu verausländern, sei es, daß man sich niederländischen, sei es, daß man sich französischen Einflüssen aussetzen ließ." Wann und wo jemals deutsche Musik unter „niederländischem" Einfluß gestanden haben soll, wäre wert, zum Gegenstand einer Preisfrage gemacht zu werden, und auch der angebliche französische Einfluß hat kaum jemals existiert, höchstens daß er bei Gluck zu spüren war. Wirklichen Einfluß hat überhaupt nur die italienische Musik auf die deutsche gehabt, sicher vorzugsweise auf Mozart, aber fällt es uns ein, Goethes „Götz" oder „Werther" für undeutsch zu erklären, weil jener von Shakespeare, dieser von Rousseau und Richardson beeinflußt war? Mit welch engem Horizont muß ein Mann gestraft sein, der Mozart und Wagner nicht als deutsche Meister gelten lassen will, weil sie „sinnlichem Klangreiz" huldigten. Als ob Musik selbst nicht eine eminent sinnliche Kunst wäre! Als ob Ernst und grüblerische Tiefe das alleinige Kriterium deutscher Musik sein dürften, nicht aber auch Heiterkeit, Grazie, Klangzauber! Als ob nur Dürer, Holbein, Richter, Thoma deutsche Künstler gewesen wären und nicht auch der leider „französisch beeinflußte" Menzel oder Böcklin und Klinger!

Für die gründliche Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit Pudors spricht auch seine Bemerkung: „Die französische und italienische Gesangsmethode hat sich dermaßen in Deutschland eingebürgert, daß derjenige, der nicht nach der Methode Lampertis oder der Viardot Garcia gebildet ist, nicht salonfähig gilt." Herr Pudor muß sehr large Jahre verschlafen haben, um solch faustdicken Unsinn reden zu können, sonst müßte er wissen, daß in Deutschland längst die Gesangsmethoden von Julius Stockhausen, Julius Hey, Lilli Lehmann, u. a. die herrschenden sind. Daß er Sullivans „Mikado" eine „chinesische" Oper nennt (bekanntlich regiert ja der Mikado in China (!), mag ihm daneben noch als lapsus calami nachgesehen werden. Im übrigen ist es ein artiger Witz, daß ein halbes Jahrhundert nachdem Richard Wagner seine Schrift über das „Judentum in der Musik" in die Welt sandte, derselbe Meister von einem rabiaten Deutschtümler und engeren Landsmann als „ungermanisch" abgelehnt und verpönt wird. Was er eigentlich unter „deutsch" auf musikalischem Gebiet versteht, versäumt Herr Pudor allerdings zu sagen, es dürfte ihm auch schwer genug fallen. Man kann der Musik eines Mendelssohn oder Meyerbeer antipathisch gegenüberstehen, aber worin das spezifisch „jüdische" ihrer Musik bestehen soll, bleibt problematisch. Was für Meyerbeer — der z. B. dem Schreiber dieser Zeilen als Komponist vielleicht nicht weniger unsympathisch ist wie Herrn Pudor — charakteristisch ist, kann man mit dem gleichen Rechte spezifisch französisch finden, ganz wie bei Offenbach: beide waren ja auch tatsächlich nach Domizil und Milieu viel mehr Franzosen, wenn auch der Geburt nach Deutsche. Und worin das jüdische in Mendelssohns mondbeglänzter Sommernachtstraum-Musik, seiner Reformations-Sinfonie, seinem „Elias", seinen Männerquartetten zu finden sein soll, das zu erfahren, wäre wirklich von Interesse. Ob es schon je einem französischen Gallomanen und Nationalisten eingefallen ist, des Juden Georges Bizet „Carmen" als unfranzösische oder jüdische Musik zu bezeichnen? —

Welche Autorität auf dem Gebiete der von ihm kultivierten „völkischen" Musikästhetik Herr Dr. Pudor beanspruchen darf, zeige auch noch der Umstand, daß in seiner lehrreichen Klitterung zwar Komponisten zweiten und tieferen Grades wie Goldmark, Raff, Reinecke als typische Erscheinungen angeführt werden, daß er aber von so erzdeutschen Meistern wie Heinrich Marschner, Robert Franz, Anton Bruckner, Hugo Wolf anscheinend überhaupt nichts weiß, ebensowenig wie von allen bedeutenden zeitgenössischen Komponisten, von Richard Strauß, Hans Pfitzner, Max Schillings usw. Für diesen Mangel muß seine Leser die unglaubliche Naivetät entschädigen, mit der dieser Prediger in der Wüste der deutschen Musik zum Schlusse das Rezept zu ihrer Reform gibt: Beseitigung aller Opernbühnen (denn auch die aus Italien eingeführte Oper ist ein gänzlich undeutsches Gewächs), Aussperrung der ausländischen Musik, Abschaffung der Konzert-Bureaus, Boykott aller „Virtuosen". Dann werde auch im musikalischen Deutschland „die Unreinlichkeit der Reinlichkeit weichen" und endlich wieder eine deutsche Musik ins Leben treten.

Meint Herr Pudor! Bisher hieß es gerade auf musikalischem Gebiete: Deutschland in der Welt voran! Mit keiner anderen Kunstgattung haben die Deutschen so gewaltige Eroberungen gemacht. wie mit ihrer Musik, nirgends sind sie an Reichtümern allen anderen Nationen so weit voraus, wie hier, auf keinem Felde behaupten sie so unbestritten die Vorherrschaft, wie auf diesem. Deutsche Musik hat sich gegen allen Nationalitätshader behauptet, hat selbst die revanchelustigsten Franzosen in ihren Bann geschlagen und wird von den Engländern weit höher geschätzt, als ihre eigene. Deutsche Kapellmeister dirigieren in Paris, London, Brüssel, Madrid, Petersburg, New York, die zahlreichen großen deutschen Musikfeste ziehen alljährlich — gleichwie das Musik-Mekka am oberen Main — die Ausländer in hellen Scharen an, von aller Musik, die in sämtlichen fünf Erdteilen gemacht wird, stammt mindestens zwei Drittel aus Deutschland. Das alles sind bekannte Dinge, und tatsächlich hat sich auf **keinem** geistigen oder künstlerischen Gebiet Deutschland so hoch über alle anderen Nationen erhoben, so unbedingt die Führung inne und sich so frei von fremden Einflüssen gehalten, wie auf dem der Tonkunst. Es gehört wirklich schon eine gute Portion Unkenntnis oder Gelbsucht dazu, angesichts dessen noch über das „undeutsche" Wesen unserer Musik zu jammern und solche windschiefe Behauptungen dem geduldigen Druckpapier zu überantworten, wie sie Herr Dr. Heinrich Pudor sich hier geleistet hat. Wahrlich, anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt! —

Das antisemitische „Weihnachtsgeschenk".

Aus **Thüringen** wird uns geschrieben: Kurz vor Weihnachten öffnen die Antisemiten alle Schleusen ihrer Agitation. Besonders die **Deutschsozialen**, deren Feldzugsplan für die Reichstagswahlen 1908 auf die Eroberung der thüringischen Wahlkreise zugeschnitten ist, entfalten eine Emsigkeit in Wort und Schrift, die jetzt, zwei Jahre vor der Wahl, geradezu lächerlich wirkt. Da nun, zum großen Leidwesen der Antisemiten, die Juden ihnen zurzeit absolut keinen Angriffs- bezw. Agitationsstoff bieten, sind die edlen Ritter vom Rassenhaß genötigt, ihre vergifteten Geschosse aus der eisernen Reserve ihres Arsenals zu entnehmen. Hierbei kommen dann in erneuter Auflage längst abgetane antisemitische Lügen zum Vorschein, die nur die ganze Erbärmlichkeit des antisemitischen Wühlsystems aufs neue bekunden. Mit der beispiellosesten Frivolität dringen die antisemitischen Maulwürfe in thüringische Wahlkreise ein, überall ihre Gesinnungsverwandtschaft mit der agrarischen Partei als Resonanzboden benutzend.

In **Weimar** wurde der antisemitische Oberamtsrichter **Graef** aus dem Eisenacher Oberland als Kandidat für die Reichstagswahlen 1908 aufgestellt. Jetzt kitzelt

es die Hamburger Kandidatenmacher, auch in Gotha ihr Glück zu versuchen. Seit mehreren Jahren blieb Gotha von den Antisemiten verschont, aber ein gewisser Kreis, an dessen Spitze der Gothaer Professor Langhans steht, möchte gar zu gern bei den Reichstagswahlen eine politische Rolle spielen. Dieser an sich verständlichen Eitelkeit haffen diese Herren auf antisemitischem Gebiet fröhnen zu können und haben sich daher mit Leib und Seele den Deutschsozialen verkauft. Der auf der Suche nach einem Reichstagssitz durch Thüringen ziehende Generalsekretär Henningsen aus Hamburg hat den Gothaern denn auch schleunigst die gehörige Dosis Judenhaß eingeimpft und die antisemitischen Bestrebungen im dortigen Reichstagswahlkreise als ungeheuer aussichtsvoll bezeichnet. In Reichstagswahlkreisen, in denen sich die Antisemiten nicht ganz sicher fühlen, greifen sie zu ihrer hinlänglich bekannten Taktik, in geheimen Konventikeln zu tagen. So wurden in Ilmenau, im Großherzogtum Sachsen-Weimar Einladungen an Personen versandt, von denen man annehmen konnte, daß sie der antisemitischen Sache nicht abhold seien. Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit werden in diesen kleinen Zirkeln die Gimpel, nach dem Rezept Liebermann v. Sonnenbergs, mit Sonderversprechungen eingefangen und Ortsgruppen der Wirtschaftlichen Vereinigung gegründet. In Ilmenau z. B. fanden sich ganze 11 Mann, die den antisemitischen Fahneneid schwören wollten; wesentlich größere Erfolge haben die Agitatoren in Thüringen wohl nirgends erzielt. Trotzdem sollten gerade die bürgerlichen Parteien in Thüringen die Augen offen behalten, damit es ihnen nicht so geht wie in Eisenach, wo die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien den Wahlsieg eines Antisemiten herbeiführte. Die deutschsoziale Partei ist jetzt offenbar bestrebt, allenthalben in Thüringen Ortsgruppen der Wirtschaftlichen Vereinigung zu organisieren. Diese Ortsgruppen sind an und für sich ja absolut harmlos, aber in Wahlzeiten bilden sie immerhin eine gewisse Gefahr, die nur durch Stärkung der bürgerlichen politischen Lokalvereine wett gemacht werden kann.

Weihnachten steht vor der Tür und die Antisemiten hielten die Zeit für gekommen, ihren Anhängern im Lande einmal wieder Gelegenheit zu geben, an der antisemitischen Wühlarbeit teilzunehmen. Das Weihnachtsgeschenk für 1906 besteht in einem jener Flugblätter, das für jeden politisch gereiften Menschen ein Greuel ist, weil es auf demselben Sumpfboden gewachsen ist, wie jene Schandblätter, die viele tausend russischer Untertanen Greuel entsetzlicher Art gebracht haben. Das Weihnachtsgeschenk der Antisemiten ist ähnlichen Motiven entsprossen, wie die Flugblätter der Pogromhervorrufer in Rußland; an Niedertracht der Gesinnung und Gehässigkeit gibt es den dortigen Aufrufen nichts nach.

Das Massenflugblatt der Antisemiten, das fast in allen Orten Thüringens in zahlreichen Exemplaren verbreitet wird, enthält u. a. folgende giftige Invektiven:

„Ein Wort zum Weihnachtsfest! In unseren Tagen wird das Fest in deutschen Gauen gefeiert und ist allgemeiner verbreitet, als jemals. Ein gewaltiger Aufschwung in der Lebenshaltung unseres gesamten Volkes ist seit etwa 50 Jahren erfolgt; während vor 1813 fast alle europäischen Kriege auf deutschem Boden ausgefochten, deutsche Fluren zerstampft und Not und Jammer fast stetige Gäste waren, hat jetzt seit ungefähr 100 Jahren kein feindliches Heer den vaterländischen Boden betreten und das Land verwüsten können. Aber durch diesen gesegneten Frieden ist uns im eigenen Lande ein Feind erwachsen. Es ist das blutfremde Volk der Juden! — Seine Urvorfahren sprangen nicht mit unseren Ahnen um die Julfeuer, seine Väter singen nicht mit unseren unterm Tannenbaum, und sie selbst leben noch heute wohl unter, aber nicht mit uns. Sie essen nicht mit uns an einem Tische, sie beten nicht wie wir beten, sie feiern unsere Feste nicht mit und werden auch nicht mit uns auf einem Friedhof begraben! Sie halten sich im Leben und im Tod fern von uns. Diese Fremdlinge beteiligen sich auch nicht mit uns an der ehrlichen Arbeit, sie verachten körperliche Beschäftigung und existieren doch alle recht glänzend durch einen unfruchtbaren und meist überflüssigen Zwischenhandel.

Weil nach Luther der Juden Gier nach unserem Gold und Silber steht, lassen sie nichts unversucht, sich in den Besitz desselben zu setzen, und immer mehr sammelt sich das Kapital in ihren Geldschränken. Besonders zum Weihnachtsfest, das sie gar nichts angeht, füllen sie die Zeitungen mit frech aufdringlicher schreiender Reklame, die jeder anständige Mensch mit Ekel empfindet; in den glanzvollen Schaufenstern prangen die Lockartikel, die das kaufende Publikum betören und in den Glauben versetzen sollen, daß man bei den edlen menschenfreundlichen Juden alles am billigsten und besten kaufe. Obwohl auch heute ein ehrlicher Kaufmann ehrlich erworbene Waren nicht verschenken kann, fallen doch immer wieder von neuem zahlreiche vertrauensselige Käufer, meist Frauen, dem gerieben Hebräergeist zum Opfer.

Aber in der Regel liefern jüdische Ramsch- und Abzahlungsgeschäfte, Partie- und Warenhäuser billig und schlecht und schon mancher Beschenkte hat nach wenigen Tagen nur noch Verdruß an dem Plunder. Solidität und Fachkenntnisse sind selten zu finden bei dem täuschenden Schimmer einer modernen Trödelbude wo fast immer, nach einem salomonischen Spruche, zwischen Kauf und Verkauf sich die Sünde drängt in Gestalt eines schwindelnden Juden. Sind sie doch, wie die Statistik bezeugt, immer unverhältnismäßig stark vertreten bei allen, speziell den kaufmännischen Erwerb betreffenden Verbrechen und Vergehen, als unlauterer Wettbewerb, betrügerischer Bankerott, Schwindelausverkäufe, Wucher, Betrug und ähnlichem.

Man sollte doch endlich auch in diesen Dingen mit der einfältigen Gedankenlosigkeit brechen und das oft sauer genug verdiente Geld nicht in jüdische Geschäfte tragen. Jeder, der das tut, verbaut seinen Nachkommen die Zukunft und die Selbständigkeit, denn schließlich wird der Jude dieses Feld unumschränkt beherrschen und die Deutschen können nur noch ihre Diener sein. Der zunehmende jüdische Reichtum und Einfluß ist eine Gefahr für Stadt und Land. Sogar das deutsch-christliche Weihnachtsfest benutzt der Jude dazu, um seine Kasse zu füllen. Er lacht über die harmlosen Gojims, die ihm auch zum Christfest ihr Geld zutragen und gedenkt dabei triumphierend seiner alten Verheißung: Du wirst alle Völker fressen und sollst ihrer nicht schonen!

Diese Verheißung wird sich nicht erfüllen, wenn wir Deutschen, alle, hoch und niedrig, uns als ein Volk von Brüdern betrachten und demgemäß leben, wenn auch wir so fest zusammenhalten wie die unter uns lebenden Fremdlinge und vor allem nichts beim Juden kaufen."

Der Reichsverband der deutschsozialen Partei, der dieses von Gehässigkeiten und Entstellungen wimmelnde Pamphlet überall verbreitet, nennt diese Kundgebung ein „Weihnachtsgeschenk an seine Freunde". Ein Weihnachtsgeschenk an seine Freunde ist es allerdings, das sei hiermit gebührend an den Pranger gestellt. Die ganze Machination charakterisiert sich als ein Reklamemittel für die notorisch an Inseratenschwund leidende Antisemitenpresse, deren geschäftliche Reklame auf dem Flugblatt angebracht ist. Man sieht, den Antisemiten ist kein Mittel verwerflich genug, um es nicht, wenn es ihre Zwecke erheischen, anzuwenden.

Zur Beurteilung der Schächtfrage.

In Heft 10 und 11 des „Deutschen Tierfreund" macht der Professor der Jurisprudenz an der Universität Würzburg, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, in einem längeren Aufsatze über „Nötige" Tierquälereien eine Reihe kritischer Bemerkungen zu den Vorschlägen, die der bekannte Göttinger Kriminalist von Hippel soeben für die in Aussicht stehende Strafrechtsreform veröffentlicht hat. Professor Mendelssohn-Bartholdy kommt dabei auch auf die Frage der Vivisektion und des Schächtens zu sprechen, das nach v. Hippels Vorschlägen reichsrechtlich nicht unter die Strafnorm der Tierquälerei fallen soll, und er macht dazu die nachstehenden Ausführungen, von denen wir glauben, daß sie für unsere Leser von Interesse sind, ohne uns im übrigen mit jedem einzelnen Wort identifizieren zu wollen:

Nach dem Anlaß und der äußeren Art seines Aufsatzes mußte v. Hippel an einer Erscheinung vorbeigehen, die ich als freier Kritiker nicht ignorieren kann, wenn ich nicht gerade den Vogel Strauß spielen will: nämlich dem Hereinspielen des Antisemitismus. Bei der Schächtfrage liegt es auf der Hand; aber auch in der Bewegung gegen das Tier-Experiment ist der antisemitische Zug oft zu erkennen: ich erinnere nur an die Protestation gegen einen öffentlichen Vortrag des Geheimrats Neißer. Die politischen Leidenschaften verwirren heute auch das Urteil in Dingen, die wirklich von aller Politik abliegen, so sehr, daß man bei jeder Gelegenheit warnend darauf hinweisen muß. Freisinnige Zeitungen und Vereine stellen sich feindlich oder spöttisch gleichgültig zum Tierschutz, weil sie Antisemiten unter seinen Vorkämpfern sehen; Einzelfälle der Tierquälerei wie das Schächten oder Vivisezieren, gewinnen ungeheure Bedeutung, weil man annimmt, daß sie von den Juden verübt werden und die Werbekraft des antisemitischen Gefühls für ihre Unterdrückung benützen will, (ohne zu bedenken, daß man doch vielleicht gerade durch das Isolieren dieser Fälle den Maßstab für sie verliert). Beides ist gleich falsch und gefährlich, beides ist nicht zum wenigsten deshalb verwirrend, weil unter dem Wort „Antisemitismus" so Grundverschiedenes sich denken läßt. Das läßt sich auch nicht mit einem Satz abtun, und schließlich empfindet und denkt kein Mensch genau wie der andere. Aber zwei typische Arten des Judenhasses gibt es doch, die hervorstechen — schon deshalb, weil sie fast nie in einem Menschen vereinigt sind. Die eine Art meint mit dem Juden, den sie haßt, den altgläubigen, in seiner religiösen Kultur festgebliebenen mit keinem anderen Volk sich vermischenden Juden, den Juden, der neben der erzwungenen Sonntagsruhe seine Sonnabendruhe freiwillig hält und den Laden zwei Tage schließt, der wie der alte Rothschild Handschuhe anzieht, ehe er einem Christen die Hand gibt, der von allen Völkern das gedemütigste und doch das stolzeste ist, der das Gesetz hält und seinen Messias erwartet. Gegen diesen Juden wendet sich der Schächtgegner. Die andere Art von Antisemiten versteht unter dem Juden, den sie haßt, den getauften Juden, den seiner Religion und damit seiner Kultur und Nationalität verlustig gegangenen, der ein tausendjähriges Erbe gegen das Linsengericht eines königlich preußischen Geheimrats und eines Christus- oder Erlöserordens verschachert hat, der sein Warenhaus lieber acht Tage in der Woche offen hielte, wenn sie so viele Tage hätte, und der — last not least — als echter Renegat mit dem alten strengen Glauben und Gesetz nun jeden Glauben und jedes Sittengesetz verhöhnt und mit jenem giftigen Hasse haßt, den die Furcht einflößt. Gegen diesen „Juden" — freilich durchaus nicht allein gegen ihn — haben die Vivisektionsgegner zu kämpfen. Weshalb ich das hier des langen und des breiten erörtere? Weshalb ich auch noch hinzufüge, daß ich den Antisemitismus der ersten Art ebenso verabscheue, wie ich den der zweiten Art begreife und selbst hege? Weil ich glaube, daß jeder, der über die rechtliche Gestaltung des Tierschutzes mitsprechen will, sich über sein „Unterbewußtsein" möglichst klare und genaue Rechenschaft geben sollte. Bei jedem wird das verstandesmäßige Urteil von diesem Unterbewußtsein beeinflußt — man mag auch sagen: getrübt, oder von anderem Standpunkt aus: belebt. Soll das Urteil für andere maßgebend sein, so ist man ihnen die Wahrheit über sein Zustandekommen schuldig, soweit man sie zu geben vermag. Für mich und für diese Zeilen bedeutet das: daß ich meinem Gefühl nach weit eher geneigt wäre, das Schächten straflos zu lassen oder doch milde zu beurteilen, als das Tier-Experiment zu wissenschaftlichen Zwecken; ferner: daß ich für dieses Gefühlsurteil auch eine dem Verstand genügende Formulierung finden könnte, nämlich, daß die geistige, sittliche, religiöse Freiheit mir ein höheres Gut zu sein scheint, als die leibliche Wohlfahrt, also ein von religiösem Gesetz gebotenes Delikt besser entschuldigt ist als ein zur Beförderung physischen Wohlbefindens unternommenes; endlich aber: daß ich eben wegen der Beeinflussung durch solche gefühlsmäßige Vorstellungen meinem Urteil mißtraue oder doch wenigstens niemand anderem zumuten kann, es anzunehmen, und daß ich demnach den einzigen Weg einschlage, auf dem ich gegen jede Beeinflussung sicher bin, und das ist die Behandlung der Einzelfragen — Schächten Vivisezieren, Hetzjagden, Rennen, Geflügelstopfen, Froschschenkellese, Eichhorntrommel, Hundewagen usw. — unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt. Das Opfern eigener Gefühle hat den Vorteil, daß man auch die Gefühle anderer nicht zu respektieren braucht. v. Hippel hat das ein Kriterium genannt, nach dem sich in allen Fällen die Strafbarkeit der Tierquäler — oder ihre Straflosigkeit bestimmen, ausrechnen ließe; es ist die Notwendigkeit.

Amerikanischer Brief.

Es ist begreiflich, daß die Juden in Amerika sehr stolz sind auf die Ernennung eines Glaubensgenossen zum Handelsminister und daß sie immer wieder auf diese zurückkommen. Sind ja auch die nichtjüdischen Zeitungen voll des Lobes für den Präsidenten, der die Ernennung vollzogen, für den zum Minister ernannten Oskar Straus und auch für die Juden im allgemeinen, denen das Zeugnis ausgestellt wird, daß sie ihren Bürgerpflichten mit großem Eifer nachkommen. Ja, auf den Kanzeln christlicher Kirchen wird das Thema behandelt. Am 4. November rühmte der Geistliche Jenkin Lloyd Jones in Cincinnati auf der Kanzel den Präsidenten Roosevelt, daß er durch diese Ernennung mit dem Herkommen gebrochen. Von allen Abweichungen vom Hergebrachten, die dem Präsidenten nachgerühmt werden könnten, sei diese die rühmlichste. Dabei habe der Präsident auch eine gute Wahl getroffen, denn Straus sei ein unterrichteter, furchtloser, freisinniger und freiheitsliebender Mann, der des hohen Postens würdig sei. In der Tat muß in Betracht gezogen werden, daß ein Jude niemals auch in Amerika eine Anerkennung erhält, weil, sondern obwohl er Jude ist. Das heißt, er muß ganz besonders durch Tüchtigkeit und andere hervorragende Eigenschaften sich auszeichnen, wenn die Wahl auf ihn fallen soll. Die Annahme, der vielfach in demokratischen und auch namentlich in Kreisen der neueingewanderten und mit den amerikanischen Verhältnissen noch nicht ganz vertrauten Juden Ausdruck gegeben wird, daß nämlich Präsident Roosevelt einen Juden zum Minister ernannt habe, um dadurch in den so wichtigen Wahlen im Staate New York, die bekanntlich von ausschlaggebender Bedeutung für die nächste Präsidentenwahl sind, den republikanischen Kandidaten den Sieg zu sichern, ist ganz und gar hinfällig. Es gibt kein einhelliges jüdisches Votum in politischen Wahlen. In der Tat hat zwar der republikanische Kandidat für den Gouverneurposten des Staates New York gesiegt, aber nicht in der Stadt New York, wo allein jüdische Wählermassen ins Gewicht fielen, sondern durch die Stimmen auf dem Lande.

Uebrigens verdient Präsident Roosevelt durchaus nicht den Ruhm, der erste zu sein, der einen Juden für einen Ministerposten ausersehen hat. Er ist nur der erste Präsident, unter welchem ein Jude den Posten angenommen hat. In Wirklichkeit hat bereits Präsident Grant dem bekannten Bankier Joseph Seligman das Portefeuille des Schatzsekretärs angeboten, das dieser indessen

abgelehnt hat, und Präsident Cleveland wollte Isidor Straus zum Generalpostmeister ernennen, aber dieser hat gleichfalls abgelehnt.

Upton Sinclair ist durch seine Enthüllungen über die Ungehörigkeiten in der Chikagoer Fleischindustrie weltbekannt geworden. In den Vereinigten Staaten macht er augenblicklich wieder von sich reden durch seine Begründung der Kolonie Helicon Hall, in welcher Gesinnungsgenossen nach mehr oder weniger sozialistischen Grundsätzen zusammenleben sollen. In jüdischen Kreisen ist jetzt ganz besonders von ihm die Rede, weil ein Jude, der mit ihm lange zusammen gearbeitet hatte, schließlich nicht zur Kolonie zugelassen wurde und dieser sich jetzt in der Presse beschwert, daß er wegen seiner jüdischen Abstammung ausgeschlossen worden sei. Dieses Motiv wird jedoch gleichfalls in der Presse von Herrn Sinclair entschieden in Abrede gestellt, und nun kommt das, was uns veranlaßt an dieser Stelle von dem Streit Notiz zu nehmen. Die „New York Times“ veröffentlicht nämlich das Schreiben eines Mitglieds der betreffenden Kolonie namens Edward Bjorkmann, in welchem es heißt: „Herr Serber (so heißt der ausgeschlossene Jude) ist ausgeschlossen worden, nicht weil er Jude ist, sondern gerade seine jüdische Abstammung ist der Grund, daß die Mitglieder, die entschiedene Gegner jeder Rassenunterscheidung seien, lange zögerten, ihn hinauszuballotieren. Es wäre dies viel eher geschehen und einfacher gewesen, wenn Herr Serber ein Christ gewesen wäre. So groß war die Scheu, antisemitisch zu scheinen, daß es eine Zeit lang schien, er hätte bei der Kolonie bleiben können, obgleich alle einstimmig gegen ihn waren. Ich aber komme aus einem Lande, wo die Juden so lange alle bürgerlichen und sonstigen Rechte genossen haben, daß niemand daran denkt, sie als einen nicht zur Nation gehörigen Bestandteil zu betrachten. Wie in jedem anderen Lande, wo ihnen Gerechtigkeit, d. h. die Menschenrechte zuteil geworden sind, haben sie viel mehr geleistet als empfangen. Aber eben, weil es meiner Natur ganz und gar fern liegt, irgendwelche Rassenunterschiede zu machen, schien es mir lächerlich, daß ich gegen meinen Willen, nur weil der Betreffende zufällig ein Jude ist, sollte mit ihm als Freund und Gefährte zusammenwohnen müssen. Dieses Gefühl veranlaßte mich, zu einem Schritt zu drängen, den die anderen zu tun Abstand nahmen. Ich kann hierin nichts Tadelnswertes finden, nichts, das im Widerspruch steht zu meiner Ueberzeugung, daß alle Menschen Brüder sind.“

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a. M. Unser Bureau in Frankfurt schreibt uns: Der Ausfall der am 22. November stattgefundenen Wahlen läßt sich, wenn auch von 22 erst 10 endgültig entschieden sind, als ein überaus erfreulicher bezeichnen. Von diesen 10 Sitzen sind nämlich neun durch einen glänzenden Sieg der vereinigten liberalen Parteien, denen sich auch die Nationalliberalen angeschlossen hatten, erledigt. Der zehnte Sitz fiel einem Sozialdemokraten zu. Nach der Erledigung der 12 Stichwahlen behalten wir uns eine Würdigung des Gesamtergebnisses vor. Trotz aller Wichtigtuerei, allen Machinationen, aller eifrigen Agitation, die sich wahrlich nicht immer der lautersten Mittel bediente, ist sonach in der Hauptwahl die Reaktion, in der sich Zentrum, Mittelständler und Antisemiten friedlich zusammenfanden, leer ausgegangen.

Antisemitismus bei den Dessauer Stadtverordnetenwahlen. In dem sozialdemokratischen „Volksblatt für Anhalt“ war anläßlich der in vergangener Woche dort stattgehabten Stadtverordnetenwahl ein Eingesandt erschienen das eine antisemitische Spitze gegen den verdienstvollen Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus in Dessau, den Landtagsabgeordneten Dr. Cohn enthält; ein Handwerker schrieb darin u. a.:

„Und nun noch eins: In Nr. 266 des „Valksblatt für Anhalt“ schreiben Sie, alle Hände vall zu tun zu haben, um keinen Antisemitismus aufkammen zu lassen. Schade um Ihre Mühe!! Sie ist ganz zwecklos! Der Antisemitismus wird hier sehr bald festen Fuß fassen und das ist in Anbetracht der Vorgänge auch nur zu natürlich. Ich war niemals ein Judenfreund, weil ich gefunden habe, daß alle, die ich bisher kennen lernte, ohne jede Ausnahme hinsichtlich des moralischen Wertes auf ein und derselben Stufe stehen. Ich würde es also durchaus nicht für ein Unglück halten, wenn alle Semiten schon in den nächsten Tagen durch's Rote Meer zurückgehen und bei dieser Gelegenheit wirklich soviel Wasser schlucken würden, wie angeblich vor Jahrtausenden die Egypter! Daß wir keinen Schaden hätten, wenn damals das Meer anstatt der Egypter die „Kinder Israels“ samt ihren Eltern verschlang oder aber wenigstens die Semiten jenseits des Jordans blieben, werden Sie jedenfalls nicht bestreiten wallen.“

Das „Volksblatt“ brachte daraufhin, als auch aus der Sozialdemokratie entrüstete Proteste erhoben wurden, folgende lendenlahme Entschuldigung:

„Das Eingesandt des Handwerkers, das wir am Freitag veröffentlichten, schloß mit rein antisemitischen Ausführungen. Es war ja selbstverständlich, daß wir durch Abdruck des Eingesandts uns mit demselben nicht identifizierten. Wir haben es wiedergegeben, einmal, weil wir den betreffenden Handwerker zum Wort kommen lassen wollten, sodann, um zu zeigen, wie wenig die „Mittelstandsretterei“ bei allen Handwerkern verfange, und drittens, um klar in die Erscheinung treten zu lassen. wie das Auftreten eines Cohn auf die antisemitischen Instinkte aufreizend wirke. Daß wir dem Antisemitismus nicht Haaresbreite ein Zugeständnis machen, ist selbstverständlich. Weil es selbstverständlich ist, ward auch kein Zusatz zu dem Eingesandt gemacht. Um aber auch kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, wollen wir heute doch ausdrücklich, wie das Peus auch am Sonnabend getan hat, auch an dieser Stelle konstatieren, daß wir uns mit dem auch sonstige Schiefheiten in wirtschaftlicher Beziehung enthaltenden Eingesandt in keiner Weise identifizieren. Das beweisen wir übrigens durch die Tat mit unserem Stimmzettel. Viele Juden arbeiten mit Hingebung und Eifer in unseren Reihen für die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit. Das ist auch verständlich. Aber wenn ein Jude sich zum Führer der Reaktion gegen die Sozialdemakratie aufwirft, dann ist das ebensa verächtlich, wie wenn jüdische Bankiers dem russischen Zarismus immer wieder neue Gelegenheit zu Millianenpumpen verschaffen, damit er mit der Revolution fertig werde. Unsere Sympathie geht mit den Juden, die bei den russischen Pragroms abgeschlachtet werden. Mit den Juden aber, die das Geld für diese Judenabschlachtungen liefern, haben wir allerdings keine Sympathie. Und ein Cahn figuriert für uns heute in Reih und Glied mit den letzteren.

Den Führer der Dessauer Freisinnigen, Dr. Cohn, den langjährigen politischen Freund des verstorbenen Sozialpolitikers Richard Roesicke als „Führer der Reaktion“ hinzustellen, ist der Gipfel politischer Heuchelei. Der „Vorwärts“ als Zentralorgan der Sozialdemokratie steht dann auch nicht an zu erklären, „daß der Abdruck des Eingesandts uns selbst durch die Erregung des Wahlkampfes kaum entschuldbar erscheint, daß weiter aber die Fortlassung jeder Bemerkung zu diesem Eingesandt zum mindesten eine grobe Unterlassungssünde war.“

Das liberale „Anhaltische Tageblatt“ bemerkt mit Recht zu diesem antisemitischen Pamphlet in dem sozialdemokratischen Blatte:

„Was mag wahl der Abg. Singer dazu sagen, wenn er hört, wie er hier in einem sazialdemokratischen Blatte widerspruchslos nach dem Roten Meer verwünscht wird? Und wie mags den Geschäftsleuten jüdischen Glaubens, deren Namen man im Inseratenteil des „Valksblatts“ so oft findet, zu Mute werden, wenn sie sehen, daß im „Volksblatt“ ein Antisemit ohne Widerspruch erklären kann, es wäre besser gewesen, das Rate Meer hätte s. Zt. statt der Egypter die Kinder Israels samt ihren Eltern verschlungen? Ja warum hat denn Peus sich nicht gar den Dreschgrafen Pückler als Adjutant zu seinen Ritten gegen die Liberalen verschafft? Die Kraftausdrücke Pücklers hätten zu denen des „Volksblattes“ doch so trefflich gepaßt. Und was das Tollste ist: bei alledem wagt das „Volksblatt“ nach von „großen Idealen“ der sozialdemokratischen Stadtverordnetenagitation zu reden! Was doch das arme „Volksblatt“-Papier geduldig sein muß!“

Das Bjelostoker Gericht. Man schreibt der „Russ. Korr." aus Bjelostok:

Nach dem bekannten Bericht, den die Dumamitglieder Scepkin, Jacobson und Arakantzeff über die Organisation des Bjelostoker Pogroms durch die Zivil- und Militärbehörden erstattet haben, hat das Ministerium Stolypin, die Auflösung der Reichsduma benutzend, versucht, die Bjelostoker Tragödie vollständig mit Schweigen zu übergehen. Doch einzelnen Persönlichkeiten gegenüber hat Minister Stolypin mitgeteilt, daß die Untersuchungen, die an Ort und Stelle von dem besonders dahin abkommandierten Untersuchungsrichter Schultz geführt werden, dazu beitragen werden, der öffentlichen Meinung die „volle Wahrheit" über diesen Bjelostoker Pogrom zu enthüllen. Nun erscheint die Wahrheit in folgender Gestalt:

Der Sekretär des Stadtrates von Bjelostok Sawodsky sollte für einen gewissenhaften Untersuchungsrichter ein Zeuge von besonderer Wichtigkeit sein, da Sawodsky Augenzeuge des Ausbruches des Pogroms war. Er stand am 1./14. Juni auf dem Balkon des Rathausgebäudes, blickte auf die sich auf der Straße vor ihm bewegende religiöse Prozession und sah, wie Polizisten und Soldaten mit dem Rufe, daß Revolutionäre und Juden in die Prozession schössen, das neben dem Rathaus befindliche Haus Rachibis beschossen. Sawodsky sah, daß kein einziger Schuß in die Prozession abgegeben wurde, er sah ebenfalls, daß keine Bombe geworfen wurde. Dieser der Bjelostokschen Polizei, deren Verbrechen die Petersburger Behörden decken wollten, gefährliche Zeuge, wurde vom Untersuchungsrichter Schultz dreimal in der Voruntersuchung verhört, erzählte dreimal alles, was er gesehen hatte und hörte dreimal von Schultz den Vorwurf, daß seine Angaben nicht denen entsprächen, die er, Schultz, selbst erhalten habe, wobei nicht ein einziges Mal die Angaben Sawodskys von Schultz in das Protokoll eingetragen worden sind.

Der Kaufmann Ephraim Lunsky befand sich zur Zeit des Ausbruches des Pogroms in seinem Tuchlager auf der Kapetscheskaja Straße; er sah, wie das Militär friedliche, keinen Widerstand leistende Bürger niederschoß, während ihre Häuser von der Menge, unter der auch Polizisten waren, verwüstet wurden. Lunsky wurde von Schultz als Zeuge verhört; Schultz blieb höchst unzufrieden mit seinen Angaben, trug sie nicht in das Protokoll ein und forderte Lunsky auf, seinen Vor- und Familiennamen auf ein leeres Blatt zu schreiben und meinte, er werde späterhin dieses Blatt selbst mit den Angaben Lunskys füllen. Lunsky wies diese Forderung energisch zurück, aber dessen ungeachtet wurden seine Angaben doch nicht in das Protokoll eingetragen.

Am zweiten Tage des Pogroms kam der Freiwillige des in Bjelostok einquartierten 11. Doganer Chorkowschen Regiments Gerschon Dowidowitsch Gusjatsky, mit Erlaubnis seines Obersten in das Haus seines Vaters, das an der Ecke der Bjelostokschen und Grafzen Straße gelegen ist. In diesem Moment umzingelte die Menge das Haus mit der Absicht, es zu zerstören. Der junge Gusjatsky lief vor das Haus, um die Menge aufzuhalten und seinen Vater, seine Familie und sein Eigentum zu retten; sein Erscheinen genügte, um die Menge zu veranlassen, das Haus in Ruhe zu lassen und sich zu entfernen. Damit, schien es, sollte dieser Vorfall überhaupt erledigt sein; aber, als der junge Gusjatsky am 3. Juni in sein Regiment zurückkehrte, wurde er verhaftet und blieb drei Tage ohne Verhör auf der Hauptwache. Am 6. Juni erhielt der Untersuchungsrichter Schultz eine polizeiliche Anklage betreffs Gerschon Gusjatsky, daß er, zusammen mit noch einigen anderen Juden auf Christen geschossen habe und unter anderem auch auf den Gorodowoi Rudrjaschew; diese Anklage ist auf Angaben Rudrjaschews und eines Victor Sljin zurückzuführen, und es ist festgestellt, daß beide selbst am Pogrom teilgenommen haben. Ohne diese Beschuldigungen, die auf polizeiliche Angaben beruhen, zu untersuchen, trug Schultz den Gusjatsky in die Liste als Beschuldigten ein und steckte ihn ins Gefängnis. Er wurde erst nach zwei Monaten befreit auf Befehl des Bezirksgerichtes, das seinen Arrest gesetzwidrig fand. Das Gericht befahl ebenfalls laut Gesetz Gusjatsky die Kopien der Zeugenaussagen auszuliefern; Schultz hat sie jedoch nicht ausgeliefert und hat auch die Zeugen, auf die in diesen Akten hingewiesen worden, nicht verhört.

So sind die von Schultz vorbereitenden offiziellen „Wahrheiten" in betreff des Bjelostoker Pogroms beschaffen. Der Grad der Gewissenlosigkeit, mit der diese „Wahrheiten" zusammengestellt wurden, tritt noch deutlicher hervor, wenn wir uns über die zwei Ziele klar werden, die Schultz sich bei den Untersuchungen stellte.

Am 1. und 2. Juni (14. und 15. Juni) wurden in Bjelostok einige Hundert Juden getötet und verwundet und allen ist es augenscheinlich, daß diese Untersuchungen eben wegen der Niedermetzelung der Juden geführt werden. Aus den Untersuchungsakten des Herrn Schultz ersehen wir aber, daß das Objekt seiner Untersuchung ein ganz anderes ist. Er führt die Untersuchung gegen die „Volkshaufen, die aus Rassenhaß und religiöser Feindschaft am 1. und 2. Juni dieses Jahres in Bjelostok die christlichen Bewohner aus Revolvern beschossen haben und durch vereinigte Kräfte dem Militär, das beauftragt war, die Ordnung herzustellen, einen bewaffneten Widerstand geleistet haben." (Das ist ein wörtliches Zitat aus den Untersuchungsakten.) Aus denselben Akten des Herrn Schultz ersehen wir, daß er festgestellt hat, daß die „jüdischen Einwohner, hauptsächlich junge Juden, in ganzen Mengen auf Straßen und aus den Häusern, in verschiedenen Gegenden der Stadt aus Revolvern in die christliche Bevölkerung geschossen haben, wobei sie einige getötet und verwundet haben, daß sie auch aus Revolvern in das zur Bekämpfung der Unruhen herbeigerufene Militär geschossen haben und dabei einen Soldaten verwundet haben."

Nach dem oben angeführten ist es höchst verständlich, warum Herr Schultz nicht einen einzigen gefunden hat, der der Ermordung von Juden während des Bjelostokschen Pogroms beschuldigt werden könnte und es wird uns durchaus nicht überraschen, wenn die Untersuchungen des Pogroms in Bjelostok „als offizielle Wahrheit" feststellen werden, daß nicht der zeitweilige Generalgouverneur, sondern die Juden den Befehl erlassen haben die Stadt von den Artilleristen beschießen zu lassen.

Graf Pücklers Satisfaktionsunfähigkeit. Die „Tägliche Rundschau" hat folgende Erklärung des low veröffentlicht:

Graf Pückler-Klein-Tschirne hat in öffentlicher Versammlung sich in pöbelhafter Weise über meinen verstorbenen Bruder, Graf Ludwig zu Reventlow, M. d. R., geäußert. Graf Pückler hat die Aufforderung, seine Beschimpfung mit dem Ausdruck des Bedauerns öffentlich zurückzuziehen, nicht entsprochen, sondern sie in seiner öffentlichen Versammlung ausdrücklich als gerechtfertigt bezeichnet.

Da Graf Pückler auf die Aufforderung, seine pöbelhafte Aeußerung in einer üblichen Form persönlich zu vertreten überhaupt nicht reagiert hat, so sei hiermit öffentlich festgestellt, daß ihm auch die zur Sühne einer ehrlosen Handlung nötigen Eigenschaften fehlen.

In einer neuerlichen Versammlung kam der Dreschgraf auf die Sache zurück. Er meinte: „Wollen die Leute denn, daß ich mich mit der ganzen Familie schießen soll?! Wenn der Kapitänleutnant a. D. Graf zu Reventlow durchaus schießen will, dann soll er sich mit dem kleinen Cohn schießen und den dabei ordentlich kitzeln; dann würde ihm das ganze deutsche Volk dankbar sein. Ich kann mich doch nicht wegen jeder Kinderei morgens, mittags und abends fortwährend mit der „Familie Reventlow schießen". Im Jenseits werde der liebe Gott es die Reventlows entgelten lassen, daß sie seinen Liebling, den Grafen Pückler, geärgert hätten.

Vermischtes.

Kassel. Eine Dame der Gesellschaft, Frau General L., hatte die löbliche Idee, zusammen mit einigen Freundinnen hier einen Frauenklub zu gründen. Aber im Kreise der eigenen näheren Bekannten fand sich nicht die hinreichende Opferfreudigkeit, um dem Klub eine Existenzfähigkeit zu gewährleisten. So wurde denn fleißig in der Gesellschaft um Mitglieder geworben, dabei aber vorsichtig darauf geachtet, daß nur ja nicht auch Jüdinnen eine Aufforderung erhielten. Alles war schön und gut, und eine stattliche Versammlung hatte sich zur Begründung des Klubs zusammengefunden. Eben sollte er mit schön gedrechseltem Programm, das Frauenideale und Frauentugenden kündete, ins Leben treten, als eine Teilnehmerin, ein Fräulein v. K., Leiterin einer höheren Mädchenschule, sich mit der unschuldigen Frage an die Vorsitzende, Frau General L., wandte, ob auch jüdische Damen dem Klub angehören dürften. Scharf und schneidend verneinte die Vorsitzende diese Frage, die ihre höchste Entrüstung entfesselte; Jüdinnen würden nicht zugelassen! Die Folge dieser für viele Teilnehmerinnen verblüffenden Auskunft war, daß sie auf die Ehre verzichteten, dem Klub anzugehören. Im Besonderen kehrten sofort die Gattin des Oberbürgermeisters sowie Frl. v. K. und auch sämtliche Mitglieder des von ihr geleiteten Lehrerinnenvereins dem

„Frauenklub“, der das Weib heben und weibliche Tugenden pflegen wollte, den Rücken. So wurde denn der Frauenklub plötzlich ganz winzig und viel „exklusiver“, als es der für einen „exklusiven“ Charakter schwärmenden Generalsfrau lieb war!

Jüdische Päpste. *)

Der gelehrte Kirchenhistoriker Stiftspropst Döllinger hat vor einem halben Jahrhundert ein Werk über „Die Papstfabeln des Mittelalters“ verfaßt. Er spricht darin von der Päpstin Johanna, von Silvester II. und anderen, sagt aber kein Wort von jüdischen Päpsten. Und mit Recht. Denn diese gehören nicht dem Bereich der Fabel an — sie sind Wahrheit und Dichtung, so meistens mehr Wahrheit als Dichtung.

Gewiß, ein sich offen zum Judentum Bekennender ist nie Vorgänger Pius' X. gewesen, wohl aber mancher getaufte Jude oder Abkömmling eines getauften und, wenn wir alten jüdischen Sagen Glauben schenken dürfen, ein im Geheimen dem Judentum Treugebliebener.

Nach katholischer Lehre ist der Apostel Petrus der erste Bischof von Rom, der erste Papst gewesen. Er war, wie nicht bezweifelt wird, ein echter Jude „aus der Beschneidung“. Ob Linus und Anaklet oder Cletus, seine nächsten Nachfolger, geborene Juden waren, weiß man nicht sicher, wie überhaupt die Geschichte des ersten Jahrhunderts der Päpste in Dunkel gehüllt ist. Man kann aber wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die ersten zwei oder drei Nachfolger Petri aus der jüdischen Kolonie in Rom stammten. Papst Evaristus (seit ca. 100) und seine nächsten Nachfolger waren entweder bekehrte Heiden oder schon als Christen geboren. Die Päpste der folgenden Jahrhunderte waren unstreitig geborene Christen und Nachkommen von Christen — bis zum Jahre 1130.

In diesem Jahre wurde nach dem Tode Honorius' II. der Enkel eines getauften Juden, zum Papste gewählt. Er wurde in der Peterskirche konsekriert und nahm den Namen Anaklet an, vielleicht zur Erinnerung an den dritten, halb sagenhaften Papst aus dem Judentum. Sein früherer Name war, wie der seines Vaters, Peter; sein zum Christentum übergetretener sehr reicher Großvater hat wahrscheinlich Baruch geheißen und hatte in der Taufe, um die Mitte des 11. Jahrhunderts, den Namen seines Pathen, Papst Leo IV., angenommen, weshalb man auch später die Familie Pierleoni nannte.*) Leo und sein Sohn haben dem Papste und seinen Nachfolgern große Dienste geleistet „mit den Waffen und mit gutem Rat“, wohl auch mit Geld. Die Familie wuchs an Reichtum, Ansehen und Macht, verschwägerte sich mit den vornehmsten Familien Roms und nahm die Allüren der trotzigen und mächtigen römischen Barone an.

Besucher Roms versäumen nicht, die Reste des Marcellus-Theater zu besichtigen — Eintritt in die unterirdischen, elektrisch beleuchteten Räume eine Lira —, aber nur wenigen kommt es zum Bewußtsein, daß sie da gewissermaßen einen Auszug der Geschichte Roms vor sich haben. Von Cäsar begonnen, wurde der mächtige Bau von Augustus vollendet und nach seinem jung verstorbenen, von Virgil verherrlichten Neffen Marcellus benannt. Im Mittelalter diente er als uneinnehmbare Festung, später siedelte sich dort allerlei Volk an, auch die jetzt nicht mehr vorhandene, wegen ihres guten Weines gerühmte Schenke Campanella, die Goethe mit seinem Besuche beehrt hat. Ganz nahe fand sich das Ghetto, und auf der benachbarten Piazza Montanara, wo man das Treiben der Campagnolen beobachten konnte, erhebt sich jetzt der prächtige jüdische Tempel — la chiesa degli Ebrei, wie mir ein Arbeiter erklärte.

Wie die Pierleoni in den Besitz des Marcellustheaters gelangten, wissen wir nicht, vielleicht gab es ihnen ein Papst als Zahlung für geliehenes Geld; aber sie machten daraus eine starke Festung und siedelten in der Umgebung ihre Dienstleute und Kriegsmannen an. Und bald kam die noch stärkere Festung des mittelalterlichen Rom in ihre Hände: Papst Urban II., der Urheber des ersten Kreuzzuges, der in Deutschland so vielen Juden das Leben kostete, ernannte den Judenstämmling Peter zum Kommandanten der Engelsburg. Dessen ebenfalls Peter genannter Sohn ward von Paschalis II. zum Kardinal, 1121 zum Legaten für Frankreich und England ernannt, wohin er sich mit zahlreichem Gefolge begab.

Daß er neun Jahre später zum Papste gewählt wurde, haben wir bereits erwähnt.

Aber man ließ ihn seine Würde nicht in Ruhe genießen. Eine Minorität der Kardinäle, 19 unter 46, war mit seiner Wahl nicht zufrieden, sei es aus persönlichen Gründen, sei es aus Verwahrung gegen den Sprößling eines Juden, dem man unter anderem jüdisches Aussehen vorwarf. Obstruktion der Minorität war damals noch nicht erfunden, dafür aber pflegten die Kardinäle in jenen Zeiten von einem anderen Mittel Gebrauch zu machen — sie wählten einen Gegenpapst. Das taten auch die 19 Gegner Anaklets. Sie versammelten sich im Geheimen und wählten den Kardinal Gregor zum Papste, der den Namen Innocenz II. annahm. Anaklet hatte die Majorität der Wähler für sich, er war am gehörigen Orte zu gehöriger Zeit gewählt worden, und die katholische Kirche hat doch Innocenz II. als rechtmäßigen Papst anerkannt! Es ist dies hauptsächlich dem Eingreifen des hl. Bernhard von Clairvaux zu verdanken, der den Pierleoni am heftigsten, mit zum Teil fadenscheinigen Gründen bekämpfte. Er wußte sogar den Kaiser Lothar gegen ihn einzunehmen, und dieser zog zweimal (1133 und 1137) mit einem Heere nach Rom, um Innocenz II. einzusetzen. Aber Anaklet besaß die zwei Burgen; Klerus, Bürgerschaft und der größte Teil des Adels, sowie der König von Neapel hielten treu zu ihm, und der Kaiser konnte nur einen Teil der Stadt besetzen, den er auch bald räumen mußte.

Anaklet blieb ruhig im Besitze des Vatikans und der ewigen Stadt, während sein Gegner ein unstetes Wanderleben in Italien und Frankreich führte. Erst nach dem am 7. Januar 1138 erfolgten Tode Anaklets und nachdem Innocenz mit dessen in Rom so einflußreichen und mächtigen Brüdern Frieden geschlossen hatte, wurde er allgemein als Papst anerkannt und konnte von Rom Besitz nehmen. Das beste Verhältnis herrschte fortan zwischen ihm und den Pierleoni. Die Familie stand noch mehrere Jahrhunderte in hohem Ansehen, und im 15. Jahrhundert fabelte man sogar, zwei Brüder Pierleoni, die den Titel Grafen vom Aventin führten, seien einst nach Deutschland ausgewandert und hätten die Dynastie der Habsburger gegründet. Auf dem Grabstein der Lucretia Pierleoni, die 1582 als letzte ihrer Familie gestorben ist, wird auf diese hohe Verwandtschaft Bezug genommen.

Das Marcellus-Theater ist später in den Besitz der Familie Savelli, dann der Orsini gelangt, denen es, wie ich glaube, noch jetzt gehört. Der alte Pierleoni ruht in einem prächtigen Sarkophag mit hochtrabender Inschrift im Klosterhof von San Paolo Fuori le Mura. Wo Papst Anaklet begraben ist, weiß ich nicht.*)

Die angebliche Verwandtschaft mit dem Hause Habsburg ist längst von der historischen Kritik verworfen worden, aber in allerneuester Zeit ist noch ein anderer Papst für die Familie Pierleoni in Anspruch genommen worden. Kein Geringerer als Gregor VII., der Einführer des Zölibats der Geistlichkeit, der gewaltige Gegner Heinrichs IV., vor dem der deutsche Kaiser sich barfuß im Schloßhofe von Canossa demütigen mußte, soll ebenfalls ein Judenstämmling, ein Vetter Anaklets, gewesen sein. Und es ist nicht etwa ein auf Entdeckung berühmter Volksgenossen erpichter jüdischer Schriftsteller, sondern ein italienischer Gelehrter, P. Fedele, der diese Entdeckung gemacht und mit nicht zu verwerfenden Beweisgründen in einer wissenschaftlichen italienischen Zeitschrift — Archivio della società romana di storia patria, XXVII — veröffentlicht hat.

Den Ausgangspunkt seines La famiglia di Anaclet iona di Gelasio II betitelten Aufsatzes bilden die Peggauer Annalen (Monumenta Germ. hist. Script. XVI), in denen Petrus Leonis ausdrücklich der Onkel Gregors VII. genannt wird, sowie die Angaben seiner Zeitgenossen über sein Aussehen, die wohl auf einen Juden passen können. Wie Fedele, auf noch andere Beweismittel gestützt, annimmt, war Gregor der Sohn Bertas, einer Tante Anaklets, die einen vornehmen Römer geheiratet hatte, also dessen Geschwisterkind.

M. Tangl, der im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde (1905, Band 31) die Darstellung Fedeles bekämpft, stützt sich auf den Umstand, daß keiner der zeitgenössischen Gegner Gregors ihm jüdische Abkunft vorwirft, sowie auf den Altersunterschied. Es ist, meint er, nicht möglich, daß Gregor, der im Jahre 1073 Papst wurde, ein Cousin Anaklets war, der 57 Jahre später den päpstlichen Thron bestieg. Aber wir wissen weder das Geburtsjahr Gregors noch das Anaklets mit Sicherheit. Ersterer ist nach manchen Angaben im Jahre 1020 geboren, Anaklet, der schon 1138 gestorben ist, kann wohl schon 1060 geboren sein, der Altersunterschied würde sich also auf vierzig Jahre reduzieren, was bei Geschwisterkindern nicht so unwahrscheinlich ist.

Uebrigens gibt auch Tangl zu, daß Fedeles Hypothese „so sachkundig und geschickt vorgetragen ist, daß sie ernste Beachtung und eingehende Widerlegung verdient“. Schwächer sind die Argumente für die jüdische Abkunft Gregors VII. (1044 bis 1046) und für seine Verwandtschaft mit den Pierleoni. Sie bestehen hauptsächlich darin, daß er, bevor er Papst wurde, Johann Gratian hieß und diese Namen in der Familie Pierleoni häufig vorkamen. Dann ist ihm Gregor VII. sehr anhänglich ge-

*) Aus Nr. 269 der Münchener „Allg. Ztg.“

*) Wie Gregorovius (Gesch. der Stadt Rom, IV., 3 ff.) annimmt, ist schon der Vater dieses Leon Christ geworden.

*) Einen höchst interessanten Aufsatz über das Marcellus-Theater und seine Schicksale hat die gelehrte Archäologin Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli in der Nuovo Antologia vom 1. April dieses Jahres veröffentlicht.

Namen Gregor angenommen. Dagegen ist aber einzuwenden, daß, da er 1044 auf den Stuhl Petri gelangte, er nicht später als 1020 geboren sein kann. Damals war der Großvater Anaklets noch nicht geboren, und von einem älteren Bruder dieses wahrscheinlich noch als Jude geborenen Leo wissen wir nichts. Wir können also den sechsten Gregor als von jedem jüdischen Blutstropfen reinen Christen annehmen.

Die jüdische Literatur des Mittelalters scheint sich für die zu guten Christen und Päpsten gewordenen Renegaten nicht interessiert zu haben, und der Sage boten sie kaum geeigneten Stoff. Diese erschuf sich mit freiwaltender Phantasie zwei Päpste, die auch auf dem Stuhle Petri im Herzen ihrem Judentum treu geblieben sind und ihre Glaubensgenossen zu schützen suchten. Der eine dieser Päpste führt zwar in der Sage den Namen Simon Kaiphas, und es wird bemerkt, daß die Christen ihn Sankt Petrus nennen, aber er hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Apostel, wie überhaupt die ganze Sage, die mir ziemlich jung zu sein scheint, jedenfalls erst zu einer Zeit entstanden ist, als das Christentum schon zur herrschenden Religion geworden war.

Die Christen, erzählt sie, konnten die Argumente, welche der überaus gelehrte und fromme Rabbi Simon gegen ihre Religion vorbrachte, nicht widerlegen und befürchteten, er werde viele zum wesen, hat sein Vermögen geerbt und ihm zu Ehren als Papst den Abfall bewegen. Sie bemühten sich daher, ihn für sich zu gewinnen und da sie mit Güte und Ueberredung bei ihm nichts ausrichten konnten, organisierten sie eine große Judenverfolgung: Juden wurden ermordet, beraubt, zu Sklaven gemacht und verkauft, um drei (soll wohl heißen dreißig) Silberlinge, „wie Jesus verkauft wurde“. Zur Bedingung für das Aufhören der Verfolgung stellten sie den Uebertritt Simons, und dieser, von seinen Glaubensgenossen darum gebeten, opferte sich für sie, ward Christ und Papst, nachdem er sich Einstellung der Verfolgung und mancherlei Konzessionen für die Juden, sowie das Unterlassen gewaltsamer Bekehrungen ausbedungen hatte. Für ihn selbst mußte ein hoher Turm gebaut werden, in dem er allein wohnen und sich ungestört seinen Meditationen und Gebeten widmen konnte. Der Turm wurde gebaut, und Simon lebte dort, die jüdischen Speisegesetze streng beobachtend und hebräische Gebete verfassend, die er den Häuptern der jüdischen Hochschulen und Synagogen zukommen ließ: „Eines derselben wird noch jetzt an jedem Sabbat rezitiert.“*)

Einen Anflug von Humor hat die zweite jüdische Papstsage, die noch jünger zu sein scheint, da ihr Held wirklich im 10. Jahrhundert gelebt hat. Sie mag wohl lange nach dessen Tode entstanden sein, aber man muß deshalb nicht annehmen, daß sie irgend welchen Bezug auf den historischen Anaklet hat. Dieser Nachkomme eines getauften Juden hat sich der Glaubensgenossen seiner Ahnen eher geschämt als angenommen.

Und die eine Hälfte der Sage kann leicht wahr sein. Kinderraub behufs der Taufe kommt ja auch jetzt in Galizien nicht selten vor, und vor einigen Jahrzehnten hat der Raub des kleinen Mortara viel Aufsehen in ganz Europa erregt. Papst ist er nicht geworden, ja ich glaube, nicht einmal Bischof.

Da ging es dem kleinen Elchanan, Sohn des sehr angesehenen Reb Simon in Mainz, schon besser. Wie bekannt, dürfen die Juden am Sabbat kein Feuer anzünden, und fromme Leute lassen daher im Winter den Ofen von Christen heizen. Da geschah es nun einmal, daß eine solche Heizerin, eine sogenannte „Sabbatchristin“, während der fromme Simon und seine Frau sich in der Synagoge befanden, den kleinen Elchanan stahl, ihn zu einem Geistlichen brachte und taufen ließ, „denn die Christen hielten damals solches für eine sehr gottgefällige Tat“, bemerkt der Erzähler. Als die Eltern nach Hause kamen und das Kind nicht fanden, gerieten sie in die größte Bestürzung; aber alle ihre Nachforschungen und die heißesten Gebete, die sie zum Himmel emporschickten, blieben ohne Erfolg. Das Kind war verschwunden. Mittlerweile wurde der kleine Elchanan von Geistlichen erzogen, besuchte niedere und höhere Schulen, wegen seiner hervorragenden „vom Vater geerbten Anlagen“ mit dem größten Erfolg. Dann setzte er seine Studien in Rom fort, wo er bald berühmt wurde, zum Kardinal ernannt und endlich zum Papst gewählt wurde. Leider gibt der jüdische Erzähler nicht an, welchen Namen er als Papst führte.

Aber auf dem Throne Petri in allen Ehren und Herrlichkeiten des Pontifikats vergaß Elchanan weder seine Religion noch seine Eltern, und sehnte sich nach ihnen. Um, ohne sich zu verraten, seinen Vater zu einer Reise nach Rom zu bewegen, verfiel er auf ein sonderbares Auskunftsmittel. Er schrieb an den Erzbischof von Mainz und befahl ihm, die allerschärfsten Gesetze zur Verfolgung der Juden in Anwendung zu bringen.

Als der Erzbischof an die Ausführung des päpstlichen Befehls ging und die Juden ihn um Schonung baten, antwortete er: Ich kann euch leider nicht helfen, ich muß den Befehl des Papstes befolgen, aber ich rate euch, eine Deputation nach Rom zu schicken. Die Juden befolgten den Rat und schickten eine Deputation unter Führung des Reb Simon nach der ewigen Stadt.

Das hatte sein Sohn vorausgesehen, und nur, um den Vater als Deputierten in Rom zu sehen, hatte er die Judenverfolgung angeordnet. Als die Deputierten in Rom eintrafen, berieten sie sich zuerst mit ihren dortigen Glaubensgenossen, und diesen kam die Sache unglaublich vor. „Der jetzige Papst,“ sagten sie, „kann so was nicht befohlen haben, er ist den Juden wohlgesinnt, verkehrt gern mit Juden und spielt mit ihnen Schach.“ Als man ihnen aber den Brief an den Erzbischof mit Unterschrift und Siegel des Papstes zeigte, mußten sie daran glauben.

Durch Vermittlung eines ihnen wohlgesinnten Kardinals wurde ihnen eine Audienz beim Papste bewilligt; als sie aber in den Vatikan kamen, ließ der Papst sagen, er wolle nur den Führer allein empfangen. Reb Simon wurde nun vorgelassen und kniete vor dem Papste nieder, den er nicht erkannte. Der Sohn aber erkannte ihn, befahl ihm, aufzustehen und sich zu setzen, ließ sich aber in der Schachpartie, die er mit einem Kardinal spielte, nicht stören.

Als das Spiel beendet war, fragte er den Simon nach seinem Begehren, und nachdem dieser sein Anliegen vorgetragen hatte, antwortete er ihm: „Es sind bei mir sehr viele Klagen gegen die Mainzer Juden eingelaufen, weshalb ich den Befehl erlassen habe.“ Dann ließ er sich mit ihm in eine mehrstündige Disputation ein, die dem Simon Gelegenheit gab, den Scharfsinn des Papstes und seine genaue Kenntnis des Judentums zu bewundern. Endlich versprach er ihm günstige Erledigung seiner Bitten und lud ihn zu einer Partie Schach ein. Reb Simon war ein Meister des Schachspiels, aber gegen den Papst verlor er. Nach Beendigung der Partie befahl dieser den Anwesenden, mit Ausnahme Simons, sich zu entfernen. Mit diesem allein gelassen, fiel er ihm um den Hals, gab sich zu erkennen, erklärte die List, die er angewendet, um ihn nach Rom zu bringen, und daß er entschlossen sei, zum Judentum zurückzukehren. Seine Bedenken, ob er auch von Gott Verzeihung erlangen werde, weil er, von dem Angenehmen und Ehrenhaften seiner hohen Stellung gelockt, so lange im Christentum verblieben sei, zerstreute der Vater mit dem Hinweis auf die große Barmherzigkeit Gottes gegen Bereuende. Dann kehrte Reb Simon mit einem den früheren aufhebenden Befehl des Papstes an den Erzbischof nach Mainz zurück, wo darüber große Freude unter den Juden herrschte. Einige Zeit hernach raffte der Papst viel Geld zusammen, entfloh aus Rom und lebte fortan als frommer Jude in Mainz. In Rom aber wußte kein Mensch, was aus dem Papste geworden sei.

Das Mitnehmen des Geldes ist nicht bloß ein häßlicher Zug, sondern macht eigentlich die ganze Erzählung überflüssig, denn wenn der Papst spurlos aus Rom verschwinden konnte, so war ja das ganze Manöver, um seinen Vater nach Rom kommen zu lassen, überflüssig. Wir wollen aber den unbekannten jüdischen mittelalterlichen Novellisten nicht kritisieren, obwohl es auch sonst an Veranlassung dazu nicht fehlt, dagegen nur noch erwähnen, daß nach einer anderen Version der Vater den Sohn an einem besonders geschickten Schachzug erkannte, den er ihn einst gelehrt hatte.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß der Name Simon, die Judenverfolgung und manche Nebenumstände in diesen Papstsagen mich auf die Vermutung bringen, daß beide eigentlich nur eine sind.

Wien. M. Landau.

*) Diese Sage oder Legende wurde zuerst von Wagenseil in seiner Tela ignea Satanae 1681 in Uebersetzung veröffentlicht, den hebräischen Text hat Rabbiner Dr. Ad. Jellinek im sechsten Bande seines Bet-ha-Midrasch nach einem alten Manuskript abgedruckt. Im fünften Bande dieses Werkes (Wien 1873) ist die zweite jüdische Papstsage abgedruckt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 49. Berlin, 5. Dezember 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die **„Mitteilungen"** direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Hauses Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh.-Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

„Konfessionelle Kunst."

Auf die in Nr. 47 der „Mitteilungen" veröffentlichten Artikel des Herrn Dr. Bernhard Weiß sind uns zwei Erwiderungen zugegangen, die eine von dem Schriftführer des „Komitees für jüdisch-künstlerische Veranstaltungen" Herrn Adolf Graupe-Berlin, die andere von Herrn Emil Waldstein-Breslau, die wir nachstehend folgen lassen zugleich mit einer Replik des Verfassers des ersten Artikels.

Herr Emil Graupe schreibt:

„In Nr. 47 der „Mitteilungen" übt Dr. Bernhard Weiß Kritik an den Bestrebungen des „Komitees für jüdisch-künstlerische Veranstaltungen". Er beruft sich hierbei auf einen Brief, der, wie er selbst hervorhebt, an einen kleinen Kreis jüdischer Kunstfreunde verschickt wurde. Indem ich es dem Urteil der Leser überlasse, inwieweit es angemessen ist, ein Schreiben, das den Charakter eines Privatbriefes trägt und jedenfalls von den besten Gesinnungen für das Judentum diktiert war, in polemischer Weise an die Oeffentlichkeit zu zerren, beschränke ich mich auf die Richtigstellung der wesentlichen Irrtümer, die die Ausführungen des Herrn Dr. Weiß in bezug auf Tatsachen und Auffassungen enthalten.

Zunächst sei festgestellt, daß das erwähnte Komitee, ebenso wie der eben aus ihm hervorgegangene „Verein zur Förderung jüdischer Kunst" nicht zu den zionistischen, sondern zu den allgemeinen jüdisch-kulturellen Vereinigungen zählen, in denen liberale und orthodoxe, national und assimilatorisch gesinnte Juden einträchtig nebeneinander wirken. Gegen die Störung dieses fruchtbaren Friedens durch Aufklebung einer Parteietikette müssen wir uns nachdrücklichst verwahren.

Was nun die Ansicht des Herrn Dr. Weiß anbelangt, daß durch die Vorführung von Werken, die den Juden Gerechtigkeit widerfahren lassen, keine aufklärende Wirkung auf das große Publikum ausgeübt wird und daß man durch Förderung der neu-jüdischen Kunst den Antisemitismus nähre, so steht er mit ihr vereinzelt da: die Tatsachen entsprechen ihr nicht und eine Reihe führender Persönlichkeiten der jüdischen Bevölkerung Berlins, deren Urteil maßgebend ist, denkt anders über diese Fragen. Was den ersten Punkt betrifft, so sei hier nur auf den sicherlich wohltätigen Einfluß hingewiesen, den judenfreundliche Dramen von Lessings „Nathan dem Weisen" an bis zu Tschirikoffs „Juden" ausgeübt haben. Müßte man, wie Dr. Weiß meint, befürchten, daß eine judenfreundliche Bühne nur das Entstehen einer judenfeindlichen veranlassen würde, so wäre, nach derselben Logik, a l l e Abwehrtätigkeit gegen den Antisemitismus aus Furcht vor Stärkung des Antisemitismus aufzugeben.

Wie irrig diese ganze Auffassung ist, beweist der Umstand, daß die neu-jüdische Dichtung und Kunst, die auf dem durchaus modernen Boden des Rassenbewußtseins steht, ebenfalls keineswegs, wie man befürchtete, aufreizend wirkte, sondern im Gegenteil von der gesamten, nicht nur der liberalen Presse mit Achtung und Sympathie begrüßt wurde, w e i l s i e d e n s t e t s w i e d e r h a l t e n V o r w u r f, d a ß d a s J u d e n t u m u n f ä h i g s e i, O r i g i n e l l e s h e r v o r z u b r i n g e n, w i d e r l e g t. Weder die vorjährigen Veranstaltungen unseres Komitees, noch die Tätigkeit des auf ähnlichem Gebiete arbeitenden „Vereins für jüdische Geschichte und Literatur" haben auf antisemitischer Seite irgend eine Erregung hervorgerufen. Es ist also eine Irreführung der dem „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" nahestehenden Kreise, wenn behauptet wird, daß unsere im modernsten Sinne kulturellen Bestrebungen eine Gefahr für das Judentum zeitigen könnten.

Man wird übrigens aus dem demnächst erscheinenden und für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufruf des „Vereins zur Förderung jüdischer Kunst" sich überzeugen, daß nambafte jüdische Künstler und hervorragende Mitglieder der jüdischen Gemeinde die hier vertretenen Anschauungen so sehr teilen, daß sie bereits einen Garantiefonds für jüdisch-künstlerische Veranstaltungen gebildet haben. Wie zeitgemäß unsere Bestrebungen sind, beweist der Umstand, daß sie auch in verschiedenen anderen Städten und Ländern auftauchen. In London wurde eben eine große und überaus wertvolle jüdische Kunstausstellung eröffnet; eine ähnliche plant man im Haag und in Frankfurt; selbst in Warschau wurde mitten in den revolutionären Unruhen ein jüdischer Kunstverein „Hazomir" gegründet. Die Veranstaltungen unseres Vereins werden hoffentlich alle gegen die Förderung jüdischer Kunst noch bestehenden Vorurteile beseitigen."

Herr Emil Waldstein-Breslau schreibt:

„Unter der Spitzmarke „Jüdische Kunst" bespricht Herr Dr. Weiß einen von zionistischer Seite erlassenen Aufruf.

Ich kenne den Aufruf nicht, dem die Ausführungen des Herrn Dr. Weiß gelten, und ich wende mich nur diesen Ausführungen zu.

Wie anscheinend der Aufruf, dessen Verfasser mit ihrem Vorhaben, „den Antisemitismus zum Schweigen bringen" wollen, stehen auch die Gedanken des Herrn Dr. Weiß unter dem Zeichen der Idealisten und Optimisten, unter dem Zeichen allzuweit ausgreifender Voraussetzung und Erwartung.

Gegenüber den kosmopolitischen Grundsätzen, die dem „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" ins Leben halfen und seine Arbeit bestimmen, mag es gewagt sein, gegen Herrn Dr. Weiß in Ihren Spalten sich zum Wort zu melden; aber Sie haben in früheren Fällen selbst gegnerischer Ansicht Raum gegeben, und ich bin nicht einmal Gegner des Herrn Dr. W., auch nicht Zionist. Nur scheint es mir zweckmäßig und darum dringlich, darauf hinzuweisen: man soll das eine tun, das andere darum aber auch nicht lassen.

Die Krankheit „Antisemitismus“ erfordert in gleichem Maße vorbeugende und heilende Maßnahmen.

Jene, welche neben anderen Gesellschaften und Einzelpersonen der V. z. A. d. A. in überaus anerkennenswertem Grade propagiert, haben bisher nicht vermocht, dem Stande der Krankheit Halt zu tun.

Krank im weitesten Wert des Wortes ist die ganze Volksseele, im engeren aber — Verzeihung für die Zusammenstellung — die Antisemiten und die Juden; jene, je nachdem, worauf ihr Gebahren zurückzuführen, geistig oder seelisch oder sittlich ꝛc.; diese in ihrem ganzen Volkskörper, denn der „Jude“ leidet schwer in seinem Empfinden und an seinen Lebensbedingungen.

Darum darf die intensivste Gesundungsarbeit der Juden — im vorliegendem Fall interessieren nur sie nicht in Erstaunen setzen, vielmehr ist sie ein dringliches Bedürfnis. Ihrer höchst möglichen Versittlichung muß ihr ganzes Denken und Treiben gelten. Erreicht wird sie auf dem Wege der Selbsterkenntnis. Was Wunder, daß die Juden da zunächst an die Nutzbarmachung der in ihnen selbst, in ihrer Lebensäußerung begründeten Widerstandskraft denken?

Vereine für jüdische Geschichte und Literatur sind in den letzten drei Jahrzehnten in großer Zahl erstanden.

Auch ihrer Gründung konnte man kosmopolitisch-ablehnend gegenübertreten: Geschichte und Literatur sind in internationaler, nichtkonfessioneller Behandlung zu treiben. Wo aber gab's denn Raum und Rahmen für volkstümliche Verbreitung der Kenntnis jüdischer Geschichte und Literatur? Und wer wird den Nutzen, den Erfolg dieser Vereine bestreiten, obschon ihre Arbeit meist nur der geschichtlichen Zeit der Juden gilt?

Wenn nun die programmatische Erklärung jenes Aufrufs besagt: „Die Rezitation von Dichtungen, die Darstellung von Dramen, in denen die Juden als aufrechte, vornehme Naturen, als Vertreter des höchsten Menschentypus gezeichnet werden, muß den Antisemitismus zum Schweigen bringen“, so kann man in die Vollwertigkeit der Schlußfolgerung auf Erfahrung gegründeten Zweifel setzen; man könnte mehr noch vielleicht daran denken, daß in der Neuzeit Juden auch ganz hervorragend auf dem Gebiet aller exakten und abstrakten Wissenschaften und der anderen Künste wirkten.

Aber die gezeichneten Mittel sind unbedingt gutzuheißen, weil keines unbenutzt bleiben darf, sofern es dazu beitragen kann, über Art und Sein der Juden zu unterrichten.

Die Gefahr, Dr. Pückler, Ahlwardt ꝛc. ꝛc. als Gegenstücke auf die Bühne geschleppt zu sehen, erscheint bedeutungslos, wenn man bedenkt, daß Bartels' Zersetzungsgeist schon vor dem Bestehen der geplanten Vereinigung weithin zu strahlen bemüht blieb.

Nicht jüdische Kunst, oder gar, wie Herr Dr. Weiß fragend zweifelt, „neue jüdische Kunst“ werde den Antisemitismus zum Schweigen bringen; denn es gibt keine „jüdische Kunst“, sondern „Kunst“. Aber es gibt eine große Zahl von Menschen, welche wenig und nichts davon wissen, daß Juden auch Künstler sein können und sind, und es gibt sehr viele, welche es nicht wissen wollen und trotzdem es sich zum Gewerbe machen, den anderen für 20 Pfennig pro Person und Abend oder billiger ihre so wohlfeil eingehandelte Kenntnis aufzudrängen.

Nolenti non fit injuria, aber die bedrückten Betroffenen und den mit ihnen z u n ä ch s t und am stärksten Fühlenden ersteht z u n ä ch s t die Aufgabe, während sie dankbar der Mitarbeit der Fernerstehenden gedenken, auch ihre eigene Stimme mit der Kraft der Wahrheit zu erheben.

In dieser Richtung meine ich des mehrgenannten Aufrufs Ziel suchen und finden zu müssen; möge das Erstreben desselben reichen Segen bringen.“

* * *

Herr Dr. Bernhard W e i ß, dem wir von diesen beiden Einsendungen Kenntnis gegeben haben, a n t w o r t e t hierauf wie folgt:

„Ich möchte zunächst die Debatte von jenem Graupeschen Beiwerke befreien, welches eine rein sachliche Behandlung des Problemes unnötig erschwert. Hier habe ich zu bemerken:

1. Ueber die „Angemessenheit“ meines Vorgehens will ich mit Herrn Graupe nicht rechten. Es sei indes festgestellt, daß es sich um einen Aufruf handelte, welcher, auf mechanischem Wege vervielfältigt, zu einer öffentlichen Zeichnung von Beiträgen aufforderte und in nichts den „Charakter eines Privatbriefes“ erkennen ließ.

2. Ich bleibe dabei, daß der Aufruf von zionistischer Seite ausgegangen ist: Das unterzeichnete Komitee setzt sich fast ausschließlich aus führenden Persönlichkeiten der Berliner zionistischen Bewegung zusammen. — Mag sein, daß der aus jenem Komitee hervorgegangene „Verein“ auch „liberale und assimilatorisch gesinnte Juden“ zu seinen Mitgliedern zählt. Das beweist mir nur, daß mein Mahnruf nicht frühzeitig genug in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, daß sich eine Reihe gutgläubiger liberaler Juden von den gleißenden Worten des zionistischen Aufrufes bereits hat betören lassen.

3. Herr Graupe glaubt, mich zerschmettern zu können, indem er erklärt: ich stehe mit meiner Ansicht vereinzelt da, eine Reihe führender Persönlichkeiten der jüdischen Bevölkerung Berlins beurteile die Frage anders . . . Ich muß lächeln . . . hat die Mehrheit stets recht, verehrter Herr Graupe? Wissen Sie nicht, wie leicht es ist, den jüdischen Philanthropen Herz und Geldbeutel zu öffnen, wenn man ihnen in tönenden Redenswendungen von der „Stärkung des Rassenbewußtseins“ u. dgl. spricht?

4. Die vorjährigen Kunstveranstaltungen des Graupeschen Komitees haben — nach Herrn Graupe — auf antisemitischer Seite keine Erregung hervorgerufen. Ich gebe es zu. Was dem Veilchen gleich im Verborgenen blüht, kann weder auf öffentliche Zustimmung noch auf öffentlichen Widerspruch rechnen. Die diesjährigen jüdischen Schaustellungen sollen ein öffentliches lärmendes Gepräge erhalten — da griff denn auch ich zu einem öffentlichen Proteste.

Nun zur eigentlichen Sache!

Die Kernpunkte des Problems sind:

I. W i r d d i e j ü d i s ch - k o n f e s s i o n e l l e K u n s t d e n A n t i s e m i t i s m u s z u m S ch w e i g e n b r i n g e n? Der Aufruf behauptete es, ich bestritt es.

Herr Graupe scheint noch wie vor den Standpunkt des Aufrufes zu vertreten. Die Begründung seiner Ansicht schenkt er sich freilich. Er glaubt mich hinlänglich widerlegt durch den stolzen Hinweis auf einen sicherlich wohltätigen Einfluß, den judenfreundliche Dramen von Lessings „Nathan“ an bis zu Tschirikoffs „Juden“ ausgeübt haben“. Mit Verlaub, Herr Graupe, das ist keine Begründung, sondern eine neue Behauptung — eine Behauptung, deren Wahrheit ich ebenfalls bestreite. Ich bezweifle, daß Sie mir auch nur einen einzigen Antisemiten namhaft machen können, den die Aufführung des „Nathan“ zum Judenfreunde gewandelt hätte. Günstigen Falles wird der Antisemit den Phantasie-Juden Nathan bewundern, nicht aber die Judengesamtheit.

Herr Waldstein pflichtet m i r bei: die jüdische Kunst wird den Antisemitismus n i ch t zum Schweigen bringen. Trotzdem glaubt auch Herr Waldstein die neue jüdische Propaganda gutheißen zu sollen. Er meint, sie werde dazu beitragen „über Art und Sein der Juden zu unterrichten“, werde dartun, „daß Juden auch Künstler sein können und sind“. Der gleiche Gedanke tritt auch bei Herrn Graupe zutage: die jüdische Kunst widerlege den Vorwurf, daß das Judentum unfähig sei, Originelles hervorzubringen.

Mit diesem Argument spielen die Herren Waldstein und Graupe das von mir aufgerollte Problem auf eine andere Frage hinüber. Ich verurteilte an der konfessionell jüdischen Kunst das Bestreben, aus tendenziösen Gründen jüdische Helden auf die Bühne zu stellen, beschäftigte mich also einzig mit dem I n h a l t e der aufzuführenden Dramen. Meine Gegner loben die neue Kunstrichtung, weil sie die schöpferische Befähigung der Juden auf dem Gebiete der Kunst erweisen werde, beschäftigen sich also mit der A u t o r s ch a f t der aufzuführenden Dramen. Diese beiden Fragen stehen nur in losem Zusammenhange miteinander. Selbst wenn man das Lob der Herren Waldstein und Graupe für berechtigt ansähe, brauchte man sich meinen Gründen bezüglich der Schädlichkeit der neuen Kunstrichtung nicht zu verschließen.

Doch ich bestreite weiterhin auch, daß das Lob meiner Gegner am Platze ist. Man will dartun, daß die Juden künstlerische Fähigkeiten besitzen, Dramen dichten können. Ja, braucht es denn hierzu in Berlin einer neuen konfessionell jüdischen Bühne? Unsere

Theater — angefangen von den Königlichen Schauspielen bis herab zu den unbedeutendsten Possenbühnen — bringen beständig Dramen jüdischer Autoren zur Aufführung, in so reichlichem Maße sogar, daß die Antisemiten bereits von der Verjudung unseres Theaters sprechen. Was also soll die neue Bühne? Auch Herr Graupe wird denen, die nicht sehen wollen, die Augen nicht zu öffnen verstehen . . .

Gänzlich verfehlt ist es, wenn die Herren Waldstein und Graupe die „Vereine für jüdische Geschichte und Literatur“ in die Debatte ziehen. Gewiß, Herr Waldstein, Weltgeschichte und Weltliteratur sind „in internationaler, interkonfessioneller Behandlung zu treiben“. Aber man kann sich aus dieser Weltgeschichte, aus dieser Weltliteratur eine bestimmte Epoche, für welche man ein besonderes Interesse hegt, heraussuchen und dieses bestimmte Stückchen Wissenschaft in besonderen Vereinen besonders eifrig kultivieren. Sofern hierbei dieses spezielle Wissensgebiet nicht in tendenziöser, sondern in „voraussetzungsloser“ Weise behandelt wird — und solches geschieht seitens der genannten jüdischen Organisationen — wird man den Bestrebungen dieser Vereine auch vom „kosmopolitischen“ Standpunkte aus keineswegs „ablehnend gegenübertreten“ können. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Graupeschen „Komitee für jüdisch-künstlerische Veranstaltungen“ und den „Vereinen für jüdische Geschichte und Literatur“: jenes Komitee verfolgt unter dem Deckmantel der Kunst den politischen Endzweck, „den Antisemitismus zum Schweigen zu bringen“, die Vereine hingegen stellen sich keinerlei politische, sondern allein wissenschaftliche Aufgaben.

II. Wird die jüdisch-konfessionelle Kunst den Antisemitismus stärken? — Ich behaupte es, die Herren Graupe und Waldstein bestreiten es. Freilich haben sie gegen meine Ausführungen nur wenig vorzubringen.

Herr Waldstein hält meine Befürchtungen für „bedeutungslos“ und verweist mich auf den Zersetzungsgeist des Herrn Adolf Bartels. Nun zeigt doch aber gerade die Tätigkeit des Kunstprofessors Bartels, wie leicht es für die Judenfeinde ist, auf dem Gebiete der Kunst antisemitische Trümpfe auszuspielen. Spricht also der Bartelssche Zersetzungsgeist nicht eher für als gegen meine Behauptung?

Herr Graupe widerlegt mich auch hier wieder „schlagend“. Er gibt ein einziges, kühnes, wundersam logisch klingendes Sätzlein zum besten: „nach derselben Logik wäre alle Abwehrtätigkeit gegen den Antisemitismus aus Furcht vor Stärkung des Antisemitismus aufzugeben“. Ich möchte ebenso kurz replizieren: Vermögen Sie nicht einzusehen, Herr Graupe, daß es zweierlei Arten von „Abwehrtätigkeit“ gibt — die eine, welche den Gegnern Wasser auf die Mühlen liefert (in diese Kategorie gehört die Tätigkeit Ihres Komitees), und die andere, welche den gegnerischen Mühlen das Wasser entzieht (in diese Kategorie zähle ich vornehmlich die Bemühungen des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“) ?

Alles in allem: die Einwände der Herren Waldstein und Graupe erscheinen mir hinfällig. Ich bleibe bei meinen Behauptungen, bei meinen Befürchtungen.“

Zusammenbruch in Dresden.

Von Dresden aus hat einst der Antisemitismus seinen Siegeszug durch das Königreich Sachsen angetreten. Die schöne Residenzstadt an der Elbe, in der ein Emil Lehmann als ein leuchtender Führer der politischen Linken und zugleich der geistig und sittlich besonders hochstehenden und besonders hochstrebenden Kreise der jüdischen Bürgerschaft wirkte und Freund und Feind herzliche Anerkennung abrang, die Stadt Dresden ist am ehesten der Herrschaft der sogenannten Reformer verfallen, die mit wirtschaftlicher Unzufriedenheit und mit jener Rückständigkeit, die unfähig, den Werdegängen der nationalökonomischen Entwickelung zu folgen, gewissenlos genug harmlose und minder harmlose Zeitgenossen in ihre Netze brachten.

Nach dem gewaltigen, immer gewaltiger aufsteigenden Einflusse der just in Dresden ungewöhnlich tatkräftigen und von besonders günstigen Bedingungen des Sieges unterstützten Antisemiten unterschiedlicher Schattierungen auf alles öffentliche Leben, besonders aber auf das Gemeindewesen war die Hauptstadt des Königreichs Sachsen gewissermaßen ein klassischer Versuchsboden geworden für den Gedankenreichtum und die Leistungsfähigkeit des praktischen Antisemitismus. In der Stadtverordnetenversammlung war die sogenannte Reformpartei die Alleinherrscherin. Aufs engste verbrüdert mit dem stiller wirkenden Klüngel, der sich um Herrn Mehnert, den Führer des Regierungskonservatismus, gruppierte, unterstützt durch die starke antisemitische Unterströmung im Zeitungswesen und in den gesellschaftlichen Lagern der Stadt, konnten sie schalten und walten nach ihrem Willen und Behagen. Und was haben sie gewirkt? Ist ihre Herrschaft der Stadt zum Segen gewesen?

Nun, die jüngst abgeschlossenen Stadtverordnetenwahlen haben das Urteil vollendet, das bei der vorigen Stadtverordnetenwahl begonnen wurde. An den Wässern von Babylon sitzen sie und weinen. Die Herrschaft der Antisemitenpartei im Dresdener Rathause ist zu Ende. Die Bürger haben fürchterliche Musterung gehalten. Sie haben die Schaumschlägerei erkannt, mit der man sie so lange genarrt, haben eingesehen, daß Leute, die sich als die Vertreter der größten Tugendboldenhaftigkeit aller Zeiten und Parteien zur Rettung von Handel und Gewerbe aus den Banden der Unredlichkeit und der tückischen Konkurrenz andersabgestammter und andersgläubiger Mitbewerber aufspielten, ihren Beruf als Heilkräfte vollständig verfehlt haben. Manch einem dieser Bürgerretter, der nun in seines Nichts durchbohrendem Gefühle weitab vom kurulischen Sessel wieder „Stein unter Steinen“ ist, mag wohl in Stunden der Einkehr ein Gefühl aufsteigen gleich dem der Margarete am Brunnen: „Und brüstet mich und tat so groß und bin nun selbst der Sünde bloß.“ Denn die Vorherrschaft der Antisemiten in der Stadt und Stadtverwaltung Dresden ist nicht etwa durch die Flutwelle einer stärker gearteten anderen Parteibewegung fortgespült worden, — sie ist zusammengebrochen unter ihrer Verschuldungen übergroßer Fülle, unter dem Drucke der furchtbaren Enttäuschung, die ihre Wirksamkeit dem vollgläubig vertrauenden Bürgertum gebracht hat.

Sie zogen einst aus, die Herren Reformer und sonstigen Antisemiten in Dresden, um die Fahne des Wohlstandes, der Reinlichkeit, der Erneuerung siegreich über Erbflorenz wehen zu lassen. Und jetzt muß ein parteiloses Blatt, das keineswegs auf besondere Schärfe nach der einen oder anderen Seite hin geaicht, es aussprechen, daß dieser konservative, reformerische, antisemitische Klüngel mit seiner agrarisch-antisemitischen Kirchturmspolitik den Interessen der Stadt direkt ins Gesicht geschlagen, daß er es gewesen, der dem Erwerbsleben zu Dresden schwere Wunden geschlagen, Handel und Wandel in der Hauptstadt gelähmt hat all die langen Jahre hindurch. Das also war des Pudels Kern. Das, nämlich die Niederreißung eines frischen, wenn auch selbstverständlich nicht immer ebenmäßig befriedigenden staatsbürgerlichen Wirtschaftslebens durch eine Gesellschaft von Leuten, die den Mund nicht voll genug nehmen können, wenn sie sich als die Männer zu Rat und Tat wider die Wirtschaftsnöte und gegen die angeblich verderblich am Volke zehrenden Mächte der nicht christlichen Gesellschaftsteile empfehlen und die politischen Kinder in dichten Haufen in den Koppelberg locken.

Sie sahen ja das Unheil für sich selber mälig kommen. Sie wußten, daß die Zeit erscheinen müsse, da die

Bürgerschaft die Verderber und großprahlerischen Charlatans von sich stoßen wird, weil ein auf Heucheltum und unwahrhaftige Volksverhetzung aufgebauter Parteibetrieb nun einmal keine Dauer verheißen kann, wenn die berechtigten Forderungen des wirtschaftlichen und gemeindlichen Alltagsrealismus getrogen werden und Plunder nicht zu Gold gemünzt wird. Ihr schlechtes Gewissen rief ihnen schon im letzten Jahre die Mahnung zu, der Stunde noch abzugewinnen, was ihr abzugewinnen möglich, ehe der volle Zusammenbruch erfolgen würde. So schoben sie noch schleunigst ihre Führer in das Stadtratskollegium hinein, ehe es für diese Unterbringung zu spät war. Wie recht, von ihrem Standpunkte aus, sie daran getan, das zeigen die diesjährigen Stadtverordnetenwahlen in Dresden. In der Stadtverordnetenversammlung, deren 84 Mandate sie einst mit großer Mehrheit absolut beherrscht, werden die Antisemiten künftig nur noch eine Gruppe von 14 bis 16 Mann vorstellen, die zum Teil nur noch durch Unterschlüpfen bei anderen Gruppen ins Rathaus gelangen konnten.

Es ist gekommen, wie es kommen mußte, zu spät vielleicht für manches gewichtige Interesse der Stadt Dresden, der die Herrschaft der „Reformer" schweren Schaden zugefügt hat, aber hoffentlich nicht zu spät, sicherlich nicht zu spät für die Erleuchtung manch eines unklar hindämmernden Zeitgefährten, nicht zu spät für die Belehrung im ganzen Lande Sachsen, dem einst aus Dresden die böse Frucht des politischen Antisemitismus zugebracht worden ist, und nicht zu spät zur Belebung der Kraft und Entschlossenheit aller derer, die guten Geistes und guten Willens sind zum und im Kampfe gegen das Uebel, dem in Dresden jetzt eine böse Quittung ausgestellt worden ist. — a p —

Wiener Brief.

XX.

(Dr. Luegers Rollenwechsel. — Der bedrohte Antisemitismus. — Der schwarze Block. — Die Fleischnot.)

Wien, den 2. Dezember 1906.

Dr. Lueger hat in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht. Ihm ist die Gabe eigen, immer zu überraschen und ab und zu gebraucht er sie, um auch seinen Gegnern ein bewunderndes Wort abzulisten. Das sind dann Augenblicke, in denen der Antisemitenführer verschwindet und die große Individualität, der eigenartige Mensch vor einem steht. Der Wiener Bürgermeister prägte einmal das geflügelte Wort: „Sozialdemokraten und Deutschnationale werden nicht angestellt", und er störte sich unbedacht die Feier seines sechzigsten Geburtstages, indem er die sozialdemokratischen Arbeiter „Lumpen" nannte. Aber Dr. Lueger kann auch andere Töne anschlagen, er ist ein Meister im Vergessen eigener Aussprüche und es gelingt ihm oft, seine erbittertsten Feinde seine Sünden vergessen zu lassen. Starb da vor kurzem der Redakteur der sozialdemokratischen Wiener „Arbeiter-Zeitung". „Genosse" Kralik leitete die Rubrik für Kommunalpolitik, in der der herrschenden Rathauspartei die bittersten Wahrheiten gesagt wurden. Kralik, ein begabter, durchaus ehrenhafter Journalist, schrieb für die „Arbeiter-Zeitung" auch die viel gelesenen Sonntagsplaudereien, die mit der Waffe des Witzes und des so wirkungsvollen Wiener Humors gegen die Christlichsozialen kämpften und manchen Mann aus dem Volke, der durch gewichtige Argumente sicherlich nicht zu überzeugen gewesen wäre, gleichsam lächelnd zur Erkenntnis der unehrlichen Demagogie der Antisemiten brachten. Was tat nun Dr. Lueger? Er schickte — selbst krank — an die Witwe ein warmes, herzlich edles Beileidsschreiben, das die Ehrenhaftigkeit und Gesinnungstreue des Verstorbenen anerkannte und versicherte, daß der Bürgermeister den goldenen Humor der Sonntagsplaudereien oft bewundert habe. Eine andere Veranlassung, alle Welt für sich zu gewinnen, bot sich im Parlament. Bei der zweiten Lesung der Wahlreformvorlage war eine Schwierigkeit zu überwinden. Die Gegner der Demokratie wollten das Werk durch die Einschmuggelung des Pluralitätssystems zu Falle bringen und es konnte bei der entscheidenden Abstimmung auf jede einzelne Stimme ankommen. Der Bürgermeister wollte in diesem entscheidenden Moment im Parlamente nicht fehlen. Er erschien gegen den Willen seiner Aerzte im „hohen Hause" und nahm an der Abstimmung teil. Diese Pflichttreue — sie erinnert an den Antipoden Dr. Luegers, an Grillparzer, der sich in das Herrenhaus tragen ließ, um gegen das Konkordat votieren zu können — fand natürlich bei allen Parteien lebhafte Anerkennung. Dr. Lueger wurde von den Ministern und von vielen Abgeordneten beglückwünscht und selbst die „Judensozi" schüttelten ihm die Hand.

Von all dem ist Herr Vergani, der Herausgeber des „Deutschen Volksblattes nicht sehr erbaut. Ja, er fühlt, daß unsere Zeit ihm ein bedeutungsvolles Amt anvertraut habe, daß er über die Zukunft des Antisemitismus zu wachen berufen sei. Die böse Wiener „Arbeiter-Zeitung" hat in der Besprechung der letzten Gemeinderatssitzung zum Verdrusse des Herrn Vergani über einige Maßnahmen der Christlichsozialen gespottet und folgendes geschrieben:

„Die Sitzung erlebte auch einen antisemitischen Umsturz: der „Jude" Klebinder referierte im Namen des Gemeinderatsausschusses für das Approvisionierungswesen über die neue Marktordnung auf dem täglichen Fleischmarkt und die antisemitische Majorität stimmte für seine Anträge. Noch mehr: dem „jüdischen Redakteur" der „jüdischen" „Oesterreichischen Volkszeitung Herrn Friedrich Herrnfeld wird auf Antrag des Judenfressers außer Dienst, Gemeinderat Bielohlawek, „für seine selbstlose und aufopfernde fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit" die Anerkennung des Gemeinderates ausgesprochen. Herrnfeld ist Gründer des Wärmestubenvereines, der sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiert. Das Präsidium des Gemeinderates hatte noch die besondere Aufmerksamkeit, sowohl während des Referats des „Juden" Klebinder als auch während der Würdigung des „Juden" Herrnfeld den Herrn Vizebürgermeister Dr. Porzer präsidieren zu lassen, von dem Kenner jüdischer Stammbäume berichten, daß er ein Judenstämmling ist. Und das alles an dem Tage, an dem sich das „Deutsche Volksblatt" in fetten Lettern beklagte, daß der vom antisemitischen Gemeinderat Silberer durchgesetzte Ausschuß des Raimund-Theaters einen Juden als Theaterdirektor berufen hat. Na, die antisemitische Welt steht nicht mehr lange! Wenn das noch eine Weile so fort geht, so werden die Antisemiten sogar noch vernünftig! Oder bleichen nur die nahenden Wahlen den gealterten Antisemitismus so gewaltig?"

Ich hatte diese Notiz weder für sehr geschmackvoll noch für taktisch klug, aber schließlich müssen es sich die Antisemiten doch gefallen lassen, daß man sie gelegentlich an ihre Tartüfferie erinnert. Allerdings könnte dies in einer geschmackvolleren Form geschehen. Das „Deutsche Volksblatt" erklärt nun, daß die „Anschuldigungen" wirklich zum Teil wahr seien. Die „Affaire" Herrnfeld läßt es zwar nicht gelten, denn die Würdigung war nicht der Person, sondern der von ihr geschaffenen Einrichtung zugedacht; aber der christlichsoziale Gemeinderat und Landtagsabgeordnete Silberer habe tatsächlich Schmach und Schande auf seine Partei gehäuft. Das „Deutsche Volksblatt" kann das gar nicht fassen; fast möchte man sagen, der Verstand bleibe ihm stehen, wenn nicht gerade dieser — der stets nur den wenigen zuteil wird — bei dem Hauptorgane der Antisemiten fast gänzlich fehlen würde. Da Herr Vergani das psychologische Rätsel nicht zu ergründen vermag und für Herrn Silberers Gehaben keine Erklärung findet, rettet es sich zu heiligen Eiden. Nein! es ist nicht wahr, daß die antisemitische Welt nicht mehr lange stehen werde, es ist auch nicht wahr, daß

die Antisemiten am Ende vernünftig werden könnten. „Es ist keine leere Phrase — meint das „Deutsche Volksblatt" — sondern das feierliche Gelöbnis, wenn wir heute erklären, daß, was immer auch kommen möge, das antisemitische Programm in unserem Blatte ein Bollwerk besitzt, das niemals kapitulieren wird." Die unverbesserlichsten und grimmigsten Judenfresser können nun beruhigt sein. Herr Vergani hält strenge Wacht.

In den verschiedensten Blättern wird jetzt die Frage eines „klerikal-antisemitischen Blocks" erörtert. Werden sich die Deutschklerikalen und Antisemiten im neuen Parlamente des allgemeinen gleichen Wahlrechtes zusammenschließen und wird diese deutsche Gruppe mit den klerikal-antisemitischen Fraktionen der anderen Nationen in Verbindung treten? Das offizielle Wiener Parteiorgan Dr. Luegers, die „Deutsche Zeitung", hat jüngst dazu Stellung genommen und sich dabei großer Reserve befleißigt, um nicht zu sagen: ablehnend verhalten. Doch kommt Zeit, kommt Rat! Heute spricht die „Deutsche Zeitung" noch von der „Verleumdung", die darin liege, der christlichsozialen Partei „den Gedanken zu unterstellen, in einem internationalen katholischen Block ein Gegengewicht gegen den Block der liberalen Gruppen zu suchen." Das macht sich vor den Neuwahlen ganz gut, denn die Wähler verlangen ein kräftiges nationales Glaubensbekenntnis. Nach den Wahlen werden dann die Zweckmäßigkeitsgründe entscheiden. Es ist anzunehmen, daß die Christlichsozialen die meisten Mandate in ländlichen Wahlbezirken erobern werden; schon die Wahlkreiseinteilung Niederösterreichs läßt darauf schließen. Auf dem Lande rücken die Christlichsozialen das klerikale Moment in den Vordergrund, während sie in den Städten auf den Antisemitismus das Hauptgewicht legen. Von seiten der Landbevölkerung aber wäre eine Auflehnung gegen den klerikal-antisemitischen Block kaum zu erwarten. Die traurige Eventualität eines schwarzen Blocks, einer reaktionären Mehrheit, ist in der nächsten Zukunft leider nicht unwahrscheinlich.

Wie sehr die Christlichsozialen, die man fälschlich als Wiener Partei bezeichnet, schon jetzt auf das flache Land Rücksicht nehmen und die dem überwiegenden Teile der Landbevölkerung ungtücklicher Weise noch immer zugkräftigen Schlagworte der Agrarier respektieren, erkennt man an ihrer Stellung zur Fleischfrage. Eben jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, findet im Wiener Rathause eine Massenversammlung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft statt, in der die Fleischnot besprochen werden wird. Sicherlich wird nicht bloß die Regierung, bei der die Worte der Agrarier schwerer in die Wagschale fallen als die Entbehrungen der Bevölkerung — mit harten Vorwürfen bedacht werden, denn auch die Haltung der Christlichsozialen verdient eine scharfe Brandmarkung, denn die Majorität des Wiener Gemeinderats konnte sich noch immer nicht zu einer wirkungsvollen Kundgebung gegen den die Fleischnot erzeugenden Agrarismus aufschwingen. Die Furcht vor der Landbevölkerung ist bei den Parteiführern ausschlaggebend. rm.

Kastenwesen und Antisemitismus.

Die verhängnisvollen Folgen des Kastenwesens lassen sich durch das ganze Gebiet des privaten und des öffentlichen Lebens nachweisen. Im Privatleben wirken die kleinlichen und sinnlosen Kastenvorschriften, wie Fußfesseln, die jeden Schritt erschweren .... Auf wirtschaftlichem Gebiete hemmt die Kaste jeden gesunden Fortschritt, denn sie schränkt die verschiedenen Kasten auf bestimmte Gewerbe ein; sie nährt eine falsche Selbstgenügsamkeit, die davon abhält, von der westlichen Kultur zu lernen; sie verbietet die ausgiebige Verwendung tüchtiger Hilfskräfte, falls dieselben sich außerhalb der eigenen Kaste finden. Noch verhängnisvoller sind die Einwirkungen auf das Gesamtleben der Nation. Sie löst dieselbe auf in zahllose getrennte, ja sich feindlich gegenüber stehende Gruppen und macht so eine gemeinsame Arbeit unmöglich. ... Sie hindert die Nation, die Fähigkeiten der einzelnen Bevölkerungsklassen für das Ganze auszunutzen und fruchtbar zu machen. Das Kastenwesen verdirbt auch den sittlichen Charakter des Volkes. Es nimmt uns den Anspruch auf den Namen wahrer Humanität, indem es uns die Erniedrigung eines Teiles unserer Mitbürger, die von uns durch nichts anderes als den Zufall der Geburt unterscheiden, zur Pflicht macht. Es verhindert uns jene Impulse der Liebe die so viel beigetragen haben zur Erhebung und zum gegenseitigen Vorteil der europäischen Gesellschaft.

Setzt man in den obigen Zeilen für „Kaste" und „Kastenwesen", „Antisemitismus", dann bedarf es der Aenderung kaum eines Wortes; so sehr decken sich die Wirkungen des Antisemitismus mit den geschilderten des Kastenwesens. Der so scharf das System der indischen Kaste angegriffen, so offen es als den Grund der Rückständigkeit Indiens hingestellt hat, ist der Geikwar von Baroda, einer der angesehensten und gebildetsten Fürsten. Er tat dies auf dem Hindu-National-Kongresse am 31. Dezember 1904. Eine ähnliche, fast noch radikalere Reformrede hat zu Anfang des Jahres 1906 der Maharadscha von Bardwan gehalten.

Wir aber entnehmen all diese Daten mit samt der Charakterisierung des Geikwar von Baroda als eines der gebildetsten indischen Fürsten der .... „Staatsbürgerzeitung". Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie sehr. Sieht den uralten Splitter im Auge des fernen Inder und nicht den Balken im eigenen Auge. Den Indern, die ohne Christentum, ohne moderne Kultur als Erbteil des Jahrtausende das Kastenwesen übernommen haben, ist dies bo[illegible] weit weniger zu verdenken als denjenigen Deutschen, die den Antisemitismus, der die gleichen Wirkungen hat, dem Volke einzuimpfen sich bemühen und ihn als eine große Kulturerrungenschaft hinzustellen sich bemühen. Der heidnische Fürst im fernsten Morgenlande, der so sprach, ist doch klüger und christlicher als der christliche Pfarrer, der so handelt wie die beschränktesten Brahminen, und das nicht einmal merkt, ja an ihnen zu tadeln sich herausnimmt.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Wahl des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Raab (Eschwege-Schmalkalden) ist von der Wahlprüfungskommission einstimmig für ungiltig erklärt worden, da nach der vorgenommenen Beweiserhebung feststeht, daß die Familie des sozialdemokratischen Kandidaten Hugo öffentliche Unterstützung infolge Aufnahme seiner Frau und eines Kindes als Armer im Landkrankenhaus in Anspruch genommen hat. Nach § 3 al. 3 war danach Hugo weder zum Wählen berechtigt, noch nach § 4 des Wahlgesetzes wählbar zum Abgeordneten. Hugo hatte von allen Kandidaten die verhältnismäßig höchste Stimmenzahl erhalten und wurde mit dem Kandidaten Raab, der die nächstfolgende höchste Stimmenzahl erhalten hatte, zur engeren Wahl gestellt. Raab siegte in der Stichwahl. Da aber aus den erwähnten Gründen die für Hugo abgegebenen Stimmen ungiltig waren, so hätte nicht Hugo, sondern der freisinnige Kandidat zur Stichwahl kommen müssen. Diese Feststellung führte, wie gesagt, die Kommission zu dem Beschlusse, die Wahl Raabs einstimmig für ungiltig zu erklären.

Im Großherzogtum Weimar ist es den Antisemiten leider gelungen, durch Ueberrumpelung der anderen Parteien bei der jetzigen Landtagswahl zwei Mandate zu erobern und dadurch auch in den Weimarischen Landtag Eingang zu gewinnen. Es sind dies Oberlandesgerichtsrat

von Richthofen, der auch schon als deutschsozialer Reichstagskandidat für 1908 im Wahlkreise Waldeck-Pyrmont aufgestellt ist, und der gleichfalls der Liebermann von Sonnenberg'schen Gruppe angehörige Gastwirt Stein. Beide Kandidaten segeln unter der Flagge der Wirtschaftlichen Vereinigung.

Der antisemitische „Bruderkampf" hat jetzt auch auf Hessen-Nassau übergegriffen. Eine von der „Wirtschaftlichen Volkspartei für Nassau" kürzlich in Wiesbaden abgehaltene Versammlung hat nämlich nach dem Bericht der „Deutschen Reform" folgendes „wichtiges Ergebnis" gehabt: „Vor einiger Zeit hatten Vertreter der deutschsozialen Partei den Versuch gemacht, die Wiesbadener Organisation für sich zu gewinnen, und die „Deutschsozialen Blätter" verkündigten schon, die „Wirtschaftliche Volkspartei für Nassau" sei ihrer Partei beigetreten. Nach kurzen Wochen jedoch trat in Wiesbaden, Biebrich usw. ein völliger Umschwung ein: Man sagte sich aus Gründen, die wir einstweilen nicht in die öffentliche Diskussion ziehen wollen, mit aller Entschiedenheit von den Deutschsozialen los. Nach diesem Vortrage des Abg. Böckler wurde nun beschlossen, die „Wirtschaftliche Volkspartei für Nassau" der Deutschen Reformpartei anzuschließen. Es soll nun in Verbindung mit den Reformern in Kassel, Marburg usw. eine Provinzial-Organisation für das gesamte Hessen-Nassau geschaffen werden. Die Vorarbeiten dazu sind sofort in die Wege geleitet worden."

Antisemitische Wahrheitsliebe. An die Redaktionen der „Staatsbürgerzeitung" und der „nationalen" Tageszeitung „Das Reich" hat das Organ des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" am 24. Oktober d. J. gleichlautende Briefe folgenden Inhalts gerichtet:

„In der Beilage zur Morgenausgabe Ihrer Zeitschrift vom 18. d. M. haben Sie nachstehende Notiz veröffentlicht:

„Stuttgart. Das Schwurgericht verurteilte den neunzehnjährigen jüdischen Gipser David Groß aus Weil im Dorf wegen Vergewaltigung einer achtzigjährigen Frau zu zwei Jahren Gefängnis und den üblichen Zusatzstrafen."

Von zuverlässiger Seite ist uns aus Stuttgart auf Grund von Informationen an amtlicher Stelle berichtet worden, daß der zu 2 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrenrechtsverlust verurteilte David Groß evangelischen Glaubensbekenntnisses ist und einer evangelischen Familie entstammt, deren lebende Mitglieder zurzeit im Armenhause zu Weil im Dorf untergebracht sind. Die Tatsache, daß alttestamentliche Namen in der protestantischen Bevölkerung Württembergs nichts Seltenes sind, ist Ihnen zweifellos bekannt.

Wenn in Ihrer Notiz trotzdem David Groß als „jüdischer" Gipser bezeichnet ist, glauben wir dies darauf zurückführen zu können, daß in den Schwurgerichtsberichten des „Stuttgarter Neuen Tageblattes" vom 16. d. M. und anderer Stuttgarter Blätter übereinstimmend der Verbrecher als der „ledige" Gipser David Groß bezeichnet wird und in Ihrer Druckerei das Wort „ledige" irrtümlich durch „jüdische" ersetzt worden ist.

Im Interesse unserer Glaubensgenossen, die durch solche Irrtümer geschädigt werden, richten wir an Sie das höfliche Ersuchen, die in Ihrer Stuttgarter Notiz enthaltene Angabe der Konfession des p. Groß, die Sie selbst durch Anfrage an zuständiger Stelle als irrtümlich erkennen werden, baldmöglichst zu berichtigen."

Die Redaktionen beider Zeitungen haben bis heute vollauf Zeit gehabt, sich in Stuttgart an amtlicher Stelle zu erkundigen, es aber offenbar nicht der Mühe wert gehalten, ihre falsche Angabe zu berichtigen, und obgleich ihr Verhalten sie leicht dem häßlichen Verdacht einer absichtlichen Fälschung und Verleumdung aussetzen könnte. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung und überlassen die Beurteilung solcher Redaktionen allen Unparteiischen.

Der Kröſellsche „Mittelstand" und die Exzesse im Pyritzer Kreise. Nach dem Bericht des „Pyritzer Kreisblatt" hat sich in einem dieser Tage vor der Strafkammer in Stargard verhandelten Prozeß gegen zwei Arbeitsleute wegen Beleidigung und Bedrohung der Vorsitzende dahin geäußert, „daß die in letzter Zeit vorgekommenen Exzesse im Kreise Pyritz anscheinend einigen Hetzartikeln der „Mittelstands-Zeitung" zuzuschreiben seien."

Wütend repliziert hierauf Herr Kröſell in seinem Blatt:

„Die grobe Beschimpfung unseres Blattes durch den Vorsitzenden der Strafkammersitzung in Stargard vom 29. November bestätigt sich durch den Bericht des „Neuen Pommerschen Tageblattes" in Stargard. Wir ersuchten bereits den Landgerichtspräsidenten um Feststellung des betr. Herrn Vorsitzenden. Wir denken nicht entfernt daran, uns derartige Beleidigungen gefallen zu lassen, und werden unsere Schritte nach dem Bescheid des Landgerichtspräsidenten unternehmen."

Vermischtes.

Jüdische Oberlehrer an den höheren Lehranstalten Preußens. In dem Bestande der jüdischen Oberlehrer an den höheren (Knaben-) Lehranstalten Preußens ist, wie wir dem soeben erschienenen „Kunze-Kalender" für das höhere Schulwesen Preußens usw. (Schuljahr 1906) entnehmen, in dem verflossenen Schuljahre kaum eine Veränderung eingetreten. Ein Oberlehrer einer städtischen Realschule in Berlin ist an das neubegründete Mädchenrealgymnasium in Berlin übergetreten, dafür ist ein Neuphilologe, der bis dahin an einer jüdischen Lehranstalt (außerhalb Preußens) beschäftigt war, an der neuen (3) Oberrealschule als Oberlehrer angestellt worden, und zwar, was für Berliner Verhältnisse sehr bemerkenswert ist, unter Anrechnung seiner gesamten Dienstjahre. Somit waren, wie bei Beginn des Schuljahres 1905/06, am 1. Mai 1906 63 jüdische Oberlehrer an städtischen höheren Knabenschulen vorhanden, und zwar 1 in Westpreußen (Danzig), 3 in Brandenburg (Charlottenburg), 46 in Berlin, 1 in Posen (Bromberg), 8 in Schlesien (5 in Breslau), 1 in Sachsen (Magdeburg), 3 in Hessen-Nassau (Frankfurt a. M.) Die Zahl der jüdischen Oberlehrer an staatlichen Anstalten hat sich um einen vermehrt. Nach einer Pause von 5 Jahren hat der Staat wieder einmal einen Juden angestellt und zwar an einem Gymnasium Schlesiens (Breslau). Die Zahl der königlichen Oberlehrer jüdischen Glaubens beträgt nun wieder 11, wie bis zum 1. Mai 1904 (Ostpreußen 1, Westpreußen 3, Brandenburg 2 [darunter 1 in Berlin], Posen 4, Schlesien 1). Verhältnismäßig ist die Zahl der jüdischen Oberlehrer etwas zurückgegangen. Unter 7176 Oberlehrern, die am 1. Mai 1905 an preußischen höheren Knabenschulen angestellt waren (die an den beiden jüdischen Lehranstalten in Frankfurt a. M. beschäftigten Oberlehrer sind dabei nicht mitgerechnet), waren 73 Juden (1,02 pCt.), unter 7481 am 1. Mai 1906 74 Juden (0,98 pCt.), darunter 33 Professoren. Am Philanthropin in Frankfurt a. M. sind seit dem 1. Mai 1905 nur noch jüdische Oberlehrer (10, darunter 7 Professoren), an der Realschule der israelitischen Religionsgesellschaft ebendaselbst unter

11 Oberlehrern 8 Juden (darunter 3 Professoren). An der letzteren Anstalt sind zwei neue Oberlehrer angestellt worden; der eine von diesen hatte schon seit Jahren eine Oberlehrerstelle an dieser Schule kommissarisch verwaltet und ist trotzdem nur mit dem Anfangsgehalt angestellt worden. Der andere war vorübergehend an einer außerpreußischen höheren Mädchenschule als Oberlehrer beschäftigt.

Von den 8 anstellungsfähigen Kandidaten, die der vorjährige Kalender aufführte, sind also 2 Oberlehrer geworden, 2 haben sich streichen lassen, 3 sind in Frankfurt a. M. an privaten Anstalten beschäftigt, 1 an einer deutschen Auslandsschule (Konstantinopel). Zu den anstellungsfähigen Kandidaten hinzugetreten sind die 4 Probanden des vorigen Jahrgangs, von denen keiner zum Oberlehrer ernannt worden ist. Doch sind 3 von ihnen vollbeschäftigt (2 in Schlesien, 1 in Brandenburg), der vierte ist in der Nähe von Berlin stundenweise beschäftigt. Von den 3 Seminarkandidaten des vorigen Schuljahres sind 2 als Probanten in der Provinz Brandenburg (1 in Berlin) vollbeschäftigt, der dritte ist von der Provinz Posen nach der Provinz Sachsen übergegangen und war am 1. Mai 1906 nicht gegen eine Remuneration tätig. Neu hinzugetreten sind 5 Seminarkandidaten (Gesamtzahl 591), 2 mit der Lehrbefähigung in neueren Sprachen, 3 in Mathematik und Physik; 3 sind in Berlin, 2 in Frankfurt a. M., 1 von ihnen, ein Neuphilologe, ist in Berlin fast vollbeschäftigt.

Allzu günstig sind also auch jetzt nicht die Aussichten der jüdischen Philologen auf Anstellung. Das sieht man schon aus der verhältnismäßig großen Anzahl der anstellungsfähigen Kandidaten, die zurückgeblieben sind. Unter 124 sind 8 Juden (6,46 pCt.). Auch die Katholiken sind unter diesen anstellungsfähigen Kandidaten verhältnismäßig stärker vertreten als unter den Oberlehrern. Während nämlich unter den 7481 Oberlehrern 5834 evangelisch (ca. 78 pCt.), 1647 katholisch waren (ca. 21 pCt.), befanden sich unter den anstellungsfähigen Kandidaten 52 katholische (41,93) pCt.) und 64 evangelische (51,61 pCt.).

Dem verstorbenen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe widmet der Abg. Professor Eickhoff im Anschluß an die kürzlich veröffentlichten Memoiren des Fürsten in der „Barmer Ztg" eine parlamentarische Erinnerung.

Es war am 12. Juni 1903. Die damalige Flottenvorlage stand vor der dritten Beratung. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe hatte soeben eine offenbar wohl vorbereitete Rede gehalten und die Abgeordneten den Worten des greisen Redners mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht:

„Ich war, fährt der Abgeordnete Eickhoff in seiner Schilderung fort, um ihn besser verstehen zu können, von der linken Seite des Hauses auf die rechte hinübergegangen und stand an der Treppe, die zur Rednertribüne hinaufführte, wenige Schritte unterhalb des Redners. Der Fürst hatte einige hübsche Bemerkungen gemacht; er sprach von der Zeit des Bundestages: „Damals lebten wir still und harmlos (Heiterkeit); wir hatten materiell befriedigende Zustände, wenig Schulden, verhältnismäßig wenig Steuern, wir hatten keine Agrarier (Heiterkeit), wenn es auch den Grundbesitzern, besonders in den zwanziger Jahren, herzlich schlecht erging. Wir hatten keine Sozialdemokraten, vor allem keine Sorgen der auswärtigen Politik" . . . So leitete er seine Betrachtungen allmählich zur Gegenwart hinüber. Plötzlich stockte der Redner. Ich sah, wie er hastig in seinen Papieren suchte und offenbar das Blatt nicht finden konnte, auf dem die weiteren Notizen standen, denn die Gabe der freien Rede war dem Fürsten nur in bescheidenem Maße verliehen. Im Saale herrschte plötzlich eine so peinliche Stille, wie ich sie nur noch einmal wieder erlebt habe. Keiner der sonst so geschäftigen Geheimräte rührte sich, um dem alten Herrn behilflich zu sein. Ich selbst glaubte das vergeblich gesuchte Blatt zu sehen und war fast versucht, es dem Fürsten zu reichen. Da erscholl plötzlich aus den Reihen der Antisemiten, die sich auch diesmal wieder nicht verleugneten, der Ruf: „Lauter!" — Eine allgemeine Entrüstung machte sich bemerkbar. Aber der Redner hatte sich inzwischen gefaßt; er warf einen milden Blick aus seinen klugen, schönen Augen nach der Seite hin, von der der Ruf gekommen war, und fuhr ruhig fort: „Ich glaube damit alles Wesentliche gesagt zu haben, was ich auf dem Herzen hatte." Der stenographische Bericht enthält diesen Satz natürlich nicht. Dann schloß Fürst Hohenlohe mit dem Ausdruck der Hoffnung, die er nach dem Gange der zweiten Lesung zu hegen berechtigt sei, daß die große Majorität des hohen Hauses seine Auffassung teile und der Reichstag in gewohntem Patriotismus seine Beschlüsse zum Wohle des Vaterlandes fassen werde.

Als er geendet, schien den Zuhörern ein Alp von der Brust zu fallen, und die Entrüstung über den unqualifizierten Zwischenruf machte sich in kräftigen Ausdrücken Luft. Der nachfolgende antisemitische Redner fand natürlich kein Gehör: seine Worte gingen in der allgemeinen Unruhe völlig unter. Dann folgte noch ein kurzes Nachgefecht, und die Flottenvorlage wurde in namentlicher Abstimmung mit großer Mehrheit angenommen."

Ueber deutschen Nationalsinn veröffentlicht D. Friedrich Naumann im Anschluß an die bekannten Auseinandersetzungen mit dem Verein deutscher Studenten einen Essai in der „Deutschen Hochschule", in dem er zwischen drei Formen des deutschen Nationalsinns, dem teutonischen, katholischen und protestantischen, unterscheidet und sich über den ersteren folgendermaßen äußert:

„Der teutonische Nationalsinn besteht wesentlich im Gefühl des Unterschiedes der deutschen Rasse von anderen Rassen. Daß er sich heute wesentlich als Antisemitismus äußert, ist darin begründet, daß die Fragen der auswärtigen Politik in Zeiten langen Friedens im Volksbewußtsein zurücktreten und daß die Kämpfe zwischen Deutschen und Polen, Tschechen, Südslaven, Romanen nur von den Bewohnern der gemischten Bezirke stark empfunden werden. Wenn man das Rassenprinzip steigert, so führt es zur Absonderung der urgermanischen Bestandteile im deutschen Volke von den germanisierten Volksgenossen. Es verbindet sich in diesem Falle mit dem germanischen Nationalsinn ein gewisses psychologisches Kulturideal, das seine Vorbilder im vorchristlichen und vorrömischen und vorslavischen Germanentum findet. Die Germania des Tacitus ist die Grundurkunde und die Edda ist der Homer für diese reine Germanenkultur. Es fließt von Klopstock an bis zu Gobineau, Richard Wagner und Nietzsche ein Strom dichterischer Verklärung dieser Art von Nationalsinn, und kein großes Volk wird auf einen Glauben an Rasse und Urzeit verzichten wollen. Dabei aber bleibt bestehen, daß die Absonderung nur ein Teil des Nationalitätsgedankens ist und daß bei steigenden Völkern die Angliederung stammfremder Elemente und fremder Kulturwerte eine geschichtliche Notwendigkeit ist. Das Wachstum besteht aus Fortpflanzung und Assimilation. Wir haben römische, semitische, nordische, slavische Zusätze und Einflüsse gebraucht, um überhaupt das deutsche Volk zu werden, das in der Welt etwas bedeutet. Deshalb muß der teutonische Nationalsinn mit geschichtlich erzogener Vorsicht gepflegt und verwendet werden, wenn er nicht zur inneren und äußeren Verkleinerung der Nation beitragen soll. Ein großes Volk hat einen starken Magen für fremde Bestandteile und bedarf ihrer, um seine eigenen Gaben und Fähigkeiten zu wecken. Wir denken, indem wir dieses sagen, ebensowohl an die Einflüsse der christlich-römischen und der fran-

zösischen Kultur, wie an die unter uns wohnenden Juden. Aus dem Antisemitismus spricht nicht der Stolz einer großen Nation, die sich ihrer umgestaltenden und kulturschaffenden Kraft bewußt ist, sondern die Aengstlichkeit einer kleinen und schwachen Nationalität, die sich ihres eigenen Wesens nicht sicher fühlt. Nach meiner persönlichen Ueberzeugung würden wir an nationaler Kraft nichts gewinnen, an notwendiger, moderner Kultur aber im Wettstreit der Nationen wesentliches verlieren, wenn ein ängstlicher Nationalsinn die unter uns wohnenden Juden zu — russischen Juden herunterdrücken würde. Wir müssen es lernen, die Kräfte der germanischen Vorzeit positiv zu pflegen, ohne sie negativ als Rassenhaß sich ausleben zu lassen. Je ruhiger wir uns unserer wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Stärke bewußt bleiben, desto besser werden wir das können."

„Echt jüdisch". Nicht nur offene, sondern auch heimliche Antisemiten, ja selbst Juden sind gar zu leicht mit der Bezeichnung „echt jüdisch", natürlich im verächtlichen Sinne, bei der Hand. Gewöhnlich sind diese Leute, auch die Juden unter ihnen, herzlich wenig mit dem, was jüdisch oder gar echt jüdisch ist, vertraut. Im allgemeinen sind wir überhaupt nicht geneigt, solche nationale Beiwörter als berechtigt anzuerkennen. Die Treue ist keineswegs eine nur deutsche, ja nur hauptsächlich deutsche Tugend. Andere Völker kennen die Treue ganz ebenso gut. Desgleichen ist Biederkeit keine ausschließlich deutsche Nationaltugend. Demnach werden wir nicht leicht zugeben, daß etwas spezifisch jüdisch sei. Indessen hat das langandauernde eigenartige Schicksal der Juden doch zur Folge gehabt, daß bei ihnen gewisse gute oder böse Eigenschaften sich häufiger und prägnanter finden, die aber mit dem Judentum als solchem und mit der jüdischen „Rasse" nichts zu tun haben. Was wir jetzt erzählen werden, ist in der Tat „echt jüdisch". Nicht daß nicht Andere das gleiche tun könnten, oft auch tun, aber bei den Juden kommt es unendlich häufiger vor, weil ihre Lage eine anders geartete ist.

Vor fünf Jahren sieht ein 16 jähriger Knabe in Libau in Rußland ein, daß den Juden in Rußland kein Heil blühen könne. Trotzdem die Eltern und Geschwister ihn dringend bitten, daheim zu bleiben, wandert Jakey Kaplan nach Amerika aus. Bei seiner Landung besitzt er nicht einen Pfennig. Die jüdische Einwanderungsgesellschaft gibt ihm 3 Dollar, genug, ihn eine Woche vor Hunger zu schützen. Der Knabe kauft für das ganze Geld Schuhsenkel, Knöpfe und dergl. Er schläft in Torwegen und lebt von Brotrinden, obgleich er schwindsüchtig ist. Er hat nur einen Gedanken, er will seine Familie vor den Verfolgungen, die er kommen sieht, retten. Zwei Jahre, die er unausgesetzt gearbeitet und gehungert hat, sind hin, und er ist imstande, für seine Eltern und seine drei Geschwister die Ueberfahrt zu bezahlen. Als es ihm jetzt besser geht, steht er anderen bei, und mit 21 Jahren stirbt er und hinterläßt ein Vermögen von 80 000 Mk. Als man ihn zu Grabe trägt, stehen Männer und Frauen entblößten Hauptes auf der Straße, um den jungen Menschen, von dessen Kämpfen, Leiden und wohltätigem Wirken sie gehört, die letzte Ehre zu erweisen.

Oberrabbiner und Domherr. In London eröffnete vor kurzem Domherr Barnett die jüdische Kunstausstellung. Der Oberrabbiner leitete die Feierlichkeit mit einer Ansprache ein, in welcher er die großen Verdienste des Domherrn Barnett um die gerechte Würdigung und Behandlung des Judentums in England pries. Wenn, sagte er, alle Nichtjuden die Juden so gut kennen würden, namentlich auch die ärmeren, wie Domherr Barnett, dann gäbe es keine Judenverfolgungen mehr, die ja, wie schon oft bewiesen, im Aberglauben und in gänzlicher Unkenntnis des jüdischen Charakters ihre Quelle haben.

Wucher in Rußland. Die russischen Reaktionäre bestürmen die ohnehin nicht judenfreundliche Regierung, den russischen Juden ja keine Erleichterung zu gewähren, ihnen namentlich nicht zu gestatten, auch in den bisher judenfreien Distrikten zu wohnen, angeblich, weil sonst die Gefahr drohe, daß die Bauern von den Juden ausgebeutet und durch Wucher ausgepowert werden. Nun herrscht zur Zeit in etwa 27 russischen Provinzen, in welchen 30 Millionen Menschen wohnen, in welchen aber Juden nicht wohnen dürfen, die furchtbarste Hungersnot. Die armen Menschen müssen ihr Vieh und ihr Ackergerät verkaufen, nähren sich von Gras, verkaufen selbst Frauen und Töchter, kurz, es ist eine himmelschreiende Not. Wer bewuchert diese Aermsten der Armen? Gutsbesitzer und Popen. Sie lassen sich, wie ein Gewährsmann der sehr ernsten New York Evening Post, namens Kellogg Garland, berichtet, die Gegend bereist, berichtet, bis zu 300 % geben. Sechs Bauern hat ein Pape 200 M. geliehen, wofür er sich 6 Morgen Landes auf 16 Jahre verschreiben ließ. Danach scheint es fast, als ereiferten sich die Herrschaften gegen den Zuzug von Juden, weil sie deren Wettbewerb befürchten.

Briefkasten.

Dr. N. Die „Staatsbürgerztg." lügt; der sozialdemokratische Reichstags- und Landtagsabgeordnete Dr. David ist weder Jude noch jüdischer Abstammung.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 50. Berlin, 12. Dezember 1906. 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat a. D. Hennig, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Eine antisemitische Niederlage bei den Lesehallenwahlen.

Um es vorweg zu nehmen: Der Herrschaft des antisemitischen Klüngels in der Lesehalle an der Berliner Universität ist ein Ende bereitet worden! Der vernichtende Schlag kam den „nationalen" Herren sa unerwartet, daß sie nach ganz verdutzt auf den kurulischen Sesseln des Varstandes sitzen blieben, während schan die neue Generation der Direktaren sich anschickte, die Zügel zu ergreifen.

Fünf Tage lang hatten die Wahlen gewährt, aber schan vam ersten Tage an ging ein neuer frischer Zug durch die Kämpfe. Vier Parteien waren wieder auf dem Plane erschienen, die „nationale" Partei, die der in der akademischen Lesehalle inkarparierten Studentenschaft nicht weniger als 17 Kandidaten präsentierte, die „Freie Verwaltungspartei", die der antisemitischen Parteiwirtschaft in der Lesehalle ein Ende zu machen bestrebt war, die vereinigten nationaljüdischen Karparatianen und der Verband der katholischen Verbindungen.

Das Resultat des fünftägigen Wahlkrieges war der Sieg der „Freien Verwaltungspartei", die 749 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigte. Es erhielten ferner die „nationale" Partei 664 Stimmen, die Vereinigung jüdischer Karparationen 309 Stimmen und die kathalischen Karparatianen 214 Stimmen. Da auf ja 100 Stimmen ein Kandidat entfällt, hat alsa die Freie Verwaltungspartei die stärkste Vertretung im Direktarium; ihr schließen sich in Prinzipienpunkten in dem achtzehngliedrigen Direktorium die Kandidaten der jüdischen Vereinigung mit drei Stimmen an, so daß 10 liberale Stimmen 8 antisemitischen gegenüberstehen, denn den sechs „natianalen" sind zwei der kathalischen Korparatian, die mit den Antisemiten durch Dick und Dünn gehen, zuzuzählen.

Dank dem Wirken der „Freien Verwaltungspartei" ist alsa die antisemitische Herrschaft gebrachen. Ein paar Warte darum über diese Partei, die nach in ihren Anfängen steckt, aber durch die Vernunftsgemäßheit ihrer Ideen schan jetzt einen salchen Erfalg zu erringen vermochte. Denn es ist wirklich keine Kleinigkeit, eine mehr als zwanzigjährige reaktianäre Wirtschaft, der kein Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Macht zu schlecht war, zu stürzen. Die Partei trat im varigen Jahre zuerst auf den Plan und errang drei Sitze für sich, als sie betante, daß eine Lesehalle nicht nach parteipalitischen, sandern allein nach Verwaltungsgesichtspunkten geleitet werden muß.

Die Herren vam V. D. St. entfalteten, vielleicht in Varahnung kammenden Unheils, eine wüste Agitatian gegen sie. In Versammlungen zag man in schärfster Art gegen sie zu Felde, schimpfte sie „verjudet" und „antinational" und suchte sie in jeder Weise zu diskreditieren. Die wackersten Kämpen des V. D. St. marschierten gegen sie auf; die Herren von den „Akademischen Blättern" spien Feuer und Galle gegen sie. Der Erfalg war der, daß sich der neuen Partei zahlreiche neue Vereine anschlassen. Kurz vor Eröffnung der neuen Wahlen hatten sich etwa dreißig Korparationen, wissenschaftliche und Couleurverbindungen assiziell für diese Partei erklärt. Sie setzt sich jetzt zusammen varnehmlich aus der Finkenschaft, der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung, dem neuphilalogischen, dem mathematischen und anderen wissenschaftlichen Vereinen und zahlreichen cauleurtragenden Karparatianen auf maderner Grundlage, u. a. den liberalen A. D. B.-Burschenschaften.

Siegesbewußt führte der V. D. St. dagegen seine Schildträger in die Schlachtlinie. Nur Schleppenträger des V. D. St. sind ja die Vereine, die sich zur „natianalen Partei" zusammengeschlassen haben. Das wird am besten dadurch charakterisiert, daß van den sechs Kandidaten, die die „Natianalen" im Direktarium haben, allein zwei dem V. D. St. angehören. Zu diesen „Natianalen" rechnen sich der antisemitische deutsche Verband wissenschaftlicher Vereine, dem u. a. der pharmakagnastische Verein angehört, ferner die Turnvereine, die Ortsgruppen des Evangelischen Bundes, der Ruderbund und einige sagenannte „nationale Finken", die als Lockspeisen für erste nichtinkarparierte Semester stets auf den Wahlspeisezettel des V. D. St. gesetzt werden.

Infalge der heftigen Angriffe der Antisemiten gestaltete sich der Wahlkampf äußerst scharf. Van 2500 Mitgliedern nahmen fast 2000 an der Wahl teil, ein für Lesehallenwahlen fast unerhörter Prazentsatz. Die Antisemiten kargten mit Wahlzetteln und Aufrufen, die unter der Immunität der „Alten Herren" im Universitätsbezirke zur Verteilung gelangten, freilich nicht. Am zweiten Tage, als sie Uebles zu ahnen begannen, bambardierten sie die säumigen Wähler sagar mit persönlichen Auffarderungen.

Es half alles nichts, der Zusammenbruch des bisherigen Systems vallzag sich van Tag zu Tag assenkundiger. Er war nicht mehr aufzuhalten. Die Herren hatten durch ihr Tun und Treiben in den letzten Jahren dem Faß den Boden ausgeschlagen. Eine rücksichtslase Herrenwirtschaft war eingerissen; die Minarität im Direktorium wurde in rüdester Weise geknebelt; man hielt es nicht einmal für

notwendig, sie sachgemäß zu den Vorstandssitzungen einzuladen. „Sie hätten ja doch nichts an unseren Beschlüssen ändern können", wagte ein Vertreter des V. D. St., der bisherige Vorsitzende, zu entgegnen, als man ihm nach dem Sturze der bisherigen „Herren", darüber zur Rede stellte.

Interessant war die konstituierende Sitzung des Direktoriums, die nach den Wahlen stattfand. Am Vorstandstische saßen noch die vier Hauptleiter des bisherigen Direktoriums von 14 Mitgliedern. Und bezeichnenderweise waren alle diese vier Herren von der „nationalen" Partei, auch die zwei übrigbleibenden Vorstandsposten hatten die Herren — kraft ihrer Majorität — in Anspruch genommen. Die „Freie Verwaltungspartei" betonte von vornherein, daß sie dem trüben Treiben der „nationalen" Herren nicht folgen und ihre Macht nicht zur Vergewaltigung der Minderheit benutzen werde. Sie werde ganz nach parlamentarischen Regeln verfahren. Zunächst nehme sie als stärkste Partei den ersten Vorsitz in Anspruch. Die „nationalen" Herren waren dreist genug, diesen Sitz für sich zu fordern. Man ging lächelnd über diese Unverfrorenheit hinweg und wählte zum Vorsitzenden einen Vertreter des neuphilologischen Vereins von der F. V. P. Nun bot die F. V. P. in vornehmer Weise den „Nationalen" den zweiten Vorsitz an. Diese erhoben darüber Lärm und verlangten einen Hauptposten, als den sie neben dem ersten Vorsitz das erste Kassen- oder Schriftamt ansahen. Von der F. V. P. betonte man, daß auch der zweite Vorsitz ein immerhin wichtiges Amt sei. (Tatsächlich sind ja die Verhältnisse in der Lesehalle so, daß bei einem tüchtigen „Ersten" der „Zweite" nicht viel zu tun bekommt). Die „Nationalen" hielten große Reden dagegen, was dem Vertreter der jüdischen Korporationen Gelegenheit gab, unter dem Beifall der Versammlung die unfaire Art des Treibens der antisemitischen Akademiker im Direktorium an den Pranger zu stellen. Er geißelte die unmoralische Handlungsweise dieser Herren in treffender Weise. Die „nationalen" Herren suchten schwach abzuwehren, sie begnügten sich damit, zu betonen, daß sie ja früher die Macht und also das Recht so zu handeln gehabt hätten. Bei der Abstimmung stimmten aber die Herren unter großer Heiterkeit des Auditoriums jedoch trotzdem für den Ihrigen, den die F. V. P. in loyaler Weise vorgeschlagen hatte, obgleich sie das Amt vorher als zu geringwertig mit großer Entrüstung ausgeschlagen hatten. Auch alle anderen Aemter verlangten sie in edler Ueberhebung für sich, freilich nur um Heiterkeit zu ernten. Zum ersten Schriftführer wählte man einen Vertreter der jüdischen Korporationen, zum zweiten einen der katholischen Vertreter. Das erste Kassenamt erhielt wieder die F. V. P., während man das bedeutungslose zweite Kassenamt wieder ganz nach parlamentarischem Brauch den Antisemiten gern überließ. Damit schloß die Sitzung, die zeigte, daß die zu Beginn noch sehr großmäßigen Herren Antisemiten zum Schluß schon recht kleinlaut geworden waren und gern den kleinsten Bissen annahmen, den man ihnen reichte.

An dem neuen Direktorium ist es nun, dafür zu sorgen, daß auf den alten Schlendrian ein neues frisches Gedeihen in der Lesehalle folgt. Manche Geldsumme wird jetzt für reale Zwecke verfügbar sein, die früher aus dem Fenster geworfen wurde, damit die bierdurstigen Direktoriumsmitglieder an den Kommersen des V. D. St. in Wichs teilnehmen konnten.

Herr Daude, der Universitätsrichter, ist freilich durch die Aenderung der Dinge in eine schiefe Lage gekommen. Bisher hatte er, wenn die Studentenschaft an ihn mit der Bitte um einen Ausschuß für die Berliner Universität, wie ihn alle anderen Hochschulen des Reiches haben, herantrat, nur ein abweisendes Achselzucken mit dem Hinweis, daß nach seiner Ansicht ja die Lesehalle ein solcher Ausschuß sei. Denn er wußte ja, daß die dort dominierenden Herren Antisemiten ihm in allem gefügig waren. Ob er nun, da in dem Lesehallengebäude im Kastanienwäldchen jetzt ein anderer, freierer Geist herrscht, diese Meinung aufrecht erhalten wird, ist eine andere Frage. Qui vivra verra!

XX

Die Wahlen zum Weimarischen Landtage.

☐ Aus dem Großherzogtum Sachsen-Weimar wird uns geschrieben: Am Sonnabend, den 8. Dezember, fanden die letzten fünf Privilegiertenwahlen zum Weimarischen Landtage statt, aus denen fünf Großagrarier hervorgingen. Von diesen wird Rittergutsbesitzer v. Boyneburgk und Großgrundbesitzer Allmer zur Wirtschaftlichen Vereinigung gerechnet, so daß die Antisemiten also vier Mandate bei den Wahlen erobert haben. Bisher war die Wirtschaftliche Vereinigung im Weimarischen Parlament unvertreten. Die Konservativen und Bündler waren dagegen im letzten Landtag stark vertreten und besaßen die Majorität. Nach der Eisenacher Reichstagswahl gründeten die Antisemiten allenthalben im Lande Ortsvereine der Wirtschaftlichen Vereinigung und Konservative und Agrarier schlossen sich diesen antisemitischen Filialvereinen vielfach an. Der Lohn ist nicht ausgeblieben. Die Antisemiten haben ihnen drei Mandate abgenommen, während sich der Abgeordnete v. Boyneburgk, der bereits dem letzten Landtage angehörte, gutem Vernehmen nach, der neuen antisemitischen Fraktion anschließen will. Im vierten Wahlbezirk für die Tausendtalermännerwahlen konnte man das von den Reichstagsersatzwahlen genügend bekannte Schauspiel einer antisemitischen Doppelkandidatur erleben. Zwei antisemitische Oberamtsrichter — die Richter im Großherzogtum neigen, wie an dieser Stelle bereits ausgeführt wurde, sehr zum Antisemitismus — kandidierten gegeneinander, um schließlich gemeinsam durchzufallen. Der liberale Kartellkandidat behauptete sich ehrenvoll gegen diese politisch einseitigen Gefolgmänner des Herrn Schad. Oberamtsrichter Schwarz aus Stadtlengsfeld hatte sich zuerst von den Agrariern als Kandidat aufstellen lassen. Nach einer in Eisenach getroffenen Vereinbarung vor der Wahl, wonach das freisinnig-nationalliberale Kartell auch auf die Tausendtalermännerwahl im vierten Verwaltungsbezirk ausgedehnt werden sollte, hatte sich Herr Oberamtsrichter Schwarz als nationalliberaler Wahlmann in Vorschlag bringen lassen und auch einen Gesinnungsgenossen in gleicher Eigenschaft in Vorschlag gebracht. Als nun die Wahlmänner in Wacha zur Wahl zusammentraten, kam ihnen die Nachricht, Schwarz sei gleichzeitig antisemitischer Kandidat, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Agrarisch — nationalliberal — und antisemitisch zu gleicher Zeit zu sein, ist allerdings ein schillerndes Farbenkonglomerat, dessen sich nur die Antisemiten rühmen können. Man sieht aber daran, daß der antisemitische Jesuitismus der Herren Liebermann, Raab, Schack 2c. im Lande Schule macht. Der Zweck heiligt auch hier die Mittel.

Trotzdem darf die Linke mit dem Ausfall der Wahlen zufrieden sein. Es haben sich 17 Abgeordnete, also die Mehrheit (der Landtag zählt 33 Abgeordnete), für das direkte Wahlrecht verpflichtet. Der Wirtschaftlichen Vereinigung dürfte beim direkten Wahlverfahren im nächsten Landtag kein Mandat blühen. Nur ein so ungeregeltes Vermundschaftsverfahren, wie es das indirekte Wahlrecht darstellt, konnte den Antisemiten, wider den Willen der Mehrheit des Volkes, den Eintritt ins Weimarische Parlament ermöglichen. Der konservative Gegenkandidat des antisemitischen Oberlandesgerichtsrats Frei-

herrn v. Richthofen veröffentlicht jetzt in ber Presse ein Schreiden, dessen Schlußpassus lautet: „Welche Agitation mag zu solchem Ergebnis geführt haben?“ — Das ist ein vernichtendes Urteil, noch dazu von konservativer Seite, über die Umtriebe ber Antisemiten, bie Richthafen zum Manbat verhalfen haben. Gleichzeitig ist es aber auch eine charakteristische Illustration des indirekten Wahlversahrens. Die Wähler stimmen für den Konservativen Knüpfer unb wählen Wahlmänner, die Knüpser wählen sollen. Die Wahlmänner aber, die für Knüpser stimmen sollen, wählen in ihrer Mehrheit den Antisemiten v. Richthafen. Wie kam bas? Welche Vorgänge haben sich hinter ben Kulissen abgespielt? Es ist überall die gleiche Mache, bei Reichstags- unb Lanbtagswahlen. Die Antisemiten versiehen sich eden auf bas Mandate Ergattern besser, als die anderen Parteien.

Lange bürfte aber die Freude nicht währen. Die Freisinnigen haben endlich eingesehen, daß die Organisation, bie jetzt noch nicht genügenb zentralisiert ist, das Geheimnis des Erfolges barstellt. Angesehene politische Persönlichkeiten sind zurzeit damit beschäftigt, eine freisinnige Landesarganisatian zu schaffen, die für Reichstags- unb Landtagswahlen Zentralsielle werben soll. In Weimar fanben var einigen Tagen zwei Parteitage statt, die über bas liberale Zusammengehen beraten haden. Der Parteitag des Thüringer Verbanbes der Freisinnigen Volkspartei beschloß behufs gemeinsamen Vorgehens bei ben Reichstagswahlen 1908 mit den anderen liberalen Parteien in Verbindung zu treten. Der Thüringer Verbanb umfaßt 10 Reichstagswahlkreise. Die Landesversammlung des Wohlvereins der Freisinnigen Vereinigung Thüringens beschloß ben Vorsitzenben zu autorisieren, mit den liberalen Parteien Thüringens Verhandlungen anzuknüpsen über eine liberale Einigung für die Reichstagswahlen 1908.

Es ist somit große Aussicht vorhanben, baß in Thüringen, ehe es vollständig antisemitisch durchseucht ist, ein Umschwung eintritt. Auch die antisemitischen Bäume wachsen schließlich nicht in den Himmel.

Die Petition um ein Verbot der Einwanderung russischer Juden.

Eine in Leipzig am 3. Februar 1906 statigehadte antisemitische Versammlung hatte nach Anhörung eines Vortrages, welcher lautete: „Die russische Reoolution unb die Juden, ein Blick hinter die Kulissen“, beschlassen, das hohe Präsidium bes Deutschen Reichstags zu bitten, allen gesetzlichen Maßregeln, welche dahin gehen,

> baß die beutsche Grenze umgehenb gegen die Einwanberung russischer Juben, die insolge der dortigen Revolution bedeutenb zugenommen habe, gesperrt werde,

Wahlwollen unb Befürwartung angedeihen zu lassen. Der Dank bes schwer bedrückten deutschen Mittelstandes sei bem hohen Präsidium sicher! Denn jeder eingewanderte Jude werde ein neuer Bedrücker unseres Volkes!

Die Petitions-Kammission bes Reichstages beschäftigte sich in ber Sitzung aom 23. November 1906 mit dieser Petition. Der jetzt erschienene schriftliche Bericht ber Kommissian gibi biese Verhandlungen wie folgt wieder:

„Ein Mitglied befürwortete bieselbe. In nationalen Kreisen würbe dieser Wunsch geteilt. Auch Professor Hasse vom „Alldeutschen Verbanb“ habe sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Wenn den revolutionären Juden in Rußland der Boden unter den Füßen zu heiß werde, wanderten sie nach Deutschland, Amerika usw. aus. England unb Amerika nähmen diese Leute wohlweislich nicht auf, sondern senden sie mit den Schiffen nach Deutschland zurück. In Hamburg würben sie von einem jübischen Komitee verpflegt und weiter befördert. Nach sechswöchentlicher Abwesenheit würden sie in Rußland nicht mehr aufgenommen unb wir Deutschen hätten dann den zweifelhaften Vorzug, sie zu behalten. Referent verwies dann auf die Ausführungen des Herrn Reichskanzlers Fürsten v. Bülow betreffenb „Mandelstamm und Silberfarb“ in der Sitzung des Reichstags vom 14. Aprii 1904. Damals seien die Studenten ausgewiesen. Selbst viele Juden wünschten die Einwanberung ihrer russischen Stammesgenossen nicht.“

Der Regierungskammissar Legationsrat Webbing gab folgenbe Erklärung ab:

„Wie der Kommission erinnerlich sein dürfte, hat der Herr Staatssekretär des Innern sich bei Gelegenheit ber Interpellatıon Auer und Genossen in der Plenarsitzung des Reichstags vom 3. Mai d. J. iaı Namen des Herrn Reichskanziers über bie Stellung der Reichsverwaltung zur Handhabung ber Fremdenpolizei in den Einzelstaaten ausgesprochen. Mit Beziehung auf die Erklärung des Herrn Staatssekretärs glaube ich daher meinerseits mich einer Aeußerung zur Sache enthalten zu dürfen.“

Der Staatssekretär des Innern führte damals falgendes aus:

„Nach Art. 4 Absatz 1 ber Reichsversassung unterliegen allerdings die Bestimmungen über die Fremdenpolizei der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reichs; diese Bestimmung ist seinerzeit im Jahre 1867 in die Verfassung des Norddeutschen Bundes hineingekommen auf Antrag des Abgeordneten Michaelis, um zu verhindern, daß durch die einzelstaatlichen Gesetzgebungen die Vorschriften der Reichsversassung über Freizügigkeit und über gemeinsames Indigenat aller Deutschen beeinträchtigt werden möchten. Diese Versassungsbestimmung hat aber, solauge und soweit sie nicht durch Spezialgesetze ihre weitere Ausführung und Erfüllung ersahren hat, zunächst einen provisorischen Charakter. Solange also diese Versassungsbestimmung nicht ausgeführt ist durch Spezialgesetze für das ganze Reich, behalten die bestehenden einzelstaatlichen Vorschriften gesetzliche Kraft. Die Einzelstaaten behalten hiernach auf diesem Gebiete alle ihre Befugnisse und alle ihre Rechte, soweit sie nicht durch Reichsgesetze im einzeinen beschränkt oder geändert sind; die Einzelstaaten bleiben insoweit selbstständige Rechtssubjekte mit eigener Machtsphäre, mit besonderer Vollstreckungsmacht, mit voller Willens- und Handeinsfreiheit, und die Einzelstgaten haben das Recht, zu verlangen, daß in diese ihre gesetzliche Machtsväre nicht eingegriffen werde.

Wenn jetzt auf die Vorschriften des russischen Handeisdertrags bei dieser Interpellation Bezug genommen ist, so war diese Bezugnahme eine fehlsame; denn in dem Handesvertrag mit Rußiand vom 10. Februar 1894 / 28. Juli 1904 Ari. I Absatz 2, heißt es, nachdem die allgemeinen Bestimmungen über die gegenseitige Freiheit von Handel und Gewerbe festgelegt sind, solgendermaßen:

> Es herrscht jedoch darüber Einderständnis, daß durch die vorstehenden Bestimmungen dse besonderen Gesetze, Erlasse und Verordnungen auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe und der Polizei nicht berührt werden, welche in jedem der beiden vertragschließenden Länder gelten oder gelten werden und auf alle Ausländer Anwendung finden.

Ferner: zwischen Rußlanb und Deutschland besteht ein bebesonderer Niederlassungsvertrag nicht. Aber auch in den Verträgen mit den Staaten, mit denen wir Niederlassungsverträge geschlossen haben — ich beziehe mich da auf den Niederlassungsvertrag mit der Schweiz vom Jahre 1890 —, ist ausdrücklich gesagt, daß dadurch die Vorschriften der Ausübung der Fremdenpoizei in den einzeinen Staaten nicht berührt werden.

> Auch das Freizügigkeitsgesetz bestimmt im § 12 ausdrücklich, daß ein allgemeines Niederlassungs- und Aufenthaltsrecht lediglich die Reichsdeutschen haben, daß aber die Vorschriften der Fremdenpoiizei für Reichsausländer dadurch nicht berührt werden.
>
> Aus diesen formaien Gründen lehnt der Herr Reichskanzler die materielle Beantwortung der Interpellation ab, ganz abgesehen davon, daß es für die Reichsinstanz unausführbar ist, alle die einzelnen Ausweisungsfälle in den Einzelstaaten nachzuprüfen.“

Von anderer Seite wurde Uebergang zur Tagesordnung beantragt. Der Petition sei nicht das mindeste Material beigefügt. Sie richte sich übrigens nicht bloß gegen die revolutionären russischen Juden, wie der Befürworter der Petition das eigentlich zu wünschen scheine, sondern gegen sämtliche russische Juden. Es müsse prinzipiell gegen jede derartige Maßregel Stellung genommen werden. Warum schlage man Maßregeln gegen Ausländer gerade einer bestimmten Konfession vor? Ganz irrtg sei übrigens die Annahme, als wenn alle russischen Juden, die nach Deutschland kämen, Revolutionäre seien. Aber selbst die, die es seien, hüteten sich bei uns sorgfältig vor jeder politischen Tätigkeit.

Ein Kommissionsmitglied führte namens seiner politischen Freunde aus, daß seine Partei prinzipiell gegen jedes Ausnahmegesetz und darum auch gegen diese Petition sei.

Der Antrag, die Petition dem Herrn Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen, wurde mit großer Mehrheit abgelehnt und von derselben der Antrag angenommen: Der Reichstag wolle beschließen: über die Petition II. Nr. 2774 des Deutschen Volksbundes Ortsgruppe Leipzig, betreffend Sperrung der deutschen Grenze gegen die Einwanderung russischer Juden, zur Tagesordnung überzugehen."

Für den Antrag auf Berücksichtigung stimmten nur die Vertreter der beiden konservativen Fraktionen und die Wirtschaftliche Vereinigung; dagegen alle andern Parteien. Es ist nicht Sitte, daß in den Kommissionsberatungen die Redner der einzelnen Parteien mit Namen aufgeführt werden. Wie wir indeß auf Grund guter Informationen mitteilen können, ist der Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung gestellt und begründet worden von dem freisinnigen Abg. v. Gerlach. Das Kommissionsmitglied, welches sich namens seiner Partei gegen jedes Ausnahmegesetz erklärte, war ein Mitglied der Zentrumspartei.

Uebrigens hat die endgültige Feststellung des Berichts in der Sitzung der Kommission vom 5. Dezember nicht ganz glatt erfolgen können; wir lesen hierüber in der „Lib. Korr." das Folgende:

„Der von dem Berichterstatter, dem christlichsozialen Abg. Burckhardt, vorgelegte Bericht erwies sich als so mangelhaft, daß er von verschiedenen Seiten beanstandet wurde. Es wurde dem Berichterstatter vorgehalten, daß er seine eigene Meinung in beinahe aufdringlicher Weise in den Vordergrund gestellt habe, obwohl sie doch von der großen Mehrheit der Kommission mißbilligt worden sei. Die Wiedergabe der Ausführungen des Referenten nahm nämlich in dem Bericht reichlich den doppelten Raum ein wie die Wiedergabe sämtlicher gegnerischen Ausführungen. Zudem waren die Gegenausführungen nicht einmal korrekt wiedergegeben. Es wurde daher beschlossen, den Bericht in verschiedenen wichtigen Punkten zu ergänzen."

Aus dem antisemitischen Lager.

Dem neuen Kolonialdirektor, dem „Judenstämmling" Dernburg, zollen auch antisemitisch angehauchte und stramm antisemitische Blätter die größte Anerkennung. Wir nennen u. a. die „Kreuzztg.", die „Deutsche Tagesztg.", die „Tägl. Rundschau", die „Deutsche Zeitung", die „Leipziger N. Nachrichten", die „N. Bayer. Landesztg.", des Abg. Memminger. Letztere meint: „Das ganze deutsche Volk sollte einen solchen Staatsmann mit einem dreifach donnernden Hurra begrüßen." Eine Ausnahme macht die Stettiner „Deutsche Hochwacht", die in ihrer Nummer vom 6. Dezember folgende Hanswurstiade zum Besten gibt:

Ja, Dernburg! Was soll man nur zu dem Manne sagen, nachdem er sich scheinbar enthüllt hat! Wir meinen, daß er seine Rolle gut spielt. Er hat den Kampf zwischen Rom und Juda eröffnet. Seine ganze Kolonialpolitik soll zweifellos auf eine Auslieferung der Kolonien an die privatkapitalistische Spekulation hinaus. Es ist kein Zufall, daß ihm von seiten Roms der verpfaffteste aller Zentrumsleute, Herr Rören, gegenübergestellt wurde. Die Schwarzen und die Goldenen spielen sich unsere Kolonien aus! An Dernburg zu „glauben", ist unmöglich — das beweist seine Vergangenheit. Dernburg hätte sich sowieso an der Darmstädter Bank nicht mehr halten können; er hatte die Karre gründlich verfahren. Es ist daher nicht ein Opfer von ihm, daß er seine schöne Stellung aufgab. Einen glänzenderen Abgang konnte er ja gar nicht mimen, als die Erhebung zum Wirklichen Geheimrat und zur Exzellenz! Aber nun wird er aus seiner Haut nicht heraus können und darf es auch nicht — als echter Israeliter. Was Rören und Dernburg sich da gegenseitig an den Kopf geworfen haben, das sind beiderseits Wahrheiten gewesen. Und wir stehen abseits und schauen dem lustigen Treiben zu und — trauen beiden nicht!

Es ist ja beschämend für die Deutschen, daß ein Hebräer es ihnen vormachen muß, wie man mit römischen Intriganten umgeht. Nur sei festgestellt, daß es nicht das deutsche Volk sein wird, wofür der Herr so „mannhaft" austritt. Es ist eine andere Macht und eine andere Interessengruppe, die ihm den Rücken deckt. Sehr richtig bemerkt das „Berliner Tageblatt", dem vor Wonne der Mund übergeht, daß sich anscheinend eine andere Aera einleite: daß der Bund zwischen der Regierung und dem Zentrum sich lockere, und daß man nun zu einer neuen, gesunderen Gestaltung unserer politischen Verhältnisse gelangen werde. Das Mosseblatt sollte ruhig sagen: zu einem neuen Bunde — zwischen der Regierung und Juda. Denn so liegt der Fall. Dernburg, Arnim sind ebensowohl durch ihr Blut legitimierte Bundesglieder wie in Oesterreich der Aehrenthal, in Frankreich der Picquart. Wo bleibt Ballin? Wird man vielleicht von ihm hören, falls Fürst Bülow wieder einmal einen Ohnmachtsanfall erleiden sollte — — —?

Antisemitismus bei Kommunalwahlen. Zu den Stadtverordnetenstichwahlen in Frankfurt a. M. schreibt die „Frankfurter Ztg.":

Die Reaktionäre, beinahe sinnlos gemacht durch ihre erste Wahlniederlage, bemühen sich, dem Wahlkampf einen konfessionellen Charakter zu geben. In einem Aufruf der Zentrumspartei, unterzeichnet „Das Wahlkomitee Frankfurter Katholiken", steht wörtlich: „Die Hauptwahl machte den ganzen Heerbann der Gegner gegen die in der Kommunalen Wahlvereinigung vereinigten Korporationen der Katholiken, Protestanten und Mittelständler mobil. Die Loge hatte geradezu alles aufgeboten, um den linksliberalen Feinden der christlichen Weltanschauung zum Siege zu verhelfen. Mit beispiellosem Eifer haben ihre Anhänger, insbesondere aber eine ganze Anzahl jüdischer Mitbürger ihre Sache, die Sache der christenfeindlichen Freisinndemokratie, gegen uns verfochten; selbst ihre Frauen halfen bei der gegen uns gerichteten Wahlarbeit unermüdlich mit. In Strömen flossen die ihnen zu Gebote stehenden großen Kapitalien als wertvolles Hilfsmittel im erbitterten Kampfe gegen Katholiken und Protestanten."

Es gehört eine gewisse Selbstüberwindung dazu, sich mit diesem Unsinn zu beschäftigen, der eine trostlose Geistesverwirrung verrät. Der ganze Zweck ist nur, etwas konfessionelle Hetze zu treiben; das ist den Herren allerdings nichts Neues. Der Kampf der Freisinnigen geht gegen die Reaktion, es fällt niemandem ein, gegen Christentum, gegen Protestanten und Katholiken zu eifern. Von den 22 Stadtverordneten-Kandidaten der vereinigten Liberalen sind nicht weniger als 21 christlichen Glaubens gewesen, sogar ein Mitglied der Synode, Herr Dröll, befindet sich unter denselben. Was die angebliche Mitwirkung der Loge anlangt, so ist sie nur ein schwarzes Hirngespinst. In einem anderen Flugblatte reaktionärer Herkunft wird besonders darauf hingewiesen, daß an der Spitze der reaktionären Stadtverordneten-Gruppe ein Evangelischer, Herr Kämpf, stehe. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß besagter Herr Kämpf, der Schützling des Zentrums, selbst Logenbruder ist!

Aus **M.-Gladbach,** 8. Dezember, wird der „Köln. Ztg." geschrieben:

Wie in Köln sind auch hier die Ultramontanen bei den Stadtverordnetenwahlen der zweiten Abteilung den Liberalen unterlegen. Sehr merkwürdig ist nun, daß der Aerger im Zentrumslager über diese Niederlage sich in starken Angriffen auf die hiesigen — jüdischen Wähler der zweiten Abteilung Luft macht. Schon in einer Zentrumsversammlung am Abend des Wahltags fielen heftige Ausdrücke gegen die Israeliten, die durch ihre Abstimmung den Ausschlag zugunsten der fünf liberalen Kandidaten gegeben hatten. Dann hat eine zweite Versammlung noch viel stärker in das antisemitische Horn geblasen. Geladen waren von einem ungenannten Einberufer „alle katholischen Bürger M.-Gladbachs". Der Hauptredner war ein katholischer Arbeitersekretär. Er führte u. a. aus, daß von den 59 Israeliten der zweiten Abteilung „nur neun total gewählt" hätten, und zwar hätten von diesen neun sechs überhaupt nicht und drei ausschließlich den israelitischen Kandidaten gewählt. Aus seinen weiteren Darlegungen ergab sich, daß das Zentrum an die jüdischen Ladenbesitzer mit dem durch Boykottandrohungen verschärften Verlangen herangetreten sei, sich unbedingt der Wahl zu enthalten! Der weitere Verlauf der Versammlung entsprach dieser Mitteilung. Es wurden nicht nur Schimpfwörter gebraucht und die Juden karikiert, sondern auch die vollen Namen mehrerer Ladenbesitzer genannt mit der direkten Aufforderung, zu ihnen sollte kein Pfennig mehr gebracht werden. Der Schlußredner führte aus: „Die Gladbacher Abtei ist von Mönchen erbaut, die andern haben wir uns großgezogen; sie sind dick und fett geworden und suchen nun über uns zu regieren." Mit einem Hoch auf die Zentrumspartei wurde dann die Versammlung geschlossen. Wenn man bedenkt, daß bei den Masseneinsprüchen der Zentrumsparteileitung gegen die Bürgerliste die Zentrumsredner von „dem höchsten Recht des Bürgers, dem Wahlrecht" sprachen, so kann man das Verlangen des Zentrums an die Israeliten, sich der Wahl zu enthalten, das damit begründet wurde, daß M.-Gladbach zu fünf Sechstel katholisch sei, richtig beurteilen. Es bedeutet den Versuch, durch die Androhung geschäftlichen Schadens eben dieses „höchste Recht" des Bürgers einer ganzen Konfession zu verwehren! Und warum? Um einer Partei zum Siege zu verhelfen, die eben den Konfessionalismus in jeder Form zu ihrem Grundsatz gemacht hat.

Ueber das parlamentarische Auftreten des deutschsozialen antisemitischen Abg. Lattmann schreibt die reformerische „Hessische Rundschau" (9. 12.):

„Unser Reichstagsabgeordneter Lattmann hat in den letzten Wochen zweimal das Wort im Parlament ergriffen, aber wie aus den stenographischen Berichten zu erfahren ist, ohne Erfolg. Zuerst sprach er zum Gesetzentwurf betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. Herr Lattmann gehört der Kommission zur Beratung dieses Gesetzes an, war aber in den Sitzungen **nicht** erschienen. Trotzdem versuchte er im Plenum an den Beschlüssen der Kommission Kritik zu üben. Dies bekam ihm aber sehr schlecht. Der Berichterstatter der Kommission, Dr. Müller-Meiningen fertigte ihn morgen dieses unparlamentarischen Benehmens ganz gehörig ab. — Und Herr Lattmann fühlte sich getroffen und schwieg. — Zum zweiten Male sprach Herr Lattmann vor **leeren Bänken**, wie selbst die ihm nahestehende Kasseler Allgemeine Zeitung schreibt, übrr die Kolonialfrage. Diese Rede enthält vieles, was durchaus richtig und zutreffend ist. Aber auch hier zeigt unser Abgeordnete wieder, daß er auf Angriffe nicht Rede und Antwort stehen kann. Die Herren Erzberger und Bebel gingrn in der schärfsten Weise gegen die Ausführungen des Schmalkaldener Amtsgrichtsrats vor — und wieder unterließ Herr Lattmann die Abwehr bezw. Rechtfertigung. — Dirse Furcht vor einer lebhaften Diskussion hält unseren Abgeordneten auch ab, in **öffentlicher** Versammlung in Kassel über sein Tun und Lassen im Reichstag Rechenschaft zu gebrn. Die Vertreter der freisinnigen, nationalliberalen und nicht zuletzt auch der deutschen Nrformpartei würden ihm nämlich dann hinreichende Gelegenheit grben, sich als Meistrr des Diskutierkunst zu zeigen. Diese Kunst hat Herr Lattmann aber noch nicht erlernt. Deshalb scheut er das Zusammentreffen mit den Kasseler Gegnern und produziert sich liebrr vor seinen Anhängrrn auf dem Lande. Die schweigen zu allem hübsch still."

S. **Ueber das Auftreten der Hamburger Antisemiten bei den Bürgerschaftswahlen** wird uns geschrieben:

„Häufiger Firmenwechsel spricht nicht für Solidität des Geschäfts: Die hiesigen Antisemiten marschierten im Laufe von etwa 12 Jahren unter der Fahne „deutschsozial", „deutschsoziale Reformpartei", dann wiederum „deutschsozial" — auch unter dem Ableger „deutschnational" —, und jetzt, anläßlich der im Januar nächsten Jahres stattfindenden halbschichtigen Erneuerungswahlen zur Bürgerschaft bleibt das bisherige sturmerprobte Banner ganz verhüllt, nur als „Wirtschaftliche Vereinigung" erscheinen sie auf dem Kampfplatz. Warum so verschämt? Man will, wie der unvermeidliche „Generalsekrrtär" Henningsen ausführte, auch solche Herren in die Fraktion — die augenblicklich aus — Herrn Schad besteht — aufnehmen, die der Partei **nicht** angehören, ihr aber in manchen Punkten nahestehen! Wie tolrrant und wie — bescheiden! Vor Tische las man's freilich anders. Die hochgerühmte Werbekraft des vielseitigen „Programms" hat also doch versagt; der deutschsoziale Felsen, an dem jede antinationale Flut sich brechen sollte, war aus Papier maché! „Still auf gerettetem Boot 2r."

Bislang hatten wir hier Bezirkswahlen nach dem Reichstagswahlgesetz; ein antisemitischer Erfolg war nach den bisherigen Erfahrungen völlig ausgeschlossen, vielmehr der glänzende Durchfall der letzten hohen Säule mehr als wahrscheinlich. Aber Hamburg hat ein neues Wahlgesetz brkommen. Das kennen Sie nicht? Nun, dann sind Sie um eine reine Lebensfreude reicher. Es soll, neben seinen vielen anderen „Vorzügen", auch die Minoritäten zu Wort kommen lassen, nur so ist es möglich, da nicht mehr nach Bezirken gewählt wird, daß auch den Antisemiten einige Sitze zufallen. Ihre „Liste" ist bereits erschienen, zwar noch nicht ganz besetzt, vielseitig wie immer, und präsentiert Kandibaten bis herab auf einen Schutzmann, dem es vermutlich besonderes Vergnügen bereitet, seinen Namen einmal gedruckt zu sehen. Wie prinzipientreu übrigens diese tapferen deutschen Mannen verfahren, zeigt sich wirderum recht drastisch. Die Fraktion, also Herr Schad, hat gegen das neue Wahlgesetz gesprochen und gestimmt. Jetzt, wo dieses legislative Monstrum von neuem im Brennpunkt der Wahlbewegung steht, wo es in sehr vielen Fällen die alleinige Meinungsdifferenz der Kandibaten bildet, hätte man füglich ein kräftiges Wörtlein dagegen auch im antisemitischen Wahlaufrufe erwarten dürfen. Weit gefehlt! In wenigen Zeilen gehen die Herren über den Angelpunkt hinweg — ohne **klare** Stellungnahme für oder gegen — und die Wähler sollen einfältig genug sein, um dies Doppelspiel nicht zu durchschauen. **Für** das Gesetz konnte Herr Schad nicht votieren, wollte er nicht demjenigen Teil seiner hiesigen getreuen Deutschnationalen der durch die Abstufung in Wähler unter und über 2500 Mark Einkommen zur politischen Brdeutungslosigkeit verurteilt ist, vor den Kopf stoßen und außerdem würde ihm dies draußen im Lande bei seinen Agitationen, wo man, „wie's trefft" auch zuweilen den Demokraten hervorkehrt, schlecht brkommen. Unmittelbar aber hinter Schads Namen folgt in der antisemitischen Liste Herr Jakobsen, der vom ersten Tage an bis heute der begeistertste Anhänger des Gesetzes grwesen, der es noch kürzlich eine „Notwendigkeit" nannte! So einheitlich gerichtete politische Gesinnungsgenossen können sich eben nur zusammenfinden in der „Wirtschaftlichen Vereinigung". Kraut und Rüben, hier wie im Reichstag. Daß die Antisemiten sich als Rettrr des Mittelstandes, als Schildhalter der Beamten gerieren, darf bei ihrer Vielseitigkeit niemand wundrr nehmen. Diese **Lrbensmittelverteurer** haben's ja hinlänglich bewiesen, **wie sie's** sind. Auch in Zukunft werden sich die Hrrren Raab und Schad — die anderen laufen ja nur mit — der Bedeutungslosigkeit hier erfreuen, die sie mit vollem Rechte verdienen."

Vermischtes.

Eine Erklärung des Verbandes zur Erreichung der Gleichberechtigung der russischen Juden. Man schreibt der „Russ. Korr." aus Petersburg:

Um die öffentliche Meinung irre zu führen, wird die völlig grundlose Nachricht verbreitet, daß die Juden, die wahrlich am allerwenigsten Grund haben sich zu beruhigen, die linken Parteien verlassen hätten und sich an die „Rechte" anschlössen. Demgegenüber veröffentlicht das Zentralkomitee des Verbandes für Erreichung der Gleichberechtigung der russischen Juden folgendes an die Filialen versandtes Telegramm:

„Die Zeitungen teilten mit, daß die russischen Juden für die bevorstehenden Dumawahlen massenhaft der „Partei der friedlichen Erneuerung" beiträten. Das Zentralkomitee drs „Verbandes für Erreichung der Gleichberechtigung der russischen Juden", das die Beteiligung der russischen Juden an der Wahlkampagne am besten überblicken kann, erachtet es für notwendig zu erklären, daß diese Nachricht völlig unbegründet ist. Ein Anschluß der Juden an die „Partei der friedlichen Erneuerung" hätte, wie den formellen Beschlüssen der Verbandskongresse, so auch den richtig verstandenen Interessen des Judentums widersprochen. Die Schwankungen in bezug auf die Art und Weise der Verwirklichung der jüdischen Gleichberechtigung, die sich selbst bei den Führern der Partei der friedlichen Erneuerung offenbarten, entsprechen weder der prinzipiellen Wichtigkeit der Frage, noch dem Standpunkte der russischen Juden, die schon längst von dem unerschütterlichen Bewußtsein durchdrungen sind, daß die wirkliche Gleichberechtigung nicht teilweise auf dem Wege der Kompromisse erreichbar ist, son-

dern, daß zum Kampf um die Gleichberechtigung eine kraftvolle Opposition gegen alle Regierungsmaßnahmen, die den Grundsätzen der bürgerlichen Gleichheit und politischen Freiheit widersprechen, erforderlich ist." —

Um die Stimmung der russischen Juden regierungsfreundlicher zu gestalten, wurden ihnen bekanntlich große Reformen in Aussicht gestellt. Es folgte aber das wuchtige „Veto" der schwarzen Hunderte, und mit Verbeugungen und Entschuldigungen zog sich das Ministerium eiligst zurück. Nun hat der Verband der Pogrommacher einen neuen Sieg über die Regierungsbeschlüsse zu verzeichnen; wir lesen nämlich in den Zeitungen folgende vielsagende Mitteilung:

„Das Ministerium für Volksaufklärung hat für nötig gefunden, im künftigen Semester nicht in einem einzigen Falle zu gestatten, daß Juden in die mittleren und Hochschulen über die festgesetzte Norm (von 3 bis 10 Prozent) aufgenommen werden."

Erst in diesem Herbst haben sämtliche Hochschulen, ja wie auch die mittleren Schulen beschlossen, die Beschränkungen zu beseitigen; das Ministerium seinerseits stimmte diesen Beschlüssen zu. Als aber der „Verband der russischen Leute" zu einer über allen Ministerien stehenden Regierungsinstanz wurde, durften natürlich diese Bestimmungen nicht weiter gelten.

Die amerikanische Präsidentenbotschaft.

Was wir mit der Botschaft des Präsidenten Roosevelt zu tun haben, in deren dreißigtausend Worten nicht eines auf die Juden Bezug hat? So manches doch, wie wir sehen werden. Nur fürchten wir, daß unsere Antisemiten nichts daraus lernen werden, und wir können daher nur hoffen, daß solche, die es noch nicht sind, sich hüten werden, mit ihnen sich einzulassen. Roosevelt warnt zum Beispiel, solche Leute zur Macht gelangen zu lassen, also etwa sie zu wählen, die einen Teil der Bevölkerung gegen den anderen zum Haß reizen. Selbst die Reformen solcher Männer — er hat doch nicht etwa an die zu deutschen Reformern umgetauften Antisemiten gedacht? — seien nichts wert, da, wo Haß die Saat ist, nur Uebel die Ernte sein könne. Der Präsident tritt auch mit dankenswerter Entschiedenheit gegen den Rassenhochmut der amerikanischen Jingos ein, die in den Südstaaten die Neger lynchen, in Kalifornien die Japaner selbst als minderwertig behandeln. Denn der den Schwarzen gezeigte Hochmut droht in den Südstaaten einen furchtbaren Rassenkrieg hervorzurufen, und die Folge des Rassendünkels gegen die Japaner könnte ein für die Vereinigten Staaten selbst nicht ungefährlicher Krieg sein. Ganz richtig bemerkt der Präsident, daß die Behandlung, die die Amerikaner in Kalifornien den Japanern zuteil werden lassen, nur die Unkultur dieser Amerikaner selbst beweise. Es gehört wirklich eine nicht geringe Portion Unverschämtheit dazu, die Japaner, die doch seit einem halben Jahrhundert genug friedliche wie kriegerische Beweise ihrer sehr hohen Kultur geliefert haben, von oben herab zu behandeln. Und ist die Unverschämtheit unserer Antisemiten etwa geringer, die deutschen Juden als minderwertig anzusehen und vom Staate behandelt wissen zu wollen, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ihren Mann gestanden haben? Aber wie Geschöpfe, die nur nach ihren tierischen Instinkten handeln, nicht die Folgen ihres Tuns überlegen, so denken die Antisemiten nicht an die zahlreichen großen Gefahren, die ihr beständiges Hetzen für die Gesamtheit zur Folge hat.

Der große Sanhedrin.*)

„Im Jahre 1806, ehe der Kaiser Napoleon antrat die große Reise nach Jena, Berlin und Warschau und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaisertums. Da war nun jedermann im großen Wunder, was das werden sollte, und der eine sagte das, der andere jenes, z. B. der Kaiser wolle die Juden wieder bringen in ihre alte Heimat, am großen Berg Libanon, an den Bach Egypti und am Meer.

„Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sei die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen gingen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

„Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

„Allein die Abgeordneten sagten, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüter, und sie erteilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

„Darum formierte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unserer Zeit, den großen Sanhedrin."

Diese Notiz, aus der Feder Johann Peter Hebels im „Rheinischen Hausfreund" von 1808 abgedruckt, ist einer der wenigen Belege dafür, daß das bedeutende historische Ereignis, welches sich genau vor hundert Jahren in Paris vollzogen, damals auch unter den deutschen Zeitgenossen einige Aufmerksamkeit gefunden hat. Ganz vereinzelt steht die Hebelsche Darstellung allerdings nicht da. Schon zwei Jahre früher, im Sommer 1806, brachte der von Garlieb Merkel in Berlin redigierte „Freimütige" einen Alarmruf, hinweisend auf die Gefahr, welche Deutschland durch Napoleons judenfreundliche Politik drohe. Angeregt worden war der „Freimütige" zu diesen Ausführungen durch das Bekanntwerden von der Einberufung einer Versammlung jüdischer Notablen in Paris und durch die Gerüchte von einer Reise, welche der Senator Gregoire um 1805 nach Norddeutschland unternommen hatte, wie es hieß, um die Schuleinrichtungen und Erziehungsanstalten Deutschlands, vor allem aber die Lage der jüdischen Gemeinden daselbst, kennen zu lernen. Gregoire — einstmaliger Curé vom Emberménil und Abgeordneter der Generalstaaten von 1789, späterer konstitutioneller Bischof von Blois, Mitglied des Rates der fünfhundert und geistreicher Verfechter der Toleranzideen der Revolution — hatte sich damals allerdings längere Zeit in Deutschland aufgehalten und die Früchte seiner dort gesammelten Erfahrungen in einer Schrift niedergelegt. Daß aber sein längerer Aufenthalt bei dem Rabbi und Hofagenten Israel Jacobsohn in Braunschweig nicht in der Absicht genommen worden war, „durch arglistige Mittel die Juden in Deutschland an Bonaparte zu fesseln", damit sie „durch ihren Reichtum an den meisten Orten und ihre Einmischung in die politischen Geschäfte und Verhältnisse ihm jedes Geheimnis verraten und die Maßregeln der einzelnen Regierungen lähmen möchten", wird aus nach-

*) Aus der „Nation" vom 8. d. M.

stehenden Ausführungen erhellen. Wir werden sehen, daß die napoleonischen Maßnahmen betreffend die Judenschaft keineswegs von so einfachen Motiven diktiert waren, wie sie unser Berliner Antisemit von Anno 1806 dem Kaiser unterschob. Damals, genau wie heute, verdunkelten blinder Religionshaß und härteste Intoleranz die Urteilskraft mancher sonst scharfsinnigen Politiker. Und nicht allein hüben des Rheins. Was Garlieb Merkel in Berlin, war der Graf von Bonald in Paris. Die Judenfrage brannte lichterloh in der französischen Presse von 1806. Wenn es dem Kaiser trotzdem gelungen ist, für das von ihm unternommene Werk der Regeneration der ihm unterstehenden jüdischen Staatsbürger die ersten festen Grundlagen zu schaffen, so gebührt nicht ihm allein die Ehre dafür. Der Teil der Presse, den Leute wie Gregoire, Chenier und die Mitarbeiter der „Revue philosophique" repräsentieren, hat ihm redlich dabei geholfen. Sie ist zu einer Zeit, da die klerikale Reaktion ihr Haupt erhob, mutig für die Ideen eingetreten, welche die große Revolution besiegelt hatte. Es verlohnt sich schon der Mühe, um uns hundert Jahre zurückzuversetzen und zu betrachten, was denn jener „Große Sanhedrin" bedeutete, in dem unser gar nicht so „unwäger" „Rheinischer Hausfreund" eine große Weltbegebenheit und ein unerhörtes Wunder seiner Zeit erblickte.

Unsere Betrachtung soll ein doppeltes retrospektives Interesse haben. Wurden doch am 10. Dezember 1806 — also genau Tag um Tag vor hundert Jahren — die ersten Entwürfe publiziert zu der staatlichen Anerkennung einer Religionsgemeinschaft, welche durch die am 11. Dezember 1906 perfekt werdende Trennung von Staat und Kirche ihre Freiheit wieder erhält.

* * *

Vor der französischen Revolution hatten die Juden — genau wie in Deutschland — eine eigene Nation innerhalb der französischen Nation gebildet, ein eigentümlicher Zustand, der sich zum einen Teil aus dem jüdischen Religionsgesetz, zum anderen aus den in Frankreich herrschenden bürgerlichen Gesetzen ableiten läßt. Vom Besitzrecht, der landwirtschaftlichen Arbeit, den freien Künsten, den handwerkschaftlichen Korporationen ausgeschlossen, standen dem Juden nur Kleinhandel und Wucher als Erwerbszweige offen. Und so konnte es denn vorkommen, daß bereits um 1788 öffentliche und leidenschaftliche Anklage an die Regierung erging über die Betrügereien und Erpressungen, welche im Elsaß von den dortigen Juden an der christlichen Bevölkerung verübt worden waren.

Wir wissen, daß die konstituierende Versammlung diesen Uebeln abzuhelfen versuchte, indem sie durch das Dekret vom 27. September 1791 die Juden von allen Beschränkungen befreite, welche seit Jahrhunderten auf ihnen gelastet und ihnen das volle französische Bürgerrecht zusprach. Man sagte damals — um mit dem „Rheinischen Hausfreund" zu reden — frischweg „Bürger Aron, Bürger Levi, Bürger Rabbi und gab sich brüderlich die Hand".

„Aber," so fügt der „Hausfreund" hinzu, „was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht und will nicht haben Gemeinschaften mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in einer Bürgerschaft tut gut wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen."

Mit der Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Juden hatte die Konstituante allerdings nicht alle Konsequenzen dieser großen Reform gezogen. Und wenn ihr von aufgeklärter Seite*) der Vorwurf gemacht worden, daß sie bei ihrem Entschluß „mehr philosophischen Sinn als praktische Vorsorge" bewiesen habe, so lag darin ein gut Teil Wahrheit. Seit der Senat von 1791 den Juden ein Maß bürgerlicher Freiheit gewährt hatte, dessen sie keiner Orten genossen, waren die Juden in Scharen aus Polen und allen Teilen Deutschlands herbeigeströmt und hatten sich vorzüglich an den Ufern des Rheins niedergelassen, nach dem Worte Napoleons „wie Raben, Raupen oder Heuschrecken". Binnen einem Zeitraum von zwanzig Jahren war so die Anzahl der jüdischen Staatsbürger im Reiche auf 78 000 gestiegen. Aber mit ihrer erhöhten Kopfstärke mehrten sich zugleich die alten Klagen wegen überhandnehmenden Wuchers. In einem einzigen Departement, der Murth, bezifferten sich die jüdischen Hypothekenforderungen auf nicht weniger als 600 000 Franken, am Donnersberge gar auf nahezu vier Millionen. Von allen Seiten liefen Beschwerden der Präfekten bei der Regierung ein, bald über Erpressungen, denen das Landvolk durch die Juden ausgesetzt war, bald über die häufigen Verstöße der jüdischen Bewohner gegen die zunächst liegenden Bürgerpflichten. Fälschungen der Zivilstandsdeklarationen gehörten zu den beliebtesten Ausflüchtsmitteln, um dem lästigen Militärdienst zu entgehen. Die jüdische Gewohnheit, sich allein beim Vornamen zu nennen und die daraus hervorgehende Unsicherheit in der offiziellen Namengebung trugen dazu nicht unwesentlich bei. Beschränkten sich diese wiederholten Reklamationen der Beamten auch fast ausschließlich auf die elsässisch-deutsche Judenschaft — die portugiesischen und spanischen Juden Südfrankreichs befleißigten sich allenthalben eines einwandfreien Wandels —, so genügten sie dennoch, um die Judenfrage an die Tagesordnung zu bringen. Es galt, Mittel und Wege finden, einem Zustand zu begegnen, der einerseits den Wohlstand blühender Provinzen aufs ernsthafteste bedrohte, auf der anderen Seite ein Erwachen nationaler Unduldsamkeit zur Folge haben konnte. Waren den Juden durch die Revolution die Rechte des französischen Bürgers erteilt worden, so blieb dem Kaisertum nunmehr die Aufgabe, die letzten Spuren einer überlebten Vergangenheit unter ihnen auszutilgen. Um die Juden de facto in die französische Nation aufzunehmen, mußten die alten Judengemeinden aufgelöst, die jüdische Religion respektiert, der Kultus organisiert werden. Man mußte sich Klarheit darüber verschaffen, ob und in welchem Grade die Dogmen des israelitischen Glaubens mit den Staatsgesetzen in Uebereinstimmung gebracht werden konnten. Endlich hieß es die ökonomischen Schwierigkeiten lösen, welche der jüdische Wucher in die Welt gesetzt hatte. In dieser Form stellte sich also, zu Anfang des Jahres 1806, die jüdische Frage für Napoleon dar.

Werfen wir einen Blick in die Pariser Zeitungen jener Tage, so erkennen wir zwei scharf gezeichnete gegensätzliche Richtungen in der Beurteilung dieses Gegenstandes. Während man auf liberaler Seite geneigt war, alle Schwächen und Fehler der Juden auf Rechnung ihrer Jahrhunderte langen Bedrückungen zu setzen, von ihrer gänzlichen Emanzipation eine moralische Erneuerung des jüdischen Volks zu erwarten, meinte die reaktionäre Rechte im innersten Wesen der semitischen Rasse wie auch in den starren israelitischen Glaubenssatzungen den Grund für alle jene Laster zu finden, welche der Volksmund denselben zuzuschreiben beliebte. „Erst die sittliche Wiedergeburt der Juden abwarten," hieß es in diesem Lager, „ehe man an ihre Emanzipation denken kann." Napoleon selbst nahm in diesem Widerstreit der Meinungen eine keineswegs durchweg judenfreundliche Stellung ein. Hatte er zur Zeit seiner syrischen Kampagne allen Ernstes daran gedacht, die Juden als Kolonisten nach Palästina zu rufen, um sich dort eine politische Operationsbasis zu schaffen, so stand er jetzt wesentlich anders zu der Frage. Bei der entschieden antisemitischen Haltung der katholisch-reaktionären Partei wäre er nicht abgeneigt gewesen, die ganze Emanzipationscharte mit einem Federstrich zu vernichten, Ausnahmegesetze gegen die Juden zu dekretieren, ihnen das Bürgerrecht zu entziehen. Aber er hatte ohne den Staatsrat gerechnet, der,

*) Bericht von Portolis an Napoleon.

aus den eminentesten Juristen der Revolutionszeit, Leuten wie Beugnot, Regnaud, Berlier, gebildet, dergleichen reaktionären Velleitäten ohne Zaudern die Spitze abgebrochen haben würde. Man braucht nur die Memoiren Barantes zu lesen, um sich von der Lebhaftigkeit zu überzeugen, mit welcher sich die Opposition betätigte. Es hieß also ein Kompromiß zustande bringen, und zwar, indem man den Juden das Geschenk einer definitiven religiösen Organisation machte und zugleich gegen einen Teil von ihnen temporäre Ausnahmegesetze erließ. So allein konnte der Widerstand des Conseil d'Etat gebrochen, die klerikale Partei beschwichtigt, das christliche Landvolk beruhigt und zugleich dem Staat das Vertrauen der Judenschaft bewahrt werden, die es mit Wohlgefallen begrüßen mußte, wenn ihre Religion unter die anerkannten Staatskulte aufgenommen wurde. Aus diesen Erwägungen heraus wurde der Erlaß dekretiert, welcher am 30. Mai 1806 im „Journal de Paris" erschien. Während in dem Artikel I des Erlasses in den Departements der Saar, der Ruhr, des Donnersbergs, des Ober- und Niederrheins, der Mosel und der Vogesen alle gerichtlichen Eintreibungen von jüdischen Schuldforderungen an dortige Landbewohner für ein Jahr gefristet wurden, hieß es weiter, wie folgt:

„Die Umstände haben uns in Kenntnis gesetzt, um der dringenden Notwendigkeit, unter allen denen, welche sich in unserem Reiche zur jüdischen Religion bekennen, die Gefühle bürgerlicher Moral neu zu beleben, welche unglücklicherweise bei zu vielen unter ihnen durch den Zustand langdauernder Erniedrigung abgestumpft worden sind — einen Zustand, den wir weder dulden noch erneuern wollen."

„Zu diesem Behufe haben wir uns entschlossen, eine Versammlung auserwählter Juden zusammenzuberufen und ihnen durch unsere Kommissare unsere diesbezüglichen Absichten zu unterbreiten — uns durch unsere Kommissare desgleichen die Wünsche der Juden darlegen zu lassen über die Mittel, welche ihnen die besten erscheinen, um unter ihren Glaubensbrüdern die Ausübung der Künste und nützlichen Handwerke zu fördern und so durch ehrlichen Broterwerb die verwerflichen Erwerbszweige zu ersetzen, denen viele vom Vater auf den Sohn seit Jahrhunderten nachgehen."

Diese „Neubelebung der bürgerlichen Moral" unter den Juden, d. h. die Emanzipierung der Israeliten von verjährten Sitten und Gebräuchen, sollte, — und darin liegt die ganze Stärke der napoleonischen Politik — also nicht durch einen Akt kaiserlicher Autorität in Werk gesetzt, vielmehr den Händen der jüdischen Schriftgelehrten selbst anvertraut werden.

Der einzuberufenden Versammlung jüdischer Notablen und Rabbiner sollte es überlassen sein, eine Auseinandersetzung zwischen jüdischer Religionssatzung und französischem Staatsgesetz zu Wege zu bringen. Die Antworten der Versammlung auf die kaiserlichen Fragen behielt sich Napoleon vor, durch eine imposante religiöse Vereinigung, den großen Sanhedrin, in theologische Entscheidungen umwandeln zu lassen.

Die Einberufung der jüdischen Deputierten und Rabbiner nach Paris bildete das Sensationsereignis des Frühjahrs 1806. An öffentlichen Orten, in den Salons, in den Zeitungen sprach man von nichts als von den napoleonischen Plänen betreffend die Judenschaft. „Niemals," so schreibt ein katholisches Blatt, „hat man so viel von den Juden gesprochen wie jetzt. Ganz Europa ist in Spannung die Motive kennen zu lernen, welche ihre Einberufung diktierten. Man fragt sich voll Begier, welche Erfolge sie haben wird." In dem Chor der Preßstimmen tönte am lautesten der „Mercur de France" durch den Mund des Herrn von Bonald, dessen Angriffe gegen die Juden mit denen der heutigen Antisemitenpresse an Leidenschaftlichkeit rivalisieren. In dem Senateur Gregoire, der soeben in einer Schrift seine Erfahrungen über jüdisches Schulwesen in Deutschland niedergelegt, und in dem Mitarbeiter der „Revue philosophique" besaßen auf der anderen Seite die Israeliten beredte Verteidiger. So fanden denn die Delegierten der Judenversammlung, als sie am 15. Juli 1806 in Paris eintrafen, eine einigermaßen stürmische Atmosphäre vor.

Sie waren 95 an der Zahl (später 103, als noch die italienischen Juden auf ihre Bitten Zutritt erhielten) aus 28 Departements des Reiches, die sich am 26. Juli in der alten St. Johanniskapelle des Hotel de Ville vereinigten. Ihre Wahl war nicht absolut frei, vielmehr dem Wohlgefallen der Präfekten überlassen gewesen.

Sie erwies sich in der Folge als durchaus glücklich: Zum einen, weil sie dem Kaiser eine feste Majorität sicherte, zum anderen, weil das Verhalten der Delegierten der Judenschaft nur zur Ehre gereichen sollte. An der Spitze stand als Präsident Abraham Furtado, ein reicher Kaufmann aus Bordeaux, von dem allerdings die strenggläubigen Rabbiner meinten, „daß er die Bibel nur aus Voltaire kenne". Die gewählten Rabbiner selbst waren nicht durchweg von dem streng rabbinitischen Geiste der Unduldsamkeit beseelt, welcher sich dem freien Vernunftsurteil feindlich gegenüberstellt.

Immerhin aber lag es ihnen am Herzen, die mosaischen Satzungen in ihrer Reinheit zu erhalten. Ihnen stand als Opposition die anti-rabbinitische Fraktion gegenüber, deren religiöser Indifferentismus die kaiserliche Sache förderte. Von den Kommissaren der Regierung waren zwei, Portalis und Pasquier vom Geiste aufrichtiger Toleranz beseelt, einer, Molé — wie die Juden sagten ein „Renegat" —, ihnen durchweg feindlich gesinnt. Und doch hieß es, Molé verdanke sein großes Vermögen der Ehe seines Urgroßvaters mit der Tochter Samuel Bernards, eines reichen Juden. Die Versammlung machte sich schnell ans Werk. Schon am 17. August konnte sie in einer langen Erklärung an den Kaiser die ihr vorgelegten Hauptfragen beantworten, betreffend Gehorsam dem bürgerlichen Gesetz, Vaterlandstreue, Eheschließung und Mischehen. Alle diese Antworten waren im Geiste Napoleons abgefaßt, und — mit Ausnahme der einzigen Frage bezüglich der Mischehen, welche „anzuraten" die Delegierten nicht übernehmen wollten — befriedigten sie ihn vollkommen. Am 18. September ließ der Kaiser den Notablen dies zu wissen tun und kündete ihnen gleichzeitig die Einberufung des „großen Sanhedrin" an, des jerusalemitischen „hohen Rats oder Synedriums", der seit Zerstörung des Tempels sich nicht mehr vereinigt hatte und nun wieder erstehen sollte, um aller Orten das jüdische Volk über den wahren Geist seines Gesetzes aufzuklären."

(Schluß folgt)

☛ Der heutigen Nummer der „Mitteilungen" liegt ein gegen die antisemitische Weihnachtsparole: „Kauft nicht bei Juden" gerichtetes Flugblatt bei, von dem wir den Anhängern und Förderern unserer Bestrebungen jedes gewünschte Quantum kostenlos zur Verfügung stellen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81.
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und (12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 51. **Berlin, 19. Dezember 1906.** **16. Jahrgang.**

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition,** Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr.** 14, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.**

Der Feiertage wegen fällt die nächstwöchige Nummer der „Mitteilungen" aus. Dagegen erscheint am 29. Dezember eine auf die Wahlbewegung bezügliche Extranummer.

Zu den Reichstagswahlen!

Das deutsche Volk steht vor einem ungewöhnlich schweren und ernsten Wahlkampfe. Der Reichstag ist aufgelöst wegen der Ablehnung der Nachtragsforderung für die Truppen in Südwestafrika. Auf Seiten der Regierung standen alle bürgerlichen Parteien (mit Ausnahme des Zentrums), von den Konservativen bis zu den Demokraten, die Opposition bildeten Zentrum, Polen und Sozialdemokraten. Diese eigenartige Gruppierung ist es, die auch dem Wahlkampf ein ganz besonderes Gepräge gibt. Denn nicht die eine Parole „Für oder wider die deutschen Kämpfer in den Kolonien!" wird ihn beherrschen. Nein, viele andere wichtige Fragen werden in den Vordergrund gerückt werden, die den Gegensatz zwischen links und rechts, zwischen Liberalen und Konservativen etc. nicht verwischen lassen.

Ein solches Durcheinander ist bei Reichstagswahlen kaum dagewesen. Und diese Gelegenheit werden die Antisemiten eifrig benutzen, um im Trüben zu fischen.

Deshalb halten wir es für unsere Pflicht, unsere Freunde zu bitten, auf der Hut zu sein und, wie die Wahlschlacht sich auch entwickeln möge, **keinem antisemitischen Kandidaten ihre Stimme zu geben.**

Die Antisemiten sind es, die den obersten Grundsatz des modernen Staates, die Forderung der **Gleichberechtigung der Staatsbürger** in brutalster Weise mit Füßen treten.

Die Antisemiten wollen alle Juden und selbst alle zum Christentum übergetretenen Juden und deren Nachkommen, die sie Judenstämmlinge nennen, zum Lande hinaustreiben oder wenigstens sie entrechten.

Wer aber ist es, dem in diesen Tagen ein großer Teil des deutschen Volkes, wie seit langer Zeit keinem Manne zugejubelt hat, dem Antisemiten selbst ihre Anerkennung nicht versagt haben?

Nun, dieser Mann ist ein Judenstämmling.

Wir wären nie darauf gekommen, danach zu fragen, welchen Glaubens er oder sein Vater oder sein Großvater gewesen seien. Aber die Antisemiten waren es, die zuerst gezetert und geschrieen, daß man einen Judenstämmling zur Exzellenz gemacht und ihn auf außergewöhnliche Weise mit außergewöhnlicher Machtfülle bekleidet habe.

Nun, wenn es nach den antisemitischen Kandidaten ginge, die sich jetzt um die Stimmen der Wähler bewerben, dann müßte man diesen Mann, dem das deutsche Volk aus freien Stücken in elementarer Gewalt zugejubelt, der bei den Vorgängen, die den Anstoß zu der Reichstagsauflösung gegeben haben, die hervorragendste Rolle gespielt hat, hinauswerfen aus dem Lande oder wenigstens ihn als einen mehr oder weniger rechtlosen Mann behandeln. Und mit ihm eine halbe Million Menschen, deren Vorfahren einmal mit seinen Vorfahren in derselben Weise zu Gott gebetet haben.

Das Treiben der Antisemiten ist um so gefährlicher, als sie in neuerer Zeit es häufig vorziehen, ihre Endziele zu verhüllen und unter **falscher Flagge** zu segeln, insbesondere im agrarischen Lager Unterschlupf zu suchen.

Darum aufgepaßt und alles aufgeboten, um die Vertreter einer schmachvollen, kulturfeindlichen Bewegung von der Schwelle des deutschen Parlaments fernzuhalten!

Darum laute die Parole für unsere Freunde, gleichviel welche Stellung sie zu den übrigen Parteien einnehmen, am 25. Januar 1907:

Nieder mit dem Antisemitismus!

Antisemitische Reichstagskandidaturen.

Nach offiziellen Mitteilungen haben die **Deutschsozialen** ihre bisherigen Reichstagsabgeordneten wieder aufgestellt und zwar:

Liebermann von Sonneberg in Homberg-Fritzlar-Ziegenhain,
Lattmann in Kassel-Melsungen,
Schack in Eisenach-Dermbach,
Raab in Eschwege-Schmalkalden,
Herzog in Hofgeismar-Rinteln.

Ferner haben die Deutschsozialen in folgenden bisher nichtantisemitisch vertretenen Wahlkreisen Ernstkandidaten nominirt:

In Marburg Dr. Böhme, den früheren Geschäftsführer des Bundes der Landwirte,
in Waldeck-Pyrmont den Oberlandesgerichtsrat Frhrn. v. Richthofen,
in Weimar-Apolda Oberamtsrichter Graefe,
in Gießen den früheren antisemitischen Abgeordneten Köhler,
in Oels-Wartenberg Zahnarzt Strumpf,
in Mühlhausen (Thüringen) Generalkonsul a. D. Graf Pfeil,
in Wanzleben Graf Reoentlow,
in Darmstadt Amtsrichter Mahr,
in Wolfenbüttel v. Flotow,
im Herzogtum Lauenburg Oekonom Müller.

Die Reformpartei hat ihre bisherigen Abgeordneten ebenfalls sämtlich wieder aufgestellt und zwar:

Werner in Hersfeld-Hünfeld-Rotenburg,
Gräfe in Bautzen-Bischofswerda,
Zimmermann in Zschopau-Marienberg,
Böckler in Schlochau-Flatow,
Bruhn in Friedeberg-Arnswalde,
Froelich in Ost- und West-Sternberg.

Ferner hat die Reformpartei in Gemeinschaft mit dem Deutschen Volksbunde in folgenden bisher nichtantisemitisch vertretenen Wahlkreisen Ernstkandidaturen aufgestellt:

In Borna-Frohburg Kaufmann Fritzsche,
in Meißen-Riesa einen dortigen Gewerbetreibenden, dessen Name noch nicht genannt wird,
in Deutsch-Krone R.-A. Simons,
in Alsfeld-Lauterbach-Schotten den früheren antisemitischen Vertreter des Kreises Maler Bindewald,
in Marburg R.-A. Harmony.

Ueber Dresden und Leipzig sowie andere sächsische Kreise schweben noch Verhandlungen, ebenso über die Kreise Neustettin, Landsberg-Soldin, Meseritz-Bomst, Rummelsburg-Bütow, Ost- und Westpriegnitz, Oels, Gießen und Friedberg-Büdingen. In Oels und Gießen würde es demnach, wenn die Reformpartei bei ihrer Absicht, diese Kreise mit Kandidaten ihrer Richtung zu besetzen, zu einer antisemitischen Doppelkandidatur kommen wie in Marburg. Dagegen scheint die ursprüngliche Absicht, auch dem Deutschsozialen Lattmann in Kassel eine Gegenkandidatur gegenüberzustellen, aufgegeben zu sein.

Der Deutsche Volksbund stellte bisher in folgenden Wahlkreisen Kandidaturen auf:

In Stettin Kaufmann Sepke,
in Randow-Greifenhagen Prof. Dr. Paul Förster.

Der bisherige Abg. Krösell, der selbst nicht weiß, zu welcher antisemitischen Gruppe er gehört, hat sich wieder in Pyritz-Saatzig aufstellen lassen.

Die Christlichsozialen haben die bisherigen Abgg. Stöcker (Siegen) und Dr. Burckhardt (Dillenburg) wieder aufgestellt und planen die Nominirung weiterer Kandidaten.

* *

Der Aufmarsch der Antisemiten in Thüringen.

Man schreibt uns: Der Reichstag ist kaum geschlossen, die neuen Wahlen sind soeben erst ausgeschrieben worden und schon sind die Antisemiten auf dem Plan erschienen. Sie haben es allerdings auch nötig, die ersten auf dem Kampfplatze zu sein, denn, wenn nicht alles täuscht, wird es diesmal eine Generalabrechnung mit den antisemitischen Wahlmachern geben. Die liberale Einigung hat in Thüringen bedeutende Fortschritte gemacht und die Einigungsbestrebungen erstrecken sich nicht nur auf die freisinnigen Parteien, umfassen vielmehr in den meisten Wahlkreisen auch die Nationalliberalen. Die Antisemiten und der Bund der Landwirte, die in Thüringen als reaktionäre Masse operieren, werden also das Bürgertum in geschlossener Phalanx finden und es dürfte ihnen nicht so leicht wie bei früheren Wahlen gelingen, einen Keil in die Reihen der bürgerlichen Parteien zu treiben. Es ist also die Angst um ihren Besitzstand, die die Antisemiten so früh zum Wahlkampf scheucht. Der Generalsekretär der deutschsozialen Partei, Henningsen, hausiert bereits seit zwei Wochen in Thüringen mit der abgedroschenen Warenhausvogelscheuche. „Kauft nicht bei Juden, denn sie sind unreell" — „christliche Mädchen, geht nicht zu Juden in die Geschäfte, denn sie nutzen euch aus und treiben euch in die Reihen der Prostituierten", und wie die ähnlichen unbewiesenen Schlagworte und Phrasen sonst noch heißen. In Weimar hat sich der antisemitische Wanderhetzer übrigens glänzend blamiert. Dort veröffentlichten die christlichen Ladenmädchen, die in jüdischen Geschäften sind, einen Protest gegen die Lügen des Herrn Henningsen in den Weimarer Blättern, in dem es u. a. hieß, daß sich die Mädchen in jüdischen Geschäften ebensogut, wenn nicht besser als in christlichen Geschäften stehen und alle übrigen Behauptungen Erfindungen und Verleumdungen seien.

Der zu Unrecht gewählte ehemalige Abgeordnete für Eschwege-Schmalkalden, der Antisemit Raab, steht schon mitten im neuen Wahlkampf. Demagoge durch und durch und nie um eine wahrheitswidrige Behauptung verlegen, erzählt er den Arbeitern seine Schicksale als Porzellanarbeiter, fachsimpelt bei den Handwerkern, als sei er einer der ihren, und den Geschäftsleuten verspricht er wahre Wunderdinge. Die hessischen Bauern verehren in ihm den waschechten Bündler, kurz, er ist ein Universalgenie, das dank seiner Gaukelkünste in den Zirkus Liebermann paßt, nur nicht in den Reichstag. Es verlautet, daß die Freisinnige Volkspartei bereits einen aussichtsvollen Kandidaten gewählt hat, der hoffentlich die Stimmenzahl seines Vorgängers Merten (4089) bedeutend überflügeln wird, da er auch die Stimmen der Nationalliberalen erhalten dürfte. Aber auch die Sozialdemokraten werden den angeblichen „Mann aus der Werkstatt" diesmal etwas genauer unter die Lupe nehmen. Die aus antisemitischer Quelle fließende Nachricht, die Freikonservativen würden gleich im ersten Wahlgang für den Antisemiten eintreten, erweist sich übrigens als ein ballon d'essai.

Noch besser als in Eschwege-Schmalkalden stehen für die bürgerlichen Parteien die Chancen in Eisenach. Im Prinzip haben sich hier Freisinnige Volkspartei, Nationalliberale und Nationalsoziale bereits geeinigt, und es dürfte nicht schwer sein, einen aussichtsvollen Kandidaten zu gewinnen. Der linksliberale Landtagsabgeordnete für Eisenach, Rechtsanwalt Dr. Appelius, hat auch bei der Freisinnigen Volkspartei große Sympathien und genießt auch im ländlichen Wahlkreise Vertrauen. Man ist in Eisenach gespannt, wie Herr Schack, der nur kurze Zeit die Ehre hatte, die Wartburgstadt im Parlament zu vertreten, seine Wähler über die nicht erfüllten Versprechungen hinwegtrösten wird. Vorläufig hält er sich noch in Reserve und schickt seinen Busenfreund Lattmann vor, der am Sonnabend in Eisenach den Wahlkampf vor einer schwachbesuchten Versammlung eröffnete. Auch Lattmann wird in Kassel die bürgerlichen Parteien gerüstet finden. Eisenach dürfte den Antisemiten nicht so leicht wieder als Beute zufallen und das sehen die Antisemiten, die so viel

Firmenschilder als Gesinnungen haben, auch ein. Vorsorglich stellen sie in **Weimar** den Oberamtsrichter **Gräf** aus Geisa auf, einen extremen Agrarier und Reaktionär, der jedenfalls die ungeeignetste Persönlichkeit ist, dem Sozialdemokraten Baudert das Mandat streitig zu machen. Da sich auch im Wahlkreis Weimar-Apolda liberale Einigungsbestrebungen geltend machen, ist eine antisemitische Mehrheit, selbst mit Hilfe der Agrarier, die 1903 auf ihren Kandidaten 5737 Stimmen vereinigten, undenkbar. Nationalliberale und Freisinnige bringen gemeinsam zirka 7000 Stimmen auf. Der Sozialdemokrat erhielt 1903 10 865 Stimmen. — Wie verlautet, ist auch für den Wahlkreis **Jena-Neustadt** die Aufstellung eines Antisemiten geplant. Wenn auch der Nationalliberale Lehmann, der den Kreis im letzten Reichstag vertreten hat, seiner Wiederwahl mit Zweifeln entgegensieht, wird sich dank der frischen Strömung der Jungliberalen und Nationalsozialen eher eine Verschiebung nach links ergeben, als ein Abschwenken ins reaktionär-antisemitische Fahrwasser.

Der Kreis **Erfurt-Schleusingen** ist zwar kein sicherer Besitzstand der Nationalliberalen, doch steht zu erwarten, daß es auch hier gelingt, den antisemitischen Bewerber aus dem Felde zu schlagen. Es ist noch zweifelhaft, ob der Antisemit mit den unbeglichenen Wahlschulden von 1903, **Hans von Masch**, oder der Hallenser Konsumvereinstöter Professor Dr. **Suchsland** kandidiert. Es sind gleichwertige Bewerber; von Masch erhielt 1903 durch die Unterstützung des Bundes der Landwirte 4313 Stimmen, der Nationalliberale Hagemann erhielt 6687, der Sozialdemokrat 15 260 Stimmen. Somit kommen auch in diesem Wahlkreis die Antisemiten nicht sehr in Betracht und ihr Bestreben, schnell noch eine Liaison mit den Konservativen einzugehen, dürfte in Erfurt, wo die Konservativen 1903 aus eigener Kraft 5424 Stimmen aufbrachten, nicht von Erfolg gekrönt sein.

Wie es in den übrigen thüringischen Wahlkreisen aussieht, ist bis zur Stunde noch nicht bekannt. Soweit sich die Vorbereitungen zum Wahlkampf überblicken lassen, schafft die liberale Einigung fast überall eine neue Situation, deren Konjunktur den Antisemiten jedenfalls nicht zu gute kommt. Die Parole der Sozialdemokraten, die von den Arbeitern strikt befolgt wird, lautet: **Antisemitische Versammlungen werden prinzipiell nicht besucht.** Hierdurch wird den Antisemiten die beliebte Wahltaktik, im Trüben zu fischen und mit Krawallen à la Eisenach zu operieren, gründlich gestört, und sie müssen sich nun einen neuen Coup ersinnen. L.

Liebermann von Sonnenberg in antisemitischer Beleuchtung.

Der Abg. Liebermann von Sonnenberg sagte in der Reichstagssitzung vom 11. Dezember:

„Der Abg. Scheidemann hat unter Nennung meines Namens einen Zeitungsartikel (Artikel der „Hessischen Rundschau") verlesen, in dem es heißt, daß ich von meinen Wählern gesagt haben soll: Meine Bauern sind treu wie die Hunde, aber dreckig wie die Schweine. Ich habe gegen diese infame Verleumdung die Gerichte angerufen, und Herr Scheidemann kann der Verhandlung in Kassel beiwohnen. In einem Briefe schreibt mir ein Wähler mit Bezug auf diesen Zeitungsartikel: Derjenige, der das gesagt hat, möge nur herkommen, wir werden ihm den Hosenteil schon strammziehen! (Heiterkeit.) Diese Aufforderung gilt für jeden Verbreiter der Verleumdung, auch für Sie, Herr Scheidemann!" (Große Heiterkeit.)

Im Anschluß hieran bemerkt die reformerische „**Hessische Rundschau**" (16. 12):

„Wir stimmen in diese Heiterkeit (die sich erhob, als der Präsident die Aufforderung des Herrn L. v. S. als ungehörig zurückwies) gern mit ein, haben wir doch die Persönlichkeit eines Liebermann v. Sonnenberg selbst dann nicht recht ernst nehmen können, wenn er den freiheitlichen Nationalismus mit Füßen trat, und war doch auch unser vorgenannter Artikel auf diesen heiteren Ton gestimmt. Aber von der bei Herrn v. Liebermann seit längerer Zeit so oft wahrgenommenen fatalen Gedächtnisschwäche finden wir auch in seiner obigen Bemerkung einen neuen eklatanten Beweis. Der vieledle Herr hat nämlich offenbar seinen guten Willen mit der Tat verwechselt, wenn er meint, daß er gegen diese infame Verleumdung die Gerichte angerufen" hat; denn davon mußte doch wenigstens unserm f. Zt. verantwortlichen Schriftleiter Wilke durch Vorladung etwas bekannt geworden sei. Leider ist dies nicht geschehen, und so wird uns wohl der Hauptspaß ewig versagt bleiben, Herrn v. Liebermann vor den Schranken des Gerichts ein trauliches Stelldichein zu geben. Wie beklagenswert dies auch ist, Herr v. Liebermann hat sich, seinen Angreifer und seine Zuhörer in frommen Wahn gewiegt, als er Herrn Scheidemann in Aussicht stellte, einer derartigen Gerichtsverhandlung in Kassel beiwohnen zu können. **Die Entrüstungspose im Reichstag steht also einem Herrn von den Qualitäten des Abg. Liebermann v. Sonnenberg schlecht an, der sich für infam verleumdet erklärt, vorgibt, die Beleidigungsklage angestrengt zu haben und dennoch die ihm dazu gebotene Frist hat ruhig verstreichen lassen. Jetzt sind nahezu vier Monate nach Veröffentlichung des Artikels ins Land gegangen, ohne daß wir von einer solchen Klage Kenntnis erhalten haben!** (Dieser Satz ist auch im Original durch Sperrdruck hervorgehoben. D. R. d. M.)

. . . Was aber den Vorwurf der infamen Verleumdung anlangt, den Herr v. Liebermann unter dem Schutze der Immunität als Reichstagsabgeordneter gegen uns erhoben hat, so haben wir gar nicht nötig, denselben zurückzuweisen; denn eine solche Beschimpfung aus sicherem Hinterhalt prallt auf den Beleidiger zurück, wie der Pfeil des zu straff gespannten Bogens auf den unvorsichtigen Schützen. Wir verzichten deshalb auch auf die dankbare Aufgabe, Herrn v. Liebermann eine reiche Blütenlese infamer Verleumdungen der Reformpartei, ihrer Führer und Mitglieder seitens der Deutschsozialen aus dem Wahlkampf Rinteln-Hofgeismar ins schwache Gedächtnis zu rufen. Die Reformer werden diese Infamien jedenfalls nicht aus dem Gedächtnis verlieren und so den berufsmäßigen Verleumdern im deutschsozialen Solde die Maske herabzureißen wissen, wo immer sie sich bei kommenden Wahlen ihnen entgegenstellen mögen. Für die Folge aber möchten wir die „Hessische Rundschau" im Reichstage nur dann noch erwähnt wissen, wenn freiheitliche nationale Redner zur Vernichtung der konservativ-deutschsozialen Reaktion aus unserem Arsenale die schneidigen Waffen beziehen. Sollte jedoch der Junker Liebermann als einer der „Edelsten der Nation" den frommen Brauch seines Busenfreundes üben, den Gegner durch Strammziehung des Hosenteils zu bekämpfen, so würde er hierdurch seinem wohlverdienten Kosakentitel nur von neuem gerecht. Er täte dann aber jedenfalls sehr gut daran, dem Beispiele seines unsterblichen Adelsgenossen v. Bredow zu folgen und sich lederne Unaussprechliche zuzulegen; denn wenn einmal eine Prügelei inszeniert ist, kann man vorher nie genau wissen, wer die meisten Hiebe bekommt. Sicher fände auch er alsdann seinen Willibald Alexis und damit die ersehnte Unsterblichkeit in dem historischen Roman: Die Hosen des Herrn v. Liebermann."

* * *

Die Vereinigung des Deutschen Volksbundes mit der Deutschen Reformpartei ist zur Tat geworden. So berichtet die „Deutsche

Reform". Zwischen den Herren Abg. Froelich, Prof. Förster und von Mosch einerseits, den Abgg. Zimmermann, Bruhn, Werner andererseits hätten im Laufe dieser Woche die bezüglichen Aussprachen stattgefunden, die zu diesem Ergebnis geführt haben. Der Deutsche Volksbund behalte seine bisherige Organisation bei, trete aber als Ganzes (ca. 2000 Mitglieder) in die Deutsche Reformpartei ein. In sachlichen Fragen habe sich eine völlige Uebereinstimmung zwischen den beiden bisher getrennt marschierenden Gruppen ergeben.

Wiener Brief.

XXI.

(Ein antisemitischer Minister? — Messerstiche als Argumente. — Gegen und für die Kartelle. — Schönerers Niedergang. — Ein alldeutscher Bannfluch gegen einen Alldeutschen.)

Wien, den 15. Dezember 1906.

Eine liberale Wiener Tageszeitung, die mit der österreichischen Regierung in guter Fühlung steht, brachte dieser Tage die Mitteilung, daß das Ministerium des Herrn von Beck in der nächsten Zeit einer Umbildung unterzogen werden solle. Als kommende Männer hätten der klerikale Dr. Ebenhoch und der christlichsoziale Dr. Pattai zu gelten. Für den letzteren sei das Justizportefeuille in Aussicht genommen, das jetzt in den Händen des modernen, freisinnigen Dr. Klein wahrlich nicht schlecht geborgen ist. Dr. Pattai gehört zur Spezies der Salonantisemiten. Er hat sich immer vom wüsten Getümmel ferne gehalten und seit Jahren wird er als einer der gesellschaftsfähigsten Mitglieder der christlichsozialen Partei für einen Ministerposten bereit gehalten. Allerdings wollen die Wiener Rathausherren nicht das „erste beste" Ministerium annehmen und sie haben sich ablehnend verhalten, als Herr von Beck bei der Parlamentarisierung des Kabinetts an die Getreuen Dr. Luegers mit seinem lockenden Anerbieten herantrat. Es scheint fast, daß die Christlichsozialen auch jetzt noch nichts Geringeres als das Ministerium des Innern anstreben und mit weniger einflußreichen Posten nicht zu befriedigen sind. Aber der Justizminister hätte immerhin ein sehr bedeutendes Betätigungsfeld; es stünde ihm besonders in der nächsten Zukunft, in der die Reform des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches vorgenommen werden dürfte und auch andere wichtige Gesetze einer Modernisierung unterzogen werden sollen, eine gewichtige Aufgabe bevor. Wie die Reformen aussehen und von welchem Geiste sie erfüllt sein würden, wenn Dr. Pattai ihr intellektueller Urheber wäre, vermag man sich vorzustellen. Der Antisemit, der sich seit Jahren den Klerikalen (wie früher den Deutschnationalen) nahe hielt, könnte aus seiner Haut nicht heraus und die besseren Manieren, auf die sich Dr. Pattai berufen kann, könnten in keiner Weise beruhigen. Herr von Beck möge sich die Vergebung des Justizportefeuilles an einen Christlichsozialen aus dem Kopfe schlagen. Die Partei der rücksichtslosen Parteilichkeit ist nicht geeignet ein Amt zu verwalten, das wie kein anderes Unparteilichkeit voraussetzt. Christlichsoziale Justiz würde uns in Oesterreich gerade noch fehlen. Uebrigens befinden sich im Ministerium noch gerade genug Antisemiten oder — wenn man will — Freunde des Antisemitismus. Neben Derschatta und Prade ist für Pattai kein Platz.

In den letzten Tagen haben die Christlichsozialen erst wieder gezeigt, wie ihr Wesen geartet ist, wenn sie sich ungehemmt geben können. Am 11. Dezember fand im 9. Bezirk eine Versammlung des Vereins Freie Schule statt und die Christlichsozialen benützten den Anlaß, um ihr Mütchen an dem Verein zu kühlen, der in seinem sachlichen, systematischen und energischen Kampf gegen Klerikalismus, Jesuitismus und Antisemitismus in Oesterreich einzig dasteht und die Begeisterung aller Fortschrittsfreunde in demselben Maße auslöst, in dem er den Haß aller Dunkelmänner auf sich zieht. Die Antisemiten beschlossen nun die Versammlung nach bewährtem Muster zu sprengen, was ihnen auch gelang. Bei den turbulenten Szenen, die sie hervorriefen, wurden drei Versammlungsteilnehmer von den antisemitischen Raufbolden gestochen. Einer wurde sogar schwer verletzt. Nun kommt aber ein tragikomisches Nachspiel. Die christlichsoziale Presse scheint über die Person des Schwerverwundeten schlecht informiert worden zu sein und reklamiert diese sofort für sich. Da kannte man wieder einmal zeigen, was für eine Menschensorte die „Judensozi und Freimaurer" seien. Sie stechen einen armen unschuldigen Christlichsozialen nieder und das in einer Versammlung, die der Erziehungsfragen besprochen werden sollen. Doch das Unheil für die christlichsoziale Lügenpresse reitet schnell. Bald ergab es sich, daß der bedauernswerte Schwerverletzte ein Jude sei, und daß die Antisemiten gewohnheitsmäßig das Gegenteil von der Wahrheit behauptet hatten.

Die Christlichsozialen sind aber nicht nur Meister in der Verdrehung von Tatsachen, sondern sie leisten auch Bedeutendes an Zweideutigkeit. Unter dem Titel: „Seltsame Bekämpfer der Kartelle" bringt die „Arbeiter-Zeitung" einen amüsanten Bericht über die letzte Tagung der Metallgewerbetreibenden, die mit einer Kundgebung gegen die Kartelle begann und mit einer Demonstration für die Industrie schloß. Am ersten Tag sprach der Wiener Magistratsdirektor und christlichsoziale Abgeordnete über die Auswüchse der Kartelle und legte eine Resolution vor, in der es hieß:

„3. Kartellbeschlüsse, durch welche die Preise einer Ware in einer durch die wirtschaftliche Lage der Industrie nicht gerechtfertigten, die Konsumenten offenbar bewuchernden Preise gesteigert werden, sind von der Regierung zu beheben; gegen diejenigen, welche solche Beschlüsse gefaßt haben, ist — wie nach dem Wuchergesetz — strafweise vorzugehen.

4. Im Gesetz ist vorzusorgen, daß Uebertretungen der Vorschriften über das Kartellwesen mit entsprechenden Strafen, und zwar nicht mit Geldstrafen, sondern mit Arreststrafen zu ahnden sind. Als Akt der Selbsthilfe ist aber den Kartellen der großindustriellen Produktion eine genossenschaftliche Organisation der Konsumenten entgegenzustellen".

Ganz anders geartet sind jedoch die Reden, die am zweiten Tag gehalten wurden, und die Beschlüsse, die man bei dieser Gelegenheit faßte. Es ist eben schwer, Logik zu bewahren, wenn man es mit niemandem verderben will, weder mit den Kleinen noch mit den Großen. „So war also," schließt die Arbeiter-Zeitung am 11. d. M. ihren Artikel, „die Verbrüderung vollständig." Ob die „Kartellbekämpfer" mit Hochrufen auf die Industriekartelle und auf das Agrarkartell auseinandergingen, wird in den Berichten nicht mitgeteilt, wäre aber ganz natürlich gewesen."

In der „Reichenberger Zeitung" lesen wir eine Notiz, die weitgehendere Beachtung verdient. Dem genannten liberalen Blatte wird aus Eger geschrieben:

„Dieser Tage war Abgeordneter Schönerer in Eger; er kam aus Friedrichsruh vom Sarge Bismarcks und wollte nun ein bißchen in seinem Wahlkreis (Eger, Landbezirk) nachsehen. Aber die Auskunft, die er erhielt, muß für ihn recht ungünstig gewesen sein, denn er fuhr bereits mit dem nächsten Zuge nach Wien. Diesmal war Schönerer in Begleitung eines einzigen Getreuen. Mißmutig schritt der alte Kämpe über den Marktplatz und durch die Bahnhofstraße. Kein Heilruf tönte ihm entgegen, keine Fahne grüßte ihn. Wer hätte das noch vor einigen Jahren voraussagen dürfen?"

Ritter Georgs Sterne erblassen eben. Einst, in seinen Jugendtagen, da Georg Ritter von Schönerer nach freiheitlichen Anschauungen huldigte, hat er dem österreichischen Deutschtum anerkennenswerte Dienste geleistet und zu den besten Männern seines Stammes gehört. Dann kam die Zeit, da er sich von seinen besten Freunden losriß, den bekannten „Judenpunkt" in das Linzer Programm aufnahm und so den Antisemitismus zum Parteidogma machte. Schönerer wurde zum einsamen Mann und als der Antisemitismus, den er heraufbeschwor, immer stärker wurde, waren es andere Männer, die ernteten. Später, als Schönerers alldeutsche Parteigrundsätze einschlugen und aus ihm der Führer einer starken Abgeordnetengruppe ward, lag es klar auf der Hand, daß nicht der Alte — Schönerer — sondern der Junge — Wolf der eigentliche Kopf, die zugkräftige Persönlichkeit der Partei sei. Wieder konnte Schönerer, der stets Verbitterte, seiner Stellung nicht froh werden. Er drängte seine eigene Partei zur Selbstzerfleischung. In den letzten Tagen hat der Bannfluch Schönerers den Abgeordneten Schalk getroffen, der früher der Kronprinz hieß und der Alldeutschen Hoffnung bildete. Doch zuletzt gestattete er sich, über zwei Probleme eine Ansicht zu haben, die mit Schönerers verbohrten Anschauungen nicht harmonierte — es drehte sich um böhmische Angelegenheiten — und da ereilte ihn das Geschick. Wer dem grimmigen Alten nicht pariert, der „fliegt" einfach und Pardon wird dann nicht gegeben. Hören wir, wie ein deutschnational-antisemitisches Blatt über den jüngsten Ukas des alldeutsch-antisemitischen Parteiführers urteilt. Die „Deutsche Volkszeitung" schreibt:

„Dieser Fall zeigt wieder, wie Schönerer nur zerstören kann. Sein Unfehlbarkeitsdünkel gestattet neben sich keine andere freie Meinung. Er duldet keine selbständigen, unabhängigen Männer neben sind, welche ihm gegenüber auch ihre Ueberzeugung vertreten. Aber es wird allmählich dämmern und licht werden in jenen Köpfen, welche für sich Herrn Schönerer denken lassen, und die Einsicht wird einmal zum Durchbruch kommen, daß es mit Losi-Schönerer kein gedeihliches, positives Arbeiten gibt. Er hat durch sein hirnverbranntes, jedes wahren Volksempfindens bares Treiben dem deutschen Volke, den deutschen Parteien Wunden geschlagen, deren Folgen es so bald nicht überwinden wird".

rm.

Neues Rassengefasel.

Keineswegs nur wo Begriffe fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Wo ungenau definierte, schwankende Begriffe vorhanden sind, da gerade stellen Worte in Ueberfülle und zu jeder möglichen Unzeit sich ein. Auch der Aufsatz von L. H. Müller in Nr. 108 des „Hammer", der die stolze Ueberschrift trägt: „Zur richtigen Einschätzung der Rasse-Theorie" enthält für uns nur leere Worte. Das einzig gute an dem Artikel ist, daß er den antisemitischen Halbgott Houston Stewart Chamberlain abtut. Dieser ist jetzt nur noch „ein fleißiger Kompilator". Na, da kommt der neue antisemitische Rassenfex ja ziemlich unserer Einschätzung des Herrn Chamberlain nahe.

Die Leser mögen sich bei uns bedanken, wenn wir sie nicht weiter mit Herrn Müllers „richtiger" Einschätzung der Rasse-Theorie behelligen. Um aber unser Hinweggehen über dieses und anderes Rassengeschwätz zu begründen, sei folgendes angeführt. Der neue Rasse-Genius Müller schreibt in dem hier in Rede stehenden Aufsatz u. a.: „Der Jude, der ausgeprägteste Rassemensch der Welt, hat nicht das, was wir Europäer Moral nennen, aber er hat statt dessen die 13 000 Formalvorschriften des Tulmuds, an die er Tag und Nacht denken muß." Lassen wir einstweilen die ebenso kühne wie unbewiesene Behauptung, daß der Jude nicht das, was die Europäer Moral nennen, habe. Wer aber hat denn die angeblich 13 000 die Moral ersetzenden Vorschriften des Talmuds gemacht als Juden, die also Moral gekannt haben müssen? Nun wollen wir aber Herrn Müller ein fürchterliches Geheimnis verraten. Von der halben Million deutscher Juden dürften 499 000 von den 13 000 talmudischen Vorschriften nicht den hundertsten Teil auch nur kennen, also auch nicht Tag und Nacht an sie denken, geschweige denn sie befolgen können. Mindestens die Hälfte aller Juden haben auch nur von einigen wenigen gehört. Selbst die tausend Juden in Deutschland, die vielleicht den Talmud etwas besser kennen, denken nicht Tag und Nacht an dessen Vorschriften, sondern sehen sehr oft sogar über sie hinweg. Wenn aber die ganz überwältigende Majorität der Juden weder, wie Herr Müller meint, die Moral der Europäer kennt, noch, wie wir nicht nur behaupten, sondern aus voller Kenntnis der Dinge versichern dürfen, und wie vielleicht statistisch nachgewiesen werden könnte, nur ein verschwindend geringer Teil der Juden von dem in 13 000 Formalvorschriften des Talmuds bestehenden Moralsurrogat etwas weiß, geschweige denn es beherzigt und doch die Juden in allen Ländern ein verhältnismäßig geringes Kontingent zum Verbrecherheer stellen, dann würde daraus folgen, daß man ohne Moral und Moralsurrogat ganz gut auskommen kann. Diese anarchistische Folgerung wird Herr Müller sicherlich, wenigstens offen, nicht machen wollen. Und da hätte er Recht. Die richtige Folgerung ist: die Prämisse, daß die Juden die Moral der Europäer nicht kennen, ist falsch, sogar grundfalsch. Die Juden haben ihre aparten religiösen Vorschriften, im übrigen stehen sie durchschnittlich auf der Höhe der Moral derjenigen Völker, in deren Mitte sie leben.

„Müllern" wir noch etwas weiter in der Rassenmystik. Unser Rasse-Müller hält Willenskraft für einen Teil des unbewußt Göttlichen, das in uns schlummert und schwierig zu erwecken ist. Würde das jemand in sich ganz können, so stände er der Allmacht nahe wie Christus 2c. Eine ganz ungeheure Willenskraft besitzen nun oft die schwersten Verbrecher — man denke an den vor kurzem hingerichteten Hennig —; auch Wahnsinnige besitzen eine bewundernswürdige Willenskraft. Aber selbst die schlechtesten Nicht-Christen würden nicht verrucht genug sein, nach Herrn Rasse-Müllers Lehre diese Sorte Menschen, Verbrecher und Wahnsinnige, auch nur einen Moment als Christus nahe zu denken.

Und nun noch eins, aber nicht weil es Herr Müller sagt, sondern weil auch im Publikum vielfach ähnliche Anschauungen verbreitet sind. Das Publikum spricht ebenso wie unser Herr Rasse-Müller davon, daß gewisse vornehme Manieren im Blut, in der Rasse liegen, daß die Rasse Leute zu führenden Stellungen im Staatsleben berechtige. Da möchten wir nur wissen, woher es kommt, daß jeden Tag ganz gewöhnliche Leute, sagen wir Kellner, Diener, Dirnen so brillante Hochstaplererfolge in den allerersten Kreisen erzielen können, Grafen, Fürsten, Prinzen, Könige und Kaiser haben sich schon durch die eleganten Manieren, das grandseigneurhafte Benehmen solcher Leute oft während langer Zeiträume dupieren lassen. Man erlebt dergleichen jeden Tag. Folglich gehören zu solcher Betätigung keineswegs bloß Rasse und Blut. Wenn aber gesagt wird, den Rassemenschen sei die Vornehmheit angeboren, die Hochstapler dagegen haben sie sich anerzogen; jene können gar nicht anders handeln, diese wollen nur so handeln — wenn auch allerdings nur zu verbrecherischen Zwecken —, können aber auch — anders, dann sind diese Hochstapler ja die — vollendeteren Menschen, da sie nämlich so und auch so sein können. In Wirklichkeit dürfte es sich so verhalten, daß die Abkömmlinge vornehmer Leute die schönen Manieren beständig vor sich sehen und sie teils bewußt, teils unbewußt, teils sogar durch Dressur gewonn-

gen, in sich aufnehmen, während die Hochstapler in verhältnismäßig kurzer Zeit dasselbe lernen und oft die Vornehmen nicht nur täuschen, sondern auch ihnen sogar als Muster dienen.

Ebenso lehrt die Zeitgeschichte, was man auch aus der Geschichte der Vergangenheit schon zur Genüge weiß, daß Leute, die sich nicht zu den vornehmen Rassen zählen können, die höchsten und schwierigsten Staatsstellungen oft unendlich viel besser ausfüllen als die angeblich durch ihre Abstammung schon Berufenen. „Der heimliche König", den Fulda schildert, ist kein bloßes Fantasiegeschöpf eines Dichters. Er hat in unzähligen Exemplaren existiert und existiert noch.

Geschwätz und Faselei, sowie nur das Rassenthema berührt wird! Darüber wundern wir uns nun allerdings weniger als darüber, daß so viele auf das Rassengewäsch überhaupt etwas geben. Bei Tieren, bei Pferden, Ochsen und Hunden mag man immerhin von Rassen reden. Aber bei Menschen, so weit andere als allenfalls physiologische Vererbung in Betracht kommt, verschone man uns mit praktischen Folgerungen aus den so unklaren, schwankenden und täglich neu auftauchenden Rassentheorien.

Aus dem antisemitischen Lager.

Die Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a. M. Unser Bureau in Frankfurt schreibt uns: Diese Wahlen, über die wir bereits in Nr. 48 berichteten, sind nunmehr durch die inzwischen erfolgten Stichwahlen endgültig erledigt. Für uns bedeuten sie zusammen mit dem Ergebnis der Hauptwahl einen nicht zu unterschätzenden Sieg einer besseren Einsicht über reaktionäre Anschauungen, in der sich alle bürgerlichen Parteien, Nationalliberale und Sozialdemokraten nicht ausgeschlossen, zusammengefunden hatten. Selbst in solchen Bezirken, wo eine Zeitlang die rektionäre Strömung gewisse Chancen zu haben schien, war das Ergebnis der Wahl ein überraschend günstiges.

So stehen wir vor einem Gesamtresultat, wie wir es zwar gehofft, wie man es aber angesichts der in ihren Mitteln wahrlich nicht wählerischen Agitation der Antisemiten, die Schulter an Schulter mit den Mittelständlern und Zentrumsleuten kämpften, mit Sicherheit nicht erwarten konnte. Sieben Mandate, deren sich bislang die Reaktionäre rühmen konnten, sind ihnen entrissen worden. — Die Stadtverordnetenversammlung weist nunmehr folgende Zusammensetzung auf: Von den 64 Stadtverordneten gehören 50 der bürgerlichen Linken an, darunter 24 Demokraten und je 13 Fortschrittler und Nationalliberale, 6 der Sozialdemokratie und 8 den reaktionären Parteien. Diese Zahlen sprechen für sich selbst, und man darf wohl mit Berechtigung die Ansicht aussprechen, daß in absehbarer Zeit diese wenigen reaktionären Stadtparlamentarier auf eine noch wesentlich kleinere Zahl zurückgedrängt, wenn nicht ganz beseitigt werden.

Antisemitische Berichterstattung. Die „Hess. Landesztg." schreibt:

„Die antisemitische Presse verbreitete vor kurzem einen tendenziös zugestutzten Bericht über den Verlauf einer Versammlung der Mittelstandsvereinigung in Schöneberg bei Berlin. Da die Mehrheit der Versammlung zum großen Aerger der antisemitisch-konservativen Veranstalter aus Liberalen bestand, die den Rednern des Abends, unter denen sich auch Dr. Böhme (Reichstagskandidat der Deutschsozialen in Marburg) befand, energisch entgegentraten, glaubt die antisemitische Presse die fürchterliche Niederlage ihrer Schützlinge dadurch beschönigen zu können, daß sie den Liberalen „empörende Ausschreitungen" nachsagt. Ein Mitglied unserer Redaktion wohnte jener Versammlung zufällig bei und wir können allerdings sagen, daß die Versammlung zeitweise recht stürmisch verlief. Als beispielsweise der noch überaus jugendliche Dr. Böhme die nationale Gesinnung hervorragender, um ihr Vaterland verdienter Liberaler höhnisch anzweifelte und im selben Atem allen, die sich von der sozialen Gesinnung unserer Hyperzöllner nicht überzeugen können, „blanke unverschämte Lüge" vorwarf, da wurde ihm aus der Versammlung heraus, namentlich von langjährigen Schöneberger Stadtverordneten in energischer Weise das Ungebührliche seines Benehmens zu Gemüte geführt. Besonders kam es auch zu großer Bewegung in der Versammlung, als der linksliberale bodenreformerische Stadtverordnete Dr. Gottschalk den Nachweis führte, daß ein Schöneberger Stadtverordneter der Mittelstandsvereinigung Beziehungen zu Bodenspekulanten unterhalte. Die falschen Berichte in der antisemitischen und agrarischen Presse sind nur auf die Wut der Herren darüber zurückzuführen, daß zum Schluß mit großer Mehrheit eine Resolution — ebenfalls eingebracht von einem liberalen Stadtverordneten Schönebergs — angenommen wurde, die den mittelständlerischen Stadtverordneten aufforderte, sein Stadtverordnetenmandat niederzulegen, dessen er sich durch verdächtige Beziehungen zu Terraingesellschaften unwürdig gemacht hat. Hinc illae irae!"

Vermischtes.

Die jüdischen Korporationen an der Berliner Universität. Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im Leitartikel Ihrer letzten Nummer vom 12. Dez. („eine antisemitische Niederlage bei den Lesehallewahlen") ist auch von den „vereinigten national-jüdischen Korporationen" die Rede. Da es im Wahlkampf eine oft versuchte Taktik unserer Gegner war, unsere Partei als national-jüdische hinzustellen und so in Mißkredit zu bringen, so bitten wir Sie, in der nächsten Nummer Ihres geschätzten Blattes folgende Berichtigung zu bringen:

Die Vereinigung, zu der sich die jüdischen Korporationen an der Berliner Universität zusammengeschlossen haben, führt den Namen „Vereinigung jüdischer Korporationen." Sie umfaßt Korporationen, die sich über alle inneren Gegensätze hinweg zum gemeinsamen Kampfe gegen den Antisemitismus vereinigt haben, unter denen aber neben nationaljüdischen auch Korporationen sich befinden, die durchaus auf deutsch vaterländischem Boden stehen. Der Name der unterzeichneten Verbindung bürgt selbst bei unseren Gegnern für diesen Standpunkt.

J. A. der h. t. im K. C. präsidierenden Verbindung „Sprevia"
Kurt Baschwitz, Spreviae.

„Die russische Revolution und die russischen Juden." Ueber dieses Thema sprach kürzlich Dr. Paul Nathan in einer Versammlung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Er führte seine Zuhörer in das Riesenreich von 150 Millionen Einwohnern, darunter sechs Millionen Juden, über die der große Zar und eine Unzahl kleinerer, selbständig schaltender Zaren herrschen, in die russische Universität, welche den Ausspruch Alexanders III.: „Bringe mir die Bildung aus dem Wege," zur Ausführung bringt, und alsdann in den Körper Rußlands, zu dem arbeitenden Volk, dessen Los sich nach der Befreiung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschlechtert hat. Die geistige Verdummung und die körperliche Verelendung mußte allmählich zu einer Degeneration der Bevölkerungsmassen führen, die tatsächlich betreffs des Militärs nachweisbar ist, in welchem die Zahl der Untauglichen und der Zurückgestellten von Jahr zu Jahr stetig steigt. Die in der Ernährung heruntergekommene Bevölkerung war dem aufstrebenden jungen japanischen Volke nicht gewachsen, und das Ergebnis war die furchtbare Niederlage im Kriege gegen Japan. Bei so ungeheurem

Drucke mußte es allmählich zu einer revolutionären Bewegung kommen. Es ist eine Beleidigung gegen das russische Volk, wenn man annehmen wollte, daß sie einer jüdischen Führung dazu bedurft hätten. Unbegreiflich wäre es allerdings, wenn die Juden bei dem noch viel schlimmeren Drucke, dem sie ausgesetzt sind, sich nicht zum Teil der elementaren Bewegung angeschlossen hätten. Die Behandlung, welche die russischen Juden erfahren haben, ist seit dem 1882 erfolgten Erlasse des Grafen Ignatiew ständig unwürdiger geworden; die russischen Verwaltungsorgane haben, wie einwandsfrei festgestellt ist, selbst an den furchtbaren Judenmassakers teilgenommen, die an 640 Orten 38 225 Familien mit 162 700 Köpfen elend machten, zur Abschlachtung von 985 Juden führten, die von 380 Witwen, 211 Vollwaisen und 328 Halbwaisen betrauert werden. Die in den verschiedenen Kulturstaaten seitens der großen jüdischen Organisationen bewirkte systematische Hilfsarbeit, für welche der Redner ziffernmäßige Belege gibt, hat zwar zweifelsohne dazu gedient, das russische Elend zu lindern, die aufgewendeten Millionen können aber das Uebel nicht an seiner Wurzel fassen. Das riesenhafte Problem der russischen Judenfrage kann durch humanitäre Mittel nie und nimmer gelöst werden. Zur einzig glücklichen Lösung, zur Expatriierung der sechs Millionen Juden, fehlt das Geld und das Land, wo man diese Völkerwanderung unterbringt. Die Frage kann nur erledigt werden durch politische Mittel. Die deutschen Juden würden sicher mit der Regierung eines Sinnes sein, daß eine Einmischung des deutschen Reiches in die russischen Verhältnisse ein Unglück wäre für das deutsche Reich und aller Wahrscheinlichkeit nach auch für die russischen Juden. Eine große Nation läßt sich nicht von außen beeinflussen, ohne stark zu reagieren. Dagegen gibt es eine Solidarität der Zivilisation. Kein einziger Staat kann sich isolieren, am allerwenigsten Rußland, welches auf die Kräfte der Zivilisation angewiesen ist, die sich in Barmitteln zum Ausdruck bringt. Jacob H. Schiff in New York und Lord Rothschild und sein Haus in London, zwei der bedeutendsten Finanzleute der Welt, haben in ehrenwertester Weise jede Verführung, welche an sie herangetreten ist, zurückgewiesen und die Unterbringung neuer Anleihen Rußlands abgelehnt. Es wäre wünschenswert, wenn dieses Vorbild, das von Juden geübt wird, in ihrer Eigenschaft nicht nur als Juden, sondern auch als Kulturmenschen, Nachahmung fände in allen Kreisen der Juden und in den christlichen Kreisen. Es besteht kein Zweifel, daß das russische Reich, in dieser Weise weiter regiert, nicht nur politisch, sondern auch finanziell, wie der Redner ziffernmäßig darlegt, zum Bankerott führen muß. In Rußland steht jetzt nicht das Schicksal der jüdischen Bevölkerung auf dem Spiele, sondern vielmehr die russische Großmachtstellung. Das gibt die Zuversicht, daß dieses mächtige russische Volk doch seinen Willen durchsetzen wird, daß bessere Zeiten für Rußland kommen werden, und der Sieg der Zivilisation in Rußland wird eine Erleichterung für Europa sein.

Bologna, 10. Dezember. Vorige Woche ist einer der angesehensten Bürger Bolognas, der Bankier und Senator Sanguinetti gestorben. Das Leichenbegängnis des Verstorbenen gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung nicht nur der Bevölkerung von Bologna, sondern der ganzen Provinz Emilia. Sanguinetti, ein Mann, der durch umsichtige finanzielle Tätigkeit ein Vermögen von mehreren Millionen Lire erworben hat, hatte einen großen Teil seines Vermögens im Dienste der Menschheit und zu gemeinnützigen Zwecken verwendet. Fast bei allen Anstalten, die dem Wohle der Stadt oder der Provinz dienen, war Sanguinetti beteiligt, entweder saß er im Vorstande der Institute oder war einst selbst ihr Begründer, so z. B. einer hiesigen blühenden Handelsschule. Er war Vorstand der Bologneser Handelskammer. Deren Vize-Vorstand, Gallotti, gab in beredten Worten der Trauer der ganzen Bevölkerung Ausdruck. Außer ihm sprachen noch fünf andere Redner. Alle betonten, daß Cesare Sanguinetti der begeisterte Verfechter jeder guten und nützlichen Sache gewesen sei und ohne jede Ostentation jedem Unglücklichen zu helfen gesucht habe. In allen seinen Handlungen zeigte sich sein milder und edelbenkender Geist. Von wahrhaft vornehmer Höflichkeit, zeigte er stets eine sich gleichbleibende Toleranz gegen Meinungen, die von seiner eigenen abwichen. Dem Leichenzuge voran schritt ein Bataillon Infanterie, Abteilungen von Gendarmen und der Infanterie waren an den Straßenübergängen postiert, um den langsam vorüberziehenden Zug vor jeder Störung zu schützen. Die Geschäfte hatten meist für die Stunde des Leichenbegängnisses geschlossen, ganze Schulen und Vereine beteiligten sich an der Beerdigung. Man zählte im Zuge 42 Fahnen von Bologneser oder provinzialen Korporationen. In 50 Kutschen wurden die prachtvollen Kränze, gegen 160, dem Leichenwagen nachgefahren. Sämtliche staatlichen Behörden der Provinz, die Munizipalität von Bologna, die Universität, das Generalkommando waren bei der Feier vertreten. Auf dem Friedhofe von Bologna, auf den sich nur die nächsten Angehörigen begaben, hielt der Oberrabbiner Alberto Orvieto eine von poetischer Begeisterung getragene Rede, die die Tugenden und die Religiosität des Toten feierte. Die großen Verdienste des zu früh Verschiedenen — Sanguinetti hat kaum 50 Jahre erreicht — wurden auch ehrend in einem Telegramm hervorgehoben, das der König von Italien durch seinen Minister an die Hinterbliebenen richtete.

Die persische Verfassung und die Juden. Aus Teheran wird berichtet: Das unmöglich Geglaubte ward Ereignis: Persien erhält eine Verfassung und den soeben noch als Parias in des Wortes traurigster Bedeutung behandelten Juden wird volle Gleichberechtigung mit den übrigen Untertanen des Schah-Muzaffer ed-Din zuteil. Das klingt wie ein „Märchen aus 1001 Nacht", klingt fast zu schön, als daß man an die Wahrheit glauben könnte, und dennoch ist es hocherfreuliche Wahrheit. Das Amtsblatt Habl-Mattin teilt den vollen Wortlaut der Verfassungs-Urkunde mit, deren von den liberalsten Ideen erfüllte Bestimmungen jeden Zweifel beseitigen, daß sie für alle „persischen Untertanen" ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Nationalität Geltung haben sollen. Die entscheidenden Artikel, welche sich auf die Nichtmuslimen beziehen, lauten wie folgt:

„Art. 8: Alle die Londessprache redenden persischen Untertonen, sie mögen welcher Religion oder Abstommung immer sein, sind vor dem Gesetze gleich. — Art. 9: Jedem persischen Untertan ist volle Freiheit der Person gewöhrleistet. — Art. 11: Die offizielle Staatsreligion ist der Islam schiitischen Ritus; die übrigen Religionen sollen oder in der freien Ausübung ihrer Vorschriften und in der Verwoltung ihrer Angelegenheiten in keiner Weise beeinträchtigt werden. — Art. 13: Jeder persische Untertan hot dos Recht, das ihm zusagende Gewerbe oder Handwerk ouszuüben. — Art. 15: Der Unterricht ist frei, jedoch dorf dadurch den Rechten des Islam kein Abbruch geschehen. Art. 19: Jeder persische Unterton, der dozu befähigt ist, konn öffentliche Aemter bekleiden. — Art. 20: Die Wohnstätte jedes persischen Untertons ist unverletzlich. — Art. 64: Alle die Landessprache beherrschenden persischen Untertanen sind zu Mitgliedeen des Parlaments wählbor"

Drastischer könnte allerdings der grundstürzende Wandel der Dinge nicht in die Erscheinung treten, als wenn ein persischer Jude, ein Angehöriger der bisher rechtlosen, geächteten, inbezug auf Leben und Eigentum vogelfreien Glaubensgemeinschaft, seinen Einzug ins Parlament halten und damit zur Ausübung des höchsten Rechtes eines Vollbürgers zugelassen würde.

Der große Sanhedrin.*)

(Schluß)

Welchen tiefen Eindruck diese Nachricht auch in Deutschland unter den Mitgliedern der vielgeprüften Religionsgemeinschaft hervorbrachte, erhellt aus dem ergreifen-

*) Brief von Portolis an Napoleon, 12. Februar 1807.

den Briefe, den der edle jüdische Philantrop Rabbi Israel Jacobsohn aus Braunschweig damals an den Kaiser richtete, und den wir im „Journal de Paris" vom 5. August 1806 abgedruckt finden. Die darin ausgesprochene Hoffnung, ein souveräner jüdischer Rat mit einem Patriarchen an der Spitze möchte in der Folge von Paris aus und unter Aufsicht der französischen Regierung in allen gottesdienstlichen Handlungen entscheiden und jedem Juden die nötige Autorisation erteilen, um in allen Ländern seine Bürgerpflicht zu erfüllen, wurde von dem Berlinen Antisemiten Merkel im „Freimüthigen" als Verrat am Vaterlande ausgerufen!

Der große Sanhedrin, der nach altem Brauch aus 70 Mitgliedern bestehen mußte, sollte sich der Idee Napoleons gemäß am 20. Oktober vereinigen. Es vergingen aber noch mehrere Monate, bis die Rabbiner gewählt und die Reisekosten für die zum Teil sehr bedürftigen Gottesgelahrten von den jüdischen Gemeinden aufgebracht waren. Unterdes tagte die Versammlung in Paris weiter und benutzte so eifrig ihre Zeit, daß sie am 10. Dezember 1806 dem Kaiser ein Reglement von 27 Artikeln unterbreiten konnte, in welchen die Grundlagen der heutigen Organisation des jüdischen Kultus enthalten waren. In einem Schlußparagraphen ward dem Kaiser nahe gelegt, zum Behufe „der jüdischen Jugend die Gewohnheit des kriegerischen Handwerks zu geben, welches ihre Ahnen so glorreich ausgeübt", nur einem beschränkten Teile der israelitischen Rekruten die Vertretung durch einen gekauften Mann zu gestatten. Erweckte diese Motion schon Staunen und Verwunderung, so gab es ein regelrechtes tollé, als auf Vorschlag des Rabbi Abigdor in einer der Schlußsitzungen der Versammlung dem katholischen Klerus eine Dankadresse für die Aufnahme votiert wurde, welche verschiedene Pontifices und Geistliche zu verschiedenen Zeiten den Israeliten gewährt, „als nach Barbarei, Vorurteile und Unwissenheit die Juden aus dem Schoße der Gesellschaft ausstießen".

„Ist es nicht pikant," schrieb Portalis an den Kaiser, „daß, im Augenblicke, da M. Chenier im Namen der Philosophie aufs unanständigste gegen die Intoleranz und den Fanatismus der katholischen Priester deklamiert, die Juden selbst den Geist der Toleranz und Nächstenliebe der katholischen Kirche laut proklamieren."*)

Anfang Februar 1807 trat der große Sanhedrin, gebildet aus 46 Rabbinern und 34 Laien — zum Teil Mitgliedern der Notablen-Versammlung —, in Paris zusammen. Als Vorsitzender fungierte Rabbi David Singheimer aus Straßburg, sekundiert von zwei italienischen Rabbinern. Die Eröffnungssitzung fand in derselben St. Johanniskapelle des Hotel de Ville statt. Der Anblick war grandios. Alles deutete auf den religiösen Charakter der Versammlung hin: die alte Kirche, die dunkle, strenge Tracht der Abgeordneten, welche für den Vorsitzenden in einem schwarz-samtnen Kaftan mit Pelzverbrämung, für die übrigen Mitglieder in seidenen Gewändern bestand. Die religiöse Hierarchie war überall gewahrt. Die Rabbiner hatten den Vortritt vor den Laien. „Le public", so schrieben die Kommissare an den Kaiser, „a été édifié". Die Sitzungen waren öffentlich. Der Eindruck war so durchaus wohltuend, daß Leute wie der Kanzler Pasquier nicht genug Worte des Erstaunens hatten ob der stolzen Festigkeit, der Würde, der hohen Auffassung jener einfachen, demütigen Juden. Man hatte geglaubt, es mit Leuten zu tun zu haben, für welche die Religion nur ein bequemes Mittel war, um frei ihren selbstsüchtigen Zwecken zu fröhnen. Man fand „sehr hervorragende, in ihrer Religion sehr bewanderte Leute, denen ihr Glaube doppelt teuer war, gerade um der Verfolgung willen, die sie um ihn gelitten, fein gebildete Männer, denen keine Richtung menschlichen Wissens fremd geblieben."**)

**) Mémoires de Pasquier T. I p. 276.

Die Sitzungen des Sanhedrin dauerten bis zum 4. März 1807. Von seinen Winterquartieren in Osterode und Finkenstein aus folgte der Kaiser mit lebhaftem Interesse jenen Beratungen und versäumte nicht, den Kommissaren für die erzielten Resultate seine Befriedigung auszusprechen. Die Ergebnisse der Verhandlungen faßten sich in neun Artikel zusammen, welche am 22. Adar des Jahres 5567 (2. März 1807) bekannt gegeben wurden. Sie enthielten die Ratifikation der von der Versammlung jüdischer Notablen aufgestellten Prinzipien betreffend das Verhältnis der jüdischen Mitbürger zu den christlichen Bürgern Frankreichs. Wer sie kennen lernen möchte, findet sie in Hebels „Erzählungen des Rheinischen Hausfreunds" in der Form abgedruckt, wie sie der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Von den verschiedenen Paragraphen, welche alle darauf abzielen, die absolute Vereinbarkeit des mosaischen Glaubensgesetzes mit den bürgerlichen Institutionen der Christenheit darzulegen, seien nur die Artikel 4, 5 und 6 hier ausgeführt. Sie resümieren am besten den Geist dieses merkwürdigen Schriftstückes, welches alle die meditieren sollten, die heute die alte Fabel von dem jüdischen „Apatriatismus" neu auflegen:

§ 4. „Der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seien Brüder, weil sie einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und besiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Untertanen jedes Landes, in welchem er wohnt, so leben als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren."

§ 5. „Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Mosis, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen in und außer Frankreich und dem Königreich Italien."

§ 6. „Der große Sanhedrin erkennt das Land, worin ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat und den Schutz der Gesetze genießt, als sein Vaterland an usw. usw."

Die drei letzten Artikel enthalten ein prinzipielles Verbot des Wuchers, sowie Ratschläge, die jüdische Jugend „zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten". Dem Kaiser erübrigte nun, den doktrinär gefaßten Satzungen des hohen Rats praktische Anwendung zu geben. Dies geschah durch eine Reihe von Dekreten, welche nach in demselben Monat erschienen und auf einem Teil der französischen Judenschaft — vornehmlich den elsässischen Juden — schwer gelastet haben. Ganz im Sinne des kaiserlichen Erlasses vom Mai 1806 abgefaßt, sind die Dekrete, was die religiöse Organisation der Israeliten anbetrifft, als ein wesentlicher Fortschritt, was ihre bürgerliche Stellung anlangt, als ein Akt der Reaktion zu betrachten. Neben den Gesetzen betreffend Regelung des Kultus, Gründung und Einrichtung der Konsistorien und Synagogen enthalten sie nämlich eine Anzahl von Ausnahmemaßregeln hinsichtlich der Eintreibung jüdischer Schuldforderungen, der Niederlassung von Juden in bestimmten rheinischen Departements, der Wehrpflicht usw. Alle diese Zwangsgesetze konnten bei der Opposition des Staatsrats nicht aufrecht erhalten werden. Allmählich und nachdem im Laufe der Jahre die „Regeneration der Israeliten" regierungsseitlich konstatiert worden, wurden die durch sie betroffenen Departements wiederum davon befreit.

Immer und überall aber arbeiteten die jüdischen Konsistorien der Regierung, sobald sie mit gerechten Forderungen auftrat, hilfreich in die Hände. So konnte sich die sittliche Erneuerung und der feste Anschluß der jüdischen Israeliten an die Heimat ihrer ersten Freiheiten stetig vollziehen. Den Impuls dazu gegeben, das Werk der großen Revolution, wenn auch in einem ihr heterogenen Geiste weitergeführt zu haben, ist Napoleons Verdienst gewesen.

Paris. J. T. von Eckardt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. und 12 Pf. Bestellgeld vierteljährlich bei der Post.

Extra-Nummer. | Berlin, 29. Dezember 1906. | 16. Jahrgang.

Mitteilungen

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

Zum Vierteljahrswechsel

bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen“ zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.

Exemplare der „Mitteilungen“ stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.

Zu den Reichstagswahlen.

Der Aufmarsch der Parteien hat begonnen, die Aufstellung der Kandidaten ist zum größten Teil bereits erfolgt. Die Wahlaufrufe der **Antisemiten** aller Schattierungen haben das eine gemeinsam, daß in ihnen die antisemitische Tendenz verschwiegen wird. Daraus ist natürlich nicht etwa der Schluß zu ziehen, daß die Antisemiten sich bekehrt und ihre Endziele aufgegeben haben, sondern daß sie zum Zweck des Stimmenfangs während der Wahlcampagne es für zweckmäßig halten, nicht mit offenem Visier zu kämpfen. Um so mehr angebracht ist die Mahnung, diesen Demagogen gehörig auf die Finger zu sehen und vor ihnen zu warnen.

Ganz besonders prahlerisch geberden sich die Antisemiten Liebermann'scher Richtung; sie tun so, als hätten sie schon ein Dutzend neuer Mandate in der Tasche. Ihr Uebermut bekundet sich auch in der Art und Weise, wie sie über andere Parteien sich äußern. So wird in ihrem Hauptorgan den Parteigenossen empfohlen, in allen Fällen, wo ihnen das Schicksal die „Wahl zwischen Rot und Blutrot“ stellen wird, keine Partei zu ergreifen, d. h. sich auch dort der Wahl zu enthalten, wo andernfalls durch das Eintreten für den Freisinnigen dieser über den Sozialdemokraten siegen könnte. Dieser Rat wird damit begründet: „Der Weg zur Gesundung unserer deutschen politischen Verhältnisse führt nur über die Trümmer des entschiedenen Liberalismus.“ — Hoffentlich trägt diese Offenheit dazu bei, so manchem entschieden Liberalen in der Stichwahl die Stellungnahme gegen eine antisemitische Kandidatur zu erleichtern.

Daß die Antisemiten auch in Wahlkreise der **Konservativen** einbrechen, hat diese arg verschnupft. Die „Konservative Korrespondenz“ beklagt sich bitter über solche „Quertreibereien“, indem sie schreibt:

„Man wird dieser Wiederholung des alten Spieles mit rücksichtsloser Entschiedenheit und mit großer Schnelligkeit entgegentreten müssen. Gerade bei dieser Wahl, in der es gilt, Kräfte zu sammeln, nicht sie zu zersplittern, könnten die Antisemiten beweisen, daß sie ihre Aufgabe verstehen und sie in richtigem Sinne zu lösen trachten. Durch den Einbruch in konservative Kreise wird nur der Sozialdemokratie Vorteil geboten. Wenn die Antisemiten dagegen ihre Kraft einsetzen möchten, um den Sozialdemokraten Wahlkreise abzunehmen, so werden sie sich Dank und Anerkennung erwerben. Dann würden auch die Konservativen ihnen gern zur Seite stehen.“

Wie sie den Antisemiten schon so oft zur Seite gestanden haben, fügen wir hinzu.

Die **Deutsche Mittelstandsvereinigung**, die es liebt sich in ein unparteiisches Gewand zu hüllen und auch in ihrem Wahlaufruf sagt: „Wir haben von Anfang an keine neue politische Partei bilden wollen und wollen das auch jetzt nicht“ — präsentiert sich als Schutztruppe der Antisemiten. Sie hat folgende Kandidaten nominiert:

Danzig: Lehrer Berg-Heinersdorf. Stettin: Kaufmann Sepke-Stettin. Kalbe-Aschersleben: Tischlermeister Raharbt-Berlin. Halberstadt: Generalsekretär Eisenträger-Hannover. Meiningen: Verleger Wegner-Dt. Wilmersdorf. Wanzleben: Bäckermeister Rieseberg-Quedlinburg. Greiz: Prof. Dinger-Jena.

Sepke-Stettin ist zugleich Kandidat des antisemitischen Deutschen Volksbundes und die Kandidaten in Kalbe-Aschersleben, Wanzleben und Halberstadt haben erklärt, daß sie im Falle ihrer Wahl sich der Wirtschaftlichen Vereinigung anschließen werden. Ferner erläßt zugunsten des antisemitischen Kandidaten Lattmann in Kassel der Obermeister Raharbt für den Zentralvorstand der Mittelstandsvereinigung eine Erklärung, worin alle Mitglieder ersucht werden, für die Wiederwahl Lattmanns mit allen Mitteln zu wirken. Nach alledem wird man gut tun, diese Leute mit derselben Entschiedenheit zu bekämpfen, wie ihre Schützlinge.

Ergebnisse der Wahlen von 1903 und der Nachwahlen in den zuletzt antisemitisch vertreten gewesenen Wahlkreisen.

Schlochau-Flatow:
- Antis. 6956
- Pole 5194
- Zentrum 2875
- Nationallib. 2550
- Stichwahl: Antis. 13298
- Pole 7617

Arnswalde-Friedeberg:
- Antis. 6137
- Soz. 3170
- Bund d. L. 2537
- Freis. Ver. 593
- Stichwahl: Antis. 10530
- Soz. 3080

Ost- und West-Sternberg:
- Kons. 5920
- Antis. 4820
- Soz. 1582
- Stichwahl: Antis. 7256
- Kons. 5950

Hersfeld-Rotenburg-Hünfeld:
- Antis. 5577
- Zentr. 3299
- Kons. 2938
- Soz. 1300
- Stichwahl: Antis. 8829
- Zentr. 4334

Bautzen-Kamenz:
- Antis. 10637
- Soz. 9191
- Freis. 1967
- Zentr. 1742
- Stichwahl: Antis. 15478
- Soz. 11333

Zschopau-Marienberg:
- Soz. 10156
- Antis. 5986
- Kons. 4316
- Stichwahl: Antis. 11956
- Soz. 10986

Fritzlar-Homberg-Ziegenhain:
- Antis. 6767
- Kons. 2190
- Soz. 644
- Zentr. 352

Kassel-Melsungen:
- Soz. 14548
- Antis. 7778
- Nationallib. 7629
- Zentr. 784
- Nationalsoz. 163
- Stichwahl: Antis. 16703
- Soz. 15813

Eschwege-Schmalkalden:
- Soz. 5832
- Antis. 4559
- Freis. Volksp. 4089
- Reichsp. 3519
- Stichwahl: Antis. 9805
- Soz. 7516

Rinteln-Hofgeismar:
- Deutschsoz. Antis. 6048
- Soz. 3907
- Ref. Antis. 1835
- Nationallib. 1367
- Zentr. 1043
- Stichwahl: Deutschsoz. Antis. 9098
- Soz. 4498

Eisenach-Dermbach:
- Soz. 6886
- Antis. 4045
- Nationallib. 2780
- Freis. Volksp. 2698
- Zentr. 1014
- Stichwahl: Antis. 8493
- Soz. 7409

Pyritz-Saatzig-Stargard:
- Kons. 7785
- Antis. 4501
- Freis. Ver. 3469
- Soz. 2277
- Stichwahl: Antis. 8571
- Kons. 7963

Siegen-Wittgenstein-Biedenkopf:
- Antis. 14191
- Nationallib. 9480
- Zentr. 2976
- Soz. 1258

Dillenburg-Herborn:
- Nationallib. 4733
- Antis. 4326
- Zentr. 4097
- Bund d. L. 1526
- Soz. 1312
- Freis. 809
- Stichwahl: Antis. 9337
- Nationallib. 7228

* * *

Im Wahlkreise **Schlochau-Flatow** wird der ernstliche Versuch gemacht, den Antisemiten Böckler zu verdrängen. Die Liberalen beschlossen, für den konservativen Landtagsabg. Wilckens einzutreten, nachdem die Konservativen sich bereits erklärt hatten, im Wahlkreise Memel-Heydekrug den Liberalen zum Siege zu verhelfen. Es wird großer Anstrengungen bedürfen, um Böckler, einen der zungenfertigsten und skrupellosesten antisemitischen Agitatoren das Mandat zu entreißen.

* * *

Im Wahlkreise **Pyritz-Saatzig** kandidieren der bisherige antisemitische Abg. Kröfell, seitens der Liberalen Dr. Brettscheidt-Berlin, seitens der Konservativen der Gutsbesitzer v. Puttlitz-Barskewitz.

Von Herrn Kröfell behauptet das „Pyritzer Kreisblatt", daß am Tage der Reichstagsauflösung, also am 13. Dezember, der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg, „der Fraktions-Vorsitzende der Wirtschaftlichen Vereinigung, in Gegenwart von Zeugen dem bisherigen Abgeordneten Kröfell erklärt habe, daß Herr Kröfell sich nicht mehr als zur Wirtschaftlichen Vereinigung gehörig betrachten dürfe und daß er selbst im Falle einer Wiederwahl, niemals wieder in die Wirtschaftliche Vereinigung aufgenommen werden würde.";

Hierauf erwidert das Kröfellsche Organ, der „Mittelstand":

„Glatt gelogen ist wie der einmal die kurz und bündige Nachricht des Kreisblattes, daß der Reichstagskandidat Herr Kröfell der Wirtschaftl. Vereinigung im Reichstage nicht mehr angehören werde. In diesem Sinne ist auch nicht ein Wort von irgendeinem Herrn geäußert worden, der zu dieser Fraktionsgruppe gehörte, die sich überhaupt erst wieder nach Zusammentritt des neuen Reichstages bildet. Der letzte Herr, der in dieser Fraktion maßgebend sein könnte, ist Herr Liebermann von Sonnenberg. Deshalb kann er Briefe an Herrn von Wangenheim schreiben soviel er Lust hat. Selbstredend ist es, daß wir uns von Herrn Liebermann von Sonnenberg Aufklärung erbitten, mit welchem

Rechte er sich als maßgebende Stelle aufspielt in einem Falle, in welchem er ausgerechnet soviel Rechte besitzt wie Kröfell auch, und er wird jedenfalls selbst hübsch abwarten, ob die Zusammensetzung der Wirtschaftlichen Vereinigung derart sein wird, daß ihm noch einmal die Ehre und das Vertrauen zu teil wird, den Vorsitzenden abzugeben."

Dazu bemerkt das „Pyritzer Kreisblatt":

„Mit dem glatten Abstreiten ist der Ausschluß nicht aus der Welt zu bringen, denn der Ausschluß ist vor mehreren Reichstagsabgeordneten als Zeugen geschehen. Bezeichnend ist aber, daß Herr Kröfell sich durch ein Extrablatt seines Organs selbst wieder als „Kandidat der Wirtschaftlichen Vereinigung" proklamierte, trotzdem diese Wirtschaftliche Vereinigung mit Herrn Kröfell nichts mehr zu tun haben will. Ebenso sind im übrigen die Deutschsozialen, die deutschsoziale Reformpartei, der Deutsche Volksbund, die Christlichsozialen, der Bund der Landwirte und die deutsche Mittelstands-Vereinigung mit der Kandidatur Kröfell nicht einverstanden und haben ihn nicht aufgestellt. Keine politische Parteirichtung will mehr von Herrn Kröfell etwas wissen und ist er also nicht berechtigt, sich als Vertreter des Mittelstandes, der Landwirtschaft und der nationalen Arbeiterschaft aufzuspielen, denn er vertritt nur seine eigenen Interessen, und das Reichstags-Mandat soll nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit dienen. Dafür sind aber hoffentlich die Wähler des Wahlkreises Pyritz—Saatzig ein zweites Mal nicht zu haben."

Wie die „Stargarderztg." erfährt, werden die gegen Kröfell schwebenden Prozesse einen weiteren Aufschub erleiden, da Herr Kröfell eine Reise nach London antritt, um seine Hochzeit zu feiern."

* *

In **Oels-Gr. Wartenberg** wird, wie man uns von dort mitteilt, um das Erbe des Herrn von Kardorff anscheinend ein heißer Kampf entbrennen. Herr von Kardorff will aus Altersrücksichten nicht mehr kandidieren; der Wahlkreis dürfte der Reichspartei damit verloren sein; denn von den rechtsstehenden Parteien macht der Bund der Landwirte ernstlichen Anspruch auf ihn. Die Bündler waren auch bereits als erste mit einem Kandidaten auf dem Plane. Sie nominierten den Vorsitzenden der Oelser Ortsgruppe des Bundes, den Gutsbesitzer und Hauptmann a. D. Euen als Kandidaten. Euen kann aber nur auf Stimmen aus direkten Bündlerkreisen rechnen. Selbst im Oelser Kreise ist er wenig bekannt, und im Wartenberger Kreise kennt ihn kein Mensch. Den hochkonservativen Kreisen ist er nicht recht genehm, und diese tragen sich mit dem Gedanken einer konservativen Sonderkandidatur. Auch das Zentrum ist im Wahlkreise stark vertreten. Es erlangte bei der vorigen Wahl 3044 Stimmen gegenüber 7176 Stimmen, die auf Herrn von Kardorff und 3669 Stimmen, die auf den reformerischen Antisemiten Strumpf fielen. Freisinnige und Sozialdemokraten erhielten 656 und 984 Stimmen, sie hatten den Wahlkreis nicht im geringsten bearbeitet. Der Antisemit kam in die Stichwahl mit Herrn von Kardorff, aus der letzterer als Sieger hervorging.

Die Antisemiten hatten sicher gehofft, den Wahlkreis zu erringen und eine eifrige Agitation entfaltet. Von Dorf zu Dorf zogen ihre Agitatoren und suchten den hier verschiedentlich zu Tage tretenden Gegensatz zwischen Groß- und Kleingrundbesitz für ihre Zwecke auszubeuten. So kamen sie in die Stichwahl, obgleich die Bevölkerung des Kreises nichts weniger als antisemitisch gesinnt ist. Zahnarzt Strumpf kandidiert wieder, aber — und das ist der Humor bei der Sache — diesmal für die Deutschsozialen, zu denen er inzwischen mit seinem Berliner Verein mit fliegenden Fahnen übergegangen ist. Ob sich die Reformer diesen Einbruch in ihren „Besitzstand" so ohne weiteres gefallen lassen werden? Die Frage, ob eine antisemitische Doppelkandidatur dem Wahlkreise blühen wird, wird erst in den nächsten Tagen gelöst werden.

Jedenfalls befinden sich auch die Deutschsozialen in einer üblen Lage, da sie hier gegen ihre sonstigen Freunde vom Bund der Landwirte vom Leder ziehen müssen.

* *

Die **Christlichsozialen** haben außer in Siegen, wo Stöcker, und in Dillenburg, wo Dr. Burckhardt wieder kandidiert, in Wetzlar-Altenkirchen den Generalsekretär Franz Behrens aufgestellt. In diesem Wahlkreise wurden 1903 abgegeben: 5143 nationallib., 6192 Zentr., 3901 antis., 3828 kons., 3106 soz. Stimmen. In der Stichwahl siegte der nationalliberale Kandidat Krämer mit 14 330 Stimmen über den Zentrumskandidaten, der 6853 Stimmen erhielt. — Mit Stöcker konkurrieren dieses Mal der nationalliberale Gewerke Kreutz, der freisinnige Arbeitersekretär Ziegler und der Sozialdemokrat Kremser.

* * *

Die **Münchener** Antisemiten werden auf den Rat ihres Führers Wenng Gewehr bei Fuß stehen, das heißt, sich an dem Wahlkampfe nicht beteiligen.

Stimmungsbild aus Thüringen.

Gegen das schwarzrote Kartell, gegen Zentrum und Sozialdemokratie, lautet die Wahlparole der Regierung. Die Antisemiten aller Schattierungen jubeln! Sie können wie die „Mitteilungen" in ihrem Wahlaufruf sehr richtig ausführten, im Trüben fischen. Sie machen auch bereits hiervon nach Kräften Gebrauch und schlagen aus der für sie so günstigen Situation allenthalben Kapital. Nicht oft genug und nicht laut genug kann daher die Warnung erschallen: Bekämpft die Antisemiten und ihre reaktionären Hintermänner! Diesmal hoffen die konfessionellen Hasser einen ganz besonders großen Fisch- und Beutezug zu tun, das geht aus der Zahl der aufgestellten Kandidaten und der Inszenierung des Wahlkampfes ganz deutlich hervor. Der Kampf gegen das Zentrum soll ihnen den Kampf gegen die Juden decken. Die Einigungsbestrebungen, die sich überall geltend machen, finden unter den antisemitischen Gruppen besonderes Entgegenkommen. Sie sind ja schon längst ein Herz und eine Seele mit den die Volksnahrungsmittel verteuernden Agrariern, mit den verkehrsfeindlichen extremen Konservativen. Bei den Abstimmungen im Reichstag werden die Antisemiten je nach Bedarf von den Agrariern und Konservativen geschoben. Mit Leib und Seele sind die Antisemiten bald Agrarier, bald Konservative und fühlen sich ganz als Schuldner der extremsten Reaktion. Das hindert sie aber nicht, in konservative Wahlkreise einzubrechen, denn den Antisemiten ist nichts heilig, für den Profit handeln sie den Freund ein. Nicht eindringlich genug kann daher an alle wirklich liberalen, volksfreundlichen Parteien die Mahnung gerichtet werden:

„Front gegen die Antisemiten!"

In Thüringen ist die Wahlsituation noch wenig geklärt. Die liberalen Einigungsbestrebungen sollten erst im nächsten Jahre zur Frucht reifen. Jetzt bedarf man ihrer plötzlich in den Anfangsstadien der Entwickelung. Mit rastloser Eile müssen die neugeeinten Organisationen ausgebaut werden und Abkommen in den einzelnen Wahlkreisen getroffen werden. Thüringen ist antisemitisch durchfeucht und

die taktischen Erwägungen sind daher besonders für den entschiedenen Liberalismus nicht immer sehr einfach. Trotzdem darf man mit dem Erfolg der Einigungsbestrebungen im Liberalismus im großen und ganzen zufrieden sein. Die Zeit vor Weihnachten und Neujahr ist sowohl für den Wahlkampf, als auch für die Agitation wenig geeignet gewesen. Die einzelnen Parteien haben aus dieser sehr zutreffenden Erwägung heraus in den Tagen vor Weihnachten ihre Vorbereitungen für die Januarcampagne 1907 getroffen und alles klar zum Gefecht gemacht. Nicht so die Antisemiten. Sie benutzen selbst die Christwoche dazu, um in Versammlungen ihr Gift gegen die Juden zu verspritzen. In Hamburg wurden in fieberhafter Eile die Hetzschriften und Flugblätter hergestellt, die zu den Weihnachtstagen in Massenauflagen unter die Bevölkerung verteilt wurden. Trotz konservativer, trotz agrarischer Beihilfe in finanziellen Beklemmungen scheint der Wahlschatz, den die Antisemiten prahlerisch stets als sehr groß bezeichneten, nicht weit her zu sein. Die deutschsozialen Antisemiten haben denn auch ihren Anhängern im Lande — angeblich 11 000 — eine Weihnachtsüberraschung geboten, indem sie die Beiträge um eine Mark erhöhten. Aufgestellt werden die Kandidaten, wie es den Hamburger Machern beliebt, wer sie gerufen, weiß man nicht, sie sind eben da und reden mit, führen das große Wort. Sind die Aussichten faul, so verlegen sie sich aufs Schachern. Das verstehen sie aus dem ff. Für die liberalen Parteien ist es natürlich unmöglich, mit den antisemitischen Mandatschacherern zu verhandeln, aber die rechtsstehenden Parteien verhandeln überall mit den Antisemiten, dabei von der irrigen Ansicht ausgehend, der Antisemitismus werde aus dem Wahlkampf allenthalben als Sieger hervorgehen und in Thüringen die führende Rolle spielen, die er einst im Königreich Sachsen hatte. Das sind sehr törichte Illusionen. Es ist eher anzunehmen, daß ihm ein Wahlkreis verloren geht; mit Bestimmtheit kann man schon heute sagen, wenn nicht ganz seltsame Dinge hinter den Coulissen passieren, wird keiner der aufgestellten Kandidaten in Wahlkreisen, die bisher nicht antisemitischer Besitzstand waren, in die Stichwahl kommen. Es handelt sich also, aller Voraussicht nach, um Zählkandidaturen, die nur der Ausbreitung der kulturfeindlichen Bestrebungen der Antisemiten dienen sollen. Wir können mit Ziffern dienen. In Erfurt besitzt die deutschsoziale Partei 20 Anhänger, wozu am 7. November, nach einer Henningsfenversammlung noch 17 deutschnationale Jünglinge kamen. 37 Antisemiten, die z. B. noch nicht einmal das wahlberechtigte Alter haben, maßen sich an, in einem Wahlkreis, der ca. 45000 Wähler hat, einen Kandidaten aufzustellen. Aehnlich wie in Erfurt, verhält es sich in Weimar und in Jena.

Für die thüringischen Wahlkreise ist nun folgendes liberale Kartell geplant, das bis zum 1. Januar 1907 perfekt sein soll. Die Nationalliberalen verpflichten sich in den Wahlkreisen Schmalkalden-Eschwege, Weimar-Apolda, Gotha und Sonneberg, (zweiter meiningischer Wahlkreis), im ersten Wahlgang sofort für den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei, bezw. Freisinnigen Vereinigung zu stimmen, während sich die vereinigten freisinnigen Parteien bereit erklären, in den Wahlkreisen Eisenach, Jena, Erfurt und Altenburg mit den Nationalliberalen gemeinsam vorzugehen. Dieses Abkommen ist von den liberalen Parteiführern der acht Wahlkreise, (es waren Vertreter aller liberalen Parteien anwesend), im Einverständnis mit den Parteileitungen in Berlin, vorläufig unverbindlich getroffen worden. Das Zustandekommen würde eine wesentliche Grundlage für den Kampf gegen den Antisemitismus bilden.

Im einzelnen ist die Wahlsituation, soweit sie sich zur Zeit übersehen läßt, in den einzelnen Wahlkreisen für den Kampf gegen die Antisemiten nicht ungünstig.

Im Wahlkreis Eisenach-Dermbach kandidiert der Verbandsvorsteher des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, Wilhelm Schack. Im vergangenen Jahre kandidierte der gleiche Herr unter der Lügenflagge: „vereinigte nationale Parteien." Das Wörtchen „national" scheint, seit der Reichstagsauflösung, bei den Antisemiten im Kurse gesunken zu sein, denn jetzt hißt man sogar eine sechsfarbige Fahne, die an Buntheit nichts zu wünschen übrig läßt. Angeblich ist Herr Schack von folgenden Parteien im Wahlkreis Eisenach aufgestellt: „1. Wirtschaftliche Vereinigung; 2. Deutschsoziale Partei; 3. Christlichsoziale Partei; 4. Bund der Landwirte; 5. Deutsche Mittelstandsvereinigung; 6. Nationaler Arbeiterwahlausschuß." Diese Liste verzeichnet der Reklameaufruf, der zugunsten Schacks in der Presse losgelassen wird. Hierzu ist zu bemerken, daß der Nationale Arbeiterwahlausschuß im Wahlkreis vollständig unbekannt ist und demnach ein Fantasiegebilde der Antisemiten vorstellt. Die Deutsche Mittelstandsvereinigung zählt im Wahlkreise nach unseren Informationen, sage und schreibe — ein Mitglied —, also wiederum Humbug und Sand in die Augen. Anhänger der christlichsozialen Partei sind politisch versierten Kreisen Eisenachs gleichfalls völlig unbekannt, aber die Möglichkeit, daß ein Stöckersches Schäfchen da oder dort im Wahlkreis existiert, soll dahingestellt bleiben. Demnach bleibt nichts anderes übrig, als die Interessenverbindung der Reaktion, als deren würdiger Apostel Schack wieder auf den Schild erhoben wurde. Seine Reklamemanöver werden diesmal im Wahlkreis wenig Eindruck machen, denn die Schackschen Versammlungen sind sowohl von den Sozialdemokraten, als auch den bürgerlichen Parteien, wegen ihres rüden Tones boykottiert. Die bürgerlichen Parteien haben sich diesmal vereinigt. Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung und Nationalliberale stellen gemeinsam einen Linksliberalen auf, der gegen Schack und den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten, Parteisekretär Leber kandidiert. Es ist also alles vermieden, was zur Zersplitterung der bürgerlichen Parteien führen könnte und man sieht den Hetzereien der Antisemiten diesmals in Bürgerkreisen mit Ruhe und Gelassenheit entgegen.

Im Wahlkreis Weimar-Apolda sind die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen, die zwischen den beiden freisinnigen Parteien und den Nationalliberalen schweben. Aller Voraussicht nach wird auch in Weimar das große liberale Kartell perfekt werden und die Nationalliberalen werden hier der Freisinnigen Volkspartei die Wahl eines Kandidaten überlassen. In Aussicht genommen ist der Nürnberger Schulinspektor Weiß, der ehemalige Reichstagsabgeordnete, ein schlagfertiger Redner, der mit der jüngsten antisemitischen Leuchte, dem Kandidaten der deutschsozialen Antisemiten und Konservativen für Weimar, Amtsrichter Gräf nach Gebühr verfahren dürfte. Gräf ist ein extremer Agrarier, der keine Ahnung von den Interessen des deutschen Bürgertums hat, dafür aber ein eifriger Verfechter der Grenzsperre für ausländisches Schweinefleisch ist. Bei den weimarischen Landtagswahlen jagte der antisemitische Amtsrichter mit einem Gesinnungsgenossen um die Wette nach einem Mandat, um dann schließlich mit diesem gemeinsam glänzend durchzufallen. Es ist große Aussicht vorhanden, daß sich Gräf auch in der Residenzstadt Weimar als dauerhafter Durchfallskandidat bewährt. Die Sozialdemokraten, deren Kandidat Baudert bisher den Wahlkreis vertreten hat, werden Gräf die bisher unwidersprochene Tatsache vorhalten, daß er sowohl wie seine Freunde Schack und v. Richthofen erklärt haben, energisch für einen

Ausfuhrzoll auf Kali einzutreten. Nun ist Kali aber im Großherzogtum Sachsen-Weimar der Hauptausfuhrartikel und die Kaliindustrie würde durch den Antrag der Wirtschaftlichen Vereinigung, auf den diese sich bereits festgelegt hat, empfindlich geschädigt werden. Die Antisemiten sind demnach, das liegt jetzt klar auf der Hand, die denkbar ungeeignetsten Vertreter für Weimar und Eisenach.

Im Wahlkreis Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück, den zuletzt der Nationalliberale Hagemann vertrat, haben die Antisemiten den Hallenser Professor Suchsland aufgestellt. 1903 erhielten die Antisemiten in diesem Wahlkreis 4313 Stimmen, die Konservativen 5424 Stimmen. Damit die Antisemiten diesmal ganz sicher gehen, haben sie einen maskierten Kandidaten aufgestellt. Das ebenso plumpe, wie dreiste Manöver ist geglückt. Suchsland, ein ausgesprochener Deutschsozialer ließ sich von den Konservativen aufstellen, die Deutschsozialen schlossen sich ganz unschuldig diesen an, nachdem sich bereits die Bündler für den „Konservativen" Suchsland ausgesprochen hatten. Hoffentlich gelingt es, die Nationalliberalen mit den Freisinnigen auch in Erfurt zu einen; gemeinsam brachten sie 1903 6687 Stimmen auf, würden also bei Wahrung ihrer Stimmenzahl auch diesmal in die Stichwahl kommen. Suchsland erklärte in einer Erfurter Versammlung, er werde gegen den semitischen Einfluß ankämpfen, wo dieser sich nur breit zu machen wage.

Ueber die anderen thüringischen Wahlkreise und den Wahlkampf unter der veränderten Situation: „Antisemitismus contra geeintes Bürgertum" wird nach Neujahr, wenn der eigentliche Wahlkampf begonnen hat, mehr zu berichten sein. L.

Aus Kurhessen

wird uns geschrieben:

1907 ist für den hessischen Antisemitismus ein Jubiläumsjahr. Vor 20 Jahren, im Jahre 1887, eroberte zur großen Ueberraschung weiter politischer Kreise der Marburger Bibliothekassistent Dr. Böckel den Wahlkreis Marburg-Kirchhain-Frankenberg mit starker Mehrheit im ersten Wahlgange. Der Kreis war vorher konservativ vertreten. Der konservative Druck hatte bis dahin die Bevölkerung in ihrer Rückständigkeit zu erhalten gewußt und Böckels demokratische Agitation wurde wie eine Befreiung begrüßt. Denn neben aller verwerflichen antisemitischen Hetze war Böckel durch und durch Demokrat und seine konservativen Gegner schalten ihn mit demselben Eifer einen Sozialdemokraten, wie das heute die Antisemiten in Hessen mit den Liberalen tun. Das kennzeichnet am besten die Entwickelung, die hier der Antisemitismus durchgemacht hat. Die Ueberreste des demokratischen Antisemitismus, die Reformer, sind bis zur Stunde mit einem Wahlaufruf überhaupt noch nicht erschienen. Und wenn sie noch kommen, so bedeutet das nichts als ein Todeszucken des Antisemitismus von 1887. Wahrscheinlich wird den Reformern auch der letzte kurhessische Kreis, den sie gegenwärtig innehaben, verloren gehen. Es ist das Hersfeld-Rotenburg, den Werner vertritt. Herr Werner hat den hellen Zorn Liebermann v. Sonnenbergs erregt, indem er in Rinteln-Hofgeismar für die Reformerkandidatur Helmerich bei der jüngsten Nachwahl sich — allerdings mit beispiellosem Mißerfolg — ins Zeug legte. Andere Leute würde ein Reinfall, wie ihn Herr Werner und die Reformer in Rinteln-Hofgeismar erlebten, milde stimmen. Herrn Liebermanns Charakter füllt aber die reinste aller menschlichen Freuden, die Schadenfreude, nicht aus. Er holt zum Todesstoße gegen die verhaßten Reformer aus und Herr Werner, der seiner Diäten kaum froh geworden, sieht sein Mandat durch den Intimus Liebermanns, den Rittergutsbesitzer Franz v. Bodelschwingh-Schwarzenhasel aufs schwerste bedroht. Herr v. Bodelschwingh nennt sich zwar konservativ, doch tritt er immer in Gemeinschaft mit den deutschsozialen Kämpen auf. Und was den Antisemitismus Bodelschwinghs betrifft, so ist Herr Werner gegen Bodelschwingh ein Waisenknabe. Auf Herrn v. Bodelschwingh wurde einmal das Wort geprägt, er leide an „chronischem Judenverfolgungswahnsinn" und tatsächlich wird dieser Edelste der Nation in seinen antisemitischen Ausfällen höchstens durch den Grafen Pückler oder den antisemitischen Kandidaten für Marburg, Dr. Böhme, übertroffen. Daß sich Herr v. B. konservativ nennt, nimmt Herr Liebermann nicht übel. Es ist ihm im Gegenteil angenehm. So kann er am besten ableugnen, daß seine deutschsoziale Partei die Abwürgung der Reformer besorgt. Im Grunde ist ja auch „konservativ" und „deutschsozial" in Kurhessen dasselbe. Kläglicher als die hessischen Konservativen hat wohl selten eine Partei ihr Harakiri vollzogen. 1903 standen die Konservativen noch im Marburger Kreise mit 4900 Stimmen an der Spitze aller politischen Parteien. In Liebermanns Kreise verfügten sie noch über eine respektable Minderheit. Jetzt verzichten sie überall von vornherein zugunsten der Antisemiten Liebermannscher Farbe. Selbst der inferiore bündlerische Erbeamte Dr. Böhme in Marburg wird von den Konservativen im ersten Wahlgange unterstützt. Wenn Herr v. Liebermann auch die bündlerischen und junkerlichen Geschäfte mit gleichem Eifer wie ein Konservativer besorgt, so sollte doch den Konservativen seine und seiner Trabanten Agitation genierlich sein. (Ueber diese wird nach der Wahl noch ein besonderes Kapitel nötig sein.) Aber nichts von alledem. In ganz Hessen ist der deutschsozial-antisemitische Kandidat zugleich der konservative: in Kassel-Melsungen der seitherige Abgeordnete Lattmann; in Homberg-Ziegenhain Liebermann v. Sonnenberg; in Rinteln-Hofgeismar der erst kürzlich anstelle des verstorbenen Grafen Reventlow gewählte Bürgermeister Herzog; in Eschwege-Schmalkalden Herr Raab, der sein Mandat schon vor der Reichstagsauflösung einbüßte, in Waldeck Oberlandesgerichtsrat v. Richthofen und in Marburg-Kirchhain der Agitator Dr. Böhme.

1887 eroberte Dr. Böckel von den Konservativen den ersten Kreis (Marburg). Später wurden den Konservativen noch Homberg und Hersfeld abgenommen.

1907 erklären die Konservativen sich im ersten Wahlgange für die Antisemiten. Herr v. Liebermann hat den Antisemitismus konservativ gemacht und die Konservativen haben das Genieren vor den antisemitischen Agitationsmethoden verlernt. Vereint wird jetzt marschiert, vereint geschlagen und vereint hofft man zu siegen.

Ob sich die antisemitischen Siegeshoffnungen erfüllen werden?

Es muß leider mit großem Bedauern konstatiert werden, daß die in diesen Blättern immer befürwortete loyale Verständigung der liberalen Parteien über alle Kreise, in denen ein Antisemit kandidiert, in Kurhessen und Waldeck nicht befolgt wird. In Waldeck und Marburg wollen die Nationalliberalen die freisinnigen Besitzstände durch Sonderkandidaturen gefährden. In Waldeck haben sie bereits den früheren Abg. Dr. Boettcher aufgestellt, in Marburg ist eine nationalliberale Kandidatur erst angekündigt. Wahrscheinlich werden jetzt die Freisinnigen in Kassel vorgehen und damit den nationalliberalen Kandidaten Schröder um seine Stichwahlchancen bringen.

Trotz der nationalliberalen Quertreiberei in Waldeck und Marburg steht zu hoffen, daß diese beiden Kreise durch die bisherigen freisinnigen Vertreter Dr. Potthoff und v. Gerlach gehalten werden. Die Antisemiten haben in beiden Kreisen zwar fieberhaft gearbeitet, doch war man

auch auf liberaler Seite nicht müßig. Umso mehr ist in anderen Kreisen von liberaler Seite versäumt worden. In Rinteln-Hofgeismar und Eschwege-Schmalkalden wäre bei zielbewußter Arbeit und geschlossenem Vorgehen der Liberalen sehr wohl etwas zu erreichen. Das letztere soll zwar in beiden Kreisen geschehen, aber die Antisemiten haben durch ihre rastlose Arbeit einen großen Vorsprung, sodaß nicht sicher ist, ob sie diesmal schon von dem Bewerber der vereinigten Liberalen geworfen werden. Herr Lattmann wird in Kassel einen schweren Stand haben. Auch wenn er noch einmal zur Stichwahl gelangen sollte, dürfte ihm der Sieg kaum zufallen. Es wird sowieso von wenig Stimmen abhängen, ob der Sozialdemokrat nicht im ersten Wahlgange siegt. Ob Herrn Liebermanns Schwalmer Bauern die ihnen angeblich von Herrn v. Liebermann nachgesagte Hundetreue bewahren werden, soll wegen der anderen ihnen ebenfalls von Herrn v. Liebermann nachgesagten Eigenschaft etwas zweifelhaft geworden und es nicht ausgeschlossen sein, daß Herr v. Liebermann an „seinen Wählern" Ueberraschungen erlebt.

Mit der mit konservativer Hilfe verbundenen Unterstützung durch den amtlichen Wahlapparat wird es in Kurhessen den Antisemiten wahrscheinlich noch möglich sein, einige Kreise zu behaupten. Wäre es jedoch überall zu einer liberalen Verständigung und zeitig zu zielbewußter Arbeit gekommen, so würden wahrscheinlich die Antisemiten diesmal in Kurhessen von der politischen Bildfläche verschwunden sein. Sie fristen an ihrem 20jährigen Jubiläum ihre Existenz nur noch vom Gelde des Bundes der Landwirte, von der Unterstützung der Konservativen und von den Fehlern ihrer liberalen Gegner.

Im Großherzogtum Hessen

ist es 1903 dank dem Zusammengehen der Liberalen gelungen, die Wahlkreise Gießen und Alsfeld den Antisemiten zu entreißen. Dieses Mal ist eine solche Einigung leider nicht zustande gekommen.

Aus Darmstadt, 22. Dezember, wird der „Frankf. Ztg." darüber berichtet:

„Die Verhandlungen zwischen der nationalliberalen Partei und der freisinnigen Partei sind gescheitert. Der Landesausschuß der freisinnigen Partei für das Großherzogtum Hessen hatte in seiner Sitzung vom 16. Dezember beschlossen, mit dem Landesausschuß der nationalliberalen Partei wegen eines gemeinsamen Vorgehens in den hessischen Wahlkreisen in Verbindung zu treten. Der Landesausschuß der Nationalliberalen erklärte sich auf Anfrage zu Verhandlungen bereit. Nach einer kurzen Vorbesprechung zwischen Herrn Justizrat Gallus und Landtagsabgeordneten Dr. Osann fand am 19. Dezember eine Aussprache der Vertreter beider Parteien statt, deren Ergebnis in einem Schreiben des Herrn Justizrat Gallus an Herrn Dr. Osann in folgendem Sinne festgestellt wurde:

1. Die Nationalliberalen sind in Darmstadt-Groß-Gerau bereit, von einer eigenen nationalliberalen Parteikandidatur abzustehen und einen parteilosen, gemeinsamen Kandidaten vorzuschlagen, sie lehnen aber die Annahme des Herrn Pfarrer Karell als gemeinsamen Kandidaten unbedingt ab, ebenso Herrn Professor Harnack.

2. Die Nationalliberalen sind bereit, den Freisinnigen Besitzstand in Alzey-Bingen anzuerkennen und beanspruchen dagegen freisinnigerseits Anerkennung ihres Besitzstandes und Abstandnahme von einer eigenen Kandidatur in allen hessischen Wahlkreisen, in denen das Mandat zur Zeit von Angehörigen der nationalliberalen Partei ausgeübt wird.

Zur Fortsetzung der Beratung wurde eine zweite Zusammenkunft auf heute vereinbart. Am Vormittag frug Herr Dr. Osann bei Herrn Justizrat Gallus telephonisch an, ob dieser neue Vorschläge zu machen habe. Nachdem letzterer geantwortet, daß man freisinnigerseits an einer linksliberalen Kandidatur festhalten müsse, eventuell aber bereit sei, den Pfarrer Naumann anstelle von Korell aufzustellen, erklärte Herr Dr. Osann, daß auch dieser Vorschlag unannehmbar und damit eine Fortsetzung der Verhandlungen zwecklos sei. Von einer Verständigung in den übrigen hessischen Wahlkreisen erwähnte er nichts.

Hiernach ist festzustellen, daß die Freisinnigen zu einer Verständigung mit den Nationalliberalen für alle in Betracht kommenden hessischen Wahlkreise bereit waren, daß aber die Nationalliberalen zu einem billigen Abkommen nicht zu haben waren. Sie betrachteten offenbar die ganzen Verhandlungen nur unter dem Gesichtspunkte, unter allen Umständen zu verhüten, daß der Wahlkreis Darmstadt-Groß-Gerau dem Herrn Pfarrer Korell oder einem anderen ausgesprochenen Linksliberalen zufalle. Die Freisinnigen können in einem solchen Verhalten auch nicht den Schein eines aufrichtigen Willens auf der Seite der Nationalliberalen erblicken, ihnen entgegenzukommen, und sie überlassen damit der nationalliberalen Partei die volle Verantwortung für das Scheitern der Verhandlungen und die sich hieraus ergebenden Folgen. Die Freisinnigen werden nun also voraussichtlich in allen hessischen Wahlkreisen mit eigenen Kandidaturen vorgehen."

Mit Bezugnahme auf diese Korrespondenz erhält die „Frankf. Ztg." von dem Landesausschuß der nationalliberalen Partei Hessens die folgende Darstellung über den Verlauf der zwischen den Nationalliberalen und Freisinnigen geführten Verhandlungen:

„Die Vertreter der Landesausschüsse der freisinnigen und nationalliberalen Partei sind zu Verhandlungen über einmütiges Vorgehen in den hessischen Wahlkreisen zusammengetreten; damit sollte doch über ein einmütiges Vorgehen in allen hessischen Wahlkreisen verhandelt werden. Es erklärte aber der freisinnige Vertreter, Justizrat Gallus, in der Besprechung alsbald, daß von jeder Gemeinsamkeit die nationalliberal vertretenen Wahlkreise Worms und Friedberg ausgeschlossen seien; ein Eintreten für den Herrn von Heyl und Grafen Oriola finde nicht statt; auch in dem Wahlkreis Gießen behalte man sich vor, dem nationalliberalen Vertreter Heyligenstedt einen freisinnigen Kandidaten entgegenzustellen. Für den Wahlkreis Darmstadt müßte von den Nationalliberalen die Kandidatur des freisinnigen Herrn Pfarrer Korell oder einer anderen linksliberalen Persönlichkeit angenommen und in dem Wahlkreis Alzey solle der freisinnige Vertreter Schmidt-Elberfeld im ersten Wahlgange unterstützt werden. Dann lasse sich, meinte der freisinnige Vertreter, über die Unterstützung der Nationalliberalen in anderen Wahlkreisen verhandeln. Es wäre also lediglich Unterstützung der Nationalliberalen in den Wahlkreisen Alsfeld-Lauterbach und Bensheim-Erbach in Betracht gekommen. Trotz diesem sehr merkwürdigen Vorschlage ersuchten die Nationalliberalen die Freisinnigen im Interesse des Friedens um andere Vorschläge insbesondere auch bezüglich des Wahlkreises Darmstadt-Groß-Gerau. Die Freisinnigen blieben bei einer weiteren Unterhandlung zwischen den Vorsitzenden der Parteien darauf bestehen, daß in Darmstadt Pfarrer Korell oder etwa Pfarrer Naumann als Kandidat von den Nationalliberalen angenommen werden müsse."

Daß bei dieser Festhaltung der Freisinnigen an der Kandidatur Korell aber einer gleich links stehenden Persönlichkeit und dem Ausscheiden dreier nationalliberaler Wahlkreise aus dem Wahlbündnisse die Verhandlungen scheitern mußten, sei, so schließt die Zuschrift, klar, insbesondere, wenn man bedenke, daß in den Wahlkreisen Bensheim und Alsfeld, in denen Unterstützung in Aussicht gestellt wurde, der Freisinn keine oder doch nur wenige Anhänger habe.

Soweit die Auslassungen der Beteiligten. Sollte es wirklich nicht noch in letzter Stunde möglich sein, eine gemeinsame Aktion der Liberalen in die Wege zu leiten?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag, Berlin W., Steglitzerstr. 81
Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.